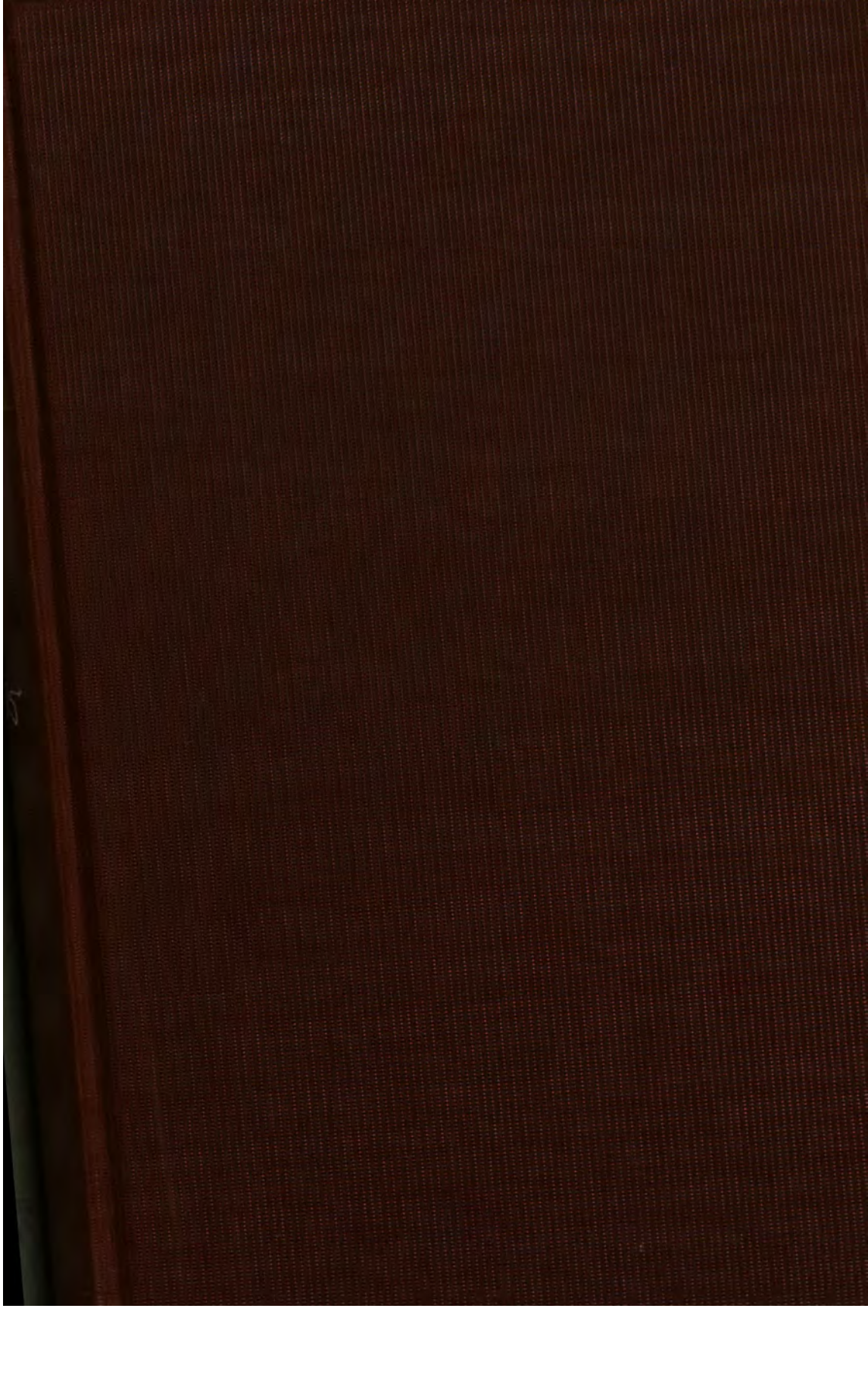


HX
6
N485



Cornell University Library
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE
JACOB H. SCHIFF
ENDOWMENT FOR THE PROMOTION
OF STUDIES IN
HUMAN CIVILIZATION
1918

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 206 968

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

*

Herausgegeben
von
Karl Kautsky

*

Fünfunddreißigster Jahrgang
Erster Band

Stuttgart 1917
Verlag und Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

*

Herausgegeben
von
Karl Kautsky

*

Fünfunddreißigster Jahrgang
Erster Band

Stuttgart 1917
Verlag und Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Inhalts-Verzeichnis.

(A bedeutet Artikel, N Notiz, R Rezension, die Zahlen geben die Seiten an.)

I. Krieg und Zeitgeschichte.

1. Der Weltkrieg.

A. Politisches.

a. Äußere Politik.

Austerlitz, Friedr., Kontra Heilmann. A 276
Bernstein, Eduard, Jean Jaurès, Vaterland und Proletariat. Mit Einführung von Engelbert Pernerstorfer. R 150
– Die Chemnitzer Fanfare. A . . . 225
– Das Friedensangebot. A 273
– Zur Fragestellung in der Vorgeschichte des Krieges. A . . 353 375
– Richtigstellung zur »Fragestellung«. N 416
– Eine englische Debatte üb. Kriegsziele. A 441
Blum, O., Comte de Fels, L'Imperialisme français. R 175
David, Eduard, Bernstein und die Schuldfrage. A 515 545 576
Heilmann, Ernst, Die »Emser Depesche« von 1914, fabriziert von französischen Sozialdemokraten. A 133 157
– Wider die französischen Kriegsfälscher u. ihren deutschen Schutzpatron. A 234
– Tres faciunt collegium. N . . . 342
Hofrichter, Ant., Teubners Kriegstaschenbuch. R 296
Kautsky, Karl, Die Wahrheit auf dem Marsch. A 169
– Nachwort zu Heilmann. N . . . 344
– Der imperialistische Krieg. A 449 475
Mehring, F., Friedensfragen. A 591 613
Spectator, Koloniale Zeitfragen. R 510

b. Innere Politik.

Blum, O., Gustav F. Steffen, Demokratie und Weltkrieg. R 31
Erler, Karl, Das Pathos des Weltkriegs. (Der deutsche Mensch.) A 435
Kautsky, Karl, Gemeinschaftsarbeit. A 290
Kautsky, Karl, Gemeinschaftsarbeit und Internationalität. A . 462
Kloth, E., Gemeinschaftsarbeit von Arbeitern und Unternehmern. A 268
— Nochmals Gemeinschaftsarbeit. A 411

c. Sozialdemokratie.

Bernstein, Ed., Das Manifest der Parteikonferenz zur Friedensfrage. A 33
Block, H., Dr. rer. pol. Richard Berger, Fraktionsspaltung und Parteikrisis in der deutschen Sozialdemokratie. R 223
Braun, Adolf, Nur Politik? A . 57
Cohen, Max, Wer ist der Verfälscher? A 189
Kautsky, Karl, Die Parteikonferenz. A 1
— In eigener Sache. N 78
— Mein Irrtum. A 216
— Sozialdemokratische Anschauungen über den Krieg vor dem jetzigen Kriege. A 297
— Neue sozialdemokratische Auffassungen vom Krieg. A 321
— Parteispaltung? A 489
— Sozialdemokratische u. nationalliberale Taktik. A 537
— Die Wendung zum Nationalsozialismus im Kriege. A 561
— Zwei Arbeiterparteien. A 585
Lipinski, Rich., Die Wirkung der Reichskonferenz. A 47
— Die Nachwahl in Grimma-Oschatz-Wurzen. A 405
Seidel, Rich., Mehr Demokratie in der Partei. A 428

B. Wirtschaftliches.

a. Allgemeines.

Braun, Ad., Dr. W. Troeltsch, Die deutschen Industriekartelle vor und seit dem Kriege. R 318
Marchionini, Karl, Der »starke« Kapitalismus. A 129
— Öffentliche Bewirtschaftung. A . 345
Spectator, G. Gothein, Deutschlands Handel nach dem Kriege. R 293

Spectator, Der Kapitalexport Deutschlands und Englands. A . 618
Werner, Ad., Wirtschaftliche Folgen des Abbruchs d. Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland. A 597

b. Handels- und Finanzpolitik.

Emil, K., Handelspolitische Fragen.
1. Die Zusammenbruchstheorie. A 5
2. Handelspolitische Diskussionen in Deutschland. Industrie und Agrarstaat. A 40
3. Das gewerkschaftl. Kriegsbuch. A 91
4. Weltmarkt u. nationaler Markt. Das Streben nach Autarkie. A 118
5. Gegenseitigkeit oder Gewalt als Mittel der Handelspolitik. A 141
6. Mitteleuropa. A 205
7. Die Handelspolitik d. Arbeiterklasse. A 241

c. Wirtschaftliche Lage.

Jäckel, Herm., Arbeit und Kapital in der Textilindustrie während des Krieges. A 192
Kreplin, Ernst, Die moderne Entwicklung der Industrie und die Arbeiter. A 21
Lipschütz, Alex., Prof. Dr. A. Binz, Die Rohstoffe des Wirtschaftsgebietes zwischen Nordsee und Persischem Golf. R 56
Meyer, Ernst, Oskar Stillich, Gehen wir einer Hochkonjunktur entgegen? R 270
Sp., Die Verarmung Europas. N . 607

C. Sozialpolitisches.

Drucker, S., Dr. Kaufmann, Krieg, Geschlechtskrankheiten und Arbeiterversicherung. R 487
Herzfeld, Joseph, Das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst. A 249
Kleeis, Friedr., Der Arbeiterschutz in der Kriegszeit. A 51
Mai, August, Geldwert der Menschenverluste. A 146
Meyer, Ernst, Zur Kriegsbeschädigtenfürsorge. N 631

D. Literatur.

Blum, O., Berta v. Suttner, Der Kampf um die Vermeidung des Weltkriegs. R 606
Erdmann, August, Amboß oder Hammer sein? A 503
Jenssen, O., Der Roman des Ultraimperialismus. Das Weltreich und sein Kanzler. A 508
Lessen, L., Franz Diederich, Kriegssaat. R 271

E. Kriegsgesetz.

Weinberg, S., Ernst Conrad, Das Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851. R . . 534

F. Philosophie.

P., F., Max Dessoir, Kriegspsychologische Betrachtungen. R 582

2. Amerika.

Kautsky, Karl, Die Wirkungen des Krieges auf den Handel mit Brasilien. N 248
Spectator, Die Vereinigten Staaten und der Weltkrieg. A . . . 498

3. Asien.

K., Japans Handel. N 128
Sp., Dr. K. Mehrmann, Der diplomatische Krieg in Vorderasien unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Bagdadbahn. R 605

4. Deutschland.

Graf, Gg. Engelbert, Deutschland und das Mittelmeer. R 320

5. Frankreich.

Martoff, L., Gustav Hervé. A . . 81
— Die Krisis in der Sozialdemokratie Frankreichs. A . . . 255 284
— Der französische Parteitag. A . 386
Spectator, Die Wirkung des Krieges auf die wirtschaftliche Entwicklung Frankreichs. A 25

6. Griechenland.

Spectator, H. Lefeuvre-Méaulle, La Grèce économique et financière en 1915. R 272

7. Großbritannien.

Hofrichter, A., Felix Salomon, Der britische Imperialismus. R . . . 294
Kautsky, K., Englands Handel. N 296

8. Österreich.

Danneberg, R., Die deutsche Sozialdemokratie in Österreich. A 454 465
Hofrichter, A., Dr. Emil Pfersch, Die Parteien der Deutschen in Österreich vor und nach dem Weltkrieg. R 200
Pistiner, Jakob, Galizien. A . . . 195

9. Polen.

Kautsky, Karl, Das neue Polen. A 153 177

10. Rumänien.

Hofrichter, A., Dr. Otto Freiherr v. Dungern, Rumänien. R . . . 224
Jobagul, A. S., Rumänien im Weltkrieg. A 70 99

11. Rußland.

Jenssen, O., Reinhard Junge, Das Problem d. Europäisierung orientalischer Wirtschaft, dargestellt an den Verhältnissen der Sozialwirtschaft von Russisch-Turkestan. R 199
Kautsky, K., Der Eispalast. A . . 609
Markynoff, A., Die Duma und die Arbeiter in Rußland. A . . 570
Sp., Zum Problem der wirtschaftlichen und sozialen Wirkung des Krieges. N 80
Spectator, Prof. Dr. A. Hettner, Rußland. R 198

12. Schweiz.

Lessen, L., Grütli-Kalender für das Jahr 1917. R 488
Spectator, Die Schweiz im Weltkrieg. A 356
— Professor Dr. H. Landmann, Der schweizerische Kapitalexport. R . 559
Zinner, D., Der Parteitag d. schweizerischen Sozialdemokratie. A . 201

13. Skandinavien.

Graf, Gg. Engelbert, Skandinavien. A 261 334 400

II. Soziales und Politisches.

1. Allgemeines.

Meyer, Ernst, Richard Diener, Das Problem der Arbeitspreisstatistik und seine Lösung mit Hilfe von Berufssterblichkeits- und Lohnstatistik. R 535

2. Frauen.

Freudenthal, A., Frauenarbeit und Volksvermehrung. A 626
N-na, M., A. Kollontai, Gesellschaft und Mutterschaft. R 126

3. Gewerkschaften.

Braun, Adolf, Paul Barthel, Handbuch der deutschen Gewerkschaftskongresse. R 294
Mattutat, H., Die Einführung des Sparzwangs für minderjährige Arbeiter und die Gewerkschaften. A 314

4. Jugend.

Schröder, Karl, Um unsere Jungen. A 557
Zeutschel, Rudolf, Die Krise in unserer Jugendbewegung. A . . . 365

5. Monopole.

Bloch, Hans, Elektrizitäts-Staatsbetrieb in Sachsen. A . . . 519 552

6. Steuerpolitik.

Keil, Wilhelm, Auf dem Boden der Parteitagsbeschlüsse. A 74
Wurm, Emanuel, Eine Umdeutung der Parteitagsbeschlüsse. A . . . 306

III. Sozialismus, Sozialphilosophie, politische Ökonomie und Politik.

1. Geschichte des Sozialismus.

Blaschko, Dr. A., Hope B. Adams-Lehmann †. N 104
Blum, O., Wilh. Wundt, Leibniz, G. W. Leibniz, Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. G. W. Leibniz, Deutsche Schriften. R 413
Kautsky, Karl, Friedrich Adler. A 105

2. Politische Ökonomie.

Hofrichter, A., Der privatwirtschaftliche Gesichtspunkt in der Sozialökonomie und Jurisprudenz. R 103

Kautsky, Karl, Zwei neue Bände Marxscher Schriften. A 369 393 417
— Erklärung betreffend »Zwei neue Bände Marxscher Schriften«. N 584
Mehring, F., Erklärung betreffend »Zwei neue Bände Marxscher Schriften«. N 583

3. Philosophie.

Adler, Friedr., Ernst Machs Überwindung des mechanischen Materialismus. A 109
Notter, C. P. Thormeyer, Philosophisches Wörterbuch. R 128

IV. Kunst und Literatur.

Lessen, L., Albert Rudolph, Wie ich flügge wurde. R 391
Schikowski, John, »Phantasus« von Arno Holz. A 220

V. Geschichte und Geographie.

Erdmann, August, Dr. Kurt Geyer, Politische Parteien und Verfassungskämpfe in Sachsen von der Märzrevolution bis zum Ausbruch des Maiaufstandes 1848 bis 1849. R 415
Kautsky, Karl, Sonderkarten der Westfront. R 368
Ludwig, Ernst, Das Elsaß während der französischen Revolution. A 11 63

VI. Naturwissenschaften, Hygiene und Technik.

K., Dr. K., K. Baisch, Gesundheitslehre für Frauen. R 439
Lipschütz, Alex., Paul Kammerer, Allgemeine Biologie. R 247
— Grundlagen der Volksernährung. A 526
Meyer, Ernst, H. Boruttau, Die Arbeitsleistungen des Menschen. R 464

VII. Anzeigen.

Bonger, William Adrian, Criminality and Economic Conditions. 320

Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

Adler, Friedrich, Artikel 109.
Auerlitz, Friedrich, Artikel 276.
Bernstein, Eduard, Artikel 33, 225, 273, 353, 375, 441; Rezension 150; Notiz 416.
Blaschko, Dr. A., Notiz 104.
Block, Hans, Artikel 519, 552; Rezension 223.
Blum, O., Rezension 31, 175, 413, 606.
Braun, Adolf, Artikel 57; Rezension 294, 318.
Cohen, Max, Artikel 189.
Danneberg, R., Artikel 454, 465.
David, Eduard, Artikel 515, 545, 576.
Drucker, S., Rezension 487.
Emil, Karl, Artikel 5, 40, 91, 118, 141, 205, 241.
Erdmann, Aug., Artikel 503; Rezension 415.
Erler, Karl, Artikel 435.
Freudenthal, A., Artikel 626.
Graf, Gg. Engelbert, Artikel 261, 334, 400; Rezension 320.
Heilmann, Ernst, Artikel 133, 157, 234; Notiz 342.
Herzfeld, Joseph, Artikel 249.
Hofrichter, Ant., Rezension 103, 200, 224, 294, 296.
Jäckel, Hermann, Artikel 192.
Jenssen, O., Artikel 508; Rezension 199.
Jobagul, A. S., Artikel 70, 99.
K., Dr., Rezension 439.
Kautsky, K., Artikel 1, 105, 153, 169, 177, 216, 290, 297, 321, 369, 393, 417, 449, 462, 475, 489, 537, 561, 585, 609; Rezension 368; Notiz 78, 128, 248, 296, 344, 584.
Keil, Wilhelm, Artikel 74.
Kleeis, Friedrich, Artikel 51.
Kloth, Emil, Artikel 268, 411.
Kreplin, Ernst, Artikel 21.
Lessen, L., Rezension 271, 391, 488.
Lipinski, Rich., Artikel 47, 405.
Lipschütz, Alex., Artikel 526; Rezension 56, 247.

Ludwig, Ernst, Artikel 11, 63.
Mai, August, Artikel 146.
Marchionini, Karl, Artikel 129, 345.
Marloff, L., Artikel 81, 255, 284, 386.
Martynoff, A., Artikel 570.
Mattutat, H., Artikel 314.
Mehring, F., Artikel 591, 613; Notiz 583.
Meyer, Ernst, Rezension 270, 464, 535; Notiz 631.
N-na, M., Rezension 126.
P., F., Rezension 582.
Pfitzner, Jakob, Artikel 195.
Schikowski, John, Artikel 220.
Schröder, Karl, Artikel 557.
Seidel, Richard, Artikel 428.
Spectator, Artikel 25, 356, 498, 618; Rezension 198, 272, 293, 510, 559, 605; Notiz 80, 607..
Weinberg, Rezension 534.
Werner, Adolf, Artikel 597.
Wurm, Emanuel, Artikel 306.
Zeutschel, Rudolf, Artikel 365.
Zinner, D., Artikel 201.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 1 | Ausgegeben am 6. Oktober 1916 | 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Parteikonferenz.

Von K. Kautsky.

Viele von uns hatten der Reichskonferenz mit Besorgnis entgegengesehen. In der Tat bestand geringe Aussicht, daß sie nützen könne. Dagegen lag die Gefahr nahe, daß der Austrag der großen sachlichen Gegensätze in der leidenschaftlichen Atmosphäre, die der Krieg erzeugt, ob die Beteiligten es wollten oder nicht, in Zusammenstößen endete, die jedes weitere Zusammenarbeiten innerhalb des Rahmens der Parteiorganisation unmöglich machten.

Dazu ist es glücklicherweise nicht gekommen. Wer gemeint hatte, die Opposition gehe auf Krakeel und Krach aus, wurde eines Besseren belehrt.

Die sachlichen Gegensätze freilich, die unsere Partei zerreißen, haben sich niemals größer gezeigt als diesmal, und von den Genossen, die in der Erwartung zur Konferenz gekommen waren, sie werde eine Brücke sachlicher Verständigung schlagen, ist wohl jeder mit der Überzeugung heimgekehrt, daß dies Bemühen völlig aussichtslos ist, daß es nicht am Übelwollen einzelner Personen hüben oder drüben, sondern an der Logik der Tatsachen scheitern muß.

Doch auch jene Erwartungen gingen nicht in Erfüllung, die von der Konferenz wenn nicht eine Überbrückung, so doch eine Klärung der Gegensätze in dem Sinne erwarteten, daß sie alle Mißverständnisse ausschloß. Eine solche Klärung wäre sicher äußerst erwünscht gewesen. Soziale und politische Dinge liegen in der Regel so kompliziert, daß die wirklichen Gegensätze politischer oder sozialer Richtungen selten allen Beteiligten ganz genau zum Bewußtsein kommen. Gewöhnlich mengen sie sich mit zahlreichen Mißverständnissen. Es ist freilich unsinnig, zu glauben, der Gegensatz werde durch sie erzeugt. Sie sind vielmehr zum größten Teil Produkte des Gegensatzes, der Schwierigkeit, sich auf den Standpunkt des Gegners zu stellen und von ihm aus die Dinge zu betrachten.

Eine der seltensten, aber auch eine der wichtigsten Gaben im politischen und sozialen Kampfe ist die, den Gegner zu begreifen. Alles begreifen, heißt in der Politik nicht alles verzeihen — darum handelt es sich bei ihr nicht —, sondern die wirksamste und fruchtbarste Methode zur Bekämpfung des Gegners finden und die eigenen Bestrebungen auf die entscheidenden Punkte konzentrieren, aber auch unnütze Reibungsflächen zu vermeiden und dadurch Kraft zu sparen.

Zu einer derartigen Klärung war die Konferenz schon durch ihre Geschäftslage wenig geeignet. Sollte sie doch in drei Tagen alle die unzähligen größten und kleinsten Probleme und Differenzen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erörtern, die sich in drei Jahren parteitagslosen Parteilebens in einer Ära grundstürzender Umwälzungen der ganzen Welt aufgetan

hatten. Da fehlte es an der Zeit, die Fragen und Gesichtspunkte, die in Betracht kamen, auch nur alle zu erwähnen. Unter diesen Umständen kam unter anderem ein Gesichtspunkt zu kurz, der für das Verständnis eines Teiles der Opposition von äußerster Wichtigkeit ist: die Unterscheidung zwischen der Kreditbewilligung am 4. August und der sogenannten Politik des 4. August.

Die Bewilligung der Kriegskredite am 4. August war nicht eindeutiger Natur, sie hatte einen zwieschlächtigen Charakter. Man konnte sie in einem Sinne auffassen, in dem sie einen Bruch mit unserer Vergangenheit und unseren bisherigen Grundsätzen bedeutete, und das war bei einem Teile der Mehrheit sicher damals schon der Fall. Man konnte sie aber auch auffassen in einem Sinne, der vereinbar war mit unseren Grundsätzen und der seine Präzedenzien fand in der Haltung eines Teiles unserer Parteigenossen im Jahre 1870, an der weder Marx noch Engels Anstoß nahmen. Am 4. August 1914 hat eine Reihe von Parteigenossen, deren internationale Gesinnung und Ablehnung jeglicher Opportunitätspolitik außer Zweifel steht, auf Grund der damaligen Informationen angenommen, die Situation stehe so, daß sie dieselbe Haltung notwendig mache, wie sie 1870 der deutsche Parteivorstand einnahm.

Gab man die Voraussetzungen zu, von denen sie ausgingen, dann ließ sich die Haltung dieser Genossen theoretisch sehr wohl rechtfertigen.

Auf diese Voraussetzungen kam alles an. So stand die Sache nicht, daß die Kreditbewilligung für uns eine Selbstverständlichkeit gewesen wäre, die von vornherein feststand. Dagegen sprach schon die Erinnerung an die Haltung, die Bebel und Liebknecht 1870 einnahmen und die uns so sehr in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß jeder von denen, die durch die Bebel-Liebknechtsche Schule gegangen waren, die Bewilligung am 4. August zunächst als etwas seiner Natur Widersprechendes empfand. Und von der gesamten bürgerlichen Welt wurde sie von vornherein als ein Bruch mit unserer Vergangenheit betrachtet.

Sie konnte es sein, sie mußte es nicht sein. Ob sie es wurde, hing davon ab, welche Konsequenzen die Mehrheit aus ihrem Votum zog, ob sie den Kredit als bloßen Notstandskredit auffaßte, dessen Bewilligung an der politischen Haltung der Partei gegenüber der Regierung und den bürgerlichen Parteien nicht das geringste änderte, oder ob das Votum des 4. August eine Änderung herbeiführte.

Die Mehrheit hat nach dem 4. August die Parteipolitik, die sie repräsentierte, gründlich verändert, sie hat an Stelle des Klassenkampfes den Burgfrieden, an Stelle der Internationalität des Proletariats die nationale Solidarität aller Klassen gesetzt, sie hat dieselbe Politik der Regierung gerechtfertigt, die sie bis zur Bewilligung der Kredite ablehnte. Sie fügte dazu eine Reihe von Nebenerscheinungen, die hier zu kennzeichnen nicht angeht. Diese Politik, die sie als eine neue unter dem Namen der »Politik des 4. August« der bisherigen Politik der Partei gegenüberstellte, wurde von der Mehrheit selbst als die logische Konsequenz der Kreditbewilligung hingestellt, wie sie sie auffaßte.

Für diese Politik findet man aber in der Parteigeschichte keine Präzedenzien; für ihre Begründung wird man vergeblich bei Marx und Engels, bei Bebel und Liebknecht nach Belegstellen suchen.

Durch die innige Verbindung der Politik des 4. August mit der Kreditbewilligung verlor diese nun den zwieschlächtigen Charakter, den sie ursprünglich gehabt. Sie wurde jetzt ganz eindeutig zu dem Bruch mit unserer Vergangenheit, als der sie vielfach schon von Anfang an erschienen war. Sie noch weiterhin in einem Sinne aufzufassen, der mit der Vergangenheit der Partei vereinbar war, wurde von nun an ganz unmöglich. Diejenigen, die am 4. August noch geglaubt hatten, auch als internationale Klassenkämpfer für die Kredite stimmen zu dürfen, sahen sich jetzt vor die Notwendigkeit gestellt, zwischen der Bewilligung der Kriegskredite und der Internationalität zu wählen.

Wenn dabei ein Teil der früheren Kreditbewilliger zur Opposition überging, so entsprang das nicht einem Wechsel der Gesinnung, sondern in erster Linie diesem Wechsel des Charakters der Kreditbewilligung; Veränderungen in den tatsächlichen Verhältnissen des Krieges und der Kriegsziele und neue Informationen über sie wirkten mit. Der Wechsel des Standpunktes in der einen Frage entsprang bei den Zuzüglern zur Opposition gerade aus dem Bedürfnis, am allgemeinen Parteistandpunkt festzuhalten.

Das wird nur zu leicht verkannt, und daraus erwachsen zahlreiche Mißverständnisse über die Haltung jenes Teiles der Opposition, der nicht schon am 4. August die Kredite ablehnte. Diese Mißverständnisse bilden eine Lieblingswaffe der Mehrheit, von der sie auch auf der Konferenz fleißigen Gebrauch machte.

Einfacher als diese komplizierte Sache lagen einige persönliche Mißverständnisse, namentlich in bezug auf Anklagen, die gegen Haase erhoben wurden. Diese fanden restlose Aufklärung, und die Hetze, die gegen Haase seit Jahr und Tag auf Grund falscher Eindrücke und Informationen geführt wurde, wird nun wohl jedes Objekt verloren haben.

Den wichtigsten Fortschritt brachte jedoch die Konferenz dadurch, daß sie trotz ihres Mangels an jeglichen Befugnissen doch einige Anhaltspunkte lieferte, das Kräfteverhältnis der verschiedenen Richtungen der Partei, wenn auch nicht genau zu messen, so doch symptomatisch anzuzeigen.

Da ist vor allem bemerkenswert die große Zurückhaltung, die sich die äußerste Rechte auf der Konferenz auferlegte. Das stand in seltsamem Kontrast zu dem Lärm, den sie vorher angestimmt. Das fühlt auch Kolb. Im »Karlsruher Volksfreund« schreibt er über die Konferenz:

> Im Ernst kann doch kein vernünftiger Mensch damit rechnen, daß die Männer, die auf dem Boden der Politik des 4. August stehen, künftig in der Regel das Budget ablehnen, daß sie in den Fragen der Heeres-, Marine-, Kolonial-, Wirtschafts- usw. Politik dieselbe Haltung einnehmen, welche die Sozialdemokratie vor dem 4. August 1914 eingenommen hat. Diese politische Neuorientierung der Sozialdemokratie kann aber nicht bis *nach* dem Kriege verschoben werden, denn sie ist die *unentbehrliche Voraussetzung* für eine Neugestaltung der politischen Verhältnisse im Reiche wie in den Einzelstaaten....
>
> *Die Reichskonferenz ist an diesem Kernpunkt des ganzen Problems vorbeigegangen.*

Aber Kolb und seine Freunde waren doch anwesend, warum machten sie keinen Versuch, die Aufmerksamkeit der Konferenz auf diesen Kernpunkt des Problems hinzulenken? Warum reichten sie keinen Antrag in ihrem Sinne ein?

Diese Resignation ist kaum anders zu erklären, als daß die äußerste Rechte fühlte, die Temperatur der Konferenz sei ihr nicht günstig. Um so schlimmer für sie, denn die Situation in der Partei verspricht für sie keine bessere zu werden, sondern sich rapid zu verschlechtern. Die Bedingungen, die sie eine Zeitlang begünstigten, sind in raschem Schwinden begriffen. Im Rahmen der Partei blühen ihr keine Erfolge mehr.

Noch überraschender aber als die Reserviertheit der äußersten Rechten wirkte die Kraftentfaltung der Opposition, die bei einigen Abstimmungen meßbar zutage trat.

Die Opposition wußte von vornherein, daß sie auf der Konferenz in der Minderheit bleiben würde, selbst wenn sie die Mehrheit der Genossen im Lande verträte. Sie fühlte sich durch das Vertretungssystem zu sehr benachteiligt.

Auf der Gegenseite hatte man wieder vielfach erwartet, nicht bloß die Majorität, sondern eine überwältigende Majorität zu erlangen. Nur unter solcher Voraussetzung konnte man von einer Festigung der Politik des 4. August reden, die man von der Konferenz erhoffte. Diese konnte weder organisatorisch noch auch moralisch bindende Beschlüsse fassen, sondern durch ihre Abstimmungen nur moralische Wirkungen erzielen. Eine derartige Wirkung mußte aber bei einer geringfügigen Mehrheit ausbleiben. Und sie ist ausgeblieben.

Bei der ersten Abstimmung, in der Rechte und Linke sich maßen, erlangte jene 276 von 445 Stimmen. Bei der gleich darauf folgenden entscheidenden Abstimmung entfielen auf die Resolution David, die die Politik des 4. August verkörperte, nur 251 Stimmen. Hätte man die Stimmen der Delegierten nicht bloß gezählt, sondern auch gewogen, das heißt das Gewicht jeder Delegiertenstimme nach der Zahl der organisierten Genossen eingesetzt, die sie vertrat, dann konnte man zu dem Ergebnis kommen, die Mehrheit der Partei stehe heute schon hinter der »Minderheit«.

Es gehört eine robuste Phantasie dazu, bei diesem Stimmenverhältnis von »der hoffnungslosen Minderheit« zu sprechen, wie unser Chemnitzer Parteiorgan.

Nicht als hoffnungslose, sondern als hoffnungsfreudige Minderheit hat die Opposition die Konferenz verlassen. Sie sieht in den Abstimmungszahlen die Verheißung, die unbestrittene Mehrheit auf dem nächsten Parteitag zu werden, sobald die feldgrauen Genossen wieder der Friedensarbeit gegeben sind und die Aufhebung des Kriegszustandes eine freiere Aussprache ermöglicht. Natürlich vermeint sie nicht, daß die Mehrheit ihr als Geschenk des Himmels mühelos in den Schoß fallen werde.

Zunächst aber erwarten wir von dem Ergebnis der Konferenz eine Verbesserung der Bedingungen, unter denen die Erhaltung der Parteieinheit möglich ist.

Wäre die Opposition tatsächlich als hoffnungslose Minderheit erschienen, dann lag die Gefahr nahe, daß der Wille gestärkt wurde, die Politik des 4. August als die Politik der Partei durch strengste Anwendung der Parteidisziplin der Opposition aufzuzwingen. Damit wäre die Gefahr einer Spaltung in drohende Nähe gerückt.

Die Abstimmung vom 23. September dürfte diesen Willen erheblich gedämpft haben. Damit sind die Aussichten wieder gestiegen, trotz der klaffen-

den sachlichen Gegensätze die Parteiorganisation vor Katastrophen zu bewahren, bis zu dem Zeitpunkt, an dem ein Parteitag zusammenzutreten vermag, der imstande ist, das Parteileben wieder in normale, geordnete Bahnen zu lenken und damit auch der Parteidisziplin wieder in ihrem alten Sinne zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Doch nicht nur für unser inneres Parteileben dürfen wir günstige Folgen von der Reichskonferenz erwarten. Der Fortschritt der Minderheit, den sie bekundet, muß auch im Ausland dort, wo eine internationalistische Minderheit gegen eine mehr nationalistisch gerichtete Mehrheit um den Friedenswillen ringt, diese Minderheit und diesen Friedenswillen gewaltig stärken und damit den Ausweg verbreitern, der aus der Sackgasse herausführt.

Noch ist es der Sonne des Friedens nicht gelungen, durch das Donnergewölk des Krieges durchzubrechen. Aber in der bedrückenden Finsternis des Ungewitters begrüßt man dankbar auch den bescheidensten Lichtblick, und als einen solchen dürfen wir das Ergebnis der Parteikonferenz betrachten.

Handelspolitische Fragen.

Von Karl Emil.

1. Die Zusammenbruchstheorie.

Seit seinem ersten Auftreten in der Geschichte sitzt hinter dem industriellen Kapitalismus die schwarze Sorge: Er bedeutet einerseits größte Steigerung, schnellste Vermehrung und intensivste Ausnutzung der Produktivkräfte, andererseits Verwandlung der Masse der Bevölkerung in Lohnarbeiter, also Reduktion ihres Einkommens auf Arbeitslohn, das heißt des für ihren Lebensunterhalt Notwendigen. Der Tendenz zur größten Steigerung der Produktion tritt so die Tendenz zur Beschränkung der Kaufkraft auf das Notwendige, die Einengung des inneren Marktes entgegen. Die Überwindung dieses Widerspruchs scheint gegeben durch die beständige Ausdehnung des Marktes, durch stets vermehrten Export. Die Exportindustrien schaffen sogleich im Inland vermehrte Nachfrage nach Arbeitern und erweitern damit den inneren Markt. Dies ist eine der Wurzeln der Expansionstendenzen des Kapitals und zugleich der Grund, warum die kapitalistische Wirtschaftspolitik in jeder Phase einen überragenden Wert auf den Außenhandel und damit auf die Handelspolitik gelegt hat. Sie tat es in ihrer Frühzeit, als die Ziffern des Außenhandels noch verschwindend gering waren und der ganze innere Markt für kapitalistische Produktion noch zu erobern war, sie tat es zur Zeit der Herrschaft des industriellen Kapitals und erst recht im Zeitalter des Finanzkapitals, obwohl seitdem die Produktion für den inneren Markt der kapitalistisch entwickelten Länder so riesenhaften Umfang angenommen hat, daß im Vergleich damit selbst die Milliardenziffern des Ausfuhrhandels zurücktreten.

Der Ausdehnung des Exports scheint aber eine natürliche Schranke gesetzt. Der Kapitalismus ergreift und revolutioniert überall zuerst die gewerbliche Produktion, sein Augenmerk ist gerichtet auf die Ausfuhr von Industrieprodukten, der die Einfuhr von Rohmaterialien und Lebensmitteln entspricht. Er scheint also zur Voraussetzung zu haben die Arbeitsteilung zwischen Agrar- und Industriestaat.

Die geschichtliche Erfahrung lehrt, daß alle Agrarstaaten sich zu Industriestaaten auszugestalten trachten. Denn die rasche Steigerung der Produktivität infolge der neuen Wirtschaftsweise ist in der industriellen Sphäre weitaus bedeutender als in der landwirtschaftlichen. Rasche Steigerung der Produktivität bedeutet sehr schnelle Reichtumsvermehrung. Zu diesem unmittelbar ökonomischen Antrieb gesellt sich das Interesse des Staates, dessen Machtvermehrung vor allem abhängt von dem Grade und der Schnelligkeit der Reichtumsvermehrung. Dies nie mehr als in den Frühzeiten des Kapitalismus, wo der Staat, auf die Selbstwirtschaft gestützt, erst seine hauptsächlichen Machtmittel, die Bureaukratie, das stehende Heer, zu entwickeln beginnt. So erklärt sich auch, daß die Staaten kapitalistische Politik sogar auf Kosten agrarischer Interessen zu einer Zeit treiben, wo die Volkswirtschaft noch wesentlich agrarisches Gepräge trägt.

Die Umwandlung der Agrarstaaten zu Industriestaaten scheint nun offenbar die Ausfuhr der alten Industriestaaten immer schwieriger zu gestalten und so ein Moment zu kommen, wo sie nicht mehr steigerungsfähig, ja zu rasch zunehmendem Rückgang verurteilt ist. Damit bräche aber für den Industriestaat eine ökonomische Katastrophe herein. Ihn vor diesem Ergebnis des freien Spiels der ökonomischen Kräfte zu bewahren, werden staatliche Eingriffe in die Wirtschaftspolitik angerufen.

Schon der Vater des englischen Merkantilismus, Thomas Mun, wird von dieser Sorge gequält. In der um 1630 verfaßten, 1664 veröffentlichten Schrift »Englands Schutz durch den Außenhandel« heißt es:

Aber als erstes will ich meine Ansichten über die Tuchfabrikation ausführen. Denn wiewohl der Wohlstand auf das beste gehoben wird und die arme Bevölkerung auf das ausgiebigste Beschäftigung findet, so scheint mir dessenungeachtet, es wäre unserer wirtschaftlichen Stellung, unserem Vermögen und Verdienst bei weitem zuträglicher, wenn wir uns mehr dem Ackerbau und der Fischerei widmeten, anstatt unsere ganze Existenz auf die Tucherzeugnisse zu gründen, denn in den Zeiten des Krieges oder auch sonst, wenn die ausländischen Herrscher den Vertrieb unseres Tuches in ihren Ländern verbieten, müßten bei uns plötzlich Armut und gefährliche Wirren entstehen, da insbesondere die niedere Bevölkerung ihres Lebensunterhalts beraubt wäre. Dies kann aber lange nicht so leicht geschehen, wenn ihre Arbeit in der obenerwähnten Art verwendet wird, denn bei dieser Tätigkeit werden viele Tausende zum Kriegsdienst, besonders zur See, vortrefflich vorgebildet werden.

Hier haben wir eine der *ersten Formulierungen der Zusammenbruchstheorie* vor uns, wenn wir darunter die Lehre verstehen, daß der Kapitalismus, seinen eigenen ökonomischen Gesetzen überlassen, einer wirtschaftlichen Katastrophe zutreibe, die zu verhüten außerökonomische Eingriffe, eben die des Staates, notwendig seien. Diese Anschauung beherrschte die Merkantilisten in ihrer Furcht, der Handel würde, sich selbst überlassen, das Land vom Golde, dem wahren Reichtum, entblößen und würde ohne starken staatlichen Schutz und Fürsorge dem Widerstand anderer Länder erliegen. Daher die Forderung nach der nach innen und außen starken Staatsmacht, das Drängen nach Monopolisierung der Handelswege, der kolonialen Bezugsquellen sowohl als der Absatzmärkte.

Als konsequente Gegner der Zusammenbruchstheorie treten die Klassiker auf. Sie erklärten die Sorgen des Merkantilismus für Phantasiebilder, verkraten die Eigengesetzlichkeit des Wirtschaftslebens, das freie Spiel der

wirtschaftlichen Kräfte gegen alle staatliche Regelung sowohl nach innen wie nach außen und erwarteten von der schrankenlosen Entfaltung der Produktivkräfte eine stetige und schnelle Vermehrung des gesellschaftlichen Reichtums.

Die bekannteste Formulierung dieser Lehre gibt Say in seiner »Theorie der Absatzwege«:

Da man Produkte mit Produkten kauft, so wird jede Ware desto mehr Käufer finden, je zahlreicher die anderen Waren sind. Der erste Schluß, den man aus dieser richtigen Erkenntnis ziehen kann, ist der, daß in jedem Staate die Waren desto leichter und in desto größerem Maße Absatz finden werden, je zahlreicher die Produzenten und je vielfältiger die Produktionszweige sind. An den Orten, wo viel produziert wird, wird die Substanz geschaffen, mit der allein man kauft: der Wert. Das Geld versieht in dem doppelten Austausch nur einen vorübergehenden Dienst. Nachdem jeder verkauft hat, was er produziert, und gekauft hat, was er konsumieren will, zeigt es sich, daß man immer Produkte mit Produkten bezahlt hat. Sie sehen, meine Herren, daß jeder an der Wohlfahrt aller interessiert ist und daß durch die Prosperität eines Gewerbezweigs die Prosperität aller anderen Produktionszweige gefördert wird.

Und so fordern die Klassiker freie Konkurrenz im Innern und Freihandel nach außen. Die Staatsmacht hat sich um die Wirtschaft nicht zu kümmern, die, sich selbst überlassen, nicht nur keiner Katastrophe entgegengeht, sondern sich nur immer reicher und segensreicher entfalten wird.

Die Praxis brachte aber bald die Widerlegung dieser optimistischen Ansicht. Sie führte den Gegenbeweis nicht auf handelspolitischem Gebiet, sondern auf dem innerwirtschaftlichen durch die Krisen, die das ganze Wirtschaftsleben erschütterten. Die eben geleugnete Katastrophe wurde Wirklichkeit, wiederholte sich etwa jedes Jahrzehnt, und der Satz, daß Produkte mit Produkten gekauft werden und deshalb keine allgemeine Überproduktion möglich sei, verlor seine Überzeugungskraft.

Einen ihrer schärfsten und geistreichsten Gegner fand die klassische Theorie in Simonde de Sismondi: Die kapitalistische Produktion bewirkt nicht nur nicht die ständige Vermehrung des Reichtums, sie führt vielmehr zum wachsenden Mißverhältnis zwischen der stetigen Steigerung der Produktivkräfte und dem Einkommen der Massen. Sie bewirkt in steigendem Maße die Unterkonsumtion der Massen, verengert so den inneren Markt, und dies bildet die eigentliche Ursache der Krisen. Und Sismondi zieht sofort auch die Konsequenzen für die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten des auswärtigen Handels. Die Verengerung des inneren Marktes treibt alle industriell entwickelten Nationen dazu, im Ausland die Ware abzusetzen, für die es im Inland keinen Platz gibt. Aber im Ausland wirken dieselben Ursachen wie im Inland.

Es muß der Moment kommen, wo die ganze zivilisierte Welt nur einen einzigen Markt bildet und wo man nicht mehr in einer neuen Nation auch neue Abnehmer erwerben kann. Die Nachfrage auf dem Weltmarkt bildet dann eine gegebene Größe, die sich die verschiedenen industriellen Nationen streitig machen. Wenn eine ihren Absatz erweitert, so geschieht es zum Schaden der anderen. Die Summe des Absatzes kann dann nur erweitert werden, wenn der allgemeine Wohlstand wächst oder weil früher nur den Reichen zugängliche Waren jetzt auch für die Armen erreichbar werden.[1]

[1] Sismondi, Nouveaux Principes d'Economie politique, 2. Aufl., 1. Band, S. 106.

Sismondis Anschauungen gewannen großen Einfluß. Sie schienen die wirklichen Verhältnisse, sowohl die Wirtschaftskrisen als die handelspolitische Rivalität genügend zu erklären. Namentlich auch in Deutschland wurde die Unterkonsumtionstheorie, die in modifizierter Form auch Rodbertus vertrat, von der bürgerlichen Ökonomie fast allgemein akzeptiert. In noch höherem Maße beherrscht sie aber sehr erklärlicherweise das populärsozialistische Denken. Spricht sie doch auch das Grundphänomen, das in den Krisen augenfällig in Erscheinung tritt, am schärfsten aus, das Nebeneinanderbestehen von unabsetzbarem Warenüberfluß einerseits, der Massenarmut und Arbeitslosigkeit andererseits. Indem die Unterkonsumtionstheorie beide Erscheinungen ursächlich verknüpft, wird sie zur schärfsten Anklägerin der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und, indem sie die ständige Zunahme dieser Gegensätze lehrt, zugleich zur Verkünderin des notwendigen Zusammenbruchs dieser Gesellschaft. Es mag nun auch heute noch manchen überaus befremden, ist aber nichtsdestoweniger richtig, daß dieser Zusammenbruchstheorie nur *eine* Theorie in konsequenter Geschlossenheit gegenübersteht, die Theorie von *Karl Marx*.

In seiner Analyse des kapitalistischen Produktionsprozesses zeigt Marx, unter welchen Bedingungen die ständige Ausdehnung der kapitalistischen Produktion, die fortwährende Akkumulation des Kapitals und ihre entsprechende Erweiterung der Produktion möglich ist. Er weist damit zugleich das Falsche und Flache der Sayschen Lehre nach. Er zeigt, wie die Einheit von Kauf und Verkauf unterbrochen, das angeblich notwendige »Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage« im Verlauf des Akkumulationsprozesses ständig gestört wird, wie durch die Bedingungen der Akkumulation selbst Hemmungen für die Akkumulation entstehen, die periodisch zu Krisen führen, aber durch sie auch *überwunden* werden.

Das gerade darf nicht übersehen werden. Indem Marx die Bedingungen der kapitalistischen Akkumulation aufdeckte, schuf er zuerst die Möglichkeit wirklich wissenschaftlicher Einsicht in die Notwendigkeit der Krisen und des zyklischen Ablaufs des kapitalistischen Produktionsprozesses. Zugleich aber zeigt diese Analyse, wie die *ständige Erweiterung kapitalistischer Produktion* vor sich geht, wie die Ausdehnung der Produktion zugleich Ausdehnung des Absatzes der erweiterten Produktion bedeutet und wie nach jeder Krisis die Produktion eine höhere Stufenleiter erklimmt, die aufstrebende Spirale eine neue Wendung beschreibt. »Permanente Krisen gibt es nicht,« sagt Marx einmal,[2] und ebensowenig einen dauernden Zusammenbruch. Nicht in beständigem Prozeß, nicht mit gleichförmig beschleunigter Bewegung, wie die Klassiker und ihre Vulgarisatoren glaubten, sondern unter Überwindung periodisch wiederkehrender Krisen geht die Erweiterung kapitalistischer Produktion vor sich. Aber ebensowenig bildet die Unterkonsumtion der Massen, die freilich eine der allgemeinen Bedingungen wie der kapitalistischen Produktion überhaupt, so der Krisen ist, eine starre Grenze der Erweiterung der Produktion, vielmehr ist diese Grenze elastisch und wird im Fortgang des Akkumulationsprozesses und durch ihn immer wieder hinausgerückt. Dies allein erklärt ja auch die Eigengesetzlichkeit der Konjunkturperioden, die eben durchaus eine Gesetzlichkeit der (kapitalistischen) *Produktion* ist und aus ihren spezifischen Bedingungen

[2] Theorien über den Mehrwert, II, 2, S. 269, Anmerkung.

erklärt werden muß und nicht etwa erklärt werden kann aus Veränderungen, die in der Konsumtionsfähigkeit vor sich gehen könnten. Vielmehr hängt die Konsumtionsfähigkeit der kapitalistischen Gesellschaft durchaus ab von der Produktion. Kapitalistische Produktion wird nicht etwa ausgedehnt im Verhältnis der Bevölkerungsvermehrung, sondern jede Konjunkturperiode schafft zugleich die Basis für die folgende, in der regelmäßig die Erzeugung jede frühere übergipfelt.

Die Klassiker sehen aber in ihrer Betrachtung des kapitalistischen Produktionsprozesses von den realen Widersprüchen dieser Produktionsweise ab.

Wenn zum Beispiel Kauf und Verkauf oder die Bewegung der Metamorphose der Ware die Einheit zweier Prozesse oder vielmehr den Verlauf eines Prozesses durch zwei entgegengesetzte Phasen darstellt, also wesentlich die Einheit beider Phasen ist, so ist diese Bewegung ebenso wesentlich die Trennung derselben und ihre Verselbständigung gegeneinander. Da sie nun doch zusammengehören, so kann die Verselbständigung der zusammengehörigen Momente nur gewaltsam erscheinen, als zerstörender Prozeß. Es ist gerade die Krise, worin ihre Einheit sich betätigt, die Einheit des Unterschiedenen. Die Selbständigkeit, die die zueinander gehörigen und sich ergänzenden Momente gegeneinander annehmen, wird gewaltsam vernichtet. Die Krise manifestiert also die Einheit der gegeneinander verselbständigten Momente. Es fände keine Krise statt ohne diese innere Einheit der scheinbar gegeneinander Gleichgültigen. Aber nein, sagt der apologetische Ökonomist. Weil die Einheit stattfindet, kann keine Krise stattfinden. Was wieder nichts anderes heißt, als daß die Einheit entgegengesetzter (Momente) den Gegensatz ausschließt. (Marx, Theorien über den Mehrwert, II, 2, S. 274.)

Im Gegensatz zu den Klassikern übersieht wieder die Zusammenbruchstheorie über den Widersprüchen die innere Einheit zwischen Kauf und Verkauf, sobald es sich um die entfalteten Formen dieser einfachsten ökonomischen Kategorien, um Angebot und Nachfrage, um Produktion und Konsumtion handelt. Sie sieht in der Krise nur die Katastrophe, nicht zugleich den Ausgleichungsprozeß. Die Marxsche Analyse des kapitalistischen Produktionsprozesses lehrt also nicht nur keine Zusammenbruchstheorie, sondern deckt vielmehr das Unrationelle jeder ökonomischen Zusammenbruchstheorie auf.[3]

Doch Theorien haben ihre Schicksale, und diese hängen oft weniger von ihrem Inhalt ab als von den Interessen, die sie fördern oder die sie hemmen können. Der zweite Band des »Kapital« mit seinen ganz neuen Erkenntnissen erschien erst 1885, und seine Darlegungen waren nicht derart, daß sie leicht popularisiert werden konnten. Die wirtschaftlichen Verhältnisse aber schienen die Richtigkeit der Sismondischen Theorie zu bestätigen. Die Zeit nach der großen Krise von 1873 blieb bis in die neunziger Jahre charakterisiert durch die langwährenden Depressionsperioden, die sogar den Gedanken an eine chronische Krise nahelegten. Die Unterkonsumtionstheorie, in modifizierter Form in Deutschland von Rodbertus vertreten, fand große Verbreitung und namentlich auch bei den Kathedersozialisten vielfach Annahme. Für die sozialistische Agitation aber ward sie zugleich eine heftige Anklage gegen die kapitalistische Gesellschaft, trifft doch der Widersinn einer

[3] Siehe die näheren Ausführungen bei Hilferding, Das Finanzkapital, Die allgemeinen Bedingungen der Krise.

nur auf Erzielung von Profit gegründeten Gesellschaft nie schärfer in Erscheinung, als während der Krise, in der die wichtigsten Waren nicht verkauft werden können, während die Masse der arbeitslos gewordenen Arbeiter eben diese Waren entbehren muß. Zugleich sprach ja die Unterkonsumtion eine allgemeine Bedingung der Krisen richtig aus, stand also zur Marxschen Lehre nicht unmittelbar in Widerspruch. Kein Wunder, daß sie in den populären Darlegungen der Krisenursachen in den Vordergrund trat, und ebensowenig ein Wunder, daß die Zusammenbruchskonsequenz, die in ihr lag, hier erst recht betont wurde und sich so allmählich Auffassungen entwickelten, die dann in einem späteren Stadium als »Zusammenbruchstheorie« konstruiert und, weil von Sozialisten vertreten, einfach als Marxsche Theorie ausgegeben wurden.

Die Gegnerschaft gegen die Zusammenbruchstheorie, soweit sie Bestandteil der Krisentheorie war, stützte sich nicht auf eine andere geschlossene Theorie, am wenigsten auf die Marxsche, was schon die bürgerlichen Tendenzen ihrer Bekämpfer ausschlossen. Sie entsprang einfach aus dem wiedergefundenen Selbstbewußtsein in der bürgerlichen Welt während der großen und andauernden Aufschwungsperiode, die Mitte der neunziger Jahre eingesetzt hatte. Jetzt erschien die Unterkonsumtionstheorie, die die enge Begrenzung der kapitalistischen Produktion lehrte, in offenkundigem Widerspruch mit den Tatsachen und nur mehr als eine sozialistische Verkennung der unbegrenzten Möglichkeiten kapitalistischer Expansion, die Krisen erschienen jetzt nur als rasch überwundene Zwischenfälle, deren völlige Ausschaltung man von der zunehmenden Regelung der Produktion durch Kartelle und Trusts erwartete.

Nicht so klar wurde der Bruch mit der Zusammenbruchstheorie auf handelspolitischem Gebiet vollzogen. Die Meinung, daß der Absatzmarkt beschränkt ist, entspringt unmittelbar aus der Konkurrenzerfahrung des Einzelkapitalisten. Für ihn bedeutet Erweiterung der Produktion eines Zweiges in vielen Fällen zunächst Verschärfung des Konkurrenzkampfes, erschwerte Verkäuflichkeit oder gar Unverkäuflichkeit seiner Waren. Die Erkenntnis, daß die Ausdehnung seiner Produktion Bedingung für die Ausdehnung anderer Zweige ist, kann ihn über diese Verschärfung um so weniger trösten, als ja dieser Ausdehnungsprozeß über kurz oder lang in der Krise endet, der er unter Umständen zum Opfer fallen kann. Ihm erscheint so die Aufnahmemöglichkeit des Marktes stets praktisch begrenzt, seine wirkliche Elastizität eine theoretische Abstraktion. Der Konkurrenzkampf scheint ja überhaupt unter dem kategorischen Imperativ des ôte-toi de là, que je m'y mette (Fort mit dir, damit ich mich an deine Stelle setze) zu stehen. Ist es doch für die kapitalistische Gesellschaft charakteristisch, daß selbst die Einheit und Verbundenheit ihrer Produktionsagenten, der Kapitalisten, sich immer nur als Resultat aus dem Kampfe ihrer divergierenden Interessen ergibt. Nirgends aber ist der Konkurrenzkampf schwieriger als auf dem Gebiet des Außenhandels, und hier treten daher die Befürchtungen des Kapitalisten, die Grenze der Aufnahmefähigkeit des Marktes zu erreichen, besonders stark hervor.

Dazu kommt noch ein objektives Moment. Wir wissen, daß auch die Erweiterung des Marktes im und durch den Fortgang des kapitalistischen Produktionsprozesses immer wieder auf Schranken stößt, die erst während

der Krise niedergerissen werden. Auf Märkten wesentlich vorkapitalistisch produzierender Länder ist aber die Ausdehnung des Absatzes an wesentlich andere Bedingungen geknüpft, sind der Erweiterung wesentlich engere Grenzen gesetzt als auf bereits durchkapitalisierten Märkten, eine Tatsache, die uns nebenbei die weit größere Bedeutung erklärt, die die Handelsbeziehungen kapitalistisch bereits entwickelter Staaten untereinander vor den Beziehungen zu noch unentwickelten Absatzgebieten voraus haben, und ebenso den wachsenden Drang, diese letzteren kapitalistisch zu entwickeln und damit ihre Ausdehnungsfähigkeit zu steigern. An den Konkurrenzerfahrungen in solchen unentwickelten Gebieten gewinnt die Meinung von der Begrenztheit des Außenmarktes und damit des Außenhandels neue Stärkung.

Für eine bestimmte Kapitalistenschicht ist selbstverständlich die Ausschließung fremder Konkurrenz ein Vorteil, den sie zu erlangen trachtet, unbekümmert darum, ob sie dadurch das Interesse der Gesamtindustrie hemmt.

Sind schließlich die Vorstellungen der Zusammenbruchstheorie, soweit sie sich auf die innere Wirtschaft beziehen, den kapitalistischen Ideologiebedürfnissen fremd und feind, so gilt dasselbe nicht auf dem Gebiet der Außenwirtschaft. Denn hier stützen sie jene Bestrebungen, die die Staatsmacht in den Dienst bestimmter mächtiger Wirtschaftsgruppen stellen und die eigene nationale Wirtschaft auf Kosten und im Kampfe mit den fremden erweitern wollen.

Und in der Tat lehrt eine Betrachtung der handelspolitischen Strömungen in Deutschland, daß deren Argumentationen in letzter Linie vielfach auf die Zusammenbruchstheorie zurückgehen. (Fortsetzung folgt.)

Das Elsaß während der französischen Revolution.

Von **Ernst Ludwig.**

1. Die Zeit vor der Revolution.

Der Krieg, in dem die auf Macht begründeten Beziehungen der Staaten ihren klarsten und eindeutigen Ausdruck finden, hat unter der Fülle der durch ihn hervorgerufenen Probleme auch die Frage Elsaß-Lothringen, die im Jahre 1871 zuletzt entschieden wurde, wieder in den Kreis der Erörterung gerückt und sie leider auch zu einem Streitpunkt zwischen den deutschen und französischen Sozialdemokraten werden lassen. Zahlreiche in der letzten Zeit erschienene Schriften beschäftigen sich mit dem Grenzland. Die Rede Treitschkes: »Was fordern wir von Frankreich?« und der Aufsatz v. Sybels: »Deutschlands Rechte auf Elsaß-Lothringen« — beide aus den Jahren 1870/71 stammend — sind jetzt unter dem Titel »Vor 45 Jahren« neu herausgegeben worden. Der Dichter Friedrich Lienhard hat eine in Zürich unter dem Titel »Wohin gehört Elsaß-Lothringen?« erschienene Artikelsammlung mehrerer ungenannter Verfasser eingeleitet. Schließlich hat Hermann Wendel im Auftrag des Parteivorstandes eine Broschüre: »Elsaß-Lothringen und die Sozialdemokratie« verfaßt.

Übereinstimmend wird in diesen Schriften die Zugehörigkeit dieses seit Jahrhunderten heißumstrittenen Grenzlandes zu Deutschland aus der Geschichte, aus der Zusammensetzung der Bevölkerung, aus der volkswirtschaftlichen Verkettung mit dem Deutschen Reich hergeleitet. In der Tat

wird niemand, der unbefangen urteilt, den engen kulturellen Zusammenhang des Elsaß mit Deutschland leugnen können. Die Maler Martin Schongauer und Hans Baldung, der Dichter des »Narrenschiffs« Sebastian Brant, der Mystiker Johannes Tauler beweisen neben vielen anderen, daß das Elsaß seit Jahrhunderten zum deutschen Kulturkreis gehört.

Aber gerade dann, wenn man dies zugibt, ist es nur um so auffallender, daß das Elsaß sich lange Zeit hindurch widerspruchslos einem anderen Staatsganzen, Frankreich, das einem anderen Kulturkreis angehört, als ein lebendiger Teil desselben eingefügt hat. Wenn in der Broschüre Lienhards zur Erklärung dieser der gewöhnlichen und landläufigen Vorstellung von der staatenbildenden Kraft der nationalen Idee widersprechenden Erscheinung gesagt wird, das fehlende deutsche Nationalgefühl habe an dem elsässischen Vaterlandsgedanken Ersatz gesucht und habe einen besonderen elsässischen Partikularismus herausgebildet (S. 20, 21), so wird dabei übersehen, daß dieser Partikularismus auf zwei Wurzeln zurückgeht: den Zusammenhang des Elsaß mit dem deutschen Kulturkreis und gleichzeitig seine Anteilnahme an dem Leben des französischen Staates. Dieser Partikularismus ist also das Ergebnis, nicht aber die Erklärung der Tatsache, daß die deutschen Elsässer lange Zeit französische Bürger waren.

Der geschichtliche Vorgang, der das Elsaß dem französischen Staat einordnete, der die »grundtiefe Wandlung der Staatsgesinnung« (v. Treitschke) bewirkte, ist die französische Revolution. Obwohl über diese Bedeutung der Revolution für das Elsaß kein Streit besteht, unterlassen es die verschiedenen Schriften, sich mit den Vorgängen der Revolution im Elsaß eingehender zu befassen. So wird das, was sie darüber zu berichten wissen, kurz und ungenau und reicht nicht zur Erklärung aus für das, was erklärt werden soll. Auch für die Broschüre Wendels gilt das. Es mag daher der Versuch gemacht werden, diese Lücke zu ergänzen. Freilich läßt dann auch ein Eindringen in den gewaltigen Klassenkampf, den wir französische Revolution nennen, alle vorgefaßten Meinungen über die Wirksamkeit nationaler Ideen bei grundlegenden Neugestaltungen der Geschichte bald in ihrer Haltlosigkeit erkennen. Es war die Gemeinschaft der historischen Ziele und Interessen der revolutionären Schichten Frankreichs und des Elsaß, die die Hemmungen überwand, die der Durchsetzung dieser Ziele etwa aus der Verschiedenheit der beiden Kulturkreise erwachsen konnten.

Völkerrechtlich geht die Zugehörigkeit des Elsaß zu Frankreich auf den Westfälischen Frieden zurück, der die Grundlage für das Staatensystem Europas während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bildete. Artikel 73 des Vertrags von 1648 bestimmte, daß die beiden Landgrafschaften Ober- und Niederelsaß sowie die Landvogtei Hagenau der zehn elsässischen Reichsstädte — dazu gehörten zum Beispiel Hagenau, Schlettstadt, Landau, Kolmar — an Frankreich fallen sollten. Ihre charakteristische Bestimmtheit erhielt die Abtretung durch Artikel 87 des Friedensvertrags, in dem es hieß:

> Der König (von Frankreich) ist gehalten, die Elsässer Stände in der bisherigen Freiheit und Reichsunmittelbarkeit zu belassen, so daß er keine königliche Superiorität über sie ausübt, sondern sich mit den Rechten zufrieden gibt, die dem Hause Österreich gehörten, und die dieses der Krone Frankreichs abtritt.

Diese etwas verzwickten Bestimmungen bedeuten im wesentlichen den Übergang der feudalen Privilegien vom Hause Österreich auf den König von Frankreich; nur sollte dieser sie nicht als Vasall des Reiches, wie früher Österreich, sondern als Souverän haben.[1] Eine eigentliche Landeshoheit erhielt der König von Frankreich zunächst nicht. Bald genug gab es bei dem Streben Ludwigs XIV., sie zu erwerben, Konflikte. Durch Ausdeutung der Vertragsbestimmungen, durch neue blutige Kriege suchte er seine Macht über das Elsaß weiter auszudehnen. Die Friedensverträge von Nimwegen 1679 und Ryswick 1697 bestätigten im wesentlichen den Westfälischen Frieden. 1681 wurde Straßburg durch Kapitulation gezwungen, sich dem König von Frankreich zu unterwerfen.

Alle diese Erwerbungen unterscheiden sich von modernen Gebietsabtretungen ebensosehr, wie sich der Inhalt der Landeshoheit des ancien régime von der des modernen Staates unterscheidet. Dadurch, daß der König an die Stelle Österreichs trat, wurde die Abhängigkeit der Masse, die Art und der Grad ihrer Ausbeutung nicht geändert. In der Kapitulation Straßburgs ist ausdrücklich bestimmt, daß die Stadt ihre Vorrechte und Verfassung behalten sollte. So blieben diese Vorgänge Veränderungen in den politischen Wolkenregionen. Es fehlte dem ancien régime gerade das, was in der modernen Zeit Landangliederungen so bedenklich macht: die Nationalisierungsbestrebungen gegenüber nationsfremden Minderheiten. Nationalitätenfragen waren dem ancien régime seinem Wesen nach fremd. Ihm kam es darauf an, die Landeshoheit auszudehnen. Privilegien und feudale Vorrechte ließ es unberührt, abgesehen vielleicht von religiösen Fragen. Die verbrieften Rechte der Protestanten wurden zugunsten der Katholiken geschmälert.

So bietet das Elsaß im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert staats- und völkerrechtlich ein sehr buntes Bild.

»Die Souveränität des Königs«, so heißt es in einem Bericht aus dem Jahre 1792,[2] »hat im Elsaß die Oberherrschaft des Kaisers und Reiches ersetzt. Die Territorialgewalt der Reichsunmittelbaren in dieser Landschaft besteht noch mit allen den Attributen und Wirkungen der ihnen zustehenden nutzbringenden und Ehrenrechte, und sie muß unter der Souveränität des Königs fortbestehen, wie sie in der Zeit vor dem Westfälischen Frieden unter der Oberherrschaft des Kaisers bestanden hat.«

Dazu kommt, daß noch zahlreiche weltliche und geistliche Reichsfürsten im Elsaß besitzberechtigt waren. Beim Ausbruch der Revolution waren es noch der Herzog von Württemberg, der Herzog von Zweibrücken, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Markgraf von Baden, die Prinzen von Nassau, Leiningen, Löwenstein, die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, die Bischöfe von Straßburg, Speier und Basel, der Johanniter- und Deutschritterorden. Das Bistum Straßburg lag zum Beispiel zu zwei Dritteln im Elsaß, zu einem Drittel auf dem rechten Rheinufer und gehörte mit dem letzteren Gebiet zum Reich. Der Bischof von Straßburg — der letzte des ancien régime war der berüchtigte Kardinal Rohan aus dem Halsbandprozeß — hatte daher als deutscher Reichsfürst Sitz und Stimme auf dem Reichstag von Regensburg.

[1] Vergl. v. Sybel in »Vor 45 Jahren«, S. 96 ff.

[2] Zitiert bei Sorel, L'Europe et la Révolution française, 2. Band, S. 78, Anmerkung 1.

Kirchenpolitisch stand das Elsaß unter deutschen geistlichen Oberen. Es gehörte zu den Bistümern Speier, Basel und Straßburg. Die beiden ersten hatten deutsche Bischöfe. Straßburg stand unter dem Erzbistum Mainz.

Das Volk wurde von all den politischen Veränderungen und Einteilungen nicht berührt. Das Schicksal, der Lebensinhalt der Masse wurde nicht verändert. Und wenn sie nun französische Adlige, etwa einen Rohan, neben ihre angestammten Herren gesetzt sah, so bewirkte das höchstens, daß sie deutsche und französische Ausbeuter mit gemeinsamem Haß umfaßte.

Straßburg, um nur ein Beispiel für die Erhaltung des Deutschen zu nennen, hatte seine Verfassung und Verwaltung, die auf das Jahr 1482 zurückging, in den 108 Jahren französischer Herrschaft bis 1789 behalten. Mit seinem Magistrat, dem »beständigen Regiment«, das aus drei in ihren Kompetenzen sich vielfach durchkreuzenden Kollegien bestand, mit seinen Ratsherren, den Stettmeistern und Ammeistern bot es ganz das Bild einer deutschen Stadt, deren Verfassung sich auf dem Zunftregiment aufgebaut hat. Die Amtssprache war deutsch. Auf dem Gymnasium wurde Französisch als fremde Sprache gelehrt; nur die Jesuiten unterrichteten in der bischöflichen Schule in französischer Sprache. Die Universität, neben der eine katholische Akademie bestand, war deutsch und protestantisch, wie auch die Stadtreligion — der Magistrat hatte das Kirchenregiment — die protestantische war.

So studierten Herder und Goethe in Straßburg als auf einer deutschen Universität. Die Namen der Professoren, die Goethe in »Wahrheit und Dichtung« aufzählt, sind deutsch. Sein Erlebnis mit Friederike von Sesenheim ist ein deutsches Liebesidyll.

Sprache und Sitte wiesen so die Elsässer nach Deutschland hin. Und wenn der Souverän auch der König von Frankreich war, der mächtigste Monarch Europas, so verband noch keine Schicksalsgemeinschaft das Elsaß mit Frankreich.

2. Die Revolution und ihre Gegner im Elsaß.

Das gemeinsame historische Erleben, das das Volk, die Masse ergriff und bis in ihre Tiefen aufrüttelte, ist die große französische Revolution. Ihre sozialen Umwälzungen, ihre Ideologien wurden für die Masse der elsässischen Bevölkerung bestimmend, sich dem neuen Staatswesen Frankreich anzugliedern.

Freilich hätte alle Begeisterung für Freiheit und Gleichheit nichts bewirkt, wenn in diesem Kampfe nicht die materiellen Interessen der Masse der städtischen und bäuerlichen Bevölkerung des Elsaß identisch gewesen wären mit den Interessen der gleichen, der revolutionären Schichten Frankreichs. Der Kampf, der ganz Frankreich durchrast, ergreift auch das Elsaß: der Kampf des dritten Standes und der Bauern gegen Feudallasten und ständische Abhängigkeiten. Während aber in Frankreich dieser Kampf im wesentlichen Klassenkampf in dem Sinne ist, als er durchgefochten wird gegen die herrschende Klasse des *eigenen* Landes, wird er im Elsaß gleichzeitig zum Kampf gegen die Staatsfremden. Eine der entscheidenden Ursachen des ersten Koalitionskriegs gegen Frankreich war die Aufhebung der Privilegien und Feudallasten im Elsaß, die dort wie im übrigen Frankreich durch die Nationalversammlung vorgenommen wurde. Nun zeigt sich mit

einem Male, daß die Landeshoheit Frankreichs mit der Revolution einen neuen, modernen Inhalt bekommen hatte: Von dem dem ancien régime unbekannten Grundsatz der Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetz ausgehend, machte sie vor den Vorrechten der Beherrscher des Elsaß nicht halt: Frankreich war ein Staat gleichberechtigter Bürger geworden, und zu ihm gehörte auch das Elsaß. So wurde die von den französischen Königen erworbene Souveränität, die einen ganz anderen Inhalt gehabt hatte, zum Mittel, die Privilegien der elsässischen Bevorrechtigten und auch der deutschen, im Elsaß besitzberechtigten Fürsten aufzuheben. So wurde infolge der eigenartigen Verfassungsverhältnisse des Grenzlandes hier der Klassenkampf zur unmittelbaren Ursache des internationalen Konflikts. Er griff auf das Reich über. Die beeinträchtigten Reichsfürsten verlangten Hilfe vom Reich. Die Masse der Bevölkerung im Elsaß konnte sich bei diesem Zusammenstoß des alten Europa mit dem revolutionären Frankreich die Vorteile der Revolution nur dadurch sichern, daß sie sich entschlossen auf die Seite Frankreichs stellte. Und es diente nur dazu, die Gemeinsamkeit der Interessen der revolutionären Schichten Frankreichs und des Elsaß noch augenfälliger zu machen, daß sich in der österreichischen Armee Wurmsers, die Ende 1793 bis zu den Weißenburger Linien vorgedrungen war, Condés Schar der französischen Emigranten befand.

So schlägt hier an der Grenze der revolutionäre Kampf Frankreichs unmittelbar in den Streit der Staaten um. Für das Elsaß bedeutet die Entscheidung in diesem Kampfe nicht allein den Sieg auf dem Schlachtfeld, der Krieg erhält und sichert das im erbittertsten Klassenkampf Errungene. Ihm muß daher bis in seine Einzelheiten nachgegangen werden, wenn die Stellungnahme des Elsaß zur Revolution erklärt werden soll.

Äußerlich geht der revolutionäre Kampf im Elsaß den Ereignissen im übrigen Frankreich parallel: auch im Elsaß flammen im Juli 1789 die Adelsschlösser auf, auch im Elsaß feiert man Verbrüderungsfeste, gründet man revolutionäre Klubs, die sich spalten und bekämpfen. Auch das Elsaß hat seine Schreckenszeit.

Diese allgemeinen Erscheinungen der revolutionären Zuckungen werden hier jedoch fortdauernd beeinflußt und verändert durch die besonderen Verhältnisse des Grenzlandes: seine eigenartige Verfassung vor der Revolution, seine Fremdsprachigkeit, seine Lage, die es den Kriegsereignissen unmittelbar aussetzte.

Ideologisch äußerte sich der 1789 sichtbar werdende Umwälzungsprozeß in einem gewaltigen Taumel der Begeisterung, der alle Welt weit über die Grenzen Frankreichs ergriff und auch das Elsaß mitriß. Der Bastillesturm, die Nacht des 4. August, die in Frankreich alle Parteiungen zu ersticken schien in dem allgemeinen Enthusiasmus, wie der gleiche Tag in Deutschland 125 Jahre später, waren die Wahrzeichen, um die sich die Freiheitskämpfer allerwärts scharten. Wenn wir heute die Ursachen und Schranken jener Begeisterung genau kennen, wenn Cunow mit scharfem Blick für das, was ein und ein Viertel-Jahrhundert zurückliegt, die Illusionen des 4. August erbarmungslos enthüllt hat, so darf man doch nicht verkennen, daß den Menschen dieser Zeit ihre Ideale und Forderungen als schrankenlos erschienen und sie gerade dadurch mitrissen. Die Grenzen der Völker schienen verwischt zu sein, und es war nur natürlich, daß nun, als auf den Weckruf

aus Frankreich die führenden Geister aller Länder hörten, das Elsaß sich anschloß, das bereits staatsrechtlich zu Frankreich gehörte. Als dann der Taumel unter der herben Wirklichkeit des fortdauernden Klassenkampfes schwand, ging der Prozeß der Angliederung an Frankreich im Elsaß trotzdem weiter, weil, anders als in Deutschland und bei deutschen Schwärmern, die Stellungnahme des Elsaß nicht nur ideologisch verankert war.

Dieser Prozeß vollzog sich nicht friedlich, sondern nur in den schärfsten Kämpfen konnten die revolutionären Schichten des Elsaß ihre Interessen gegen alle Widerstände durchsetzen. In diesem Kampfe, der durch keine anderen Rücksichten behindert war als den sich aus der Klassenlage ergebenden, und der gerade darum das ganze Volk ergriff, scheint mir der entscheidende Umstand für die Angliederung des Elsaß an Frankreich zu liegen.

Das Signal zum Widerstand gegen die Revolution gab der Klerus, an seiner Spitze der Bischof von Straßburg. Er war als Abgeordneter des Klerus von Hagenau zu den Generalständen nach Versailles geschickt worden und hatte dort an den beginnenden Revolutionskämpfen als Verfechter der Reaktion teilgenommen. Als einer der ersten emigrierte er in den rechtsrheinischen Teil seiner Diözese, nach Ettenheim, von wo er die konterrevolutionäre Agitation leitete.

Gerade der elsässische Klerus wurde durch die Kirchengesetze der konstituierenden Nationalversammlung hart betroffen. Nicht nur verlor er durch das Dekret vom 30. November 1790, durch das die Kirchengüter zum Nationaleigentum erklärt wurden, seinen sehr erheblichen Grundbesitz, nicht nur wurde er der allgemeinen Zivilverfassung des französischen Klerus unterworfen; durch die Bestimmung, daß kein französischer Bürger oder Geistlicher einem außerhalb Frankreichs residierenden geistlichen Oberen gehorchen dürfe, wurde gerade in die besondere Kirchenverfassung des Elsaß, das zu deutschen Diözesen gehörte, eingegriffen. Es ist daher verständlich, daß Rohan, der bis dahin in Paris, Wien und seinem Schloß in Zabern nicht gerade als Vorbild geistlicher Sitten gegolten hatte, sich nun auf seine geistliche Würde besann und als Oberhaupt seines Sprengels, als treuer Sohn der Kirche Einspruch erhob gegen Gesetze, die göttliches und menschliches Recht verletzten. Der größte Teil der Geistlichkeit folgte ihm. Nur ein ganz geringfügiger Teil des elsässischen Klerus leistete den vorgeschriebenen Eid auf die Verfassung und gab dadurch zu erkennen, daß er mit der neuen Ordnung einverstanden sei.

Bald verbreitete sich eine Unzahl Flugblätter und Broschüren, meist in deutscher Sprache geschrieben, über das Elsaß.[3] Mit allen Mitteln der Satire, des Spottes, der Ermahnung und Belehrung wurde versucht, die Elsässer zu bestimmen, sich von der Revolution abzuwenden. Die revolutionären Franzosen wurden in den schwärzesten Farben geschildert, verhöhnt und verspottet. Die siegreich nahenden Österreicher solle das Elsaß als Befreier begrüßen; sie würden den früheren Zustand wiederherstellen.

Diese Agitation hatte zum Teil Erfolg. An einzelnen Orten kam es zu konterrevolutionären Unruhen, die allerdings bald unterdrückt wurden.

---

[3] Sie sind gesammelt und auszugsweise herausgegeben von Heitz: La contre-révolution en Alsace de 1789 à 1793, Straßburg 1865, die deutschen Schriften leider in französischer Übersetzung.

Man muß sich nun bei Beurteilung dieser Kämpfe von vornherein vor einem Mißverständnis hüten: Wenn in all diesen Schriften die Franzosen noch so heftig beschimpft, wenn die Österreicher als erwartete Befreier begrüßt werden, so hat das nichts mit dem Appell an ein Nationalgefühl zu tun, das die Elsässer an die Seite des Reiches führen sollte. Nicht auf die deutsche Nationalität der Elsässer weisen die konterrevolutionären Flugblätter hin. Ihre Forderungen gehen durchweg auf die Wiederherstellung der verloren gegangenen Privilegien. Sie gründen ihren Anspruch auf den Westfälischen Frieden, der die Vorrechte des Elsaß garantiert habe. Sie wollen die Vergangenheit: absolutes Königtum und Privilegien und sind unter dieser Bedingung mit der Zugehörigkeit des Elsaß zu Frankreich, die ja auf den Westfälischen Frieden zurückgeht, durchaus einverstanden. Von Gegenwart und Zukunft, von den Entwicklungslinien, die von der Revolution ausgehend das Nationalgefühl in Frankreich und Europa erst hervorwachsen lassen, sehen sie nichts und wollen sie nichts sehen.

Daß es im Elsaß bei dieser starken konterrevolutionären Bewegung nicht zu einer Vendée gekommen ist, verdanken wir den revolutionären Kräften, die hier wirksam wurden und im Kampfe mit der Konterrevolution erstarkten. Der gewaltige soziale und ökonomische Umwälzungsprozeß, der sich in der Beschlagnahme und dem Verkauf der Kirchengüter und später auch der Güter der Emigranten äußerte, der die Masse der Bevölkerung vom Zehnten und anderen drückenden Lasten befreite, hatte auch im Elsaß die Masse der Kleinbürger und Bauern, aus denen sich die Käufer der Güter rekrutierten, mit dem Schicksal und dem Erfolg der Revolution untrennbar verknüpft. Weiter hatte die Aufhebung der Binnenzölle die Möglichkeit engerer Handelsbeziehungen zwischen dem Elsaß und Frankreich geschaffen. Der fortwährende Hinweis der Konterrevolution auf den Westfälischen Frieden und den Sieg der Österreicher machte auch dem Kurzsichtigsten klar, was von diesem Siege zu erwarten war. So wurde die Masse des elsässischen Volkes gezwungen, sich im revolutionären Kampfe gegen die Verträge zu wenden, die die alten Privilegien verbrieften, und sich an die Elemente anzuschließen, die allein den Sieg des neuen Zustandes verbürgen konnten: die revolutionären Schichten Frankreichs.

Überall im Lande entstanden, dem Muster von Paris entsprechend, revolutionäre Gesellschaften und Klubs. Doch diese Träger der revolutionären Bewegung waren in sich nichts weniger als geschlossen und einheitlich. Mit der zunehmenden Intensität der Klassenkämpfe schieden sich bald die Gemäßigten von den Radikalen. In Straßburg zum Beispiel spaltete sich die ursprünglich einheitliche Gesellschaft der Konstitutionsfreunde in eine Gesellschaft der Gemäßigten, die sich um den Bürgermeister, Baron v. Dietrich, scharte, und in einen Klub, der sich dem Pariser Jakobinerklub anschloß, und aus dem unter dem Schreckensregiment der Bürgermeister Monet hervorging. Gemäßigten ebenso wie Jakobinern war die staatliche Einheit des Elsaß mit Frankreich selbstverständliche Voraussetzung ihrer politischen Tätigkeit. Die Stellung der Gemäßigten läßt sich mit der der Girondisten vergleichen, wenn auch nicht identifizieren. Gleich den Girondisten waren die Ratsherren und Patrizier Straßburgs wohl für ein starkes und mächtiges Frankreich, das sie für ihre großbürgerlichen Bestrebungen brauchten; sie bekämpften jedoch aus dem gleichen Streben heraus die überragende

zentralistische Stellung von Paris, von der sie eine Beeinträchtigung ihrer Stellung befürchteten. Außerdem bedauerten die Straßburger Patrizier, daß sie ihre städtischen Ehrenstellungen und Vorrechte verloren hatten, daß ihre Stadt, die jahrhundertelang ihre eigentümliche Verfassung bewahrt hatte, nun jeder anderen Stadt in dem großen Staatsganzen gleich geworden war. Alte Vorurteile erwachten bald wieder. Die Judenfrage zum Beispiel war bei einer Anzahl von rund 20 000 politisch rechtlosen Juden für das Elsaß von größtem Interesse. Als die Nationalversammlung diese Frage im Sinne der Emanzipation löste, begegnete sie dabei dem Widerstand der oberen Schichten und Abgeordneten des Elsaß.

Den Mangel an revolutionärer Energie und politischem Scharfsinn dieser großbürgerlichen Schicht kennzeichnet es weiter, daß noch am 9. August 1792, einen Tag bevor mit dem Tuileriensturm das Königtum zusammenbrach, also in einer Zeit höchster politischer Spannung, der Straßburger Gemeinderat mit seinem Bürgermeister Dietrich an der Spitze sich in einer an die Legislative gerichteten Adresse gegen die Absetzung des Königs und gegen eine Veränderung der Verfassung von 1791 aussprach, die ein konstitutionelles Königtum eingeführt hatte. Diese Kurzsichtigkeit hat Dietrich, in dessen Hause zuerst die Marseillaise erklungen war, mit dem Verlust seiner Stellung und schließlich mit dem Kopfe bezahlen müssen.

In dieser Zeit der Unentschiedenheit, die etwa bis Ende 1792 währt, konzentrierte sich die revolutionäre Energie im Elsaß in den Klubs, die sich der Jakobinerorganisation angeschlossen hatten. Die sozialen Schichten, aus denen sie sich rekrutierten, waren die gleichen wie in Frankreich: vorwiegend Kleinbürger und Intellektuelle mit all den Schattierungen der Ansichten, wie sie auch sonst vertreten waren. Ein Element gibt jedoch im Elsaß dieser revolutionären Schicht einen besonderen Charakter: nämlich die deutschen, aus dem Reiche zugewanderten Revolutionäre, an ihrer Spitze der Mönch Eulogius Schneider.

3. Die Patrioten.

Der Revolution, die ja auch auf die deutschen führenden Geister den tiefsten Eindruck gemacht hatte, hatten sich bald Ausländer angeschlossen, darunter vor allem Deutsche. Männer wie Anarchasis Clootz in Paris, Georg Forster in Mainz sahen in den Ereignissen Frankreichs die Verwirklichung ihrer Freiheitsträume. In Straßburg bestand eine ganze Kolonie derartiger deutscher Revolutionäre. Zu ihr gehörten außer Schneider zum Beispiel der Buchhändler Cotta aus Stuttgart und der Holsteiner Butenschön.

Diese Deutschen gerieten schließlich in einen Gegensatz zu den anderen radikalen Revolutionären Straßburgs unter Führung des Franzosen Monet. Dieser Gegensatz ist von den Historikern — auch von Treitschke — vielfach dahin aufgefaßt worden, daß er ein Kampf zur Rettung des französischen Charakters der Revolution gegen das deutsche Element gewesen sei. Diese Kritik mißt mit Maßstäben einer späteren Zeit, in der das, was vielleicht andeutungsweise bei Saint-Just vorhanden war, sich zur vollen Wirksamkeit entfaltet hat. In Wirklichkeit ist vielmehr die revolutionäre Bewegung im Elsaß von nationalistischen Bestrebungen, Zu- und Abneigungen nicht entscheidend beeinflußt worden. Gerade deshalb, weil derartige Tendenzen sich nicht durchsetzen konnten, ist es möglich geworden, daß sich die

deutsche Bevölkerung widerspruchslos mit den Franzosen zu einem Staate zusammenschloß.

Es läßt sich gewiß nicht verkennen, daß es im Fortgang der Revolution im Elsaß zu einigen französischen Nationalisierungsversuchen gekommen ist. Doch darf man diese Dinge, so wichtig sie für die prinzipielle Einsicht in das Wesen und die Tendenzen der bürgerlichen Revolution sind, nicht dahin übertreiben, daß man schüchternen und dazu noch erfolglosen Anfängen Wirkungen unterschiebt, die zu entwickeln einer späteren Zeit vorbehalten blieb.

So nahm einmal die Gesellschaft der Konstitutionsfreunde in Straßburg den utopischen Vorschlag an, man solle zur Förderung der Verschmelzung beider Nationalitäten elsässischen Patrioten Vergünstigungen beim Ankauf von Nationalgütern in Frankreich gewähren, während umgekehrt Franzosen in gleicher Weise im Elsaß begünstigt werden sollten. Wie wenig ernst es mit derartigen Assimilierungsversuchen, die übrigens nie ausgeführt wurden, gemeint war, ergibt sich daraus, daß dieselbe Gesellschaft ihre statutarische Bestimmung, daß ihre Sitzungen abwechselnd in deutscher und französischer Sprache abgehalten werden sollten, ruhig beibehielt. Es verstand eben von den Mitgliedern kaum einer Französisch.

Ferner wurde von Obrigkeis wegen angeordnet, daß alle deutschen Schriften in lateinischen Lettern gedruckt werden sollten.

Den größten Anlauf zur Assimilierung des Elsaß hat dann Saint-Just genommen, weshalb er von französischen Schriftstellern laut gepriesen wird. Durch Dekret vom 9. Nivôse des Jahres II (29. Dezember 1793) ordnete er die Einführung unentgeltlicher französischer Schulen in jeder elsässischen Gemeinde an. Statt des Katechismus in deutscher Sprache sollten die Kinder die Erklärung der Menschenrechte französisch lernen. Der Versuch scheiterte schon aus Mangel an Lehrern. Wäre mit seiner Ausführung Ernst gemacht worden, so hätte er — das erweisen ähnliche Versuche aus späterer Zeit zur Genüge — die Eingliederung des Elsaß in den französischen Staat kaum gefördert.

Ein weiterer Aufruf Saint-Justs an die patriotischen Elsässerinnen, die französische Mode anzunehmen, mag deshalb erwähnt werden, weil er an ähnliche Bestrebungen der Gegenwart erinnert. Im übrigen verfolgte Saint-Just mit diesem Aufruf vor allem einen realen Zweck; er hatte es auf die reichgestickten Hauben der Elsässerinnen abgesehen. Die Metallsammlung brachte an 13 000 Livres ein.[4]

Diese Nationalisierungsversuche, die sich gegenüber modernen gleichartigen Bestrebungen kindlich ausnehmen, beweisen sicherlich das Aufkeimen eines von der Auffassung des ancien régime wesensverschiedenen Geistes. Es ist ganz charakteristisch, daß Hamel, der klassische Biograph Saint-Justs und Robespierres, nicht nur 1898 in einem kurzen Aufsatz über Eulogius Schneider,[5] sondern auch schon in der bereits 1859, also zu einer Zeit, in der von einem Einfluß der Revancheidee noch keine Rede sein konnte, erschienenen Monographie über Saint-Just es als den besonderen Scharfblick seines Helden preist, daß er gegenüber der unbegreiflichen In-

[4] Vergl. Seinguerlet, Strassbourg pendant la révolution, Paris 1881, S. 193.

[5] Im 34. Bande S. 323 ff. der für die Geschichte der französischen Revolution unentbehrlichen Zeitschrift »La Révolution française«.

differenz des ancien régime gegenüber dem deutschen Wesen im Elsaß die Notwendigkeit einer nationalen Assimilierung erkannt habe. Er wittert hier Geist vom Geiste der modernen Bourgeoisie.

Die Franzosen zogen aus, um der Welt die Freiheit von den Tyrannen zu bringen; sie fanden sich wieder als Nation im modernen Sinne. Dieser Prozeß setzte ein in der Zeit, die etwa vom 10. August 1792 — dem Tuilerienssturm — bis zum 9. Thermidor 1794 — dem Sturz Robespierres — zu rechnen ist. Da waren die Klassenkämpfe im Innern in voller Schärfe entbrannt, da begann der Kampf in der Vendee, da drang der Feind immer tiefer ins Land. Gegen die Mächte der Vergangenheit war überall die Revolution zu verteidigen. Diesen Kampf organisiert und durchgefochten zu haben, ist die historische Aufgabe des Konvents und seiner Ausschüsse, vor allem des Wohlfahrtsausschusses gewesen. Daß und wie sie gelöst wurde, wird noch heute jeden, der unbefangen an das Studium dieser Tage herantritt, mit Staunen erfüllen.

Den revolutionären Schichten, die diesen Kampf um die Durchsetzung des modernen Staates gegen die Mächte, Schranken und Vorurteile des mittelalterlichen Europas kämpften, setzte sich diese ihre geschichtliche Rolle in der Weise in das Bewußtsein um, daß sie sich als etwas Besonderes, als von anderem, neuem Geist erfüllt, fühlten. In ihnen war das moderne Frankreich verkörpert: sie nannten sich die Patrioten. Alle anderen, ihre Gegner waren Fremde oder an die Fremden, an Pitt und Koburg — England und Österreich — Verkaufte. So wurde hier, in der Stunde der höchsten Gefahr für die Revolution, der Keim zum modernen bürgerlichen Nationalgefühl gelegt, das, indem es das Volk über Klassen, Schranken, Stände hinweg zu einer Einheit zusammenfaßt, es als Gegensatz setzt zu den anderen Völkern und dadurch neue Schranken errichtet.

So wichtig diese Entwicklung für das Europa des neunzehnten Jahrhunderts ist, so wenig darf man für jene Zeit das sich erst bildende Nationalgefühl zum erklärenden Prinzip der im Elsaß sich abspielenden Kämpfe machen. Von Nationalitätenkämpfen kann man erst dann sprechen, wenn mehrere ihrer Nationalität bewußte Völker miteinander um die Wahrung ihrer nationalen Besonderheit ringen. Davon kann 1793/94 schon um deswillen nicht die Rede sein, weil den erst allmählich sich als Nation fühlenden Franzosen andere Nationalitäten gar nicht gegenüberstanden. Erst durch die Revolutionierung Europas, die Folge des Sieges Frankreichs, konstituierte sich auch Deutschland als Nation und trat als solche Frankreich gegenüber, noch immer begleitet vom Mißtrauen der Herrschenden.

Zur Zeit des Konvents ist der Patriot vor allem der Revolutionär. Das Nationalgefühl schwingt nur andeutungsweise im Begriff mit. Wie der adlige französische Emigrant, wie die Girondisten von ihren Gegnern als Fremde und vom Ausland Bestochene bezeichnet wurden, so wurden umgekehrt nichtfranzösische Revolutionäre Patrioten genannt. So heißen gerade Schneider und seine Freunde in einer Straßburger Korrespondenz der Pariser Zeitung »Journal de la Montagne« die Patrioten. In der Nummer vom 2. September 1793[6] heißt es — ich gebe die ganze Stelle, weil sie die Gegensätze gut beleuchtet:

[6] Zitiert von Jaurès in seiner Histoire socialiste, 4. Band: La Convention, S. 1727.

Der Volksverein blieb energisch, solange Straßburg eine starke Garnison hatte. Aber da diese Garnison kleiner geworden ist, hat die Bourgeoisie wieder ihr Haupt erhoben; der Volksverein hat zum großen Teil seine Beratungsfreiheit verloren. Das Übel wurde noch größer, als sich die Sektionen für permanent erklärten. Rühl, der der Sache des Volkes ergeben zu sein schien, und den die Patrioten schätzten, hat sich plötzlich von ihnen abgewandt, ist mit den konterrevolutionären Sektionen in Briefwechsel getreten und hat in diesem Briefwechsel sich andauernd ungünstig über die besten Mitglieder des Volksvereins ausgelassen, indem er sich über ihren Beruf und ihre Armut lustig machte. Das machte besonderen Eindruck auf die Straßburger Bürger, die nur vor dem Reichtum Respekt haben und die das Verdienst eines Mannes allein nach dem Umfang seiner Geschäfte und dem Alter seiner Firma in der Reichsstadt Straßburg bemessen. Aber es gibt Heilmittel gegen alle diese Mißstände, und es ist noch Zeit, sie anzuwenden. Man lege eine patriotische Garnison nach Straßburg; man verjage mitleidlos alle Verdächtigen. Man überliefere der gesetzlichen Strafe alle, die die Patrioten mißhandelt und die Sitzungen des Volksvereins gestört haben. Man unterstütze die Patrioten aus Deutschland, die das Volk durch ihre Reden und Schriften aufklären.

Wer »Patriot« ist, bestimmt sich also hier nach der Stellung im Klassenkampf. Auch der deutsche Revolutionär wird so genannt. Erst allmählich hat in dem Worte die Idee vom Nationalangehörigen und aus diesem Grunde Gleichgestellten jene erste revolutionäre Bedeutung überwunden.

Bei Beurteilung des Kampfes gegen die Patrioten aus Deutschland ist daran festzuhalten, daß der zu bekämpfende Fremde der Revolutionsfeind, nicht der Fremde als solcher ist.

Die Deutschen, die sich der Revolution aktiv anschlossen, wurden zu diesem Schritt nicht bewogen, weil es eine Revolution der Franzosen war, sondern weil sie glaubten, daß in der von den Franzosen begonnenen Bewegung eine zur Emanzipation der Menschheit führende Bewegung sich verkörpere und daß sie ihren Traum von der Freiheit und Würde des Menschengeschlechts verwirklichen werde. Sie waren Ideologen, Wurzellose in dem Sinne, daß ihrem Tun nicht unmittelbar reale Interessen zugrunde lagen, wie es bei den französischen und elsässischen revolutionären Bürgern und Bauern der Fall war. Sie mußten scheitern, weil die Revolution in ihrem Fortgang Schranken und Ziele entwickelte, die mit diesem schrankenlosen Menschheitstraum bald genug in Widerspruch gerieten. Die meisten von ihnen haben ihren Traum von Freiheit und Glück der Menschheit, den geträumt zu haben ihnen wahrlich nicht zur Unehre gereicht, mit dem Tode bezahlt. (Schluß folgt.)

Die moderne Entwicklung der Industrie und die Arbeiter.

Von **Ernst Kreplin.**

In der Großindustrie vollzieht sich ein lebhafter Konzentrationsprozeß. Große Unternehmungen, so die beiden Interessengemeinschaften der Farbenindustrie und die maßgebendsten Schiffahrtsgesellschaften schließen sich fester zusammen; große industrielle Werke wie Gelsenkirchen, Deutsch-Luxemburg erweitern ihre Betriebe und gliedern sich andere Werke an, die sie für ihren Rohstoffbezug brauchen. Andere wieder verbinden sich mit gleichartigen Werken, wie die Rheinische Automobilgesellschaft mit der Automobil-Aktiengesellschaft A. G. Benz & Co. Als Grund dieser Maßnahmen geben sie der Öffentlichkeit gegenüber an, daß sie dadurch nur unnütze Konkurrenzkämpfe vermeiden, unnütze Kosten ersparen wollen, um nach

dem Friedensschluß den Kampf um den Weltmarkt besser und erfolgreicher aufnehmen zu können. Nach alledem könnte es scheinen, als ob diese Firmen nur technische Verbesserungen planten und es ihnen fern liege, die Lage ihrer Arbeiter zu verschlechtern. Nach diesen Erklärungen wäre dieser ganze Konzentrationsprozeß nur ein gewaltiger Schritt nach vorwärts auf dem Wege der industriellen Entwicklung Deutschlands. In neuester Zeit sind aber Tatsachen bekannt geworden, aus denen man das Gegenteil schließen kann. So schrieb die »Handelspost«, die Handelsbeilage der »Berliner Morgenpost«, am 2. Juli 1916 über die erweiterte Interessengemeinschaft der Farbenindustrie: »Als im Mai die Erweiterte Interessengemeinschaft der Farbstoffwerke begründet wurde, betonten ihre Urheber in der Öffentlichkeit, daß die Form der Interessengemeinschaft es möglich mache, den einzelnen Werken ihre Selbständigkeit und Handelsfreiheit in bezug auf ihre Beamten und Arbeiter zu erhalten.« In den Richtlinien, die *nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind*, heißt es unter Punkt 3: »Beamte und Arbeiter, die bei einer der acht Firmen austreten oder entlassen werden, dürfen nicht ohne vorherige Mitteilung oder Besprechung mit der Firma, bei der sie vorher beschäftigt waren, *eingestellt* werden.« Nun weiß aber jeder, daß gerade solche Maßregeln der Unternehmer das wichtigste Recht des Arbeiters illusorisch machen, seine Arbeitskraft zu verkaufen, wann und an wen er will. Ferner wissen wir, wie die Unternehmer durch diese Maßnahmen, besonders durch den berüchtigten Zechennachweis und andere Unternehmerverbände, es verstanden haben, die Arbeiter gefügig zu machen. Diese Konzentrationen sind daher trotz aller gegenteiligen Versicherungen für die Arbeiter keineswegs ungefährlich! Die Unternehmer werden mit Hilfe dieser neuen Machtmittel auf Kosten der Arbeiter zu sparen sich bemühen — denn sobald sie den Kampf auf dem Weltmarkt wieder aufnehmen können, wird ihr Kampfmittel die erhöhte Billigkeit sein. Sie werden aber auch ihren bisherigen Profit nicht schmälern wollen, vielmehr die Herabsetzung der Preise wettzumachen suchen durch möglichste Verbilligung des Produktionsprozesses. Und was liegt da näher, als auch an den Arbeiterlöhnen zu sparen?

Gerade dazu hat den Kapitalisten die Kriegsindustrie eine willkommene Gelegenheit gegeben. Sie hat ihnen neue Methoden gezeigt, die Arbeitskraft auszubeuten, erstens durch größere Ausnutzung der gutbezahlten Arbeitskraft, zweitens durch deren Ersatz mittels schlechter bezahlter Arbeitskräfte.

Vor allem haben die Kriegsverhältnisse den männlichen Arbeiter genötigt, seine Arbeitskraft mehr auszunutzen. Gezwungen hat ihn dazu vor allem die kolossale Steigerung der Lebensmittelpreise. So hat der Krieg die Einführung des *Überstundenwesens* bedeutend erleichtert, denn die Arbeiten wurden gebraucht, und der Arbeiter mußte sich mit den lästigen Überstunden abfinden. Kurzsichtige Arbeiter fanden sogar in diesen Überstunden ein freudig begrüßtes Mittel, *ihren Verdienst zu erhöhen*. So wurde in einer Versammlung der Metallschlosser Beschwerde über Kollegen geführt, die durch zahlreiche Überstunden ihren Verdienst zu steigern nur allzu eifrig sind. Gerissene Unternehmer haben diese Überstunden als ein probates Mittel benutzt, um die Bezahlung einer Teuerungszulage zu vermeiden. Als die Steinarbeiter sich an ihre Fabrikanten wegen einer Teuerungszulage wandten, gaben ihnen diese den freundlichen Rat, wenn sie etwas mehr verdienen wollten, dann könnten sie ja täglich eine Stunde länger arbeiten. In dieselbe Kerbe schlugen die Unternehmer der Vergolderbranche, die ihren Arbeitern zumuteten, »doch jede Woche 5 Überstunden zu machen, das käme einer Lohnaufbesserung gleich«.

Was aber für den Arbeiter dabei herausspringt, wenn das Überstundenwesen weiter einreißt, das zeigen warnend die Berichte aus der Rheinisch-Westfälischen Eisen- und Hüttenindustrie, die der Genosse Hue im »Korrespondenzblatt der deutschen Gewerkschaften« 1913 beleuchtet hat. Wurden doch in diesen Werken in einem Jahre 25 Millionen Überstunden gemacht, und die Sonntagsarbeit verschlang

allein 12 Millionen. Die Folge dieses Systems war eine grauenhafte Erhöhung der Unfälle; kamen doch auf die beiden Sektionen mit den größten Werken auch die meisten Unfälle. Die Sektion Essen hatte 195 Verletzte auf 1000 Versicherte, die Sektion Oberhausen sogar 208, während die Sektion Hagen mit 73 und die Sektion Siegen mit 79 Verletzten abschloß. Mit Recht brach der Genosse Hue den Stab über dies System, indem er sagte: »Die Unfälle hängen zusammen mit der Jagd nach höherer Produktion und dem daraus folgenden Prämien- und Akkordlohnsystem, mit der Abstumpfung der Beamten und Arbeiter durch die Gewöhnung an die lebens- und gesundheitsgefährlichen Betriebsmißstände.«

Nicht minder bedrohlich ist die zweite Methode, den Arbeitsertrag zu steigern durch Erhöhung der Intensität der Arbeit. Auch hier haben wie bei den Überstunden die Verhältnisse während der Kriegszeit verhängnisvolle Vorarbeit geleistet. Kein Wunder, die Lebensmittel wurden teurer und teurer. Der Lohn reichte nicht mehr aus. Was blieb dem Arbeiter weiter übrig, als intensiver zu arbeiten, um nur einigermaßen auszukommen? Das kommt auch in den Berichten der gewerkschaftlichen Körperschaften häufig zum Ausdruck. Das kam auch in einer Branchenversammlung der Schmiede, Kesselschmiede und Autogenschweißer zur Sprache, und es wurde darüber geklagt, »daß die Kollegen durch intensives Arbeiten Raubbau an ihrer Gesundheit treiben«! Was liegt da dem Unternehmer näher, als diese intensive Anspannung der Arbeitskraft auch nach dem Kriege weiterzupflegen und sogar zu erweitern? Gerade diese Erweiterung aber kann uns böse Erfahrungen bringen. Wird doch jetzt wieder für das berüchtigte Taylorsystem eifrig Propaganda gemacht. In Zürich ist bereits ein Bureau gegründet, das für dieses System der höchsten Ausbeutung mächtig die Werbetrommel rührt; es werden den Unternehmern 100 Prozent Gewinn in Aussicht gestellt, wenn sie ihre Arbeiter nach diesem System arbeiten lassen. Bis jetzt hat die deutsche Arbeiterschaft diesem System wacker widerstanden. Wird sie auch jetzt noch diesen Widerstand leisten können, wo sie während der Kriegszeit sich hat daran gewöhnen müssen, ihre Arbeitskraft mehr anzustrengen?

Noch mehr Vorschub leistet dem Unternehmertum die durch den Krieg verursachte kolossale Entwicklung der Frauenarbeit. Sie gibt ihm ein Mittel, die gut bezahlte Arbeitskraft des Mannes durch schlechter bezahlte zu ersetzen. Da die Männer und mit ihnen die Ernährer der Familien zum Kriegsdienst eingezogen wurden, mußte die Frau die Rolle des Ernährers der Familie übernehmen, und sie fand auf dem Arbeitsmarkt in Hülle und Fülle Unternehmer, denen der Staat die männlichen Arbeiter zum Kriegsdienst eingezogen hatte. So kam die Frau in Berufe, die sonst widerspruchslos dem Manne vorbehalten waren. Die Frau ist Führerin und Schaffnerin bei der Straßenbahn, sie lenkt den Postwagen, sitzt an der Kontrolle der Eisenbahn und trägt die Mütze der Türschließerin. Vor allem ist sie in der Industrie tätig, und gerade hier ist ihr Prozentsatz riesig gewachsen. Stieg doch in einem Monat (Januar 1916) die Zahl der arbeitsuchenden Frauen auf dem Berliner Arbeitsmarkt von 10 700 auf 14 200. Auch von der Berliner Ortsverwaltung des Metallarbeiterverbandes wurde auf die Vermehrung der Frauenarbeit in diesem Beruf hingewiesen. Ja, sie wird zu Arbeiten genommen, für die ihre Natur gar nicht geschaffen ist. So wurde von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft Berlin versucht, die Arbeiterin auch zur Montage auf Bauten zu verwenden, trotzdem diese Arbeit für sie ungeeignet ist. Weiter wird sie in Berliner Metallschleifereien beschäftigt, trotzdem die ganze Art der Arbeit auf ihren Organismus direkt gesundheitsschädlich wirkt. Dabei wird sie auch noch schlechter bezahlt als der Mann. Diese Klage tönt aus allen Berichten der Gewerkschaften. Beispielsweise heißt es in dem Bericht an den Verbandstag der Schuhmacher: »Besonders durch die Zunahme der Frauenarbeit sind die Fabrikanten versucht, die Stücklöhne herabzusetzen oder durch geringere Tages- oder Stundenlöhne zu ersetzen.«

Was ist die Folge?

Daß vielfach der besser bezahlte männliche Arbeiter der schlechter bezahlten weiblichen Arbeitskraft weichen mußte! Wurde doch zum Beispiel in der Branchenversammlung der Autogenschweißer darüber Klage geführt, »daß Fälle zu verzeichnen waren, wo die Einstellung von Schweißern abgelehnt, Schweißerinnen aber sofort angenommen wurden«.

Zu Hilfe kommt dem Unternehmertum hier vor allen Dingen, daß die arbeitende Frau nicht so gewöhnt ist, ihre Rechte zu vertreten, wie der Mann. So heißt es in dem Bericht des Schuhmacherverbandes, daß in zahlreichen »Fällen, wo die Frauen Forderungen zu stellen hatten, nichts zu machen war, weil die Frauen fürchteten, entlassen zu werden«!

Nun kann aber gerade diese Entwicklung der Frauenarbeit nach dem Kriege sehr gefährlich werden, denn einmal wird dann ein viel größerer Teil wie vor dem Kriege gezwungen werden, in die Fabrik arbeiten zu gehen, Arbeiten zu machen, die sie sonst vor dem Krieg abgelehnt hatte oder die man ihr nicht anvertraute. Damit hat sich also für den auf seinen Profit bedachten Unternehmer die Möglichkeit erhöht, seine besser bezahlten männlichen Arbeitskräfte durch minder entlohnte zu ersetzen.

Unter diesen Umständen ist es höchstwahrscheinlich, daß die großen Unternehmer sich nicht auf technische Verbesserungen beschränken, sondern auch zu Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen greifen werden. Schon vor dem Kriege haben sie das versucht, das beweisen ja die zahlreichen Abwehrstreiks, die die Gewerkschaften führen mußten. Waren doch von 1900 bis 1914 allein 36 Prozent sämtlicher Streiks und Aussperrungen der Abwehr von Verschlechterungen gewidmet! Und fast die Hälfte, rund 44 Prozent dieser Abwehrstreiks wurden geführt zur Abwehr von Lohnkürzungen! Auch während des Krieges, zur Zeit des Burgfriedens hat dieser Klassenkampf nicht geruht. Mußten doch allein die Berliner Gewerkschaften 1915 für Streiks 4000 Mark und für Maßregelungen 2600 Mark ausgeben! Wie wird das erst werden, wenn nach dem Friedensschluß der Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt sich zuspitzt.

Das wird selbstverständlich auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen großen Einfluß ausüben. Schon jetzt, in der Zeit des Burgfriedens, zeigt sich das Kapital nicht besonders geneigt, mit Teuerungszulagen seinen Arbeitern unter die Arme zu greifen. Es bedarf in den meisten Fällen erst eines mehr oder weniger energischen Druckes, um überhaupt etwas zu gewähren. Vergleicht man aber die gewährte Teuerungszulage mit dem, was die Arbeiter fordern und mit dem Stande der Lebensmittelpreise, so ergibt sich in den weitaus überwiegenden Fällen, daß sie der Verteuerung der Lebensmittel durchaus nicht entspricht.

Wenn der Kapitalismus aber in solchen Zeiten seinem Mehrwert schaffenden Arbeiter den Nominallohn nicht so erhöht, daß er dem wirklichen Reallohn entspricht, wieviel weniger wird er sich zu Verbesserungen verstehen, wenn die Zeit des Burgfriedens vorüber ist! Vor allem wird der Arbeiter bei der Schwerindustrie vergebens anklopfen. Denn diese Gruppe unserer deutschen Industrie hatte zwar in den letzten Jahren vor dem Kriege die meisten Gewinne gemacht, zeigte sich aber stets als größter Gegner der Gewerkschaften, suchte die Unternehmer der anderen Gruppen unserer Industrie abzuhalten, ihren Mehrwertschaffern Zugeständnisse zu machen, und war vor allem der verbissenste Feind der Tarifverträge. Nun gehört aber die Mehrzahl der Werke, die von der Konzentration ergriffen wurden, dieser Gruppe an oder steht ihr doch sehr nahe. Kann man wirklich daran glauben, daß jetzt aus dem bösen, arbeiterfeindlichen Saulus ein arbeiterfreundlicher Paulus geworden ist? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß diese Kreise die Streitaxt bloß für die Kriegszeit begraben haben und schon daran denken, sie zu weiterem Kampfe wieder auszugraben?

Weiter ist zu fürchten, daß gerade durch diese Konzentration den Arbeitern anderer Branchen der Weg nach vorwärts versperrt wird. Das geht schon aus dem Charakter dieser Konzentration hervor. Es sind Kartellbildungen. Gerade Kartelle aber sind es gewesen, die der aufblühenden Fertigindustrie das Leben schwer gemacht haben. Waren sie es doch, die systematisch ihren deutschen Kunden hohe Preise für ihre Lieferungen abnahmen. Auf dem Weltmarkt aber verkauften sie dieselben Waren bedeutend billiger und gaben damit dem ausländischen Konkurrenten der Fertigindustrie die willkommene Möglichkeit, billiger zu liefern und damit durch deutsche Hilfe dem deutschen Exporteur die Kunden wegzuschnappen. Kam dann der deutsche Arbeiter und forderte von der Exportindustrie notwendige Verbesserungen seiner Lage, so verwies diese auf ihre schwierige Lage auf dem Weltmarkt und führte vor allem die Konkurrenzverhältnisse vor Augen, an denen gerade die Kartelle selber die Hauptschuld trugen. Wie oft mußte der Arbeiter deshalb auf seine Forderungen verzichten! So haben vor dem Krieg unsere deutschen Kartelle indirekt ihr Teil dazu beigetragen, den Aufschwung des deutschen Proletariats zu hemmen. Welche Garantie haben wir dafür, daß die neuen Kartelle die alte Ausfuhrpolitik nicht von neuem anwenden?

Eher müssen wir das Gegenteil annehmen. Das würde die Lage ihrer Abnehmerindustrien bedeutend verschlechtern, das würde den Fortschritt ihrer Arbeiter hindern oder sogar ein Anlaß werden, ihre Lage noch mehr zu verschlechtern.

Kurz, von welcher Seite wir auch diese Konzentrationen betrachten, überall finden wir, daß sie durchaus nicht so harmlos sind. Als Kartelle bieten sie uns keine Gewähr, daß sie ihre bisherige Monopolstellung und ihre egoistische Ausfuhrpolitik aufgeben. Als Arbeitgeber haben sie bisher nicht gezeigt, daß sie andere Wege wandeln wollen wie vor dem Kriege.

Im Gegenteil, wir müssen fürchten, daß sie, durch die Erfahrungen des Krieges gewitzigt, die Lage der Arbeiter noch mehr zu ihren Gunsten benutzen werden wie bisher. Denn wie gesagt, es bietet sich ihnen in der Frauenarbeit ein bequemes Mittel, ihre Produktionskosten zu senken, andererseits hat die Teuerung die männlichen Arbeiter gezwungen, die Intensität ihrer Arbeit zu steigern.

Daher dürfen die Arbeiter dieser Entwicklung der Dinge nicht gleichgültig zusehen, als berühre sie ihre Interessen wenig oder gar nicht. Im Gegenteil! Sie muß uns eine ständige Mahnung sein, auf der Hut zu bleiben. Klug und weitblickend sucht die Unternehmerschaft heute schon die Vorkehrungen zum großen Konkurrenzkampf zu treffen — sorge die Arbeiterschaft rechtzeitig dafür, daß es nicht auf ihre Kosten geschehen kann. Wie die Unternehmer ihre Macht mehr und mehr konzentrierten, so soll auch das Proletariat die seine konzentrieren. Das ist die beste Lehre, die es aus der modernsten Entwicklung der Industrie ziehen kann.

Die Wirkung des Kriegs auf die wirtschaftliche Entwicklung Frankreichs.

Von Spectator.

Über die wirtschaftliche Entwicklung Frankreichs bestehen die sonderbarsten Ansichten. Speziell der relative Stillstand seiner industriellen Entwicklung wird häufig auf den für Frankreich ungünstigen Ausgang des Krieges von 1870/71 zurückgeführt. Ohne dieses Problem erschöpfen zu wollen, möchten wir hier einige Zahlen zur Beleuchtung der wirtschaftlichen Entwicklung Frankreichs seit 1870/71 anführen, die wir in der Hauptsache dem »Annuaire statistique« von 1913 und der englischen Publikation »Statistical Tables and Charts relating to british and foreign Trade and industry« (1854 bis 1908), London 1909, entnehmen.

Der Grundfaktor der modernen wirtschaftlichen Entwicklung ist bekanntlich die Bevölkerungsvermehrung, die zwar selbst eine Folge der wirtschaftlichen und sozialen Struktur des Landes ist, ihrerseits aber ungemein stark auf die gesamte wirtschaftliche Entwicklung einwirkt. Es läßt sich nicht leicht sagen, welche Momente den Stillstand der französischen Bevölkerung verursacht haben; wahrscheinlich liegen die Ursachen im ländlichen Parzellenbesitz und im Saisoncharakter der französischen Luxusindustrien, die Heimindustrien sind und der heranwachsenden Bevölkerung nur spärliche Beschäftigung bieten. Wie dem aber auch sei, Frankreich hatte 1912 eine nicht viel größere Bevölkerung als 1869! Von 1869 bis 1875 verminderte sich die französische Bevölkerung von 38,4 auf 36,7 Millionen, erreichte dann 1885 den Stand von 38,1 Millionen, hob sich also noch zunächst ziemlich rasch, blieb aber von nun an fast unverändert und gelangte 1912 auf 39,7 Millionen, das heißt vermehrte sich in den letzten 27 Jahren bloß um 1,6 Millionen gegenüber 1,4 Millionen im Jahrzehnt 1875 bis 1885.

Dieser unheimliche Stillstand in der Bevölkerungszunahme darf nicht als eine Folge des Krieges von 1870/71 angesehen werden, da er einerseits schon lange vor diesem Kriege sich bemerkbar machte (die Geburtenquote in Frankreich ist während des neunzehnten Jahrhunderts die geringste in Europa), andererseits erst bedeutend später verhängnisvoll geworden ist. Von 1878 bis 1912, also während 35 Jahren, vermehrte sich die französische Bevölkerung infolge des Geburtenüberschusses bloß um 1,34 Millionen Menschen oder um 3,65 Prozent, was einer durchschnittlichen jährlichen Zunahme von 0,1 Prozent gleichkommt.[1]

Infolge dieses Stillstandes in der Bevölkerungsvermehrung mangelte es nun an innerem Antrieb nach einer Entfaltung der produktiven Tätigkeit, vor allem fehlte der Anlaß zu Neubauten, da sich die städtische Bevölkerung fast gar nicht vermehrt hatte. Auch dem Kapital scheinen Arbeitskräfte nicht genug zur Verfügung gestanden zu haben, sicherlich ein Moment, das die langsame Entwicklung der Industrie am ehesten erklären kann.

Immerhin darf man sich die Sache nicht so vorstellen, als ob nun das Wirtschaftsleben Frankreichs völlig stillstand. Im Gegenteil. Speziell im letzten Jahrzehnt zeigte auch Frankreich bedeutende Fortschritte auf. Auf jeden Fall war das relative Zurückbleiben Frankreichs in der Weltwirtschaft nicht die Folge des Krieges von 1870/71, wie aus folgender Übersicht hervorgeht.

Setzt man die entsprechenden Zahlen für England gleich 100, so drückt sich die wirtschaftliche Entwicklung Frankreichs und Deutschlands im Verhältnis zu deren Bevölkerung wie folgt aus:

	England				Frankreich				Deutschland			
	1865 bis 1869	1875 bis 1879	1895 bis 1899	1905 bis 1908	1865 bis 1869	1875 bis 1879	1895 bis 1899	1905 bis 1908	1865 bis 1869	1875 bis 1879	1895 bis 1899	1905 bis 1908
Einfuhr	100	100	100	100	40	45	43	48	—	—	39	53
Ausfuhr	100	100	100	100	53	62	63	63	—	81	43	60
	Auf den Kopf der Bevölkerung											
Baumwollverbrauch	100	100	100	100	17	15	22	29	12	17	29	38
Wolleverbrauch .	100	100	100	100	87	101	116	123	—	39	59	56
Kohlegewinnung .	100	100	100	100	9	11	15	15	18	22	33	38
Roheisengewinnung	100	100	100	100	19	21	27	36	19	26	55	86
Stahlerzeugung .	100	100	100	100	—	33	27	43	—	33	82	129
Kohlenverbrauch .	—	—	100	100	—	—	27	32	—	—	38	49
Roheisenverbrauch	—	—	100	100	—	—	32	42	—	—	68	100

[1] In demselben Zeitraum vermehrte sich die Bevölkerung des Deutschen Reiches von 44,1 auf 66,3 Millionen, mithin um 22,2 Millionen oder um 50 Prozent, also im Durchschnitt jährlich um 1,4 Prozent.

Wenn man also Frankreichs Entwicklung im Verhältnis zur Bevölkerung betrachtet, so war sie durchaus günstiger als die Englands. Nur Deutschland weist eine noch viel stärkere Entfaltung auf, meines Erachtens in der Hauptsache deshalb, weil einerseits die Struktur der englischen Wirtschaft auf den Handel und die Schiffahrt, andererseits seine und Frankreichs Produktion auf die Herstellung von persönlichen Bedarfsgegenständen eingerichtet ist, während Deutschland, das für die Erzeugung von Textilwaren ungünstiger als England gestellt ist, seine Hauptaufmerksamkeit der Schwerindustrie gewidmet hat, die dank dem Eisenreichtum und der Lage Deutschlands im Zentrum Europas sich gut entwickeln konnte. Europa begann ja in dieser Zeit erst das Eisenbahnnetz auszubilden, was starke Nachfrage nach Eisen abgab. Infolgedessen hat sich auch Deutschland rasch entwickeln können. Auf die Hemmnisse in der Entwicklung Frankreichs und Englands infolge ihrer Kolonialpolitik haben wir an dieser Stelle schon mehrfach hingewiesen. Daß auch die Handelspolitik Frankreichs der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes im Wege stand, werden wir noch sehen. Vorläufig mögen hier noch einige Zahlen über die Entwicklung Frankreichs im letzten Jahrzehnt angeführt werden.

Es betrug die

	Eisenerzgewinnung in Millionen Tonnen				Stahlerzeugung[1] in Millionen Tonnen				Seidenproduktion in Millionen Kilo			
	England	Frankreich	Deutschland	Belgien	England	Frankreich	Deutschland	Belgien	Frankreich	Deutschland	Italien	Schweiz
1902 . .	13,64	5,53	12,83	0,17	5,99	1,89	8,16	0,88	9,5	1,16	11,19	2,16
1912 . .	14,01	20,40	27,20	0,17	7,77	3,22	14,0	2,01	10,7	1,34	10,88	2,30

In dem letzten Jahrzehnt hat Frankreich sehr bedeutende Fortschritte in seiner Erzgewinnung gemacht; dagegen bleibt seine Stahlerzeugung weit hinter der eigenen Erzgewinnung zurück: eine direkte Folge der geringen Aufnahmefähigkeit des eigenen Marktes für Eisenprodukte.

Sehr beachtenswert ist, was V. Cambon (Frankreich bei der Arbeit. Bilder aus dem französischen Wirtschaftsleben. Stuttgart 1914, Frankhsche Verlagshandlung. 104 Seiten. 1,85 Mark) über die Seidenindustrie Frankreichs berichtet. Die Seidenzucht geht nämlich in Frankreich immer mehr zurück. Die beteiligten Kreise erklären, die Überschwemmung des französischen Marktes mit fremder Seide sei daran schuld, und verlangen Zollschutz. Indes entwickelt sich aber gleichzeitig die italienische Seidenzucht. »Vor 60 Jahren erzeugte Frankreich 2½ Millionen Kilogramm Seide im Jahre und Italien nur 500 000 Kilogramm; heute bringt Frankreich 500 000 Kilogramm hervor, Italien aber 5 Millionen.« Den Erfolg der Italiener erklärt Cambon dadurch, daß sie bei der Zucht der Seidenraupen »gemäß den von Pasteur aufgestellten und von den französischen Züchtern mißachteten Grundsätzen gehandelt hatten«. Ebenso steht es mit der Seidenzwirnerei. »Während wir in Frankreich über die ganze Landschaft zerstreut Haufen kleiner und veralteter Betriebe finden, wird die Seidenzwirnerei in Italien in mächtigen großen Werken betrieben, die mit dem Besten ausgestattet sind, was Wissenschaft und Technik für diesen Zweck bieten.«

Cambon zeigt noch die verderbliche Wirkung der Staatsprämien und die vergeblichen Bemühungen, auf der Grundlage der Heimarbeit eine moderne Industrie aufzubauen. Immerhin sehen wir aus den oben angeführten Zahlen, daß Frank-

[1] 1902 und 1911.

reich auch in dieser Beziehung vor dem Kriege sich kräftiger zu entfalten begonnen hat.

Die Entwicklung des französischen Handels wird in folgendem beleuchtet:

	Ausfuhr				Einfuhr			
	Nahrungsmittel	Rohstoffe	Fabrikate	Zusammen	Nahrungsmittel	Rohstoffe	Fabrikate	Zusammen
	in Millionen Franken							
1865	1,41		1,67	3,09	0,50	1,97	0,17	2,64
1869	1,43		1,64	3,07	0,79	2,17	0,27	3,15
1874	1,79		1,91	3,70	0,93	2,24	0,33	3,51
1879	0,82	0,74	1,67	3,23	1,89	2,15	0,56	4,59
1890	0,85	0,90	2,00	3,75	1,44	2,37	0,62	4,44
1900	0,77	1,08	2,25	4,11	0,82	3,03	0,84	4,69
1904	0,69	1,22	2,54	4,45	0,82	2,85	0,83	4,50
1910	0,86	1,93	3,44	6,23	1,41	4,34	1,41	4,17
1913	0,84	1,86	4,18	6,88	1,82	4,94	1,66	8,42

Nach dem Kriege von 1870/71 macht der Handel zunächst einen starken Sprung in die Höhe. Die Ausfuhr von Fabrikaten wächst rasch an, während in der folgenden Zeit diese wiederum sinkt. Dann setzt die Hochschutzzollära in Frankreich ein, die zunächst auf den Handel fördernd wirkt, dann aber eine Reihe von Zollkonflikten hervorruft, so daß die Entwicklung wiederum stockt. Erst das letzte Jahrzehnt bringt einen neuen Aufschwung. Die Ausfuhr von Fabrikaten steigt von 1904 bis 1913 um 64,6 Prozent an, aber auch die Einfuhr von Fabrikaten verdoppelt sich: die beste Zeit des französischen Wirtschaftslebens war also nicht diejenige, in der die fremde Einfuhr zurückgedrängt wurde, sondern umgekehrt die, in der sie anstieg. Die französische Industrie hat sich spezialisiert und dadurch ihre Position auf dem Weltmarkt gefestigt, aber auch Platz für fremde Einfuhr gemacht.

Der Handel Frankreichs mit den Zentralmächten und seinen Verbündeten entwickelte sich wie folgt:

	Deutschland		Österr.-Ungarn		England		Rußland		Italien	
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
	in Millionen Franken									
1869 . .	255,7	305,0	43,2	95,0	551,3	909,6	102	31	321	230
1875 . .	349,0	426,9	57,9	21,4	626,6	1074	196	47	322	219
1879 . .	413,0	343,5	90,5	21,3	600,9	834	343	34	358	180
1885 . .	371,1	300,4	110,5	15,6	537	832	163	13	263	177
1889 . .	338,4	341,9	124,6	22,6	538	996	210	18	133	143
1904 . .	428,9	555,3	68,3	37,1	524	1217	213	42	151	190
1910 . .	860,5	804,0	88,6	64,0	931	1279	337	87	189	344
1913 . .	1008,8	866,8	103,5	43,8	1115	1455	432	83	240	305

In den Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich brachte der Krieg von 1870 keine Änderung: die Ausfuhr nach Deutschland aus Frankreich stieg rasch an, und die Handelsbilanz blieb für Frankreich aktiv. In den Jahren 1875 bis 1879 verschärften sich dann die politischen Beziehungen wiederum; die Einfuhr aus Deutschland wuchs aber trotzdem schnell an, und die Handelsbilanz wurde passiv. 1892 ändert Frankreich seine Handelspolitik, indem es zur autonomen Tarifpolitik übergeht. Nun wird seine Handelsbilanz mit Deutschland aktiv — aber auf Kosten der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung des Landes.

die unter den Folgen dieser autonomen Tarifpolitik noch heute zu leiden hat. So hat beispielsweise Frankreich infolge des Zollkriegs mit der Schweiz den schweizerischen Markt an Deutschland verloren. Frankreich sollte von England lernen, das Frankreich gegenüber stets eine passive Handelsbilanz hatte, wie übrigens auch Frankreich gegenüber Rußland. Trotzdem ist England nicht ärmer geworden! Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die Gestaltung der Handelsbilanz für ein Land völlig belanglos ist; nur finden wir die Mittel, wie man diese in den Schutzzollländern zu beeinflussen sucht, höchst verderblich.

Im allgemeinen ist im letzten Jahrzehnt die Einfuhr aus Deutschland sehr stark gestiegen, um fast 150 Prozent, die Ausfuhr dorthin dagegen bloß um 56 Prozent. Die Ausfuhr nach England hat sich um 19 Prozent, die nach Italien um 60 Prozent erhöht; bloß der Export nach Rußland ist stark gewachsen, absolut aber ist er nur gering.

Die französischen Kolonien (einschließlich Marokko, aber ohne Algerien) verzeichnen für 1913 eine Einfuhr aus Frankreich in der Höhe von 438,5 Millionen Franken. Da die Gesamtausfuhr (Generalhandel) Frankreichs in diesem Jahre 8823,9 Millionen betrug, so macht die Ausfuhr nach den Kolonien 4,9 Prozent des Generalexports und 6,3 Prozent des Spezialexports von französischen Waren aus. Nach der kleinen Schweiz führte Frankreich im gleichen Jahre Waren für 406,2 Millionen aus, also fast ebensoviel wie nach seinem »Kolonialweltreich«!

Aus diesen wenigen Zahlen scheint uns ein einziges Resultat zu folgen: Frankreichs wirtschaftliche Zukunft hängt in erster Linie von seiner Bevölkerungspolitik ab. Gelingt es ihm, seine Bevölkerung rasch zu vermehren, so wird es sich auch wirtschaftlich entwickeln können. Der Krieg wird mit der Heimarbeit und den alten Produktionsformen aufräumen, wahrscheinlich auch die Konzentration des Grundbesitzes beschleunigen und somit die Rationalisierung der Landwirtschaft fördern. Alles hängt davon ab, ob und wie rasch man den Ausfall an produktiven Arbeitskräften, den dieser unheimliche, endlose Krieg verursacht, wird ersetzen können. Die »Durchhaltepolitik« erweist sich darum für Frankreich verhängnisvoll: man kann dort leicht in eine Situation geraten, daß niemand übrigbleibt, der selbst einen eventuellen Sieg ausnutzen könnte. Betrug doch die französische männliche Bevölkerung im Alter von 15 bis 60 Jahren im Jahre 1900 bloß 11,64 Millionen. Da der Menschenverlust heute schon sicherlich 2 Millionen übersteigt, so können die Folgen einer Fortdauer des Krieges für Frankreich geradezu ruinierend werden.

Daß auch vieles von der kommenden Wirtschaftspolitik und in erster Linie von einer rationellen Ausnutzung der Wasserkräfte abhängt, braucht nicht betont zu werden. Auch über die Hindernisse, die der Ausnutzung der Wasserkräfte im Wege stehen, kann man sich bei Cambon unterrichten. Es ist ja nicht die Aufgabe dieser Zeilen, ein Bild des französischen Wirtschaftslebens zu geben. Auch auf die Rolle des Kapitalexports für Frankreichs Wirtschaft soll nicht eingegangen werden. Eines wollten wir hier beweisen, nämlich daß die Entwicklung Frankreichs nicht vom Ausgang des Krieges von 1870/71 abhing, sondern von seinen inneren Produktivkräften.

Anläßlich des Budgetentwurfs über neue Kredite für das letzte Vierteljahr 1916 hat der französische Finanzminister Ribot der Budgetkommission eine Gesamtübersicht über die Kriegsfinanzierung während der verflossenen zwei Kriegsjahre gemacht, aus der wir nach dem »Temps« vom 10. September folgendes mitteilen wollen:

Die neuen Kredite stellen sich auf 9133,5 Millionen Franken, womit die gesamten seit Beginn des Krieges bewilligten Kredite auf 61,64 Milliarden steigen. *Das macht fast ein Fünftel des Gesamtvermögens Frankreichs aus....* Davon entfallen auf die Kriegsausgaben 45,23 Milliarden (75 Prozent), auf die Verzinsung der Staatsschuld 4,96 Milliarden (8 Prozent), auf die soziale Fürsorge 6,46 Milliarden (10 Prozent). Ausgaben für Ernährung der

Zivilbevölkerung werden im Budget 1916 nicht angegeben; 1914 und 1915 erforderte dieser Posten 186,8 Millionen Franken.

Die Kriegsausgaben, der Schuldendienst und die Pensionen verschlingen rasch steigende Summen. Die direkten Kriegskosten stellten sich in den ersten fünf Kriegsmonaten durchschnittlich auf 1,17 Milliarden, im Jahre 1915 auf 1,30 und im Jahre 1916 auf 1,97 Milliarden pro Monat. Die entsprechenden Zahlen für den Schuldendienst betragen 12,07, 158 und 250,8 Millionen pro Monat. Es sind unheimliche Zahlen, deren volle Bedeutung man erst nach dem Kriege begreifen wird. Wenn der Zinsendienst schon 1916 3 Milliarden (gegen 1,3 Milliarden vor dem Kriege) erforderte, so wird er nach dem Kriege wahrscheinlich mindestens $3^1/_4$ bis $3^1/_2$ Milliarden Franken verschlingen. Das ist ungefähr die Summe, die Frankreich vor dem Kriege (Budget 1914) aus Steuern und Zöllen (ohne Monopole) erhalten hat und die nun allein für die Verzinsung der Staatsschuld notwendig sein wird!

Hinzu kommen noch die Pensionen und andere soziale Ausgaben, die schon in den ersten fünf Kriegsmonaten 494,5 Millionen erforderten, 1916 aber 3,29 Milliarden Franken beanspruchten. Zusammen mit dem Schuldendienst machen sie Ausgaben in der Höhe von 6,5 bis 6,75 Milliarden notwendig. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1914 wurden vor dem Krieg auf 4,78 Milliarden Franken geschätzt, wovon die Zivilverwaltung über 2 Milliarden und der Schuldendienst 1,3 Milliarden Franken erforderten. 1916 stellten sich die Zivilausgaben auf 2,39 Milliarden. Angenommen, daß sie nach dem Kriege wiederum auf 2 Milliarden herabgesetzt werden könnten, so blieben dennoch aus den normalen Einnahmen bloß 2,78 Milliarden zur Deckung von Ausgaben von 6,7 Milliarden, das heißt, es würde sich ein Defizit von rund 4 Milliarden ergeben. Dabei sind die über 2 Milliarden betragenden Rüstungsausgaben von 1914 noch nicht in die Rechnung gestellt. Das Jahresdefizit wird also in Wirklichkeit 6 Milliarden betragen und die gesamten jährlichen Einnahmen um mindestens $1^1/_4$ Milliarden übersteigen. Mit anderen Worten: bei Aufrechterhaltung der früheren Ausgabenhöhe müssen sich die Einnahmen mehr als verdoppeln. Zieht man aber die gewaltigen Ausgaben zur Wiederherstellung der ruinierten Provinzen usw. in Betracht, so darf man wohl mit einer Verdreifachung des Budgets, wenigstens in den ersten Jahren nach dem Kriege, rechnen. Ein Budget von etwa 15 Milliarden macht für eine Bevölkerung von rund 34 Millionen (bei einem Menschenverlust von 2 Millionen) nicht weniger wie rund 440 Franken pro Kopf aus! Nach dem Londoner »Economist« betrug vor dem Kriege das Einkommen rund 940 Franken (37,5 Pfund) und die geschätzten Ersparnisse 155 Franken (6,2 Pfund) pro Kopf der Bevölkerung. Der Staat fordert somit dreimal soviel, als ein jeder Franzose vor dem Kriege im Durchschnitt zu ersparen vermochte, und rund die Hälfte des Einkommens. Wie demnach noch die Wirtschaft sich wird entwickeln können, läßt sich kaum vorstellen....

Wie sich die Kriegsfinanzierung gestaltete, darüber erfahren wir folgendes: Die effektiven Einnahmen des Staates blieben in den ersten fünf Kriegsmonaten hinter dem Voranschlag um 715,07 Millionen, in den folgenden sieben Monaten um 476,3 Millionen, im ersten Kriegsjahr zusammen um 1191,4 Millionen oder um knapp 30 Prozent, im zweiten Kriegsjahr um 614,4 Millionen oder um 15 Prozent zurück.

Ribot meint, unter normalen Verhältnissen hätte man in zwei Jahren sogar mit 9447 Millionen Franken Einnahmen (nach den Budgets wurden bloß 8052,5 Millionen erwartet) zu rechnen, während die wirklichen Einnahmen 7375 Millionen (78,07) ergaben, also einen Ausfall von über 2 Milliarden Franken. Der Ausfall bei den direkten Steuern beträgt 278 Millionen oder 22,8 Prozent, bei den indirekten Steuern, Zöllen und Monopolen rund 1,8 Milliarden oder 22,4 Prozent.

Der Überschuß der Ausgaben über die Einnahmen in den ersten zwei Kriegsjahren betrug 35 Milliarden, wozu noch 1,65 Milliarden Vorschüsse an die

Alliierten und rund 1,35 Milliarden Vorschüsse an verschiedene Unternehmungen und spezielle Ausgaben hinzukommen, so daß das Gesamtdefizit 38 Milliarden betrug. Dieses wurde gedeckt durch die erste Kriegsanleihe (11,925 Millionen), durch Anleihen in den Vereinigten Staaten (1476 Millionen), in England (2315 Millionen), Vorschüsse bei der Bank von Frankreich (8,3 Milliarden) und bei der Bank von Algerien (45 Millionen) sowie durch kurzfristige Anleihen (Schatzwechsel der nationalen Verteidigung usw.) im Betrag von 13,7 Milliarden. Außerdem sind noch aus den Privatfonds einige Summen entnommen worden, so daß die Gesamtschuld infolge des Krieges auf rund 38 Milliarden ansteigt. Vor dem Kriege stellte sie sich auf 32,89 Milliarden Franken, nach den ersten zwei Kriegsjahren hat sie folglich die 70. Milliarde überschritten!

Zur Deckung der weiteren Kriegskosten und Konvertierung der kurzfristigen Anleihen wird nun eine zweite Kriegsanleihe begeben.

Die wenigen Zahlen zeigen, daß die Finanzlage Frankreichs sehr ernst ist. Zwar wird es noch weiter »durchhalten« können, wie es sich aber aus den Finanzschwierigkeiten nach dem Kriege herausarbeiten wird, ist gar nicht abzusehen.

Zu Beginn des Krieges stritten die französischen Volkswirte, ob Frankreich ein halbes Jahr Weltkrieg zu finanzieren imstande sein werde. Es ist nun anders gekommen; die Kriegsfinanzierung erweist sich »leichter«, als man erwartete — allerdings auf Kosten der Friedenswirtschaft! Die Schwierigkeiten werden erst nach dem Kriege kommen.

Literarische Rundschau.

Gustaf F. Steffen, **Demokratie und Weltkrieg.** Jena 1916, Verlag von Eugen Diederichs. 252 Seiten. 5 Mark.

Es ist dieses schon die dritte umfangreiche Arbeit, die der schwedische Soziologe und Politiker — ehemals »Genosse« — während des Weltkriegs herausgibt. Man kennt Steffens Art: breitspurige Ausspinnung ziemlich alltäglicher Gedankengänge gespickt mit sehr ausgiebigen Beweisen seines Zitierfleißes. Auch in der vorliegenden Schrift ist Steffen sich treu geblieben. Sie zerfällt in drei Teile: zu Anfang und am Ende will Steffen dafür den Beweis aufbringen, daß Deutschland in jeder Hinsicht das Musterexemplar eines Staates sei, wohingegen Frankreich verwese und verfaule — wobei die ausgesprochen apologetische Manier des Verfassers ihn ab und zu in gar köstliche Widersprüche verwickelt. Im Mittelstück befaßt er sich mit der modernen Demokratie oder richtiger: mit der Sozialdemokratie. Dabei hat er sich eine sehr hübsche »materialistische« Geschichtsauffassung zusammenkonstruiert: Da die imperialistische Politik etwas »Notwendiges« für den Kapitalismus sei, so habe die Arbeiterklasse nichts anderes zu tun, als diese »Notwendigkeit« nach Kräften zu *unterstützen*. Das liest sich etwa folgendermaßen: »Die menschliche Gesellschaft ist Solidarität im Bösen wie im Guten. Sonst gäbe es keine Not! Keine soziale Not! Die Leidenden könnten ja dann — ‚unter energischen Protesten' — aus der Gesellschaft hinausspazieren und es ihren Herren und Ausbeutern überlassen, das ‚Risiko' und die ‚Kosten' ihrer Räuberpolitik zu tragen! Nun bleibt, nach Marx, der Arbeiterklasse kein anderer Ausweg als der übrig, ... unter Leitung ihrer sozialistischen und demokratischen Ideale, in kluger, sachlicher Weise an der kapitalistischen Räuberpolitik, die ein naturnotwendiges Glied an dem Heranreifen der Kapitalistengesellschaft zu ihrem Sturze ist, (sich) mitzubetätigen.« (S. 134.) Wie man sieht, kann Herr Steffen den Augenblick dieses Sturzes buchstäblich nicht mehr abwarten. In der Eile, die er hat, übersieht er die nächstliegende Frage: ob die kapitalistische »Gesellschaft« nicht bereits so »reif« sei, daß es ihr möglich geworden ist, auch einen *anderen* Weg zum Übergang in die

sozialistische zu finden; ob also die Wege der proletarischen und der bürgerlichen Naturnotwendigkeit nicht auseinandergehen! Herr Steffen operiert mit der Begriffs- und Vorstellungswelt jener Zeit, da das Interesse des Proletariats an dem Durchbruch der kapitalistischen Produktionsweise ebensosehr beteiligt war wie das des Bürgertums. Aber inzwischen ist doch wirklich nicht wenig Wasser unter den Brücken geflossen, und es wäre, scheint es, nicht unangebracht — vor allem für einen Mann der streng objektiven, absolut vorurteilsfreien Wissenschaftlichkeit! —, zu fragen, ob es sich nun immer noch um einen derartigen Durchbruch handelt oder aber vielmehr um Versuche, die bereits erstürmten Positionen zu konsolidieren und abzurunden, nicht nur nach rückwärts hin, sondern auch nach vorwärts: gegen den neuen Feind, dem die Zukunft blüht. Von alledem natürlich keine Rede. Diese Herren, die über die gräßliche Einseitigkeit der Marxschen Geschichtsbetrachtung so von oben herab zu spotten verstanden, verlieren im Augenblick, da es sich darum handelt, die Geschichte nicht nur zu »betrachten«, das primitivste Verständnis für die Wechselbeziehungen zwischen den ökonomischen und soziologischen Kategorien, und kein Licht geht ihnen darüber auf, daß es doch Klassengegensätze geben kann, bei denen das rein soziale Interesse bereits so weit gediehen ist, daß es den Standpunkt der nurökonomischen Vorteilhaftigkeit gar nicht zu Worte kommen lassen sollte. (Wenn das Denken — wohlgemerkt! — sich ebenso rasch entwickeln würde wie das Sein.) Dagegen ist diese neueste Sorte der »materialistischen« Geschichtsbetrachter gefeit: sie hat ihre »Erfahrungen«: »Die Erfahrung hat ... gezeigt, daß ‚die Interessen der Arbeiterklasse' in einem gegebenen Lande so lange, wie der Kapitalismus noch besteht, unauflöslich mit den wirtschaftlichen Sonderinteressen dieses Landes verknüpft sind.« (S. 123.) Nun »besteht« aber der Kapitalismus bis zum »letzten« Augenblick, und es bedarf keines besonderen Scharfsinns, um zu erkennen, daß er jedesmal, wenn dieser letzte Augenblick zu schlagen droht, imstande sein dürfte, die »Sonderinteressen« eines jeden gegebenen Landes ins Treffen zu führen und die Arbeiterklasse an ihrer Kette weiterzuschleppen.

Wegen der Worte Kautskys auf dem Dresdener Parteitag: »Die Herren Kapitalisten sollen, wenn sie außerhalb Deutschlands gehen, dieses auf eigene Kosten und Gefahr tun«, ist Steffen des Hohnes voll. Wie, ruft er emphatisch aus, hat Herr Kautsky denn vergessen, daß ja auch das Proletariat zu Deutschland gehöre und die Kapitalisten daher nichts unternehmen können, »ohne daß dies buchstäblich auf Kosten und Risiko der Arbeiterklasse geschähe!« (S. 133). Daß man eine Politik bekämpft, gerade weil man ihren Folgen sich noch nicht entziehen kann; daß man sich als Partei bestimmten Begebenheiten fernhalten kann, selbst dann, wenn man sie noch als Individuen »mitmachen« muß; daß es in der Tat »Kosten« und »Gefahren« gibt, die man den Herrschenden zum alleinigen Zeitvertreib überlassen sollte: diese Einsicht ist Herrn Steffen noch nicht gekommen.

Das ist so der Kern von Herrn Steffens Kriegswissenschaft. Was drum und dran hängt, ist nur mehr literarische Aufmachung. So vor allem stürmische Lobpreisungen des Revisionismus, dem der Krieg ganz wunderbarlich »recht« gegeben habe; Reminiszenzen an Gerhard Hildebrand, der sozusagen als Heros des echten Sozialismus vor uns dasteht; erquickende Zukunftsbilder einer Sozialdemokratie, die sich an der »notwendigen« Entwicklung »ihrer« heimatlichen Wirtschaft beteiligen wird. Alles recht harmlos und eintönig. Wirklich unverfroren ist nur eines: wie Herr Steffen sich in die Brust wirft und die Erklärung abgibt, daß »es ja die Aufgabe der Marxisten sein (mußte), das Proletariat mit möglichst heiler Haut und in intellektueller Hinsicht möglichst gut vorbereitet durch (die Ereignisse) hindurchzulotsen« (S. 183). Das sind schon die richtigen »intellektuellen« Sachverständigen. Wenn es nach ihnen ginge, hätte der Proletarier bald eine »Wissenschaft«, die sich »bis zum Sturze des Kapitalismus« wirklich sehen lassen könnte! O. Blum.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 2 | Ausgegeben am 13. Oktober 1916 | 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Manifest der Parteikonferenz zur Friedensfrage.

Von Ed. Bernstein.

Mit 251 gegen 5 Stimmen bei geschlossener Nichtbeteiligung der oppositionellen Minderheit hat die Parteikonferenz folgendes, von Eduard David und einer Reihe Mitunterzeichner in Form einer Resolution eingebrachte Manifest zur Friedensfrage angenommen:

Die Reichskonferenz der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands anerkennt die Pflicht der Landesverteidigung. In der Überzeugung, daß nur durch entschlossenes Zusammenstehen in diesem Kampfe gegen eine Welt von Feinden das Deutsche Reich vor Zerstückelung, vor politischer und wirtschaftlicher Knebelung bewahrt werden kann, hat die Sozialdemokratie sich zu Beginn des Krieges in Reih' und Glied mit der Gesamtheit des deutschen Volkes gestellt. Noch immer ist dieser Krieg für Deutschland ein Verteidigungskrieg, noch immer gilt es, schwere Gefahren, die unserem Lande drohen und die die Arbeiterschaft nicht zuletzt treffen würden, abzuwehren.

Wir danken unseren Brüdern im Felde, die auf allen Fronten dem Ansturm feindlicher Übermacht todesmutig standhalten. Die Sozialdemokratie ist nach wie vor entschlossen, auszuharren in der Verteidigung unseres Landes, bis die Gegner zu einem Frieden bereit sind, der die politische Unabhängigkeit, die territoriale Unversehrtheit und die wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit Deutschlands gewährleistet. Sie weist alle gegen das Deutsche Reich und seine Verbündeten gerichteten Vernichtungs- und Eroberungsziele der feindlichen Mächte zurück. Ebenso entschlossen aber wendet sich die Sozialdemokratie auch gegen die Treibereien und Forderungen derer, die dem Krieg den Charakter eines deutschen Eroberungskriegs geben wollen. Sie verwirft grundsätzlich diese Politik und verurteilt sie auch deshalb aufs schärfste, weil sie den Widerstand der gegen uns kriegführenden Mächte stärkt, die Bestrebungen der Kriegstreiber im Ausland fördert und so zur Verlängerung des Krieges beiträgt.

Die Sozialdemokratie stellt die Wahrnehmung der Interessen und Rechte des eigenen Volkes beim Friedensschluß an die Spitze ihrer Kriegszielforderungen. Sie fordert aber auch die Beachtung der Lebensinteressen der anderen Völker in der Überzeugung, daß nur ein solcher Friede die Gewähr der Dauer in sich trägt. Die Sozialdemokratie tritt für alles ein, was geeignet ist, die europäischen Staaten auf den Weg zu einer engeren Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft zu führen. Das Ideal eines dauernd gesicherten Weltfriedens bleibt der Leitstern ihrer Politik.

Getreu dieser grundsätzlichen Auffassung hat die deutsche Sozialdemokratie ihre Friedensbereitschaft während des Krieges bekundet und bestätigt. Die Reichskonferenz bedauert, daß diese Bemühungen bei den Gegnern nicht den erhofften Widerhall gefunden haben. Nicht nur, daß die leitenden Staatsmänner der feindlichen Mächte jeden Gedanken an Frieden bis jetzt schroff zurückgewiesen und mit Zerschmetterungs- und Eroberungsdrohungen beantwortet haben, auch die offiziellen Vertreter der französischen Sozialdemokratie und der englischen Arbeiterpartei haben sich in dem gleichen friedensfeindlichen Sinne immer wieder ausgesprochen. Den für die Weigerung eines Zusammenkommens mit uns angeführten Grund.

die deutsche Sozialdemokratie mache sich dadurch, daß sie zu ihrem Lande steht, zur Mitschuldigen an einem angeblichen »Überfall Deutschlands auf Rußland und Frankreich«, weisen wir mit aller Entschiedenheit zurück, denn Deutschland war infolge der allgemeinen Mobilmachung Rußlands vom 31. Juli 1914 aufs schwerste bedroht.

Durchdrungen von der Überzeugung, daß die gemeinsamen wirtschaftlichen und kulturellen Interessen der arbeitenden Volksmasse aller Länder auch in Zukunft den Kampf gegen kapitalistische Ausbeutung und Unterdrückung in enger Fühlungnahme miteinander führen müssen, halten wir den Wiederaufbau einer arbeits- und kampfstarken sozialistischen Internationale für notwendig. Die Reichskonferenz billigt darum das Bestreben der deutschen Parteileitung, die zerrissenen Fäden wieder zu knüpfen.

Indem die deutsche Sozialdemokratie die Verantwortung für die Verlängerung dieses Krieges mit seinen unermeßlichen Opfern an Menschenleben und Kulturgütern denen zuschiebt, die sich einem baldigen Frieden widersetzen, spricht sie die Hoffnung aus, daß in allen beteiligten Ländern ein wachsender Wille der breiten Volksmassen auf Beendigung des furchtbaren Blutvergießens sich durchsetzt.

Von der deutschen Regierung aber fordert sie, daß sie unausgesetzt bemüht ist, dem Kriege ein Ende zu machen und dem Volke den langersehnten Frieden wiederzugeben.

Es scheint mir angezeigt, dieser Kundgebung einige Worte zu widmen. Auf der Konferenz ist nach den Berichten der Parteipresse nur von zwei Rednern auf sie Bezug genommen worden, und diese, Kautsky und meine Wenigkeit, haben sie für unannehmbar erklärt. Weder David noch irgendein anderer Redner der Mehrheit haben einen Versuch gemacht, sie zu begründen. Und wenn für David entschuldigend ins Gewicht fällt, daß sein Verlangen, ihm zum Zwecke der Begründung eine längere Redezeit als die den Diskussionsrednern zugebilligten zehn Minuten zu gewähren, am Widerspruch einer größeren Zahl von Delegierten scheiterte, so bleibt es doch überaus bezeichnend, daß kein Redner der Mehrheit etwas Ordentliches darüber gesagt hat, welchen Zweck dieses Manifest erfüllen solle und könne. Unbegründet und unempfohlen, so ist es am Schlusse der Debatte zur Abstimmung gekommen und hat es die angegebene Zahl Abstimmender auf sich vereinigt.

Ob das geschehen wäre, wenn eine leidliche Debatte über es stattgefunden hätte, wage ich zu bezweifeln. In Maschinenschrift, die nicht einmal auf allen Abzügen sehr lesbar war, ward es am zweiten Sitzungstag während der Debatten verteilt, und es ist anzunehmen, daß eine ansehnliche Zahl von Delegierten gar nicht dazu gekommen sind, seinen Inhalt und Charakter sowie seine Tragweite reiflich zu überdenken. Sie haben dafür gestimmt, weil es von Genossen eingebracht und unterzeichnet war, die ihr Vertrauen genießen, aber sie werden selbst nicht behaupten, daß sie es unter den Gesichtspunkten, die für solche Kundgebungen zu berücksichtigen sind, ihrer eigenen sorgfältigen Prüfung unterworfen haben.

Das Manifest beginnt mit dem Satz: »Die Reichskonferenz ... anerkennt die Pflicht der Landesverteidigung.« Das ruft in mir die Erinnerung wach an ein Vorkommnis, das vor sechs oder sieben Jahren sich im Städtchen Ruhla in Thüringen abspielte und dessen sich die dortigen Genossen noch entsinnen werden. Es war bei einer Nachwahl, und ich hatte unter anderem in dem genannten Ort für die Wahl unseres Genossen Leber gesprochen. Gegen Schluß der Debatte wurde von einem anwesenden Fortschrittler die

Frage an mich gerichtet, wie sich die Sozialdemokratie zum Hoch auf das deutsche Vaterland stelle. Ein paar Tage vorher hatte nämlich ein nationalliberaler Agitator in Ruhla seine Rede mit einem Hoch auf das deutsche Vaterland geschlossen, und ein Teil der anwesenden Sozialdemokraten hatten in das Hoch eingestimmt, andere nicht. Ich sollte nun Auskunft geben, wer davon im Geist der Sozialdemokratie gehandelt habe, und man erwartete offenbar von mir als Revisionist eine Antwort im Sinne der Mithocher. Ich antwortete indes, gegen ein Hoch auf das deutsche Vaterland sei vom sozialdemokratischen Standpunkt aus, wo es frei von jeder Klassen- und Parteitendenz erfolge, nichts einzuwenden. Wenn es aber von dem Verfechter einer Auffassung der Vaterlandsidee, die der unseren widerspreche, in Verbindung mit einer Agitation für jene Idee ausgebracht werde, dann sei das eine politische Demonstration, an der ich mich ganz sicherlich n i c h t beteiligt haben würde.

Die Anwendung für das Obige liegt auf der Hand. Die Pflicht der Landesverteidigung ist im allgemeinen eine so selbstverständliche Sache, daß man sie ebensowenig noch ausdrücklich zu betonen braucht, wie etwa die Pflicht, Mitmenschen beizuspringen, die in Lebensgefahr sind. Sie ist, möchte ich sagen, schon ein Gebot der elementaren Ethik, gehört in diese und nicht erst noch ausdrücklich in den parteipolitischen Kodex. Bringt man sie dahin, dann hat man ihren Begriff auch sicherzustellen gegen den Mißbrauch, der nur zu oft mit ihr getrieben wird. Von unseren großen sozialistischen Vorkämpfern gar nicht zu reden, haben selbst die Dichter und Denker des aufstrebenden Bürgertums in dieser Sache wohl zu unterscheiden gewußt.

Nicht sozialistische von Bourgeois-Auffassung unterscheiden, sondern beide zu verwischen ist aber die Tendenz des Manifests. Das zeigt gleich der auf den obigen folgende Satz, der die Stellungnahme der deutschen Sozialdemokratie zu Beginn des Krieges mit den Worten begründet: »In der Überzeugung, daß nur durch entschlossenes Zusammenstehen in diesem Kampfe gegen eine Welt von Feinden das Deutsche Reich vor Zerstückelung, vor politischer und wirtschaftlicher Knebelung bewahrt werden könne.«

Wie war es in Wirklichkeit? Der Beschluß der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstags, die Kriegskredite zu bewilligen, wurde am 3. August 1914 nachmittags gefaßt. In jenem Zeitpunkt lag ihr aber nur erst die Kriegserklärung Deutschlands an Rußland vor. Dagegen wurde die Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich vom 3. August 1914 erst am späten Nachmittag 6¾ Uhr in Paris überreicht, das heißt um gegen 8 Uhr mitteleuropäischer Zeit, und erst spät abends in Berlin bekannt. Vom Einmarsch deutscher Truppen in Belgien erfuhren wir zuerst am Nachmittag des 4. August durch die Rede des Reichskanzlers, in der aber von einem Ultimatum an Belgien und der ablehnenden Antwort der belgischen Regierung noch nichts gesagt ward, und erst am 4. August nachmittags 7 Uhr wurde der deutschen Regierung das Ultimatum Englands bekanntgegeben, auf den Durchmarsch durch Belgien zu verzichten, widrigenfalls England sich an die Seite des letzteren stellen werde.

Die »Welt von Feinden« war also, als die sozialdemokratische Fraktion die Bewilligung der Kriegskredite beschloß, noch auf Rußland und allenfalls Frankreich beschränkt, hinsichtlich dessen verschiedene Vorgänge gemeldet worden waren, die als Feindseligkeiten bezeichnet wurden. Dagegen

stand Österreich-Ungarn an Deutschlands Seite, und daß die dritte Macht im Dreibund, Italien, sich gegen Deutschland wenden werde, galt noch als völlig ausgeschlossen. Die Situation sah also ganz anders aus, als es der obige Satz darstellt, ganz andere Gründe als die dort angegebenen waren es auch, welche die Fraktion damals zu ihrer Haltung bestimmten. In der Erklärung, mit der sie diese begründete, ist weder von einer »Welt von Feinden« noch von Gefahr der »Zerstückelung« Deutschlands und dergleichen die Rede. Dagegen ward der Krieg darin als Folge der imperialistischen Politik und des Wettrüstens bezeichnet und die Verantwortung für ihn den Trägern dieser Politik, die wir stets bekämpft hätten, zugeschoben.

Das Manifest liefert so gleich zu Anfang ein klassisches Beispiel dafür, wie sehr Karl Kautsky recht hat, wenn er im Artikel über die Parteikonferenz in der Nr. 1 der Neuen Zeit es für eine Sache von äußerster Wichtigkeit erklärt, zwischen der Kreditbewilligung vom 4. August 1914 und der sogenannten Politik des 4. August scharf zu unterscheiden. Der oder die Verfasser des Manifests haben ganz richtig herausgefühlt, daß diese letztere Politik einer durchaus anderen Begründung bedarf, als für jene Abstimmung notwendig und möglich erschien. Um sich aber auf sie berufen zu können, wirft man die Dinge durcheinander und korrigiert, wie Lessing es bezeichnen würde, auf diese Weise die Geschichte. Damit ist man zugleich in der Lage, fortfahren zu können: »Noch immer ist dieser Krieg für Deutschland ein Verteidigungskrieg«, und eine Frage, die für die Stellung vieler zu diesem Kriege von grundlegender Bedeutung ist und an der unter anderem ein gutes Stück der Möglichkeit einer Verständigung mit den Sozialisten Frankreichs hängt, wird mit dem »noch immer« kurzerhand aus der Welt geschafft.

Zweifelsohne bringt jeder Krieg das kriegführende Land, dem er nicht alsbald die unbestrittene Übermacht sichert, in mehr oder minder ernsthafte Gefahren. Ob bei Zuspitzung dieser für eine Partei ein Grund vorliegt, ihre Haltung zum Kriege zu ändern, ist eine Frage für sich. Der Charakter eines Krieges aber wird durch seinen *Anfang* und nicht durch seine Wechselfälle bestimmt. Karl Marx, auf den sich die Umlerner heute so gern berufen, schreibt in dieser Hinsicht am 17. August 1870 an Engels:

> Kugelmann verwechselt einen defensiven Krieg mit defensiven militärischen Operationen. Also wenn ein Kerl mich auf der Straße überfällt, darf ich nur seine Hiebe parieren, aber nicht ihn knock down (niederschlagen), weil ich mich damit in einen *Angreifer* verwandeln würde! Der want (Mangel) an Dialektik guckt allen diesen Leuten aus jedem Wort heraus.

Das bezog sich auf den Deutsch-Französischen Krieg, für den das Frankreich Napoleons III. als der Angreifer erschien. Im Verlauf jenes Krieges haben, wie die deutschen, so auch die französischen Sozialisten, wie man weiß, allerdings ihre Stellung zu ihm geändert. Aber sie taten es erst, als die Regierung Napoleons III. gestürzt war. Anderwärts hat man die Änderung der Haltung zum Kriege lediglich von einer Änderung der *Kriegspolitik* abhängig gemacht, und auf sie kommt es auch vor allem an. Das Manifest der Parteikonferenz unterscheidet sich von allen sozialistischen Kundgebungen ähnlicher Natur dadurch, daß es die Frage der Kriegspolitik Deutschlands vollständig umgeht. Aus gutem Grunde, denn welche Bürgschaft könnte es in bezug auf sie übernehmen? Es spricht in dieser Hinsicht

die Sprache einer Regierungspartei, während die Partei, in deren Namen es spricht, an der Kriegspolitik der Regierung keinerlei Anteil und auf sie keinerlei entscheidenden Einfluß hat. Es läßt nicht einmal das Streben herauserkennen, solchen Einfluß zu gewinnen. Es ist in bezug auf die wichtigste Frage, vor die die deutsche Sozialdemokratie sich gestellt sieht, eine Kundgebung nicht nur der Einflußlosigkeit, sondern auch der Willenlosigkeit. Von Willen ist in bezug auf den Krieg darin nur dort etwas zu merken, wo der Wille kundgetan wird, sich der Geltendmachung jedes sozialdemokratischen Urteils zu begeben. Ein Verzicht, der selbst dann nicht zu rechtfertigen wäre, wenn er durch die schönsten Formeln für die Friedensziele der Partei ergänzt würde.

Aber nicht einmal die Formeln des Manifests hinsichtlich der Friedensziele der Partei sind einer sozialdemokratischen Kundgebung würdig. Wie in bezug auf den Krieg spricht es auch in bezug auf den Frieden die Sprache einer Bourgeoispartei. Die Sozialdemokratie »stellt die Wahrnehmung der Interessen und Rechte des eigenen Volkes beim Friedensschluß an die Spitze ihrer Kriegszielforderungen«. Was soll das heißen? Ist das die Grundidee der auswärtigen Politik einer Partei des Proletariats, die bisher an der Spitze der Internationale der Arbeiterklasse gestanden hat? Es gibt keinen Reaktionär, der sich anders ausdrücken könnte. Und der krasseste Reaktionär wird keinen Anstand nehmen, den Satz zu unterschreiben, der als mildernde Beigabe auf diesen im Manifest folgt: »Sie fordert aber auch die Beachtung der Lebensinteressen der anderen Völker in der Überzeugung, daß nur ein solcher Friede die Gewähr der Dauer in sich trägt.« Denn hinter das verschwommene Wort »Beachtung« kann sich die ärgste Mißachtung verstecken. Erst die eigenen Interessen wahrnehmen und nur daneben die Lebensinteressen anderer »beachten« tut jeder Bourgeois, der nicht gerade abgefeimter Blutsauger ist.

Auf Schritt und Tritt begegnen wir im Manifest solcher schwammigen Ausdrucksweise, so daß man versucht ist, mit Marx von einer frevelhaften Verstümmelung der sozialdemokratischen Begriffe durch es zu reden. Nichts anderes ist zum Beispiel die Art, wie im Manifest das nach allem möglichen schillernde Wort Volk gebraucht wird. Wo es sich um die Zusammenfassung der Gesamtheit der Angehörigen eines Landes ohne Unterschied der Klasse als politische Einheit handelt, da ist der angemessene politische Ausdruck Nation und nicht Volk. Er ist namentlich dann allein am Platze, wenn ein Vorgang in Frage kommt, bei dem die Führung des Landes in den Händen privilegierter Klassen liegt. Im Kriege steht heute Nation gegen Nation und nicht Volk gegen Volk. Oder wollen sich die Verfasser des Manifests die Logik eines Eltzbacher zu eigen machen, der den Krieg für einen Krieg der Völker erklärt, um ihn auf die Höhe der Barbarenkriege zu »erheben«? Und wenn nicht während des Krieges eine Revolution der Klassenherrschaft ein Ende macht, welchen Gedanken aber unsere Mehrheit mit Entrüstung von sich ablehnt, dann wird auch der Friede im Namen der Nation geschlossen werden von den Vertretern der Rechtsbegriffe und Interessen der oberen Gesellschaftsschichten. Diese Tatsache verdunkelt das Manifest, wenn es von »Wahrnehmung der Interessen und Rechte des eigenen Volkes beim Friedensschluß« als der »Spitze der Kriegszielforderungen« (auch ein schönes Wort) der Sozialdemokratie spricht. Daß zwischen

der Auffassung der Vertreter der Besitz- und Geburtsprivilegien und der Auffassung der Sozialdemokratie hinsichtlich der Beziehungen der Nationen und der Rechte der Völker eine ganze Welt von Unterschieden klafft, wird mit keiner Silbe angedeutet.

Zu sagen, die Sozialdemokratie stellt Interessen und Rechte der eigenen Nation an die Spitze, hat den Verfassern wahrscheinlich zu brutal nationalistisch geklungen, der Ausdruck Interessen und Rechte des eigenen Proletariats aber hätte den Widersinn des Satzes in das hellste Licht gestellt. Und so wählte man statt dieser wenigstens klaren Begriffe eine Phrase, die wir in früheren Jahren als politische Kautschukware schroff abgewiesen hätten.

Nicht besser steht es übrigens mit der Wendung im ersten Absatz des Manifests, daß sich die Sozialdemokratie am 4. August 1914 »in Reih' und Glied mit der Gesamtheit des deutschen Volkes« gestellt habe. Soll sie nicht die Selbstverständlichkeit besagen, daß der Sozialdemokrat, soweit es an ihm liegt, als Soldat keinen Klassen- und Parteiunterschied gelten läßt, so würde sie nur wieder die politische Selbstentmannung der Partei verkünden. Das hat aber der Sozialdemokratie am 4. August 1914 ferngelegen. Im Unterschied von allen bürgerlichen Parteien hat sie damals darauf bestanden, nicht im parlamentarischen Parademarsch, wie jene es taten, sondern mit einer Erklärung die Kredite zu bewilligen, in der sie ihrer besonderen Klassenanschauung, zwar auch schon mit einem bedenklichen Zusatz von Schwammware versehen, aber doch noch klar erkennbar Ausdruck verlieh.

Ganz anders das Manifest der Parteikonferenz. Von einer besonderen, dem sozialistischen Urteil Ausdruck gebenden Anschauung über den Krieg ist hier jede Spur verschwunden. Statt dessen wird an verschiedenen Stellen die Sprache der Regierung in bezug auf die Absichten der gegnerischen Mächte durch Übernahme von Phrasen der extremen Nationalisten noch überboten, werden diese Absichten nicht auf Grund der sehr bestimmten Erklärungen der verantwortlichen Staatsmänner jener Länder, sondern auf Grund von agitatorischen Reden oder gelegentlichen Ausbrüchen irgendwelcher hochgestellten Demagogen geschildert. Das Manifest weist »alle gegen das Deutsche Reich und seine Verbündeten gerichteten Vernichtungs- und Eroberungsziele der feindlichen Mächte« zurück. Ein Satz, der, soweit das Deutsche Reich in Betracht kommt, überflüssig ist, nachdem vorher die Entschlossenheit bekundet wurde, »in der Verteidigung unseres Landes auszuharren« usw. usw. (siehe das Manifest, Absatz 2), der aber hinsichtlich der derzeitigen Verbündeten Deutschlands dem Deutschen Reich und damit auch den deutschen Arbeitern mehr aufhalst, als sich mit unseren demokratischen Grundsätzen vereinbaren läßt und unter Umständen auch nur der Reichsregierung genehm wäre. Um ein Beispiel zu wählen: Den Verfassern des Manifests sind gewisse Vorgänge in Türkisch-Armenien nicht unbekannt geblieben. Es gibt sehr konservativ gesinnte Deutsche, die der Gedanke empören würde, das Blut auch nur eines deutschen Soldaten für den länderpolitischen Status quo in jenem Himmelsstrich geopfert zu sehen. Soll die Sozialdemokratie sich von ihnen beschämen lassen?

Hinsichtlich der Kriegspolitik Deutschlands wendet das Manifest sich zwar »gegen die Treibereien und Forderungen derjenigen, die dem Krieg den Charakter eines deutschen Eroberungskriegs geben wollen«, da aber

selbst die Annexionisten vom reinsten Wasser sich dagegen verwahren, einen Eroberungskrieg zu wollen, ihre Annexionsforderungen vielmehr als Verteidigungs- oder Sicherheitsmaßnahmen bezeichnen, ist mit jener Verwahrung noch gar nichts Bestimmtes gegen sie gesagt. Was nötig gewesen wäre, eine entschiedene Stellungnahme zu den Plänen, die, sei es auf direkte gewaltsame Annexionen oder auf Unterjochungen abzielen, das wird mit jener vieldeutigen Verwahrung einfach umgangen. Kein Wort davon, daß die Sozialdemokratie kraft ihrer Grundsätze in bezug auf das Selbstbestimmungsrecht der Nationen und die Internationalität der Völkerbeziehungen darauf bestehen muß, daß kein Volk oder Volksteil der Kulturwelt beim Friedensschluß in seiner Selbstbestimmung vergewaltigt werden darf. Vergebens sucht man in dem Manifest nach Spuren eines edlen Patriotismus, der sich über die platte Selbstgerechtigkeit des gedanken- und grundsatzlosen Haufens erhebt und im Gegensatz zu dessen Kultus der Rechthaberei für das rechte Tun der eigenen Nation sich einsetzt. Im Geiste des flachsten Außendpatriotismus werden die Fragen der Verantwortung am Kriege und der Fortdauer des Krieges abgehandelt. Es verbietet sich aus zutage liegenden Gründen, auf diesen Gegenstand hier näher einzugehen. Nur eines sei der Kennzeichnung halber hervorgehoben. Das Manifest weist »mit aller Entschiedenheit« die angeblich von der französischen Sozialdemokratie und der englischen Arbeiterpartei gegen die deutsche Sozialdemokratie erhobene Beschuldigung zurück, sie habe sich dadurch, daß sie »zu ihrem Lande steht«, zur Mitschuldigen am Krieg usw. gemacht. Tatsächlich ist es aber den französischen Sozialisten und den englischen Arbeiterparteilern gar nicht eingefallen, eine so plumpe Anklage zu erheben. Obwohl sie über den Ursprung des Krieges anders urteilen als die Mehrheit unserer Reichstagsfraktion, haben sie im Gegenteil wiederholt erklärt, daß sie ihr den guten Glauben nicht bestreiten. Nicht daß sie zu ihrem Lande steht, sondern wie sie es tut, machen sie der deutschen Sozialdemokratie zum Vorwurf, und darin haben sie mit ganz wenigen vereinzelten Ausnahmen die gesamte sozialistische Internationale auf ihrer Seite. Das Manifest jammert über die »Friedensfeindschaft« der französischen Sozialisten. Wer wollte die Abneigung der letzteren gegen einen alsbaldigen Friedensschluß nicht bedauern? Aber das Manifest macht nicht den geringsten Versuch, den in den Sachen liegenden Gründen zu Leibe zu gehen, welche die Haltung der Franzosen bestimmen. Es ist eine Kundgebung nicht nur der Ohnmacht, den Völkern Europas einen Frieden darzubieten, der den Anforderungen des demokratischen Rechtes entspricht, sondern auch des mangelnden guten Willens, die ganze Kraft für einen solchen Frieden einzusetzen.

Angesichts dieses Umstandes werden die Beteuerungen des Manifests, daß die deutsche Sozialdemokratie »für alles eintritt, was geeignet ist, die europäischen Staaten auf den Weg zu einer engeren Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft zu führen«, und sie den »Wiederaufbau einer arbeits- und kampfstarken sozialistischen Internationale« anstrebt, ziemlich eindruckslos verhallen. Die Völker sind heute gegen gute Worte mißtrauischer als je zuvor. Auch sie verlangen Sicherheiten, wenn nicht der unmittelbaren Tat, so doch des festen Willens zu solcher. Von ihm läßt das Manifest nichts vermerken. Seine Sprache ist nur fest, wo es sich gegen Regierungen und Sozialisten des Auslandes wendet, gegenüber den Gewalt-

habern im eigenen Lande ist sie biegsam oder direkt deren Echo. So dürfen sich die Verfasser nicht wundern, wenn Sozialdemokraten anderer Länder seinen Wert an deren Taten messen und in bezug auf den Krieg die deutsche Sozialdemokratie mit den deutschen Machthabern, Militaristen usw. zusammenwerfen.

»Het Volk«, das Organ der Sozialdemokratie Hollands, äußert sich in seiner Nummer vom 25. September, in der es den Wortlaut des Manifests zum Abdruck bringt, in einem kurzen Schlußsatz zum Kongreßbericht folgendermaßen über seinen Geist:

Wie man weiß, ist gemäß diesem Standpunkt im Widerspruch mit den Regierungserklärungen, die ein Programm direkter oder indirekter Annexionen umfassen, der Krieg noch immer ein Verteidigungskrieg. Die Resolution erklärt sich einerseits gegen alle Einverleibungen, spricht sich aber zugleich für Maßnahmen zum Zwecke der wirtschaftlichen Entwicklungsfreiheit usw. aus, die gemäß aller gegebenen Auffassungen nicht anders als zum Nachteil anderer Länder erlangt werden können. Als einen Schritt in der Richtung zum Frieden und zur internationalen Annäherung kann man die Annahme dieser Resolution nicht betrachten.

Ich wünsche niemand unrecht zu tun. Ich will von den Verfassern und Unterzeichnern des Manifests gern annehmen, daß ihre Absichten besser sind, als es nach dem hier Dargelegten erscheinen mag, ja, ich bin überzeugt, daß, wenn es zu entscheidenden Beschlüssen im Reichstag kommt, mindestens einige von ihnen den Anforderungen der Demokratie und der Internationalität besser nachkommen werden. Nicht mit den Personen habe ich es hier zu tun. Es handelt sich um die Kennzeichnung einer Urkunde, welche den Standpunkt der deutschen Sozialdemokratie in der Frage des Krieges und der Kriegsziele kundgeben will. Als solche aber ist das Manifest ein Zeugnis der Übermacht, welche infolge der opportunistischen Politik der Partei die Geister, die sie vor dem Krieg auf das energischste bekämpfte, im Krieg über sie gewonnen haben. Dies zu zeigen, ist der Zweck des vorstehenden Artikels. Im übrigen kann man sagen, wenn die Reden und Erklärungen Bebels und Liebknechts im Kriege von 1870/71 uns noch Jahrzehnte ein leuchtendes Beispiel von Mut und Einsicht gewesen sind, wird dieses Manifest nicht schnell genug der Vergessenheit anheimfallen. Es ist nichts aus ihm zu lernen, was der Nachahmung wert wäre.

Handelspolitische Fragen.

Von **Karl Emil.** (Fortsetzung.)

2. Handelspolitische Diskussionen in Deutschland.

Industrie- und Agrarstaat.

Der Wandel in der deutschen Handelspolitik geht bekanntlich auf drei Ursachenreihen zurück: einmal auf das geänderte Interesse der deutschen Grundbesitzer, namentlich der preußischen Großgrundbesitzer. Sie waren Freihändler, solange sie Getreide ins Ausland exportierten, wandelten sich zu Schutzzöllnern, als Deutschland Getreideeinfuhrland wurde und die amerikanische Konkurrenz die Preise zu senken anfing. Daneben kommt in Be

tracht das unter dem Druck der Krise von 1873 sehr stark gewordene Bedürfnis, besonders der schweren Industrie, nach Schutz vor der ausländischen Konkurrenz auf dem inneren Markt. Schließlich gesellte sich dazu auch das fiskalische Interesse nach neuen indirekten Staatseinnahmen.

Der Verlauf der kapitalistischen Entwicklung brachte, wie hier schon nachgewiesen worden ist,[1] einen vollständigen Funktionswandel des Schutzzolls. Für die Landwirtschaft bedeutet er eine dauernde Erhöhung der Grundrente und — namentlich seit das Sinken der Getreidepreise einer raschen Steigerung gewichen ist — eine starke Begünstigung des getreidebauenden landwirtschaftlichen Großgrundbesitzes, wobei das Einfuhrscheinsystem noch dafür sorgt, daß auch das Exportinteresse unter der Schutzzollpolitik gewahrt bleibt.

Für die Industrie war der Schutzzoll eine wichtige Bedingung der Kartellentwicklung, des Überganges von der Herrschaft des industriellen Kapitals zu der des Finanzkapitals und seiner imperialistischen Machtpolitik. Die Hochhaltung der Preise auf dem inländischen Markt ermöglicht zugleich den Kartellen eine verschärfte Konkurrenz auf den auswärtigen Märkten. Aus einer Abwehrwaffe des Schwachen wird so der Schutzzoll zu einer Angriffswaffe des Starken. Zugleich bedeutet die Kartellierung erhöhte Extraprofite und bedingt so eine beschleunigte Akkumulation und Konzentration der technisch und ökonomisch stärksten Industriezweige, die ihrerseits wieder rückwirkt auf die Bankenkonzentration, die wiederum diese Entwicklung weiter vorantreibt.

Politischer Vorkämpfer des Schutzzolls war und blieb aber das preußische Junkertum. Marx hat in den »Theorien des Mehrwerts« in glänzender Weise gezeigt, wie falsch die bis dahin herrschende Auffassung der Physiokraten als Vertreter von Grundbesitzerinteressen gewesen, wie sie vielmehr in Wirklichkeit die Vorkämpfer des industriellen Kapitals waren. Ebenso falsch ist es, die preußischen Junker nur als Agrarier zu betrachten. Vielmehr hat dieselbe ökonomische Entwicklung, die den Funktionswandel des Schutzzolls und damit die Vereinheitlichung industrieller und landwirtschaftlicher Schutzzollinteressen bewirkt hat, auch, was der alten Freihandelslehre das Absurdeste vom Absurden scheinen mußte, aus den Vertretern der agrarischen Interessen zugleich und in immer steigendem Maße die konsequentesten und energischsten Verfechter der modernen kapitalistischen Interessen überhaupt, die lautesten Wortführer des Kapitalismus gemacht. Und es ist daher kein Wunder, daß, da die Wirtschaftspolitik des preußischen Junkertums die kapitalistischen Interessen restlos vertrat, allmählich auch ihre allgemeine Politik auf immer geringeren Widerstand stieß und die bürgerlichen Parteien, für die die Wirtschaftspolitik heute mehr als je das Ausschlaggebende ist, die politische Machtstellung der Junker, die zugleich immer mehr eine solche des Großkapitals wurde, immer bereitwilliger anerkannten.

Es wäre aber verfehlt, zu meinen, daß die bürgerliche handelspolitische Theorie etwa die Entwicklung erkannt und auf Grund dieser Erkenntnis ihre Stellung genommen hätte. Das Gegenteil war vielmehr, wie unsere Ausführungen noch zeigen werden, der Fall.

[1] R. Hilferding, Der Funktionswandel des Schutzzolls, Neue Zeit, XXI, 2, und »Finanzkapital« in der Handelspolitik.

Der Wandel in der Handelspolitik Bismarcks war von ihren Befürwortern gegenüber den Freihändlern, die die Harmonielehre der Manchesterschule vertraten, mit den Argumenten Lists und Careys verteidigt worden. Diese beiden hatten ein industrielles Schutzsystem zur Erziehung der produktiven Kräfte der zurückgebliebenen Nationen verlangt, das, nachdem sein Zweck erfüllt sei, wieder fortfallen würde. Das Erziehungszollsystem erwies sich aber in Deutschland wie in den Vereinigten Staaten in Wirklichkeit als eine theoretische Abstraktion, praktisch entwickelte sich ein Schutz- und Zollbereicherungssystem. Im Laufe dieser Entwicklung erstarkt die deutsche Industrie, und das industrielle Kapital setzt in den Handelsverträgen Caprivis wenigstens teilweise die Berücksichtigung seiner Bedürfnisse durch, Verbilligung der Lebenshaltung durch Herabsetzung der Getreidezölle und Berücksichtigung seiner Exportinteressen durch Abschluß günstiger Handelsverträge. Diese Handelspolitik bleibt bloße Episode. Die raschen Fortschritte der kapitalistischen Entwicklung lassen die Interessen des Warenexports wieder hinter die stärkeren des Kapitalexports zurücktreten, führen zu jener bereits angedeuteten Solidarisierung der Schutzzollinteressen und dem leidenschaftlichen Eintreten der kartellierten Industrien für ein Hochschutzzollsystem. Fürst Bülow, auch hier der Vortänzer der deutschen imperialistischen Politik, setzt die neuen Handelsverträge auf hochschutzzöllnerischer Grundlage durch.

Der erneute Kampf um die Handelsverträge, der dem neuen ökonomischen Stadium der Herrschaft des Finanzkapitals entspricht, findet in der handelspolitischen Theorie einen merkwürdigen Widerhall.[5] Die Befürworter einer freihändlerischen Vertragspolitik sehen als treibende Kraft der modernen Schutzzollbestrebungen fast ausschließlich das Großgrundbesitzerinteresse und übersehen das Kartellinteresse. Ebenso steht für die Befürworter des Schutzzolls nicht nur der Agrarschutz in erster Linie, sie sind auch bereit, die industrielle Entwicklung zu opfern, falls dies das agrarische Interesse erforderlich machen sollte. Der Streit wird also ganz in der alten Tradition des Kampfes der englischen Freihändler geführt, der ein halbes Jahrhundert vorher stattfand, als hätte seitdem der Kapitalismus nicht ganz andere Verhältnisse geschaffen, und der Kampf, in dem der moderne Imperialismus seinen entscheidenden Sieg erficht, wird theoretisch zum Kampf um die Frage: Industrie- oder Agrarstaat? Während sich in der Wirklichkeit der historische Prozeß vollzieht, in dem das Finanzkapital erstarkt und schließlich die Herrschaft antritt, seine Mittel der Expansion — Monopolisierung der nationalen Industrien in Kartellen und Trusts, Unterbietung der ausländischen Konkurrenz, wenn nötig, durch Schleuderexport, Kapitalexport, gewaltsame Eroberung fremder Märkte und Rohstoffgebiete mittels der in seinen Dienst gestellten und stetig verstärkten Staats-

[5] Kürzlich ist ein Buch erschienen, das in übersichtlicher Weise die handelspolitische Diskussion in Deutschland zusammenfaßt: Dr. Fritz Mender, Das moderne Zollschutzsystem, seine wissenschaftlichen Befürworter und Gegner in Deutschland seit den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Zürich 1916, Druck und Verlag des Artistischen Instituts Orell, Füßli & Co., XVIII und 232 Seiten. Die eigene Stellungnahme des Verfassers leidet darunter, daß er, obwohl selbst Marxist, auf dem Boden der Zusammenbruchstheorie steht. Das Buch ist aber sehr empfehlenswert zur Orientierung über die handelspolitische Kontroverse und wegen der Kritik der schutzzöllnerischen Argumente.

macht — an die Stelle des Warenexports des industriellen Kapitals setzt, während dieses ganzen Umwälzungsprozesses der kapitalistischen Ökonomie, in dem die Handelspolitik sich als wichtigstes und bedeutsamstes Glied in die allgemeine Wirtschaftspolitik des Imperialismus einfügt, streiten die Wortführer der ökonomischen Wissenschaft um die Frage, ob die industrielle Entwicklung Deutschlands durch freihändlerische Warenexportpolitik gefördert werden oder ob die Entwicklung vom Agrarstaat zum Industriestaat nicht vielmehr durch die Handelspolitik verlangsamt und gehemmt werden sollte — beide Parteien gleich weit entfernt von der Erkennung der wirklichen Situation!

Und hier zeigt sich wieder einmal, mit welch souveräner Verachtung die Wirklichkeit ihr Spiel mit den Ideologien treibt. In dem Streit vertreten die Freihändler, Brentano, Dietzel und ihre Leute bewußt die Tendenzen kapitalistischer Weiterbildung, während ihre Gegner, Adolf Wagner, Oldenberg, Pohle und andere den Kapitalismus hemmende Maßnahmen befürworten, konservativ-reaktionäre Strebungen verkörpern. Am Schlusse der Entwicklung sind diese derselben Umwandlung unterlegen, die politisch die preußischen Konservativen erfahren haben, sie sind zu den eifrigsten Vorkämpfern des Imperialismus, also hochkapitalistischer Tendenzen in Reinkultur geworden, während ihre einstigen Widersacher in dem für die bürgerliche Ideologie unlösbaren Dilemma unrettbar festgefahren sind, in dem Dilemma zwischen ihrer wissenschaftlichen Überzeugung von der Richtigkeit der Freihandelslehre und der Unmöglichkeit, sich der imperialistischen Politik als der dem Kapitalismus in seiner gegenwärtigen historischen Phase allein entsprechenden von ihrem bürgerlichen Standpunkt aus zu entziehen — ein Schicksal, das jetzt die Sozialimperialisten mit ihnen teilen.

Das, was uns aber heute und im Zusammenhang in dieser Diskussion, die zwischen 1898 und 1903 geführt wurde, interessiert, ist vor allem eines: Die Gegner der industriestaatlichen Entwicklung vertreten sämtlich die Zusammenbruchstheorie in ihrer primitivsten und krassesten Form. Liest man zum Beispiel die Einleitung und das erste Kapitel des 1902 erschienenen Buches von Pohle: »Deutschland am Scheideweg«, so glaubt man bloß eine breitere Ausführung des zitierten Satzes von Thomas Mun zu lesen. Und wie Pohle verkünden Oldenberg, Adolf Wagner und die anderen den baldigen und unvermeidlichen Zusammenbruch des Industriestaatssystems. Immer rascher würden sich die bisherigen Agrarstaaten industrialisieren, ihre Lebensmittel selbst konsumieren, ihren Industriebedarf selbst produzieren und damit den Export der Industriestaaten vernichten, deren unterdes ruinierte Landwirtschaft den Lebensmittelbedarf der Massen nicht mehr decken könnte. Ruin des Landes, soziale Revolution und Niedergang wären die Folgen. Deshalb nationale Unabhängigkeit und möglichste Selbstgenügsamkeit mittels Förderung der Landwirtschaft durch Getreidezölle, selbst auf Kosten der Industrie, deren doch bald abnehmende Exportfähigkeit vom Standpunkt der gesamten Volkswirtschaft und ihrer Sicherung gegen den sonst drohenden Zusammenbruch nicht allein für die Handelspolitik in Betracht käme.

Schon hier sehen wir übrigens, wie leicht dieser noch durchaus antiquiert-reaktionäre Standpunkt in den modern-imperialistischen umschlagen kann. Die theoretische Grundansicht bleibt dieselbe, aber die Selbstgenügsamkeit,

die Autarkie[6] wird nicht mehr für den Staat, wie er ist, gefordert, sondern für den zum Weltstaat erweiterten, dessen auswärtiger Handel, der zu Anfang des Jahrhunderts noch als unsicher und in naher Zukunft dem Untergang geweiht angesehen wird, jetzt durch die Militär- und Flottenmacht geschützt erscheint. Die Gewalt wird wieder zum bewußten Mittel und der Ultima ratio der Ökonomie wie im Zeitalter des Merkantilismus.

Brentano und seine Schule antworten dieser Auffassung im wesentlichen mit den Argumenten der klassischen Ökonomie und der Freihandelsschule. Sie weisen darauf hin, wie das Schutzzollsystem eine Verminderung der Produktivität der Volkswirtschaft bedeutet, wie namentlich die Agrarzölle eine ungerechtfertigte Belastung der Industrie und aller städtischen Schichten darstellen, wie sie einen Tribut für die Großgrundbesitzer bedeuten, ohne die Landwirtschaft selbst zu fördern, deren Konkurrenzfähigkeit vielmehr durch die Erhöhung der Bodenpreise, einer notwendigen Folge der Agrarzölle, in erheblichem Maße leidet. Aber in dem entscheidenden Punkte treten sie doch nicht mit der notwendigen Entschlossenheit der Grundauffassung ihrer Gegner, eben der Zusammenbruchstheorie, entgegen. Und dies nicht nur, weil die Ansicht der Klassiker über die Möglichkeit der ständigen Erweiterung des kapitalistischen Produktions- und Akkumulationsprozesses ungenügend begründet, von ihnen selbst und noch weit mehr von ihren Nachfolgern, der alten Freihandelsschule, durch die Verquickung mit der Harmonielehre und ihre Ausnutzung zu apologetischen Zwecken unheilbar kompromittiert war, sondern weil Brentano und die Seinen selbst allzusehr im kapitalistischen Vorstellungskreis befangen waren. Zur gleichen Zeit, wo sie dem Schutzzoll entgegentraten, traten sie für die Kolonial- und Flottenpolitik ein und wurden deren eifrigste Propagandisten. Der Erwerb eigener Kolonien und die Entwicklung des dazu nötigen Machtapparats läßt sich aber nur vom Standpunkt des Schutzzolls und der damit zusammenhängenden Zusammenbruchstheorie aus rechtfertigen. Nur wenn der Absatzmarkt beschränkt ist, seiner Erweiterung verhältnismäßig enge Grenzen gesetzt sind, die in absehbarer Zeit erreicht werden, wird es für die nationale Volkswirtschaft wichtig, durch Ausdehnung ihrer *politischen* Herrschaft bestimmte Gebiete des Weltmarktes, sei es als Absatzgebiete, sei es als Rohstoffquellen, für sich zu monopolisieren, für die Erwerbung und den Schutz dieser Monopolstellung den nötigen Machtapparat zu schaffen. Die alte englische Freihandelsschule stand daher der Kolonial- wie der Rüstungspolitik ablehnend gegenüber, für sie waren Freihandel und Friede identisch und war es von ihrem freihändlerischen Standpunkt aus gleichgültig, wem die Kolonien politisch gehörten. Indem die deutschen Freihändler für die Kolonialpolitik eintraten, machten sie gerade in dem entscheidenden Punkte ihren Gegnern eine wichtige Konzession und brachten sich um die Möglichkeit, ihre Beweisführung konsequent zu Ende zu führen.

Denn nur bei völliger Ablehnung der Zusammenbruchstheorie, auch in bezug auf die außenwirtschaftlichen Beziehungen, tritt die völlige Verkehrtheit sowohl der früheren schutzzöllnerischen wie der heutigen imperialistischen Argumentation zutage. Denn dann bedeutet die Entwicklung der Agrarstaaten zu Industriestaaten keine Einschränkung des Absatzes der bisherigen

[6] Das Glück ist das Los der Selbstgenügsamen, diese Weisheitsregel des alten Aristoteles wird jetzt auf das Staatenleben übertragen.

Industriestaaten, sondern vielmehr eine innigere Verflechtung ihrer gegenseitigen wirtschaftlichen Beziehungen, eine Änderung, aber auch eine Intensifizierung der internationalen Arbeitsteilung. Wie innerhalb der einzelnen Volkswirtschaft die Entwicklung des einen Industriezweigs die Vorbedingung der Entwicklung des anderen, die Erweiterung des einen die Bedingung der Erweiterung des anderen ist und dieser Prozeß schließlich trotz der damit innerhalb des Kapitalismus notwendig verbundenen Krisen eben die Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter bedeutet, so ist die industrielle Entwicklung der einen staatlichen Volkswirtschaft die Bedingung für die Weiterentwicklung der anderen. Die deutsche Industrie hätte nie diesen Aufschwung nehmen können ohne die Fortschritte der Industrialisierung und der Kapitalisierung aller anderen Volkswirtschaften, und der erneute Aufschwung der englischen Industrie in den letzten Jahren war bedingt durch den der deutschen und amerikanischen.

Es ist ja auch klar: je stärker die Industrie eines Landes, desto größer seine Kaufkraft, desto mannigfaltiger aber auch seine Bedürfnisse und zugleich die Möglichkeit des Entstehens internationaler Arbeitsteilung und der aus ihr folgenden Austauschbeziehungen. Der Austausch verliert seinen einseitigen Charakter des Austausches von Agrar- gegen Industrieprodukte und gewinnt die ungeheure Mannigfaltigkeit der industriellen Austauschbeziehungen. Man denke sich die englische und amerikanische Textilindustrie fort, und man nimmt damit zugleich der deutschen chemischen Industrie einen großen Teil ihres Absatzes. Wäre aber Amerika rein agrarisch geblieben, so wäre vielleicht der Absatz deutscher Textilwaren größer, aber lange nicht so groß als heute der Wert des Absatzes anderer industrieller Produkte nach Amerika, denn die Gesamtaufnahmefähigkeit des amerikanischen Marktes für deutsche Fabrikate wäre um vieles geringer.

Dies allein erklärt ja auch die tatsächliche Entwicklung des Außenhandels, der seit Beginn der kapitalistischen Entwicklung eine ständige, wenn auch in verschiedenen Perioden verschieden rasche Zunahme aufweist und nirgends Tendenzen zur Abnahme zeigt. Die Tendenzen zur internationalen Arbeitsteilung und dem auf ihr beruhenden internationalen Austausch sind vielmehr so stark, daß sie immer wieder die Schutzzollhindernisse überwinden, wie eben im Innern der Volkswirtschaft die Krisen überwunden werden durch die Reproduktion auf stets erweiterter Stufenleiter.

Von diesem Standpunkt aus verliert aber auch die Kolonialpolitik ihre Bedeutung. Es wird dann gleichgültig, wem die Kolonien politisch gehören. Die Entwicklung des englischen Kolonialreichs ist rein wirtschaftlich allen anderen Volkswirtschaften zugute gekommen, die dabei die Lasten der Erwerbung und Entwicklung der Kolonien erspart haben, wie das übrigens kürzlich auch Spectator in diesen Blättern statistisch gezeigt hat.

Während so in Deutschland auch die freihändlerische Richtung der bürgerlichen Ökonomie kolonialfreundlich und militärisch blieb, war in England die alte Freihandelsideologie stärker und widerstandsfähiger. Sie bewies ihre Widerstandskraft in den Kämpfen um die Chamberlainsche Tarifreform. Chamberlain und seine literarischen Mitarbeiter führten zum Teil unter dem Einfluß der Auffassung Adolf Wagners[7] und seiner Schüler

[7] Es ist ganz amüsant, zu sehen, wie Adolf Wagner gegen den Chamberlainismus, der doch in erster Linie eine schwere Bedrohung der deutschen Industrie

ihre Agitation konsequent zum Standpunkt der Zusammenbruchstheorie. Die rasche industrielle Entwicklung Deutschlands und der Vereinigten Staaten verdränge immer mehr die englische Industrie vom Weltmarkt, die Industrialisierung der Agrarländer bedrohe die Zufuhr der Lebensmittel und Rohstoffe; der Freihandel hindere die englische Industrie, die höhere Organisation ihrer Konkurrenten in Kartellen und Trusts nachzuahmen, es gäbe nur eine Rettung, die wirtschaftliche Vereinigung des ganzen britischen Reiches durch eine Schutzzollinie.

Die britischen Freihändler haben diese Argumentation vom Standpunkt ihrer alten Lehre bekämpft, daß die Entwicklung der Produktivkräfte des einen Landes keine Hemmung, sondern eine Förderung der Produktivkräfte des anderen Landes bedeute, daß fortwährende Industrialisierung keine Abschwächung, sondern eine Stärkung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen herbeiführe, und sie haben Erfolg gehabt. Natürlich nicht deshalb, weil ihre Lehre ökonomisch richtig war, sondern weil für sie zugleich die stärkeren ökonomischen Kräfte eintraten. Die Schwäche der Chamberlainschen Position war die, daß seine Politik zwar bestimmte Zukunftsinteressen des britischen Kapitalismus vertrat, aber zugleich bestimmte kapitalistische Gegenwartsinteressen verletzte. Ein allbritischer Schutzzoll hätte gewiß die Kartell- und Trustentwicklung in England stark gefördert, den englischen Kapitalexport (aber im Gegensatz zum Warenexport) begünstigt, die wirtschaftliche Verflechtung zwischen Kolonien und Mutterland vielleicht noch enger gestaltet. Aber das waren die Interessen nur eines Teiles und nicht des einflußreichsten des englischen Kapitals, vor allem, neben dem Grundbesitz, die jener Industriezweige, die zurückgeblieben waren und unter der Konkurrenz der amerikanischen und deutschen Kartelle unmittelbar litten. Dagegen widersprach der Chamberlainsche Plan nicht nur dem sehr ins Gewicht fallenden Freihandelsinteresse der englischen Arbeiter, das diese mit allem Nachdruck geltend machten, sondern auch dem Interesse der englischen Fertigindustrien, für die die deutsche und amerikanische Konkurrenz Verbilligung ihres Rohmaterials bedeutete (zum Beispiel Schiffsbauindustrie) oder die von der Schutzzollpolitik und ihren Rückwirkungen — Verteuerung der Arbeitskraft, Gegenmaßregeln anderer Staaten — Beeinträchtigung ihrer Exportfähigkeit befürchteten, wie vor allem die Textilindustrie. Dazu kam, daß der Übergang zum Schutzzoll die Stellung Englands als des größten Waren- und Geldmarktes beeinträchtigen mußte, weshalb das Handels-, Reeder- und Geldhandlungskapital wenigstens zum größten Teil freihändlerisch blieb und die spezifische Handelspolitik des Finanzkapitals vereitelte.

---

war, von seinem Standpunkt nichts Stichhaltiges vorbringen kann, ja ihm sogar seine Reverenz erweisen muß. Siehe die Vorrede Wagners zu Schwab, »Chamberlains Handelspolitik«. Ebenso charakteristisch ist es, daß Professor Schumacher, auf dessen Ausführungen wir später zu sprechen kommen, den Engländern klarzumachen sucht, daß das Festhalten am Freihandel sie unfähig macht, ihre Interessen gegen ungünstige Handelsverträge der fremden Staaten zu schützen. Zwischen Schutzzöllnern besteht eben eine ähnliche Interessenverwandtschaft wie zwischen Chauvinisten. Wie das Alldeutschtum der beste Förderer des Jingoismus ist und umgekehrt, so stärkt auch ein Schutzzöllner den anderen, und vom Untergang des englischen Freihandelssystems erwartet er die Festigung des Schutzzolls überhaupt.

Das Scheitern der Chamberlainschen Schutzzollagitation stützte aber rückwirkend die Freihandelslehre in England, die die öffentliche Meinung beherrschte und namentlich für die Wirtschaftspolitik der Liberalen bestimmend blieb. Dies um so mehr, als besonders die letzten Jahre vor dem Krieg auch für die englische Wirtschaft neuen Aufschwung brachten, die Außenhandelsziffern anschwellen ließen und die Grundlosigkeit der Befürchtungen Chamberlains so auch empirisch nachgewiesen war.

Dies hervorzuheben, ist auch deshalb wichtig, weil es das Grundfalsche der immer wiederholten Legende aufzeigt, England habe aus Handelsneid, aus Furcht, der deutschen Konkurrenz zu erliegen, den Krieg hervorgerufen, und sein Kriegsziel sei daher die Vernichtung der deutschen Konkurrenz. Damit kommen wir aber zu den Problemen der Handelspolitik, die durch den Krieg entstanden sind. (Fortsetzung folgt.)

Die Wirkung der Reichskonferenz.

Von Rich. Lipinski.

Der Parteivorstand hatte den dringenden Wunsch, die Meinung der Parteigenossen des Reiches über seine Kriegspolitik zu ergründen. Da ein Parteitag nicht stattfinden konnte, so verfiel er mit dem Parteiausschuß auf die Reichskonferenz. Die Konferenz sollte zwar keine bindenden Beschlüsse fassen, sie sollte aber gleich einem Parteitag eine moralische Wirkung auf die Parteigenossen ausüben. Ganz sicher schien der Parteivorstand nicht zu sein, ob er auf der Konferenz eine Mehrheit erhalte, deshalb suchte er durch die Abstufung des Delegationsrechts den Schwerpunkt in die kleinen Vereine zu verlegen, und die Kreisvorstände haben durch die Art der Delegation nachgeholfen, das Bild zugunsten des Parteivorstandes zu retuschieren.

Sollte die Konferenz die moralische Wirkung eines Parteitags auslösen, dann mußte die Mitgliedschaft nach der Stärke der einzelnen Reichstagswahlkreise auf der Konferenz vertreten sein, und wiederum konnte hierfür nur das im Organisationsstatut vorgesehene Delegationsrecht zum Parteitag in Anwendung kommen. Der § 7 Abs. 1 des Organisationsstatuts bestimmt:

> Zur Teilnahme an dem Parteitag sind berechtigt die Delegierten der Partei aus den einzelnen Reichstagswahlkreisen. Die Wahl der Delegierten erfolgt nach Maßgabe der Mitgliederzahl. Es können gewählt werden: In Wahlkreisen bis 1500 Mitglieder ein Delegierter, bis 3000 zwei, bis 6000 drei, bis 12 000 vier, bis 18 000 fünf und für jede weiteren 6000 Mitglieder ein Delegierter mehr. Die Vertretung richtet sich nach der vom Parteivorstand auf Grund der nach § 5 abgeführten Beiträge festgestellten Mitgliederzahl.

Da seit 1913 kein Parteitag stattgefunden hat, die an den Parteivorstand abgeführten Beiträge aber immer nur vom letzten Parteitag an dem Delegationsrecht zugrunde gelegt werden, so ergab sich für den Parteivorstand die Notwendigkeit, daß er die in den Jahren 1913/14, 1914/15 und 1915/16 an ihn abgeführten Beiträge für die einzelnen Reichstagswahlkreise zusammenrechnete und nach dem Ergebnis des Durchschnitts dieser drei Jahre die Zahl der Delegierten für den einzelnen Reichstagswahlkreis festsetzte. Dabei wäre er dem Statut gerecht geworden; die vielen zum Heeresdienst berufenen Parteigenossen wären dann, wenigstens insoweit sie noch Beiträge an die Organisation abgeführt haben, auf der Konferenz mit vertreten worden. Statt dessen wurde bestimmt, daß die im letzten Geschäftsjahr (1915/16) an den Parteivorstand abgeführten oder gestundeten Beiträge für das Delegationsrecht maßgebend sein sollten, und die Vereine wurden in vier Gruppen geteilt. Die Vereine, die unter 50 Mitglieder hatten, sollten in

einem Agitationsbezirk zusammen einen Delegierten, Kreise von 50 bis 3000 Mitgliedern je einen, von 3000 bis 10 000 zwei und über 10 000 Mitglieder drei Delegierte wählen. Dabei ist für das Geschäftsjahr 1915/16, obgleich ein halbes Jahr nach Schluß dieses Geschäftsjahres verflossen ist, noch nicht einmal den Bezirksvorständen eine Aufstellung über die Mitgliederzahlen der Kreisorganisationen im Reiche zugestellt worden; auch auf der Konferenz legte der Parteivorstand, trotz der dem Parteiausschuß gegebenen Zusage, eine solche Aufstellung nicht vor. Die Parteigenossen können also die Zuteilung der Mandate an die Kreise nicht nachprüfen (wenn auch die Bezirksvorstände für ihren Bezirk es wissen), sie sind allein auf den guten Glauben an die Objektivität der Handlung des Parteivorstandes angewiesen. Ferner haben wir für frühere Jahre nur einen unvollständigen Bericht des Parteivorstandes an den geplanten Parteitag in Würzburg für das Jahr 1913/14. In diesem Bericht sind zwar die Größenverhältnisse der einzelnen Wahlkreise angegeben, aber die Nachweise der Mitgliederzahlen für die einzelnen Wahlkreise fehlen; wir müssen hierfür auf den Parteivorstandsbericht für 1913 zurückgreifen.

Wie stellt sich nun das Delegationsverhältnis der einzelnen Kreise nach dem Organisationsstatut und nach dem Vorschlag des Parteivorstandes?

Im Jahre 1914 stellte sich das Delegationsrecht der Reichstagswahlkreise wie folgt:

Zahl der Wahlkreise	Mitgliederstaffel	Mitgliederzahl	Prozente der Mitglieder	Zulässige Delegierte pro Kreis	Zahl der Delegierten
236	bis 1500	109556	10,09	1	236
56	1501 - 3000	116606	10,75	2	112
52	3001 - 6000	215164	19,77	3	156
34	6001 - 12000	258512	23,82	4	136
7	12001 - 18000	87058	8,01	5	35
8	18001 - 25000	142369	13,11	6	48
1	25001 - 30000	29459	2,71	7	7
1	30001 - 40000	37742	3,48	8	8
2	40001 - 50000	89439	8,24	11	22
397		1085905	100		760

Der Krieg hat verheerend auf die Organisationen eingewirkt, man kann annehmen, daß 60 bis 65 Prozent der Mitglieder, oft noch darüber hinaus, zum Heeresdienst berufen worden sind. Da aber die Einberufung alle Wahlkreise ziemlich gleichmäßig getroffen hat, so kann das obige Zahlenbild im gleichen, für alle Wahlkreise verminderten Verhältnis gelten.

Nach dem Vorschlag des Parteivorstandes wurden 84 Reichstagswahlkreise festgestellt, die unter 50 Mitglieder zählten, die sonst 200 bis 300 Mitglieder hatten. Diese 84 Kreise hatten das Recht, 19 Delegierte zu entsenden, nur in einem Falle ist von dem Delegationsrecht kein Gebrauch gemacht worden. Die Gruppierung der Wahlkreise ist folgende:

84	Wahlkreise	unter 50	Mitglieder	19	Delegierte	
231	-	50 bis 3000	-	231	-	
27	-	3001 - 10000	-	54	-	
5	-	über 10000	-	15	-	
347	Wahlkreise			319	Delegierte	

12 Wahlkreise hatten keinen Delegierten entsendet, Elsaß-Lothringen konnte gar keine Delegierten senden, so bleiben 307 Delegierte. Stellt man beide Delegationssysteme nebeneinander, so ergibt die Verteilung der statuten-

gemäßen Delegation, die schon an sich die kleinen Organisationen bevorzugt, nach der Anordnung des Parteivorstandes folgende Zahlen. Es hatten dann zu entsenden:

292	Wahlkreise	bis 3000	Mitglieder	348	Delegierte
80	-	von 3001 bis 10000	-	256	-
25	-	über 10000	-	156	-
397	Wahlkreise			760	Delegierte

Hierbei muß beachtet werden, daß 1914 153 Reichstagswahlkreise unter 500 Mitgliedern vorhanden waren, die nur ganz ausnahmsweise von ihrem Delegationsrecht Gebrauch gemacht haben. Waren doch von den Kreisorganisationen mit weniger als 1500 Mitgliedern auf dem Parteitag in Essen 177 und in Nürnberg 154 Kreise nicht vertreten. Man hat im Organisationsstatut den kleinen Kreisen das Delegationsrecht nur eingeräumt, weil man voraussetzte, daß sie es aus Mangel an Mitteln nicht würden ausnutzen können. Für die Reichskonferenz übernahm aber der Parteivorstand für die kleinen Kreise die Delegationskosten!

Die Gegenüberstellung zeigt, in welch hohem Maße die großen Wahlkreise in ihrem Vertretungsrecht auf der Konferenz beschränkt wurden.

Und nun die Vorbereitung zur Konferenz! Sollte eine Klärung der strittigen Fragen erfolgen, dann mußte vor der Konferenz die Parteipresse aufklärend wirken, die einzelnen Fragen zur Debatte stellen. Die Organisationen mußten in den Mitgliederversammlungen vor den Delegiertenwahlen die Debatte fortsetzen und durch die Delegiertenwahl zur Entscheidung bringen. Das ist nicht geschehen. Der Parteivorstand selbst hat abgeraten, über die Konferenz öffentlich zu schreiben und zu reden, damit sie nicht gefährdet werde. Der Belagerungszustand hinderte die Presse, die Aufgabe zu lösen. Die Proteste gegen die »Wahl« von Delegierten ließen ja erkennen, daß man es in einzelnen Wahlkreisen ängstlich vermieden hat, die Stellung der Partei zum Kriege mit den Mitgliedern zu erörtern, daß in einzelnen Wahlkreisen die Mitgliedschaft während des ganzen Krieges nicht zur Vereinstätigkeit berufen wurde, obgleich die Möglichkeit hierfür bestand, sondern das Beschlußrecht in die Hände der Funktionäre gelegt war. So kommt es, daß die Mitglieder gar nicht über den Kern der Streitfragen unterrichtet sind und in ihnen der Glaube erweckt wird, es handle sich um müßigen Krakeel. In ganzen Bezirken sind die Delegierten nicht von den Mitgliedern, sondern von den paar Mann des Kreisvorstandes »gewählt« worden. Die primitivsten Voraussetzungen für ein ersprießliches Wirken der Konferenz waren also zumeist nicht vorhanden. Und doch sagten die Mehrheitsanhänger, die Minderheit sei nicht beengt, auf der Konferenz sei nichts gesagt worden, was nicht jeder geschickte Redner in öffentlicher Versammlung sagen könne — und im gleichen Atemzug lehnte die Mehrheit auf der Konferenz es ab, das Protokoll im Wortlaut zu veröffentlichen. Entweder die Minderheit ist durch Belagerungszustand und Zensur beeinträchtigt, dann war die gegenteilige Behauptung Spiegelfechterei, oder die Minderheit ist nicht in ihrer Verteidigung beengt, dann hat die Herausgabe eines zensierten Protokolls keinen Sinn.

Und dennoch! Hat die Konferenz die erdrückende Mehrheit für die Fraktionsmehrheit und den Parteivorstand gebracht?

Mitnichten! Auf das Resultat kann der Parteivorstand nicht stolz sein, damit kann er keine Zwangsmaßnahmen rechtfertigen, wie sie ihm der Parteiausschuß nahelegte.

Es haben zwei wichtige namentliche Abstimmungen auf der Konferenz stattgefunden, die klar die Meinung der Konferenz ergeben. Der Antrag der Minderheit, keine Abstimmung vorzunehmen, und der Antrag Auer, die Be-

willigung der Kriegskredite zu billigen, brachten die nötige Klarheit. Reduziert man die Abstimmung auf die Delegation der Reichstagswahlkreise, läßt alles andere weg, so ergibt sich folgendes:

Dem Antrag der Minderheit, keine Beschlüsse zu fassen, stimmten 118 Delegierte zu. Zwei Genossen der Minderheit (Döbeln und Borna) waren schon vor der Abstimmung abgereist, der Wahlkreis Delitzsch-Bitterfeld hatte eine Delegation abgelehnt, so daß eigentlich 121 Delegierte gegen eine Beschlußfassung waren. Bei der Abstimmung über den Antrag Auer, Bewilligung der Kredite, ergab sich folgende Abweichung. 4 Delegierte enthielten sich der Abstimmung, 6 stimmten für die Kredite und 2 gegen die Kredite. Ferner konnten die Delegierten von Dresden, Hamburg und München, die für die Minderheit im Gegensatz zu ihren Mitdelegierten stimmten, nicht der Minderheit zugerechnet werden. Für den Reichstagswahlkreis Teltow-Beeskow hatte der Parteivorstand drei Delegierte des Wahlkreises und drei Delegierte des alten Kreisvorstandes zugelassen. Der Kreis steht in seiner Mehrheit zur Opposition. Deshalb wurde in der folgenden Aufstellung die Mitgliederzahl des Kreises so gewürdigt, daß zwei Drittel der Minderheits- und ein Drittel der Mehrheitspolitik zugerechnet wurden. Die Abstimmung des Delegierten für Plauen ist in der Abstimmungsliste für die Kredite falsch aufgeführt, er hat gegen den Antrag Auer gestimmt. Somit bleiben 111 Delegierte, die einwandfrei der Minderheit zugerechnet werden können.

Wie viel Mitglieder stehen nun hinter der Minderheit? Die Delegierten der Minderheit vertreten folgende Wahlkreise und Mitglieder nach dem Stande von 1913:

Bezirk	Wahlkreise	Delegierte	Mitglieder
Ostpreußen	3	3	7078
	14*	1	2103
Groß-Berlin	8	15	105828
Potsdam	1	1	3356
Pommern	1	1	4468
	9*	1	1864
Breslau	1	1	715
Görlitz	4	4	5989
Halle	7	7	23818
Erfurt	3	3	7309
Westfalen	1	1	5820
Frankfurt	6	6	17516
	4*	1	696
Oberrhein	1	1	463
Niederrhein	9	10	34924
Nordbayern	11	11	15822
	6*	1	1378
Pfalz	1	1	1178
Dresden	7	8	39826
Chemnitz	4	4	12670
Leipzig	4	6	43323
Zwickau	1	1	7365
Baden	2	2	1534
Hessen	3	3	12046
Thüringen	6	6	16198
Braunschweig	3	4	12243
Nordwest	4	5	25960
	124	108	411490

* Die mit Stern versehenen Wahlkreise sind zusammengelegte.

Hinter der Minderheit standen also 108 Delegierte aus 124 Wahlkreisen mit 411490 Mitgliedern!

Der Bericht für 1913 zählt in 397 Reichstagswahlkreisen 982 850 Mitglieder. Einwandfrei ließ sich feststellen, daß 20 Wahlkreise mit 11 414 Mitgliedern auf der Konferenz nicht vertreten waren. Auf der Konferenz waren aber nach dem Bericht des Parteivorstandes weitere 30 Kreise nicht vertreten, für die der Nachweis der Mitgliederzahlen mangels Unterlagen nicht zu erbringen ist. Selbst wenn diese 30 Wahlkreise der Parteimehrheit zugerechnet werden, so verbleiben für die Mehrheit 559946 Mitglieder. Die Mehrheit hatte also unter diesen Voraussetzungen 57, die Minderheit 43 Prozent der Mitglieder hinter sich. Könnte die Partei sich ungehindert aussprechen, so würde diese Mehrheit dahinschmelzen wie der Schnee vor der Sonne.[1]

Auch Einzelbetrachtungen sind nicht uninteressant! Wie voll hat die »Chemnitzer Volksstimme« die Backen genommen, und siehe da, die Konferenz ergab: von 7 Wahlkreisen des Chemnitzer Bezirks gehören 4 zur Minderheit, von denen 3 durch Mehrheitsmänner im Reichstag vertreten sind. In Sachsen gehören von 23 Reichstagswahlkreisen 14 zur Auffassung der Minderheit!

Dem Parteivorstand hat die Konferenz nicht die erhoffte Folie gebracht, für die Opposition ist aber das Arbeitsfeld festgestellt worden, und an ihrem Wirken liegt es, auf dem kommenden Parteitag die Mehrheit zu gewinnen.

Der Arbeiterschutz in der Kriegszeit.

Von **Friedr. Kleeis.**

Wie die Sozialpolitik überhaupt, so wurde im besonderen auch der Schutz der Arbeiter im Arbeitsverhältnis, namentlich der gesundheitliche, von den Kriegsmaßnahmen einschneidend berührt. Eine Reihe Veränderungen wurden hier getroffen, die teils einschränkend, teils fördernd wirkten. Dieser Widerspruch entstand, weil die verschiedenen Anordnungen nicht wegen des Arbeiterschutzes selbst getroffen wurden, sondern um des Krieges willen, und mit diesem mehr oder weniger in Zusammenhang stehen. Der im Deutschen Reich vorhandene Arbeiterschutz beschränkt sich in der Hauptsache auf Einrichtungen, welche die jugendlichen und weiblichen Arbeiter berühren. Die Erwerbstätigkeit dieser hat aber gerade durch den Krieg gewaltig zugenommen. Die getroffenen Maßnahmen hatten daher wachsende Bedeutung.

Zu den wichtigsten Vorgängen gehört der Erlaß des Notgesetzes vom 4. August 1914 »betreffend Ausnahmen von Beschäftigungsbeschränkungen gewerblicher Arbeiter«. Es bestimmt, daß für die Dauer des gegenwärtigen Krieges der Reichskanzler allgemein oder für bestimmte Bezirke oder für bestimmte Arten von Anlagen Ausnahmen von den in den Paragraphen 135 bis 137a Abs. 2, 154a der Gewerbeordnung vorgesehenen Beschränkungen und von den auf Grund der Paragraphen 120e, 120f, 139a der Gewerbeordnung vom Bundesrat erlassenen Bestimmungen gewähren kann. Die höheren Verwaltungsbehörden erhielten das Recht, für einzelne Betriebe auf Antrag der Unternehmer Ausnahmen von den angeführten Bestimmungen zu gestatten. Diese berühren besonders die zulässige Arbeitszeit der Frauen, die Verwendung von Arbeiterinnen sowie jugendlichen Arbeitern für gewisse Ge-

---

[1] Eben, wie diese Zahlen in Druck gehen, erhalten wir eine andere Zählung zugesandt; sie hat zur Grundlage den Mitgliederbestand vom 1. April 1914 und kommt zu dem Ergebnis, daß bei der ersten namentlichen Abstimmung hinter den Delegierten der Minderheit 516 079, hinter denen der Mehrheit 524 797 Mitglieder standen. Danach halten sich beide Teile die Wage. Die Redaktion.

werbezweige usw. Zur Begründung war gesagt, daß der Kriegszustand einschneidende Veränderungen in der industriellen Erzeugung mit sich bringe. Während für manche Industriezweige eine außergewöhnliche Häufung der Arbeit eintreten werde, sei für andere Vorsorge zu treffen, daß sie nicht zum Stilliegen kommen. Das Notgesetz bewirkte, daß in großem Umfang die »Ausnahmen« eintraten. Von vielen Unternehmern wurde das Gesetz überhaupt dahin aufgefaßt, daß sie nunmehr machen könnten, was sie wollten. Sodann waren die Behörden auch gar nicht sparsam mit der Erteilung der Genehmigung zu Ausnahmen. So wurden zum Beispiel in Bayern im ersten Kriegsjahr solche Bewilligungen für 355 Betriebe erteilt, von denen 30 637 Arbeitskräfte betroffen wurden. Schließlich artete der Mißbrauch so aus, daß durch ein Rundschreiben des Reichskanzlers an alle Bundesregierungen darauf hingewiesen werden mußte, von den Befugnissen nur mit großer Vorsicht und nach Maßgabe dringenden Bedürfnisses Gebrauch zu machen. Gleichwohl besserte sich nur wenig. In den großen gewerblichen Betrieben hatten die Frauen fast überall eine längere Arbeitszeit, als das Gesetz zuläßt. Es gab Betriebe, in denen die Nachtschichtdauer mehr als 11 Stunden betrug und in denen die Tagesschicht für Frauen von morgens 7 Uhr bis abends 11 Uhr gegangen ist. Dazu wurde außerdem noch regelmäßig Sonntagsarbeit verlangt. Namentlich herrschten in den Munitionsfabriken, in denen bis zu 80 Prozent Arbeiterinnen beschäftigt werden, außergewöhnliche Zustände.

Von den sonstigen Maßnahmen sei hervorgehoben ein preußischer Erlaß vom 5. August 1914, nach dem für die Dauer des Krieges alle für den Heeresbedarf und für die Lebensmittelversorgung des Heeres und der Bevölkerung zu leistenden Sonntagsarbeiten nicht zu beanstanden seien, weil sie zu den Arbeiten gehören, die in Notfällen oder im öffentlichen Interesse unverzüglich vorgenommen werden müssen (§ 105c Abs. 1 der Gewerbeordnung). Ein weiterer Erlaß dehnte diese Anordnung auch auf die »zur Befriedigung des Brennstoffbedarfs vorzunehmenden Arbeiten« aus. Weiter beschloß der Bundesrat, das Inkrafttreten der Bekanntmachung vom Mai 1914, die eine weitgehende Beschränkung der Überzeitarbeit und der Jugendlichen-Beschäftigung in den Anlagen der Großindustrie vorsah, zu vertagen und die Verordnung über Einrichtung und Betrieb gewerblicher Anlagen, in denen Thomasschlacke gemahlen wird, teilweise außer Kraft zu setzen. Der preußische Eisenbahnminister setzte die mindestens dreißigstündige Ruhezeit, die das in regelmäßigem Wechsel Nachtdienst verrichtende Stations- und Zugpersonal sowie die Rangierarbeiter nach jeder einwöchigen Nachtdienstperiode erhalten sollen, auf vierundzwanzig Stunden herab. Von den mancherlei übrigen den Arbeiterschutz beeinträchtigenden Maßnahmen sei noch hervorzuheben, daß schon seit dem Jahre 1914 die Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten nicht mehr erscheinen. Sie sollen erst nach Beendigung des Krieges wieder herauskommen. Das Fehlen der Berichte wirkt ungünstig auf die Erörterung der Arbeiterverhältnisse und Arbeiterschutzmaßnahmen zurück. Hatte doch auch gerade die Gewerbeaufsicht in der Kriegszeit vielseitige und neue Aufgaben zu lösen.

Die sozialdemokratischen Reichstagsfraktionen forderten mehrmals die Beseitigung dieser Zustände. Bei den Beratungen des Etats brachten sie Anträge ein, die aufgehobenen Schutzbestimmungen wieder in Kraft treten zu lassen, die Beschäftigung weiblicher und jugendlicher Arbeiter noch weiter einzuschränken, als es durch die Gewerbeordnung gegenwärtig geschieht, zur Beilegung von Differenzen und Lohnstreitigkeiten für die einzelnen Industriebezirke Kriegsausschüsse oder Schiedskommissionen zu errichten, wie es für Berlin und das Königreich Sachsen geschehen ist, usw. In der Sitzung des Reichstags vom 14. Januar 1916 übten an den eingetretenen Verhältnissen namentlich die Genossen Brandes und Hoch scharfe Kritik. Der Direktor im Reichsamt des Innern ant-

worfete, daß überall versucht worden sei, für die in der Schwereisenindustrie zugelassenen Frauen eine achtstündige Schicht zur Durchführung zu bringen. Das habe Klagen der Unternehmer veranlaßt. Es sei notwendig geworden, für einen Teil der Arbeiterinnen in der Eisenindustrie es zuzulassen, daß sie in denselben Schichten beschäftigt werden wie die Männer. Einige bürgerliche Abgeordnete fanden noch ein paar wohlwollende Worte für die Frauen, und damit war die Sache abgetan!

Auch im Preußischen Abgeordnetenhaus brachten die Sozialdemokraten einschlägige Anträge ein. Sie verlangten unter anderem, die von den Bergbehörden seit Beginn des Krieges zugelassene Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Bergwerksbetrieben unter Tage sofort aufzuheben und die Beschäftigung weiblicher und jugendlicher Arbeiter in Berg- und Hüttenbetrieben überhaupt nur dann zuzulassen, wenn vorher die erforderlichen Bedingungen für den Schutz der Gesundheit und Sittlichkeit dieser Arbeiter erfüllt sind. Der zweite Teil dieses Antrags wurde gegen die Stimmen der Rechten angenommen. — Die sozialdemokratisch und freigewerkschaftlich organisierten Frauen forderten in einer Eingabe an die gesetzgebenden Stellen des Reiches die Aufhebung des obenerwähnten Notgesetzes vom 4. August 1914 und die Einführung des Achtstundentags für Frauen, mindestens für die in der Schwerindustrie beschäftigten. Eine Eingabe des Verbandes der deutschen Gewerkvereine forderte »zwar nicht die völlige Aufhebung des Notgesetzes«, aber »Einschränkung der übermäßigen Ausnutzung der Arbeitskraft von Frauen und Jugendlichen durch Festlegung einer Höchstarbeitsdauer«. Der Metallarbeiterverband forderte in einer Petition Aufhebung des Notgesetzes, Verbot der Frauenarbeit in den Eisen- und Zinkhütten, Walz- und Hammerwerken, Erhöhung des Schutzalters für die Beschäftigung jugendlicher Personen in diesen Betrieben auf mindestens sechzehn Jahre, Festsetzung der Arbeitszeit für Frauen auf höchstens acht Stunden für schwere, die Körperkräfte der Frau übersteigende Arbeiten, Ausbau der Gewerbeinspektionen und ähnliches. Eine umfangreiche Begründung verweist auf die in der Kriegszeit hervorgetretenen Mißstände, zum Beispiel daß Frauen in großer Zahl an der Herstellung von Granaten arbeiten und nicht selten Lasten von 20 bis 70 Pfund zehn- bis fünfzehnmal in der Stunde auf die Drehbank hinauf- und wieder herunterheben müssen.

Inzwischen war man allerdings bemüht, auf dem Verwaltungsweg die gröbsten Mißstände zu beseitigen. In den Munitionsfabriken wurde die Überzeitarbeit eingeschränkt. Einige Generalkommandos, zum Beispiel das des dritten Armeekorps, erließen Verordnungen, nach denen bei der Beschäftigung von weiblichen Arbeitskräften Überstunden zu vermeiden seien und, »wo es einigermaßen angeht, die achtstündige Arbeitszeit, bei reichlichem Verdienst unter Umständen noch kürzere Schichten, einzuführen«. Zweck der Anordnung war in der Hauptsache, die Arbeitslosigkeit der Frauen zu bekämpfen. Bezeichnend ist noch, daß vom Reichsamt des Innern und anderen Behörden wiederholt bekanntgegeben wurde, daß Anträge auf völlige Freigabe der Jugend- und Frauenarbeit, zum Beispiel aus der Braunkohlenindustrie, dem Gastwirtsgewerbe, der Zuckerfabrikation, dem Buchdruckgewerbe usw., abgelehnt worden seien.

Zu den Maßnahmen, die den Arbeiterschutz verbesserten, gehört in erster Linie die Bundesratsverordnung vom 5. Januar 1915, welche im Bäckerei- und Konditoreigewerbe die Nachtarbeit in der Zeit von abends 7 Uhr bis morgens 7 Uhr verbietet, allerdings nicht um der Arbeiter willen, sondern um durch den Wegfall des frischen Gebäcks beim ersten Frühstück den Verbrauch einzuschränken. Die Verordnung war immerhin ein bedeutsamer Eingriff in die bisher übliche Arbeitsweise in den Bäckereien, denn in der Mehrzahl dieser war bisher die Backware in regelmäßiger Nachtarbeit hergestellt worden. Tief einschneidend wirkte zunächst das Verbot auf die maschinell einge-

richteten Großbetriebe, die bisher in verschiedenen Arbeitsschichten ihre Betriebsmittel volle vierundzwanzig Stunden täglich ausgenutzt hatten. Daß aber gleichwohl die Neuerung sehr leicht möglich war und sich alle Beteiligten sehr schnell in die neuen Verhältnisse einlebten, geht daraus hervor, daß nach einigen Monaten der »Germaniaverband« der Bäckermeister mitteilte, daß für dauernde Abschaffung der Nachtarbeit 38 502 Mitglieder, für Wiedereinführung derselben nur 7025 gestimmt hätten. Der Zentralverband der Bäcker und Konditoren veranstaltete eine Umfrage bei seinen im Felde stehenden Mitgliedern über die Beseitigung der Nachtarbeit, die ergab, daß von 10 308 Abstimmenden sich 10 247 dafür erklärten, daß die Nachtarbeit dauernd gesetzlich beseitigt wird. Die für das Bäckereigewerbe in Frage kommenden Arbeiterverbände haben an die gesetzgebenden Stellen des Reiches das Ersuchen gerichtet, der Gewerbeordnung eine Bestimmung anzufügen, nach der alle Arbeiten in Bäckereien und Konditoreien zur Bereitung von Backwaren von 10 Uhr abends bis 6 Uhr morgens und Sonntags verboten sind. Die Arbeitsschicht der erwachsenen Arbeiter soll zehn Stunden nicht überschreiten. Inzwischen fand im Reichstagsgebäude eine vom Reichsamt des Innern einberufene Besprechung von Unternehmer- und Arbeitervertretern aus dem Bäckereigewerbe statt, in der Einstimmigkeit über die dauernde Beseitigung der Nachtarbeit festgestellt wurde. Die Reichsregierung scheint von einer Regelung durch die Gewerbeordnung absehen und es bei einer Verordnung belassen zu wollen.

Von anderen hierher gehörenden Maßnahmen seien folgende hervorgehoben. Der preußische Minister für Handel und Gewerbe wies die Gewerbeaufsichtsbeamten an, in ihren nach Beendigung des Krieges zu erstattenden Jahresberichten über die Löhne der Arbeiter, Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeiter in den wichtigsten Gewerbezweigen auch im Vergleich mit den früheren Löhnen und der Kriegsteuerung sowie auch darüber zu berichten, welche Maßnahmen die Unternehmer etwa getroffen haben, um für die Arbeiter die Teuerung zu mildern. Zu dem Zwecke ist den Gewerbeaufsichtsbeamten das Recht zugestanden worden, die Arbeiter selbst nach der Höhe der Löhne zu fragen. Dem von verschiedenen Seiten an die zuständigen Behörden gestellten Verlangen, angesichts der vermehrten Zahl der beschäftigten Arbeiterinnen die weiblichen Beamten der Gewerbeinspektionen zu vermehren, ist mehrfach entsprochen worden. Im Jahre 1913 waren in Preußen erst 18 Beamtinnen in der Gewerbeaufsicht tätig. Im Jahre 1915 wurde ihre Zahl auf 32 und im Jahre 1916 auf 44 erhöht. Daneben sind rund 340 männliche vorhanden. Im ganzen Deutschen Reich sind gegenwärtig etwa 75 Beamtinnen in der Gewerbeaufsicht tätig. Das sind etwa 10 Prozent aller Gewerbeaufsichtsbeamten.

Seit Jahren treten Sozialpolitiker und Hygieniker nachdrücklichst für ein Verbot der giftigen Bleifarben ein, was aber nicht zu erreichen war. Auch die internationalen Bemühungen hatten in dieser Hinsicht für Deutschland weniger Erfolg als für andere Länder, zum Beispiel Österreich und Frankreich. Da veröffentlichte der »Reichsanzeiger« vom 19. Oktober 1915 eine Bekanntmachung, nach der »die Außenseiten von Häusern sowie Mauern und Zäune nicht mit Farben angestrichen werden dürfen, zu deren Herstellung Bleiweiß und Leinöl verwendet ist«. Ist auch dieses Verbot auf die Ölknappheit zurückzuführen, so dient es doch gleichwohl dem Schutze der Arbeiter. Einige Bundesratsverordnungen schränken die Arbeitszeit in Spinnereien, Webereien und Wirkereien auf höchstens vierzig Stunden in der Woche ein. Die Maßnahme fand dann später Ausdehnung auf die Bekleidungsindustrie (Schneiderei und Konfektion) und Lederindustrie (Schuhmacherei).

Starke Veränderungen erfuhr auch die Heimarbeit in der Kriegszeit, nachdem sie zunächst ganz gewaltig zugenommen hatte. Bei den Kriegerfrauen und -witwen reicht die Unterstützung oder die Rente zum Lebensunterhalt nicht aus. Aber auch bei den Frauen der nicht zum Heeresdienst eingezogenen Männer steh

der Verdienst dieser mit der enormen Verteuerung der Lebenshaltung nicht mehr im Einklang. Es ist eine allgemeine Erfahrungstatsache, daß das Angebot von Heimarbeitskräften in dem Maße wächst, in dem die Beschäftigungsmöglichkeit und die Auskömmlichkeit der Löhne der Männer sinkt. Dieses Überangebot von Arbeitskräften in der Heimarbeit wirkte auf die Arbeitsverhältnisse im höchsten Grad ungünstig ein. In vielen Fällen wurde die Unerfahrenheit der mangelhaft organisierten Heimarbeiterschaft ausgenutzt. Man vereinbarte Löhne, die nicht nur weit hinter den von der Militärbehörde vorgeschriebenen zurückblieben, sondern auch hinter den ortsüblichen. Durch überlange Arbeitszeit suchen die Frauen den gedrückten Lohn zu erhöhen. Die sanitären und hygienischen Einrichtungen der Arbeitsplätze sind zuweilen die traurigsten. Häufig sind Küche, Wohn- und Schlafzimmer und Arbeitsstätte ein und derselbe Raum. Am 11. Februar 1916 fand in Berlin eine große Konferenz von bürgerlichen Sozialpolitikern, Gewerkschaftsvertretern usw. statt, die sich mit den nötigen Hilfsaktionen beschäftigte. Es wurde ein Ausschuß zu ihrer Förderung eingesetzt.

Der einzige Ansatz gesetzlicher Schutzmaßnahmen für die Heimarbeiterinnen ist das Hausarbeitsgesetz vom 20. Dezember 1911. Es ist im wesentlichen in die Form eines »Rahmengesetzes« gekleidet, das heißt es ermächtigt viele Behörden, zur Durchführung allgemein gehaltener Bestimmungen »Ausführungsverordnungen« zu erlassen. Diese Form wurde gewählt, um der angeblichen Verschiedenheit der Verhältnisse gerecht zu werden. Die wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes stehen heute noch, nach fast fünf Jahren, nur auf dem Papier! Die hauptsächlichste Neuerung, die Fachausschüsse, sind noch nicht ins Leben getreten. Mehrfache Verordnungen regeln zwar die Zusammensetzung der Ausschüsse (nach einer solchen vom 27. März 1916 ist es auch möglich, daß Arbeitersekretäre den Ausschüssen angehören), doch die Ausschüsse selbst fehlen noch. In Kraft getreten ist nur die Überwachung bestimmter Arbeitsstätten durch die Gewerbeinspektionen, der Aushang der Lohnverzeichnisse und die Einführung von Lohnbüchern. Um die gröbsten durch den Krieg hervorgerufenen Mißstände zu beseitigen, haben vielfach die Militärbehörden, namentlich die Bekleidungsämter eingegriffen. Sie setzten an die Arbeiter zu zahlende Mindestlöhne fest, führten Schlichtungskommissionen ein, begrenzten die Arbeitszeit usw. Die Generalkommission der Gewerkschaften und andere Vereinigungen haben petitioniert, die Fachausschüsse so bald als möglich in Wirksamkeit treten zu lassen und überhaupt das Hausarbeitsgesetz schleunigst auszugestalten.

Das Reichsamt des Innern hat während der Kriegszeit selbst den Beweis für die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen äußeren Form unseres Arbeiterschutzes erbracht. Es hat einen Band von 559 Seiten herausgegeben, um alle zur Durchführung der Paragraphen 120a bis 120c auf Grund der Paragraphen 120e und 120f sowie der Paragraphen 139a und 139h der Gewerbeordnung erlassenen Ausführungsverordnungen zusammenzustellen. Das dicke Buch zeigt, daß durch die zahlreichen einzelstaatlichen und behördlichen Vorschriften nicht nur viel Arbeitskraft und Schreibwerk unnötig verbraucht, sondern auch viel Unklarheit geschaffen wird. Für den einfachen Arbeiter ist es unmöglich, sich in dem Gewirr von Einrichtungen zurechtzufinden. In der Organisation des Arbeiterschutzes muß unbedingt auf Vereinheitlichung und Vereinfachung hingewirkt werden!

Auch die Erörterungen über den sachlichen Ausbau des Arbeiterschutzes haben während der Kriegszeit nicht geruht. Auch bei bürgerlichen Sozialpolitikern ringt sich immer mehr der Gedanke durch, den Arbeiterschutz nicht nur als eine Frage polizeilicher Vorschriften, sondern auch der Erziehung anzusehen, namentlich auf dem Gebiet der Krankheits- und Unfallverhütung. Gewerberat Dr. Bender (Charlottenburg) schlug zum Beispiel im Zentralblatt für Gewerbehygiene (VI, 6) eine regere Fühlung der Gewerbeaufsicht mit den Vertretungen der Unternehmer und Arbeiter vor, damit ihre Aufgaben mehr bekannt werden. Die »Soziale Praxis«

(1915, S. 1163) erörterte von neuem die alte Zentrumsforderung, in jedem Regierungsbezirk ein Gewerbeaufsichtsamt einzurichten, in dem die Aufsichtsbeamten zusammen mit Vertretern der Unternehmer und Arbeiter über Fragen des Arbeiterschutzes gemeinschaftlich beraten sollen. Im Königreich Sachsen ersuchte die Zweite Kammer des Landtags die Regierung, ein selbständiges Landesgewerbeamt einzurichten, dem besonders die Pflege des Arbeiterschutzes obliegt.

Aber geschehen zugunsten des Arbeiterschutzes ist nichts! Nur dort, wo wie beim Bäckereigewerbe die Interessen der Kriegspolitik sich mit denen der Arbeiter decken, haben diese einen Vorteil erzielt. Die Folgen, welche der jetzt mangelnde Arbeiterschutz für Leben und Gesundheit der Arbeiter hervorrief, werden sich nach dem Kriege nur zu deutlich zeigen.

Literarische Rundschau.

Die Rohstoffe des Wirtschaftsgebietes zwischen Nordsee und Persischem Golf. Herausgegeben von Professor Dr. A. Binz. 1. Band: Die tierischen Rohstoffe und ihre Veredlung. Von G. Rörig und A. Binz. Braunschweig 1916, Verlag von Vieweg & Sohn. VIII und 222 Seiten.

Das vorliegende Buch stellt den ersten Band einer auf drei Bände berechneten Serie dar, die ein Gesamtbild vermitteln will von der Erzeugung und Verwendung der Rohstoffe des Wirtschaftsgebietes, das dargestellt ist durch Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, die Türkei und jene Gebiete der Ententeländer, die von den Zentralmächten besetzt sind (Belgien, Rußland, Serbien). Der zweite Band wird die pflanzlichen Rohstoffe behandeln, der dritte die mineralischen. Das Unternehmen stellt einen überaus interessanten Versuch dar, die wichtigsten Momente des Wirtschaftslebens eines bestimmten Wirtschaftsgebietes dem Leser in geschlossener Form vorzuführen. Die aus der statistischen Bestandsaufnahme erschlossenen Tatsachen sind gewissermaßen die gegebenen Größen, aus denen dann die Austauschbeziehungen und überhaupt die ganze bewußte Einstellung in Fragen der Produktion und Verwendung der Rohstoffe innerhalb dieses Wirtschaftsgebietes abzuleiten sind.

Das Material ist für jedes Land in derselben Reihenfolge zusammengestellt: Pferdezucht, Rindviehzucht, Molkereiwesen, Rohhäute, Ziegenzucht, Schafzucht, Schweinezucht, Geflügelzucht, Bienenzucht, Wildstand und Fischerei. Der Darstellung dieser Verhältnisse in jedem einzelnen Lande gehen voraus einige allgemeine Bemerkungen über die tierischen Rohstoffe dieses Landes in nationalwirtschaftlicher Beziehung.

Im einzelnen kann natürlich nicht auf den Inhalt des Buches eingegangen werden, der durch ein sorgsam zusammengebrachtes statistisches Material dargestellt ist. Es kann nur hingewiesen werden auf den großen Wert des Buches. Es bietet in ganz vortrefflicher Weise die Möglichkeit, sich über die in Betracht kommenden Teile der Wirtschaft zu orientieren. Da die Länder, die dem behandelten Wirtschaftsgebiet angehören, sich in wirtschaftlicher Beziehung sehr voneinander unterscheiden, so lassen sich auch auf Grund der in einheitlicher Weise zusammengestellten Zahlen viele interessante Vergleiche zwischen Industriestaat, zum Beispiel Deutschland, und Agrarstaat, zum Beispiel Bulgarien, anstellen.

Der Herausgeber, Professor Binz, will das Buch bestimmt wissen für Politiker, Verwaltungsbeamte, Bankleute, Kaufleute, Landwirte, Volkswirtschaftler, Chemiker, Ingenieure, kurz für alle, die mit nationalwirtschaftlichen Fragen in Berührung kommen.

Die Darstellung ist außerordentlich übersichtlich, klar, kein unnützes Wort ist verloren. Lipschütz.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 3 | Ausgegeben am 20. Oktober 1916 | 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Nur Politik?

Von Adolf Braun.

Eduard Bernstein hat sich in der Neuen Zeit (XXXIV, 2, S. 698) als ein guter Prophet bewährt, als er als die Aufgabe der Reichskonferenz bezeichnete, daß sie zunächst die Fragen behandeln müsse, welche zu dem gegenwärtigen Konflikt in der Partei geführt haben und ihm seinen Charakter geben. Die Reichskonferenz hat freilich auch ehrenhalber eine Reihe von Resolutionen angenommen, aber man hat sich damit begnügt, die Hände aufzuheben oder sie in die Tasche zu stecken, sonst aber diese Resolutionen ohne jede Prüfung und Erörterung über sich ergehen lassen. Man wollte über nichts anderes reden, man hat über nichts anderes geredet, und es ergab sich hieraus das durchaus falsche Bild, daß die Partei für gar nichts, aber rein für gar nichts Interesse habe, was nicht mit dem Streite unbedingt zusammenhängt. Ich bin deshalb überzeugt, daß nicht allzuviel Zeit vergehen wird, bis die Partei ganz ohne Verständnis dieser Reichskonferenz gegenüberstehen wird.

Nichts erscheint mir aber unverständlicher als die von Bernstein geäußerte und von anderen in die Tagespresse überführte Ansicht, daß man zuerst über die Stellung der Partei zum Kriege ins reine kommen müsse, bevor man wirtschaftliche und sozialpolitische Forderungen und Vorschläge erörtern dürfe. Mit der Güte des älteren väterlichen Freundes, die ich ja nun wohl 35 Jahre genieße, bestätigt mir Bernstein, daß es nicht aus unedlen Motiven geschehen müsse, wenn ich mit einem konstruktiven Aktionsprogramm — da ist wohl etwas Hohn beigemischt — der Partei über die jetzigen Schwierigkeiten hinweghelfen will. In dem historischen Augenblick, in dem wir zu wirken haben, ist eine Einheit, wie sie für Bernstein die Voraussetzung aktiver Politik im Innern wäre, nicht möglich. Und wir wollen nicht eine Einheit, die nur aus der Vernichtung oder der Herausdrängung der Andersdenkenden erfolgen könnte. Nun ist die Übereinstimmung aller Parteigenossen selbst während des Krieges nicht ganz unmöglich, aber ihre Schaffung liegt nicht in unserer Macht, und wir möchten auch nicht die Verantwortung für diese äußeren, die Partei einigenden Kräfte übernehmen. Wir müssen mit den Faktoren rechnen, die wir selbst dirigieren können, um unserer Partei den Weg für die nächste Zeit zu richten. Wäre aber das Bahnen des Weges aufzuschieben bis zu dem Augenblick, wo über die Probleme, die mit dem Kriege zusammenhängen, eine Übereinstimmung gefunden würde, so heißt das die Partei für längere Zeit der Untätigkeit überantworten, und das in einer Periode fieberhafter Wirksamkeit aller durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogener wirtschaftlicher Verbände und deren Organe mit Einschluß der Regierung. Eine Partei, die sich selbst ausschaltet, ist krank. Je ernster die Zeit und je größer die Aufgaben, desto unverständ-

licher müssen die Führer einer Partei ihren Anhängern werden, wenn sie sich der Wirksamkeit enthält, wo alle ihre Gegner wirken. Unsere Partei muß sich auch durch die wirtschaftlichen Bedingungen der Stunde und der nahen Zukunft und nicht bloß durch Erwägungen über die Vergangenheit bestimmen lassen. Eine Partei, die ohne Rücksicht auf die Interessen ihrer Anhänger sich in für absehbare Zeit unlösbarem Streit verzehrt, zeigt sich ihren Aufgaben nicht gewachsen.

Nun weiß ich ganz wohl, daß hinter dem Streite um die Stellung zum Kriege das Problem steckt, das man fälschlich »für und wider die Politik des 4. August« nennt. Aber die Politik des 4. August, die ja freilich eine Politik späterer Tage ist, diese Politik bekräftigt man ebensowenig wie man sie entkräftigt, indem man sich über den Krieg streitet. Diese Politik wird zum Siege geführt oder wird als hohl erwiesen, indem man sie an den Lebensinteressen des Proletariats mißt und prüft, indem man die notwendigen Folgerungen für das Proletariat feststellt, die sich aus den wirtschaftlichen Wirkungen des Krieges ergeben, indem man weiter aus diesen die notwendigen Forderungen der Arbeiterklasse feststellt und endlich diese Forderungen mit allen Mitteln durchzusetzen sucht. Dann wird sich ja zeigen der Widerstand oder auch das Entgegenkommen der Regierungen, der bürgerlichen Parteien, der besitzenden Klassen, der Agrarier und der Fabrikanten, dann wird man ja sehen, ob sich die Eingliederung der Arbeiterklasse in die heutige Ordnung oder eine Fortführung des Klassenkampfes notwendig erweist!

Nichts kann aber den herrschenden Klassen erwünschter sein, als wenn wir diese wirtschaftlichen Probleme von ungeahnter Größe wie Mannigfaltigkeit und von einer erstaunlichen Neuheit nicht einmal sehen wollen, weil wir die Erörterung, die zu der Reichskonferenz geführt hat und die über die Reichskonferenz hinübergreifen soll, nicht unterbrechen wollen.

Bernstein will eine klare Auseinandersetzung über den Krieg, alles übrige erscheint ihm daneben nebensächlich. In aller Bescheidenheit muß ich sagen, daß die Auseinandersetzung über den Krieg gerade ausreichte — aber daß irgend jemand, sei es ein Teilnehmer der Konferenz, sei es ein sonst in den Streit Verwickelter, durch diese dreitägige Auseinandersetzung klarer geworden wäre, glaube ich nicht. Niemand, mit dem ich die Resultate der Konferenz besprochen habe, ist klüger aus dem Budgetsaal des Reichstags herausgegangen, als er in ihn hineingetreten ist. Ich fürchte, daß für Bernstein und Kautsky, für David und Keil das gleiche gilt wie für mich.

Solange der Krieg dauern wird, wenn nicht ganz katastrophale Änderungen in der Kriegslage und in der inneren Politik eintreten sollten, so lange wird auch dieses Unvermögen, die über den Krieg Andersdenkenden in unserer Partei zu überzeugen, das Schicksal der Begabtesten, der Eifrigsten, der Überzeugtesten sein. Man muß sich aber nicht in neue Parteien scheiden, wenn man über einzelne Fragen zu keiner Einigung gelangen kann. Das gilt so lange, als weite Gebiete für gemeinsame Betätigung vom Streite unberührt oder doch nicht so erfaßt sind, daß eine Einigung nicht mehr möglich ist.

Bernstein scheint mir einen Vorwurf daraus machen zu wollen, wenn auch in seiner milden und väterlichen Art, daß ich »der Partei über ihre

jetzigen Schwierigkeiten hinweghelfen« will. Ich habe so lange gezögert, als es nur irgendwie anging, weil ich hoffte, daß andere das beginnen würden, was ich schon bald nach Ausbruch des Krieges als eine Notwendigkeit empfand, wofür ich ja jeden einzelnen meiner Aufsätze anführen kann, die in dem Buche »Gewerkschaften, Betrachtungen und Überlegungen während des Weltkriegs« gesammelt, zum Teil vorher in der Neuen Zeit erschienen sind.

Ich kenne keine höhere Aufgabe, als der Partei über die jetzigen Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Ich meine, da sollte jeder mitwirken und nicht einfach erklären, daß man für ein derartiges Vorgehen nur mildernde Umstände finde und deshalb eine gnädige Strafe aussprechen könne.

Bernstein will nicht, daß der »ganze jetzige Streit überbrückt« werde. Ich will ihm gern entgegenkommen und ihm die Fortdauer des jetzigen Streites zugestehen.

Ich habe ja ausgeführt, daß ich den Streit, solange der Krieg dauert und keine katastrophalen Änderungen eintreten, für unüberbrückbar halte, aber ich glaube, daß diese Konstatierung den Genossen, die die Träger des Streites sind, vorerst genügen könnte, weil ja selbst die Reichskonferenz erwiesen hat, daß zu diesem Streite Neues nicht mehr beigebracht werden kann, solange der Krieg dauert und neue, allgemein anerkannte Erkenntnisquellen nicht fließen. Ich glaube auch, daß in der fieberhaften Stimmung des Krieges, wo wir jeden Tag als Individuen wie als Glieder des Volkes und als Teile der Menschheit immer wieder von neuem aufgeschreckt, erregt und beunruhigt werden, wir nicht annehmen dürfen, die Massen könnten zu einem ruhigen Urteil gelangen, zu einem Urteil, das nicht am nächsten Tage wieder von Grund auf erschüttert werden könnte. Ich weiß sehr wohl, daß man diesem Streite nicht einfach Fesseln anzulegen vermag. Die Zensur kann es nicht und eine Reichskonferenz auch nicht. Was wir können, ist einsehen, daß wir heute nichts Neues und nichts Überzeugendes sagen können, was wir nicht schon gestern gesagt haben, und daß wir deshalb warten, bis wir Neues zu sagen wissen, und daß wir uns um so mehr mit dieser Resignation bescheiden, als wir ja auch sonst sehr vieles nicht sagen können, was wir gar gerne sagen möchten. Um so mehr aber müßten wir uns doch diese Beschränkungen auferlegen, da wir damit der Partei nützen und ihrer Gesundung dienen können. Nun weiß ich wohl, daß es chirurgische Fälle gibt, wo man die Wunden nicht schließen lassen darf. Die Partei hat gar zu viele Chirurgen, die diesen seltenen Fall ihrer Kunst für den regelmäßigen, also immer anwendbaren und anzuwendenden ansehen. Die Genossen, die über den Krieg nun zwei Jahre streiten, können ganz beruhigt sein. Wenn sie auch tatsächlich sechs Monate oder auch zwölf das nicht wiederholen würden, was sie in den letzten vierundzwanzig Monaten gesagt und geschrieben haben, so werden sie doch noch reichlich Gelegenheit finden, ihre Meinung über den Krieg und ihr Urteil über die anders als sie über den Krieg Denkenden abzugeben, wenn einmal der Krieg zu Ende ist. Wenn das Papier wieder billiger sein wird, wird man gar viele Ballen mit den Überlegungen über den Krieg vollschreiben, und es wird an Büchern und Broschüren, an Revue- und Zeitungsartikeln nicht fehlen, und Bernstein und David werden wieder schreiben, vielleicht selbst besser und kritischer gegen sich, als sie es jetzt beim besten Willen können. Es geht also in der Weltwirtschaft des Tintenreiches keine Kraft und kein Stoff verloren, wenn

wir uns nun einige Beschränkungen und Vertagungen auferlegen. Es sind gar viele übersättigt durch das, was über den Krieg geschrieben wurde, und sie sind hungrig und gierig nach anderer Speise.

Es wird also den Streitern Gelegenheit zum Streite weiter bleiben. Die Frage ist aber die, ob *heute* der Streit der Vater aller Dinge ist, oder ob heute der Streit in unserer Partei nicht zum Zerstörer aller Zusammenhänge werden kann. Ich glaube es nicht, aber ich weiß, daß es viele fürchten. Diese Furcht allein ist eine Gefahr für das Proletariat. Die Massen verlieren den Glauben an die Partei, die Hoffnungen, die sie mit dem Begriff des Sozialismus verknüpfen, verblassen, manche melancholische Äußerung von den Besten in unserer Bewegung sind an meine Ohren geklungen. Haben andere nie etwas Derartiges in diesen Monaten gehört?

Bernstein nennt sich einen verantwortlichen Politiker, weil er sich auf die Fragen und Aufgaben, die mit dem Kriege zusammenhängen, konzentriert; ihnen »auszuweichen« hält er für Feigheit und Pflichtvergessenheit. Ich habe mir glücklicherweise in den bald 40 Jahren, die ich für die Partei wirke, eine so kugelsichere Elefantenhaut wachsen lassen, daß durch diese nicht übermäßig freundlichen Worte meine Stimmung gegen Bernstein nicht beirrt wird. Ich will mich über die Aufgaben der Politiker hier nicht äußern, sondern nur sagen, daß ein Politiker alles vermeiden soll, was ihn auf einen toten Punkt bringen könnte. Ich glaube aber, nicht nur Bernstein, sondern die ganze Partei ist in Gefahr, auf den toten Punkt zu kommen, wenn sie nichts weiter tut, als was sie getan hat, und wenn sie die Erörterung wirtschaftlicher und sozialpolitischer Forderungen als soziale Flickarbeit, als das Wälzen des Steines des Sisyphus, als das Bauen von Kartenhäusern bezeichnet. Ja freilich, wenn Bernstein mich glauben machen könnte, daß er imstande sei, den Brand des Weltkriegs zu löschen, dann wäre ich der erste, der sich zu seiner Feuerspritze gesellen würde; aber ich bin leider überzeugt, daß Bernstein und daß die ganze Reichskonferenz, wenn sie sich nochmals und ganz in Bernsteins Sinn vereinigen würde, den Frieden nicht herbeizuführen vermag. Deshalb glaube ich eben, daß, wenn wir Deutschland nicht den Frieden geben können, so doch der deutschen Sozialdemokratie Waffenstillstand schaffen müssen.

Man braucht wahrlich nicht das Bekenntnis abzulegen, daß man den Krieg für das Ungeheuerlichste, für etwas möglichst bald zu Beendigendes hält, und daß der Wünsche höchster sein muß, dem Krieg ein Ende zu bereiten. Aber wenn ich dies nicht vermag, so muß ich mich deshalb doch nicht selbst aufgeben, so muß ich um deswillen doch nicht gleichgültig für all das sein, was die Zukunft der Arbeiterklasse betrifft.

Wenn man die erste Hälfte der Seite 698 des Bernsteinschen Aufsatzes liest, kommt man freilich zu der ganz verwegenen Meinung, daß es sich lediglich um Lappalien handle, die ich durch die Partei ernstlich und gründlich behandelt, auf die ich das Interesse der Partei und der Gewerkschaften konzentriert sehen möchte. Deshalb muß ich, wenn auch nur in den größten Umrissen, über diese Fragen einiges sagen. Ich habe sie zusammengefaßt in die Formel »Überführung des Kriegszustandes und der Kriegswirtschaft in den Friedenszustand und in die Friedenswirtschaft«. Aber in dieser Formel steckt eine nur zu reiche Fülle von Problemen sehr verschiedener Art. Keines ist unwichtig, keines verdient verächtliche Kennzeichnung, die

ihr gerade von Bernstein wird, der lange Zeit der Fahnenträger praktischer, ja nur praktischer Politik in der deutschen Arbeiterklasse war.

Zensur, Kriegszustand, daraus erwachsende Beschränkungen der Meinungsäußerung in Wort und Schrift können den Krieg auch überdauern, sie können in anderer Gestalt lang über den Krieg hinaus fortleben. Das will niemand von uns, aber es gibt mächtige Gruppen, die das für wünschenswert halten, die vor allem die Erörterung über die Tatsachen des Krieges beschränkt wünschen. Zu derartigen Beschränkungen sind nach ihrer Entlassung die Soldaten verpflichtet; diese Verpflichtung zeitlich zu verlängern und sie auf Zivilpersonen auszudehnen, soll von übereifrigen Kriegsenthusiasten gewünscht werden.

Die Machtvollkommenheiten der Kriegsgewalt haben zu einer sehr starken Konzentration der Kapitalmacht, zu Zwangskartellen geführt. Diese können Vorstufen der Monopolisierung, aber auch dauernde Kartellbildungen werden. Die Macht des Großkapitals sowohl in seiner privaten als auch staatlichen Form wird für die industriellen Arbeiter von mannigfachen Wirkungen sein, die auf dem Wege der Gesetzgebung abgewendet oder doch gemildert und geändert werden können.

So sehr ich das Wort Kriegssozialismus für oberflächlich und unglücklich halte, so richtig ist es, daß die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln, aber nicht nur mit Lebensmitteln, sondern auch mit Seife, Kleidungsstücken, vielleicht auch bald mit anderen Gegenständen unter dem Zwange des Krieges sehr eigenartige Formen angenommen hat, bei denen die Gemeinden zu wichtigen Exekutivorganen geworden sind. Zu prüfen, was von diesen Einrichtungen nicht nur, wie selbstverständlich, für das erste oder die ersten Jahre des Friedens zu übernehmen ist, sondern was einer weiteren Ausbildung in der Richtung einer kommunalen Versorgungspolitik wert ist, erscheint mir in hohem Maße wichtig.

Die Gemeinden haben mit Unterstützung des Reiches und auch der Einzelstaaten weitgehende Unterstützungseinrichtungen getroffen, freilich so manche wieder eingehen lassen, so in vielen Städten die Arbeitslosenversicherung. Wie der Übergang aus dieser weitgehenden karitativen Tätigkeit zu der alten Armenpflege gehemmt werden soll, scheint mir eine Frage von höchster Bedeutung.

Ein gewaltiges Problem, das auch in den uns bekriegenden Staaten, so vor allen in England, die Aufmerksamkeit weitsichtiger Politiker in Anspruch nimmt, ist die Wahrung der Interessen der Demobilisierten. Auch diese Frage ist sehr kompliziert, denn es handelt sich hier nicht bloß um die Hemmungen der Demobilisierung infolge der Furcht, daß die Demobilisierten der Arbeitslosigkeit anheimfallen, also um eine nicht aus militärischen Gründen fortdauernde Belassung im Heeresdienst, sondern auch um den Konkurrenzkampf der Demobilisierten mit den während des Krieges zu gewerblicher Arbeit herangezogenen Kräften, Frauen, Jugendlichen, Halbinvaliden. Hierbei kommt in Frage der oft starke Abstand der Löhne, den die Demobilisierten vor dem Kriege bezogen haben, und dem, mit dem die Ersatzkräfte während des Krieges abgefunden wurden. Eine Arbeitslosenversicherung allgemeiner Art oder eine Arbeitslosenversicherung für die Demobilisierten mit einer zeitlichen Begrenzung bis zur vollständigen Wiederkehr des Friedenszustandes kämen da in Frage.

Ist das Problem für die unbeschädigten, gesund aus dem Heeresdienst Entlassenen schon bedeutsam, so ergeben sich eine Reihe großer Fragen für uns, wenn wir uns um das Schicksal der Kriegsbeschädigten bekümmern. Dabei haben wir den Begriff möglichst weit zu ziehen; neben den allgemeinen Fragen sind Spezialfragen, so für die Blinden und für die Geschlechtskranken aufgetaucht.

Wie nach dem Kriege von 1870/71 dürfte nach diesem viel umfangreicheren und viel längeren Kriege das Wohnungsproblem von höchster Wichtigkeit sein. Innig zusammen hängt damit der Fragenkomplex der Teuerung, der nicht allein auf dem Wege der kommunalen Sozialpolitik, die wir schon gestreift haben, gelöst werden kann. Das Problem der Teuerung berührt sich mit dem aus militärischen und volkswirtschaftlichen Gründen vielfach erörterten Problem der Vorratswirtschaft. Diese steht wieder im innigsten Zusammenhang mit den Fragen der auswärtigen Handelsbeziehungen, die die Arbeiter als Konsumenten wie als Produzenten auf das tiefste berühren.

Den Gedanken, den Kapitalexport zu verbieten oder unter Kontrolle zu stellen, die Bestrebungen, Einwanderungsverbote für fremde Arbeiter zu fordern, soll man nicht unterschätzen, auch nicht ihre Wirkung auf die soziale Lage der Arbeiter und nicht zuletzt auf ihre Gedankenwelt.

Viele der erwähnten Probleme werden überschattet durch die Suche des Reichsschatzamtes und seiner Sachverständigen nach neuen Steuern und Monopolen. Hier kommen die Arbeiter nicht nur als Steuerträger, sondern auch als Kontrahenten im Arbeitsvertrag in Betracht.

Im Zusammenhang damit ist die politische Rechtsstellung der Arbeiter und damit die Frage des Vereins- und Koalitionsrechtes, der politischen Rechte der Frauen, der Wahlreform in Preußen, Braunschweig und anderen Bundesstaaten, der Reform der Gemeindeverfassung und die Verfassungsfrage in Mecklenburg von höchster Wichtigkeit. Im Zusammenhang damit kann die Frage der Amnestie der während des Krieges Verurteilten auch in Erwägung gezogen werden.

Die großen Menschenverluste während des Krieges haben das Problem des Geburtenrückganges wieder in den Vordergrund der Erörterung gestellt. Vom Standpunkt der Arbeiter alle hierbei gemachten Vorschläge zu prüfen, scheint mir sehr wichtig.

Nur in ganz großen Zügen habe ich die Probleme angedeutet, die mir für die Erörterung in der Partei von höchster Wichtigkeit und von unaufschiebbarer Dringlichkeit zu sein scheinen. Ist das wirklich nur Bauen von Kartenhäusern? Ist es tatsächlich soziale Flickarbeit, wenn man sich mit diesen Fragen beschäftigt? So mag der Nurpolitiker urteilen. Ich, der ich während des Krieges nicht umgelernt, sondern viel zugelernt habe, ich, der ich noch immer meine Betrachtung von ökonomischen Gedankengängen bestimmen lasse, ich möchte es, wenn ich scharfe Ausdrücke wählen wollte, Feigheit und Pflichtvergessenheit nennen, wenn ich diesen Fragen nicht ins Gesicht schauen wollte.

Das Elsaß während der französischen Revolution.

Von Ernst Ludwig.

(Schluß.)

4. Die Schreckensherrschaft.

Eulogius Schneider, der aus Franken stammte und bei den Jesuiten in die Schule gegangen war, hatte schon als Prediger in Deutschland durch seine liberalen Reden bei seinen Oberen Anstoß erregt. In Straßburg, wohin er 1791 als Dekan der katholischen Fakultät kam, schloß er sich mit Feuereifer der Revolution an. Er gründete eine Zeitung »Argos oder der Mann mit den hundert Augen«. In ihr, in seinen Reden, die er häufig an Bibelstellen anlehnt, eifert er gegen die Konterrevolution, gegen die Gemäßigten, feuert er, als die Österreicher sich Straßburg nähern, die Mutlosen an, tritt er ein für Freiheit und Gleichheit aller Menschen. Er gehört zu den wenigen, die sich im Elsaß für die Judenemanzipation aussprechen.

Später gilt sein Kampf in Rede und Schrift, sein Wirken als öffentlicher Ankläger beim Revolutionstribunal des niederrheinischen Departements dem immer mehr um sich greifenden Lebensmittel- und Assignatenwucher. Hierbei bediente er sich des drastischen Mittels, daß er mit der Guillotine durch Straßburg zog und sie schließlich auf öffentlichem Platz aufstellte, was ihm die Straßburger sehr übel nahmen. In gleicher Weise ist er dann mit der Guillotine durch das ganze Departement gezogen. Im ganzen sind jedoch unter seiner Amtszeit nur etwa 30 Todesurteile vollstreckt worden; die größte Zahl von Hinrichtungen im Elsaß fällt in die Zeit nach seiner Absetzung, nämlich 62 von 93.

So grotesk diese Guillotineumzüge anmuten, so darf man sie deswegen doch nicht, wie ein französischer Schriftsteller es tut, als die tollen Einfälle eines ewig betrunkenen deutschen Priesters erklären.[7] Damit macht man sich nur die Vorwürfe zu eigen, die, aus dem Kampfe der Parteien geboren, einen Wert für die objektive Bestimmung der sich entwickelnden Gegensätze und ihrer Ursachen nur in sehr bedingtem Maße haben. Worauf es allein ankommt, ist, hinter den Äußerungen eines Zwiespalts diesen selbst möglichst genau zu bestimmen, zu verstehen, warum es zwischen den Anhängern Robespierres und denen Schneiders zu einer Spaltung kam, die mit der Niederlage Schneiders endete. So allein läßt sich auch zeigen, in welcher Weise die Ziele der Revolution im Elsaß durchgesetzt wurden.

Wenn Schneider sich während seiner ganzen Laufbahn gegen den Vorwurf, ein Fremder zu sein, verteidigen mußte, wenn sich in seinem Todesurteil die Behauptung findet, er habe als Agent der Österreicher die Konterrevolution gefördert, so beweist das nichts für das Vorhandensein eines nationalistischen Gegensatzes — selbst gegen Marat wurden im Parteikampf derartige Beschuldigungen erhoben —, wohl aber läßt sich aus der Hartnäckigkeit und Heftigkeit dieser sicher unbegründeten Angriffe, die sich schließlich auch Robespierre gegen Schneider zu eigen machte, schließen, daß Schneider durch sein Auftreten in die Interessen der für die Durchsetzung der Revolution entscheidenden Schichten erheblich eingegriffen haben muß. Das ist der Fall gewesen bei seinem Einschreiten gegen den Lebensmittel- und Assignatenwucher.

[7] Stefane-Pol, Le conventionnel Le Bas, Paris 1900, S. 216.

Die immer mehr zunehmende, durch allerlei Machenschaften noch gesteigerte Entwertung der Assignaten, die mit einer durch spekulative Zurückhaltung hervorgerufenen Verteuerung der Lebensmittel Hand in Hand ging, hatte den Konvent endlich gezwungen, das sogenannte Maximum, Höchstpreise, das auch heute wohlbekannte Mittel, einzuführen. Diese Maßregel wurde von den Girondisten schon damals auf das heftigste bekämpft, als sie vorgeschlagen wurde. Sie stieß nach ihrer Einführung auf den Widerstand aller an der Produktion und Verteilung der Waren beteiligten Kreise: der Bauern sowohl wie der Groß- und Kleinhändler. Die Bauern und Kleinbürger waren aber gleichzeitig die Schichten, deren Energie den Sieg der Revolution verbürgte. Selbst die höchste Spitze des Berges, Robespierre, Saint-Just, Couthon, ruhte mit breiter Basis auf Kleinbürgertum und Bauernschaft. Der Wohlfahrtsausschuß war als Träger des Terrors sicherlich nur der Vollstrecker des revolutionären Willens und Interesses dieser Schichten. Aber mit jedem Schritt nach vorwärts kam er den Schranken näher, die der bürgerlichen Revolution gesetzt waren. So notwendig diese Maßregeln waren, damit der Not des Volkes wenigstens einigermaßen gesteuert werde, so sehr wurden sie als Zwang für die bürgerliche Freiheit, die Freiheit des Warenverkehrs, empfunden. Nichts läßt besser die zwiespältige Haltung, die der Wohlfahrtsausschuß bei der Vollstreckung der Höchstpreisdekrete einzunehmen gezwungen war, erkennen, als der Umstand, daß er sich bemühte, diese Maßregeln zugunsten des bürgerlichen Besitzes zu mildern.[8]

Der Sieg der Revolution machte dann die Sieger selbst überflüssig. Das, was noch kurz vorher als notwendige Zwangsmaßnahmen wenigstens ertragen worden war, wurde nur als unerträgliche Tyrannei empfunden, und es bedurfte keiner großen Erschütterung, um die Diktatur Robespierres zu stürzen. Knapp acht Wochen nach dem 9. Thermidor 1794 wurden die Höchstpreisgesetze aufgehoben. An Stelle des absoluten Königtums des ancien régime war der Bourgeoisstaat mit seinen Klassenscheidungen getreten.

Hier an diesem Punkte der Entwicklung, wo sich die ihrem Höhepunkt zustrebende Revolution enthüllt als Mittel nicht zur Befreiung der Menschheit, sondern zur Durchsetzung bestimmter realer Machtinteressen bestimmter sozialer Schichten Frankreichs, entsteht der Widerstreit der deutschen Revolutionäre mit den französischen Jakobinern. Das ist nicht so zu verstehen, als ob diese Deutschen etwa gegenüber ihren Widersachern ein umfassenderes Programm entwickelt oder weitergehende Forderungen aufgestellt hätten, vielleicht im Sinne einer Beseitigung der Klassenscheidungen, wie sie etwa der Sozialismus anstrebt. Zu einer Erfassung der in der Revolution wirksamen sozialen Gegensätze sind sie, deren Weltbefreiungsidealen meist höchst unklare Vorstellungen zugrunde lagen, nicht gekommen. Die sozialistischen Ideen, die die Revolution entwickelt hat, gehen auf ganz andere Grundlagen zurück. In ihren Worten unterscheiden sich Schneider und seine Anhänger kaum von ihren Widersachern. Darum ist auch der Gegensatz zwischen ihnen in seinen Ursachen so schwer zu fassen. Nur die Tatsache, daß es zum Kampfe zwischen Schneider und den Jakobinern Robespierrescher Richtung gekommen ist, beweist das Vorhandensein des Zwiespalts. Die Ankunft Saint-Justs in Straßburg hat ihn nicht hervorgerufen. Saint-

[8] Vergl. Jaurès, a. a. O., S. 1783.

Just hat ihn nur zuungunsten Schneiders entschieden, nachdem schon vorher durch lange Zeit hindurch die Anhänger Schneiders und Robespierres sich heftig befehdet hatten. Im Kampfe gegen die gemäßigte Bourgeoisie hatten sie zusammengestanden. Erst als der Berg zur Herrschaft kam, zeigte sich der Zwiespalt, der Gegensatz zwischen den realen Machtfaktoren der Revolution und dem wurzellosen Träumer und Menschheitsbefreier.

Wie für Schneider der Kampf für die Emanzipation der Juden nur die Verwirklichung des Grundsatzes der Gleichheit aller Menschen war, so hielt er es auch für unvereinbar mit den völkerbefreienden Prinzipien der Revolution, wenn Bauern Lebensmittel zurückhielten, wenn die Assignaten nicht zu ihrem Nennwert genommen wurden und die Masse des Volkes hungern mußte. Sein Umzug mit der Guillotine sollte Wucherer und Händler in der Stadt und auf dem Lande einschüchtern. Er hatte Erfolg: es gelang ihm wirklich, für die kurze Zeit und in dem beschränkten Gebiet seiner Wirksamkeit die Ausbeutung des Volkes einzuschränken.

Damit geriet er jedoch in unversöhnlichen Gegensatz zu den für die Revolution entscheidenden Schichten, dem Kleinbürgertum. Saint-Just stellte sich auf die Seite der Feinde Schneiders. Indem er als öffentlicher Ankläger ihn seines Amtes unter dem Vorwand enthob, Schneider habe die republikanische Gleichheit verletzt, weil er sechsspännig und von Beritteten umgeben in Straßburg einzog, setzte er nur im Elsaß die Politik des Wohlfahrtsausschusses fort, die Bauern und Kleinbürger möglichst zu schonen. Das Ergebnis war denn auch, daß nach Schneiders Verschwinden die alten Machenschaften sofort wieder begannen: das Gesetz über die Höchstpreise wurde nicht mehr beachtet, die Nahrungsmittel hatten wieder einen Assignaten- und einen davon verschiedenen Metallgeldpreis. Ein Pfund Fleisch kostete zum Beispiel 10 Sous in Geld und 20 Sous in Assignaten. Das Revolutionstribunal, dessen öffentlicher Ankläger Schneider gewesen, war von Saint-Just und Le Bas aufgelöst worden. Das an seiner Stelle von ihnen eingesetzte provisorische Tribunal, dessen Präsident Mainoni wurde, ein entschiedener Gegner Schneiders und der elsässischen Jakobiner, fand nicht die genügende Energie, um gegen die wieder auflebenden Mißstände einzuschreiten.* Dieser Ausgang des Kampfes beweist am besten, daß es sich bei ihm nicht um nationalistische Gegensätze gehandelt hat. Schneider fiel, weil die in der Revolution sich durchsetzenden Machtfaktoren stärker waren als seine Illusionen. Der Zwiespalt ist dem ähnlich, der in Paris etwa um die gleiche Zeit zwischen Robespierres Partei und dem radikalen Pariser Intelligenzproletariat, den Hébertisten, entstanden war. Hébert starb am 21. März, Schneider am 10. April 1794.

Saint-Just erfüllte, indem er Schneider stürzte, einen Teil der Aufgabe, die ihm gesetzt war: die endgültige Verbindung der revolutionären Kräfte Frankreichs mit denen des Elsaß herbeizuführen und dadurch den Sieg der Revolution zu sichern. Das Eingreifen des mit außerordentlichen Vollmachten versehenen Abgesandten des Konvents brachte die Entscheidung nicht nur in dem Gegensatz zwischen den verschiedenen Parteiungen der Revolutionäre, sondern vor allem auch — und darin liegt seine vorwiegende Bedeutung — in dem immer noch heftig tobenden Kampfe mit den konterrevolutionären und gemäßigten Richtungen. Bis dahin hatten sich die ver-

* Seinguerlet, Strassbourg pendant la révolution, Paris 1881, S. 221.

schiedenen Richtungen die Wage gehalten; ja die konterrevolutionäre Agitation hatte nach den Siegen des österreichischen Generals Wurmser noch Fortschritte gemacht. Saint-Just entschied den Sieg der Jakobiner Robespierreschen Richtung und erreichte dadurch, daß der Erfolg der Revolution im Elsaß nicht mehr beseitigt werden konnte: er beruhigte auf der einen Seite, indem er Schneider absetzte, die an dem Sieg der Revolution am meisten interessierten Schichten; auf der anderen Seite schützte er durch Zusammenfassung und Organisierung aller revolutionären Kräfte das neue bürgerliche und bäuerliche Eigentum vor der Rückkehr des ancien régime. Was die Persönlichkeit dieses erst 25 Jahre alten Mannes gegenüber Schneider und vielen anderen Revolutionären als so überragend erscheinen läßt, ist, daß seine gewaltige revolutionäre Energie nie den Boden unter den Füßen verlor, auf dem sie allein Kraft und Erfolg gewinnen konnte.

Saint-Just und sein ebenso jugendlich begeisterter Begleiter Philipp Le Bas haben, wie gegenüber Schneider, auch bei ihrer anderen Tätigkeit im Elsaß die Politik des Wohlfahrtsausschusses durchgeführt. Alle Verdächtigen wurden eingesperrt, die Verwaltungen Straßburgs und des Departements wurden abgesetzt; an ihre Stelle traten zuverlässige Revolutionäre. Die Disziplin im Heere, die durch die konterrevolutionäre Agitation wie durch die militärischen Mißerfolge gelockert war, wurde durch strenge Maßregeln gegen Offiziere und Soldaten wiederhergestellt. Für die Bedürfnisse der verwahrlosten Truppen und der armen Bevölkerung wurde gesorgt. Kurz nach ihrer Ankunft im Elsaß erließen die beiden Diktatoren den Befehl:

Zehntausend Soldaten sind barfuß; allen Aristokraten Straßburgs sind die Schuhe wegzunehmen. Morgen früh um 10 Uhr müssen zehntausend Paar Schuhe nach dem Hauptquartier unterwegs sein.

Und weiter:

Auf den Bericht über die Unsauberkeit der Lazarette verordnen die Volksvertreter, daß die Stadtverwaltung Straßburgs innerhalb 24 Stunden bei den reichen Straßburgern zweitausend Betten herzurichten hat, die den Soldaten zu überlassen sind; diese sollen dort mit der Achtung, die der Tapferkeit und den Verteidigern der Freiheit geschuldet wird, gepflegt werden. Den Wundärzten sind für ihre Besuche Pferde zu stellen.

Eine dritte Verordnung ging dahin, daß den reichen Bürgern Straßburgs eine Kontribution von 9 Millionen, zahlbar innerhalb 24 Stunden, auferlegt wurde. Davon sollten 2 Millionen für die Bedürfnisse der armen Patrioten Straßburgs, 1 Million für die Befestigung der Stadt, 6 Millionen für die Armee verwendet werden.

Diese Verordnungen und zahlreiche ähnliche sind nicht nur als Kriegsmaßnahmen erwähnenswert, sondern vor allem deshalb, weil sie zeigen, wie die durch die Not der Zeit gebotenen Maßregeln gleichzeitig zu Mitteln des Klassenkampfes werden, die der Politik und dem Vorteil der kleinbürgerlichen Schicht dienen. Freilich wurde hierdurch und trotz Einführung von Brotkarten für die Armen die Not im Winter 1793/94 kaum gemildert. Trotzdem haben diese Maßnahmen der beiden Diktatoren den Sieg der Revolution herbeigeführt. Sie haben den Bauern und Kleinbürgern Zuversicht gegeben. Dazu kam dann der Erfolg über die Österreicher: am 27. Dezember 1794 besetzten die Franzosen unter der Führung Hoches die Weißenburger Stellungen.

Damit war die Mission der beiden Konventsdelegierten im wesentlichen beendigt und gleichzeitig damit für das Elsaß der Höhepunkt der Revolution erreicht. Die Verschmelzung mit Frankreich zu einem einheitlichen Staatswesen war erfolgt. Sie war nicht das Ergebnis einer Überlegenheit der Kultur Frankreichs über angebliche germanische Barbarei — die beiden Kulturen gerieten überhaupt nicht aneinander —, sondern des Sieges des Bürgertums über die feudalen Schranken des ancien régime. Die Einfügung des Elsaß in Frankreich war nicht Ziel, sondern Folge dieses Sieges. Auf sich gestellt, wäre das Elsaß, wenn es überhaupt die Revolution begonnen hätte, den konterrevolutionären Mächten sicher unterlegen. Im Anschluß an Frankreich blieben ihm die Errungenschaften des neuen Zustandes.

5. Die Nachwirkungen der Revolution.

Den Schlußstrich unter diese Entwicklung zieht das Jahr 1814/15. Als die Heere der Verbündeten auf der Verfolgung des geschlagenen napoleonischen Heeres in das Elsaß eindrangen, als die Festungen von ihnen genommen waren und sie das ganze Land besetzt hatten, da kamen die Kämpfer der Freiheitskriege nicht mehr, wie zwanzig Jahre vorher die Armee Wurmsers und die Scharen der Emigranten, als die Verfechter der Vergangenheit, die im Westfälischen Frieden die Legitimation für ihre Ansprüche fanden. Der Siegeszug Napoleons hatte das alte Europa zertrümmert. Dadurch hatte er aber nur die Kräfte, die ihm den Erfolg ermöglicht hatten, auch im übrigen Europa freigemacht. Der Kampf gegen die sich ihrer Nationalität bewußt werdenden Franzosen, deren Kriege aus Kreuzzügen zur Befreiung Europas von den Tyrannen zu Feldzügen zur Bereicherung der Männer des Thermidor, des Direktoriums und schließlich des napoleonischen Kreises geworden waren, weckte auch in Deutschland das Nationalbewußtsein und ließ es zu einer gewaltigen Macht anwachsen. Fichte bedeutet hier den Höhepunkt, der schon im Begriff des Nationalen über das Nationalistische hinausweisend neue höhere Formen des Gemeinschaftslebens aufzeigt. Die Männer der Freiheitskriege, Agitatoren, Dichter, Soldaten sahen in den Ereignissen von 1813 ihre Revolution, die zur Befreiung Deutschlands von jeder Herrschaft, nicht nur von der Fremdherrschaft, und zur nationalen Einigung führen sollte. Für sie war es daher eine selbstverständliche Forderung, daß das deutsch gebliebene, Deutsch sprechende Elsaß ein Teil des neuzuschaffenden Deutschlands werden solle. Ernst Moritz Arndt dichtete, das Elsaß meinend, das bekannte Lied:

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Und Jakob Grimm, der einräumte, daß die Elsässer unter der milden französischen Verwaltung mancherlei Vorteile genossen hätten, erklärte 1814:

Nach allem, was ich sehe und höre, scheint mir das Elsaß und das Volk darin von tüchtigem, kerngutem deutschem Schlage. Es ist so grundfalsch, zu behaupten, das Elsaß und sein Volk sei undeutsch geworden oder gar französisch, daß, wer etwa von Karlsruhe oder Stuttgart nach Straßburg reist, nicht in Frankreich ein-

zutreten, sondern aus der Fremde in eine recht deutsche, heimatliche Stadt zu kommen meint, so vertraut sehen einen Menschen und Häuser an, trotz aller angeklebten französischen Affichen. Die Elsässer sind und gehören uns von Gottes und Rechts wegen.

Diese Hoffnungen und Wünsche wurden damals nicht erfüllt. Sie fanden weder bei den Elsässern noch bei den Diplomaten ein Echo.

Die Elsässer hatten nach ihrer Einfügung in den umgestalteten französischen Staat sein weiteres Schicksal, sein glanzvolles Aufsteigen zur höchsten Macht und auch seine Niederlage geteilt. Sie hatten an allen Vorteilen des Großstaats, seinem Verkehr, an seiner Gesetzgebung teilgenommen. Aus dem Elsaß stammende Männer hatten führende Stellungen in Frankreich errungen. Bekannt sind ja Kellermann, der Sieger von Valmy, Kleber, der in Ägypten starb, und der General Rapp. Von der Revolutionierung des deutschen Geistes wußten sie dagegen nichts. Bei der Wahl, dem trotz aller Niederlagen noch mächtigen, einheitlichen Großstaat Frankreich anzugehören oder die deutsche Kleinstaaterei mitzumachen, entschieden sie sich für Frankreich. Das Volk war gegen die Alliierten durchaus feindselig. Trotz aller Erlasse der Behörden kam es in Straßburg und anderwärts zu Schlägereien mit den Soldaten der Verbündeten.

Für die Diplomaten war das Elsaß nur eine der Wertmarken in dem Länderschacher des Wiener Kongresses. Die nationalen Regungen Deutschlands, hinter denen sie die Revolution witterten, hatten sie nur benutzt, soweit sie ihren Vorteilen entsprachen. Für die Neueinrichtung Europas bedeuteten sie ihnen nichts. Es war die polnische Frage, die wieder einmal über die politische Gestaltung im Westen entschied. Der Zar wollte aus dem Herzogtum Warschau, das Napoleon aus den polnischen Besitzungen Preußens und Österreichs gebildet hatte, ein konstitutionelles Königreich unter seiner Herrschaft machen. Österreich sollte für Galizien durch das Elsaß entschädigt werden. Metternich lehnte jedoch diesen von dem österreichischen Gebiet zu weit entfernt liegenden Landerwerb ab. Er hätte lieber einen Sonderfrieden mit Frankreich abgeschlossen, als auf Galizien zugunsten Rußlands verzichtet. England und Preußen waren auf seiner Seite. Es kam zu einem geheimen Vertrag mit Hardenberg, in dem Frankreich die Grenzen vom 1. Januar 1792 zugesichert wurden. Rußland mußte nachgeben. Das Elsaß blieb französisch. Die deutschen Patrioten hatten auch hier das Nachsehen.

Genosse Wendel sagt in seiner Broschüre »Elsaß-Lothringen und die Sozialdemokratie« ebenso kurz wie ungenau:

> Mit Gewalt hat Frankreich einst das Land erworben, mit Gewalt eroberte Deutschland es jetzt (1870), aber die Rechnung ging gleichwohl nicht auf. Als Rest blieb die elsaß-lothringische Frage.

Wenn wirklich ein peinlicher Rest blieb, obwohl Wendel auf beiden Seiten der Gleichung einen scheinbar gleichwertigen Posten »Gewalt« einsetzt, so liegt das nicht allein daran, daß diese verschiedenen Gewaltakten infolge der durchaus verschiedenen historischen Bedingungen, unter denen sie vollzogen wurden, in ihrer geschichtlichen Wirksamkeit ein ganz verschiedenes Gewicht haben, sondern vor allem auch daran, daß Wendel die Revolution nicht als ein *wirkendes* Glied in die Kette des geschichtlichen Geschehens einstellt. Wäre es zum Beispiel Maria Thereſia in ihren Kriegen

gegen Ludwig XV. gelungen, das Elsaß, wie sie es wünschte, zu erobern, so wären dadurch der Westfälische Frieden und die Gewalttaten Ludwigs XIV. wieder aufgehoben worden. Doch hätte diese Veränderung unter dem ancien régime das Land und das Volk so wenig berührt wie die Abtretung von 1648. Die Revolution aber erzeugte andere, neue Staats- und Volkszusammenhänge. Sie schuf neue Schicksalsgemeinschaften in Europa, und sie verband — darauf weist auch Wendel hin — durch den gewaltigen Klassenkampf, der nur gemeinsam durchgefochten werden konnte, auch das Elsaß mit Frankreich durch Schicksalsgemeinschaft. Die Kulturgemeinschaft zwischen Deutschland und dem Elsaß wurde dadurch nicht aufgehoben;[10] denn das Hineingerissenwerden der interessierten Klassen Frankreichs und des Elsaß in die sich vollziehende politische und soziale Neugestaltung war eben — wie sich ergab — kein Kampf der beiden Kulturen miteinander. Der elsässische Dichter Ehrenfried Stöber hat 1815 in einer Polemik gegen die deutschen Dichter und Schriftsteller, die die Lostrennung des Elsaß von Frankreich verlangten, diese Trennung zwischen Kultur- und Schicksalsgemeinschaft treffend mit den Worten gekennzeichnet: »Mein Schwert bleibt französisch, meine Leier deutsch.«[11]

Durch die Annexion von 1871 wurde dieses Nichtzusammenfallen von Kultur- und Schicksalsgemeinschaft nicht beseitigt. Die Lostrennung von Frankreich, dem Lande, mit dem zusammen das Elsaß ein modernes Staatswesen geworden war, fügte es zwar staatlich mit dem Lande, zu dessen Kulturgemeinschaft es gehörte, wieder zusammen, zerriß aber damit gleichzeitig die Schicksalsgemeinschaft mit Frankreich, ohne es durch neue Schicksalsgemeinschaft mit Deutschland zu verbinden. Denn bloße Annexion schafft noch keine Schicksalsgemeinschaft. Dieses Auseinanderfallen der für das Leben einer Nation bestimmenden und in der Regel nach einer Richtung hin wirkenden Grundlagen und Richtlinien — welche Trennung die unmittelbare Folge der Revolution ist —, das ist der Kern der elsaß-lothringischen Frage in ihrer nationalen wie internationalen Bedeutung.

Den Konflikt durch neue Gewalttat lösen zu wollen, wie es offenbar die Ansicht eines Teiles unserer französischen Genossen ist, wäre ganz verkehrt. Damit werden nur die Geschäfte derer besorgt, die eine dauernde Verständigung der Völker nicht wollen. Für das Proletariat aller Länder darf die Verschiedenheit der Kulturgemeinschaften nie Grund oder Anlaß zu einem Gegensatz werden, der es an der Durchsetzung der ihm gemeinsamen Interessen hindert. In seinem Befreiungskampf mag ihm die Revolution im

[10] Wenn Wendel den gleichen Gedanken mit der Einschränkung ausdrückt, daß das Elsaß in die französische Kulturgemeinschaft sicher nicht insoweit hineingezogen wurde, als es die bäuerlichen und proletarischen Schichten der Bevölkerung anging, so ist das wohl nicht ganz richtig. Die Bourgeoisie hielt, wie das Beispiel Ehrenfried Stöbers zeigt, mit wenigen Ausnahmen, die auch schon unter dem ancien régime vorhanden gewesen waren, an der deutschen Kulturgemeinschaft fest. Dem Bauerntum und Proletariat aber kommt eine maßgebende Bedeutung für die Kulturgemeinschaft nicht zu. Beide Schichten sind in der Terminologie Otto Bauers, der ja auch offenbar Wendel folgt, lediglich »Hintersassen der Nation«. Ob die Schicksalsgemeinschaft eine Kulturgemeinschaft nach sich gezogen hätte, kann unentschieden bleiben; bis 1870 jedenfalls hatten sich die dahingehenden Tendenzen noch lange nicht durchgesetzt.

[11] Zitiert bei Artur Chuquet, L'Alsace en 1814, Paris 1900, S. 376.

Elsaß ein Beispiel sein: ob deutsche Elsässer, ob Franzosen, gemeinschaftlich haben die revolutionären Schichten beider Länder, durch gleiche Interessen verbunden, das ihnen von der Geschichte gesteckte Ziel ohne Rücksicht auf die verschiedenen Kulturen in lebendigem Kampfe durchgesetzt.

Rumänien im Weltkrieg.

Von A. S. Jobagul.

I.

Für den Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg waren zweierlei Motive maßgebend: Motive innerpolitischer Natur und solche der äußeren Politik.

Welche sind nun die innerpolitischen Gründe, die Rumänien in den Weltkrieg gestürzt haben? Um diese Frage zu beantworten, wollen wir betrachten, welche Bevölkerungsschichten Rumäniens ein Interesse an einem Kriege haben können.

Die große Masse des Bauerntums lebt heute trotz der Bauernbefreiung und der ziemlich liberalen Verfassung Rumäniens dank der ländlichen Besitz- und Arbeitsverhältnisse wirtschaftlich und sozial noch im Zustand der Hörigkeit, ihre Lebensweise ist äußerst primitiv, ihre Bedürfnisse äußerst gering, ihr Bildungsgrad recht tief: das rumänische Bauerntum weist nicht weniger als 80 Prozent Analphabeten auf! Es leuchtet jedermann ohne weiteres ein, daß ein derartiges unwissendes Bauerntum, das obendrein noch politisch so gut wie rechtlos ist, kein Interesse an einer Gebietserweiterung des Landes hat, denn es hat davon für sich keinen Nutzen zu erwarten. Im Gegenteil, die großen Menschen- und Geldopfer, die ein Krieg, von dem nun einmal eine Gebietserweiterung abhängt, erfordert, würden doch in erster Linie gerade vom Bauerntum zu tragen sein.

Bei der völligen Unorganisiertheit des rumänischen Bauerntums konnte dieses zum Kriegsproblem keine Stellung nehmen. Es steht aber außer jedem Zweifel, daß, wenn es vermocht hätte, es entschieden Stellung gegen den Krieg genommen hätte.

Auch die junge Arbeiterklasse hat keine Annexionsinteressen. Für sie bedeutet der Krieg außer den unzähligen Menschenopfern die Herabdrückung ihres Lebensunterhaltes, die Erschwerung des Kampfes für die Verbesserung ihrer Existenzbedingungen, für die Erlangung von sozialen und politischen Reformen, für ihre Emanzipation.

So hat denn die organisierte Arbeiterklasse Rumäniens seit Ausbruch des Weltkriegs mit ungebrochener Energie zwei Jahre lang gegen jedes Eingreifen Rumäniens in den Krieg und für die definitive Aufrechterhaltung der Neutralität gekämpft.[1]

[1] Die Majorität der rumänischen Sozialdemokratie und die klassenbewußten Arbeiter stehen auf dem Boden des internationalen Sozialismus. Ihr wackerer Kampf gegen die Kriegshetzer, welcher auch im Auslande starken Widerhall gefunden hat, hat auch vor Opfern an Leben nicht zurückgescheut. Über die blutigen Ereignisse in Galatz ist im »Vorwärts« berichtet worden. Leider waren ihre Kräfte zu schwach, um das Verhängnis aufzuhalten. Aber nicht nur vor Kriegsausbruch, sondern auch nach der Kriegserklärung Rumäniens setzte die rumänische Sozialdemokratie ihren unerschrockenen Kampf gegen den Krieg fort. Wenige Tage nach Kriegsausbruch veranstaltete die rumänische Sozialdemokratie

Wohl aber würde eine Gebietserweiterung den oligarchischen Klassen, die mit großem Eifer daran arbeiteten, das Land in den Krieg zu stürzen, großen Nutzen bringen.

Für die noch in den Anfängen befindliche Industrie, die in der Hauptsache auf den inneren Markt angewiesen ist, bedeutet eine Gebietserweiterung die Vergrößerung des inneren Marktes. Wenn man dabei berücksichtigt, daß der größte Teil der rumänischen Industrie durch allerlei hohe Zölle, Staatszuschüsse, Prämien usw. eine Art Monopolstellung im Lande einnimmt und sich hoher Monopolpreise erfreut, kann man verstehen, welchen besonderen Reiz für unsere industriellen Kapitalisten die Einverleibung eines Gebiets wie Siebenbürgen mit einer wohlhabenden Bevölkerung von zirka drei Millionen besitzt! Es kommt noch das Interesse der am Krieg direkt interessierten Kriegsindustrie hinzu, welche um so größere Profite einzuheimsen hofft, je länger der Krieg dauert. Außerdem winken den Lieferanten hohe Gewinne aus Aufträgen, die vom Staate und anderen behördlichen Organen im besetzten Gebiet zu vergeben sind. Endlich wollen wir noch das Bankkapital erwähnen, dem die Aufnahme von Kriegsanleihen und die Möglichkeit neuer produktiver Anlagen im erweiterten Gebiet neue hohe Gewinne verheißen. Von der Perspektive, die sich der Spekulation, dem Wucher mit Lebensmitteln und anderen Bedarfsartikeln durch den Krieg eröffnet und den Lieferanten die Möglichkeit einer leichten, skrupellosen Bereicherung auf Kosten der Konsumenten bietet, gar nicht zu reden.

Hier wäre noch als ein nicht zu unterschätzender mitbestimmender Kriegsfaktor das Erstarken des nationalen Bewußtseins der rumänischen Bourgeoisie zu erwähnen, das letzten Endes eine Wirkung des in der rumänischen Industrie angelegten ausländischen Kapitals ist. Historisch fällt das Entstehen des nationalen Gedankens und das Streben nach nationaler Einheit und Selbständigkeit in den meisten Staaten, zumal in den unterdrückten, mit dem Entstehen einer nationalen aufwärtsstrebenden Bourgeoisie zusammen. Dieses Streben der autochthonen Bourgeoisie nach nationaler Selbständigkeit richtet sich in Staaten mit politischer Selbständigkeit gegen das »Joch des fremden Kapitals«, das es mit ökonomischen Mitteln allein nicht abzuschütteln vermag. Diese Tendenz der rumänischen Bourgeoisie, sich vom fremden Kapital zu befreien, kam besonders in dem letzten Jahrzehnt gerade in das Programm der nationalliberalen Partei unter dem Schlagwort des »Schutzes der nationalen Arbeit« stark zum Ausdruck. Diese Erscheinung ist gewiß mitbestimmend auch auf die Richtung der von der rumänischen Bourgeoisie verfolgten Kriegsziele gewesen und liefert uns zugleich den Schlüssel zu der Enttäuschung der

in den Straßen Bukarests eine imposante Friedensdemonstration, durch welche sie ihre Sympathie mit dem österreichisch-ungarischen und bulgarischen Proletariat kundgab und von der Regierung nichts weniger als die Zurücknahme der Kriegserklärung an Österreich-Ungarn forderte. Die Regierung antwortete bekanntlich darauf mit der Verhaftung sämtlicher Führer der Partei.

An dem Kampfe der rumänischen Sozialdemokratie gegen den Krieg könnten sich die Mehrheiten der westeuropäischen Brüderparteien ein beherzigendes Beispiel nehmen.

finanzkapitalistischen und politischen Kreise Deutschlands über die »Undankbarkeit« Rumäniens, da sie an die von ihnen in Rumänien betriebene Finanzpolitik gewiß ganz andere Hoffnungen für die Verfolgung ihrer imperialistischen Politik auf dem Balkan geknüpft haben.

Ausschlaggebend aber für die Beteiligung Rumäniens am Kriege ist das Interesse unserer feudalen Latifundienbesitzer und der Bureaukratie. Diese wirtschaftlich, sozial und politisch mächtigsten Klassen werden von einer Gebietserweiterung den größten Nutzen haben.

Rumänien ist das Land der Latifundien. Das Latifundiensystem ist aber zu allen Zeiten mit einer Eroberungspolitik eng verknüpft.

Es liegt in der Natur eines primitiven Latifundienbesitzes begründet, der auf der extensiven Bodenbewirtschaftung beruht, daß die Höhe der Ernteerträge pro Hektar sehr gering ist. Es kommt noch hinzu, daß unsere Bojaren Absentisten sind, fern von ihren Gütern leben. Dadurch, daß die meisten großen Landgüter in Rumänien von den faulen Bojaren an betriebsame Großpächter verpachtet sind, die nur das eine Interesse haben, während der oft nur kurzen Dauer des Pachtvertrags aus dem Boden und der Arbeit der ausgepreßten Bauern außer dem sehr hohen Pachtzins auch noch für sich fette Gewinne herauszuwirtschaften, wird die extensive Bodenkultur verewigt und der schlimmste Raubbau getrieben. Die Folge davon ist ein stetes Sinken der Produktivität des Bodens und der Arbeit, das in dem Sinken der Ernteerträge und somit der Grundrente zum Ausdruck kommt.

Es ist nun ganz klar, daß unter solchen Umständen eine Veränderung der Maße der Grundrente nur durch eine Erweiterung der gesamten anbaufähigen Fläche des Landes möglich ist. Und da dieser durch die Landesgrenzen eine Grenze gesteckt ist, so entsteht der Drang nach Erwerb neuen Landes jenseits der Landesgrenzen durch alle Mittel, auch durch kriegerische, letzten Endes also der Drang zum Eroberungskrieg. Hier zeigt sich deutlich der innige Zusammenhang zwischen Latifundiensystem und Expansionsdrang.

Den Bojaren bringen Eroberungskriege neue Territorien, neue Beute, neue Privilegien, neue wirtschaftliche Macht, die ebensoviel neue Quellen von leichter Bereicherung für sie bilden. Die Annexion fremden Gebiets dient zur Arrondierung ihrer Latifundien, die »erlösten Brüder« aber vermehren die Schar ihrer Fronsklaven. Aus dem vermehrten Besitz, aus der vermehrten materiellen Macht erwächst ihnen aber auch eine größere politische Macht, somit eine Befestigung ihrer Privilegien. So führt der Ausdehnungsdrang mancher Agrarländer, der seinen Ursprung in ihrem Latifundiensystem hat, zu einer Verewigung dieses Systems, welches seinerseits wiederum zu neuen kriegerischen Verwicklungen Anlaß gibt.

Außer der Bourgeoisie und den Bojaren ist am Kriege in großem Maße interessiert die sehr zahlreiche, politisch mächtige und durch und durch korrupte rumänische Bureaukratie. Für die Verwaltung der neuen Ge-

diese ist ein Beamtenheer erforderlich, das in erster Linie aus dem erfahrenen Beamtentum des Mutterlandes rekrutiert wird. Aber nicht nur für dieses, sondern auch für die gewaltige Schar der hungrigen politischen Klientel unserer sogenannten historischen Regierungsparteien, die von der Gnade der jeweils an der Staatskrippe befindlichen Regierung ihr Dasein fristet, ist das Staatsbudget die heilige göttliche Manna. Für diese Schichten ist die Erweiterung des Budgets, die Erschließung neuer Einnahmequellen für den Staat, eine Lebensfrage. Da aber aus dem ausgepowerten rumänischen Bauerntum auch die bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit angezogene Steuerschraube nichts mehr herauszupressen vermag, so würde eine Gebietserweiterung durch ein so reiches Stück Land wie Siebenbürgen für die rumänische Bureaukratie eine höchst willkommene Quelle von allerlei neuen Steuern und Abgaben darstellen, die das magere Budget auf einmal anschwellen lassen würden.

Aber nicht nur ein persönliches, materielles Interesse, sondern auch ein weiteres machtpolitisches Interesse hat die Bureaukratie am Kriege. Je größer ihre Zahl, je weiter das Gebiet, über das sie ihre Herrschaft ausbreitet, desto größer ihre politische Macht.

Ein drittes, nicht zu unterschätzendes Moment, das für die leitenden Kreise der Bureaukratie, aber auch für sämtliche herrschenden Klassen Rumäniens eine Einverleibung Siebenbürgens begehrenswert macht, ist militärmachtpolitischer Natur. Durch die Einverleibung Siebenbürgens an Rumänien erhält dieses einen Bevölkerungszuwachs von zirka drei Millionen Einwohnern, das bedeutet zirka 400 000 Soldaten mehr, als Rumänien heute aufzustellen in der Lage ist. Mit einem derart auf zirka 1,2 bis 1,5 Millionen Soldaten angewachsenen Heere (im Kriegsfall) läßt sich nachher die »vollständige Verwirklichung des nationalen Ideals« unserer ehrgeizigen Oligarchie leichter durchführen. Denn nichts verkehrter als die Annahme, daß die rumänische Oligarchie auf die Eroberung Beßarabiens verzichtet hätte. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!

Endlich wäre noch als innerpolitischer kriegerischer Faktor Rumäniens die sogenannte Klasse der Intelligenz zu erwähnen, die sehr zahlreich ist. Der große Überschuß dieser Schicht, der im eigenen Lande keine Verwendung finden kann, hofft in den neuerworbenen Gebieten neue Beschäftigungsmöglichkeiten zu finden. Aus dieser Klasse rekrutieren sich die gefährlichsten Kriegshetzer: die Journalisten. Hierzu wären noch die Überläufer aus den »unerlösten« Gebieten, die »unerlöste Intelligenz« zuzuzählen, die in ihrem Geburtsland keine Beschäftigung findet, daher ins »Mutter«land einwandert und diesem die wütendsten Chauvinisten liefert, die die Irredenta unablässig schüren.

Hält man sich vor Augen, daß die gegenwärtige nationalliberale Regierung nichts als ein direkter Geschäftsausschuß der oligarchischen Klassen Rumäniens ist und einen großen Teil der Bureaukratie umfaßt, so ist deren Entschluß zur Teilnahme am Kriege begreiflich.

Eine bürgerliche Opposition gegen den Krieg im Lande fehlte absolut. Die schwache Opposition der Konservativen um Carp, Majorescu usw. war nicht gegen den Krieg überhaupt gerichtet, sondern nur dagegen, daß der Krieg gegen die Zentralmächte geführt wurde. Aus opportunistischen Erwägungen hätten sie es vorgezogen, jetzt den Krieg

an Rußland zu erklären, um zunächst Beßarabien zu holen. Als aber die Kriegserklärung an Österreich-Ungarn erfolgte, erklärten sie der Regierung gegenüber den Burgfrieden. Prinzipiell wollten den Annexionskrieg alle, ob liberal oder konservativ. Diese vollkommene Harmonie unserer bürgerlichen Parteien in bezug auf das Eingreifen in den Weltkrieg findet ihre tiefere Begründung darin, daß diese Parteien in gleichem Maße die Interessen aller oligarchischen Klassen vertreten. (Schluß folgt.)

Auf dem Boden der Parteitagsbeschlüsse.

Von Wilhelm Keil.

Genosse Wurm hat meine Schrift »Die ersten Kriegssteuern und die Sozialdemokratie« (in Nr. 24 der Neuen Zeit vom 15. September dieses Jahres) zum Gegenstand einer Besprechung gemacht, die mich zu einer Erwiderung nötigt.

Die Darstellung der steuertechnischen Einzelheiten, die ich gegeben, läßt Wurm als richtig gelten. Er vermißt aber in meiner Arbeit eine objektive Schilderung der Stellung der beiden Richtungen innerhalb der Sozialdemokratie zu den Steuergesetzen und meint, ich hätte meine Aufgabe nur darin gesehen, die Sozialdemokratische Fraktion im Glanze der Prinzipientreue erstrahlen zu lassen, die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft dagegen als Abtrünnige zu zeichnen.

Darauf so viel zur Antwort: Der Zweck meiner Arbeit war, den Parteigenossen ein Bild von den Kämpfen um die ersten Kriegssteuern und von der Stellung der Sozialdemokratischen Fraktion zu ihnen zu geben. Aus der Art, wie ich die Fragen behandelte, die von der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft anders beurteilt wurden wie von der Sozialdemokratischen Fraktion, konnte Wurm entnehmen, daß es mir nicht auf eine polemische Klopffechterei ankam. Ich streifte daher nur mit wenigen schonenden Zeilen die Ablehnung des sozialdemokratischen Erbschaftssteuerantrags durch Bernstein in der Kommission, obgleich die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft mit der Zustimmung zu dem eingeschränkten Antrag im Plenum an der Haltung ihres eigenen Vertreters sachlich die schärfste Kritik übte. Ich überging schweigend den von der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft in Fortsetzungen eingebrachten Antrag, wonach der Vermögenszuwachs und das Mehreinkommen, das in der Kriegszeit gewonnen wird, restlos als Steuer erhoben werden sollte. Dieser Antrag wurde dadurch nicht genießbarer, daß in der zweiten Lieferung, die einige Tage nach der ersten vorgelegt wurde, das »Prinzip« wieder durchlöchert wurde. Er war völlig unmöglich, nachdem das fünf Monate zuvor mit einmütiger Zustimmung der Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft angenommene Vorbereitungsgesetz den Gesellschaften nur die Zurücklegung von 50 Prozent ihrer Mehrgewinne vorgeschrieben, die anderen 50 Prozent ihnen aber zu beliebiger Verwendung belassen hatte. Ich breitete auch den Mantel der Verschwiegenheit darüber, daß die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft gegen eine Resolution stimmte, die die Verschleppung der Kriegsgewinne nach dem Auslande zu verhindern bestimmt war. Wenn ich das alles unerwähnt ließ, so glaube ich bewiesen zu haben, daß ich wirklich

nicht danach trachtete, der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft etwas am Zeuge zu flicken.

An den grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten, die zwischen den beiden sozialdemokratischen Fraktionen bei der Schlußabstimmung über die Kriegssteuer zutage traten, konnte ich freilich nicht stillschweigend vorbeigehen. Die zwei Druckseiten meiner Schrift, die sich mit dieser Streitfrage befassen, haben es nun dem Genossen Wurm angetan. Das ist erklärlich, denn die Tatsache, daß auch Wurm die Kriegssteuer ablehnte, hat nach seiner Haltung in der Steuerfrage auf dem letzten Parteitag in Jena nicht wenig verblüfft.

Mit einer nicht übermäßig klaren und gradlinigen Polemik quält sich Genosse Wurm um den Nachweis, daß die Ablehnung der Kriegssteuer durch die Sozialdemokratische Abeitsgemeinschaft vom Boden der früheren Parteitagsbeschlüsse aus geboten, die Zustimmung der Sozialdemokratischen Fraktion also falsch gewesen sei. Wenn das so richtig wäre, wie es falsch ist, so bliebe immer noch die Frage, ob die unter ganz anderen Zeitverhältnissen gefaßten Parteitagsbeschlüsse in der gegenwärtigen Lage einfach buchstabenmäßig angewendet werden können. Ich würde es dann mit Eduard Bernstein halten, der in seiner Broschüre »Die Steuerpolitik der Sozialdemokratie« den Einwand, daß die Nürnberger Resolution zur Budgetfrage mit der Jenaer Resolution zur Steuerfrage nicht völlig im Einklang stehe, abtut mit der Bemerkung:

> Als eine Partei, deren theoretisches Programm den Entwicklungsgedanken zur Grundlage hat, erkennt die Sozialdemokratie auch für die Gesetze, die sie sich selbst gibt, sich jenes Recht auf Abänderung gemäß jeder neuen Erkenntnis zu, das von der französischen Revolution in der Erklärung der Menschen- und Staatsbürgerrechte in dem Grundsatz niedergelegt ist: »Ein Volk hat jederzeit das Recht, seine Verfassung nachzuprüfen, abzuändern und umzugestalten; keine Zeit darf kommende Zeiten auf ihre Gesetze zwingend verpflichten.«

Ich würde auch nicht davor zurückschrecken, auf eigene Verantwortung in Abweichung von einem unter völlig anderen Verhältnissen zustande gekommenen Parteigesetz zu handeln, wenn der Partei die Nachprüfung und Änderung desselben aus äußeren Gründen unmöglich wäre, die Interessen der Arbeiterklasse aber ein abweichendes Handeln erforderten.

Um diesen Fall handelt es sich hier aber nicht. Das Parteigesetz brauchte nicht verletzt zu werden und ist nicht verletzt worden. Die Sozialdemokratische Fraktion stand bei der Zustimmung zum Kriegssteuergesetz zweifellos auf dem Boden der Parteitagsbeschlüsse. Den Beweis dafür liefert Wurm unbeabsichtigt selbst.

Wurm macht mir zum Vorwurf, daß ich aus der die Haltung der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft begründenden Erklärung Haases nur den Satz zitiere: »Die Kriegssteuer dient letzten Endes dem imperialistischen Krieg, den wir verwerfen.« Damit räumt er ein, daß dieser an der Spitze der Erklärung stehende Grund zur Ablehnung der Kriegssteuer nicht ausreicht. Das nimmt nicht wunder. Hat doch Wurm selbst zweimal Kriegskredite bewilligt, obgleich ihm sicherlich der imperialistische Charakter des Krieges von Anfang an bekannt war. Mit der Jenaer Klausel vom Verwendungszweck ist bei den Kriegssteuern in der Tat nicht viel anzufangen. Denn obgleich der Zweck, dem diese Steuermittel dienen, der Krieg, »den

Interessen der Arbeiterklasse widerspricht«, sahen wir — auch Wurm — uns doch in die Zwangslage versetzt, Ausgaben für diesen Zweck bewilligen zu müssen. Wenn Wurm sich an den Strohhalm der »Voraussetzungen«, unter denen er Kredite bewilligt habe, und die von der Regierung nicht erfüllt worden seien, klammert, so mag das in der Neuen Zeit hingehen. Wollte aber eine große politische Partei vor das Volk treten mit der Erklärung: Wir haben zwar — unter nicht erfüllten Voraussetzungen — Gelder für die Kriegführung bewilligt, da wir aber den Verwendungszweck nicht billigen, lehnen wir alle Steuern, auch reine Besitzsteuern, ab, so würde das Echo in gellendem Spott und Hohn bestehen.

Entscheidend für die Ablehnung war nach Wurm der zweite Grund der Haaseschen Erklärung, den ich in meiner Schrift nicht wiedergegeben habe: »Durch die Zustimmung zu ihr (zur Kriegssteuer) wird auch nicht eine für die Arbeiterklasse ungünstige Besteuerung abgewendet.« Wurm hat recht: in seiner Resolution von Jena wird die Bewilligung von direkten Steuern für Zwecke, die wir verwerfen, auch davon abhängig gemacht, daß eine für die Arbeiterklasse ungünstigere Besteuerung dadurch abgewendet wird. Wurm hat weiter recht: die Resolution ist mit diesem Schönheitsfehler, der schon damals von vielen Parteigenossen als solcher erkannt wurde, von einer großen Mehrheit, zu der auch ich gehörte, angenommen worden. Nach der Auffassung, die Wurm in Jena vertrat, schien der Schönheitsfehler ganz ungefährlich. Im Hinblick auf diese Auffassung kann ich auch der Bedingung der Verhinderung ungünstigerer Steuern keine entscheidende Bedeutung beimessen.

Die Reichstagsfraktion hatte 1913 nicht nur die Reichsbesitzsteuer, die die Konservativen ablehnten, sondern auch den Wehrbeitrag, der bei der Schlußabstimmung im Reichstag keinerlei Widerspruch fand, angenommen. Wurm, der persönlich der Meinung war, die Zustimmung zum Wehrbeitrag, der nicht gefährdet schien, sei nicht nötig gewesen, behandelte die Frage, ob durch die Zustimmung zum Wehrbeitrag eine für die Arbeiterklasse ungünstigere Besteuerung vermieden wurde, mit größter Weitherzigkeit. In seinem Referat teilte er die Gründe mit, von denen die damalige Fraktionsmehrheit geleitet wurde, und fügte loyal hinzu:

Das ist eine Frage, die nach der jeweiligen politischen Situation entschieden werden muß. Nachdem mein Versuch, diese Stellungnahme zu Fall zu bringen, in unserer Fraktion mißglückt war, da sagte ich: Wenn es beschlossen ist von der Mehrheit, dann haben wir uns alle zu fügen, dazu sind wir demokratisch organisiert. Wir sind darum auch alle samt und sonders für den Wehrbeitrag eingetreten.

Der zweite Referent in Jena, Genosse Südekum, gab von den Möglichkeiten, die sich aus einer zweifelhaften Stellung der Fraktion zum Wehrbeitrag ergeben hätten, folgendes Bild:

Bei einer weniger entschiedenen Haltung der Sozialdemokratischen Fraktion, bei einem geringeren Druck von unserer Seite hätten die Gegner des Wehrbeitrags Mut gefaßt; sie hätten sich organisiert, sie, die gelähmt waren durch unsere Haltung, hätten alle Mann an Bord geholt. Und wie wäre es dann wohl gekommen? Die Entscheidung hätte auf Spitze und Knopf gestanden, man hätte bis zum letzten Augenblick nicht gewußt, ob eine Mehrheit vorhanden sei oder nicht. Die Spannung, rechts und links gleich groß, hätte einen Fiebergrad erreicht wie in jener schicksalsschweren Sitzung im Juni 1909, es wäre noch der letzte Mann auf

Krücken vom Krankenlager aus in den Saal geschleppt worden, um die Vorlage vielleicht zu Fall zu bringen. Dann aber löst sich die furchtbare Spannung, ein Alp fällt dem atemlos stierenden Zuschauer, fällt dem Kanzler, fällt noch ganz anderen Leuten von der Brust. Denn jetzt marschiert die Sozialdemokratie auf und führt selbstverständlich den Gedanken, für den sie vierzig Jahre lang gekämpft hat, zum Siege. Das kann sie ja auch tun ohne Furcht vor nachträglichen Kritiken, denn jetzt hat sie ja glücklich ihr »Notwehrrecht«, jetzt ihre Deckung gefunden, jetzt braucht sie nicht mehr zu befürchten, daß hinterher einer kommt und haarscharf nachweist, sie habe leider vermieden, die Vorlage, die sie wünscht, die keiner aus ihren Reihen missen möchte, erst in Gefahr zu bringen, um sie dann triumphierend retten zu dürfen.

War schon durch diese Ausführungen die innere Wertlosigkeit der Formel von der Verhinderung ungünstigerer Steuern dargetan, so erkannte auch Wurm in seinem Schlußwort noch einmal ausdrücklich an, daß zwischen seiner und der Auffassung der von Südekum vertretenen Fraktionsmehrheit »kein prinzipieller Unterschied, sondern allein ein Unterschied vorliegt, der in rein tatsächlichen Erwägungen begründet ist.... Unsere grundsätzliche Stellung kommt bei derartigen Erwägungen gar nicht in Frage.«

Wie der Parteitag die Klausel von der Verhinderung ungünstigerer Steuern bewertete, ergibt sich daraus, daß er mit der Resolution Wurm auch zugleich die Resolution Hug annahm, die die Genehmigung des Wehrbeitrags billigte. Er tat gut daran, denn wie kann mit Sicherheit im voraus gesagt werden, ob die Ablehnung einer Besitzsteuer alsbald oder später eine ungünstigere Steuer zur Folge hat? Mit der Ablehnung einer Besitzsteuer aber, die sie selbst gefordert hat, würde die Sozialdemokratie ihren Kredit bei den breiten Volksmassen untergraben.

Das ist die Auffassung, die in den Jenaer Beschlüssen zum Ausdruck kam, und auf diesem Boden beruht die Zustimmung der Sozialdemokratischen Fraktion zur Kriegssteuer.

Daß bei dieser Zustimmung nicht von der Verletzung des Parteitagsbeschlusses gesprochen werden kann, das räumt Wurm selbst ein, indem er sagt: »Von Fall zu Fall will er (der Parteitag) die Entscheidung getroffen wissen.« Aber, so fügt er belehrend hinzu, selbstverständlich ist die Entscheidung stets nur zu treffen »unter Berücksichtigung der großen politischen Zusammenhänge«. Bei der Kriegssteuer sprachen nun nach Wurm die großen politischen Zusammenhänge für Ablehnung. Wie steht es aber mit diesen großen Zusammenhängen?

Die Existenz des Deutschen Reiches steht auf dem Spiel. Die große Mehrheit der Sozialdemokratie, auch die Mehrheit der jetzigen Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft, hat daher Kriegskredite bewilligt. Die Sozialdemokratie hat einmütig durch den Mund Haases als erste Teildeckung die Kriegssteuer gefordert. Sie hat einstimmig das Vorbereitungsgesetz für diese Steuer genehmigt. Sie hat in Zukunft mit weiteren unabsehbaren Steuerproblemen zu rechnen und muß auf Erhaltung und Stärkung ihres Einflusses zur Wahrung der Arbeiterinteressen bedacht sein. Diese großen Zusammenhänge sollen zur Ablehnung einer von uns selbst geforderten ausgesprochenen Besitzsteuer führen! Wie die Sozialdemokratische Fraktion, wenn sie so gehandelt hätte, in den Augen des Volkes dastünde, das malt Wurm so aus:

Nach Annahme der Militärvorlage handelte es sich nur noch um die Verteilung der Lasten. Es handelte sich darum: Sind wir in der Lage, zum Nutzen der Arbeiter zu wirken, oder müssen wir dastehen wie dumme Jungen, die man auslachen muß, weil sie nicht fähig sind, die Interessen der Arbeiter zu vertreten?

»Lebhafte Zustimmung« verzeichnet das Parteitagsprotokoll von 1913 an dieser Stelle.

Und wie würde die Sozialdemokratische Fraktion künftig dastehen, wenn sie dem Beispiel der Arbeitsgemeinschaft gefolgt wäre? So oft sie in den großen Steuerkämpfen der Zukunft Besitzsteuern forderte, würde sie von den bürgerlichen Parteien befragt werden: Werdet ihr sie auch genehmigen? Die ehrliche Antwort müßte lauten: Nur dann, wenn ihr uns im voraus sagt, daß ihr andernfalls die breiten Massen belasten wollt. Ich gestehe, daß mein Ehrgeiz als sozialdemokratischer Abgeordneter nicht darauf gerichtet ist, in eine solche Situation zu kommen.

Nur ganz nebenbei sei noch erwähnt, daß Wurm den Vorhalt der Inkonsequenz, den ich der Arbeitsgemeinschaft mit dem Hinweis auf ihre Zustimmung zur Reichsbanksteuer machte, schweigend einsteckt. Auch diese Steuer wird für den imperialistischen Krieg verwendet, und die Gefahr, eine ungünstigere Steuer heraufzubeschwören, lag nie ferner, als sie bei der Ablehnung dieser Steuer durch die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft gelegen hätte. Allerdings bestand die letztere noch nicht, als über die Reichsbankbesteuerung entschieden wurde. Aber innerhalb der alten Fraktion ist gegen die Zustimmung zu diesem Gesetz nicht das leiseste Bedenken laut geworden.

Notizen.

In eigener Sache. In der Nr. 7 der »Glocke« wird in einem anonymen, mit drei Sternen gezeichneten Artikel über die Reichskonferenz unter anderem behauptet:

> »Dem würdigen Kautsky fiel seine dreifache Kotillonkrone als Parteipapst unter großem Getöse vom Haupte, als ihm, dem bekehrten Kreditverweigerer — er habe am 4. August einen schweren Irrtum begangen, erklärte er — nachgewiesen wurde, wie er zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges von den japanischen Sozialisten die Zustimmung zu den Kriegskrediten verlangt habe.«

Es gibt wohl nichts Komischeres, als wegen einer angeblichen Meinungsänderung seit dem 4. August gerade im Fachorgan für Umlerner der Verdammnis überantwortet zu werden, in dem Organ, das herausgegeben wird von Parvus, redigiert von Hänisch, unter ständiger Mitarbeiterschaft Cunows, in einem Artikel, der von Lensch geschrieben sein könnte. Meine Verurteilung aus diesem Lager ließe mich sehr kalt und würde mich nicht veranlassen, auch nur einen Federstrich zu tun, wenn sie nicht begleitet wäre von einer Behauptung, die der Leser nicht ohne weiteres selbst richtigstellen kann, der Darstellung meiner Haltung gegenüber den japanischen Sozialisten. Sie erheischt meine Zurückweisung.

Nirgends, weder auf der Reichskonferenz noch sonstwo, wurde mir »nachgewiesen« und konnte mir nachgewiesen werden, daß ich »zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges von den japanischen Sozialisten die Zustimmung zu den Kriegskrediten verlangte«. Niemals habe ich ein derartiges Ansinnen an sie gestellt.

Doch will ich dem großen Unbekannten nicht den guten Glauben bei dieser Behauptung in Abrede stellen. Cohen hat in der Tat auf der Konferenz einen Satz aus einem meiner Artikel verlesen, der auf flüchtige Hörer jenen Eindruck machen konnte, den der Unbekannte mit den obigen Worten wiedergibt.

Ich habe bereits im »Vorwärts« gegen das Cohensche Verfahren protestiert, einzelne meiner Sätze aus dem Zusammenhang zu reißen und sie in einer Weise vorzubringen, in der sie ihren originalen Sinn verloren. Ich glaubte meinen Lesern und mir die Mühe ersparen zu dürfen, für jeden einzelnen Satz nachzuweisen, wie meine Ausführungen durch das Cohensche Verfahren verfälscht wurden. Die obigen Behauptungen des Dreigestirnes zeigen, daß ich doch einmal ins Detail gehen muß, soll sich nicht eine falsche Legende bilden.

Wie Cohen im »Vorwärts« vom 3. Oktober mitteilt, zitierte er auf der Konferenz neben anderen Sätzen auch

»folgende Äußerung Kautskys über das Verhalten der japanischen Sozialisten im Russisch-Japanischen Kriege. Diese Stelle ... lautet: ‚Die japanischen Sozialisten hielten es für ihre Pflicht, gegen die Kriegführung ihrer Regierung zu opponieren. Das, glaubten sie, gebiete ihnen die prinzipielle Verwerfung des Krieges. Tatsächlich wirkte auch ihre Stellungnahme nur in dem Sinne einer solchen Verwerfung, weil sie praktisch auf das Ergebnis der Kriegführung keinen Einfluß gewann. Wäre die Partei groß und stark gewesen, dann hätte ihre Opposition keineswegs der Absicht, wohl aber dem Erfolg nach eine Stellungnahme nicht für den Frieden, sondern für den Zaren bedeutet.'«

Dieser Satz entstammt einem Artikel der Neuen Zeit vom 27. November 1914. Er ist also nicht »zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges« geschrieben, kann demnach nicht eine bestimmte Haltung in diesem Kriege fordern. Er enthält aber auch nicht einmal eine nachträgliche Mißbilligung der Haltung unserer japanischen Genossen im Kriege.

Das zeigt sich deutlich, wenn man den Satz nicht für sich allein, sondern im Zusammenhang liest.

Der Artikel, in dem er sich findet, ist betitelt »Die Internationalität und der Krieg« und behandelt hauptsächlich die Schwierigkeiten, die für die Aufrechterhaltung der Internationalität in einem Kriege erstehen. Ich zeigte, wie diese Schwierigkeiten in früheren Kriegen von 1854 bis 1870 große Differenzen unter unseren Vorkämpfern hervorriefen, wie dann bis zu dem jetzigen Kriege diese Schwierigkeiten schwanden, um im jetzigen wieder hervorzutreten.

Im Laufe dieser Untersuchung zeigte ich, wie einig die Internationale zum Beispiel im Burenkrieg war, und fuhr fort:

»Noch eindrucksvoller zeigte sie ihre Einigkeit während des Russisch-Japanischen Krieges auf dem nächsten Kongreß, dem von Amsterdam 1904. Es war ein tiefergreifender Moment, als die Internationale gegen den Krieg dadurch manifestierte, daß Plechanoff und Katayama Hand in Hand auf der Tribüne erschienen und den Krieg verurteilten.

Und doch bestand hier der Keim einer Schwierigkeit, die für die Transvaalrepubliken nicht in Frage kam, weil es dort keine Sozialisten gab, die jedoch auch für Japan nicht offenbar wurde, weil seine Sozialisten wenig an Zahl waren.

Die Internationale zeigte sich 1904 einig in ihrer Parteinahme gegen den Zarismus. Sollte diese aber praktisch werden, so mußte sie zu einer moralischen Unterstützung der japanischen Regierung im Kriege führen.«

An diese Voraussetzungen schließen sich dann die Sätze an, die Cohen zitierte. Der Leser wird jetzt wohl ohne weiteres einsehen, daß die letzteren in ihrem Zusammenhang einen ganz anderen Sinn ergeben als in ihrer Isolierung.

Einmal wird hier die Opposition gegen die Regierung im Kriege nicht verworfen, sondern nur die Schwierigkeit aufgezeigt, die für die Opposition in Japan daraus entstand, daß der Kriegsgegner der eigenen Regierung, Rußland, zugleich auch in seinem damaligen vorrevolutionären Stadium der größte Feind des internationalen Fortschrittes des Proletariats war. Da lag in der Tat ein schwerer Konflikt der Pflichten vor. Zu lösen war er, und das habe ich in den von Cohen nicht zitierten Sätzen aufs schärfste hervorgehoben, durch Entscheidung nicht nach ein-

seitigen nationalen Bedürfnissen, sondern nach den Bedürfnissen und durch den Spruch der Internationale.

Und weit entfernt, die Haltung der japanischen Sozialisten im Kriege zu mißbilligen, pries ich sie aufs höchste dafür, daß sie Hand in Hand mit den russischen Sozialisten arbeiteten, anstatt jeder zu seinem Lande zu stehen.

Diesen internationalen Standpunkt habe ich nie auch nur einen Moment verlassen. Ich stand auf ihm am 4. August wie vorher und nachher. Und über den internationalen Charakter meiner Ausführungen vom 27. November 1914 kann niemand im Zweifel sein, der meinen Artikel aufmerksam und vorurteilslos liest.

Es ist nicht sehr kurzweilig, immer wieder entstellte und verdrehte Auslegungen einzelner aus dem Zusammenhang gerissener Worte richtigstellen zu müssen. Aber freilich, wenn durch derartige Zitiermethoden ein Fendrich es wagen kann, Marx und Engels zu seinen Vorläufern zu stempeln, warum soll's mir besser gehen? Ich lebe noch und kann mich also wenigstens noch wehren. K. Kautsky.

Zum Problem der wirtschaftlichen und sozialen Wirkung des Krieges. In Nr. 1 der »Nachrichten der staatlichen Sparkassen« (Petrograd) untersucht Nasaroff (ich zitiere nach den »Rußkaja Wjedomosti« vom 23. April 1916) die Bewegung der Einlagen und konstatiert auch für Rußland ein ungewöhnlich rasches Ansteigen der Spargelder. Während 1913/14 (von Anfang Juni bis Ende Juli) der Überschuß der Einlagen über die Rückzahlungen bloß 36 Millionen Rubel betrug, ist er zu gleicher Zeit 1914/15 auf 376,5 Millionen und bis Ende 1915 gar auf 621,5 Millionen Rubel gestiegen. Dabei entfallen 420 Millionen auf die Einlagen in den Sparkassen, die der Front nahe liegen, und 211 Millionen auf Sparkassen in den entfernteren Gegenden. Daraus ergibt sich die unmittelbare Wirkung des Krieges auf das Anwachsen der Sparkasseneinlagen.

Nasaroff versucht ferner, die Sparer nach sozialen Kategorien zu teilen, und erhält folgende interessante Tabelle. Es betrug der Überschuß (beziehungsweise das Minus) der Einlagen über die Rückzahlungen in Millionen Rubel:

	1913/14	1914/15
Offiziere	— 0,7	17,2
Einfache Soldaten	1,3	0,3
Zivilbeamte	0,7	8,4
Angestellte im öffentlichen und im privaten Dienst	13,2	23,5
Handelsleute	5,0	18,1
Städtische Handwerker	8,2	— 6,0
Hausdiener und Personen in ähnlicher Beschäftigung	7,1	0,9
Fabrikarbeiter	7,6	4,4
In der Landwirtschaft und in ländlichen Gewerben Tätige	21,7	21,4

Natürlich dürfen diese Angaben nicht als getreues Bild der sozialen Verschiebungen betrachtet werden. Immerhin zeigen sie wohl die Tendenz richtig an: die Offiziere und Zivilbeamten (diese wohl nur in Rußland) haben durch den Krieg glänzende Geschäfte gemacht, ebenso die Kaufleute. Dagegen verarmt der städtische Handwerker rasch und hat sich auch die Lage der Arbeiter stark verschlechtert.

Nach der Höhe der Einlagen verteilt, ergibt sich folgendes:

	1913/14	1914/15
Bis 25 Rubel	1,4	— 0,6
Von 25 bis 100 -	4,9	— 1,6
- 100 - 500 -	30,3	18,0
über 500 -	9,8	113,8

Es sind also die großen Einkommen, die am meisten gewonnen haben.

Es wäre erwünscht, daß auch für andere Länder ähnliche Untersuchungen angestellt werden. Sp.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 4 | Ausgegeben am 27. Oktober 1916 | 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Gustav Hervé.

(Eine Seite aus der sozialen Geschichte Frankreichs.)

Von L. Martoff.

Gustav Hervé gehört nicht zu denen, die auf das Leben ihres Landes einen bedeutenden Einfluß auszuüben vermögen. Er ist aber zweifelsohne einer von jenen, die ihre Zeitgenossen zwingen, von ihnen zu sprechen, indem sie unter allen, auch den verschiedenartigsten Umständen die Aufmerksamkeit der Umgebung auf ihre stets geräuschvolle Tätigkeit zu ziehen verstehen. Politiker dieses Schlages zeichnen sich gewöhnlich durch eine zwar stark einseitige Begabung aus: neben einem gewissen Talent, das ihnen vorzudringen hilft, können sie eine große Schablonenhaftigkeit und Mittelmäßigkeit in allen anderen Beziehungen an den Tag legen. Doch besitzen sie stets irgendeine besondere Eigenschaft, die es ihnen in gewissen Momenten ermöglicht, den Schlüssel zu den Herzen der Massen zu finden und sie mit einer aufrichtigen Erregung anzustecken. Vor einigen Jahren noch erschien Gustav Hervé dem französischen Durchschnittsspießbürger als eine alle vergangenen und zukünftigen Revolutionsgreuel verkörperndes Ungeheuer. Damals hatte er in einem der zahlreichen gegen seine pamphletistischen Artikel periodisch inszenierten Prozesse den berühmten Henri Rochefort als Zeugen der Verteidigung vorgeladen. Indem Hervé sich in seiner Verteidigungsrede auf die günstige Aussage dieses Zeugen berief, nannte er ihn — um diese Bezeichnung später auch in der Zeitung zu wiederholen — »unseren gemeinsamen Meister«, „notre maître à tous“, wobei er, nebenbei bemerkt, ein kleines Plagiat bei Anatole France beging, der mit diesen Worten in seiner Gedenkrede in der Sorbonne die Stellung L. Tolstois in der modernen europäischen Literatur bezeichnet hatte.

Diese dem reaktionären Nationalisten Rochefort von einem (damals) extremen Revolutionär dargebrachte Huldigung hatte ihren natürlichen und berechtigten Grund. Zweifelsohne einer der glänzendsten, vielleicht der glänzendste der zeitgenössischen französischen Journalisten, ein Meister des Flugblattstils, konnte Gustav Hervé nicht umhin, in dem talentiertesten Vertreter der politischen Journalistik der vorigen Generation, der Rochefort war, seinen Meister zu erblicken. Die Schreibmanier der beiden Journalisten, des Herausgebers der berühmten »Lanterne« und des Herausgebers der »Victoire«, hat viel Gemeinsames: dieselbe Lebendigkeit und Prägnanz der Sprache bei einer nicht geringen Oberflächlichkeit der Gedanken, dieselbe Kühnheit und Entschlossenheit des Angriffes, dieselbe Keckheit bei der Behandlung der kompliziertesten Fragen des sozialen Lebens; dasselbe Gemisch von Pariser Eleganz mit einer vulgären Marktweibergrobheit und echt französischer Sentimentalität mit Blutgier in Worten. Aber nicht nur

die Äußerlichkeiten der Schreibweise mußten den in seinem Umgang plebejisch einfachen und ziemlich grob gemeißelten Hervé zu Rochefort hinziehen, diesem aristokratisch-eleganten und überaus »mondänen« Marquis, der sich noch dazu in den letzten Jahrzehnten seines Lebens in dem Lager der Reaktion festgesetzt hatte. Den Herausgeber der »Guerre sociale« mußte die Figur dieses geriebenen alten Fuchses anziehen durch die eigenartige Kombination von Originalität und Schablonenhaftigkeit, Individualismus und Fähigkeit, sich dem großen Haufen anzupassen, Eigenschaften, so notwendig, um in der modernen Gesellschaft eine demagogische Karriere, die Karriere eines politischen »Franktireurs« zu machen, der nicht in einer organisierten Vereinigung aufgeht und den Einfluß auf die Menge ohne irgendwelche bindende Verpflichtungen ihr gegenüber gewinnt.

Die Menge, auf die Rochefort in verschiedenen Momenten einen Einfluß ausübte und die ihn aufs Kapitol führte, war ebenso locker wie Meeressand; ihr Bestand änderte sich qualitativ von einer Etappe seiner politischen und publizistischen Karriere zur anderen. Als am Ende der sechziger Jahre inmitten der tobenden Brandung allerlei sozialer und politischer Kollektivgebilde, die mit Napoleon III. Krieg führten, der junge Marquis selbständig aufgetreten war, ohne sich an die Blanquisten oder die Jakobiner oder die Internationalisten oder die republikanischen Radikalen anzuschließen, da wurde er dank den geschickten Schlägen, die er dem Bonapartismus versetzte, fast im Nu zu einem »gemeinsamen Freund« der gesamten demokratischen Opposition und bis zu einem gewissen Grade auch zum Abgott der radikalen Studentenschaft und der sozialistischen Arbeiter sowie auch jener Spießbürgermasse, die zu jener Zeit einen Gärungsprozeß durchmachte. Er gefiel den einen, den anderen und den dritten, weil er in einer scharf ausgeprägten individuellen Form Gefühle und Stimmungen zum Ausdruck brachte, die den verschiedensten Elementen dieser ihrer sozialen Zusammensetzung nach heterogenen Masse gemeinsam waren, jene Empfindungen und Stimmungen, die dank ihrer Primitivität und »Einfachheit« diese verschiedenartigen Schichten für einige Zeit zu einer einzigen »Menge« zusammenschließen konnten. Die Welle, die Rochefort zu jener Zeit gehoben hatte, trug ihn sehr hoch empor, in die provisorische Regierung der Landesverteidigung des 4. September 1870, um ihn dann als einen Verbannten (wegen der Verteidigung der Kommune) nach Neukaledonien zu verschlagen.

In den achtziger Jahren kehrte der amnestierte Rochefort in das geliebte und ihn liebende Paris zurück. Derselbe Spürsinn, der ihn fünfzehn Jahre vorher aus einem Theaterrezensenten des »Figaro« zu einem antidynastischen Publizisten gemacht, half ihm nun wieder sofort, jener Menge den Puls zu fühlen, jener indifferenzierten Masse, der er, wenn nicht zum Führer, so doch zu einem populären Berater werden konnte. Bereits in den ersten Jahren der gemäßigten Republik, die die Herrschaft der industriellen und Finanzplutokratie mit sich gebracht hatte, war die demokratische Masse enttäuscht. Im Anfang der achtziger Jahre kochte und brauste es in ihr, wobei sie zwischen Radikalismus und Nationalismus, Sozialismus und Anarchismus, Antiklerikalismus und Antisemitismus hin und her schwankte. Alle zu der opportunistischen Republik, von rechts wie von links, in Opposition stehenden Parteien durchlebten die Periode eines Aufschwunges, indem sie sich bemühten, diese demokratische Masse »auseinanderzusortieren«

entsprechend den verschiedenen sozialen und kulturellen Schichten, die jede der Parteien oder Sekten geistig repräsentierte.

Und wieder allein, wieder als Freischärler bemüht sich nun Rochefort, diese ganze bunte Masse zu umfassen, in seinen Anklagen gegen die opportunistische Republik alles widerzuspiegeln: die verletzte nationale Eitelkeit der »Revanchisten«, die durch die ökonomischen Krisen wachgerufene Empörung der Proletarier, die eine antisemitische Hülle annehmende Entrüstung der Kleinindustriellen und Händler gegen die Übermacht der Banken und großen Unternehmungen und endlich den moralischen Protest des »kleinen Mannes« gegen die Korruption und Skandale der neuen Oligarchie. Ein logischer Zusammenhang zwischen dem, was er heute und gestern sagte, ist in dem, was Rochefort zu jener Zeit schrieb, nicht zu finden; das hinderte aber nicht, daß er zum populärsten Publizisten wurde und den die Republik leitenden politischen Strebern so gefährlich erschien, daß sie ihn bei der Liquidierung des boulangistischen Abenteuers, an dem Rochefort einen tätigen Anteil genommen, in die »Verschwörungsaffäre« hineinzogen und zur Verbannung verurteilten, obwohl sie dabei Gefahr liefen, ihre eigene Popularität zu verlieren. Die Rückkehr Rochefort's aus dieser Verbannung nach der Amnestie in den neunziger Jahren rief eine in Paris längst nicht gesehene Begeisterung der Bevölkerung hervor. Die Straßenmanifestationen, mit denen das Pariser Volk den ungestümen Alten empfing, vereinigten wieder die durch den organisierten politischen Kampf gespaltene Menge: ein Teil der Masse feierte den Mann, der in seiner »Laterne« Napoleon III. einer vernichtenden Kritik ausgesetzt hatte und für die Kommune zum Tode verurteilt worden war. Ein anderer Teil feierte wieder den Mann, der den neuen Prätendenten auf Napoleons Thron, den braven General Boulanger, aufs Schild erhoben.

* * *

Gustav Hervé ist im Grunde aus demselben Teig wie Rochefort geknetet. Wie der verstorbene Herausgeber der »Laterne« und des »Intransigeant« (des »Unversöhnlichen«)[1] geht Hervé dorthin, wohin die Menge geht, aber gleich Rochefort weiß er dieser Bewegung den äußeren Anschein einer Unabhängigkeit zu verleihen. Zu diesem Zwecke gilt es nur die populären Stimmungen in eine möglichst paradoxale, extreme Form, in eine das Philisterohr verletzende Formel zu kleiden und, wo es notwendig wird, seine volle politische Einsamkeit, sein Unverstandensein von derselben Menge zu betonen, deren Stimmungen man in der Wirklichkeit eben wiedergab.

Aus einem populären Gymnasiallehrer und Sozialisten der jaurèsistischen Fraktion ward Hervé mit einem Schlage zu einer Figur, die die allgemeine, wenn auch durchaus nicht freundliche Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Er wurde dadurch berühmt, daß er sich in einem Lande, wo mit dem Patriotismus die heiligsten Erinnerungen der Demokratie verbunden sind, öffentlich in den schroffsten Schimpfworten über die nationale Fahne äußerte. Der

[1] Die Titel der herausgegebenen Schriften bei dem einen und anderen entspringen immer dem Streben, eine Idee in der extremsten Weise auszudrücken. Aus Anlaß der Herausgabe der »Laterne« erklärte Rochefort, die »Laterne« sei nicht nur dadurch nützlich, daß sie die Finsternis des bonapartistischen Frankreich zu erleuchten helfe, sondern auch dadurch, daß man an ihr die Feinde des Volkes aufhängen könne.

Düngerhaufen sei der rechte Ort für diese Fahne, erklärte er. Man hat ihn darob nicht nur nicht mit Steinen beworfen, er hat sich nicht nur nicht um seine Popularität für lange Jahre gebracht, im Gegenteil: von diesem Augenblick an beginnt sein Stern rasch zu steigen.

Hervé selbst wurde zu diesem so äußerst antipatriotischen Auftreten von seiner eigenen geistigen Entwicklung gedrängt, die er in den neunziger Jahren mit dem besseren Teil der Intelligenz jener Generation durchgemacht hatte. Von dem Dreyfus-Drama hingerissen, erblickte diese Generation ein lockendes, herrliches und erhabenes Ziel vor sich: die in die Hände der Finanzleute, Geschäftspolitiker und Militärbureaukratie geratene Republik zu demokratisieren, sie so dem Volke näherzubringen und für einen schmerzlosen sozialen Fortschritt empfänglich zu machen. Im Bündnis mit den von Jaurès geführten Arbeitern lieferte die freidenkende Intelligenz der militaristischen Partei die erste und, wie es schien, schwierigste Schlacht im Namen der Gutmachung eines gerichtlichen Fehlers, dem ein jüdischer Offizier zum Opfer gefallen war. Doch war das persönliche Schicksal des letzteren, das die Massen außerordentlich erregte, für die Avantgarde aus der Intelligenz nur ein Moment und die günstige Lösung der Angelegenheit nur eine Episode. Von der Revision der »Dreyfus-Affäre« aus ging diese Avantgarde dazu über, die Republik von allen ihr von der Vergangenheit vererbten privilegierten Kasten zu befreien, vor allem von der militärisch-bureaukratischen Kaste, die, wie der Prozeß bewiesen hatte, eine für die Republik ungeziemende Stellung einnahm. Die Unterordnung des Militärstandes unter die Demokratie wurde zum Ziele wie für Jaurès, so auch für Clemenceau, Anatole France und andere Vertreter des neuerwachenden französischen Freisinns. Aber nach allen verzweifelten Schlachten, nach allen ruhmreichen Siegen erwies sich das Ziel als unerreicht, das Verhältnis zwischen dem Berufssoldaten und dem zivilen Element in der Republik erschien wenig geändert, der Militarismus als dieselbe grandiose soziale Macht.

Die einen Teilnehmer der Bewegung traten von ihr nach diesem Mißerfolg zurück, die anderen machten sich an die Umgestaltung der Kampfmethoden. Hervé, für dessen ganze Denkart der rationalistische Idealismus ungemein charakteristisch ist, mußte zu dem Schlusse kommen: um den Militarismus zu überwinden, muß man die ihn nährenden psychologischen Stimmungen ersticken, die ihn verklärende Idee töten. Und da diese Stimmungen patriotische Stimmungen sind, diese Idee die Idee der Verteidigung des Vaterlandes und seines Ruhmes ist, so muß der Patriotismus in einer möglichst unversöhnlichen Form angegriffen werden. Daher der »Düngerhaufen« und die ganze weitere unermüdliche, mit großem Geräusch und Gekrach, aber auch mit nicht geringen Opfern geführte »antipatriotische« Kampagne Hervés. Was auf den ersten Blick am erstaunlichsten war, das war jener relative Erfolg, den eine *solche* Propaganda in einem Lande haben konnte, wo der Patriotismus mit den besten demokratischen Traditionen verbunden ist. Ein derartiger unerwarteter Erfolg konnte nicht zufällig sein. Und der Umstand, daß er nicht zufällig war, zeigte nur, daß der absonderliche und, wie es scheinen konnte, seinen besonderen Weg gehende Hervé den Instinkt eines echten Demagogen besaß.

Vor zehn Jahren machte die französische Arbeiterklasse eine Periode raschen Aufschwunges und starker Gärung durch. Aus Ursachen, von deren

Erklärung wir hier absehen, mußte dieser Aufschwung in einer Bewegung Ausgang finden, die einen scharf ausgeprägten staatsfeindlichen Charakter annahm. Anarchisten und Anarcho-Syndikalisten stellten sich an die Spitze dieser Bewegung, und ihre Lehren genossen unter den französischen, namentlich den Pariser Arbeitern eine große Popularität. So mußte die antipatriotische Propaganda Hervés und des um ihn gesammelten Häufleins Freunde und Anhänger großen Anklang finden: der anarchistischen »Staatsverneinung« entsprachen vollständig die Losungen der »Sabotage der Landesverteidigung«, des Desertierens, des Aufstandes im Falle der Mobilisation usw., welche Mittel im Hervéschen Organ empfohlen wurden.

Doch diese unter einem bestimmten Teile der organisierten Arbeiter vorherrschende »Strömung« war nicht die einzige, in die Hervé mit seiner antipatriotischen Propaganda hineinpaßte. In Kreisen, die dem Anarchismus ganz fernstanden, nicht nur in Arbeiter-, sondern auch in Kreisen des Kleinbürgertums, der Bauernschaft und Intelligenz, wuchs im Zusammenhang mit der durch den Japanischen Krieg verschärften internationalen Lage eine immer größere Unruhe. Der koloniale Imperialismus, die hinter ihm stehenden industriellen und Bankgruppen erhoben ihr Haupt und forderten von der Republik eine »aktive Politik«. Jenseits der Vogesen ging derselbe Prozeß vor sich. Die Perspektive eines noch dabei von kolonialen Problemen hervorgerufenen Krieges zeigte sich plötzlich den Blicken breiter, an den Gedanken der Dauerhaftigkeit des Friedens bereits gewöhnter Volksmassen. Und da für die breiten Kreise der bäuerlichen und kleinbürgerlichen Demokratie Frankreichs, ganz abgesehen von den Arbeitern, die imperialistische Expansion eine fremde Sache war, da dank dem Stillstand in dem Bevölkerungszuwachs der französische Kapitalismus in diesen Massen (abgesehen von gewissen Intelligenzkreisen) keinen zahlreichen Anhang gewinnen konnte, der bereit gewesen wäre, in imperialistischen Eroberungen die Stillung seiner Sehnsucht nach besseren Lebensbedingungen zu suchen, so rief die Verschärfung der internationalen Lage eine extrem-pazifistische Stimmung in diesen Kreisen hervor, bei der die radikalsten Feinde des Militarismus in der Art Sebastian Faures oder Hervés als erwünschte Bundesgenossen erscheinen konnten. Mit seinem Instinkt des Demagogen, der die Stimmung der buntscheckigen verschiedenklassigen »Menge« wittert, erfaßte Hervé sofort diesen Seelenzustand des »kleinen Mannes«. Sein glänzendes pamphletistisches Talent verstand er dazu zu benützen, um die für das Spießerohr »schrecklichsten« Grundsätze entwickeln zu dürfen, ohne einen psychologischen Widerstand hervorzurufen.

Doch vermag die Demagogie selten ihrer eigenen Handlungen Herr zu bleiben. Die Logik der Umstände reißt sie weiter hin, als sie es selbst ursprünglich gewollt hatte. Die Stellung, die die Arbeiterklasse in dem Kampfe mit dem Militarismus einnahm, bestimmte das weitere Schicksal des Antimilitaristen Hervé. Die Arbeitermasse, die seiner Agitation am meisten Sympathie entgegenbrachte, riß ihn mit sich fort. Unmerklich für sich selbst wurde er aus einem Spezialisten der Kriegsbekämpfung zum Führer einer ganzen Revoluzzerströmung in der Arbeiterbewegung, zum Bekämpfer jeder »Legalität« und des Parlamentarismus, zum Prediger von Gewalt und »Sabotage« im ökonomischen, von Aufruhr und Gewaltsamkeit im politischen Kampfe. Dadurch verengerte sich der Kreis seines Einflusses auf die demo-

kratische Masse, seine Popularität begann zu sinken; zugleich genügte die kleine Erfahrung, die man mit der Einmischung seiner Gruppe in den wirtschaftlichen Kampf — während des Generalstreiks der Eisenbahner — gemacht hatte, um selbst die anarcho-syndikalistischen Organisationen von seiner revoluzzerischen Propaganda abzustoßen.

Hervé begriff, daß er sich verrannt hatte. 1910 machte er den ersten Schritt zum Rückzug. Zum Erstaunen und zur Entrüstung seiner Anhänger sprach er sich aus dem Gefängnis, wo er damals seine Strafe abbüßte, gegen die Boykottierung der bevorstehenden Parlamentswahlen aus und empfahl sogar, Sozialisten zu wählen oder wenigstens sich der Stimme zu enthalten. Dieser Schritt, der seiner früheren Bekämpfung des »sozialistischen Parlamentarismus« so schroff widersprach, führte dazu, daß ihm einer seiner angesehensten Anhänger untreu wurde, Aristide Jobert, der damals den Versuch machte, die Wahlen in Paris zu sprengen (nach vier Jahren gelangte er übrigens glücklich in die Kammer als Kandidat der sozialistischen Partei); auch die Mehrheit der um Hervé gruppierten Anarchisten verließ ihn.

Indem Hervé seine antiparlamentaristische und »aufrührerische« Propaganda mäßigte, änderte er auch einigermaßen seine antimilitaristische Agitation und ging einige Zeit zusammen mit der gesamten sozialistischen Partei. Die letzten Jahre vor dem Kriege, als er einen bedeutenden Teil seines früheren Einflusses eingebüßt hatte, begann er seine extremen Ansichten allmählich zu revidieren, und 1914 kam er glücklich zu der Idee eines »allgemein demokratischen Blockes«, der praktische Reformen durchführen und dem Militarismus entgegenwirken sollte.

* * *

Der Weltkrieg machte diesen energischen Mann zu einem der populärsten Journalisten, schuf für ihn wieder ein buntscheckiges demokratisches Auditorium, gut geeignet, um ihn zu bestaunen und bei ihm zu lernen.

Noch einige Tage vor der Kriegserklärung war Hervé mit einer außerordentlichen Schroffheit gegen diejenigen aufgetreten, die den Wunsch äußerten, daß Frankreich an dem Kriege »Serbiens wegen« teilnehme. Doch als der Krieg ausgebrochen war, da stellte er sich zusammen mit allen einflußreichen Sozialisten und Syndikalisten auf den Boden der Pflicht der nationalen Verteidigung und trug mit seinen flammenden Artikeln nicht wenig dazu bei, daß auch die Arbeitermassen sich auf diesen Boden stellten. Aber er beschränkte sich nicht darauf. Zusammen mit der Mehrheit der französischen Sozialisten bemühte er sich, für die Befürwortung des Krieges eine höhere Sanktion als diese Pflicht zu finden, und er fand sie mit ihnen in der Idee der Zertrümmerung des preußischen und somit auch eines jeden Militarismus überhaupt, in der Idee des »letzten Krieges«. Während diese allgemeinen Gedanken eine ziemlich abstrakte Formulierung erhielten, schritt Hervé, der stets von dem Bedürfnis geleitet war, der Masse ganz konkrete »abgerundete« Antworten zu geben, kühn über alle historischen, politischen und logischen Hindernisse hinweg, indem er seinen Lesern jenes neue Europa schilderte, das ein siegreicher Krieg schaffen sollte.

Die Landkarte Europas werde nach dem nationalen Prinzip umgezeichnet werden. Habe doch niemand den Krieg gewollt, begriffen doch alle, daß der Krieg beendet werden müsse, und sähen doch alle ein, daß man den Krieg nicht beenden könne, ohne die nationale Frage überall gelöst zu haben. Folg-

lich ... Irgendwelche Erwägungen über objektive historische Tendenzen überlasse man den Anhängern des ökonomischen Materialismus, dem Hervé auch vor dem Kriege eine absolute Verachtung entgegengebracht hatte.

In der ersten Periode des Krieges, der Periode der Mißerfolge der französischen Waffen und einer großen Bestürzung der besitzenden Klassen, leistete das Organ Hervés, das eine große Verbreitung fand und zuweilen mit einer flammenden Begeisterung glühte, sehr viel für die Aufrechterhaltung der Stimmung in den Massen. Viel geschickter als die parteioffizielle »Humanité« verstand Hervé auf den Saiten der Freiheits- und Gerechtigkeitsliebe, die das arbeitende Volk vor dem Kriege in das Lager des Protestes gegen den Krieg gedrängt hatte, zu spielen, um in ihm die Begeisterung des Kriegspatriotismus zu entflammen. Viel geschickter manövrierte er mit den Erinnerungen der großen französischen Revolution, als er die »allgemeine Volksbewaffnung« forderte, nach »Embusquisten« (so werden in Frankreich die Militärflüchtlinge genannt) witterte, die bureaukratische Routine und die Kastentraditionen bloßstellte. Bei dieser seiner Agitation fand er nicht immer die Billigung der Behörden und namentlich der Zensur. Zuweilen erhob er gegen diese einen wahren Aufruhr und weigerte sich, ihre Verfügungen zu befolgen. Doch verkleinerte sich die Fläche dieser Reibungen immer mehr. Aus einem Barden des nationalen Patriotismus wurde Hervé allmählich zum Prediger des Offiziösentums. Das erheischte eben die Logik der Situation, die Logik des Burgfriedens. Immer mehr wurde Hervé zum Sprachrohr einzelner einflußreicher Minister, Millerands, Briands, Delcassés, des Generals Galliéni. Er wurde gezwungen, unaufrichtig zu sein, mit seinen Prinzipien handeln zu lassen. Nachdem er früher, gestützt auf die Konventerinnerungen, zusammen mit anderen Publizisten der Linken das unbeschränkte Kontrollrecht des Parlamentes gefordert hatte, muß er jetzt gegen die Anmaßung der sozialistischen Abgeordneten, »alles wissen« zu wollen, auftreten. Nachdem er gegen die Zensur wütend protestiert, sie verhöhnt und ihre Erlasse nicht beachtet hatte, fiel er jetzt über den in seiner Opposition gegen das Ministerium unerbittlichen Clemenceau rasend her, und gerade in demselben Moment, wo das Organ Clemenceaus für seine Bekämpfung der Zensur für einige Tage unterdrückt war.

Hervé wurde zu einem offiziösen Journalisten. Doch verkaufte er seine Überzeugungen nicht. Er entwickelte bloß mit der ihm eigentümlichen Geradlinigkeit die Parole »Alles für den Sieg« bis zu ihren äußersten Konsequenzen. Im Namen dieser Parole hatte er zusammen mit den anderen Sozialisten gefordert, daß der Krieg in jeder Beziehung ein Volks- und Befreiungskrieg werde. Doch pflegt der Gang der Ereignisse nicht bloß durch einen Faktor, sondern durch mehrere bestimmt zu werden, die nach verschiedenen Richtungen wirken. Der Druck der Demokratie stieß auf starken Gegendruck anderer gesellschaftlicher Kräfte. Den Druck stärken, bedeutet einen verstärkten Gegendruck provozieren, also die »heilige Einigkeit«, die doch als unentbehrliche Bedingung des Krieges anerkannt wurde, einer Gefahr aussetzen. Die offiziellen Führer drehen und wenden sich in den Zangen dieses Widerspruches, indem sie heute die Frage über die reale Kontrolle aufwerfen, morgen über die Mißbräuche des Belagerungszustandes, übermorgen über die Kriegsgewinnsteuer, über das Moratorium für Wohnungsmieten und

Pachtzinsen usw., sich dabei aber immer wieder zurückziehen, sobald die Gegenseite ihr Non possumus! eindrucksvoll ausruft. Im Namen der Erhaltung der für ein siegreiches Ende so nötigen heiligen Einigkeit wirft er unmerklich ein Stück der jakobinischen Toilette nach dem anderen über Bord. Der revolutionär-demokratische Patriotismus verwandelt sich allmählich in einen Patriotismus schlechtweg.

* * *

Zu Ende des Jahres 1915 war diese Entwicklung so weit gediehen, daß Hervé ihre Bilanz zog, als er ankündigte, sein Organ, die »Guerre sociale« (Der soziale Krieg) erhalte vom 1. Januar ab den Titel »Victoire« (Der Sieg). Diesen Wechsel des Titels motivierte er damit, daß er fortan den »Sozialen Krieg« nicht nur für die Zeit des nationalen Krieges, sondern auch für die Zukunft aufgegeben habe und dies betonen wolle. Darin lag eine unzweideutige Herausforderung seiner Partei, deren offizielle Ideologie eben in der Meinung gipfelt, daß der jetzige Waffenstillstand im Klassenkampf k e i n Vorspiel zu einem dauernden Klassenfrieden sei. Und diese Herausforderung mußte Gustav Hervé hinwerfen, weil die offiziellen Parteiführer in die Notwendigkeit versetzt wurden, immer öfter und dringender daran zu erinnern, daß die Herbeiführung eines solchen Friedens nicht in ihren Absichten liege. Diese Notwendigkeit wurde durch das Auftauchen einer organisierten »Opposition« hervorgerufen, deren Bestehen die Führer gern verborgen hätten, was aber Hervé nicht tat. Er erhob im Gegenteil gleich zu Beginn einen Lärm aus Anlaß der »unterirdischen« Tätigkeit der Opposition und forderte, daß man mit ihnen allen scharf ins Gericht gehe. In dieser Hinsicht war seine Politik derjenigen der offiziellen Führer der Partei direkt entgegengesetzt. Die letzteren bemühten sich, die Opposition zu schwächen, das Wachstum ihres Einflusses aufzuhalten, indem sie darauf beharrten, die Partei wäre sich treu geblieben, wolle sich auch weiterhin treu bleiben, und der Waffenstillstand im Klassenkampf sei nur eine vorübergehende, zu nichts verpflichtende Episode. Hervé aber, und darin äußert sich unbestritten die starke Seite dieses geradlinigen Politikers, sah sofort ein, ein Waffenstillstand mit der Aussicht, daß er morgen wieder gebrochen würde, müsse die ganze oder einen großen Teil der Bedeutung einbüßen, die man von dem Abschluß eines solchen Waffenstillstandes erwartet hatte. Jene Anstrengung und Vereinigung aller Kräfte der Nation, die ein »Krieg bis zum Ende« erheischt, müsse nicht nur des heutigen, sondern auch des morgigen politischen Tages sicher sein. Damit die nationale Einigung auch nur für einen Moment die Klassenwidersprüche überwinde, müsse der Bourgeois die Sicherheit haben, daß man ihn morgen nicht bei der Kehle ergreifen, der Arbeiter, daß man für ihn morgen sorgen werde.

In einem seiner letzten Artikel, mit denen Hervé die neue Etappe seiner Karriere bekundete, erklärte er, er könnte seine Vorschläge zu einer radikalen Liquidierung der alten Ideologie bis nach dem Kriege verschieben, wenn er die Sicherheit hätte, daß die »Opposition« nicht erstarken und die Partei auf ihrem neuen Wege nicht hemmen werde. Da aber die Sachen anders stünden, so werde er die Frage nach dem Sinn der ganzen Entwicklung der letzten Jahre und der aus ihr zu ziehenden Schlüsse radikal und ohne Umschweife aufwerfen müssen.

Hervé sprach das, »was ist«, aus, das, was aus der geschaffenen Lage logisch folgen muß. Auf die Parteikreise hat diese Äußerung einen derartigen Eindruck gemacht, daß man unverzüglich formell den Antrag stellte, ihn wegen des offenen Bruches mit dem Parteiprogramm auszuschließen. Die Frage blieb offen: die Parteimehrheit, der Hervé so ungelegen den Spiegel vorhielt, kann keinen bestimmten Entschluß fassen und hofft die Sache durch Verschleppung zu erledigen. Einstweilen mußte Hervé aus dem Zentralkomitee austreten, was ihm auch formell die Hände für seine Arbeit freigab.

In einer Reihe von Artikeln sprach Hervé seine Gedanken über die bevorstehende »Revision« bis zum Ende aus.

»Wenn« — schreibt er in dem ihm eigenen Stil in dem Artikel »Die Krise des französischen Sozialismus« —, »wenn der Klassensozialismus ein Dogma ist, wenn nur mit der Solidarität und der Brüderlichkeit der Arbeiter aller Länder zu rechnen ist; wenn gemäß der Lehre, an die wir fünfzehn Jahre lang fromm geglaubt hatten, die Regierenden und Besitzenden des eigenen Landes unsere einzigen Feinde sind, dann sind die Zimmerwalder Sozialisten im Rechte. Dann sagen wir also möglichst schnell unseren Arbeitern, daß sie während der zwanzig Monate, wo sie mit den deutschen Arbeitern kämpften, geirrt haben..., daß sie sich gegen ihre Schützengrabenkameraden, mit denen sie zusammen gelitten haben, gegen den französischen Bourgeois wenden und den Refrain der ‚Internationale' anstimmen sollen.«

»Aber« — meint er weiter — »man muß von einer geistigen Kurzsichtigkeit oder einem allseitigen Kretinismus befangen sein, um noch bis jetzt an dieses Hirngespinst zu glauben und den kläglichen Zusammenbruch unserer ganzen Auffassung des Klassenkampfsozialismus nicht einzusehen, jener Auffassung, die wir uns während der letzten dreißig Jahre nur deshalb aufdringen ließen, weil wir die Besiegten blieben« (in dem letzten Kriege).[1]

»Sollten wir nicht so viel Mut, Ehrlichkeit und Weitsichtigkeit besitzen, den Bankrott nicht des Sozialismus überhaupt, sondern jener Auffassung des Sozialismus, die in Frankreich nach dem Amsterdamer Kongreß 1904 die Oberhand gewann, zu konstatieren?

Als der Krieg ausbrach, was wurde da aus unserer Theorie, deren Bau auf internationalen Kongressen unter der Leitung der deutschen Sozialdemokratie errichtet worden war? Die Arbeiter, saget ihr, seien unsere Brüder? Bei dem ersten Schuß ging diese Theorie in Rauch auf.... Die deutschen Arbeiter und die deutschen Bourgeois stellten sich unter die Waffen, während die französischen Arbeiter und die französischen Bourgeois dasselbe mit einer rührenden Einmütigkeit taten.«

»Die ‚Theorie'« — sagt Hervé — »wäre nicht nur nicht imstande gewesen, dem Krieg vorzubeugen, sondern sie sei es gerade, die es verschulde, daß der Krieg überhaupt ausbrechen konnte. In der Tat. Die einzige Aussicht auf eine Vermeidung des Krieges könnte noch die Verwandlung der deutschen Sozialdemokratie in eine deutsche nationalsozialistische Partei nach der Art Südekums, der tausendmal gescheiter und realistischer ist als Haase, bringen. Hätte in Deutschland eine solche nationalsozialistische Partei mit den Parteien der bürgerlichen Linken einen Block gebildet, so wäre sie imstande gewesen, ein parlamentarisches Regime und die Verantwortlichkeit der Minister durchzusetzen und die feudalpreußische Militärkaste zu zähmen. Und bei uns selbst hätte die Partei ein Bündnis mit den Radikalen geschlossen und sich zu einer ministeriellen Regierungspartei gewandelt. Jaurès mit seinem realistischen Genie wäre Minister geworden, um unsere äußere Politik im Sinne einer Annäherung an das demokratisierte Deutschland zu leiten. Aber das

[1] Diesen Gedanken, daß nämlich Deutschland dem 1870 besiegten Frankreich auch die geistigen Formen der sozialistischen Bewegung aufgedrängt habe, entwickelt Hervé in anderen Artikeln.

Klassenkampfdogma und die Taktik der nörgelnden Unfruchtbarkeit, die uns und den deutschen Sozialisten durch dieses Dogma aufgezwungen war, verhinderte uns, das zu erreichen, was wir erstreben sollten. Und nach dem doppelten Bankrott dieses Dogmas fordert man uns auf, die Internationale auf dieser dogmatischen Grundlage wiederherzustellen!«

»Die Krise des deutschen Sozialismus« — schreibt Hervé in einem anderen Artikel — »ist zugleich auch die Krise des internationalen Sozialismus in allen Ländern: in Rußland, England, Frankreich, Belgien wie auch in Deutschland und Österreich werden die Sozialisten nolens volens zwischen dem deutschen Sozialismus, begründet auf der abstrakten Klassenkampfidee, und der neuen Auffassung des Sozialismus wählen, einer Auffassung, die ich gern als die nationale bezeichnen will, um zu betonen, daß sie in einem jeden Lande dem Heimatboden, der Geschichte und dem nationalen Charakter des gegebenen Volkes entwachsen sein, das Gepräge der nationalen Seele in sich tragen und in dem Rahmen der Nation sich betätigen muß.

Der heilige Karl Marx lehrte uns den Klassenkampf. Indessen sehen wir, daß der ganze Fortschritt, die ganze Rettung in der Zusammenarbeit der Klassen im Innern der Nation liegt. Niemals wird die ‚heilige Einigung' der Klassen und der Menschen nötiger sein als am Tage nach der gegenwärtigen Katastrophe, die in der Geschichte der Menschheit beispiellos dasteht. Wieviel Ruinen werden herzustellen sein! Wieviel Wunden zu heilen, wieviel Bedürfnisse zu stillen!

Sollen wir da als Todsüchtige von neuem die Predigt des Klassenkampfes, eines sozialen, eines Bürgerkriegs aufnehmen? Ich bedanke mich schön! Diese Politik gibt den Besitzlosen zu wenig, sie ist für die Nation im ganzen zu schädlich, für die Nation, deren industrielle Entwicklung sie lähmte, für die Republik, deren normale und allmähliche Entwicklung sie aufhielt!«

Und Hervé entwickelt ein positives Programm des morgigen Tages, das zu verwirklichen der nationalsozialistischen Partei im Bunde mit anderen Parteien beschieden sein werde: Entfaltung der nationalen Industrie; Verbesserung der Seehäfen und der Verkehrswege; administrative Dezentralisation; Maßnahmen gegen den Geburtenrückgang und gegen den Alkoholismus.

»Wobei wir nie aus dem Auge lassen müssen, daß die kapitalistische Entwicklung Frankreichs ein conditio sine qua non jeder Verbesserung der Lage der Arbeiter und Bauern ist.«

Endlich in einem dritten Artikel, betitelt »Die Spaltung ist unentbehrlich«, sagt Hervé, nachdem er gezeigt, daß die Spaltung faktisch bestehe und nur formell ausgesprochen werden müsse:

»Wir würden Toren oder Verbrecher sein, wenn wir nach dem Ende des Weltkriegs uns weigerten, uns mit der republikanischen Regierung, der kapitalistischen Klasse und dem Unternehmerstaat, die die Sache unserer nationalen Wiedergeburt leiten werden, zu einem loyalen, herzlichen, jedem Gedanken an den Bürgerkrieg fernstehenden Zusammenwirken zu vereinigen. Ohne das Bestehen der Klassen zu verneinen, ohne in Abrede stellen zu wollen, daß die Interessen der Arbeiterklasse mit denen der Kapitalistenklasse zuweilen kollidieren können, und daß das Proletariat oft der sozialen Ungerechtigkeit zum Opfer fällt, sind wir darauf bedacht, nur legale Mittel, den Stimmzettel, anzuwenden, um durch organisierende und pädagogische Wirkung des allgemeinen Wahlrechts unsere Ideale der sozialen Gerechtigkeit und des Völkerrechts zu verwirklichen.«

So lautet das letzte Wort des ungestümen französischen Publizisten. Seiner ganzen Vergangenheit treu treibt er die Fragen auf die Spitze und

löst sie radikal, indem er sein Gewissen mit Grübeln darüber nicht belastet, ob denn ein Politiker berechtigt ist, heute das zu verbrennen, was er noch gestern verehrt. Dieser Vergangenheit treu beeilt er sich, dem Rufe der »Straße«, der buntscheckigen Masse zu folgen, die durch die Kriegsereignisse an sich selbst irre geworden ist und auf eine klare, feste Antwort auf die Frage: Was tun? wartet.

Ob dem Stern Hervè beschieden ist, auf dem Horizont der französischen Öffentlichkeit in der Rolle eines Verkünders des »neuen Evangeliums«, mit dem wir den Leser oben bekanntgemacht haben, neu zu erglänzen, oder ob er gleich seinem »Meister« Rochefort als ein einsamer, gegen alle und alles brummender Publizist enden wird — die Antwort darauf wird wohl die ziemlich nahe Zukunft geben.

Handelspolitische Fragen.

Von Karl Emil.

(Fortsetzung.)

3. Das gewerkschaftliche Kriegsbuch.

Die Legende, daß der Krieg vor allem dem englischen Handelsneid entsprungen sei, spielt unter anderem die Hauptrolle in dem »Gewerkschaftlichen Kriegsbuch«, in dem bekannte deutsche Gewerkschaftsführer zu den handelspolitischen Problemen, die der Krieg aufgeworfen hat, Stellung nehmen.[8] Das Buch, heißt es in dem Vorwort, stellt

einen Versuch dar, vom Boden der Tatsachen aus die Interessen der deutschen Arbeiter am Kriegsergebnis zu untersuchen. Unabhängig von mehr oder weniger wissenschaftlichen Doktrinen erstreckt sich diese Untersuchung lediglich auf die tatsächlichen Verhältnisse in den einzelnen Industriegruppen, während die einleitenden Kapitel die Fragen der Sozialpolitik und Arbeiterversicherung erörtern. Das Gesamtergebnis wird in einem Schlußkapitel vom Herausgeber gewürdigt. ... Parlamentarier, die aus der Gewerkschaftsbewegung hervorgegangen sind, Verbandsvorsitzende und Gewerkschaftsredakteure sind die Mitarbeiter dieses Buches, Realpolitiker also, die unmittelbar aus der Praxis schöpfen.

Einst hieß es: die Wissenschaft und die Arbeiter! Jetzt scheint es, geht es um die Emanzipation der Arbeiter von der Wissenschaft. Natürlich erliegen die Verfasser dabei einer übrigens auch sonst häufigen Illusion. Unseren »Realpolitikern« handelt es sich ja gar nicht um eine reine Tatsachensammlung (und selbst die ist zumeist nur möglich von einem bestimmten wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus), sondern um Verwertung dieser Tatsachen für die Stellungnahme zur Wirtschaftspolitik. Und diese ist nur möglich bei genauer Kenntnis der Wirtschaftsbeziehungen, des gesetzmäßigen Zusammenhanges, der sich in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen durchsetzt, den aufzudecken eben Aufgabe der Wissenschaft ist und die nur sie allein leisten kann.[9] In Wirklichkeit ist daher die »Unabhängig-

[8] Arbeiterinteressen und Kriegsergebnis. Ein gewerkschaftliches Kriegsbuch. Herausgegeben von Wilh. Janssen. Verlag der Internationalen Korrespondenz, A. Baumeister. 167 Seiten. Preis 2 Mark.

[9] »Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es bekannt ist, nicht erkannt. Es ist die gewöhnlichste Selbsttäuschung wie Täuschung anderer, beim Erkennen etwas als bekannt vorauszusetzen und es sich ebenso gefallen zu lassen; mit allem Hin- und Her-

keit von mehr oder weniger wissenschaftlichen Doktrinen« nur eine Illusion und bedeutet bloß, daß die Autoren auf wirklich kritische, eigene wissenschaftliche Stellungnahme verzichten und einfach aus dem populären Bestand von allerhand »mehr oder minder« wissenschaftlichen Meinungen jeweils die ihnen gerade passende akzeptieren, ein Verfahren, das bei reinen Praktikern nicht gerade selten ist, zur Förderung der Klarheit aber nicht viel beiträgt.

So ist es denn auch nicht weiter verwunderlich, daß man bei den Verfassern oder einzelnen Abhandlungen Beweisführungen begegnet, die, sei es der Harmonielehre, sei es der Zusammenbruchstheorie entsprechen.

Die Verfasser versichern zunächst übereinstimmend — die meisten Arbeiten machen überhaupt den Eindruck, als wären sie nach einer gemeinsamen Disposition verfertigt — und mit größtem Nachdruck, die Zertrümmerung Deutschlands und seine Auflösung in einzelne Kulturstaaten wäre ein großes Unglück für die deutsche Arbeiterklasse. Diese wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands aber sei — die »Times« und andere hätten es verkündet — das Kriegsziel Englands, also müßten die deutschen Arbeiter den Sieg Deutschlands mit aller Kraft anstreben. Deutschland oder England, das sei demnach die Frage. Allein diese ganze Fragestellung, so geeignet sie auch für gewisse praktische Zwecke, zum Beispiel zur Wahrung der Kriegsbegeisterung oder zur Diskreditierung der sozialdemokratischen Minorität, sein mag, ist unwissenschaftlich, unrealistisch, ja ziemlich kindisch. Denn in der Politik kommt es nicht auf Drohungen, Hoffnungen und Befürchtungen an, sondern auf die wirklichen Machtverhältnisse. Diese lagen aber niemals so, daß die Zerstückelungspläne oder die Vernichtung der deutschen Wirtschaft ein erreichbares Kriegsziel der Gegner hätten sein können. Die Schädigung der Wirtschaft, und zwar der Gesamtwirtschaft wird auch jetzt nicht so sehr das Werk der Gegner als vielmehr die unbedingte Folge der langen Dauer des Krieges sein.

Aber darüber hinaus entbehrten solche Pläne vor allem des ökonomischen Sinnes und insbesondere für England. Alle die Maßregeln, die jetzt *nach* Ausbruch des Krieges diskutiert werden, hätten die Engländer *vor* dem Krieg und *ohne* den Krieg gegen die deutsche Konkurrenz anwenden können, vor allem die Einführung von Schutzzöllen. Sie haben das nicht

---

reden kommt solches Wissen, ohne zu wissen, wie ihm geschieht, nicht von der Stelle.« (Hegel.) Und für manche nationalökonomischen Abhandlungen unserer Zeit scheint zu gelten, was Hegel gegenüber manchem Philosophischen sagt: »Von allen Wissenschaften, Künsten, Geschicklichkeiten, Handwerken gilt die Überzeugung, daß, um sie zu besitzen, eine vielfache Bemühung des Erlernens und Übens derselben nötig ist. In Ansehung der Philosophie dagegen scheint jetzt das Vorurteil zu herrschen, daß, wenn zwar jeder Augen und Finger hat, und wenn er Leder und Werkzeug bekommt, er darum nicht imstande sei, Schuhe zu machen — jeder doch unmittelbar zu philosophieren und die Philosophie zu beurteilen verstehe, weil er den Maßstab an seiner natürlichen Vernunft dazu besitze — als ob er den Maßstab eines Schuhes nicht an seinem Fuße ebenfalls besäße. Es scheint gerade in den Mangel von Kenntnissen und von Studium der Besitz der Philosophie gesetzt zu werden und diese da aufzuhören, wo jene anfangen.«

»Unabhängig von mehr oder weniger wissenschaftlichen Doktrinen,«: es ist wirklich ein schlechtes Geleitwort, das den Arbeiten der Verfasser mit auf den Weg gegeben wurde.

getan, haben vielmehr die Chamberlainschen Pläne immer wieder mit stets steigenden Mehrheiten abgelehnt. Sie taten das in der Überzeugung, daß die Schädigung der deutschen Wirtschaft zugleich eine Schädigung der englischen bedeuten würde. Und die Tatsache dieser Ablehnung fällt wohl mehr ins Gewicht als einzelne Äußerungen chauvinistischer Personen und Zeitungen während des Krieges. Die Erklärung des englisch-deutschen Gegensatzes aus dem »Handelsneid« der Engländer erscheint zwar als eine sehr einfache und einleuchtende, ist aber nichtsdestoweniger falsch und mit der wirklichen englischen Politik bis zum Krieg in Widerspruch. Englands Stellungnahme im Krieg entspringt nicht aus der Furcht vor der deutschen Wirtschaft, sondern aus der Besorgnis vor der deutschen Politik, nicht aus Angst vor der Weiterentwicklung der deutschen Eisen- oder Kohlenförderung, sondern aus der Sorge vor der deutschen Flotte. Es sind nicht unmittelbare Wirtschafts-, sondern Machtfragen, um die es sich beim deutsch-englischen Gegensatz handelt. Diese Machtfragen selbst haben nun ihrerseits ihre sehr komplizierten historischen und ökonomischen Unterlagen. Historisch hatte England getreu der merkantilistischen Politik des Frühkapitalismus die Machtmittel, die ihm seine frühe kapitalistische Entwicklung gab, zur Begründung seiner Kolonialmacht und seiner Seestellung benutzt, während Deutschland ohne selbständige staatliche Existenz und durch die Verlegung der Handelswege von der modernen ökonomischen Entwicklung zunächst ausgeschlossen, bei der Teilung der Welt im Hintertreffen blieb. Der Mangel an Kolonien hat Deutschland nach seiner Einigung nicht gehindert, einen beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung zu nehmen und diesen bis zum Kriege beizubehalten. Der Aufschwung vollzog sich nicht auf Kosten der englischen Industrieentwicklung, sondern parallel mit dieser wie mit der der modernen Industriestaaten. Vom Standpunkt der rein industriellen Entwicklung wäre für die Entstehung eines dauernden und tiefgehenden Gegensatzes kein Grund trotz aller damit verbundenen individuellen Konkurrenzeifersüchteleien. Der Gegensatz wurde erst hervorgerufen durch die imperialistische Politik, die darauf ausging, die staatliche Macht den Interessen der Kapitalmagnaten dienstbar zu machen, den inländischen Markt durch Schutzzölle zum Monopol der nationalen Kartelle und Trusts zu machen, die noch freien Stücke des Weltmarktes, sei es als Absatzgebiete, sei es als Rohstoffquellen für die nationale Kapitalistenklasse zu monopolisieren, die Diplomatie in den Dienst des Kapitalexports zu stellen und schließlich bei passender Gelegenheit die Teilung der Welt, das Ergebnis einer Geschichte, die ihre Voraussetzungen zum Teil verlassen zu haben schien, zu korrigieren. Diese Tatsachen oder Tendenzen waren es, die den deutsch-englischen Gegensatz bedingten und ihn mit der Steigerung der Staatsmacht zu einem Machtkonflikt zuspitzen mußten. Der deutsch-englische Gegensatz erklärt sich also nicht aus den einfachen Konkurrenzverhältnissen des industriellen Kapitals, sondern aus den viel verwickelteren des Finanzkapitals und seiner Politik. Diese stellt den engen Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Staatsmacht, den das industrielle Kapital mit seiner Atomisierung der Gesellschaft sehr gelockert hatte, wieder her, ähnlich wie er im merkantilistischen Zeitalter bestanden hatte. Schon lange vor dem Krieg ist dieser Gegensatz von Marxisten analysiert und sind seine Folgen vorausgesagt worden. Daraus, aus dem Charakter dieses Krieges als Kampf um die Macht, erklären sich auch seine Parolen, die Vernichtung des preu-

ßischen Militarismus einerseits, die Freiheit der Meere andererseits, die ihn begleitenden Ideologien mit ihren unendlichen Kriegszielen, schrankenlos, wie eben das Streben nach Macht, die lange Dauer, die eben der Machtentscheid bedingt, und die Schwierigkeit für die, die ihn führen, ihn zu beenden, weil ein Kompromiß kein Ende wäre, sondern bei Beibehaltung der bisherigen Politik nur das Vorspiel zu neuen Kämpfen zwischen bis dahin noch stärker gewordenen Mächtegruppen.

An diesem einzigartigen Wesen dieses Krieges — soweit Westeuropa in Betracht kommt — als einem Entscheidungskampf zwischen den zu einer Einheit gewordenen staatlichen Kapitalismen und kapitalistischen Staaten geht das Gewerkschaftsbuch ganz vorüber und begnügt sich mit der Stellungnahme zu einer einzigen Kriegsideologie, zur Forderung nach der Freiheit der Meere, die es sich unbesehen zu eigen macht, wie die französischen Sozialisten die »Zertrümmerung des preußischen Militarismus«. Und trotzdem wäre gerade hier realpolitische Kritik sehr am Platze gewesen.

Die »Freiheit der Meere« stand im Frieden nie in Frage, die Handelsschiffahrt unterlag keinerlei Beschränkungen, und am wenigsten hätten die Engländer daran gedacht. Nicht nur, weil die Freiheit der Meere ein integrierender Bestandteil des englischen Freihandelssystems ist und allein den dauernden englischen ökonomischen Interessen entspricht, sondern weil jede andere Politik sämtliche Nationen gegen England vereinigt hätte, und dazu sind englische Politiker zu klug. Es kann sich also nur um die Freiheit der Meere im Kriege handeln, also im Grunde um eine Forderung, die die Erleichterung der nächsten Kriegführung für die künftigen Gegner Englands bezweckt. Es muß also, da auf völkerrechtliche Abmachungen bei Fortdauer der Machtpolitik kein Verlaß ist, die Seeherrschaft Englands gebrochen werden; das wird erreicht, wenn der englischen Flotte eine gegnerische gegenübertritt, die den Kampf mit ihr aufnehmen kann. Von dem Ausgang dieses Kampfes hängt dann in einem künftigen Kriege zwar nicht die Freiheit der Meere ab, wohl aber die Frage, wem die Seeherrschaft und damit die Möglichkeit der Blockade des Gegners zufällt. Kritiklos für die »Freiheit der Meere« eintreten, hieße also unter Umständen für die Fortführung des Krieges eintreten, bis die englische Seemacht und damit die Machtstellung Englands überhaupt gebrochen ist, und, falls dies nicht gelänge, für eine Vermehrung der Flottenrüstung nach dem Kriege. Denn vom Standpunkt der Machtpolitik gibt es keinen anderen Ausweg.

Die Freiheit der Meere kann allerdings auch in einem anderen Sinne verstanden werden. Ist sie nicht erreichbar vom Standpunkt der Machtpolitik, ist sie hier nur die Verbrämung des Strebens nach der eigenen Seeherrschaft, so gewinnt sie wohl Sinn und Inhalt vom Standpunkt demokratischer Friedenspolitik. Sie ist dann eine Folge der friedlichen Verständigung der Nationen, die zur Basis ein Abrüstungsübereinkommen zur See hätte. Da aber eine Abrüstung der Flotten nur eine einseitige Machtverschiebung bedeutete, die Machtpolitik, soweit sie sich auf die Entscheidungen der Heere stützte, unangetastet ließe, ist sie isoliert nicht zu vertreten, sondern nur im Verein mit der Abrüstung zu Lande, also mit einer Änderung der bisherigen Politik, die vor allem Aufgabe und Ziel der proletarischen Politik nach dem Kriege sein muß. Dies erfordert aber eine selbständige und unabhängige Politik des Proletariats während des Krieges, wie sie die sozialistischen Mi-

noriken fordern, und nicht die Identifizierung der proletarischen Politik mit der der Herrschenden, wie es durch solche Zweideutigkeiten geschieht.

Die unbewußte Abhängigkeit der meisten Verfasser von mehr oder weniger wissenschaftlichen Doktrinen charakterisiert überhaupt ihre ganze Beweisführung. Sie bringen für die Entwicklung der einzelnen Industrien reichhaltiges statistisches Material bei, so Krätzig über die Textil-, Blum über die Leder-, Girbig über die keramische, Kayser über die Holzindustrie, Hue in gewohnter Sachkenntnis über die Bergwerks- und Hüttenindustrie, und besonders beachtenswert erscheint uns der Aufsatz von Heinrich Schneider über die chemische Industrie. Die Zahlen zeigen den großen und ungehemmten Aufschwung der deutschen Industrie (nebenbei bemerkt, trotz des Fehlens bedeutenden Kolonialbesitzes), aber wenn auch die Verfasser daran den Schluß knüpfen, daß deshalb England den Krieg begonnen habe, so ist dieser Schluß sehr voreilig und erscheint den Verfassern nur deshalb so einleuchtend, weil sie unbewußt vom Standpunkt der Zusammenbruchstheorie aus argumentieren, wenn sie diese auch naiverweise nur für England gelten lassen, während sie auf der anderen Seite ganz übersehen, daß die imperialistische Wirtschafts- und Machtpolitik der deutschen herrschenden Schichten noch andere Ziele im Auge hatte als die Weiterentwicklung des industriellen Kapitals. Wie seinerzeit die deutschen Professoren, so übersehen eben vielfach auch die Gewerkschafter, daß es sich heute nicht mehr um die Interessen des Industrie-, sondern um die des Finanzkapitals handelt, und unterliegen daher auch ähnlichen Illusionen von der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit wie die alten Trade Unionisten zur Zeit der Alleinherrschaft des industriellen Kapitals in England.[10] Freilich nicht alle. So schreibt Heinrich Schneider, nachdem er konstatiert hat, daß die Dividende in der chemischen Industrie dauernd um beinahe 100 Prozent über dem allgemeinen Durchschnitt steht, die Löhne aber den Durchschnitt um noch nicht 10 Prozent überragen, und das auch nur wegen der andersartigen Gliederung der Arbeiterschaft und der mit der Arbeit verbundenen Gefahr:

Mit diesen Feststellungen soll nicht jeder Zusammenhang zwischen Unternehmergewinn und Arbeitslohn bestritten, sondern nur die schematische Verknüpfung beider als irreführend bezeichnet werden. Übrigens sprechen die Erfahrungen der täglichen Gewerkschaftsarbeit auch durchaus gegen die Auffassung, daß der Arbeitslohn am Unternehmergewinn reguliert werde. Nur allzu häufig machen die Gewerkschaften die Erfahrung, daß nicht in kapital schwachen, sondern in kapitalstarken Unternehmungen und Industriezweigen die Forderungen der Arbeiter am heftigsten und auch am erfolgreichsten bekämpft werden. Die hohen Gewinne führen eben zur Anhäufung von Macht, die gegen die Arbeiter Verwendung fin-

[10] So schreibt Emil Kloth in dem Artikel über die graphischen Gewerbe: Solange noch die kapitalistische Produktionsweise durch keine bessere ersetzt ist, fallen den Unternehmern, ihren leitenden Beamten und Auslandsvertretern sehr wichtige Aufgaben in bezug auf die Beobachtung des Auslandsmarktes, die Berücksichtigung der Bedürfnisse der verschiedenen Länder, die Ausnutzung der Absatzmöglichkeiten, die Gestaltung der Handelsverträge und die Benutzung der Verkehrswege zu. Mit einem regsamen, weitsichtigen, auf den freien Wettbewerb vertrauenden Unternehmertum vermag die Arbeiterschaft unbeschadet ihrer eigenen Interessen sehr wohl ein gut Stück Weges zusammenzugehen.

den kann. Die Arbeiter der chemischen Industrie haben das nur allzu oft bitter genug empfinden müssen.

Und ebenso zwingen die Produktions- und Absatzbedingungen dieser großen deutschen Weltindustrie zur Ablehnung jeder Zusammenbruchstheorie. Denn die chemische Industrie, führt Schneider richtig aus — und ähnliche, nur weniger klar formulierte Gedankengänge finden sich auch bei Hue —, hat ihr Hauptabsatzgebiet nicht in industriearmen, sondern in industriereichen Ländern, da ihre Erzeugnisse zu einem erheblichen Teil Roh- und Hilfsstoffe für andere Industriezweige sind. Deshalb weist Schneider auch die Pläne mancher deutschen Kriegsliteraten, die Entwicklung fremder Industrien, zum Beispiel der russischen, zu hemmen, energisch zurück und erwartet die Sicherung der chemischen Industrie vor allem von der künftigen Zoll- und Handelspolitik, von der er allerdings fürchtet, daß sie, wenn sie nach den Wünschen der herrschenden Klassen geht, sehr unerfreulich sein werde. Denn je mehr nach den bekannten Wünschen der Wirtschaftsverbände »Deutschland den eigenen Markt für ausländische Erzeugnisse sperrt, um so schwieriger wird es naturgemäß, den Auslandsmarkt für deutsche Industrieerzeugnisse offenzuhalten«. Ebenso lehnt auch Schneider die uferlosen Kolonialpläne ab und verweist sehr richtig darauf, daß »für die chemische Industrie selbst die ausgedehnteste Kolonialpolitik kein geschlossenes Rohstoffgebiet schaffen kann«, während zum Beispiel Krätzig in seiner Abhandlung über die Textilindustrie ganz unkritischen Illusionen über die Möglichkeit und Bedeutung kolonialer Baumwollproduktion verfällt.

Der Gegensatz in der Handelspolitik — und auch die meisten anderen Verfasser treten für eine freihändlerische Richtung ein — ist aber nur ein Teil des Gegensatzes, in dem überhaupt proletarische und bürgerliche Wirtschaftspolitik zueinander stehen, und nie mehr als im Zeitalter des Imperialismus. Diesen Gegensatz in all seiner Tiefe und Folgenschwere zu erfassen, bedarf es allerdings klarer wissenschaftlicher Einsicht, die bei der Unabhängigkeit von mehr oder weniger wissenschaftlichen Doktrinen unerreichbar ist. Der Kampf der Lohnarbeit gegen das Kapital ist zunächst ein Kampf um die Verteilung des von der Arbeiterklasse alljährlich geschaffenen Neuwerts. In diesem Kampfe entscheidet sich unter sonst gleichen Umständen die gegenseitige Höhe des Profits und des Arbeitslohns. Dieser Kampf um den Arbeitsertrag setzt sich fort in den Kämpfen um die staatliche Wirtschaftspolitik. In der Handelspolitik verlangt das Interesse der Arbeiter vor allem die Ausdehnung des inneren Marktes. Je höher der Arbeitslohn, desto höher der Teil des jährlichen Neuwerts, der unmittelbar Nachfrage nach Ware bildet, und zwar Nachfrage nach Konsumtionsmitteln, Fertigfabrikaten. Dies bedeutet zugleich Förderung der Fertigfabrikatindustrien, also der Industriezweige mit hohem Arbeitsfassungsvermögen, in denen die lebendige Arbeit mehr Raum im Verhältnis zu den Produktionsmitteln einnimmt als in den Produktionsmittelindustrien. Dies bedeutet zugleich rasche Steigerung der Nachfrage nach Arbeitskräften, günstigere Stellung der Arbeiter auf dem Arbeitsmarkt, Stärkung ihrer gewerkschaftlichen Organisationen und Vergrößerung ihrer Siegesaussichten in Lohnkämpfen.

Umgekehrt ist das Interesse der Unternehmer. Erweiterung des inneren Marktes bedeutet zwar auch Ausdehnung der Industrie, aber Ausdehnung verbunden mit Senkung der Profitrate; zugleich wird ihr Kapital in die

Fertigfabrikatenindustrien gelenkt, wo die Konkurrenz am größten, die Kartellierungsfähigkeit am geringsten. Deshalb ist es kapitalistisches Interesse, den Markt zu erweitern, aber nicht auf Kosten der Profitrate durch Erhöhung des Lohnes; ihr Ziel wird erreicht, wenn sie bei gleichbleibendem inneren Markt den äußeren Markt ausdehnen. Ein Teil des Neuprodukts wird nicht Einkommen der Arbeiter, sondern wird als Kapital angelegt, das zur Produktion für den ausländischen Markt dient. In diesem Falle ist also die Profitrate höher und die Akkumulation rascher. Daher hat die Handelspolitik der Unternehmer vor allem immer den äußeren, die der Arbeiter den inneren Markt im Auge und löst sich so insbesondere in Lohnpolitik auf.

Die Arbeiterschaft ist vor allem interessiert an der Höhe des Reallohns, das heißt daran, daß sich ihr jeweiliger Lohn in möglichst vielen und guten Gebrauchswerten darstellen kann. Sie ist daher für die möglichst ungehemmte und rasche Entwicklung aller Produktionskräfte. Sie lehnt demnach unbedingt alle Agrarzölle ab, weil diese eine Verteuerung der Lebensmittel zugunsten der Erhöhung der Grundrente bedeuten, ohne auf die Dauer die Landwirtschaft zu fördern. Der Agrarschutzzoll verhindert nur, daß die höhere Produktivkraft oder die günstigeren Produktionsbedingungen eines auswärtigen Wirtschaftsgebiets dem heimischen Wirtschaftsgebiet zugute kommen.[11]

Aus ähnlichen Gründen lehnt die Arbeiterschaft, sobald einmal eine gewisse Erhöhung industrieller Entwicklung erreicht ist, industrielle Schutzzölle ab, die die internationale Arbeitsteilung stören, die günstigste Entwicklung der Produktivkräfte hindern und die zwischenstaatlichen Gegensätze verschärfen.

Diese Gegnerschaft steigert sich außerordentlich, sobald die Schutzzölle zu Kartellschutzzöllen geworden sind. Die Kartelle und ihre Wirksamkeit entwickeln sich vor allem in den kapitalistisch am höchsten entwickelten Industriezweigen, die relativ das geringste Arbeitsfassungsvermögen haben; die Erzeugung von Extraprofit in diesen Sphären hemmt die Entwicklung der Fabrikats- und Konsumtionsmittelindustrien. Zugleich bedeutet die Verteuerung aller Lebensmittel, die die Kartellschutzzölle in ihrer notwendigen Verbindung mit den Agrarzöllen mit sich bringen, notwendig — weil nur der dauernde Bund zwischen Großindustrie und Agrariern die Aufrechterhaltung des Schutzzollsystems ermöglicht — eine Senkung des Reallohns und damit eine Verengerung des inneren Marktes, soweit dieser durch die Nachfrage der Arbeiter nach Industrieprodukten bestimmt wird. Der Arbeiter wird sowohl als Konsument geschädigt als auch als Produzent durch die Benachteiligung der Industrien mit hohem Arbeitsfassungsvermögen. Zugleich bedeutet die Kartellierung eine Stärkung der Unternehmerstellung auf dem Arbeitsmarkt, eine Schwächung der Gewerkschaften.

Der Kartellschutzzoll ist der stärkste Anreiz zur Steigerung des Kapitalexports und der Expansionspolitik des Imperialismus. Der Kapitalexport

[11] Die Ablehnung des Agrarschutzes ist allen ernsthaften Ökonomen gemein, auch Fr. List, der ihn ein »törichtes Beginnen« nennt. Wagner und andere verteidigen ihn deshalb zum Teil weniger mit ökonomischen als mit politischen Gründen, mit der Notwendigkeit der Erhaltung eines Großgrundbesitzer- oder auch starken Bauernstandes usw.

widerspricht aber den Interessen der Arbeiterklasse, die nicht der Ausfuhr der Produktionsmittel in fremde Länder bedarf, sondern die Nutzbarmachung der vorhandenen Produktivkräfte für den eigenen Bedarf durch Umänderung der Wirtschaftsorganisation. Der Kapitalexport ist ökonomisch für das Kapital die Bedingung der Aufrechterhaltung und Steigerung seiner Profitrate; er bedeutet die rasche Expansion, die Milderung der Krisen und erleichtert daher die Aufrechterhaltung und Verlängerung des kapitalistischen Systems überhaupt, steht somit im schärfsten Widerspruch zu dem dauernden Interesse der Arbeiterklasse, dieses System zu überwinden.

Schutzzoll und Kapitalexport bedingen in ihrer Vereinigung eine Verschärfung der nationalen Gegensätze, den Kampf der Staaten um die Monopolisierung der Absatzmärkte und Rohstoffquellen, die Kolonialpolitik, die Steigerung der Rüstungen, das Wachsen des Steuerdrucks, die Verteuerung der Lebenshaltung, die Vergrößerung der Staatsmacht und die Schwächung der Demokratie. So hat die imperialistische Wirtschaftspolitik die ökonomischen Gegensätze zwischen den Staaten geschaffen und zugleich den Machtapparat, der sie befähigte, diese ökonomischen Gegensätze auszutragen und die gewaltigste Katastrophe herbeizuführen, die die Geschichte kennt.

Und gerade in dieser Zeit, in der hunderttausende Proletarier verbluten unter den Folgen der Politik des Finanzkapitals, verbluten an den Wunden, die sie sich gegenseitig schlagen müssen, sollte in sozialistischen Köpfen Raum sein für Erinnerungen an überwundene Harmonieillusionen oder für die Verwirrungsphrase von der Notwendigkeit des Imperialismus? Der Notwendigkeit, den Imperialismus, die Politik des Finanzkapitals anzuerkennen, wo, wie wir gesehen haben, diese Politik nicht nur den Zukunfts- und dauernden Interessen, sondern auch den unmittelbarsten Gegenwartsinteressen des Proletariats aufs schärfste widerspricht, ja seiner bloßen, nackten, gesicherten Existenz, denn Imperialismus bedeutet Krieg und immer wieder Krieg!

Daß das Proletariat die Notwendigkeit dieser Politik *für die Kapitalistenklasse* und damit ihren Sieg, solange die Kapitalistenklasse ihre Herrschaft ausübt, eingesehen hat, ist kein Grund für das Proletariat, nunmehr auf eigene Politik zu verzichten und vor der Politik seiner Feinde zu kapitulieren oder sich gar noch in Illusionen einzuspinnen über den angeblichen Nutzen, den die Verallgemeinerung und Steigerung der Ausbeutung für seine Klassenlage bedeutet. Das hindert das Proletariat wohl nicht, einzusehen, daß die imperialistische Politik erst die Revolution, die der Kapitalismus bedeutet, verallgemeinert und damit zugleich die Bedingungen für den Sieg des Sozialismus. Jedoch, so wenig die Überzeugung, daß die Politik des Finanzkapitals zu kriegerischen Entwicklungen und damit zur Auslösung revolutionärer Stürme führen muß, das Proletariat von seiner unerbittlichen Feindschaft gegen den Militarismus und die Kriegspolitik abbringen kann, ebensowenig kann es, weil schließlich die Expansionspolitik des Kapitals die mächtigste Förderin seines schließlichen Sieges ist, diese Politik unterstützen. Umgekehrt kann vielmehr der Sieg nur *aus dem beständigen Kampf gegen jene Politik* hervorgehen, weil nur dann das Proletariat der Erbe des Zusammenbruchs werden kann, zu dem die imperialistische Politik führen muß, wobei es sich aber um einen politischen und sozialen, nicht um einen ökonomischen Zusammenbruch handelt, der überhaupt keine rationelle Vorstellung ist. Schutzzoll und Kartelle bedeuten Verteuerung der Lebenshaltung, die Unternehmerorganisationen stärken die Widerstandskraft des Kapitals gegen den An-

sturm der Gewerkschaften; die Rüstungs- und Kolonialpolitik steigert immer rascher die Steuerlast, die das Proletariat aufzubringen hat, das notwendige Ergebnis dieser Politik, der gewaltsame Zusammenstoß der kapitalistischen Staaten bedeutet eine ungeheure akute Steigerung des Elends; aber all diese die Volksmassen revolutionierenden Kräfte können nur dann in den Dienst einer Neugestaltung der Wirtschaft gestellt werden, wenn die Klasse, die die Schöpferin der neuen Gesellschaft werden muß, in ihrem Bewußtsein diese ganze Politik und ihre notwendigen Ergebnisse vorwegnimmt. Das kann aber nur geschehen, wenn der Gegensatz der notwendigen Folgen dieser Politik gegen die Interessen der Volksmassen den Massen fort und fort klargemacht wird, was wieder nur erfolgen kann in der beständigen rücksichtslosen Bekämpfung der imperialistischen Politik.[12]

Darum, um das Einhalten dieser Politik während des Krieges, wie sie fünf Jahre vor dem Kriege von marxistischer Seite vertreten und als selbstverständlich aufgenommen worden war, handelt es sich bei den Gegensätzen zwischen den Majoritäten, die vor dem Imperialismus zu kapitulieren im Begriff sind, und den Minoritäten der sozialistischen Parteien. Also nicht, wie die Mitarbeiter des Gewerkschaftsbuchs zu meinen scheinen, um die törichte Frage, ob die Zerstückelung Deutschlands von irgend jemand gewünscht werde, und nicht um eine Frage parlamentarischer Abstimmung, überhaupt nicht um die Vergangenheit, sondern um die Behauptung des Sozialismus und der Selbständigkeit proletarischer Klassenpolitik in der Gegenwart, um den Kampf für seine Zukunft. Davon freilich wissen uns die Verfasser des Gewerkschaftsbuchs nichts zu sagen, und deshalb sind sie auch keine Führer in diesen Schicksalsstunden der Menschheitsgeschichte geworden.

Diese Politik des grundsätzlichen Widerstreits zwischen proletarischen und kapitalistischen Interessen im Zeitalter des Finanzkapitals gilt es nun auch im einzelnen stets festzuhalten bei den verschiedenen handelspolitischen Problemen, die der Krieg aufgeworfen hat. (Fortsetzung folgt.)

Rumänien im Weltkrieg.

Von A. S. Jobagul.

(Schluß.)

II.

Drei große innerpolitische Lebensfragen gibt es für Rumänien, die seit Jahrzehnten ihrer Lösung harren: die Bauernfrage, die Judenfrage und die Wahlrechtsfrage.

Wir haben oben angedeutet, daß das Gros des rumänischen Bauerntums, zirka 75 Prozent der Gesamt- beziehungsweise 80 Prozent der Landbevölkerung, noch in einem Hörigkeitsverhältnis lebt. Das große Übel wurzelt teils in dem völligen Landmangel, teils in dem völlig ungenügenden Landbesitz des überwiegenden Teiles des Bauerntums, das gezwungen ist, um sein Dasein zu fristen, von den Bojaren und Großpächtern Land unter den drückendsten Bedingungen in Pacht zu nehmen. Der Bauer bezahlt den Pachtzins nicht in bar, sondern in Naturalabgaben und Arbeitsleistungen. In den zwischen Bauern und Großgrundbesitzern beziehungsweise Großpächtern zustandegekommenen Pachtverträgen bilden die sogenannten »ländlichen Vereinbarungen«, die den Inhalt des Arbeitsvertrags darstellen, das

[12] Hilferding, Das Finanzkapital, S. 470, erschienen 1910.

interessanteste Kapitel. Wir finden da »Vereinbarungen«, die tatsächlich die 1864 abgeschaffte Fronarbeit in derselben Form wieder einführen, wie sie im »Kodex der Fronarbeit«, des von Marx so bezeichneten,[2] durch den russischen General Kisseleff 1831 in den rumänischen Donaufürstentümern erlassenen Réglement Organique festgesetzt wurde. Einen interessanten Einblick in diese ländlichen »Vereinbarungen«, wie sie heute noch zustandekommen, gewährt uns der Aufsatz von V. M. Kogalniceanu über die rumänische Agrarfrage.[3]

Die Juden in Rumänien sind sowohl in bürgerlich-rechtlicher als auch in politischer Hinsicht fast vollkommen rechtlos. Vom Landerwerb sowie von der Ausübung der meisten Berufe ausgeschlossen, überfüllen sie den Handel, das Handwerk, die Heimarbeit. Da ihnen von den freien Berufen nur die Ausübung der Medizin gestattet ist, bilden sie die Hauptquelle der Reservearmee der intellektuellen Proletarier. Ihr staatsrechtlicher Status ist überhaupt ein Nonsens: obwohl sie alle öffentlichen Lasten tragen und den Militärdienst leisten, haben die rumänischen Juden in Rumänien kein Bürgerrecht. Sie sind nach der rumänischen Verfassung »Fremde ohne fremde Staatsangehörigkeit« und können nach Belieben jederzeit als »lästige Ausländer« aus Rumänien ausgewiesen werden. Der Antisemitismus unserer Oligarchie wurzelt in folgenden drei Ursachen: in der Angst der Großgrundbesitzer (Bojaren), ihre überaus verschuldeten Landgüter an die Juden zu verlieren, in der Angst der Bureaukratie, daß die Juden, falls sie gleichberechtigt wären, sie aus ihrer Stellung hinausdrängen würden, und in dem Kampf der neuaufgekommenen christlich-rumänischen Handelsbourgeoisie gegen die jüdische.

Um das rumänische Wahlrecht zu charakterisieren, genügt es, zu sagen, daß es ein Dreiklassenwahlsystem reaktionärster Art darstellt, gegen welches selbst das preußische Dreiklassenwahlrecht noch demokratisch anmutet.[4]

Die demokratische Lösung dieser drei Fragen würde ungeahnte Aussichten für den Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens Rumäniens eröffnen. Durch eine weitgehende innere Kolonisation auf den Ländereien des privaten Latifundienbesitzes, den Staats- und königlichen Domänen, dem Besitze der Toten Hand würde man die soziale Lage der Bauern heben, ihre Kaufkraft gewaltig steigern und dadurch den inneren Markt für die Erzeugnisse der einheimischen Industrie erheblich erweitern und festigen, ja der Industrie überhaupt erst eine feste Grundlage schaffen. Die innere

[2] Siehe Marx' Kapital, I, Volksausgabe, Stuttgart, Dietz, S. 187.

[3] Archiv für Sozialwissenschaft und Politik, XXXII, 3, und XXXIII, 1. Sämtliche vom Verfasser dort angeführten Beispiele entstammen »Vereinbarungen« aus dem Jahre 1907, in dem der große rumänische Bauernaufstand stattfand.

[4] In der »Kreuzzeitung« vom 4. Oktober wehrt sich Herr Otto Hötzsch dagegen, daß man aus dem jüngsten Verhalten Ferdinands von Rumänien Schlüsse auf die Wertlosigkeit dynastischer Beziehungen für die Sicherung der äußeren Politik der Staaten zieht. Er stimmt der »Deutschen Tageszeitung« bei, die meint, eine Dynastie wie die rumänische sei keineswegs eine »Verkörperung des monarchischen Gedankens«. Keine Dynastie der Balkanstaaten, fügt Hötzsch hinzu, verkörpere diesen Gedanken, weil »sie alle extrem parlamentarisch-demokratische Verfassungen haben«. Die rumänische Verfassung spiegelt sich sehr sonderbar in seinem Kopfe. Er verwechselt sie wohl mit der bulgarischen. Die Redaktion.

Kolonisation stellt somit einen der wirksamsten Hebel zur Entwicklung der Industrie dar. Die so in Aufschwung gekommene Industrie würde einen Teil des überschüssigen ländlichen Proletariats und der nicht lebensfähigen Zwergbauern als Industrieproletarier aufnehmen. Der Aufschwung der Industrie und des Verkehrs, die Vermehrung des industriellen Proletariats sowie der städtischen Bevölkerung überhaupt würde umgekehrt den inneren Markt für die ländlichen Produkte erweitern. Dieser im Verein mit dem auswärtigen Markt würden den Bedarf an landwirtschaftlichen Erzeugnissen erhöhen und somit den Übergang zur rationellen Bewirtschaftung des Bodens herbeiführen. Das Verschwinden der Latifundien, der eigentlichen Ursache der extensiven Kultur und des mit ihm verbundenen Raubbaus erleichterte und beschleunigte den Übergang zur intensiven Kultur. Die Gleichberechtigung der Juden gäbe vielen Zweigen des gewerblichen Lebens Rumäniens einen mächtigen Anstoß und förderte somit die oben geschilderte Entwicklung. Der allgemeine Wohlstand im Lande würde sich stark heben, und dem Staate würden sich für seine Bedürfnisse neue wirtschaftliche und finanzielle Quellen erschließen. Hand in Hand mit diesen zwei Reformen müßte die Einführung des allgemeinen Wahlrechts und eine breite Reform der Volksschule erfolgen. Zur Durchführung aller dieser grundlegenden Reformen wäre ein größerer Bedarf an intelligenten geschulten Beamten erforderlich, der die überschüssigen intellektuellen Arbeitskräfte absorbieren würde.

Die Folge dieser Reformen wäre, daß die eigentlichen Ursachen der imperialistischen Eroberungspolitik unserer herrschenden Klassen verschwänden, da die durch diese verfolgten Ziele durch friedliche innerpolitische Arbeit ohne Opfer an Volksgut und -blut verwirklicht würden.

Die Durchführung dieser Reformen setzt aber den Verzicht auf die wirtschaftlichen und politischen Privilegien unserer Oligarchie voraus. Bisher hat nirgends in der ganzen Welt eine herrschende Klasse aus Einsicht oder aus Liebe zum Volke auf ihre Vorrechte freiwillig verzichtet. Wo und wann immer herrschende Klassen auf ihre Vormacht verzichtet haben, wurde ihnen dieser Verzicht durch gegnerische, mit ihnen im Kampfe befindliche Klassen abgerungen. So zieht denn auch die faule rumänische Oligarchie es vor, zum guten Teil in Verkennung ihrer eigenen wirklichen Klasseninteressen, ihre egoistischen Zwecke auf einem für sie bequemeren Wege durchzusetzen, der ihre Privilegien nicht berührt und der ihr eine rasche mühelose Bereicherung auf Kosten der Aufopferung und Auspressung der Bevölkerung des alten und des »neuen« Rumänien ermöglichen soll. Dieser Weg führt zugleich zur Befestigung ihrer Klassenherrschaft und des oligarchischen Privilegienstaatsgebildes.

III.

Gehen wir zu den in der äußeren Politik liegenden Ursachen des Eingreifens Rumäniens in den Weltkrieg über, so ist zunächst die unheilvolle Theorie des Gleichgewichts auf dem Balkan, die sich bei näherer Betrachtung als ein kapitalistischer Importartikel aus der diplomatischen Hexenküche der west- und zentraleuropäischen Kabinette ent-

puppt, als für den Schritt der Regierung Bratianus mitentscheidend zu verzeichnen. Nach dieser Theorie darf kein Balkanstaat eine territoriale Erweiterung vornehmen, ohne daß gleichzeitig die anderen Balkanstaaten entsprechende »Kompensationen« erhalten. Diese Theorie hat bereits im zweiten Balkankrieg eine große Rolle gespielt und letzten Endes das Eingreifen Rumäniens in jenem Kriege veranlaßt. Welches die verderblichen Folgen des Bukarester Friedens waren, der eine Mißgeburt dieser Gleichgewichtstheorie ist, zeigt der gegenwärtig tobende völker- und kulturvernichtende Weltkrieg, der zum großen Teil durch die Wirkungen des zweiten Balkankriegs heraufbeschworen wurde.

Diese Theorie, welche auf den imperialistischen Gegensätzen der herrschenden Klassen der Balkanstaaten beruht, hat in der Folge diese Gegensätze zu einer wahren Feindschaft erweitert.

Die europäischen Großmächte, die ebenfalls auf dem Balkan imperialistische Ziele verfolgen, haben natürlich diese Gegensätze nach Kräften genährt und geschürt, um sie sich nachher desto besser zunutze machen zu können. Sie haben im Verlauf der Zeit versucht, die Balkanstaaten durch alle erlaubten und unerlaubten Mittel auf ihre Seite zu reißen, um so am großen Abrechnungstag über die langbegehrte Beute in diesen kleinen Staaten selbst, die das Objekt ihrer orientalischen Expansionspolitik bilden, eine wertvolle Stütze zu haben, sie zugleich zum Instrument dieser Politik zu machen.

Zur Erreichung dieses Zweckes bediente sich der europäische Imperialismus aller Mittel der diplomatischen Kunst: dynastische Verbindungen, Handelsverträge, wirtschaftliche Konzessionen, Anleihen, militärische Konventionen, ferner Ausbeutung der Rassenverwandtschaft, Aufstachelung des Rassenhasses, des Ehrgeizes und der Eitelkeit der herrschenden Klassen der Balkanstaaten, die erste Geige im Balkankonzert zu spielen, die Erweckung des Appetits nach territorialen Erweiterungen auf Kosten der kleinen oder großen Nachbarn, schließlich Intrigen, Korruption, Bestechung, aufrührerische Treibereien, Drohung, Gewaltanwendung, nichts ließ die europäische Diplomatie unversucht, um die Balkanstaaten gegeneinander zu verfeinden und in das Fahrwasser ihrer imperialistischen Politik zu bringen.

Dieses Buhlen der europäischen Großmächte um die Gunst der Balkanstaaten erzeugte in der Brust der herrschenden Klassen dieser Staaten eine Art Größenwahn, der gewiß nicht ohne Einfluß auf die auswärtige Politik dieser Klassen geblieben ist. Sie kamen sich furchtbar wichtig vor, sie verfielen der Illusion, daß ohne sie Europa nicht fertig werden könne, daß sie überall mit dabei sein müßten, und maßten sich an, in entscheidenden Fragen der Orientpolitik das Zünglein an der Wage spielen zu wollen.

In ihrem blinden Haß gegeneinander warfen sich die herrschenden Klassen der Balkanstaaten in die Arme bald der einen, bald der anderen europäischen Großmacht und sahen nicht, daß sie dadurch die Rolle der Totengräber ihrer eigenen Staaten und Nationen übernahmen.

Um nur ein Beispiel aus der jüngsten Zeit zu bringen, so ist der unter dem Protektorat Rußlands 1912 zustande gekommene Balkanbund, der zum ersten Balkankrieg führte, ferner der zweite Balkankrieg mit dem Bukarester Frieden und zum großen Teil auch der gegenwärtige Weltkrieg eine Frucht der Tendenzen des Imperialismus der europäischen Groß-

mächte, der die Politik der kleineren Balkanstaaten in seinen Kreislauf mitreißt und sie schließlich ins Verderben stürzt.

Gegen diese Gefahren gibt es für die Balkanstaaten nur ein Mittel: die Errichtung eines föderativen Balkanbundes auf demokratischer Grundlage, ferner Abschaffung der stehenden Heere und Einführung der Volksmiliz mit rein defensivem Charakter sowie Stellung der auswärtigen Politik unter demokratisch-parlamentarische Kontrolle. Das sind die Forderungen, die die rumänische Sozialdemokratie der imperialistischen Eroberungspolitik der herrschenden Klassen Rumäniens entgegenhält.

Die Realisierung dieser Forderungen im Verein mit den oben bezeichneten innerpolitischen Reformen allein kann Rumänien sowohl als auch den übrigen Balkanstaaten nicht nur ihre wirtschaftliche, nationale und kulturelle Zukunft sichern, sondern sie auch vor Gefahren schützen, die wie die gegenwärtigen weltpolitischen Konflikte ihre staatliche und nationale Existenz überhaupt in Frage stellen.

Dies ist die wichtigste Aufgabe der rumänischen Sozialdemokratie nach dem Kriege.

Literarische Rundschau.

Der privatwirtschaftliche Gesichtspunkt in der Sozialökonomie und Jurisprudenz. Aus der Sammlung: »Die private Unternehmung und ihre Betätigungsformen«. Sozialökonomische und juristische Abhandlungen auf privatwirtschaftlicher Grundlage, herausgegeben von Dr. Heinrich Hoeniger, Dr. Robert Liefmann, Dr. Paul Mombert, Dr. Hans Schönitz, Geheimer Hofrat Dr. Gerhart v. Schulze-Gaevernitz, J. Bensheimer. Mannheim, Berlin, Leipzig 1914.

Die Herausgeber, Freiburger Professoren, wollen mit dieser programmatischen Schrift die sozialökonomische Betrachtung unter privatwirtschaftlichem Gesichtspunkt fördern.

Dr. Hans Schönitz setzt sich polemisch über das Wesen und die Bedeutung des privatwirtschaftlichen Gesichtspunktes in der Sozialökonomie auseinander. Volkswirtschaftliche Probleme sollen dadurch schärfer geprüft und besser gelöst werden, daß die privatwirtschaftlichen Zusammenhänge besser durchforscht werden. Er verwahrt sich gegen eine Verwechslung mit den handelstechnischen Wissenschaften, die einem Betrieb dienen und in seiner ausschließlichen Förderung sich erschöpfen wollen. Der Sozialökonom interessiert sich dagegen an hohen Erträgen und Rentabilitätsergebnissen nur so weit, als die Betriebsorganisation auf die Volkswirtschaft zurückwirkt. Dr. Paul Mombert illustriert diese Betrachtungsart an Skizzen: Einzelunternehmung und Aktiengesellschaften nehmen in verschiedener Weise den Geldmarkt in Anspruch. Die Kreditgewährung ist bei den einzelnen Industrien grundverschieden. In der Krise fahren Fabriken mit geringem stehenden Kapital gut, wenn sie sich einschränken, Fabriken mit großen Anlagen schlecht. Die Lage des Unternehmens auf dem Lande bedingt oft eine Fortführung der Erzeugung, wenn auch unter Verlusten, damit nur ein Stamm qualifizierter Arbeiter festgehalten wird usw. R. Liefmann steuert einen Aufsatz »Zur Lehre von der Unternehmung« bei. Er definiert die Unternehmung als größere Erwerbswirtschaft, der die Veranschlagung des Sachkapitals in Geld wesentlich ist, und lehnt sich dabei an das Handelsrecht an, das die Firma vom bürgerlichen Namen und Haushalt unterscheidet. Die Verselbständigung des in der Unternehmung angelegten Kapitals ist sicher bedeutsam. Die Definition geht aber allzusehr an der besonderen

geschichtlichen Eigenschaft der kapitalistischen Unternehmung vorbei, die ihre Überschüsse auf den Mehrwert, auf den Bestand eines Proletariats gründet. Hoeniger beklagt lebhaft, daß dem Privatrecht eine entsprechende Wirtschaftswissenschaft fehlt, wie sie das öffentliche Recht hat. Schulze-Gaevernitz verlangt, daß künftig kein Berufsnationalökonom ohne Kenntnis der Bilanzkunde, Kalkulation, Buchhaltung die Universität verläßt, was eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein sollte. a. h.

Notizen.

Hope B. Adams-Lehmann †. Hohe Verstandesgaben, überquellende Herzensgüte und starke Willenskraft sind Eigenschaften, die nicht oft in einem Menschen zusammentreffen. H. Adams-Lehmann gehörte zu den wenigen, die alle diese Eigenschaften in höchstem Maße in sich vereinigte; die Vereinigung dieser Eigenschaften verlieh ihrer Persönlichkeit einen Zauber, dem sich niemand entziehen konnte, der jemals im Leben mit ihr in Berührung kam. Mit jungen Jahren aus England auf deutschen Boden verpflanzt, fand sie hier bald eine zweite Heimat und hat über ein Menschenalter in Deutschland gelebt und gewirkt. Die schmächtige, schwächliche Frau, die hergekommen war, um in einem Lungensanatorium Heilung zu suchen, wurde mit der Zeit die gesuchteste und beliebteste Frauenärztin Münchens. Von ihren Patientinnen aus allen Schichten der Gesellschaft schwärmerisch verehrt und geliebt, bei der Münchener Ärzteschaft — obwohl Frau, Engländerin und Sozialdemokratin — wegen ihres wissenschaftlichen Ernstes, ihrer Kollegialität und ihres menschenfreundlichen Sinnes in höchstem Ansehen stehend, widmete sie sich vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein fast ohne jede Unterbrechung am Krankenbett und am Operationstisch in höchster Selbstaufopferung ihren Kranken. Den Armen der beste Freund, dem Gatten die liebevollste Gattin, ihren Kindern und auch denen ihrer Freunde die sorgsamste Mutter, fand sie in den wenigen Minuten der Arbeitspause, meist erst nachts nach beendetem hartem Tagewerk, noch Zeit, sich wissenschaftlich fortzubilden und selbst literarisch tätig zu sein. Die Neue Zeit hat seit dem Jahre 1894 zu wiederholten Malen Aufsätze über Sozialhygiene sowie über die Frauenfrage aus ihrer Feder veröffentlicht, in denen sich klares Verständnis für die Lebensbedingungen der arbeitenden Klassen, ein warmes Herz für deren Nöte und ein weiter Blick für die den Erscheinungen zugrunde liegenden sozialen Zusammenhänge kundtat. Mit größtem Freimut, wenn auch in gewinnender Form trat sie für das ein, was sie einmal für richtig erkannt hatte. Mit ihrer ganzen Persönlichkeit setzte sie sich für die von ihr ins Leben gerufenen und geplanten Schöpfungen — die Versuchsschule und das Frauenheim in München — ein.

Mit ihrem Gatten, dem bekannten Münchener Arzt und Parteigenossen, hat sie lange Jahre in innigster Harmonie gelebt; als dieser im vorigen Jahre an einer im Felde erworbenen septischen Infektion in wenigen Tagen zugrunde ging, brach die bis dahin so starke und mutige Frau völlig zusammen und lebte seitdem ausschließlich dem Andenken ihres Gatten, hat sich aber nicht wieder erholen können. Eine Lungenaffektion hat sie nun vor wenigen Tagen dahingerafft. Die Arbeiterschaft hat einen tapferen Kämpfer, die Welt einen wahrhaft guten Menschen verloren. Dr. A. Bl.

Briefkasten.

Stirner-Freunde. Zur Erwerbung und Erhaltung des von John Henry Mackay zusammengebrachten Materials zu seiner Arbeit über Max Stirner hat sich eine »Vereinigung der Stirner-Freunde« gebildet, deren Satzungen durch ihren Geschäftsführer: Bruno Lemcke, Berlin NO, Elisabethstraße 5/6, für jeden Interessenten erhältlich sind.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 5 Ausgegeben am 3. November 1916 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Friedrich Adler.

Von K. Kautsky.

Mit politischen Attentaten wurde der Weltkrieg eingeleitet. Der Tötung des österreichischen Erzherzogs folgte die des französischen Sozialisten. Nun erleben wir die Tötung eines österreichischen Ministers durch einen Sozialisten.

Abnorme, verzweifelte Zeiten lassen abnorme, verzweifelte Anschläge reifen, trotzdem empfindet alle Welt die Tat unseres Genossen Fritz Adler als eine rätselhafte, als eine rätselhafte gerade deshalb, weil sie von einem Sozialdemokraten ausging und nicht wie die beiden, die an der Schwelle des Weltkriegs standen, von Nationalisten. Die Sozialdemokratie hat stets den Kampf gegen die anarchistische Propaganda der Tat geführt; und wenn sie die aus der Abwehr des russischen Gewaltregimes hervorgegangene terroristische Taktik der russischen Sozialrevolutionäre ethisch ganz anders einschätzte als die anarchistischen Attentate des westlichen Europa, so gelangte unsere Partei doch zur Einsicht, daß diese Taktik ihr Ziel verfehlte, daß sie die Tendenz hatte, gerade die energischsten Verfechter der Freiheit von dem einzigen Wege abzulenken, der historische Resultate zu liefern vermochte, der Aufklärung, Organisierung, Aufrüttelung der Massen.

Und Fritz Adler ist nicht ein unreifer Rekrut, auch nicht ein leerer Phantast, ein bloßer Gefühlsdusler, wie ihn uns das Faktotum des neuen »Vorwärts« schildert, das mit Bezug auf Adler sagt:

> Wo nichts als Gefühlsregung, nichts als Impuls ist ohne klare Zwecksetzung, ohne das Wägen, das dem Wagen vorausgeht, da entwickelt sich der Boden für eine Illusionspolitik, die sich in leeren Klagen erschöpft und in nackter Verzweiflung endet.

Und ebenfalls mit Bezug auf Fritz Adler belehrt uns dieselbe Quelle, Politik sei »mehr als bloßer Gefühlsausbruch, sie ist angestrengte Denkarbeit«.

Gewiß spielt bei Fritz Adler das Gefühl eine große Rolle. Nichts weniger als satter Geschäftspolitiker oder berechnender Streber, ist er von leidenschaftlichster Menschenliebe durchglüht, von dem selbstlosesten Drang, seine Persönlichkeit seiner Sache zu opfern. Aber es ist völlig irrig, »nichts als Gefühlsregung, nichts als Impuls«, »bloßen Gefühlsausbruch« ohne »angestrengte Denkarbeit« bei ihm zu sehen. Der Enthusiasmus für hohe Ideale mischte sich bei ihm von frühester Jugend an mit einem unersättlichen Durst nach Wahrheit und mit einer hervorragenden Fähigkeit, nach ihr zu forschen, die schwersten Probleme zu bemeistern. Ein bedeutender Physiker und Philosoph, ist er auch in der Ökonomie, in der Parteigeschichte, in den Verhältnissen des eigenen Staates wie denen des Auslandes aufs beste bewandert, und er ist dabei kein bloßer Theoretiker ge-

blieben, sondern hat sich als Parteisekretär unserer österreichischen Bruderpartei auch mit der Praxis der Parteipolitik vollständig vertraut gemacht.

An »angestrengter Denkarbeit« und »klarer Zwecksetzung« in Parteidingen ließ er es sicher weit weniger fehlen als die meisten seiner heutigen Kritiker. Sein Artikel über Mach, den er uns vor wenigen Wochen in Erfüllung eines alten Versprechens gesandt und den wir gleichzeitig abdrucken, legt laut Zeugnis ab für die Klarheit und Tiefe seines Denkens.

Aber erscheint angesichts dieser glänzenden Eigenschaften eines Denkers und Politikers die Tat nicht erst recht unbegreiflich?

Sie erscheint es in so hohem Maße, daß alle Welt annimmt, nur eine geistige Störung könne Fritz Adler zu der Tat veranlaßt haben.

Beging Fritz Adler seine Tat in einem Zustand von Sinnesverwirrung, so können wir uns bei dieser Erklärung nicht beruhigen, sondern müssen nach den tieferen Ursachen fragen, die zur Umnachtung dieses Geistes führten. Ist der Weltkrieg so arm an furchtbaren Vorkommnissen, die auch ein kraftvolles Gehirn aus dem Gleichgewicht bringen können, wenn es mit starkem Empfinden für die Leiden anderer begabt ist?

Lessing läßt die Gräfin Orsina zu Odoardo Galotti sagen:

Glauben Sie mir: wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.

Odoardo erkennt das an, spricht »von jener guten, unseres Mitleids, unserer Hochachtung so würdigen Gattung von Wahnwitzigen«, und greift zum Dolch.

Den Geisteszustand des Täters zu erforschen ist Sache des Psychiaters. Die Aufgabe der Marxisten ist es, zuerst die Verhältnisse zu untersuchen, unter denen sich die Tat vollzog.

Die Grundlage, auf der das ganze Gebäude des marxistischen Sozialismus ruht, ist das Vertrauen zum Proletariat. Nur die Massenbewegung des Proletariats bringt uns dem Sozialismus näher — wobei jede Art von Massenbewegung in Betracht kommt, die Massenbewegung des Wahlkampfes ebenso wie unter Umständen der Massenstreik. Wird das Vertrauen zum Proletariat erschüttert, dann kommt der ganze Bau ins Schwanken und bricht leicht beim geringsten Anstoß zusammen.

Ein Sozialist, der das Vertrauen zum Proletariat verloren hat, kann, wenn er weiterhin Sozialist bleiben will, nicht mehr Marxist sein, nicht mehr auf die materialistische Geschichtsauffassung bauen. Und wiederum, wer von ihrer Richtigkeit überzeugt bleibt und das Vertrauen zum Proletariat verliert, wird dadurch gedrängt, sich vom demokratischen Sozialismus abzuwenden.

Natürlich bedeutet das Vertrauen zum Proletariat nicht die Annahme, daß es überall und unter allen Umständen den richtigen Weg wisse und keinen anderen einschlage als den zum Sozialismus. So naiv war Marx nicht, das anzunehmen. Das Vertrauen zum Proletariat bedeutet die Überzeugung, es müsse trotz aller gelegentlichen Abirrungen in seinem Klassenkampf schließlich immer wieder Wege einschlagen, die es dem internationalen Sozialismus näher bringen; und ferner die Überzeugung, die Köpfe des Proletariats seien durch seine Klassenlage mehr als die einer anderen Klasse dazu disponiert, den Sozialismus zu begreifen, sich für ihn zu begeistern, für ihn zu kämpfen.

Diese Überzeugung hielt Marx aufrecht, und sie bestimmte seine Taktik in den Zeiten höchster Bedrängnis, in denen völlige Apathie der Arbeiterschaft oder gar ihre entschiedene Abwendung vom Sozialismus sein Lebenswerk zunichte zu machen schienen, sowohl in der Zeit der Reaktion nach der Niederschlagung der Revolution von 1848 wie in der Zeit nach dem Zusammenbruch der Internationale, als die englischen Arbeiter sich dem Liberalismus verschrieben und in Frankreich durch die Niederwerfung der Kommune jegliche proletarische Regung erstickt war.

Marx besaß die Kraft, in solchen Zeiten des Niederganges auf jeden Versuch zu verzichten, durch gewalttätige Stimulantien die Arbeitermassen zu erwecken und zu sich herüberziehen zu wollen. Er besaß die Kraft, zu warten, nicht in untätigem Zusehen, sondern im Rüsten zu neuen Kämpfen. In der Zeit des völligen Aufhörens der Massenbewegung erstand das »Kapital«. Mochte das Proletariat zeitweise noch so sehr versagen, er wußte:

Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',
Bald kehr' ich reisiger wieder.

Indes nicht jedermanns Sache ist so festes Vertrauen zur Zukunft und so ruhiges Vorbereiten ferner Siege.

Da sind vor allem die Erfolgspolitiker, die sofortige Resultate sehen wollen. Sie können nicht warten. Enttäuscht sie das Proletariat, dann suchen sie eine andere Macht, die sie vorwärts bringt. So haben gar manche unserer radikalsten Marxisten, als das Proletariat sie in diesem Kriege enttäuschte, ihre Zuflucht bei der staatlichen Bureaukratie gesucht. Sie werden Staatssozialisten, verhöhnen die alten »Illusionen« des Vertrauens zum Proletariat und reden diesem zu, sich nur auf guten Fuß mit der Staatsgewalt zu stellen, dann sei es gut aufgehoben.

Doch unter denen, die nicht warten können, finden wir nicht bloß Erfolgs- und Augenblickspolitiker, und es gibt Situationen, in denen ein ruhiges Rüsten für die Zukunft ausgeschlossen ist. Marx zog sich ins Britische Museum in einer Zeit allgemeiner Kirchhofsruhe zurück, aber die geringste Regung politischen Lebens fand ihn sofort bereit, sie zu verfolgen und, soweit es in seiner Macht stand, in sie einzugreifen. In einer so wildbewegten Zeit wie dem jetzigen Krieg, in der das Schicksal der Welt für Generationen hinaus entschieden wird, in der tagtäglich an jeden die größten Anforderungen des Kämpfens oder Leidens gestellt werden — da ruhig sich in die Studierstube zurückzuziehen, ist fast unmöglich für einen tatkräftigen Mann von starkem altruistischen Empfinden. Er muß zu wirken suchen, und wäre es nur propagandistisch. Findet er dabei kein Echo in den Massen, stößt er bei ihnen auf Apathie oder Verständnislosigkeit, wird ihm jeden Tag immer deutlicher zum Bewußtsein gebracht, wie ohnmächtig er ist, die Proletarier auch nur zum Nachdenken zu bringen, dann faßt ihn leicht wilde Verzweiflung, die ihn vom strengen Marxismus abführt, aber nicht in der Richtung des Staatssozialismus wie die Erfolgspolitiker.

Fritz Adler ist ein viel zu fester Charakter, als daß er hätte eine Drehscheibenpolitik treiben und seine Grundsätze über Nacht aufgeben können, er besitzt aber auch einen viel zu weiten Horizont, um nicht zu erkennen, daß das Vertrauen zur Bureaukratie, das unsere illusionsfreien Realpolitiker predigen, die hohlste unter allen möglichen Illusionen ist.

Dabei schwand ihm aber unaufhaltsam das Vertrauen zum Proletariat. Nicht das Vertrauen zum internationalen Proletariat, sondern nur das zu dem Österreichs. Er gab zwar auch das nicht für alle Zeit auf, wohl aber für die Gegenwart.

Sein letzter Artikel, den er im »Kampf« vom Oktober veröffentlichte, über »Die Reichskonferenz der Sozialdemokratie Deutschlands« ist bemerkenswert vor allem durch sein erschütterndes Geständnis, wie sehr ihm alles Vertrauen zu seiner Partei geschwunden sei. Er verglich dort die österreichischen mit deutschen Parteitagen und fand, jenen habe stets der innige Zusammenhang mit der Masse gefehlt.

Das liegt in erster Linie an unserem verrotteten Vereinsgesetz, das das Leben politischer Parteien noch immer durch Metternichsche Brillen ansieht. Aber es liegt leider nicht minder an dem mangelnden Bedürfnis nach Selbständigkeit der Parteigenossen selbst, die vom Staate her an den patriarchalischen Absolutismus so sehr gewöhnt sind, daß sie sich auch in der Partei bei ihm am wohlsten fühlen. Sie vertrauen nur allzu gern der Weisheit der Führer und halten selbständiges Denken geradezu für Vergeudung von Arbeit. Und ebenso schädigend wirkt andererseits das Vorbild des absolutistischen Staates, der durch die »Erhaltung der Autorität« am bequemsten seine Geschäfte besorgt, auf die Vertrauensmänner aller Stufen. Es findet eine höchst sonderbare Arbeitsteilung statt, die der Führerschaft das Monopol des Denkens zuweist, ja in ihr geradezu das Organ des Denkens der Partei erkennt. Hüllt sich dann noch nach kirchlichen Vorbildern das Denkmonopol in den Mantel der Autorität, so kann sogar der erstaunliche Wunsch auftreten, den Parteigenossen zu verbergen, daß auch die Führer nur Menschen sind, die verschiedener Meinung sein können und sich in komplizierten Denkprozessen mit sich selbst und in Diskussionen mit anderen klar werden müssen. Der Wunsch, in allen Fällen ex cathedra zu sprechen, tritt an Stelle des demokratischen und so notwendigen Verfahrens, den Weg der Partei durch die Mitwirkung der Genossen gemeinsam gedanklich zu erarbeiten. Eine solche Arbeitsteilung zwischen Massen und Vertrauensmännern mußte schließlich die Abtötung alles geistigen Lebens der Partei bewirken und in schweren Zeiten notwendig die Gefahr erzeugen, daß der allein mechanisch konstruierte Organisationsapparat versagt.

Das ist ein Notschrei, in dem ein gequältes Herz sich Luft macht, das von tiefster Verzweiflung erfaßt ist über das Elend der Partei, die Abtötung ihres geistigen Lebens, das Versagen der Organisation: hier haben wir den Schlüssel zur Gemütsstimmung Fritz Adlers zu suchen.

Wir sehen in ihm einen Sozialisten, der am Proletariat verzweifelt, sich ihm gegenüber völlig ohnmächtig fühlt, zugleich den Ausweg zum Staatssozialismus mit Verachtung von sich weist und doch von dem unstillbaren Drang erfaßt ist, sich für seine Sache zu betätigen, und sei es unter Opferung der eigenen Person: sobald ein Sozialist in diese Stimmung gerät, entwickelt sich in ihm die Disposition, sein marxistisches Denken im Sinne des Denkens der russischen Sozialrevolutionäre zu modifizieren. Was dann den Anstoß bot, daß dieses Denken bestimmtere Formen annahm, sich schließlich plötzlich in den Gedanken zu einer Tat und noch dazu dieser besonderen Tat verdichtete, das allerdings ist bis heute ein Rätsel für uns. Die tiefste Wurzel seiner Verzweiflungstat aber sehen wir in dem Zusammenbruch seines Glaubens an die Partei.

Attentate sind fast stets Produkte der Schwäche oder des Stillstandes der Massenbewegung. Die individuelle Tat gedeiht nur dort, wo die Masse fehlt oder nicht in Bewegung zu bringen ist. Die terroristischen Akte waren in Rußland unausrottbar, solange es dort keine Massenbewegung gab. Deren Aufkommen ließ sie spurlos verschwinden. So bezeugen auch heute die nationalistischen Attentate im britischen Indien, daß die nationale Bewegung dort noch nicht die Massen ergriffen hat.

Aber eben darum, weil solche Akte dem Stillstand oder der Apathie der Massen entspringen, zeitigen sie keine Resultate zu ihren Gunsten. Großer Gewinn für die Gesamtheit muß Fritz Adlers verzweifeltem Gemüt als lockende Fata Morgana vorgeschwebt haben, die ihn urplötzlich verwirrte und zu diesem entsetzlichen Menschenopfer fortriß, zur Opferung nicht allein der Person des Ministers und seiner eigenen, sondern auch des Lebensglücks von Weib und Kind, von Vater und Mutter, der ihm teuersten Wesen. Daß er hier furchtbar geirrt hat, daß seine grauenhafte Tat seiner Sache nicht den mindesten Nutzen bringen kann, mag ihm selbst verborgen bleiben, bildet aber wohl das tragischste Moment in der furchtbaren Tragödie, in deren Mittelpunkt er steht.

Außer den verbissensten Sozialistenfressern kann sich schwer ein Mensch ihrem Eindruck entziehen. Kaum hat sich jemals in einem ähnlichen Falle das allgemeine Mitgefühl in so hohem Maße allen Beteiligten zugewendet, wie in diesem vor allem der Familie Adler. Daß wir dies Mitgefühl mit ihr besonders tief empfinden, die wir nicht bloß durch Bande allgemeiner Menschlichkeit, sondern durch die stärksten Bande der Kampfgenossenschaft und Freundschaft mit Vater und Sohn verbunden sind, bedarf keiner Betonung.

Den tiefsten Schmerz, das wärmste Mitgefühl, aber keine Bewegung der Massen löst Fritz Adlers unselige Tat aus. Doch wird sie hoffentlich auch nicht in gegenteiligem Sinne wirken, wird sie nicht der Verzweiflung in der Masse neue Nahrung geben. Dazu liegt kein Grund vor.

Wie trübe es auch heute in Österreich um die Massen aussehen mag, es wird dort wieder eine kraftvolle und selbständige Bewegung des Proletariats geben.

Je rascher die Möglichkeit und der Drang zu solcher Massenbewegung ersteht, um so sicherer dürfen wir sein, daß Fritz Adlers Tat ein völlig isolierter Akt bleibt. Nichts schiebt jeder Politik der individuellen Tat einen stärkeren Riegel vor als intensives politisches und ökonomisches Leben der Masse.

Ernst Machs Überwindung des mechanischen Materialismus.

Von Friedrich Adler.

Das Lebenswerk Ernst Machs (geboren 1838, gestorben 1916) klingt in sozialistischen Gedanken aus. Sein letztes Buch »Erkenntnis und Irrtum« (1905) schließt mit einem Ausblick auf den Sozialismus, ja wir finden in ihm sogar eine deutliche Einsicht in die Notwendigkeit des Klassenkampfes.[1] So sympathisch es uns berühren muß, sozialistische Ideen von einem großen

[1] Ernst Mach, Erkenntnis und Irrtum, S. 462 bis 463 und S. 79 bis 81.

Naturforscher anerkannt zu sehen, so sehr ein solches Bekenntnis seinem Gerechtigkeitsgefühl und Unabhängigkeitssinn zur Ehre gereicht, so liegt die Bedeutung, die Ernst Mach im sozialistischen Lager erlangt hat, die in lebhaften Diskussionen über seinen Standpunkt in Erscheinung trat, doch viel näher an den Wurzeln seiner Lebensarbeit.

Ernst Mach hat, ohne Marx zu kennen, in seinen geschichtlichen Darstellungen über die Entwicklung der Mechanik, der Wärmelehre und der Mathematik stets den Ausgangspunkt in den ökonomischen Verhältnissen aufgezeigt. Diese Forschungen geben neue wesentliche Belege für die materialistische Geschichtsauffassung.[2] Noch seine letzte Schrift »Kultur und Mechanik«, die erst vor wenigen Monaten erschienen ist, geht wieder zurück zu der Entwicklung der Mechanik primitiver Völker und fördert neues wichtiges Material zur Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft herbei. Aber so wertvoll diese Ergebnisse in historischer Richtung sind — und so hoch seine persönliche Leistung, gerade weil sie unabhängig von Marx erfolgte, einzuschätzen ist —, so ist doch auch in ihr nicht das Entscheidende seiner Lebensarbeit zu suchen.

Die verschiedensten Zweige menschlichen Wissens verdanken Ernst Mach reiche Anregung. Aber auch die entfernteste liegenden Nebenprodukte seines Lebenswerkes hatten ihre letzte Wurzel in der Hauptfragestellung seines Lebens. Er war einer jener Glücklichen, denen sich in ihrer Jugend *eine* große Frage aufdrängte, und die ihr ganzes Leben einsetzen durften für die Arbeit an der Lösung dieses einen großen Problems. Tatsächlich war alles, was Mach leistete, in untrennbarem Zusammenhang miteinander, jedes scheinbar noch so entfernt liegende Problem, das er gelöst hat, entsprang dem Bedürfnis, eine Schwierigkeit, die seinem Hauptproblem erstand, zu beseitigen. Das Machsche Lebenswerk ist nicht aus seinen letzten Blüten — mögen sie noch so interessant sein — zu erfassen, sondern nur, indem man dessen Wurzel bloßlegt.

Mach sagt einmal: »Alle Wissenschaft entsteht entweder zu praktischen Zwecken oder zur Beseitigung des intellektuellen Unbehagens.« Ihm war es gegönnt, seine ganze Kraft einzusetzen zur Beseitigung jenes intellektuellen Unbehagens, das ihm die Physik einflößte, als er zum Manne heranreifte. Der Fortschritt, den er für die ganze Wissenschaft vollbrachte, war wie alle großen Fortschritte gleichzeitig ein persönliches Erlebnis. Er war in seiner Jugend *ein überzeugter Anhänger des mechanistischen Materialismus*. In der vollständigen *Überwindung* dieses seines ursprünglichen Standpunktes liegt der eigentliche Kern seines Lebenswerkes.

Als junger Dozent von vierundzwanzig Jahren veröffentlichte Mach ein »Kompendium der Physik für Mediziner«. Darin hatte er mit der Konsequenz, die ihm zeit seines Lebens eigen war, versucht, den mechanistischen Standpunkt in allen Gebieten der Physik festzuhalten. Er ist natürlich ebenso gescheitert wie die vielen anderen, die dies vor und nach ihm versucht haben. Für ihn hatte aber das negative Ergebnis die entscheidende Erkenntnis zur Folge, daß eine »gänzliche Umgestaltung der physikalischen Grundansichten«

[2] Siehe hierüber in der Neuen Zeit meine Aufsätze »Materialistische Geschichtsauffassung und Mathematik«, XXIV, 2, S. 223, »Friedrich Engels und die Naturwissenschaften«, XXV, 1, S. 620, »Der Machismus und die materialistische Geschichtsauffassung, XXVIII, 1, S. 671.

notwendig sei, eine Erkenntnis, der er schon am Schlusse des Buches und in dem zuletzt geschriebenen Vorwort Ausdruck gibt.

Nun folgt der große Umwälzungsprozeß seiner Grundanschauungen, der alle in ihm vorhandene Energie auslöst. Die tiefste Gärung seiner Gedanken hat wohl in dem Jahrfünft 1862 bis 1867 stattgefunden. Die Prinzipien der Mechanik, die seit Newton unantastbar schienen, werden von ihm zum ersten Male wirklich kritisch untersucht, er durchschaut zuerst am Trägheitsgesetz und dann allgemein die Relativität der Zeit, des Raumes und aller Bewegung, Gedanken, die erst in allerjüngster Zeit das Verständnis seiner Mitmenschen gefunden. Der entscheidendste Schritt für seinen neuen Standpunkt kommt jedoch in seiner kurzen Mitteilung »Über die Definition der Masse« zum Ausdruck, die im November 1867 erschien.[3] Die damit gewonnene Erkenntnis hebt zum ersten Male den mechanischen Materialismus aus den Fugen, da sie die Beantwortung der Frage ermöglicht: Was ist die Materie?

Machs Bestreben geht dahin, die Metaphysik aus der Physik zu eliminieren. In seinem Vortrag von 1872 sagt er: »Metaphysisch pflegen wir diejenigen Begriffe zu nennen, von welchen wir vergessen haben, wie wir dazu gelangt sind.« Und wenn er später wohl auch diese rein subjektive Begriffsbestimmung des Metaphysischen für nicht ausreichend gehalten haben mochte und lieber von der »Ausscheidung aller müßigen, nicht kontrollierbaren Annahmen« sprach, so ist doch jener Gedanke in seiner ersten zusammenfassenden Arbeit in seiner positiven Formulierung kennzeichnend für seine ganze Lebensarbeit. Er sagt nämlich:

> Man kann nie den tatsächlichen Boden unter den Füßen verlieren oder gar mit den Tatsachen in Kollision geraten, wenn man stets auf den Weg zurückblickt, den man gegangen.

Dieses *Zurückblicken auf den Weg*, den die Wissenschaft historisch gegangen, und das Zurückblicken auf den Weg, der bei der Begriffsbildung immer gegangen werden muß, ist Machs eigentliche Leistung. Kritiker haben herausgefunden, daß bei Mach mitunter die historische und die genetische Betrachtungsweise miteinander abwechseln. Für ihn war in allen Fällen das Wesentliche und das allen Untersuchungen Gemeinsame, *den Weg zu finden*, den die Forschung tatsächlich geht. Mit folgenden einfachen Worten schildert er seine Lebensarbeit: »Ich habe im Verlauf von mehr als vierzig Jahren als von keinem System befangener naiver Beobachter in Laboratorium und Lehrsaal Gelegenheit gehabt, *die Wege zu erschauen, auf welchen die Erkenntnis fortschreitet*.«

In der Unsumme von Aufklärungen, die wir dieser Methode Machs verdanken, erscheint uns die *Klarstellung des Weges zum Begriff »Materie«* als eine der allerwichtigsten. Der Begriff »Materie« war nicht nur metaphysisch, weil wir »vergessen« haben, wie wir zu ihm ge-

[3] Eine ausführliche Darstellung des Problems in Machs »Mechanik« (2. Kapitel: Newtons Leistungen). Kurze Angaben aus der Entstehungsgeschichte der neuen Auffassungen in den Anmerkungen zu: »Die Geschichte und Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit«, 2. Auflage, S. 47 bis 58. — Vergl. auch meine Aufsätze »Friedrich Engels und die Naturwissenschaft«, a. a. O., S. 635 ff. und »Die Metaphysik in der Oswaldschen Energetik« (Leipzig 1905, Reisland, S. 24 ff.).

langt sind, sondern weil wir es eigentlich nie gewußt hatten. Die Materie war die instinktive unklare Erkenntnis eines Tatbestandes, von dem man sich niemals Rechenschaft gegeben hatte, und es gab Forscher, die sie einfach als den Ausgangspunkt aller Erkenntnis annahmen, die sie in gewissem Sinn als a priori gegeben betrachteten. Mach hat gezeigt, auf welchem Wege wir von der Erfahrung, vom unmittelbar Gegebenen zu dem Begriff Materie aufsteigen. Er ergibt sich in der natürlichen Entwicklungsgeschichte der physikalischen Begriffe als einer der letzten, man kann zu ihm nicht gelangen, ohne den ganzen Weg, den die Wissenschaft tatsächlich gegangen ist, zu gehen. Ja, diese Entwicklung wird noch Wandlungen durchmachen, so daß der Begriff Materie noch keineswegs als definitiv gelten kann.

Alle frühere Physik und insbesondere die Mechanistik glaubte von Hypothesen über die Materie ausgehen zu müssen. Sie nahm für diesen Zweck immer an, daß die Materie aus absolut unveränderlichen Körpern bestehe, aus Atomen, Molekülen, Elektronen oder welcher dieser absolut unveränderlichen Körper gerade in der Mode war. Dieses »Mosaikspiel mit Steinchen«, wie Mach treffend alle diese atomistischen Bestrebungen einmal bezeichnet, waren aber psychologisch unausweichlich, weil sonst für die frühere Physik überhaupt jede Basis gefehlt hätte.

Und da kommen wir nun zu dem entscheidenden Wechsel des Standpunktes, den Mach vorgenommen hat. Er geht nicht aus von irgendwelchen niemals vorgefundenen, rein hypothetischen, absolut unveränderlichen Körpern, sondern er findet zum ersten Male wieder den Weg, den die Wissenschaft, unbewußt ihrer selbst, tatsächlich gegangen ist, den Weg, der ausgeht von den bekannten Körpern, den bekannten veränderlichen Körpern unserer Erfahrung. Der Physiker im Laboratorium wie der Mensch im täglichen Leben hat es nur mit diesen veränderlichen Körpern zu tun, aber die Wissenschaft konnte sich niemals entschließen, sich zu ihrem wahren Entwicklungsgang zu bekennen. Mach zeigt uns zum ersten Male, daß der Ausgangspunkt aller unserer Erkenntnis veränderliche Körper sind: die physikalischen Apparate wie alle Handwerkszeuge und ebenso der Leib des beobachtenden Menschen. Nicht Hypothesen über absolut unveränderliche Körper dürfen die Basis der Wissenschaft sein, sondern sie muß, wenn sie ihrer selbst bewußt sein will, ihren Weg aufzeigen können, ausgehend von den wirklichen, bekannten, veränderlichen Körpern der Erfahrung. Darin besteht die entscheidende Selbstbesinnung der exakten Wissenschaften, die wir Mach verdanken.

An diesen Punkt knüpft nun jener Teil der Machschen Lehren an, der das meiste Mißverständnis gefunden hat, seine Elementenlehre.[4] Sein Problem bedingt vor allem die Klarstellung: Was ist dieser wirklich gegebene veränderliche Körper? Die Notwendigkeit der Feststellung, daß wir diesen Körper kennen, daß er unmittelbar in der Erfahrung gegeben ist, daß er den Ausgangspunkt aller physikalischen Erkenntnis bildet, war der Antrieb zu seinen erkenntnistheoretischen Untersuchungen, zu seiner Analyse der Empfindungen. Seine Kritiker haben sich vor allem an das gehalten, was er über das »Ich« sagt. Man hat ihm sogar

[4] Vergl. auch Friedrich Adler, Die Entdeckung der Weltelemente in »Der Kampf«, 1. Jahrgang, S. 231.

gelegentlich vorgeworfen, daß er eine »Ichlose Psychologie« vertritt. Alles, was er in dieser Richtung sagt, sind gelegentlich hingeworfene Bemerkungen, von denen er selbst einmal sagt, daß sie »bestimmt waren, als Aperçus zu wirken«. Man tut Mach unrecht, wenn man an diesen Teil seiner Arbeit den Maßstab eines in allen Teilen aufgebauten und mit allen Sicherungen versehenen philosophischen Systems legt. Aber man wird und kann Mach verstehen, wenn man von *seinem* Problem ausgeht, wenn man begreift, daß für ihn die Klarstellung des Wesens des veränderlichen *Körpers* im Vordergrund gestanden ist.

Die Elementenlehre Machs ist nicht von ihm zu einem System nach allen Richtungen ausgearbeitet worden, sondern er hat das für seine Zwecke nicht nötig gehabt. Aber wesentlich ist, daß sie *ausarbeitbar* ist und der Standpunkt Machs haltbar bleiben kann. Es ist in dieser Richtung äußerst einfach, Mach mißzuverstehen. Es ist schwer, ihn zu verstehen, es erfordert dies, wie er selbst einmal sagt, einen ganzen psychologischen Umbildungsprozeß. Wem es aber geglückt ist, diese Machsche Variation des Standpunktes wirklich zu erleben, der wird überzeugt, daß er der einzig mögliche Ausgangspunkt einer erfahrungsmäßigen Erkenntnispsychologie ist.

Was im gewöhnlichen Leben und in den meisten philosophischen Systemen als »*Empfindungen*« bezeichnet wird, ist für Mach ein viel weitergehender Tatbestand. Er nennt sie daher, um alle durch vorgefaßte Meinungen und fremde Theorien möglichen Mißverständnisse abzulehnen, *Elemente*. Mach sieht in den zwei Aussagen »Das Blatt ist grün« und »Ich habe die Empfindung grün« nur eine für praktische Zwecke vorgenommene Zweiteilung der Aussage über den Tatbestand: es tritt das Element grün auf. Das Element gehört gleichzeitig einem Subjekt und einem Objekt an. Während nach den anderen Auffassungen die Empfindungen als rein »psychisch« betrachtet werden, sind für Mach die Elemente *an sich weder psychisch noch physikalisch*, aber sie sind *beides* durch die *zwei Zusammenhänge*, in denen sie auftreten. Alles Weltgeschehen erweist sich als ein großer Fluß dieser unmittelbar gegebenen Elemente, hinter denen wir nach keinen Dingen an sich zu suchen brauchen, denn alles Sein, die ganze Erfahrung ist in diesem Elementenfluß gegeben, und alles, was die Wissenschaft erforscht, besteht in der Untersuchung der *Abhängigkeit der Elemente voneinander*.

Das Mißverständnis, das gegenüber Mach immer wieder auftritt, beruht darauf, daß man übersieht, daß für ihn die Elemente nicht zusammenhanglos sind wie die Teilchen einer Staubwolke, sondern daß sie eine *festgefügte Ordnung* aufweisen. Gerade diese Konstitution des Elementenflusses, die *Konstitution der Erfahrung* ist für die richtige Erfassung des Machschen Standpunktes von größter Bedeutung. Diese Konstitution ist nicht etwas anders Seiendes, nicht etwas *vor* der Erfahrung Bestehendes, nicht etwas Aprioristisches, sondern die Formation, die Struktur dieses Elementenflusses selber.

Mach kennt *nur einerlei* Elemente, aber diese Elemente bilden *zwei* Arten von Zusammenhängen, einerseits den psychischen Zusammenhang (das Subjekt, das »psychische Ich«), andererseits den physikalischen Zusammenhang (das Objekt, das Ding, den Körper). Durch diese Zusammenhänge kommt der ganze Fluß der Elemente in Zusammenhang oder, anders

gesagt, durch diese Knotenpunkte sind alle Teile der Erfahrungswelt miteinander direkt oder indirekt verknüpft. In dem fortwährenden Entstehen und Vergehen der Elemente bilden die relativ stabileren Knoten förmlich Koordinaten, die diese Ordnung verfolgbar machen.

Die Ordnung, in der die Elemente auftreten, ist ebenso real wie die Elemente selber. Das ist der Punkt, den alle jene Kritiker Machs übersehen, die ihn einerseits des Solipsismus bezichtigen, die glauben, daß er keine reale Körperwelt kenne, und umgekehrt jene anderen, die seinen Standpunkt als »Ichlose Psychologie« mißverstehen. Für Mach sind »der Körper« und »das Ich« Realitäten. Aber sie sind nicht Realitäten an sich, nicht Realitäten jenseits der Erfahrungswelt, sondern Realitäten in der Erfahrungswelt. Sie sind reale Zusammenhänge des unmittelbar Gegebenen, reale Zusammenhänge im Elementenfluß und als solche wesentlich für die Konstitution der Erfahrungswelt.

* * *

Ein klassisches Zeugnis, welch tiefgehende Überzeugungskraft der mechanische Materialismus für die Naturforscher im vorigen Jahrhundert besaß, ist die Rede, die der berühmte Physiologe Emil Dubois-Reymond auf der Leipziger Naturforscherversammlung im Jahre 1872 hielt. Er setzte in meisterhafter Weise auseinander, daß der mechanistische Materialismus niemals verständlich machen könne, was Materie und Kraft sei, und ebensowenig, wie aus ihnen Sinnesempfindungen und Denken entstehen können.

Aber trotzdem war und blieb Dubois-Reymond ein überzeugter Anhänger des mechanistischen Materialismus, und er zog nur im Gegensatz zu dessen naiveren Vertretern die Konsequenz, daß, da diese Probleme für den mechanistischen Materialismus unlösbar seien, sie es überhaupt seien, daß sie außerhalb der Grenzen des Naturerkennens lägen.

Aber schon ein Jahr bevor Dubois-Reymond in Leipzig in aller Feierlichkeit das Ignorabimus — wir werden es niemals wissen — verkündete, hatte Ernst Mach jenen Vortrag über die Geschichte und die Wurzel des Satzes der Erhaltung der Arbeit allerdings nur in der Stille der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften gehalten und auch veröffentlicht, der einen Standpunkt vertritt, von dem aus kein Problem übrigbleibt, das zu dem Ausdruck drängen würde: Ignorabimus. Mach hat nicht nur verständlich gemacht, was Kraft und Materie seien, sondern er hat auch gezeigt, daß jede Ableitung der Sinnesempfindungen und des Denkens aus ihnen nur Arbeit an einem Scheinproblem ist.

Die herkömmliche Auffassung faßt die Beziehung des Objekts zum Subjekt folgendermaßen auf: Ein Körper (zum Beispiel ein Baum) wirkt auf das »Zwischenmedium« (die Luft, den Äther), dieses auf das »Sinnesorgan«, dieses auf das »Zentralnervensystem«, und in diesem »entsteht« dann die »Empfindung«. Die Reihe: »Körper«, »Zwischenmedium«, »Sinnesorgan«, »Zentralnervensystem« bilden eine Reihe von »Objekten an sich«, die abgesehen von allen Subjekten existieren; als letztes Glied schließt sich an diese Reihe: das »Bewirkte« — die Empfindungen und Gefühle —, etwas »rein Psychisches«, das keinem Objekt angehört.

Die Aufgabe, die Beziehung des Objektes zum Subjekt festzustellen, wird also bei genauer Präzision für die herkömmliche Auffassung zu definieren sein, wie das »Objekt an sich« auf das Subjekt wirkt, oder anders gesprochen, wie das »rein Psychische« aus der Wirkung der rein physischen »Objekte an sich« entsteht.

Dieses Problem der herkömmlichen Auffassung ist bisher *nicht in einem einzigen Fall gelöst* worden. Und darin ist Mach mit Dubois-Reymond einer Meinung, daß es nicht nur ungelöst, sondern überhaupt *unlösbar* ist. Aber Mach wird nicht zu dem Bekenntnis »Ignorabimus« gedrängt, sondern zeigt, daß dieses »unlösbare« Problem nur ein *Scheinproblem* ist, das verschwindet, sobald man sich auf den Boden der Elementenlehre stellt.

Nach der herkömmlichen Auffassung bilden die Objekte: »Baum«, »Zwischenmedium«, »Sinnesorgan«, »Zentralnervensystem« eine Reihe, in der nur an das letzte Glied (nämlich das Zentralnervensystem) Psychisches anschließt. Für Mach dagegen ist, bildlich gesprochen, *jedes einzelne dieser Objekte von den Subjekten gleich weit entfernt*, respektive ihnen gleich nahe. Jedes dieser Objekte hat gleicherweise Anteil am »Psychischen«, das heißt jedes einzelne dieser Objekte ist durch Elemente gegeben, jedes ist in unmittelbarem Zusammenhang mit Subjekten.

Die metaphysischen »Objekte an sich« entfallen bei Mach und damit auch jede Notwendigkeit, nach deren »Wirkungen« zu forschen. Diese »Wirkungen« erweisen sich als ebenso metaphysisch wie die »Objekte an sich selbst«. Nicht die »Objekte an sich« »wirken« aufeinander, sondern die aus Elementen bestehenden »Objekte für uns« erweisen sich als *abhängig voneinander*. Oder spezieller: ein Element, das einem bestimmten Objekt angehört, erweist sich als abhängig von Elementen, die anderen Objekten angehören.

So tritt das »Grün« des Blattes nur auf, wenn bestimmte andere Objekte von bestimmter Beschaffenheit außer dem Objekt »das Blatt« konstatiert werden können. »Grün« tritt, wie bereits gesagt, nur auf bei bestimmter Beschaffenheit des Leibes des Menschen. Bei anderer Beschaffenheit der Lichtquelle oder anderer Beschaffenheit des Leibes des Menschen treten andere Farbelemente auf. Das »Grün« des Blattes ist somit *abhängig* von den Elementen dieser »Lichtquelle« und jenen, die den »Leib des Menschen« bilden.

Die Elemente stehen also einerseits in den Subjekten und Objekten *in unmittelbarem Zusammenhang miteinander*, und sie sind andererseits *voneinander abhängig*. Das Element selbst, das nicht nur dem Objekt, sondern auch dem Subjekt angehört, ist aber eine *Einheit*. Es sind daher *Subjekt und Objekt nicht voneinander abhängig*. Oder deutlicher: Das Subjekt ist nicht von dem ihm jeweilig zugehörenden Objekt abhängig, sondern Subjekt und Objekt treten *miteinander* auf. Es kommt keine Abhängigkeit *in der Relation* Subjekt-Objekt vor, sondern es bestehen Abhängigkeiten solcher Subjekt-Objekt-Relationen *voneinander*. Dasjenige Objekt der Reihe »Blatt«, »Zwischenmedium«, »Sinnesorgan«, »Zentralnervensystem«, zu dem die Empfindung »grün« unseres Beispiels in *direktester* Beziehung steht, ist nicht, wie die herkömmliche Auffassung meint, das Zentralnervensystem,

sondern das Blatt. Das »Grün« gehört dem Blatt direkt an, von den anderen Objekten, respektive deren Elementen ist es nur abhängig.

Der Leib des Menschen (Zentralnervensystem, Sinnesorgan) sowie andere Objekte (Zwischenmedium, Lichtquelle usw.), die alle in erster Instanz wieder durch Elemente gegeben sind, sind Bedingungen für das Auftreten des Elementes »grün«. Das Element »grün« ist aber keine Erfahrung über das Zentralnervensystem, ebensowenig eine über das Sinnesorgan, das Zwischenmedium oder irgendeine der anderen Bedingungen dieser Erfahrung, sondern nur eine Erfahrung bezüglich des Objektes, dem das Element »grün« direkt angehört, also eine Erfahrung bezüglich des »Blattes«. Ganz allgemein können wir sagen: Die Bedingung einer gewissen Erfahrung kann niemals deren Inhalt sein.[5]

Das Zentralnervensystem stellt nur eine Bedingung für das Auftreten des Elementes »grün« dar. Damit ist schon gesagt, daß die »Empfindung grün« nicht im Zentralnervensystem »entsteht«, daß sie kein »Produkt« desselben ist.[6] Aber ebensowenig ist sie eine »Wirkung« des ersten Objekts der Reihe (des Blattes). Das Objekt wirkt nicht auf das Subjekt, ja das Subjekt ist nicht einmal vom Objekt »abhängig«, sondern Subjekt und Objekt treten miteinander auf, das Element, das einem Objekt angehört, gehört immer auch einem Subjekt an.

Nicht die Relation Objekt-Subjekt, sondern die Abhängigkeit solcher Objekt-Subjekt-Relationen voneinander oder, präziser und allgemeiner gesagt, die Abhängigkeit der Elemente voneinander hat die Wissenschaft zu untersuchen.

Die Erforschung der Subjekt-Objekt-Relation ist nicht die Aufgabe, nicht das Ziel der Wissenschaft, sondern diese Relation, die in den Elementen unmittelbar gegeben ist, ist ihr Ausgangspunkt.

* * *

Das Scheinproblem des mechanischen Materialismus, der die Empfindungen aus der Materie ableiten will, entspringt einem auch heute noch weitverbreiteten Mißverständnis über das Wesen des physikalischen

[5] Hier tritt die Machsche Auffassung mit dem »Konditionalismus« des Physiologen Verworn, der in vielen Punkten an ihn anknüpft, in deutlichen Gegensatz. Verworn stellt folgende zwei Hauptsätze auf: 1. Ein Zustand oder Vorgang ist eindeutig bestimmt durch die Gesamtheit seiner Bedingungen, und 2. Ein Zustand oder Vorgang ist identisch mit der Gesamtheit seiner Bedingungen. Der zweite Satz widerspricht dem Machschen Standpunkt. Wenn alle Bedingungen für das Auftreten eines Elementes erfüllt sind, dann tritt es auch auf, aber es ist deswegen keineswegs identisch mit diesen Bedingungen.

[6] Sehr scharf hat Richard Avenarius in vollständiger Übereinstimmung mit Mach die Beziehungen zwischen Elementen und Zentralnervensystem formuliert. Er sagt in »Der menschliche Weltbegriff« (3. Auflage, S. 76):

»Das Gehirn ist kein Wohnort, Sitz, Erzeuger, kein Instrument oder Organ, kein Träger oder Substrat usw. des Denkens. — Das Denken ist kein Bewohner oder Befehlshaber, keine andere Hälfte oder Seite usw., aber auch kein Produkt, ja nicht einmal eine physiologische Funktion oder nur ein Zustand überhaupt des Gehirns.«

Diese Auffassung, daß das Zentralnervensystem nur eine Bedingung des Denkens ist, gilt natürlich nicht nur von den Denkelementen, sondern von den Elementen (Empfindungen) überhaupt.

Weltbildes.[7] Es besteht als Resultat der Forschung für Mach und die mechanistischen Physiker in gleicher Weise. Aber dieses Bild wird von letzteren einer anderen »wirklichen Welt« zugeschrieben als von Mach.

Mach ist sich bewußt, daß dieses physikalische Weltbild ein Gedankending ist. Das ständige Werden und Vergehen des lebendigen Lebens, die unendliche Mannigfaltigkeit des Elementenflusses erfährt eine Abbildung in den Gedanken, die notwendigerweise schematisch ist, die auf »Normalbedingungen« reduziert, die sich darauf beschränken muß, bloß gewisse charakteristische Züge festzuhalten. Der Weg von der Wirklichkeit zur Abbildung ist gleichsam ein Übergang von einer Dynamik zu einer Statik. Der erste Schritt auf diesem Wege besteht darin, daß an die Stelle des optischen (durch das Auge) und haptischen (durch den Tastsinn vermittelten) Raumes unserer Erfahrung der gedankliche homogene Raum des Euklid gesetzt wird. Sodann treten an Stelle der ständig im Werden und Vergehen befindlichen, aus Elementen bestehenden Körper unserer Erfahrung relativ recht stabile Gedankengebilde. Sie werden begrenzt gedacht durch geschlossene Oberflächen im Euklidschen Raume. Die Fülle von unstetig auftretenden und verschwindenden Elementen, die den Körper bilden, werden durch einige wenige, sich stetig ändernde Parameter (Intensitäten) ersetzt. Von jedem Körper wird als angebbar angenommen die Temperatur, das elektrostatische Potential, die Geschwindigkeit usw., kurz die Intensitäten verschiedener Art. Wir sagen von dem Körper also aus, wie er sich in jedem Augenblick verhalten würde, wenn er unter gewissen Normalbedingungen mit gewissen anderen Körpern (Thermometer, Elektrometer usw.) in Beziehung gesetzt würde. Beim Ausbau dieses Gedankenbildes können wir schließlich für jeden Raumpunkt diese Intensitäten als gegeben betrachten und kommen damit zum Begriff des »Feldes« (elektromagnetisches Feld, Gravitationsfeld).

Die Intensitäten ändern sich unaufhörlich, aber ihre Veränderungen erweisen sich als abhängig voneinander. Dadurch wird ein weiterer wichtiger Schritt in der denkökonomischen Gestaltung des physikalischen Weltbildes möglich. Es gelingt, Gesetzmäßigkeiten aufzufinden, Gleichungen aufzustellen, in denen die Veränderungen der Intensitäten in ihrer Abhängigkeit voneinander zur Darstellung kommen. Die spezifische Aufgabe der Physik ist der immer weitere Ausbau dieser Gleichungssysteme. Die Grundlage bilden sehr einfache Gleichungen, durch die sehr wichtige Konstante definiert sind. So wird aus den Beziehungen der Geschwindigkeitsänderungen der Massenbegriff, aus den Beziehungen der Temperaturänderungen der Begriff der Wärmekapazität usw. erschlossen. Während die Intensitäten selbst sich fortwährend ändern, besitzen wir in den Kapazitätswerten bleibende Angaben über die Verhältnisse der Intensitätenänderungen, die auftreten können. Die Ökonomie des physikalischen Weltbildes wird noch wesentlich dadurch gesteigert, daß wir uns die gefundenen Zahlenwerte der Kapazitäten räumlich angeordnet denken können wie die Körper selbst. Gewisse dieser Kapazitäten bleiben bei allen Umformungen des Körpers unverändert, solange

[7] Vergl. auch meinen Aufsatz »Die Einheit des physikalischen Weltbildes« in der »Naturwissenschaftlichen Wochenschrift« (1909), 8. Band, S. 817.

nur keine »Teilung« desselben stattfindet. Zu diesen gehören die gravitierende und kinetische Masse, die Dielektrizitätskonstante und die Wärmekapazität. Diese Kapazitäten bestehen *miteinander*, und es ist daher nicht verwunderlich, daß diese beständige Verbindung mit einem eigenen Namen versehen wurde. Es ist dies die »*Materie*«. Unter diesem Begriff haben wir also den *Inbegriff gewisser Kapazitäten und deren beständige Verbindung* zu verstehen.

So kommt, in groben Strichen gezeichnet, Mach von der Wirklichkeit des Elementenzuflusses zu der gedanklichen *Abbildung* im physikalischen Weltbild. Die Mechanisten, die diesen Weg auch gehen müssen, ihn aber ohne Bewußtsein gehen, glauben nun, daß das physikalische Weltbild die Abbildung einer Realität sei, die hinter den »Erscheinungen« liegt, ja sie verkennen mitunter sogar den begrifflichen Charakter dieses Weltbildes und halten es selbst für die Realität. Daraus folgt dann das Scheinproblem: die Aufsuchung der Empfindungen und Gefühle im physikalischen Weltbild. Vom Machschen Standpunkt aus ist es klar, daß das physikalische Weltbild gerade in der Abstraktion von den Subjekten besteht, daß man sie also dort ebensowenig auffinden kann, wie es möglich ist, aus einem Ölgemälde das Herz des Porträtierten herauszusezieren. Für den mechanischen Materialismus dagegen ist der mögliche Weg verschlossen; er sucht die Empfindungen in jener Abbildung anstatt dort, wo sie einzig gefunden werden können, im Elementenfluß selbst.

Sollte einst der Physik die Auffindung absolut unveränderlicher Körper wirklich gelingen, so würde dies eine weitere wichtige *Vereinfachung* im physikalischen Weltbild, keineswegs aber eine prinzipiell andere Orientierung, keine Erhebung des mechanischen Materialismus zur grundlegenden Weltanschauung ermöglichen. Es bliebe auch dann der Weg vom *erfahrungsmäßigen* Körper zur Materie, der Weg von den Elementen zu den physikalischen Begriffen der einzig mögliche Weg der Wissenschaft. Nur dieser Weg schaltet dauernd alle Scheinprobleme aus, schafft eine gesicherte Grundlage der exakten Wissenschaften, nur er ist der Weg, den die Forschung tatsächlich gegangen und den zum Bewußtsein gebracht zu haben Ernst Machs Lebenswerk ist.

Handelspolitische Fragen.

Von Karl Emil.

(Fortsetzung.)

4. Weltmarkt und nationaler Markt.

Das Streben nach Autarkie.

Wir haben den Imperialismus kennen gelernt als die Politik des Finanzkapitals. Fassen wir die charakteristischen Züge nochmals kurz zusammen. Im Kampfe gegen das industrielle Monopol Englands organisierte und konzentrierte sich das Kapital der anderen Länder, vor allem Deutschlands und der Vereinigten Staaten, zum Finanzkapital. Durch Erziehungszölle hatte man den heimischen Markt in den Dienst der Entfaltung der inländischen Industrie gestellt. Das Aktienwesen erlaubte die rasche Zusammenballung großer Kapitalmassen, die Banken verwandelten alles unbeschäftigte Geld in Leihkapital und stellten dieses der Industrie zur Verfügung, diese immer mehr kontrollierend. Die konzentrierte Industrie selbst, deren

einzelne Unternehmungen in den entscheidenden Zweigen zu Riesenbetrieben auswuchsen, suchte, vom Schutzzoll begünstigt, den inneren Markt für sich zu monopolisieren, schaltete in steigendem Maße und in immer festerem Zusammenhalt die freie Konkurrenz aus und organisierte sich zu den kapitalistischen Monopolen, den Kartellen und Trusts. Das Kapital erscheint jetzt nicht mehr getrennt in seinen verschiedenen Formen. Es fließt in seiner allgemeinsten Form als Geldkapital in den Großbanken zusammen und wird von ihnen den Industriellen zur Verfügung gestellt. Immer mehr bemächtigen sich die wenigen Großbanken der Kontrolle des Kapitals der Gesellschaft, und immer enger werden ihre Beziehungen zu der sich innerpolitisch organisierenden Industrie. Es ist dies neue Art von Kapital, Kapital in der Verfügung der Banken und in der Verwendung der Industriellen, die das Wesen des Finanzkapitals ausmacht.

Die Emanzipation der Welt von der Herrschaft des industriellen Monopols Englands bedeutet einen ungeheuren Aufschwung des Kapitalismus, der neue verstärkte Expansionstendenzen entwickelt. Sein wichtigstes ökonomisches Mittel ist der Kapitalexport. Nicht mehr von dem Export von Waren in allmählich sich erschließende Märkte handelt es sich, sondern um die schleunigste Verwandlung aller noch unerschlossenen Gebiete in Anlagesphären von Kapital, in Gebiete, in denen Eisenbahnen gebaut, Bergwerke betrieben, Hafen- und Bewässerungsanlagen angelegt, die Einwohner in Lohnarbeiter umgewandelt werden. Aber je stürmischer der Drang nach Expansion, desto schärfer die Konkurrenz, desto geringer der Profit. Auch hier entsteht das Bestreben, die Konkurrenz des fremden Kapitals möglichst auszuschalten. Die Staatsmacht wird angerufen, dem eigenen Kapital die Sicherheit seiner Anlagen zu garantieren. *Monopolistische Beherrschung, nicht mehr freie Konkurrenz wird zur Forderung des Kapitals.* Mit unerhörter Intensität geht das Kapital auf neue Eroberungen aus. Es benutzt überall den politischen Einfluß des Staates, um für sich Aufträge zu erhalten, und sucht in allen Erdteilen nach Gebieten, die es seiner Botmäßigkeit untertan machen kann. Eine neue Ära der Kolonialpolitik, der gewaltsamen Unterwerfung der letzten Teile der Erde beginnt. Die Staaten suchen sich mit immer größerem Eifer zuvorzukommen. Und um sie stark zur Auseinandersetzung zu machen, entwickelt das Kapital mit nicht geringem Eifer alle seine Produktivkräfte, alle Machtmittel des Staates bis zu einem vorher nie für möglich gehaltenen Grade. Die Auseinandersetzung zwischen den Staatsmächten beginnt. Wie im Zeitalter des Frühkapitalismus, der Vorherrschaft des Handelskapitals, vollzieht sie sich in *zwei Phasen*: in der ersten führen die kapitalistischen Staaten ihre Kolonialkriege um den Erwerb der Kolonien; die zweite bringt den Kampf zwischen den kapitalistischen Staaten selbst um die Neuverteilung ihres Besitzes und ihrer wirtschaftlichen Einflußsphären. Vermittelt werden beide Phasen durch die Kämpfe der kapitalistisch und deshalb auch machtpolitisch entwickelten Staaten gegen die rückständigen, um diesen ihren Besitz zu entreißen. Der Spanisch-Amerikanische, der Chinesisch-Japanische, der Türkisch-Italienische und bis zu einem gewissen Grade der Russisch-Japanische Krieg tragen diesen Charakter.

Kompliziert und gesteigert werden die großstaatlichen Gegensätze durch die ungelösten nationalstaatlichen Probleme Südosteuropas, denen auch das

chinesische und persische Problem verwandt ist. Es ist aber *derselbe* Kapitalismus, der im Westen die imperialistische Politik bedingt und im Osten den Drang nach Schaffung national einheitlicher kapitalistischer Wirtschaftsgebiete erzeugt. Der billige Warenexport der entwickelten Länder ruiniert in langsamerem oder rascherem Tempo das heimische Gewerbe der unentwickelteren, zerstört jahrhundertealte soziale Verhältnisse, läßt in ihnen die modernen wirtschaftlichen Klassen entstehen, zwingt ihnen den Übergang zur kapitalistischen Produktion und zu der ihr entsprechenden Staatsorganisation auf. Die entwickelten Länder stellen die Mittel zur Verfügung. Das Staatsschuldensystem erfordert ein neues Steuersystem, der Übergang zur Geldwirtschaft zersetzt die alten stabilen Naturalverhältnisse, während die militärischen Bedürfnisse die immer raschere Industrialisierung erfordern. Der Kapitalexport importiert schließlich den Kapitalismus fix und fertig in die der kapitalistischen Produktion neu erschlossenen Länder. Der Imperialismus des Westens ist so die Ursache des kapitalistischen Erwachens des Ostens.

Imperialismus bedeutet möglichste Stärkung der staatlichen Machtorganisation — ideologisch sich widerspiegelnd in der Verabsolutierung des Staates und der Organisation als Selbstzweck — und unmittelbare Dienstbarmachung der Staatsmacht für die Monopolbestrebungen der Wirtschaftspolitik. Ähnlich wie im Zeitalter des Merkantilismus spielt die Gewalt wieder eine erhöhte Rolle in der Ökonomie. Andererseits steigert das Bestehen der Machtorganisationen an sich und ihre beständige Stärkung die aus der Ökonomie entspringenden Gegensätze. Denn jeder Macht wohnt das Streben nach mehr Macht inne und damit die Tendenz zum Kampfe gegen andere Machtorganisationen. Ihre Träger haben ja gerade die Funktion der Machtbehauptung und Machtvermehrung. Je größer die Macht der Organisation, desto größer und einflußreicher die Stellung ihrer Funktionäre. Entstanden auf der Grundlage der Wirtschaft, von deren Zwecken in letzter Linie bestimmt und dadurch begrenzt, gewinnt die Machtorganisation stets bis zu einem gewissen Grade Selbständigkeit, empfängt aus der Behauptung und Mehrung ihrer Macht eigene Zwecke und eigene Gesetze ihres Wirkens und wirkt in deren Verfolgung und Erreichung auf die Wirtschaft zurück. Je größer die Machtorganisation, desto größer auch ihre Selbständigkeit. Gilt dies für alle Machtorganisationen, so am meisten für die des Staates. Sein Machtstreben gewinnt Eigengesetzlichkeit und bestimmt rückwirkend die Expansionsbestrebungen der Wirtschaft. Deshalb wäre es auch unvollständig, die einzelnen konkreten Tatsachen der Expansion und ihrer Durchsetzung im Kriege unmittelbar aus den wirtschaftlichen Verhältnissen ableiten zu wollen, ohne ihre Vermittlung durch die Politik der Machtorganisationen aufzudecken.

Vorbedingung für die imperialistische Politik ist das Vorhandensein ökonomisch und politisch unentwickelter und rückständiger Gebiete. Während Kapitalismus möglich bliebe, auch wenn die ganze Welt annähernd gleich kapitalistisch entwickelt wäre — die Bestreitung dieser Behauptung verfällt in die falschen Vorstellungen der Zusammenbruchstheorie und ignoriert die Feststellungen der Marxschen Analyse des Akkumulationsprozesses —, setzt Imperialismus das Bestehen großer ökonomischer Verschiedenheit voraus. Zugleich bedeutet diese ökonomische Verschiedenheit Differenz der Machtverhältnisse. Denn mehr als je in der Geschichte ist heute das Ausmaß staatlicher Macht Funktion der wirtschaftlichen Stärke. Dabei braucht freilich

wirtschaftliche sich nicht immer in staatlich-militärische Macht umzusetzen, wie das Beispiel der Vereinigten Staaten zeigt; aber sie ist in diesem Falle nur latent, während zum Beispiel China infolge seiner Ökonomie staatlich impotent ist.

Imperialistische Politik ist also die zur Einheit gewordene Verbindung von Schutzzoll, finanzkapitalistischer Monopolisierung, Kapitalexport, Steigerung der Staatsmacht, Vermehrung des Steuerdrucks, Wettrüsten zu Land und zu Wasser, Kolonialpolitik, Krieg. Aber die konkrete Volkswirtschaft eines Landes wird nicht restlos und allein durch die ökonomischen Gesetze bestimmt; sie ist stets ein Produkt der ökonomischen Gesetze und der Geschichte. Das erklärt, warum beim Imperialismus Englands infolge der Stärke des industriellen Kapitals und der Handels- und Transportinteressen der Schutzzoll bis zum Kriege nur Tendenz, vertreten durch die Chamberlainsche Agitation, geblieben, bei den Vereinigten Staaten der Militarismus verhältnismäßig zurückgeblieben ist, in Deutschland wieder die koloniale Unterlage relativ schmal ist und das koloniale Expansionsstreben am heftigsten sich geltend machte, während die übrigen wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen der imperialistischen Politik in großer Reinheit gegeben waren.

Das imperialistische Streben, die Staatsmacht in den Dienst der Monopolisierungstendenzen des Finanzkapitals zu stellen, führt naturgemäß dazu, das unmittelbare Geltungsgebiet der Staatsmacht auszudehnen, also das eigene Reich zu vergrößern, zugleich die Macht der anderen Staaten zu verringern. Und da diese Art der Expansion — im Gegensatz zu der des industriellen Kapitals — unvereinbar ist mit der der anderen staatlichen Kapitalismen, so wird die Überzeugung von der Gegensätzlichkeit der kapitalistischen Interessen wieder allgemein und damit der staatliche Wirtschaftskrieg in Permanenz erklärt. Wie im Zeitalter des Merkantilismus erscheint nach den Vorstellungen der wieder erstarkten Zusammenbruchstheorie die Volkswirtschaft des einen durch die Entwicklung der Wirtschaft der anderen Staaten bedroht, und die Idee entsteht von dem Abschluß der eigenen Wirtschaft gegen alle Einflüsse von außen und gegen die Verbindung mit fremden Wirtschaften, die Idee des eigenen, sich selbst in allem Wesentlichen genügenden Wirtschaftsreiches, des autarken Imperiums. Die Idee der Autarkie, die, aus dem Gedankenkreis der Zusammenbruchstheorie geboren, uns bereits aus der Kontroverse »Agrar- oder Industriestaat?« bekannt ist, ersteht jetzt aufs neue, nur steht sie jetzt auf erweiterter Basis und soll mit ganz anderen Mitteln durchgesetzt werden.

Die Idee entspricht einerseits dem Bedürfnis, die Mittel imperialistischer Politik, die in Wirklichkeit nur den Monopolisierungstendenzen des Finanzkapitals und seinem Profitstreben dienen, zusammenzufassen zu einem ausschließlichen volkswirtschaftlichen und politischen Ziel, dem der wirtschaftlichen Unabhängigkeit, das scheinbar den Interessen des ganzen Volkes entspricht und wobei zugleich die wirklichen Motive dieser Politik verhüllt sind. Zugleich aber widerspricht dieses Ziel den sehr realen Interessen, die mit dem Außenhandel verbunden sind. Dieser Außenhandel hat absolut an Umfang in allen industriell entwickelten Staaten kolossal zugenommen und damit auch die Macht der mit ihm verknüpften Interessen. Daraus ergibt sich nun ein eigentümliches Dilemma imperialistischer Handelspolitik, das wir am

besten verfolgen können, wenn wir uns der Diskussion über die Schaffung eines größeren, des mitteleuropäischen Wirtschaftsgebiets zuwenden.

Seit Cecil Rhodes die Notwendigkeit betont hat, »in Erdteilen zu denken«, und Chamberlain die Engländer aufgefordert hat, imperialistisch zu denken, fühlt sich dazu — Gott strafe England! — bald jeder deutsche Mann verpflichtet. Und in der Tat, wenn man sich schon einmal entschließt, ökonomisch und politisch zu denken, warum nicht gleich in Erdteilen? Die Zukunft gehört ja doch dem Großbetrieb, und wenn einst nach Engels — lang ist's her — ein deutscher Privatdozent nicht früher Ruh' hatte, ehe nicht sein eigenes philosophisches System verfertigt war, so gründet er heute sein eigenes Weltreich. Das liegt nun mal im Zuge der großen Zeit. So versichert uns zum Beispiel der Prager Professor Spiethoff:

Die großen Weltreiche streben dahin, möglichst umfangreiche Teile der Welt für sich zu belegen und hierbei eine Ausgeglichenheit der Gütererzeugungsbedingungen zu erlangen, die sie unabhängig von anderen außerhalb stehenden Wirtschaftskreisen macht. Von den führenden Staaten und Volkswirtschaften sind die Mitteleuropas in dieser Beziehung am rückständigsten. Gegenüber den Weltreichen England, Rußland, Vereinigte Staaten von Amerika und Frankreich nehmen sie sich wie Schwächlinge aus, zurückgeblieben an politisch zusammengefaßter Volkszahl wie an Landgebieten und natürlichen Hilfsmitteln, die eine geschlossene, wohlgegliederte Wirtschaft gewährleisten. Die Zusammenfassung der deutschen und österreichisch-ungarischen Volkswirtschaften entspricht dem Zuge dieser allgemeinen Entwicklung, und sie steht deshalb seit beinahe einem Jahrhundert auf der Tagesordnung. Zu verschiedenen Malen sind ernsthafte und weitgediehene Anläufe unternommen, aber immer sind sie, und zwar in der Hauptsache an politischen Hindernissen gescheitert. Jetzt wird die Annäherung vielleicht durch die politische Notwendigkeit erzwungen. Der Krieg wird nicht nur durch die Heere, sondern auch durch die Wirtschaften geführt, und wie für die Zukunft höchste politische und militärische Kraftanspannung selbstverständlich ist, so müssen sich auch die Wirtschaften auf eine höhere, ja die höchste Stufe der Leistungsfähigkeit erheben.[13]

Das sind sehr allgemein verbreitete Anschauungen, und sie sprechen die Phantasie sehr an.[14] Wie steht es aber in Wirklichkeit mit dem Streben nach Selbstgenügsamkeit der Weltreiche? England selbstgenügsam? Ohne argentinisches und nordamerikanisches Fleisch, ohne Baumwolle von den Vereinigten Staaten und die deutschen Farben für Lancashire, ohne das amerikanische Kupfer, das deutsche Halbzeug und die deutschen Elektrizitätsmaschinen für seine Fertigfabrikateninduſtrien? Und Frankreich soll selbstgenügsam sein, das durch seinen übertriebenen Schutzzoll die Entfaltung seiner Industrie gehindert hat und erst in den letzten Jahren vor dem Kriege einen großen Aufschwung seiner Eisenindustrie sah, seitdem es die regsten Austauschbeziehungen — Eisen gegen Kohle — mit Deutschland eingegangen

[13] Die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reiche und seinen Verbündeten. Herausgegeben im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik von Heinrich Herkner. 2 Bände. 1916, Duncker & Humblot. 403 und 496 Seiten.

[14] Namentlich wenn das Werden von großen Weltreichen mit einigem dichterischen Schwung und Ignorierung aller wirklichen Tatsachen geschildert wird, wie von Renner in seinem Referat vor der Reichstagsfraktion. Siehe auch die Diskussion im »Kampf« (Dezember 1915, Januar und Februar 1916) zwischen Hilferding und Renner über »Mitteleuropa«.

war? Oder gar Rußland, das noch die ganze Entwicklung seiner Industrie vor sich hat und diese Entwicklung rationell gar nicht vollziehen kann ohne intensivste Ausgestaltung seiner Waren- und Kapitalzufuhr aus industriell vorgeschritteneren Ländern? Und nicht mal für die Vereinigten Staaten stimmt die Prognose, deren Industrialisierung rasch vorangeht, deren Fabrikatenausfuhr fortwährend wächst, während ihre Getreideerzeugung immer weniger Überschüsse liefert, so daß der Zeitpunkt heranrückt, wo die Vereinigten Staaten auch nur in der Getreideversorgung aufhören werden, selbstgenügsam zu sein. Oder sprechen vielleicht die Außenhandelszahlen dafür? Lassen sie uns nicht vielmehr erkennen, daß die notwendigen internationalen Verflechtungen der Wirtschaften sich immer mehr steigern? Der Gesamtaußenhandel der wichtigeren Länder der Erde, wie er im Deutschen Statistischen Jahrbuch nachgewiesen wird, ist in der kurzen Zeit von 1904 bis 1912 gestiegen von 104 951,9 auf 164 670,3 Millionen Mark, hat also um die Kleinigkeit von 60,7 Milliarden Mark zugenommen, der Handel der Vereinigten Staaten ist von 10 298,2 Millionen Mark in 1904 gestiegen auf 17971,2 in 1913, Zunahme 7673 Millionen, Frankreich von 9172 auf 14814,0 (in 1912), Zunahme 5741 Millionen, Rußland von 3580,8 auf 5811,7 um 2231 Millionen, Deutschland von 12 276,5 auf 22 530,9 (1913) um 10 254 Millionen, Großbritannien von 18 809,9 auf 28 644,7 (1913) um 9835 Millionen Mark, absolut fast ebenso stark wie Deutschland und bedeutend stärker als die Vereinigten Staaten. Dabei ist gerade in den letzten Jahren der Aufschwung des britischen Außenhandels wieder stärker geworden. Er betrug: 1905 19 841, 1906 21 798, 1907 23 741, 1908 21 413, 1909 22 322, 1910 24 733, 1911 25 235, 1912 27 409 Millionen Mark. Diese Zahlen sprechen sicher nicht von einem Erliegen vor der deutschen Konkurrenz. Richtig ist, daß der prozentuale Anteil Englands am Gesamthandel der Welt etwas zurückgegangen ist — von 18 Prozent in 1904 auf 16,6 in 1912, während der deutsche in dieser Zeit von 11,7 auf 12,9 und der der Vereinigten Staaten von 9,8 auf 9,9 Prozent gestiegen ist. Diese prozentuelle Verschiebung ist die natürliche Folge der Industrialisierung und damit der Vermehrung des Außenhandels der anderen Staaten, die wieder eine Vorbedingung der Steigerung des Außenhandels der entwickelten Staaten, also zum Beispiel Englands ist. Für die Beurteilung der Prosperität sind also die absoluten Zahlen das Entscheidende; übrigens wird auch der prozentuelle Rückgang bei England wettgemacht durch die starke Zunahme des Außenhandels seiner großen Kolonien.

Deutschland, das Herrn Professor Spiethoff so schwächlich und zurückgeblieben vorkommt, hat also seinen Außenhandel stärker als irgendein anderes Land gesteigert und seine Gesamtproduktion noch weit stärker als seinen Außenhandel. Seine »Schwächlichkeit« hat es nicht gehindert, nach den Berechnungen Rehbgens 1890 bis 1911 in jedem europäischen Staat, außer Portugal, eine stärkere Zunahme in seiner Einfuhr aufzuweisen als England, so daß es auf dem ganzen europäischen Festland mit Ausnahme von Frankreich, Spanien, Portugal, Griechenland und der Türkei einen Vorsprung vor England besaß. Und seine Beziehungen zu den angeblich sich selbst genügenden Weltreichen? England ist Deutschlands weitaus bester Kunde, nicht weniger als 14,2 Prozent der deutschen Ausfuhr, 1306,1 Millionen Mark, gingen 1912/13 dahin, 962,9 Millionen Mark oder 8,1 Pro-

zent der deutschen Einfuhr kommen von dort! Und gar erst Frankreich und Rußland! Sind es doch just die beiden Staaten, wohin die deutsche Ausfuhr am stärksten zugenommen hat. Setzt man die Ausfuhr Deutschlands nach jedem der in folgendem genannten Länder 1907 gleich 100, so betrug 1912 die deutsche Ausfuhr nach Frankreich 153, Rußland 155, den Vereinigten Staaten 107, Italien 132, Rumänien 192, Österreich-Ungarn 144, Europa 134, Amerika 121, Gesamtausfuhr 131. (Eulenburg.)

Es ist demnach wirklich ein starkes Stück, wenn Spiethoff das Streben nach Autarkie als selbstverständlich hinstellt, davon wie von einer sich vollziehenden Tatsache redet.

Den Phantasien über angeblich sich bildende oder gar notwendige Autarkien, selbstgenügsame Weltreiche liegen nicht nur falsche Verfolgungsideen und Zwangsvorstellungen zugrunde, sondern auch die Unklarheit über den Begriff *Wirtschaftsgebiet*. Für alle entwickelten kapitalistischen Industrien ist heute das Wirtschaftsgebiet der *Weltmarkt*. Das hat zweierlei Ursachenreihen. Einmal natürlich-technische: bestimmte Industrien finden an bestimmten Stellen Vorzugsbedingungen ihrer Entwicklung, so die Produktion von feinen Garnen in dem feuchten Klima Englands, die deutsche oder amerikanische Eisenindustrie in dem Nebeneinandervorkommen guter Eisen- und Kohlenlager usw. Diese Industrien konkurrieren unter günstigen Bedingungen, dehnen sich aus und suchen einen immer größer werdenden Absatz auf dem Weltmarkt; die Vergrößerung der Stufenleiter der Produktion geht Hand in Hand mit technischer Überlegenheit der betreffenden Industrie und steigert die Vorzugsstellung; auch der natürlichen wird so eine technisch-ökonomische Überlegenheit, und zugleich werden eine Reihe von weiteren ökonomischen und sozialen Vorzugsbedingungen geschaffen, Entwicklung und Anspannung spezieller Hilfsindustrien, zum Beispiel die englische Textilmaschinenindustrie mit ihrer örtlichen und technischen Anpassung an die Bedürfnisse von Lancashire, die Schaffung einer entsprechend geschulten Techniker- und Arbeiterarmee, innige Beziehungen zur wissenschaftlichen Technik usw. Die Entwicklung solcher Industrien erfordert entweder von vornherein oder von einem bestimmten Zeitpunkt an ihre Emanzipation von den beschränkten inländischen Rohstoffen, und deren wachsende Zufuhr bedeutet wachsende internationale Verflechtung der Weltwirtschaft; zugleich bedeutet die Ausfuhr solcher Roh- oder Hilfsstoffe die Schaffung von Kaufkraft für die ausführenden Länder, die Voraussetzung also für die Erweiterung der Produktion überhaupt. Das Weltmarktstreben aber ist jeder kapitalistischen Industrie immanent. Der Drang nach Ausdehnung ihrer Produktion, ihr durch die Konkurrenz und die technische Entwicklung aufgezwungen, treibt sie zur ständigen Vergrößerung ihres Absatzes, zum Aufsuchen auswärtiger Märkte. Andererseits gibt ihr nur das Vorhandensein des Weltmarktes die Möglichkeit, ihre Produktion unabhängig von den zufälligen mehr oder minder engen Bedürfnissen des heimischen Marktes technisch rationell einzurichten. Kapitalistisch-technische Entwicklung und Herstellung des Weltmarktes bedingen sich so gegenseitig.

Demgegenüber tritt der nationale Markt an Bedeutung zurück. Diese beruht einmal auf der Ersparung von Transportkosten und darauf beruhender Konkurrenzüberlegenheit, besonders bei mehr zentralem Standort der betreffenden Industrie innerhalb des staatlichen Wirtschaftsgebiets. Mit der

Verbilligung der Transportkosten absolut und relativ zum Wert des Produktes geht die Bedeutung dieses Faktors zurück.

Zweitens beruht sie auf der größeren Kenntnis des heimischen Marktes, der Sprache und der Gewohnheiten seiner Bewohner.

Drittens auf den Schutzzöllen und schutzzollähnlichen Maßnahmen, wie Begünstigung der heimischen Industrie bei öffentlichen Lieferungen usw. Damit im Zusammenhang steht unmittelbar die Monopolisierung des nationalen Marktes durch Kartelle und Trusts, die Erlangung von Extraprofit, damit aber die Erleichterung der Konkurrenz auf auswärtigen Märkten und die Befestigung der Weltmarktsstellung der Industrie auf Kosten der nationalen Konsumenten. Es ist die Möglichkeit der Anwendung imperialistischer Methoden der Expansion, die den nationalen Markt für die Kapitalistenklasse so wichtig macht; das ändert aber nicht die Einstellung der Industrien selbst auf den Weltmarkt und dessen Realität. Etwas, aber nur wenig übertrieben, kann man vielmehr sagen, der nationale (staatlich abgegrenzte) Markt ist heute weniger eine ökonomische, sondern vor allem eine politische Kategorie. Dabei übersehen wir durchaus nicht, daß der inländische Markt aller kapitalistischen Großstaaten (das »Weltreich« Frankreich dürfte darin am ehesten zurückgeblieben sein) in neuerer Zeit eine bedeutende Ausweitung erfahren, daß quantitativ seine Aufnahmefähigkeit stark gewachsen ist und vermutlich überall das Verhältnis der Produktion für den Inlandsmarkt zu der für den Auslandsmarkt, trotz des rapiden Wachstums des letzteren, und zum Teil eben deshalb sich noch zugunsten des Inlandsmarktes verschoben haben dürfte. (Eine Produktionsstatistik täte uns bitter not, um überhaupt zu gesicherten und richtigen quantitativen Vorstellungen über die moderne Produktion zu kommen.) Aber hier handelt es sich nicht um die quantitativen Beziehungen zwischen Inlands- und Auslandsabsatz, sondern um die technisch-ökonomische Bedeutung des Weltmarktsabsatzes. Und da kann ausgesprochen werden, daß die entwickeltsten und wichtigsten Industrien Weltmarktsindustrien sind und in steigendem Maße werden, daß die ganze Stufenleiter ihrer Produktion und damit ihrer Technik davon abhängt und daß jede *Abkehr vom Weltmarkt und jede Rückkehr zur Selbstgenügsamkeit einen Rückschritt in der erreichten Entwicklung der Produktivkräfte bedeuten würde.*

Daran ändern auch die Schutzzollsysteme nichts, die diese Weltmarktsentwicklung nur bis zu einem gewissen Grad und von einem gewissen Moment an hemmen, die internationale Arbeitsteilung modifizieren, aber die Entwicklung nicht aufheben können. Die Schutzzölle sind dazu da, überwunden zu werden, und sie sind durch die Entwicklung als Hemmungen der internationalen Beziehungen tatsächlich überwunden worden. *Der Intensivierung der internationalen Arbeitsteilung und nicht der Selbstgenügsamkeit gehört wie die Gegenwart so die Zukunft.*

Anschauliche Beispiele für das Gesagte bietet die Entwicklung jeder Großindustrie. Nehmen wir zum Beispiel die deutsche chemische Industrie.[15] Von 1888 bis 1912 stieg die Anzahl der Betriebe von 4464 auf 9147, die der Arbeiter von 85 169 auf 249 819. Die *Einfuhr* von Rohstoffen stieg

[15] Siehe den bereits zitierten Artikel von *Heinrich Schneider*: »Die chemische Industrie im gewerkschaftlichen Kriegsbuch.«

in dem Jahrzehnt von 1895 bis 1905 in 1000 Mark von 168 877 auf 290 553, die Ausfuhr von Fabrikaten von 301 833 auf 475 830. Die Industrie bezieht etwa 80 Prozent ihrer Terpentinöle und Terpentinharze aus den Vereinigten Staaten; 60 Prozent des eingeführten Rohbenzins kommen aus Rußland und Rumänien; das Jod erhält sie zu vier Fünfteln, den Salpeter fast ausschließlich aus Chile. Kampfer liefern Japan und China, Gerbstoffe werden aus Argentinien, Schwefel wird aus Italien, Schwefelkies aus Spanien und Portugal, Quecksilber aus Italien und Österreich bezogen usw. Zur Herstellung der Selbstgenügsamkeit für die eine große Industrie müßte also so ziemlich die ganze Welt annektiert werden.

Andererseits die Ausfuhr. Nicht weniger als etwa der dritte Teil der Produktion wird ausgeführt, das heißt die ganze Stufenleiter der Produktion ist auf den Weltmarkt eingestellt, die technische Überlegenheit dieser deutschen Industrie hängt von dieser Einstellung ab. Dabei geht der größte Teil in die anderen industriell entwickelten Staaten; von dem wichtigsten Ausfuhrartikel, den Teerfarben, bezog das selbstgenügsame England ein Fünftel, von Bleifarben und Zinkweiß fast die Hälfte. Rußland war Hauptabnehmer für Düngemittel usw.

Dasselbe gilt für die deutsche Eisen-, für die Elektrizitätsindustrie, aber ebenso für die führenden englischen Industriezweige. Wie kann man von Selbstgenügsamkeit Englands sprechen — auch nur als Tendenz —, wo die englische Eisenindustrie, von anderen gar nicht zu reden, auf die immer rascher steigende Zufuhr fremder Erze — bis 50 Prozent seines Bedarfs — angewiesen ist, seine weiterverarbeitende Industrie auf die zunehmende Einfuhr von Halbzeug. Daß ein Mann wie Spiethoff solche beweislosen und unbeweisbaren Behauptungen nicht in Weltreichen reisenden Wanderpredigern à la Naumann und den — Sozialimperialisten überläßt, sondern sie zur Voraussetzung seines Eintretens für Mitteleuropa macht, ist ein völlig unwissenschaftliches Verfahren. Das Streben nach Weltreichen führt nicht zur Selbstgenügsamkeit, es dient auch nicht der ungehemmten Entfaltung der Produktivkräfte und der Entwicklung der Industrien, sondern entspringt den Monopolisierungs- und Ausbeutungsinteressen des Finanzkapitals und steht mit dem Interesse der Arbeiter im schärfsten Widerspruch.

Literarische Rundschau.

A. Kollontai, **Gesellschaft und Mutterschaft** (Obschtjestwo i Materinstwo). 1. Band: Die staatliche Versicherung der Mutterschaft. Petrograd 1916. XIV und 641 Seiten. Preis 3 Rubel 50 Kopeken.

Die Verfasserin dieses Werkes sollte auf der dritten internationalen Frauenkonferenz als Berichterstatterin über die Frage der Mutterfürsorge auftreten. Sie wollte schon damals das Buch herausgeben, der Krieg aber, der die Frauenkonferenz wie den internationalen Kongreß selbst am Zusammentreten verhinderte, verzögerte sein Erscheinen. Inzwischen haben die im Buche behandelten Fragen an Interesse keineswegs eingebüßt, sie wurden vielmehr noch aktueller und brennender. Die Massenvernichtung der Menschenleben drängt alle Staaten, schon jetzt Mittel zur Vermehrung der Bevölkerung zu ersinnen. Es ist bekannt, welche Beunruhigung in den bürgerlichen Schichten Deutschlands schon vor dem Kriege durch die Abnahme der Geburten während der letzten Jahrzehnte hervorgerufen wurde. Viele Versammlungen, Bücher und Abhandlungen wurden der Bekämpfung dieses

Übels gewidmet, und manche oft komisch erscheinende Maßnahmen werden zur Förderung der Kindererzeugung empfohlen. Der Krieg hat auch die Frauenarbeit in einem Maße erweitert, das der Frau die Erfüllung ihrer Mutterpflichten noch mehr erschwert. In aller Eile werden daher in Deutschland, England und Frankreich schon jetzt teilweise Schritte unternommen, die den Rahmen der bereits bestehenden Mutterschaftsversicherung ausdehnen sollen. Nur Rußland bleibt zurück, indem es rücksichts- und sorglos seine riesigen Menschenvorräte vergeudet. »Unter dem Kanonendonner inmitten des Weltbrandes«, sagt die Verfasserin im Vorwort, das sie nach dem Kriegsausbruch niederschrieb, »tritt das Mutterschaftsproblem in seiner vollen, riesigen Größe auf.«

Genossin Kollontai führt in ihrem Buche interessante Zahlen an, die eine stete Abnahme der Geburten in allen europäischen Staaten bezeugen, selbst in Rußland, das durch seine Fruchtbarkeit berühmt ist. Sie verweist auch auf die sozialen Ursachen dieser Erscheinung. Die schlechte ökonomische Lage der Arbeiterklasse, ein gewisser Aufstieg ihrer Bedürfnisse und die steigende Beteiligung der Frauen am Industrieleben — das sind Hauptmomente, die die Arbeiterklasse zum praktischen Malthusianismus zwingen. Andererseits bleibt die Säuglingssterblichkeit, trotzdem sie im allgemeinen zurückgeht, noch sehr groß. In Deutschland sterben jährlich etwa 400 000 Säuglinge, in England 130 000, in Rußland über eine Million.

Vortrefflich schildert Genossin Kollontai die große Tragödie der Frau, deren Berufstätigkeit sich in einen schroffen Gegensatz zur Erfüllung ihrer natürlichen Mutterpflichten stellt. Schenken die herrschenden Klassen im letzten Jahrzehnt der Mutterfürsorge größere Aufmerksamkeit, weil sie dazu durch das Streben veranlaßt sind, ihre Militärmacht zu vermehren, — so ist das Interesse der Arbeiterklasse an dieser Fürsorge noch größer, weil ihre Ziele und Aufgaben ganz anders gestaltet sind: sie erstreben die Schaffung einer gesunden Nachkommenschaft und die Erleichterung der Bürde, die die Kräfte der Arbeiterin vielfach übersteigt.

Der Hauptteil des Buches ist der Untersuchung der in verschiedenen Ländern bestehenden Gesetzgebung gewidmet, die den Schutz der Schwangeren und der Wöchnerinnen bezweckt. Die Verfasserin unterscheidet drei grundsätzliche Auffassungen der Aufgaben der Versicherung. Das deutsche System betrachtet das Wochenbett als eine Krankheit, die eine erzwungene Arbeitslosigkeit herbeiführt, gegen deren Folgen die Frau versichert wird. Dieser Standpunkt führt logisch zur Einreihung der Mutterschaftsversicherung in das System der allgemeinen Krankenversicherung. Eine andere Ansicht erkennt die Mutterschaft als eine wichtige soziale Funktion an und betrachtet die Wöchnerinnenunterstützung als Prämie für eine dem Staat erwiesene Dienstleistung. Daher die Verselbständigung der Mutterschaftsversicherung, die von Staats wegen unterstützt wird. Diese Art ist besonders in den romanischen Ländern üblich. Beide Versicherungsarten sind Halbheiten. Sie bleiben auf halbem Wege stehen und berühren nicht den Kern der Frage. Die Sozialdemokratie stellt der Mutterschaftsversicherung weitere Ziele und Aufgaben. Die kapitalistische Gesellschaftsordnung sprengt die Grundlagen der Familie als privatwirtschaftlicher Einheit und beraubt sie der Fähigkeit, ihre Funktionen der Kindererziehung und des Kinderunterhalts zu erfüllen. Diese Funktionen soll daher die Gesellschaft selbst übernehmen. Die Gesetze, die den Schutz der Mütter erzielen wollen, sollen derart gestaltet werden, daß sie den allmählichen Übergang der Fürsorge für die Nachkommenschaft von den privaten Familien auf die Gesellschaft erleichtern. Erst wenn eine rationelle Versicherung der Mutter und der Schutz der Kinder zustande kommen, wird die Befreiung der Frau möglich werden. Erst dann wird es ihr auch möglich werden, ihre reiche Begabung in dem breiteren Betätigungskreis eines Berufs und des öffentlichen Lebens zur Geltung zu bringen. Dann erst wird auch das Entstehen der neuen Geschlechtsmoral, das Wachsen der kameradschaftlichen Gefühle zwischen dem Manne und der Frau bei vollkommener wirtschaftlicher Unabhängigkeit voneinander eine wirkliche Beschleunigung erfahren.

Von diesem Standpunkt aus setzt sich Genossin Kollontai mit den bestehenden Versicherungssystemen auseinander und schildert ein weitgehendes Programm des allseitigen Schutzes der Mutter und ihres Kindes. Dabei faßt sie alle die von der Sozialdemokratie in dieser Frage ausgearbeiteten Gedanken zusammen, und dadurch, wie auch durch das reiche Zahlen- und Gesetzgebungsmaterial, das sie anführt, wird ihr Buch zu einem wichtigen Nachschlagewerk für jeden, der sich mit der Frage befassen will. Der Leser wird in den Anlagen sämtliche wichtige Gesetze wie auch die Resolution, die die zweite Frauenkonferenz in der Frage faßte, nebst dem Entwurf einer neuen finden, die der dritten Frauenkonferenz vorgelegt werden sollte. Dank der lebhaften Darstellungsweise wird das Buch, ungeachtet seines großen Umfangs, sehr leicht gelesen. M. N-nn.

P. Thormeyer, **Philosophisches Wörterbuch.** »Aus Natur und Geisteswelt«, 520. Bändchen. Leipzig und Berlin, Teubner. 96 Seiten. Gebunden 1,25 Mark.

Das Wörterbuch scheint uns seiner ganzen Anlage nach verfehlt zu sein, denn es enthält einmal viel zuviel nebensächliche Wort- und Begriffserklärungen. Dabei kommen angesichts des geringen Umfanges des Büchleins die wichtigsten philosophischen Begriffe, was Klarheit und Vollständigkeit ihrer Erklärung und ihres Bedeutungswandels in der Geschichte der Philosophie anbelangt, zu kurz, soll das Büchlein seinen Zweck, ein Hilfsmittel zur Einführung in die Philosophie zu sein, erfüllen. Unter anderem sind die eingeflochtenen geschichtlichen Darlegungen für den, der etwas in das Studium der Philosophie eingedrungen ist, nichtssagend und wertlos, dem aber, der erst eindringen will, geben sie nur Bruchstücke toten Wissensballasts, mit dem nichts anzufangen ist. Ob sich überhaupt in einem so gedrängten Rahmen etwas Brauchbares schaffen läßt, will man mehr geben als eine Erläuterung der allerwichtigsten philosophischen Grundbegriffe, läßt sich füglich bezweifeln. C. Notter.

Notizen.

Japans Handel. Einer der wenigen Staaten, die im Weltkrieg gewinnen, ist Japan. Bis zum Kriege war seine Handelsbilanz passiv, es führte größere Werte ein als aus. Jetzt ist das Umgekehrte der Fall. Japans Einfuhr betrug 1913 715 Millionen Yen (1 Yen gleich 2 Mark), die Ausfuhr 617 Millionen. Die Einfuhr überwog also im Jahre die Ausfuhr um fast 100 Millionen. Im ersten Halbjahr 1916 dagegen machte die Einfuhr 387 Millionen, die Ausfuhr dagegen 470 Millionen Yen aus. Das gibt für ein halbes Jahr bereits einen Ausfuhrüberschuß von fast 90 Millionen.

Gegenüber der entsprechenden Periode des Vorjahres hat, nach einer Tokioer Zuschrift des »Economist«, die Ausfuhr zugenommen nach:

Europa	25 Prozent	Nordamerika[1] . .	73 Prozent
Asien	31 -	Afrika	74 -
Australien . . .	44 -	Südamerika . .	140 -

Der europäische Handel nach Südamerika wird außer durch die Vereinigten Staaten durch Japan aufs äußerste bedrängt.

Daneben macht Japan glänzende Geschäfte durch seine Reederei. Es besitzt eine der größten Handelsflotten der Welt, die 1914 2 100 000 Tonnen netto umfaßte (die deutsche 1913 3 100 000). Die hohen Frachtraten bereichern Japan ebenso wie die hohen Preise, die sein wachsender Export erzielt. Europa aber wendet den letzten Mann und letzten Groschen dran, um sich dagegen zu wehren, ein Bettelvolk zu werden. K.

---

[1] Vereinigte Staaten und Kanada.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 6 Ausgegeben am 10. November 1916 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der „starke" Kapitalismus.

Von Karl Marchionini.

Sollen wir in das Fahrwasser einer radikal-bürgerlichen Reformpartei geraten, oder wollen wir eine sozialistische Partei bleiben, deren Hauptziel die Eroberung der politischen Macht ist, um den Sozialismus zu verwirklichen, sobald das Proletariat stark genug dazu ist? Sollen wir uns im bürgerlichen Staat nur etwas wohnlicher einrichten und die Lohnknechtschaft bloß erträglicher gestalten, oder wollen wir fest daran halten, statt des bürgerlichen Klassenstaats die sozialistische Wirtschaftsgenossenschaft zu erstreben und die Lohnarbeit zu beseitigen? Das sind die Fragen, um die in Wirklichkeit in der Partei gekämpft wird.

Schon lange vor dem Kriege steuerte ein Häuflein Genossen — es waren meist Führer, denen die Massen fehlten — auf das Ziel los, den Kampf um das Endziel zurückzustellen oder gar aufzugeben und dafür Reformen auf parlamentarischem und gewerkschaftlichem Wege durchzusetzen. Man sagte uns, das sozialistische Ideal behalten wir, doch in die sozialistische Gesellschaft wachsen wir allmählich hinein. Kürzlich wurde in einer reformistischen Zeitschrift mit einer jahrhundertelangen Dauer dieses Prozesses gerechnet.

Während des Krieges sind zu diesem Fähnlein noch Genossen gestoßen, die früher mit uns zusammen die reformistischen Bestrebungen bekämpft haben, und die Führer der reformistischen Bewegung glauben, daß der Krieg besonders dazu geeignet sei, ihr Ziel durchzusetzen. Jene Genossen, die den Frontwechsel vorgenommen haben, führen dafür mancherlei Gründe an. Insbesondere wird geltend gemacht, der Kapitalismus habe sich während des Krieges als so stark erwiesen, daß auf lange Zeit hinaus an eine Verwirklichung des sozialistischen Endziels nicht zu denken sei. Deshalb sollten wir vor allem bestrebt sein, die Lage des Arbeiterstandes zu verbessern und alles für ihn herauszuholen, was möglich sei. Es wird weiter erklärt, vor dem Kriege habe man bereits von den Fäulniserscheinungen des Kapitalismus gesprochen und es so hingestellt, als ob er morsch sei, und jetzt halte er noch diesen Krieg aus. Deshalb müsse in ihm eine große Kraft stecken.

Trifft das zu? Diese Frage zu prüfen, erscheint notwendig, denn die Propagandisten obiger Anschauungen entfalten in proletarischen Kreisen eine rührige Agitation für ihre Ansichten. Während Sozialdemokraten behaupten, von unserem Endziel seien wir noch weit entfernt, wird in bürgerlichen Kreisen gerade das Gegenteil gesagt. Im Juni dieses Jahres veröffentlichte der Münchener Professor der Volkswirtschaft Lujo Brentano im »Berliner Tageblatt« einen Artikel über die Ernährungsfrage, in dem er ausführte:

Wir sind dem sozialistischen Zukunftsstaat in einem Maße nähergerückt, wie man es vor dem Kriege nicht für möglich gehalten hätte;

aber wir sind ihm doch nur nähergerückt; wir sind auf halbem Wege stehen geblieben. . . . Wir sind aber mit den sozialistischen Eingriffen in das Wirtschaftsleben vor dem Punkte stehen geblieben, an dem sie allen zugute kommen würden; unser Sozialismus ist ein Sozialismus statt zugunsten der Armen zugunsten gewisser Klassen der Besitzenden; er führt statt zum Vorteil der Gesamtheit zur weiteren Bereicherung einzelner Monopolisten, besonders der ländlichen Grundeigentümer auf Kosten der Gesamtheit. . . .

Wir sind dem Zukunftsstaat weder sehr nahe gerückt, noch sind wir von ihm so weit entfernt, daß es sich nicht lohnt, für ihn zu kämpfen. Die sogenannten »sozialistischen Eingriffe« in das Wirtschaftsleben während des Krieges bringen uns nicht dem Sozialismus näher, sondern sie sollen die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft stützen. Das ist ihr wesentlichster Zweck. Die Verordnungen sind zum Teil mittelalterlicher Herkunft, zum Teil handelt es sich um organisatorische Maßnahmen. Das Gebiet der Organisation war aber vor dem Kriege weder dem Staate noch den Kapitalisten fremd. Beide haben sich der Organisation in weitestem Maße bedient.

Der Kapitalismus ist bisher nicht zusammengebrochen; aber gewaltige Erschütterungen hat er bereits durchgemacht, und die Folgen werden erst nach diesem langen Kriege voll in die Erscheinung treten. Die Produzenten haben verstanden, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen und ihre Betriebe auf die Produktion für den Krieg einzurichten. Diejenigen, die deshalb vor dem Kapitalismus bewundernd ihren Hut ziehen und seine Stärke preisen, beachten zu wenig, daß die kapitalistische Produktion ganz und gar angewiesen ist auf das Proletariat. Was fangen die Kapitalisten mit ihrem Kapital, mit ihren Produktionsmitteln an, wenn sich ihnen nicht die Arbeiter zur Verfügung stellen? Und der Kapitalismus hat sich deshalb während des Krieges als »so stark« erwiesen, weil die Arbeiterklasse, die Trägerin der Produktion, das kapitalistische Gebäude gestützt hat. Die Arbeiter konnten nicht anders handeln. Doch das ist kein Verdienst des Kapitalismus und am allerwenigsten auf seine »Stärke« zurückzuführen. Die Arbeiterklasse muß so lange die kapitalistische Bürde tragen, bis sie imstande ist, das sozialistische Hauptziel zu verwirklichen. Sie war zu schwach, den Krieg zu verhindern, und konnte auch nicht den Sozialismus einführen. Beides gelang ihr nicht, weil sie nicht genug sozialistisch geschult ist. Die Proletarier sind auch die Hauptträger des Krieges; sie bilden den größten Teil der Heere, und auch die Produktion für den Krieg ruht auf ihnen. Wie entscheidend heute die Arbeiterklasse sein kann, hat in England der frühere Munitionsminister dargelegt. Auf dem Kongreß der englischen Gewerkschaften zu Bristol führte Lloyd George im vorigen Jahre unter anderem aus:

Die Gewerkschaften gehören zu den machtvollsten Kräften im Leben dieses Landes. Mit ihnen ist der Sieg sicher; ohne sie ist unsere Sache verloren. . . . Ende September waren die deutschen Heere zum Stehen gebracht. Sie erlitten eine überwältigende Niederlage in Frankreich; Rußland rückte gegen sie in der Richtung nach den Karpathen vor, und ich glaube auch nach Ostpreußen hin. Heute liegen die Dinge anders. Warum? Weil der deutsche Arbeiter eingriff. Die Arbeiterverbände in Deutschland bereiteten den Feldzug vor. Sie arbeiteten, sie schafften, ruhig, beharrlich, selbstbewußt, ohne Stockung, ohne Ausstand, ohne Unterlaß, Monat um Monat, während des Herbstes, während des Winters, während des Frühjahrs. Dann brach die gewaltige Lawine von Kugeln und Geschossen los, riß die gewaltigen russischen Heere auseinander und warf sie

zurück. Das war der Sieg der deutschen Arbeiter. Dieser Vorstoß der Deutschen in Rußland ist der Sieg der deutschen Arbeiterverbände. Nicht Hindenburg, nicht Mackensen oder sonst ein Herr »von« hat die Schlacht gewonnen, der wahre Sieger ist der Arbeiter....

Lloyd George gilt als gerissener Demagoge; er hat die deutschen Arbeiter deshalb so verherrlicht und sie den englischen als Vorbild hingestellt, um die Arbeiter seines Landes zu veranlassen, dem englischen Imperialismus zum Siege zu verhelfen. Den Kern der Sache hat aber der englische Minister getroffen. Das Schicksal der kapitalistischen Gesellschaft ruht tatsächlich in den Händen des Proletariats. Dieses ist in den letzten Jahrzehnten zu einer solchen Größe emporgewachsen. Und das haben wir der Arbeiterklasse vor allem vor Augen zu führen und nicht die »Stärke« des Kapitalismus. Mit der kann höchstens derjenige paradieren, der die Arbeiter von ihrer historischen Mission ablenken und dem Kampf um die Eroberung der politischen Macht aus dem Wege gehen will.

Natürlich darf die Macht des Kapitalismus nicht unterschätzt werden; sie ist aber nicht so groß, um die sozialistischen Ideale für viele Jahrzehnte an den Nagel zu hängen oder in den Silberschrank zu stellen. Ein Teil der Kapitalisten hat durch den Krieg schwere Verluste erlitten, ist also wirtschaftlich geschwächt worden. Der andere Teil — zweifellos der größere — aber hat hohe Profite unter Dach und Fach gebracht. Insbesondere trifft das auf zahlreiche kartellierte Betriebe und auf den Großgrundbesitz zu. Während des Krieges ist hauptsächlich die riesige Konzentration des Kapitals in die Erscheinung getreten. Befestigt diese Entwicklung die Stellung des Kapitalismus? Nein! Bisher haben wir die Anhäufung von Kapitalien und Produktionsmitteln in immer weniger Händen als eine günstige Vorbedingung für den Sozialismus erklärt. Die Konzentration des Kapitals verdrängt die kapitalschwachen Unternehmer aus der Produktion; die Kleinbetriebe verschwinden, die großen Betriebe nehmen an Umfang zu, das Proletariat wächst. Damit erstarkt wohl äußerlich der Kapitalismus. Dessen Stellung in der Gesellschaft wird unhaltbarer, je mehr die Konzentration des Kapitals zunimmt. Je reicher die Kapitalisten werden, desto ärmer werden die breiten Volksschichten. Je größer die Machtfülle des Kapitals, desto härter wird der Druck, der auf dem Proletariat lastet. Dessen Abhängigkeit wird größer; die Unsicherheit der Existenz nimmt zu, und vor allem wird nach diesem Kriege die wirtschaftliche Not des Proletariats recht bedeutend werden. Man wird versuchen, ihm die meisten Lasten aufzuerlegen. Werden die proletarischen Massen diesen Zustand jahrhundertelang ertragen, werden sie ruhig zusehen, wie ein Teil des Ertrags ihrer Tätigkeit in ein paar Taschen fließt und mit dazu verwendet wird, sie immer mehr zu beherrschen, oder werden die Proletarier in immer größerer Zahl zu der Überzeugung kommen, daß es notwendig ist, die kapitalistischen Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum umzuwandeln? Wir glauben, daß das letztere der Fall ist, deshalb können wir eine recht große Anhäufung der Kapitalien und Betriebsmittel nur wünschen. Eine derartige »Erstarkung« des Kapitalismus beschleunigt sein Ende.

Der Krieg begünstigt diese Entwicklung außerordentlich, und deshalb werden die Aussichten für den Sozialismus besser und nicht schlechter. Wir wahren herzlich schlecht das proletarische Interesse, wenn wir

die Macht des Kapitalismus überschätzen und die Ansicht verbreiten, es sei auf lange Zeit unmöglich, das sozialistische Endziel zu verwirklichen.

Nach dem Kriege ist allerdings damit zu rechnen, daß bald die Staaten ihr Augenmerk auf die größten Betriebe richten werden, um ihre starken finanziellen Schmerzen zu lindern. Die Finanznöte der Länder sind groß, und sie werden daher große und ertragreiche Betriebe übernehmen, um ihre Einnahmen zu erhöhen. Damit kommen die Betriebe unter die Kontrolle der Parlamente, in denen je nach der Gestalt des Wahlrechts die Proletarier ihren Einfluß ausüben. Steht ein Teil der Großbetriebe — und die mächtigsten werden wohl zuerst herankommen — unter der Verwaltung des Staates, so ist das eine Schwächung des Kapitalismus. Dagegen wächst die Staatsmacht, die wiederum das Proletariat zu erobern sucht und das desto eher zum Ziele kommen wird, je entschiedener und geschlossener es auftritt.

Endlich wird übersehen, daß eine gewaltige Stütze des Kapitalismus, der Mittelstand, arg ins Wanken gekommen ist. Der Mittelstand, der über Produktionsmittel verfügte, war bisher, von Ausnahmen abgesehen, ein starkes Bollwerk des Kapitalismus, besonders deshalb, weil er noch recht zahlreich war und sein Heil in seinem Besitz und in der kapitalistischen Ordnung erblickte. Der Angehörige des Mittelstandes glaubte auf seinem Grund und Boden, in seinen Betrieben und Geschäften unabhängig zu sein, obwohl das meist nicht der Fall war. Auch hoffte er auf den Aufstieg zum großen Unternehmer und Geschäftsinhaber gewöhnlich vergebens. Diesen Mittelstand hat der Krieg hart mitgenommen. Viele kleine Betriebe und Geschäfte sind eingegangen, weil die Inhaber Heeresdienst leisten mußten. Die Kundschaft ist zur Konkurrenz, aber hauptsächlich zum Großbetrieb gegangen. Sie wiederzubekommen wird schwer sein. Zum Teil ist sie verloren. Sehr zahlreichen Inhabern kleiner Betriebe und Läden wird — wenn sie gesund heimkehren — das erforderliche Kapital zur Wiedereröffnung der Betriebe fehlen. Und hier ist mit ganz anderen Summen zu rechnen als vor dem Kriege. Die Löhne sind gestiegen, die Betriebsmittel, Rohstoffe usw. wesentlich teurer geworden. Die Ersparnisse aber sind — wenn überhaupt welche vorhanden waren — längst aufgezehrt. Und daß diejenigen, die Kapital besitzen, ihr Geld dem Mittelstand zur Verfügung stellen werden, ist ziemlich ausgeschlossen. Es wird eine Kapitalknappheit zu verzeichnen sein, und die Gelder werden vor allem dort angelegt werden, wo sie am sichersten sind und möglichst hohe Profite bringen, und das sind die Großbetriebe. Viele Existenzen aus dem Mittelstand werden die Selbständigkeit, die sie bisher besaßen, einbüßen und das Proletariat vermehren. Sie werden nicht mehr die festen Stützen des Kapitalismus sein. Dann der Mittelstand, der nicht im Kriege war. Von ihm hat ein Teil auch bedeutende Profite erzielt, da ihm ebenfalls Kriegslieferungen übertragen worden sind, doch allzu zahlreich sind die Personen aus dem Mittelstand nicht, die sich am Kriege bereichert haben. Der Kleinbauer hat herzlich wenig Gewinn zu verzeichnen; er erhielt wohl mehr für seine Produkte; was er aber kaufen mußte, war doppelt und dreifach so teuer als früher. Und dem kleinen Geschäftsmann ist es auch so gegangen. Er hat außerdem mit der Lebensmittelteuerung zu rechnen gehabt. Besonders ungünstig hat sich die Lage des kleinen Händlers gestaltet. Hier haben die Kriegsmaßnahmen hauptsächlich dazu beigetragen, daß die kleinen Händler sehr schlecht abgeschnitten haben. Es wurde vor allem für den Pro-

duzenten gesorgt, der Großhändler war auch noch einflußreich genug, um durchzusetzen, daß er möglichst günstig wegkam, aber dem Kleinhändler wurde meist nur ein bescheidener Gewinn gelassen. Das Handwerk hat mit sehr teuren Rohstoffen und höheren Löhnen zu rechnen, was ihm den Konkurrenzkampf gegen die Großbetriebe noch bedeutend erschwert hat. Und dann die ungünstige Lage der kapitalschwachen Hauseigentümer! Die Zinsenlasten, die öffentlichen Abgaben, die Unterhaltungskosten sind gestiegen; die Lebenshaltung ist teurer geworden. Die Mieten haben während des Krieges nicht derart erhöht werden können, um einen Ausgleich zu schaffen. Dazu kommt der Ausfall an Mieten, und das allerschlimmste für viele Existenzen ist die Hypothekennot, die nach dem Kriege ihr Haupt erheben und ihre Opfer fordern wird. Vielen werden die Hypotheken gekündigt werden, um die Gelder besser anzulegen. Und woher neue Hypotheken bekommen in einer kapitalarmen Zeit?

Die kapitalistische Gesellschaft weiß, was sie am Mittelstand hat. Sie wird daher versuchen, ihn nach Möglichkeit zu halten. Es werden gesetzgeberische Maßnahmen kommen; für die Hausbesitzer sind bereits Gesetze geplant. Doch zu helfen ist ihnen nur, wenn man ihnen finanziell möglichst kräftig unter die Arme greift. Sind dazu die Gelder vorhanden? Reich, Staat und Gemeinden werden wohl nach diesem Kriege, der an sie so große Anforderungen gestellt hat, nicht imstande sein, erhebliche Mittel für die Rettung des Mittelstandes aufzuwenden.

Zum Mittelstand gerechnet hat man die Beamten und die Angestellten. In diesen Kreisen ist die Not gestiegen, und hier hat man recht schnell kennen gelernt, daß das kapitalistische System doch gewaltige Schäden aufweist. Man stößt jetzt vielfach in diesen Kreisen auf eine Kritik dieser Wirtschaftsordnung und der öffentlichen Maßnahmen, die früher nicht zu verzeichnen war. Dazu kommt, daß mehr und mehr eingesehen wird, daß die Ursachen dieses Krieges im Konflikt des Kapitalismus der großen Länder auf dem Weltmarkt zu suchen sind. All das stärkt nicht, sondern schwächt die Position des Kapitalismus, so daß die Sozialdemokratie mit den besten Hoffnungen der Zukunft entgegengehen kann. Der sozialistische Gedanke, dem früher weite Schichten teilnahmlos, ja feindlich gegenüberstanden, wird rasch an Boden gewinnen. Freilich, wir müssen an unseren Grundsätzen festhalten und geschlossen den Kampf gegen den Kapitalismus aufnehmen. Daß wir dabei — wie bisher — auf allen Gebieten für die proletarischen Massen soviel nur möglich durchzusetzen suchen, ist selbstverständlich. Aber Konzessionen zu erkaufen durch Unterstützung der imperialistischen Politik, der Schutzzollpolitik und des Militarismus — das ist verwerflich.

Die „Emser Depesche" von 1914, fabriziert von französischen Sozialdemokraten.

Von **Ernst Heilmann.**

1. Die Grundauffassung hüben und drüben.

Die Entscheidung des Krieges liegt nach der einen Auffassung zwischen England und Deutschland, nach der anderen im Osten, wohin allein die Interessen der drei Verbündeten Deutschlands weisen; die Entscheidung

über die Zukunft der sozialistischen Internationale fällen Deutschland und Frankreich, darüber ist kein Zweifel und allgemeine Übereinstimmung. Nur diese beiden Länder haben vollausgebildete sozialdemokratische Parteien, die wirklichen Einfluß auf das Schicksal ihres Landes haben und deshalb Verantwortung tragen; sie können sich nicht wie die Parteien in rückständigeren Ländern den agitatorischen Luxus leisten, durch wilde Gesten die Öffentlichkeit über die Schwäche ihrer Anhängerschaft hinwegzutäuschen und durch demonstratives Anderssein das schlummernde Volk aus der Gefolgschaft der bürgerlichen Parteien herauszureißen. Der tiefe Gegensatz, der sich seit Kriegsbeginn zwischen der deutschen und französischen Sozialdemokratie aufgetan hat, hat die Internationale zerrissen; ihr Zwist hat die Sozialdemokratie als Faktor zur Herbeiführung des Friedens ausgeschaltet und einen gerechten Vergleich unmöglich gemacht. Den Frieden, der diesen Krieg beendet, wird wie jeden früheren Frieden in der Geschichte das Schwert diktieren. Auch wenn es ein vollkommener Ausgleichsfriede wäre, der ausnahmslos Grenzen und Besitz wie vor dem Kriege herstellte, wäre es ein Schwertfriede, der Ausdruck der Tatsache, daß keine Partei stark genug war, die andere zu zerschmettern, aber jede zu stark, um zum Eingeständnis der Niederlage gezwungen zu werden. Einen Frieden nach dem Gebot der Gerechtigkeit stiften könnte nur eine starke und ideal unparteiisch gedachte sozialistische Internationale; sie ist nicht da, ist zum mindesten im Augenblick durch den vollkommenen Bruch zwischen deutschen und französischen Sozialisten lahmgelegt.

Die Konferenz neutraler Sozialisten, die Anfang August dieses Jahres im Haag stattgefunden hat, hat versucht, das Internationale Sozialistische Bureau wieder zusammenzubringen und dadurch die Voraussetzung für die Möglichkeit internationaler Friedenstätigkeit wieder zu schaffen. Demgegenüber hat der Nationalrat der französischen Sozialdemokratie bei seiner Weigerung verharrt, mit deutschen Sozialdemokraten zusammenzukommen und zu verhandeln. Er hat beschlossen, weiterhin alle Kraft des französischen Proletariats mit einzusetzen »zur Erlangung eines raschen und entscheidenden Sieges«. Dieser Sieg soll die Möglichkeit gewähren zur »Wiederherstellung des im Jahre 1871 verletzten Rechtes«; daneben zielen die Beschlüsse auf Befreiung der preußischen Polen und Sicherung des Völkerfriedens und Völkerrechtes durch allgemeine Anerkennung des Zwangsschiedsgerichtes. Als die Grundsätze, auf denen die Internationale neu aufgebaut werden müsse, hat die französische Sozialdemokratie die folgenden bezeichnet:

Verurteilung des Imperialismus und der Eroberungspolitik.

Betonung des Selbstbestimmungsrechts der Völker und des Rechtes vergewaltigter Nationalitäten und Völkerteile, sich ihre Verfassung selbst zu geben.

Protest gegen die Verletzung des Völkerrechts sowie des Rechtes der unter Garantie Europas gestellten Neutralen.

Untersuchung und Bekanntmachung der Verantwortlichkeit für die Ursachen des Krieges und Forderung von Garantien für die Herstellung eines dauerhaften Friedens.

Anerkennung des Verteidigungsrechts des Proletariats des angegriffenen Landes und der Pflicht des internationalen Proletariats, diese Anstrengungen zu unterstützen.

Die Grundanschauung der französischen Sozialdemokratie ist demnach das Notwehrrecht des angegriffenen Staates. Das Proletariat des ange-

griffenen Staates hat unter Ablehnung des Imperialismus und der Eroberungspolitik mit voller Kraft an der Landesverteidigung mitzuwirken. Hingegen hat das Proletariat des Angreiferstaats nicht diesem, sondern dem angegriffenen Staate zu helfen. Alles kommt deshalb darauf an, im Kriegsfall den Angreifer ausfindig zu machen.

Dieser Standpunkt entspricht durchaus den grundsätzlichen Anschauungen der internationalen Sozialdemokratie, wie sie in den Beschlüssen der internationalen Kongresse festgelegt sind.[1] Die französisch-belgische Sozialdemokratie ist nun der felsenfesten Überzeugung, daß dieser Krieg durch einen brutalen Überfall des raublustigen Deutschland auf seine unschuldigen Nachbarn hervorgerufen worden sei. Sie erblickt deshalb für die Sozialisten der Ententestaaten in der Landesverteidigung das höchste Gebot der Stunde, während sie zugleich für die Sozialisten der Mittelmächte den heftigen Kampf gegen ihre Regierung und, wenn die Kräfte dazu ausreichen, die Revolution als nicht mehr denn die ehrliche Erfüllung der internationalen Pflichten ansieht. Ist es wahr, daß Deutschland der Angreifer ist, dann ist nach den Beschlüssen auch dieses Verlangen berechtigt, eine Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen nur nach seiner Erfüllung möglich. Andernfalls müssen wir die Franzosen überzeugen, daß ihre Vorstellung von dem deutschen Überfall falsch ist. Wir können nicht länger ausweichen, wenn sie fordern, daß erst der Urheber des Krieges ausfindig gemacht werde, ehe das Urteil über die Pflicht der einzelnen sozialistischen Parteien gesprochen wird. *Die Verständigung über die Schuld am Kriege ist die Voraussetzung für die Verständigung überhaupt.*

Die deutsche Sozialdemokratie hat bisher dieser Frage *auszuweichen versucht* und dadurch die französischen Sozialdemokraten und die der anderen Ententestaaten in ihrem Glauben an Deutschlands Schuld nur bestärkt. Zu Beginn des Krieges haben wir freilich laut bekannt, daß unserer Überzeugung nach der Zarismus der Hauptschuldige an dieser Katastrophe Europas ist. Dann aber kam unsere Opposition und redete uns ein, wir müßten im Interesse der internationalen Verständigung die Schuldfrage vollkommen ausschalten. In diesem Sinne schrieb zum Beispiel die »Leipziger Volkszeitung« im Leitaufsatz von Nr. 195 am Dienstag, den 25. August 1914 unter der Überschrift »Wer ist schuld?«:

> Nicht nur in diesem Augenblick, sondern dauernd und unter allen Umständen widerspricht es der sozialdemokratischen Erkenntnis, für den Ausbruch des gegenwärtigen Krieges irgendwelche bestimmte Personen verantwortlich zu machen. Wir wissen, daß die Weltgeschichte nicht von einzelnen Personen gemacht wird, sondern sich nach dem ehernen Gesetz von Ursache und Wirkung abrollt, selbst dann, wenn wir den Nachweis dafür nicht in allen Einzelheiten erbringen können, weil uns nicht alle Einzelheiten bekannt sind. Gerade im vorliegenden Falle jedoch ist der Zusammenhang nicht allzu schwer zu durchschauen. Seit Jahren, ja seit Jahrzehnten hat es die Sozialdemokratie vorausgesagt, daß die unaufhörliche Steigerung der Rüstungen in allen europäischen Staaten früher oder später zum Ausbruch des Gewitters führen müsse.... All die Fragen, die man bis in die letzten Tage hinein mit großem Eifer erörtert: ob die österreichischen Forderungen an Serbien übertrieben waren, ob die serbische Regierung ihnen nicht dennoch hätte nachgeben sollen, ob der Zar recht daran tat, die Serben zu unterstützen, ob die französische,

[1] Vergl. besonders Bebel auf dem Essener Parteitag, Protokoll, S. 255.

die englische Regierung klug und treu oder töricht und untreu handelten, als sie an Rußlands Seite traten — all diese Fragen haben, im Lichte der sozialdemokratischen Auffassung, äußerst wenig Wert.

Kapitalismus, Militarismus, Imperialismus seien die bewegenden Kräfte, die zum Weltkrieg getrieben haben; sie habe der Sozialdemokrat zu bekämpfen, jede weitere Frage sei überflüssig. Schon Hermann Müller vom Parteivorstand hatte bei seinem Besuch in Paris dicht vor Kriegsausbruch diese Gedankentaxen angeschlagen; er hat die Franzosen gebeten, nicht durch Streit über den »Schuldigen« am Krieg die Internationale zu lähmen, sondern den Machterweiterungsdrang aller Gegenwartsstaaten als die eigentliche Kriegsursache zu erkennen und die Hauptsorge darauf zu richten, wie in dem durch uns fremde und feindliche Gewalten entfesselten ungeheuren Völkermorden die Friedenstätigkeit der sozialistischen Parteien durch gleichartige und gleichgerichtete Aktionen wirksam werden könne; er ist auf eine Abweisung gestoßen, deren Begründung und Tragweite ihm und uns wohl lange Zeit nicht klar geworden ist. *Die geltenden Beschlüsse der Internationale und die bis zum Kriege in allen großen sozialistischen Parteien vorherrschende Anschauung machen eben den Unterschied zwischen Angreifer und Angegriffenem, und die Ententesozialisten denken gar nicht daran, sich jetzt plötzlich nach anderen neuaufgeworfenen Gesichtspunkten zu orientieren.* Auch wenn man der Meinung ist, daß sehr wohl die Haltung der Sozialdemokratie zum Kriege in Zukunft tiefer begründet werden kann und muß als durch die etwas äußerliche Unterscheidung zwischen denen, welche den Zündstoff angehäuft, und denen, welche vermeintlich die Lunte angezündet haben, ist während der Dauer des Krieges nichts dagegen zu tun, daß die Ententesozialisten unerschütterlich gerade an diesem Merkmal festhalten wie Wilson gegenüber den neuen Erscheinungen des Unterseebootkriegs an dem Völkerrecht aus der Zeit vor Kriegsbeginn.

Eine Verständigung zwischen der deutschen und französischen Sozialdemokratie scheiterte also bisher von vornherein daran, daß wir von etwas ganz anderem sprechen wollten als die Franzosen: wir von der αἰτία des Kriegs, die Franzosen von seiner ἀρχή; wir von den tiefsten Ursachen, die Franzosen von den äußeren Anstößen des Weltkriegs. Die Franzosen wissen genau so gut wie wir, daß letzten Endes der Kapitalismus, der Imperialismus und der Chauvinismus die Politik aller Gegenwartsstaaten bestimmten und eine dauernde Kriegsgefahr schufen: die Tür des Janustempels hing immer lose in den Angeln. Aber sie wollen wissen, wer sie aufgestoßen hat, und das war nach ihrer Überzeugung niemand anders als der Deutsche Kaiser oder der deutsche Generalstab. Gerade darin aber liegt, wenn es wahr ist, daß die Internationale die Entscheidung stets auf den Unterschied zwischen Angreifer und Angegriffenem abgestellt hat, die entscheidende Tat und Tatsache. Daß aus der ewigen Kriegsgefahr, der chronischen Verseuchung Europas, ein wirklicher Weltkrieg, eine akute Vergiftung wurde, dafür trägt nach der Überzeugung Renaudels und Vanderveldes Deutschland die Verantwortung; und deshalb fordern sie von jedem Sozialdemokraten, gleichviel ob in den Ententestaaten, bei den Neutralen oder in Deutschland, als Erfüllung seiner internationalen Pflichten, daß er an der Niederringung Deutschlands mit-

helfe.[2] Dieser Gedankengang beherrscht die ganze französische Partei, Mehrheit und Minderheit der Longuet-Richtung, vollständig und ausschließlich. Dafür zwei kleine Beispiele:

Als unser Redaktionskollege Leutnant Goldschagg am 3. September dieses Jahres an der Somme in französische Gefangenschaft geriet, legte man ihm, wie in der »Humanité« vom 12. September berichtet wird, vor allem anderen die Frage vor, ob wenigstens die deutsche Minderheit jetzt einsehe, welche überwiegende Schuld auf Deutschland laste und welche Gefahr von seinem Siege Europa drohe. Oder ob auch die deutsche Minderheit daran festhalte, daß die französische und deutsche Sozialdemokratie in ihrem Kampfe gegen den Krieg das gleiche Verhalten an den Tag legen müßten. Goldschagg hat geantwortet, daß in der Tat Mehrheit wie Minderheit in Deutschland glaubten, die internationale Pflicht sei für die Arbeiter beider Länder die gleiche; die Antwort scheint mir zutreffend. Die deutschen Sozialisten der Mehrheit, welche die Kriegskredite bewilligen, schreiben bekanntlich die Entfesselung der zum Kriege treibenden Kräfte unmittelbar auf Rußlands Schuldkonto. Nur aus Gutmütigkeit und einem übertriebenen starken idealen Drang zur Internationale waren sie bereit, über diese besondere Schuld des Angreifers hinwegzusehen, die strittige Frage der Kriegsverschuldung auszuschalten und mit den anderen Kräften der Internationale zusammen und gleichmäßig für die Wiederherstellung des Friedens zu kämpfen. Gedankt hat ihnen für diesen Verzicht auf unser moralisches Vorrecht als angegriffener Staat kein Mensch, sie haben dadurch nur den Irrglauben der Ententesozialisten gestärkt, daß Deutschland der Angreifer sei und daß wir selbst kein ganz gutes Gewissen hätten.

Die deutsche Minderheit, welche die Kredite verweigert, nimmt zu der Schuldfrage keine ebenso klare Stellung ein. Ihren Standpunkt, daß wir früher und mehr gegen den Krieg arbeiten müßten als die Franzosen, begründet sie mit der Vorzugsstellung der deutschen Sozialdemokratie in der Internationale und der günstigeren militärischen Lage Deutschlands. Nur Liebknecht hat deutlich ausgesprochen, daß er Deutschland als Angreifer ansehe; ihm erscheint der Weltkrieg als deutscher militaristischer Präventivkrieg, um einem für 1916 von der Entente drohenden Angriffskrieg vorzubeugen. Doch legt gerade die Spartakus-Richtung auf den Unterschied zwischen Angreifer und Verteidiger gar keinen Wert, sondern fordert von jedem Proletariat auch während des Krieges rücksichtslosen Klassenkampf gegen Regierung und Bourgeoisie, gegen Krieg und Wehrmacht, ohne daß es eine gleich gerichtete und gleich starke Aktion im feindlichen Nachbarstaat abwarten dürfte. Damit kommt sie den Ententesozialisten nicht näher. Die Anhänger der Arbeitsgemeinschaft haben sich gelegentlich darin gefallen, gewisse Umstände herauszusuchen und die Tatsachen so zu gruppieren, daß Deutschland als Angreifer erschien. Vielleicht aber haben sie damit nur

[2] Man vergleiche dafür etwa Emile Royer, Mitglied der belgischen Kammer: »Belgien und die deutschen Sozialdemokraten« mit Vorrede von Emile Vandervelde, Staatsminister (hier zitiert nach der englischen Ausgabe bei Georges Allen & Unwin). — P. G. Lachesnais: »Die Sozialdemokratie im Reichstag und die Kriegserklärung« (hier zitiert nach der englischen Ausgabe bei T. Fisher Unwin) oder auch: »Der Irrtum von Zimmerwald-Kiental, von S. Grumbach, gedruckt bei Benteli A.-G. Bern.

sagen wollen, daß kein kapitalistischer Staat auch an dem unmittelbaren Kriegsanlaß schuldlos sei. Aber um mit den französischen Sozialisten zusammenzukommen, müßten sie unumwunden einräumen, daß Deutschland der Angreifer sei, und alle Folgerungen daraus ziehen. Sie müßten einräumen, daß wir im Angreiferstaat verpflichtet seien, alle Kraft gegen unsere Regierung einzusetzen, während die Franzosen in der Verteidigung berechtigt seien, rückhaltlos am Siege ihres Landes mitzuarbeiten. Solange sie das nicht tun, wird die französische Sozialdemokratie jede Zusammenkunft auch mit der Haase-Gruppe weiter ablehnen, und diese arbeitet ganz vergeblich und aussichtslos an der Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen uns und den französischen Genossen, am Wiederaufbau der ganzen Internationale.

Wie tief die Franzosen und Belgier sich in den Gedanken hineingebohrt haben, daß sie als Angegriffene in gerechter Landesverteidigung stehen, während wir deutschen Sozialisten die Pflicht hätten, die ungerechte Sache des deutschen Angreifers zu bekämpfen, dafür einen Beleg aus der Schrift des belgischen Abgeordneten Emile Royer, die eine Art Programmschrift der westländischen Sozialisten ist. Die Ereignisse nach dem 2. August werden dort (S. 29) folgendermaßen geschildert:

Viele Tage sollten nunmehr keine Nachrichten mehr von dem kommen, was bei den Sozialisten jenseits des Rheins vorging.

Ohne eine Stimme des Widerspruchs schlossen sich die belgischen Sozialisten der Regierung des Königs Albert an, zur Verteidigung ihres Landes, der Zivilisation und der Freiheit der Völker Europas.

Die Verletzung der belgischen Neutralität und der Einfall in Belgien schienen ihnen so rechtswidrig, daß in ihrem Geiste keine Vorstellung von sozialer Gerechtigkeit mehr Platz greifen konnte, ehe nicht die kaiserliche Regierung niedergeschlagen war, die in Europa Macht über Recht triumphieren lassen wollte.

Der sozialistische Abgeordnete Georges Rubin nahm trotz seiner fünfzig Jahre wiederum Dienst im Heere, in dem er Reserveoffizier gewesen war. Louis de Brouckère, einst Chefredakteur des »Peuple«, der als junger Mann für einen antimilitaristischen Artikel sechs Monate Gefängnis verbüßt hatte, trat in das Fliegerkorps ein.

Desiré de Paepe, der Sohn eines Mitglieds der ersten Internationale, des berühmten Soziologen Caesar de Paepe, eilte mit seinem Sohne und Schwiegersohn gleichfalls als Freiwilliger zu den Fahnen. (Es war ihm bestimmt, bei Antwerpen die Todeswunde zu erhalten.)

Henri de Man, der Sekretär des Zentralbildungsausschusses in Brüssel, der mehrere Jahre in deutschen Schulen zugebracht hatte und ein Bewunderer der deutschen Kultur und Methode war, und Dardenne, ein junger Redakteur des »Peuple«, waren desgleichen unter den »Intellektuellen«, die den Waffenrock anzogen.

Eine Sondersitzung des Parlaments wurde auf den 4. August einberufen. Alle sozialdemokratischen Senatoren und Abgeordneten stimmten den für die Verteidigung des Landes geforderten Krediten zu. Im Laufe der Sitzung teilte Herr de Brouqueville, Kriegsminister und Ministerpräsident, mit, daß der König Emil Vandervelde einlade, als Staatsminister an den Kronräten teilzunehmen, und der belgische sozialistische Parteiführer, Präsident des Internationalen Sozialistischen Bureaus, gab seine Annahmeerklärung ab.

So klar schien es in den Augen der Belgier zu sein, was jetzt sozialdemokratische Pflicht wäre, daß bald im Brüsseler Volkshaus das Gerücht umging, in Berlin sei die Revolution ausgebrochen und mehrere sozialistische Abgeordnete,

darunter Karl Liebknecht, seien erschossen worden, weil sie sich geweigert hätten, für die Kriegskredite zu stimmen.

Das steht wörtlich so, wie wir es hier hersetzen, unmittelbar untereinander. Der Kontrast zwischen belgischer sozialistischer Kriegsbegeisterung und deutscher sozialistischer Pflicht zur Revolution erscheint den belgischen und französischen Genossen gar nicht komisch, sondern nur natürlich und selbstverständlich; denn sie betrachten sich eben als die Angegriffenen und verfluchen Deutschland als den Friedensbrecher. Erst Mitte August erfuhr man in Brüssel, daß in Berlin keine Revolution war, sondern daß auch die deutschen Sozialisten einstimmig die Kriegskredite bewilligt hätten. Auf Urteil und Haltung der Ententesozialisten hatte das keinen Einfluß mehr. Sie hielten an der Auffassung fest, daß ihr Land von Deutschland überfallen worden sei, und zogen daraus alle Folgerungen gemäß den grundsätzlichen Beschlüssen der Internationale: sie verlangen von den deutschen Sozialisten höchste Kraftanstrengung zur Schwächung der deutschen Wehrmacht und von sich selbst höchste Kraftanstrengung zur Erhöhung der französisch-belgischen Wehrmacht. Sie verurteilen uns als Abtrünnige und Verräter, solange wir diesen Grundsätzen nicht beipflichten.

Wir kommen also nicht darum herum, uns mit ihnen gründlich über die Frage auseinanderzusetzen, wer Angreifer ist, wer den äußeren Anstoß zum Kriege gegeben hat. Wir haben es allzu lange um des lieben Friedens in der Internationale willen unterlassen. Durch diese Waschlappigkeit, durch diese bis zum Lächerlichen übertriebene Friedensliebe gegenüber der eigenen unklaren Opposition und gegenüber den um so klareren Auslandssozialisten haben wir mehr an der Verlängerung des Krieges und an der weiteren Auflösung der Internationale verschuldet, als wir durch wilden Chauvinismus je hätten schaden können.

Der Kriegsausbruch wird in der einschlägigen französisch-belgischen Literatur der Partei folgendermaßen dargestellt: Unter Ausnutzung der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand als Vorwand habe die österreichisch-ungarische Regierung an Serbien ein Ultimatum gerichtet, das in jeder Zeile die Kriegsabsicht verrate. Sie habe denn auch jeden Vermittlungsvorschlag abgewiesen und an Serbien den Krieg erklärt. Deutschland habe es dazu angestiftet, sei ihm mindestens nicht in den Arm gefallen. Auch in der dadurch hervorgerufenen Zuspitzung der deutschen Beziehungen zu Rußland habe die deutsche Regierung jeden Verständigungsvorschlag abgewiesen, insbesondere den internationalen Konferenzvorschlag Sir Edward Greys und das Haager Schiedsgerichtsangebot des Zaren. Brüsk habe sie Rußland und Frankreich den Krieg erklärt und sei mit der schrecklichen deutschen Kriegsmaschine über sie hergefallen, namentlich über das durchaus friedfertige und unvorbereitete Frankreich. Um es desto sicherer zu Boden schlagen zu können, sei Deutschland über das neutrale Belgien unter Bruch heiliger Völkerrechtsverträge mit Hohnlachen und wollüstiger Grausamkeit einhergestampft. So charakterisiere sich der Weltkrieg als ein riesenhafter germanischer Raubzug, dessen Gelingen allerdings seit der Marneschlacht unmöglich geworden sei. Da aber in Deutschland jeder Wille fehle, welcher sich ernsthaft einer Wiederholung solchen Überfalles widersetzen könnte, dürfe die Entente den Krieg nicht eher beenden, als bis dem deutschen Militarismus die Kraft genommen sei, noch einmal ein ähnliches Attentat auf Menschheit und

Menschlichkeit zu verüben. Völkerrechtsverträge seien für Deutschland nur »ein Stück Papier«. So müsse selbst unter den größten Opfern Frankreich aushalten bis zum Endsieg, bis zur Erringung einer besseren Grenze und bis zur Zerschmetterung des deutschen Militarismus, das heißt solcher Schwächung Deutschlands, daß ihm, wenn nicht der Wille, so wenigstens die Macht genommen wäre, Böses zu tun.

Man kann diesem Gedankengang die Logik nicht absprechen. Sind die Voraussetzungen richtig, dann kann man es der französischen Sozialdemokratie nachfühlen, daß sie jetzt einen »deutschen Frieden« ablehnt und den letzten Hauch von Roß und Mann an die Erringung eines Friedens setzt, der Frankreich vor der Wiederholung des räuberischen Anfalles schützte. Darum konnte Briand noch am 19. September dieses Jahres unter dem jubelnden Beifall fast der ganzen französischen Kammer auf den Wunsch nach Frieden antworten, das Andenken der Toten würde sich dagegen empören, wenn man Kinder und Enkel der Wiederholung der gleichen Schlächterei aussetzte.

Solche festgewurzelten Gedankengänge und verankerten Überzeugungen bezwingt man nicht durch das ewig gleiche Geplärre von der Notwendigkeit internationaler Verständigung, sondern nur durch entschlossene und rückhaltlose Auseinandersetzung mit der Grundanschauung vom deutschen Überfall.

Wir Deutsche sehen die Tage des Kriegsausbruches in erster Linie bestimmt durch die russischen Mobilmachungen. Es ist richtig, daß auch wir das österreichische Ultimatum an Serbien als zu schroff verurteilt haben, aber längst ist die Erkenntnis Gemeingut geworden, daß Serbien nur ein Werkzeug Rußlands war, um die Kriegskrise zu erneuern, der ein Jahr zuvor Rußland in der albanischen und Skutari-Frage wegen der Unfertigkeit seiner Rüstungen ausgewichen war. (So Miljukow in der »Times«, Russisches Sonderheft, über die Verabschiedung Sassonoffs.) Wir haben auch ein Verständnis dafür gewonnen, daß Österreich nach zwei Mobilmachungen in den Jahren 1908 und 1913 nicht wiederum die Mobilmachung von 1914 rückgängig machen konnte, ohne einige Sicherheit zu haben, daß die gleiche Notwendigkeit nicht in wenigen Monaten erneut an das Reich heranträte; Österreich-Ungarn mußte, wenn es nicht selbst seinen Bestand heillos zerrütten wollte, endlich einmal Ruhe an der Grenze und Sicherheit für die Fortsetzung der Friedensarbeit gewinnen. Deutschland konnte ihm dabei nicht in einer Weise entgegentreten, die den Bestand des Bündnisses gefährdet hätte; es lief sonst Gefahr, seinen einzigen Verbündeten in der Welt auch noch zu verlieren und sich vollkommen zu isolieren. Wohl aber entfaltete Deutschland eine eifrige und entschlossene Tätigkeit, um zu verhindern, daß aus dem österreichisch-serbischen Konflikt ein Weltkrieg würde. Es führte die direkten Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg über die serbische Frage herbei und erwirkte von Österreich das Zugeständnis, daß es unter keinen Umständen die serbische Integrität verletzen werde. Rußland, dadurch noch nicht vollständig zufriedengestellt, wünschte die gleiche Garantie für die Achtung der serbischen Souveränität. Eine Einigung darüber wäre nicht schwer zu erzielen gewesen, wenn nicht plötzlich Rußland unter Bruch der gegebenen Zusicherungen und verpfändeten Ehrenwörter die Gesamtmobilmachung seines Heeres angeordnet hätte. Damit waren alle weiteren Verhandlungen und Schiedsgerichtsvorschläge erledigt; denn

Deutschland konnte nicht warten, bis sich die Drohung an seiner offenen Ostgrenze in aller Gemächlichkeit zur unabwendbaren Gefahr entwickelte; hatte es doch schon militärisch kostbare, uneinbringliche Zeit verloren, die Ostpreußen büßen mußte. An Frankreich richtete deshalb Deutschland angesichts der russischen Gesamtmobilmachung die Frage, ob es zur Bewahrung der Neutralität bereit sei, und als diese mit der schnoddrigen Erwiderung abgewiesen wurde, Frankreich werde nach seinen Interessen handeln, mußte auch an Frankreich die Kriegserklärung erfolgen, da über sein Eingreifen in den Krieg nach dem russisch-französischen Bündnis kein Zweifel mehr war. Angesichts der feindlichen Übermacht versuchte die deutsche Heeresleitung zunächst Frankreich einen möglichst schweren Schlag zu versetzen und ließ dazu die Heere durch Belgien marschieren, was für den Kriegsfall von vielen Militärschriftstellern vorhergesagt war. Diese Verletzung der belgischen Neutralität hat die deutsche Sozialdemokratie tief bedauert; aber angesichts der unzweifelhaften Notlage konnte dieses Unrecht als ein für unser Urteil *ausschlaggebender* Faktor nicht angesehen werden. Heute, nachdem wir durch die Vergewaltigung Griechenlands und die englische Aushungerung der Neutralen den Wert der Neutralitätsrechte voll kennen gelernt haben, nachdem wir die bedenklichen Verhandlungen belgischer mit englischen Militärs aus den Funden in den Brüsseler Archiven kennen, noch weniger als im August 1914!

Zwei Tatsachen sind also in unserer Darstellung des Kriegsanlasses ausschlaggebend: die russische Gesamtmobilmachung und die Antwort Frankreichs, es werde im Kriegsfall nach seinen Interessen handeln. Wie stehen zu diesen beiden Tatsachen die Sozialisten der Ententestaaten? Wie konnten sie, wenn sie sich mit diesen beiden Vorgängen auseinandersetzten, dem Irrtum verfallen und über zwei Jahre lang an ihm festhalten, daß Deutschland mutwillig den Frieden gebrochen habe und Frankreich unschuldig überfallen worden sei?

Die Antwort auf diese Frage ist überraschend und fürchterlich: **in den entscheidenden Tagen des Kriegsausbruches haben die französischen Proletarier von beiden Tatsachen nicht das geringste erfahren. Beide Tatsachen sind einfach weggefälscht worden, und einer der schlimmsten Fälscher sitzt in der Redaktion der »Humanité«.** (Schluß folgt.)

Handelspolitische Fragen.

Von **Karl Emil.** (Fortsetzung.)

5. Gegenseitigkeit oder Gewalt als Mittel der Handelspolitik.

Aus den der weltwirtschaftlichen Entwicklung entspringenden Internationalisierungstendenzen einerseits und den Monopolisierungsbestrebungen des Finanzkapitals, das durch immer erhöhte Schutzzölle und Einverleibungen Stücke des Weltmarktes für sich herauszuschneiden sucht, entsteht der *imperialistische Gegensatz*: einerseits möglichste Exportförderung, andererseits gegenseitige Hinderung des Exports durch die Monopolisierung. Die Lösung des ökonomischen Gegensatzes ist nur durch die Gewalt möglich, und so gewinnt die imperialistische Handelspolitik wieder jene Züge der Gewalttätigkeit, die den Merkantilismus ausgezeichnet hat, und all seine Pei-

nigungsmittel des freien Verkehrs scheinen ihre Auferstehung feiern zu wollen. Ein Kompendium solcher imperialistischer Handelspolitik liefert der Aufsatz, den Professor Schumacher (Bonn) zu den Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik über Mitteleuropa beigesteuert hat und der durch seine politische Bedeutung sich von den anderen Beiträgen charakteristisch abhebt. Für Schumacher existiert das Problem Freihandel oder Schutzzoll überhaupt nicht mehr; für seinen imperialistischen Standpunkt ist die Monopolisierung des staatlichen Marktes durch Schutzzölle eine Selbstverständlichkeit. Warum auch nicht, wenn der ehemalige Freihändler Naumann verkündet, daß der Freihandel für Deutschland durch den Sieg der Schutzzollparteien 1902 ein für allemal erledigt sei, oder ein Gegner der Agrarzölle wie Tyszka resigniert meint, der Logik der Tatsachen zum Trutz wird im deutschen Volke der Glorienschein um den Getreidezoll als den Vernichter des englischen Aushungerungsplans bleiben; der Augenschein ist gegen den Beweis, und das genügt, um der falschen Vorstellung die Herrschaft zu sichern,[16] und übrigens auch ein Beweis für die Richtigkeit des Wortes: Burgfriede ernährt die Agrarier.

Wo Schumacher das Problem berührt, geschieht es, um einer Verstärkung des Schutzzolls das Wort zu reden, zum Beispiel einer Erhöhung der Futtermittelzölle. Soweit damit die Steigerung der agrarischen Produktion nicht genügend erzielt werden könne, müsse dafür durch eine Erweiterung der agrarischen Basis, das heißt durch Annexionen im Osten gesorgt werden, während gleichzeitige Annexionen im Westen, in Nordfrankreich und Belgien für die Verbreiterung der industriellen Basis sorgen würden. Schumacher steht eben ganz auf dem Boden der bekannten Kriegszieleingabe der wirtschaftlichen Verbände. Die Schaffung Mitteleuropas tut er kurz und verächtlich als ungenügend ab, worauf später noch zurückgekommen werden muß.

Das eigentliche Problem ist für Schumacher die Sicherung des deutschen Exports auf Grundlage des Schutzzolls, oder anders gefaßt: Wie erzwingen wir »als nüchterne Machtpolitiker« für die deutsche Industrie Absatzmöglichkeiten ohne eigene Zugeständnisse?

Das Mittel dazu ist die Gewalt. Zwar können nicht unmittelbar bei Friedensschluß den Feinden für Deutschland günstige Tarifverträge auferlegt werden — Rußland vielleicht ausgenommen —, dazu sind die Verhältnisse zu kompliziert.

Aber die Machtstellung, die der Krieg geschaffen hat, aber nicht alsbald handelspolitisch auszunutzen gestattet, muß in die Friedenszeiten projiziert werden. Es müssen durch den Friedensschluß besondere Druckmittel vorübergehender Art geschaffen werden, die noch nachträglich eine befriedigende Überführung aus dem Kriegszustand in den Friedenszustand ermöglichen. Druckmittel kommen hier in Frage, wie sie in gewöhnlichen Friedenszeiten, in denen in der Handelspolitik ein Geist der Gegenseitigkeit herrschen muß, nicht denkbar sind und daher allen, welche in der herkömmlichen Friedensanschauung befangen sind, befremdlich erscheinen. Die Gegenseitigkeit braucht jetzt nicht in handelspolitischen Zugeständ-

[16] J. C. v. Tyszka über »Die wirtschaftliche Annäherung der Zentralmächte vom Standpunkt des deutschen Konsumenten« im 1. Band des schon mehrfach erwähnten von Herkner herausgegebenen Sammelwerks über Die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten. Ähnlich auch in demselben Bande Professor Eßlen.

nissen zu bestehen, militärische können ebenso wuchtig in die Wagschale geworfen werden. Der Sieger auf blutigem Schlachtfeld steht anders da als der handelspolitische Verhandler am grünen Tisch zur Friedenszeit. Ja, es kann für ihn Pflicht (!) werden, seine Macht auch handelspolitisch zu nutzen. Das ist dann der Fall, wenn es sonst nicht möglich ist, für die Verluste und Kosten des Krieges den nötigen Ersatz zu erhalten.

Als solches handelspolitisches Druckmittel schlägt zum Beispiel unser pflichtbewußter Professor vor, Frankreich etwa die Bedingung aufzuerlegen, daß seine Einfuhrzölle, bis ein Tarifvertrag in Kraft tritt und sobald er wieder fortfällt, im ganzen oder an einzelnen für Deutschland besonders wichtigen Zollstellen eine bestimmte Höhe nicht übersteigen dürfe; Deutschland könnte umgekehrt der französischen Einfuhr die Meistbegünstigung vorenthalten; das würde dann Frankreich zu einem Deutschland günstigen Vertrag nötigen.

Im Besitz solcher und ähnlicher Druckmittel kann nun Deutschland an die Neuordnung seiner Handelsbeziehungen gehen. Das erste Mittel dazu ist das, was man als »Denaturierung der Meistbegünstigung« bezeichnen könnte. Die Meistbegünstigung gewährt dem Staate, dem sie zugestanden wird, den Anspruch, nicht ungünstiger behandelt zu werden als andere Staaten.[17] Sie bewirkt, daß die Ermäßigungen, die in einem Handelsvertrag einem Staate gemacht werden, sogleich allen anderen zugestanden werden, die im Verhältnis der Meistbegünstigung stehen, und das sind fast alle wichtigen Staaten mit Ausnahme der Vereinigten Staaten. Die Meistbegünstigung war deshalb von jeher den Schutzzöllnern ein Dorn im Auge, und mit der Zunahme hochschutzzöllnerischer Tendenzen mehrten sich ihre Bemühungen, die Meistbegünstigung, die glücklicherweise durch den § 11 des Frankfurter Friedens für Frankreich und Deutschland und damit praktisch für die meisten europäischen Staaten festgelegt war, allmählich auszuhöhlen. Das wichtigste Mittel war die fortwährende Steigerung der Zahl der Tarifpositionen, die Spezialisierung der einzelnen Sätze in den Verträgen. Dadurch war man in der Lage, das Zugeständnis allein auf eine Unterabteilung einer zollpflichtigen Warengattung zu beschränken, die bloß in dem einen Lande erzeugt wird, während ähnliche Waren eines anderen Landes trotz der Meistbegünstigung von der Ermäßigung ausgeschlossen wurden.

Die Möglichkeit, die Bedeutung der Meistbegünstigungsklausel einzuschränken, ist natürlich kein Grund gegen die Meistbegünstigung, sondern nur ein Grund mehr, sich gegen die schutzzöllnerischen Aushöhlungsbestrebungen zu wenden.

Und ebenso ist das listige, auf die freihändlerische Stimmung berechnete Argument falsch, die Meistbegünstigung hemme den doch recht wünschenswerten Abschluß möglichst vieler Tarifverträge. Denn die Furcht vor der Verallgemeinerung der Zugeständnisse, die man andernfalls dem einen Staate hätte machen können, hindere das Zugeständnis auch für diesen Staat, verhindere den Vertrag oder mache ihn doch weniger inhaltsreich. Richtig ist daran nur so viel, daß die Schutzzollbestrebungen es sind, die immer mehr den Abschluß guter Verträge zu hindern trachteten; das täten

[17] Siehe in dem Herknerschen Sammelwerk, 1. Band: Richard Schüller, Meistbegünstigung und Vorzugsbehandlung.

sie aber auch ohne Bestehen der Meistbegünstigung; möglich, daß bei deren Wegfall in dem einen oder anderen Falle die eine Position leichter ermäßigt würde, aber der Gesamtgehalt aller Verträge würde bedeutungsloser und verkehrsfeindlicher sein als bisher.

Die Meistbegünstigung ist also sicher kein Allheilmittel gegen den Schutzzoll, aber immerhin ein Hemmnis und wirkt auf das allgemeine Schutzzollniveau senkend ein. Vor allem aber besteht ihr Wert darin, daß sie den Grad der durch den Schutzzoll hervorgerufenen Handelsfeindschaft mildert, indem sie dafür sorgt, daß die Konkurrenzbedingungen für alle ausländischen Industrien gleich sind, und damit isolierte Handelskämpfe, die besonders erbitternd wirken können, ausschließt.

Für die Meistbegünstigung werden daher alle diejenigen eintreten, welche nicht noch eine weitere Verschärfung der wirtschaftlichen Gegensätze herbeiführen wollen.

Die Meistbegünstigung ist von besonderem Interesse für den wirtschaftlich Starken, für den sie die Garantie bedeutet, unter gleichen Bedingungen, bei denen er hoffen darf, der Überlegene zu bleiben, die Konkurrenz aufnehmen zu können. Die Meistbegünstigung lag daher vor allem im Interesse Englands und Deutschlands. Schumacher möchte also die Meistbegünstigung für Deutschland; er möchte aber gleichzeitig günstigere Bedingungen für den deutschen, ungünstigere Bedingungen für den feindlichen, namentlich den englischen Export. Er tritt deshalb — und das auch infolge der unvermeidlichen Rücksicht auf die Neutralen — zwar für die Aufrechterhaltung der Meistbegünstigung in ihrem formell juristischen Sinne ein, zugleich aber für ihre *tatsächliche Beseitigung zugunsten Deutschlands*. Und das fügt dieser imperialistischen Handelspolitik zur Gewalt noch einen charakteristischen Zug von Hinterlist und Tücke hinzu.

Als Mittel, die Meistbegünstigung bei juristischer Aufrechterhaltung materiell einzuschränken und so die Schutzzolltendenzen zu stärken, haben wir bereits die Tarifspezialisierung erwähnt; sie ist heute ziemlich allgemein geworden. Deutschland hat im Tarif vom Dezember 1902 seine Tarifstellen mehr als verdoppelt, von 387 auf 946 vermehrt. Der Spezialisierung ist 1911 eine solche der statistischen Ausschreibungen gefolgt, indem man ihre Zahl im ganzen von 1172 auf 2231 und im einzelnen, zum Beispiel bei Maschinen, von 24 auf 64 erhöhte. Die Unterhändler sind also in der Lage, den Wert der Zugeständnisse einmal genau abzuschätzen und zugleich sie so einzurichten, daß sie womöglich trotz der Meistbegünstigungen nur einem bestimmten Lande zufallen.

Aber dieses Mittel steht anderen Ländern ebenso wie Deutschland zur Verfügung, gegenwärtig steht zum Beispiel der schwedische Tarif mit 1325 Tarifstellen an der Spitze. Und *diese* Schmälerung der Meistbegünstigung ist Deutschland keineswegs günstig. Deshalb ist Schumacher auf andere Mittel bedacht. Ein solches ist die Unterscheidung der Einfuhr nach der Grenze, ob sie zu Lande oder zur See stattfindet. Die kontinentalen Staaten brauchen nur die Einfuhr zu Lande mit einem niedrigeren Zoll zu belegen als die Einfuhr zur See, und Deutschland ist im Vorteil gegenüber England und den Vereinigten Staaten. Die Meistbegünstigung bleibt formell bestehen, auch die Engländer und Amerikaner können sich ja eine Landgrenze zur Einfuhr aussuchen, materiell freilich ist die Sache anders. Der *sieg-*

reiche Krieg gibt die Möglichkeit, von der Macht Gebrauch zu machen, und er macht es auch notwendig. Denn Schumacher will ja nicht nur Belgien und ein gutes Stück Nordfrankreich annektieren, er will auch gleich den Absatzmarkt dieser Gebiete im Ausland miterobern, damit nicht etwa die alte deutsche Industrie durch die Konkurrenz der neuerworbenen leide. Also legt man Frankreich im Friedensvertrag gleich diese Zollunterscheidung nach der Grenze auf; es muß die deutsche Einfuhr niedriger verzollen als die englische. Mindestens auf ein Jahrzehnt muß der deutschen Industrie (womit die belgische und nordfranzösische miteingeschlossen ist) diese Vorzugsstellung in Frankreich gesichert sein. Ob Rußland eine ähnliche Bedingung infolge der Annexion Polens auferlegt werden muß, darüber ist sich Schumacher noch nicht ganz im klaren, da dadurch die deutsche Schwerindustrie, die zur See nach Rußland ausführt, benachteiligt werden könnte.

Gegen England hat Herr Schumacher dann noch einige andere Mittel in petto. Er meint, man könnte wieder zu den alten merkantilistischen Schiffahrtsbeschränkungen zurückkehren, die indirekte Fahrt aus einem anderen als dem Ursprungsland mit Zuschlägen belegen oder die Wareneinfuhr, die auf Seeschiffen des Ursprungs- oder Bestimmungslandes erfolgt, bevorzugen. Dadurch könnte England in seiner Doppelstellung als größter Verfrachter und größter Zwischenhändler famos getroffen werden.

Schließlich wäre Schumacher als Abwehrmittel auch für eine zeitliche und örtliche Einschränkung der Meistbegünstigung zu haben. Für eine Gruppe bestimmter Waren soll die Meistbegünstigung nicht auf die Dauer eingeräumt werden, sondern nur für eine kurze Frist, nach der sie dann jederzeit von Deutschland widerrufen werden kann. Den jetzigen »Feinden« kann diese Bedingung zu den anderen »aufgezwungen« werden; aber auch für die Vereinigten Staaten empfiehlt sich eine solche Bestimmung als Abwehrmaßregel. Örtlich würde die Meistbegünstigung dadurch eingeschränkt, daß gewissen Nachbarstaaten Deutschlands, zum Beispiel Österreich-Ungarn, Vorzugsbehandlung eingeräumt würde, anderen Staaten aber nicht. Damit wäre ein dreifacher Tarif gegeben: der autonome Tarif für die Fälle, wo eine Verständigung nicht gelingt; der Vertragstarif (mit der denaturierten Meistbegünstigung und der Zollunterscheidung) für die unglücklichen Länder, die dann noch Handelsverträge mit Deutschland abschlössen, und der neue Vorzugstarif für den »kleinen auserwählten Kreis politischer Freunde«, wie der Herr Professor die politischen und wirtschaftlichen Hintersassen des deutschen Imperialismus höflich tituliert. Denn »wie es dem Natur- und Sittengesetz (!) entspricht, daß der Sieger seinen Feinden seinen Willen aufzwingt, so auch, daß er seinen Freunden seine Zuneigung erweist«.

Pfui Teufel!

So ist der deutsche Professor und so ist sein Idealismus in der großen Zeit. Und weil er so idealistisch ist und der kategorische Imperativ ihn ruft, wird Gott, den er an anderer Stelle auch für seine Handelspolitik in Anspruch nimmt, ihm die Zuneigung der Herren von der schweren Industrie erhalten, und ihr mächtiger Einfluß wird ihm bald das erstrebte Ordinariat in Berlin bescheren. Amen.

Schumachers Aufsatz ist eine Sammlung, die in der Tat alle Kampfmaßregeln enthält, die eine nicht auf Gegenseitigkeit beruhende Handelspolitik

nur auszudenken vermag. Alle Maßnahmen, die in Frankreich oder England von einzelnen Politikern oder Zeitungen gegen Deutschland verlangt worden sind, finden sich hier vereinigt. Sie sind eben nicht zufällige Einfälle, sondern notwendige Konsequenz des Imperialismus, die ihm entsprechende Handelspolitik. Denn das, was Dilettanten und Laien so gern für das Wesen des Imperialismus ansehen, die Herstellung des großen, sich selbst genügsamen Weltreichs, ist ein Phantom, mit dem er seine Anhänger nur narrt, das er ernsthaft gegen die Realität, die gerade die Zunahme des Außenhandels, die steigende wirtschaftliche Internationalisierung, nicht die Autarkie bedingt, gar nicht verfolgt. Was er in Wirklichkeit will, ist die größtmögliche Monopolisierung des Weltmarktes, aber unter dessen Aufrechterhaltung und beständiger Ausdehnung der eigenen und Zurückdrängung der fremden Exportindustrien.

Und deshalb ist die freche Aggressivlust seiner Handelspolitik nur die besondere Seite seiner allgemeinen Eroberungs- und Angriffslust, die diese Politik mit friedlicher Entwicklung unvereinbar macht und sie deshalb in tödlichen Gegensatz zu den Interessen des Proletariats bringt. Den Imperialismus »anerkennen«, anders als wie man seinen Todfeind »anerkennt«, nämlich ihn erkennen, um ihn desto rascher zu vernichten, heißt deshalb die Interessen des Proletariats verraten.

Geldwert der Menschenverluste.

Von August Mai.

Die alte Frage, ob der Mensch einen Warenwert darstellt und ob man den wirtschaftlichen Wert eines Menschenlebens in Geldform ausdrücken kann, bekommt jetzt wieder aktuelle Bedeutung. Früher war es eine rein akademische Frage; jetzt aber, im Kriege, will man auf diesem Wege auch die Kosten der Menschenverluste berechnen.

Die herrschenden Richtungen in der Nationalökonomie, die mit vielen anderen Geistesrichtungen der letzten Jahrzehnte mit dem Krieg ihren Abschluß vielleicht finden, haben uns eine üble Gewohnheit hinterlassen: alle Erscheinungen in statistischer Form als »Rohmaterial für den Forscher der Zukunft« darzustellen. Wie alle Arten physischer Energie in eine Form umgesetzt und durch eine Zahl ausgedrückt werden können, so soll auch jede volkswirtschaftliche Erscheinung in Zahlenform dargestellt werden. Ist aber einmal die rettende Zahl gefunden, so ist damit die wissenschaftliche Leistung vollbracht, das Problem gelöst und alle Schwierigkeiten beseitigt.

So steht es auch auf dem Gebiet der Kriegskosten. Daß neben den niedergebrannten Städten und Dörfern, den verwüsteten Ländern, den versunkenen Schiffen, den vernichteten Produkten — daß außerdem noch Millionen Menschen umgekommen sind, dies genügt den wissenschaftlichen Anforderungen nicht. Das Gewissen eines modernen Forschers kann sich nicht eher beruhigen, als bis jedem der Millionen Getöteten, Ermordeten und Verkrüppelten eine Zahl mit auf den Weg gegeben wird, eine Zahl, die in Mark und Pfennig seinen Wert für die Gesamtheit darstellt. Erst dann wird die Kriegsrechnung wie ein Waschzettel klar und durchsichtig wie Wasser.

Der bekannte Statistiker Engel hatte sich noch in den achtziger Jahren mit der Frage des Menschenwertes beschäftigt und sogar eine Schrift über den »Wert des Menschen« herausgegeben. Er ging davon aus, daß das Menschenleben unter bestimmten Bedingungen einen Marktwert haben kann, und versuchte nun syste-

matisch auszurechnen, welche Geldbeträge der Mensch seit Geburt bis zu Anfang seiner Erwerbstätigkeit verbraucht. Diese Summe bildet nach Engel das verbrauchte Kapital, ganz genau wie bei der Tierzucht der Marktwert des Viehes durch die Zuchtkosten bestimmt wird.

Das Verfahren ist recht einfach. Der Statistiker Barriol zum Beispiel hat auf Grund von Angaben verschiedener Versicherungsgesellschaften und der Einkommensverhältnisse verschiedener Volksklassen sogar eine Tabelle der Menschenwerte in verschiedenen Ländern aufgestellt:

	Franken
Vereinigte Staaten	23600 (100)
England	20700 (74)
Deutschland	16900 (60)
Schweiz	15100 (54)
Frankreich	14500 (52)
Schweden und Norwegen	14000 (50)
Österreich-Ungarn	13600 (48)
Belgien	12800 (46)
Italien	11000 (40)
Rußland	10100 (36)

Und dergleichen mehr. Ist aber der Wert eines Menschen gegeben, so gehört nur eine Multiplikation dazu, um den Gesamtverlust an Menschenleben in Geldform auszudrücken. So kommen die Kriegsrechnungen zustande, die in aller Herren Ländern jetzt Mode werden und einen Anspruch auf höchste Wissenschaftlichkeit machen.

Yves Guyot zum Beispiel machte folgende Berechnung im Dezember 1914:

In 6 Kriegsmonaten werden die Verluste in allen Ländern zirka 10 Prozent von der Heeresstärke betragen; er braucht also nur die entsprechenden Zahlen mit Barriols Wertschätzungen zu multiplizieren, um zu folgendem Resultat zu kommen:

	Verluste	£	Mill. £
Großbritannien	100000	× 828	= 83
Deutschland	435000	× 676	= 294
Frankreich	400000	× 580	= 232
Rußland	540000	× 404	= 218
Österreich-Ungarn	350000	× 404	= 141

Der Engländer Crammond findet für ein Kriegsjahr noch ganz andere Zahlen:

	Verluste	£	Mill. £
Belgien	50000	× 800	= 40
Frankreich	600000	× 580	= 348
Rußland	1000000	× 404	= 404
Österreich-Ungarn	600000	× 544	= 326
Deutschland	1300000	× 676	= 879
England	375000	× 828	= 300

Wie steht es nun im Ernst mit der Frage?

Ein Menschenverlust bleibt immer Verlust, mag es sich um den letzten Lumpen oder um den fleißigsten Arbeiter handeln. Für die Volkswirtschaft aber ist die Frage nicht so einfach. Welche Folgen die Menschenverluste für das wirtschaftliche Leben haben, hängt eben von den jeweiligen Wirtschaftsverhältnissen ab.

Eine Bauernwirtschaft des Altertums oder des Mittelalters, die mit der Außenwelt nur ganz wenig verbunden ist, geht unter, wenn sie ihre Ernährer verliert. Ein Krieg, der mit einem Bauernheer geführt wird, richtet daher viele Bauernexistenzen zugrunde, wenn er lange genug dauert. Der Stand der Produktions*möglichkeiten* bleibt allerdings nach dem Kriege derselbe wie zuvor; es kann aber an Arbeitskräften fehlen, um die Produktionsmittel in Bewegung zu setzen.

In einem modernen Agrarstaat, wie zum Beispiel Rußland oder Ungarn, liegen die Verhältnisse bereits anders. Die Naturalwirtschaft herrscht in den beiden

Ländern nicht mehr, und die Industrie spielt bereits eine große Rolle, sie hat auch große Menschenmassen von aller Arbeit »befreit«. Aber für die primitive Ackerbaumethode der Agrarländer kann der Krieg nicht jene verwüstenden Folgen haben, die er für eine hochentwickelte Industrie und intensive Landwirtschaft nach sich zieht. Der Gesamtkomplex der Wirtschaftsmöglichkeiten wird in einem Agrarstaat nicht so stark in Mitleidenschaft gezogen wie in einem Industriestaat. Man darf daher wohl erwarten, daß der Osten Europas sich von dem Kriege rascher und leichter erholen wird als der Westen.

Mit der Entwicklung der modernen Industrie treten ganz neue Kriegswirtschaftsverhältnisse ein, und die bekannte Tatsache der enormen Kriegsausgaben ist dafür der krasseste Ausdruck. Im Unterschied von früheren Kriegen kann der moderne Krieg aus dem Volkseinkommen nicht mehr gedeckt werden. Er verschlingt eine so gewaltige Menge von Material, daß das Produkt der fortlaufenden wirtschaftlichen Arbeit nicht mehr ausreicht, um die nötigen Waren herzustellen. Das Kapital muß angegriffen werden, und die Kriegskosten werden nicht nur aus dem jährlichen Volkseinkommen, sondern auch aus dem Grundstock der Volkswirtschaft gedeckt.

Es würde zu weit führen, hier auf die Frage einzugehen, wie die einzelnen Sphären der Kapitalanlage durch den Krieg gelitten haben. Es genügt wohl, festzustellen, daß das Gesamtkapital der Volkswirtschaft zur Deckung der Kriegskosten beitragen muß, um zu dem Schlusse zu kommen, daß das erstere nach dem Kriege nicht mehr auf der Höhe stehen wird wie vor dem Kriege; daß also die wirtschaftliche Ausrüstung der Volkswirtschaft auf eine niedrigere Stufe degradiert wird.

Eine Wirtschaft kann nur so viel Arbeitskräfte gebrauchen, als nötig ist, um sie in Bewegung zu setzen. Dies gehört zum Abc der Wirtschaftswissenschaft. Hat sich aber die Gesamtsumme der Produktionsmöglichkeiten verringert, so bedarf die Volkswirtschaft nicht mehr der alten Masse von Arbeitskräften, und sie kann sich mit einer kleineren Anzahl begnügen. Von den qualitativen Umwälzungen ganz abgesehen.

So kommen wir zu dem Schlusse, daß die neue Volkswirtschaft nach dem Kriege ihre Nachfrage nach Arbeitskräften zwar im Verhältnis zur Kriegszeit steigern, daß sie aber die Höhe der letzten Jahre vor dem Kriege nicht sogleich wieder erreichen wird. Und es werden Jahre vergehen, ehe sie wieder den Stand der Vorkriegszeit erreicht.

Die Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt wird sich also verringern! Aber auch das Angebot wird kleiner sein — dies eben der erste Ausdruck der Menschenverluste im Kriege. Und vom Verhältnis der geringeren Nachfrage und des verringerten Angebots hängt die Lage der Arbeitermasse ab.

Ist die Nachfrage nach Arbeitern geringer als das Angebot, hat also die Produktion stärker gelitten als die Bevölkerung, so sind damit für das Kapital alle Fragen gelöst. Eine starke Arbeitslosigkeit, vielleicht ein niedriger Reallohn — aber alle Räder sind in Bewegung, und es fehlt nicht an Menschen, um alle Produktionsmöglichkeiten auszunutzen. In diesem Falle haben die Menschenverluste keine weiteren wirtschaftlichen Folgen. Denn stellt man sich vor, daß nach dem Kriege, unter den gegebenen Wirtschaftsverhältnissen, noch eine Million Arbeitskräfte mehr auf der Angebotseite als Arbeitsuchende erscheinen, so wird es klar, daß die einzige Folge — eine noch größere ungeheure Arbeitslosigkeit wäre. Das schrecklichste Paradoxon des Weltkriegs!

In diesem Falle oder auch, wenn das Angebot und die Nachfrage sich die Wage halten, ist es unmöglich, den Wert der Menschenverluste irgendwie zu schätzen. Die Volkswirtschaft leidet nicht unter Mangel an Arbeitskräften.

Der andere Fall, daß nach dem Kriege ein Arbeitermangel besteht, ist viel komplizierter. Die Produktivkräfte der Gesellschaft haben nicht so

stark gelitten wie die Menschenmassen; daher kann sich ihre Leistungsfähigkeit nicht auf der Höhe halten. Welche Bedeutung können nun die Menschenverluste haben?

Nehmen wir an, daß wegen Mangel an Arbeitern 5 Prozent des angelegten Industriekapitals brach liegen bleibt. Ist die Gesellschaft außerstande, die erforderlichen Arbeitskräfte zu beschaffen, so ist damit ein Verlust von vielen Milliarden verbunden. Denn Produktivkräfte, die nicht in Bewegung gesetzt werden, haben für die Volkswirtschaft keinen Wert. Der Wert der Menschenverluste ist daher gleich dem Wert der brachliegenden Produktionsmittel. Auch hier also, in dem einzigen Falle, wo Menschenverluste einen pekuniären Ausdruck finden können, ist es falsch, jedem einzelnen einen Wert beizulegen, der aus seinen Einkommens- und Vermögensverhältnissen abgeleitet wird. Als Ausgangspunkt für die Berechnung kann vielmehr nur der Produktionsverlust der Volkswirtschaft gelten.

Ob es aber irgendwie so weit kommen wird, ist sehr fraglich. Es wird sicher nicht dazu kommen in Ländern, die eine große Übervölkerung hatten, wie zum Beispiel Rußland. Es ist unter keinen Umständen möglich, daß die russische Industrie nach dem Kriege an Arbeitermangel leiden wird — von wenigen gelernten Arbeiterschichten abgesehen. Die unausgenutzten Menschenreserven dieses Reiches sind so gewaltig, daß es auch nach dem Kriege noch viele Tausende von Arbeitern an das Ausland wird abgeben können.

Aber auch *Westeuropa* hat Menschenreserven, und nach dem Kriege werden diese recht groß sein. Die städtische Kleinwirtschaft hat unter dem Kriege eine Entwicklung durchgemacht, die sonst vielleicht Jahrzehnte gebraucht hätte. Tausende sogenannter Selbständiger sind in Arbeiter verwandelt. Der Zentralisationsprozeß der Industrie ist während des Krieges mit Riesenschritten vor sich gegangen, bei dem Arbeitermangel der Kriegszeit hat er Menschenkraft durch Maschinen ersetzt und die Nachfrage nach Arbeitern verringert. Das wird aber auch nach dem Kriege seine Wirkung haben.

Weiter kommt die *Frauenarbeit*. Die Anzahl der erwerbstätigen Frauen betrug vor dem Kriege im allgemeinen etwa 30 bis 50 Prozent der erwerbstätigen Männer; sie kann aber unter gewissen Voraussetzungen bis auf 70 bis 80 Prozent hinaufgeschraubt werden. Der Krieg hat bereits eine gewaltige Steigerung der Frauenarbeit verursacht, und er tut es in der schlimmsten Form. Es ist aber vollkommen ausgeschlossen, daß alle die Frauen, die jetzt an wirtschaftlicher Arbeit teilnehmen, nach dem Kriege wieder ausscheiden. Eine große Zunahme der Frauenarbeit gehört zu den bereits feststehenden Folgen des Krieges, und sie wird auf dem Arbeitsmarkt sicher einen großen Teil der ausgeschiedenen Männer ersetzen.

Und schließlich kommt die *Landwirtschaft*. In der heutigen Landwirtschaft steckt ein so großer Arbeitsverlust, daß die Welt sich später gewiß wundern wird, welche Arbeitsvergeudung man jetzt treibt. Die Besitzverhältnisse, die Kleinwirtschaft, die alten Ackerbausysteme, die immer noch geringe Benutzung mechanischer Kräfte sind vor allem daran schuld. Entschließt man sich aber einmal, eine rationelle Landwirtschaft zu organisieren, so werden Millionen Arbeitskräfte für andere Verwendung frei. Und man wird sich dazu entschließen *müssen*, wenn die Industrie an Menschenmangel leiden wird.

Es wird aber wahrscheinlich gar nicht so weit kommen, denn auch ohne das wird *nach dem Krieg eine große Arbeitslosigkeit eintreten*. Damit ist aber auch die Frage über den Geldwert der Menschenverluste im negativen Sinn entschieden.

Aber die famose Berechnung des Menschenwerts bezweckt neben dem rein wissenschaftlichen noch ein anderes Ziel: sie will eben die Schrecken des Krieges und seine vernichtende Wirkung in Milliardenzahlen vor Augen führen. Es ist ein agitatorisches Ziel, und die Menschenkostenstatistik soll für einen Kampf gegen den Krieg die scharfe Waffe schmieden.

Das Ziel ist hoch, die Mittel aber elend. Ein vernünftiger Leser, wenn er sich die Sache näher ansieht, wird darüber nur den Kopf schütteln.

Gesetzt den Fall, Europa hat an Getöteten und Invaliden 6 000 000 Menschen verloren. Rechnet man mit einem Durchschnittswert von 15 000 Mark pro Mann, so ergibt das einen gewaltigen Verlust von 90 Milliarden. Die Zahl ist groß und macht guten Eindruck. Nun wollen wir aber dieselbe Berechnung fortsetzen. Die sechs europäischen Großmächte haben eine erwerbstätige Bevölkerung von insgesamt 175 Millionen. Zu 15 000 Mark gerechnet, ergibt das 2125 Milliarden. Im Vergleich mit dieser Summe ist ein Verlust von 90 Milliarden eine Kleinigkeit, nur 4⅕ Prozent. Auch das agitatorische Ziel bleibt also unerreicht. Übrigens ahnte man bisher gar nicht in Deutschland, daß man ein Volksvermögen nicht von 250 oder 300, sondern von 750 Milliarden besitzt! Und man hat in Rußland keine Idee davon, daß das arme Land einen Reichtum von mindestens 1250 Milliarden habe!

Die Geldbemessung der Menschenverluste ist verständlich vom Standpunkt eines Versicherungsagenten. Dieser sieht in seinen Mitmenschen nur Versicherungsobjekte und löst dabei im Kopfe immer wieder seine Lieblingsfrage: Für welchen Betrag könnte man die Bevölkerung des Landes versichern? Und andererseits: Wieviel müßte seine Gesellschaft auszahlen, wenn plötzlich auf einmal eine Million oder drei Millionen oder zehn Millionen Versicherungsnummern aus dem Leben scheiden?

Der Standpunkt des Versicherungsagenten ist ebensowenig der Standpunkt der Volkswirtschaft, wie die Verluste der Versicherungsgesellschaften Verluste der Volkswirtschaft sind. Sonst kommt man zu recht sonderbaren Schlüssen. Bei Verlust eines Beines erhält ein gegen Unfall Versicherter im Durchschnitt sagen wir 10 000 Mark. Ein Land mit 70 Millionen Bevölkerung besitzt also in Form von 140 Millionen Beinen ein Vermögen von sage und schreibe 1400 Milliarden Mark. Zu welchen absurden Schlüssen man kommt, wenn man dieselbe Berechnung für andere Körperteile macht, läßt sich leicht begreifen.

Die Sache ist auch verständlich vom Standpunkt eines Sklavenbesitzers. Dieser hat sein Vermögen in Menschen angelegt und ist davon überzeugt, daß die Sklaven, die seine Plantagen bearbeiten, ebensogut einen Teil seines Kapitals bilden wie sein Vieh und Arbeitsgerät. Daß der Mensch eine ganz andere Rolle bei der Produktion spielt als Pferde und Kühe, kann er gar nicht begreifen. Aber auch der Standpunkt eines Sklavenbesitzers ist mit dem Standpunkt der Gesamtwirtschaft nicht identisch.

Es ist eine seltsame Idee, daß man die Schrecken des Krieges durch derartige Statistiken anschaulich machen muß. Millionen getöteter und Hunderttausende verkrüppelter Menschen, verwüstete Länder, vernichtete Existenzen, verarmte Völker und Hunger über ganz Europa — das Bild gewinnt wahrhaftig nur sehr wenig, wenn man ihm noch eine ausgekünstelte Ziffer an die Seite stellt.

Literarische Rundschau.

Jean Jaurès, **Vaterland und Proletariat.** Mit Einführung von Engelbert Pernerstorfer. Jena 1916, Verlag Eugen Diederichs. 108 Seiten Oktav.

Dieses Buch ist ein Ausschnitt aus Jaurès' bedeutsamem Werk »Die Neue Armee«. Mit größerer Klarheit vielleicht als irgendein anderer Sozialist seiner Zeit hat Jaurès, er, der den radikaldemokratischen Regierungen Frankreichs so nahe stand und infolgedessen mehr über die Vorgänge in der diplomatischen Welt erfuhr als wir anderen, das Unwetter heraufziehen sehen, das sich über Europa entladen hat. Wie eifrig er sich bemüht hat, es abzuwenden, wissen wir, aber was er im einzelnen für diesen Zweck getan und ausgerichtet hat, wird erst eine spätere Geschicht-

schreibung feststellen können. An eine Großtat Jaurès' in dieser Hinsicht erinnert ein Satz in der Abhandlung des Historikers Professor Veit Valentin: »Graf Reventlow als Geschichtschreiber«, die im Augustheft 1914 der »Preußischen Jahrbücher« erschienen ist. Dort schreibt der Freiburger Historiker gegen den Vorwurf Reventlows, daß die deutsche Politik unter Wilhelm II. dem Ausland gegenüber allzu friedliebend gewesen sei, unter anderem:

»Weiß Graf Reventlow nicht, daß unsere Leitung im Sommer 1905 Drohungen an Frankreichs Adresse hat gelangen lassen, die von der ‚unbedingten Friedensliebe' sehr weit entfernt waren, und deren Erfolg es gewesen ist, Frankreich und England auseinanderzutreiben?«

Dieser Satz läßt erkennen, daß Europa damals einem Kriege sehr nahe war. Wir aber wissen, daß Jaurès den großen Einfluß, den er zu jener Zeit auf die Regierung seines Landes hatte — es war die Zeit, wo die konservative Presse Frankreichs oft genug mit Bitterkeit vom »König Jaurès« sprach —, mit Erfolg dazu ausnutzte, die Krisis abzuwenden. Aber er hatte gesehen, wie leicht sie hätte eintreten können, und diese Erkenntnis mag es gewesen sein, die ihn veranlaßte, sich intensiv mit dem Studium der Landesverteidigung zu beschäftigen, dessen Frucht sein Buch über die »Neue Armee« war. Denn Neue Armee, wie Jaurès dieses Wort verstand und verstanden wissen wollte, das war das von Grund aus und seinem ganzen Wesen nach für die Verteidigung des Landes erzogene und demokratisch organisierte Volksheer.

Es lag in der Natur der Sache, daß Jaurès bei Behandlung dieser Frage auch auf die Frage der Stellung der Sozialdemokratie zur Vaterlandsidee überhaupt einging. Dazu lag für ihn um so mehr Veranlassung vor, als die Idee des Patriotismus in keinem Lande aus den Reihen der Sozialdemokratie so scharfe Bekämpfung erfahren hatte und hat als gerade in Frankreich. Von früheren sozialistischen Kritikern zu schweigen, war in den Reihen der neueren Sozialisten Marx' Schwiegersohn Paul Lafargue es gewesen, der in den siebziger und achtziger Jahren in der »Egalité« und anderen Veröffentlichungen ätzende Artikel über den Patriotismus geschrieben hat. Der Feldzug, den später Gustav Hervé mit seinem Buche „Leur Patrie" gegen den Patriotismus eröffnet und dann in unzähligen Artikeln geführt hat, ist in aller Erinnerung. Ebenso zogen die Anarchisten Frankreichs mit Heftigkeit gegen ihn zu Felde. Francis Delaisi, dessen 1911 in den Tagen des zweiten Marokkokonflikts verfaßte Schrift „La guerre qui vient" im vorigen Jahre in deutscher Übersetzung unter dem Titel »Der kommende Krieg« in Berlin in der Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn erschienen ist, ist ein Anarchist vom reinsten Wasser. Im Schlußkapitel dieser Schrift polemisiert er unter anderem auch gegen Jaurès, wirft ihm vor, daß er den alten Ruf: »Lieber Auflehnung[1] als Krieg« vergessen habe, und bezeichnet er als einzige Möglichkeit, Frankreich den Frieden zu erhalten, dem Volke »die Augen darüber zu öffnen, daß hinter den großen Worten ‚Ehre', ‚Vaterland', ‚nationale Sicherheit' nur die Geschäftsaufträge, Konzessionen und Anleihen als wahre Kriegsgründe bestehen«. Und der Bund der Gewerkschaften Frankreichs, die Confédération Générale du Travail, machte den Antipatriotismus so sehr zu einem der Fundamentalgrundsätze seines Programms, daß er seine Beteiligung an den internationalen Gewerkschaftskongressen unter anderem von der Anerkennung dieses Grundsatzes abhängig machte.

Gegenüber diesen Gedankengängen, die zumeist von dem nichtverstandenen Satz des Kommunistischen Manifests ausgingen: »Der Arbeiter hat kein Vaterland, man kann ihm nicht nehmen, was er nicht hat«, sucht Jaurès in diesem Buche eine rationelle, auf rein polemisch zugespitzte Antithesen verzichtende Auffassung von der Stellung der Arbeiterklasse der Gegenwart zur Nation, beziehungsweise dem Vaterland zu begründen. Sie kann kurz dahin gekennzeichnet werden, daß das Vaterland für den Arbeiter unserer Tage keine Illusion ist, daß aber heute wahre

[1] Im französischen Text heißt es „la Révolution".

Vaterlandsliebe nur noch in organischer Verschmelzung mit den Grundsätzen der Internationalität sich bewährt. Jaurès entwickelt diese Idee nicht in der Systematik einer theoretischen Darlegung, seine Auseinandersetzung ist mehr dialektisch diskursiv gehalten. Eine Fülle von Betrachtungen, die seine These bekräftigen, reihen sich bei ihm so gedrängt aneinander, daß sie sich manchmal geradezu überstürzen — wie der Redner, so auch der Schriftsteller Jaurès. Der Reichtum seiner Gedanken beherrscht ihn so sehr, daß die Form der Vorführung darüber zu kurz kommt. Wie andere seiner größeren Arbeiten enthält auch das Buch »Die Neue Armee« wahre Ungeheuer von Kapiteln, und eines davon ist das Kapitel »Soziale und moralische Triebkräfte — Armee, Vaterland und Proletariat«, dem die vorliegende Broschüre entnommen ist. Man bedauert, daß da jede Einteilung in die Übersicht erleichternde Abschnitte fehlt. Aber man bewundert die Kraft und Tiefe der vorgeführten Gedanken, die Weite des Horizonts, unter dem Jaurès das Thema und seine geschichtlichen Grundlagen behandelt, die Klarheit seiner Darlegungen, den Reichtum an epigrammatischen Feststellungen, und wenn man seinen Darlegungen nicht überall folgen kann, so reißt uns doch immer wieder die Hochherzigkeit der Denkweise hin, die das Ganze beseelt. Daß Jaurès' These auch die des Schreibers dieses ist, brauche ich nicht erst auseinanderzusetzen.

Pernerstorfers Einführung sagt über Jaurès als Denker und Kämpfer viel Gefälliges. Ob sie aber auch in dessen Geiste gehalten ist, ist eine andere Frage. Was Jaurès vor allem auszeichnete und auch im vorliegenden Heft in schönster Weise zum Ausdruck kommt, ist sein starker Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit. Was soll man aber dazu sagen, wenn man in der Pernerstorferschen »Einführung« folgendes findet. Pernerstorfer spricht von einer Denkweise, »die im Sozialismus die Forderung einer völligen Aufhebung des Vaterlands- und Nationsgedankens sucht«, und sagt:

»Eine solche Auffassung gibt es nun, wie die Begebenheiten der letzten Zeit zeigen, wirklich. Aber, wie es scheint, nur in der deutschen Sozialdemokratie. Ihre Anhänger sind gegenwärtig in der Minderheit, sie hoffen aber die Mehrheit zu erlangen.... Kein Sozialist des Auslandes ist vaterlandslos, ein paar phrasen- und formelberauschte Köpfe ausgenommen.«

Das steht zunächst in hellem Widerspruch mit dem, was oben über die antipatriotischen Stimmungen in der sozialistischen Bewegung Frankreichs bemerkt wurde. Außerdem beweist die Haltung der Mehrheit der italienischen und der russischen Sozialdemokraten, der Independent Labour Party Englands, der serbischen und der rumänischen Sozialisten im gegenwärtigen Kriege, die doch Pernerstorfer kein Geheimnis geblieben ist, daß das, was er als »vaterlandslos« zu bezeichnen beliebt, heute im Ausland im Verhältnis sehr viel stärker vertreten ist als in Deutschland. Es war bisher gewissen Bourgeoisparteien vorbehalten, die Sozialisten des Auslandes auf Kosten der Sozialisten des Inlandes als die guten Patrioten hinzustellen, und Jaurès ist zu oft von französischen Politikern dieser Gattung im Hinblick auf sein Wirken für eine deutsch-französische Verständigung höhnisch »Herr« (nicht monsieur) Jaurès genannt worden, als daß diese Art Behandlung der Gewissenskämpfe von Parteigenossen in einer Frage, die so einander widerstreitende Momente umschließt wie die des gegenwärtigen Krieges, nach seinem Geschmack gewesen wäre. Aber Pernerstorfer genügt sie nicht einmal. Er fährt fort:

»Man kann mir einwenden, Jaurès hätte sich, wenn er noch lebte, zur Minderheit in der deutschen Sozialdemokratie bekannt. Vielleicht — obwohl es müßig ist, über solche Annahmen viel zu spintisieren. Man lobt wohl als Realpolitiker den Verräter und bedient sich seiner, innerlich aber verachtet man ihn.«

Wie angenehm, daß die Toten sich nicht zur Wehr setzen können!

Ed. Bernstein.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 7 Ausgegeben am 17. November 1916 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das neue Polen.

Von K. Kautsky.

1. Polen bis zum Wiener Kongreß.

Nach dem Kriegssozialismus die Befreiung Polens, also anscheinend die Erfüllung der Forderung, die Marx in den Mittelpunkt der auswärtigen Politik der Internationale gestellt hatte: ist das nicht ein neuer Beleg dafür, daß sich, wie Lensch sagt, »in diesem Kriege die deutsche Revolution vollzieht« und daß an ihrer Spitze Bethmann Hollweg steht?

Leider ist es zurzeit noch nicht möglich, das neue Polen ebenso zu beleuchten wie den Kriegssozialismus.

Die »Deutsche Tageszeitung« begann ihren Leitartikel vom 6. November über die »Wiederherstellung des Königreichs Polen« mit den Worten:

> Die amtlichen Mitteilungen über eine Wiederherstellung des Königreichs Polen bedeuten in formeller Hinsicht, daß eine der wichtigsten »Kriegsziel«-entscheidungen getroffen worden ist, ohne daß dem deutschen Volke vorher Gelegenheit geboten worden wäre, seine Meinung über die Frage zu äußern. Bekanntlich hat die Regierung wiederholt zugesagt, sie werde so früh die Erörterung der Kriegsziele freigeben, daß es dem deutschen Volke möglich sein werde, seine Ansichten und Wünsche rechtzeitig zum Ausdruck zu bringen. Nun hat die Regierung in einer Frage, die an Bedeutung schwerlich einer anderen nachsteht, sich nicht in der Lage gesehen, ihre Zusage einzuhalten. Wir wiederholen deshalb die Forderung, die Erörterung der Kriegsziele endlich freizugeben. Die Regierung sollte sich darüber keiner Täuschung hingeben, daß das Verbot der Kriegszielerörterung jetzt noch drückender empfunden werden muß als bisher.

Indes auch nach Freigebung dieser Erörterungen würden sie viel mehr dem Vorgehen bei der Schaffung des neuen Gemeinwesens und seinen Rückwirkungen auf die Kriegspolitik gelten müssen als dem Gemeinwesen selbst, von dem nichts Bestimmtes bekannt ist, von dem weder die Grenzen feststehen noch die Rechte und Pflichten seiner Bürger, ja nicht einmal der Zeitpunkt seines Beginns.

Der Baron Burian teilte den polnischen »Notabeln« nur mit, der deutsche und der österreichische Kaiser hätten »beschlossen, den polnischen Staat wieder erstehen zu lassen«, und fügte hinzu:

> Das künftige Königreich Polen wird selbstverständlich erst nach Friedensschluß seine volle staatliche Existenz beginnen können.

Über die Einrichtungen des »künftigen Königreichs« erfahren wir aus der Warschauer Proklamation des Generals Beseler nur, daß es eine konstitutionelle Erbmonarchie mit eigener Armee bilden soll. Nach der Andeutung des Barons Burian sollen nicht alle Institutionen des neuen Staates gleichzeitig, sondern eine nach der anderen ins Leben gerufen werden. Ehe uns der Staat selbst beschäftigt, wird uns sein Werden beschäf-

tigen. Darüber aber läßt sich heute nur so viel sagen, daß alles andere dabei eher in Betracht kommt als demokratische Methoden.

Haben wir es jetzt nicht mit einem Polen der Gegenwart, sondern der Zukunft zu tun, so bleibt einstweilen als einziges bestimmtes Objekt das Polen der Vergangenheit. Je besser wir das kennen, desto eher werden wir die kommende Entwicklung zu begreifen vermögen.

Bei allen Betrachtungen über Polen muß man vor allem zweierlei streng auseinanderhalten: die Wiederherstellung des historischen Polens und die Befreiung des polnischen Volkes. Das sind zwei ganz verschiedene Begriffe, denn das historische Polen erstreckte sich ehedem weit über das Gebiet hinaus, das von der polnischen Volksmasse bewohnt wird.

Der in Polen besonders kräftige Feudaladel hatte wie jeder Großgrundbesitz das Streben nach steter Ausdehnung seines Gebiets. Je mehr er dabei im Westen und Süden auf ebenbürtige, ja überlegene Nachbarn stieß, desto eifriger trachtete er in der Richtung des geringsten Widerstandes, nach Norden, und namentlich nach Osten sein Herrschaftsbereich zu erweitern. Es waren Gebiete, die von Litauern, Weißrussen und Kleinrussen bewohnt waren, die er sich aneignete und in denen die Polen zum Teil die Herrenklasse bildeten, sowohl grundbesitzenden Adel und daneben einen Teil der städtischen Bevölkerung, soweit sie nicht jüdischer Abkunft war. Nur wenn man nicht die Bauern, sondern bloß die oberen Klassen, Adel und Intellektuelle, als die Nation betrachtet, gehörte ein großer Teil auch der eroberten Gebiete zur polnischen Nation.

Ein Teil der Polen, darunter polnische Sozialisten der »Polnischen Sozialistischen Partei«, fassen heute noch den Begriff der polnischen Nation in diesem Sinne und fordern die Wiederherstellung Polens in den Grenzen, die es vor seiner Teilung besaß.

Diese Teilung war das Ergebnis der ökonomischen Rückständigkeit, die in Polen seit dem sechzehnten Jahrhundert einsetzte und es unmöglich machte, daß dort neben dem Adel eine starke Zentralgewalt aufkam, die es vermocht hätte, ihn niederzuhalten. Dagegen erstanden gleichzeitig im Osten wie im Westen starke absolute Monarchien. Überall auf dem Festland Europas erlag seit dem siebzehnten Jahrhundert der feudale Adel der absoluten Monarchie. Da er in Polen nicht von der eigenen niedergehalten wurde, erlag er den benachbarten Monarchien, und zwar nicht bloß auf dem Schlachtfeld. Namentlich die russischen Zaren verstanden es frühzeitig, sich ergebene polnische Adelscliquen zu kaufen, und selbst die Wahlkönige, die in der niedergehenden Adelsrepublik ein Schattendasein führten, wurden immer mehr Könige von des Auslands Gnaden. Schon vor seiner Teilung wurde Polen so ein Werkzeug bald des einen, bald des anderen Nachbarn. Dabei wußten diese jede Reformbestrebung in dem unglücklichen Lande zu vereiteln.

So wurde 1704 Stanislaus Leszczynski mit Hilfe Karls XII. von Schweden auf den polnischen Thron an Stelle des Sachsen Friedrich August II. gesetzt. Karls Zusammenbruch 1709 führte zur Verjagung Leszczynskis. Mit französischer Hilfe suchte dieser (1733) nach Friedrich Augusts Tode wieder die polnische Krone zu erobern, aber Rußland und Österreich traten ihm entgegen und machten den Sohn des Königs von Sachsen Friedrich August III.

zum König von Polen. Nach dessen Tode erhob die russische Katharina II. unter Mithilfe Friedrichs II. von Preußen ihren Liebhaber Stanislaus Poniatowski auf den polnischen Thron, 1764. Gleichzeitig aber entzündeten Katharina und Friedrich in Polen den Bürgerkrieg. Das bedauernswerte Land wurde nicht nur durch die Übermacht seines Adels zerrissen — eines zahlreichen verkommenden, verschuldeten Kleinadels und einiger wenigen enorm reichen Magnatenfamilien, von denen jede ihre eigene Politik trieb und ihr eigenes Heer besoldete; dazu kam noch, daß die eigentlichen Polen katholisch waren, die unterworfenen Gebiete teils protestantisch waren, teils der griechischen Kirche anhingen. Die herrschende Klasse suchte ihre Religion als herrschende durchzusetzen. Das gab ewige Reibereien, und nichts war für Katharina und Friedrich leichter, als durch die Forderung von Rechten für die Dissidenten Polen in einen Bürgerkrieg zu stürzen, aus dem die erste Teilung des Landes hervorging (1772). Rußland erhielt dadurch Weißrußland, Preußen Westpreußen und den Netzedistrikt, Österreich Galizien.

Die französische Revolution wirkte bis nach Polen zurück. Wohl war es eine Revolution gegen den Feudaladel und die Kirche. Trotzdem belebte sie den katholischen Adel Polens. Er gab 1791 dem noch ungeteilten Rest des Landes eine neue Verfassung, die seine Kräftigung einleiten konnte. Das wollten seine Nachbarn nicht dulden, so kam er darüber in Konflikt mit ihnen und mußte, immer wieder besiegt, 1793 die zweite und schließlich 1795 die letzte Teilung über sich ergehen lassen, die dem letzten Überrest des selbständigen Polens den Garaus machte. Österreich erhielt dabei zu Galizien das nördlich davon gelegene Neugalizien hinzu, Preußen den Rest des eigentlichen Polens samt Warschau, alles übrige gewann Rußland. Es bekam den Löwenanteil, aber vornehmlich Gebiete, deren Volksmasse nicht polnisch war. Der Anteil Österreichs war im Westen polnisch, im Osten kleinrussisch, der Preußens, abgesehen von einigen deutschen Distrikten, umfaßte die Hauptmasse des von Polen bewohnten Gebiets.

Preußen wurde damals fast zur Hälfte ein slawisches Land.

Natürlich erlosch nicht das Streben der herrschenden Klassen Polens und ihres Anhanges nach Selbständigkeit. Wie gleichgültig auch die Massen der Bauernschaft sein mochten, der Adel, die Intellektuellen und auch die Kleinbürger der Städte seufzten schwer unter der Fremdherrschaft. Zu ihnen gesellte sich die katholische Geistlichkeit, namentlich in den polnischen Gebieten des protestantischen Preußen und denen des griechisch-orthodoxen Rußland, die auch den Bauern ein Widerstreben gegen das neue Regime einimpfte. Wie schon früher so oft, suchten die Polen auch diesmal den Retter im Ausland, und er schien zu kommen, als Napoleon 1806 gegen Preußen und Rußland Krieg führte. Von seinem Beginn an faßte er dabei die Polen als Bundesgenossen ins Auge, deren Schicksal schon in den Revolutionskriegen an das Frankreichs geknüpft schien. Bereits vor der Schlacht bei Jena bildete er polnische Legionen, Ende November 1806 zogen seine Armeen unter dem Jubel der Bevölkerung in Warschau ein und verkündeten die Befreiung Polens.

Natürlich war ihm die Freiheit der Polen sehr gleichgültig, ihm handelte es sich um die 60 000 Mann, die er aus der polnischen Bevölkerung auszuheben gedachte. Ein Geschichtschreiber jener Zeit sagt darüber:

Um sie für seine Fahne gegen Preußen und Russen zu gewinnen, hielt er ihnen »Vaterland und Freiheit« als Köder hin und war doch fest entschlossen, ihnen mehr als Worte, anderes als Truggeschenke niemals zu gewähren. (Oncken, Das Zeitalter der Revolution usw., II, S. 277.)

Das ist zum großen Teil richtig, aber nicht buchstäblich zu nehmen. Nachdem Napoleon nicht nur die Preußen, sondern auch die Russen besiegt hatte, kam es zum Frieden von Tilsit. Dabei wurde wohl das historische Polen nicht hergestellt, aber das ganze Gebiet, das Preußen in der zweiten und dritten Teilung Polens gewonnen hatte, als Herzogtum Warschau zu einem selbständigen Staat erhoben. Nach dem Kriege gegen Österreich 1809 wurde er noch durch das diesem abgenommene Neugalizien vergrößert. Er umfaßte nun ungefähr das Gebiet des heutigen Generalgouvernements Warschau zusammen mit dem des heutigen Posen. Als Herzog der neuen Monarchie wurde der König von Sachsen bestellt. (Vergl. darüber Handelsmann, Napoléon et la Pologne, Paris 1909.)

Die Polen jubelten, und doch war das neue Gebilde eine Halbheit, ein Provisorium, das über sich selbst hinausdrängte. Das Herzogtum Warschau litt vor allem daran, daß ihm der Zugang zum Meere versagt war. Westpreußen blieb preußisch. Und Galizien blieb österreichisch, die ganzen bisherigen Herrschaftsgebiete des polnischen Adels russisch. Das neue Polen, in dem noch immer der Adel herrschte, trug so von seinem Beginn an den Drang nach steter Ausdehnung in sich. Gerade dadurch wurde es zu einem Moment, das Rußland wie Österreich in stetem Mißtrauen gegenüber Napoleon erhielt, indes dieser gleichzeitig die Polen enttäuschen mußte, wenn er ihren Drang nicht befriedigte. Er mußte entweder das alte Polen vollständig wiederherstellen, es dadurch dauernd an sich fesseln, oder er hätte besser getan, die polnische Sache gar nicht erst in Angriff zu nehmen.

Die Polen begannen ihm bald unbequem zu werden. Im Frühjahr des Jahres 1812, ehe er nach Moskau zog, sprach er einmal zum Grafen Narbonne von den Schwierigkeiten, die ihm die Polen machten, deren wachsender revolutionärer Geist ihn mit Sorge erfüllte. Er meinte unter anderem:

Wenn ein halbrepublikanisches Polen heute wieder erstände, so wäre das eine viel größere Verlegenheit, als wenn es ohne Unterbrechung weiterbestanden hätte. Unter der alten Form konnte es ohne zu großen Schaden sein kümmerliches Dasein weiterfristen. Heute müßte man die Häuser der Nachbarn in Brand stecken, um ihm die seinigen zu sichern. Nur durch eine teuflische Propaganda könnte es Kraft gewinnen. Das habe ich wohl überlegt; ich will in Polen ein Lager, kein Forum.... Nein, ich will Polen nur als disziplinierte Macht, um Material für ein Schlachtfeld zu gewinnen. Darin liegt die ganze Frage. Die Aufgabe geht dahin, die nationale Fiber der Polen anzuschlagen, ohne die liberale zu wecken, und zu dem Zweck rasch hindurchzuschreiten, die ganze Männermasse mit sich fortzureißen und nach dem Norden zu schleudern.

Das war für Napoleon die polnische Frage. Sie sollte ihm nicht mehr lange Schwierigkeiten bereiten. Sein Rückzug von Moskau machte dem Herzogtum Warschau ein Ende. (Schluß folgt.)

Die „Emser Depesche" von 1914, fabriziert von französischen Sozialdemokraten.

Von Ernst Heilmann.

(Schluß.)

2. Die russische Teilmobilmachung.

Die Entscheidung für den Weltkrieg fiel im russischen Kriegsrat am Sonnabend, den 25. Juli. Schon damals, also noch vor der österreichischen Kriegserklärung an Serbien, selbst noch vor dem Ablauf des österreichischen Ultimatums an Serbien, dessen Frist sich bekanntlich bis zum 25. Juli nachmittags 6 Uhr erstreckte, wurde im Kronrat die Mobilmachung der vier russischen Armeebezirke von Kiew, Odessa, Moskau und Kasan beschlossen. Wann diese Teilmobilmachung veröffentlicht worden ist, steht nicht ganz genau fest. Aber bereits am 26. Juli konnte der deutsche Militärattaché in Petersburg berichten, daß diese Mobilmachung im Gange sei. Am 30. Juli telegraphierte Zar Nikolaus auf Vorhalt des Kaisers wegen dieser Teilmobilmachung, es handle sich lediglich um die Ausführung der militärischen Maßnahmen, die bereits vor fünf Tagen beschlossen worden seien.

Als Antwort auf diese russische Teilmobilmachung erwartete man dort und in Frankreich die österreichisch-ungarische Gesamtmobilmachung und die Mobilmachung in Deutschland und richtete sich darauf ein. In »La République Française« vom 31. Juli steht das naive Bekenntnis: »**Seit dem 25. Juli regiert in Frankreich die Rue de Grenelle.**« Und im Zusammenhang damit wird versichert, diese glücklicherweise eingetretene Änderung, der Übergang der wirklichen Staatsgewalt von der bürgerlichen Regierung auf die Rue de Grenelle, den Generalstab, habe dazu geführt, daß alles, was an Kriegsvorbereitungen bis dahin unterlassen gewesen wäre, inzwischen nachgeholt worden sei.

Daß in dem gleichen Augenblick, in den Tagen vom 25. bis 27. Juli, die englische Flotte mobil gemacht worden ist, hat der damalige Marineminister Churchill wiederholt im Unterhaus wie in seinen Artikeln im »Sunday Pictorial« mitgeteilt und sich daraus ein besonderes Verdienst gemacht. Wie sehr dieser Umstand dazu beigetragen hat, Rußlands Kriegsentschluß unabwendbar zu machen, zeige folgendes Telegramm des »Temps« aus der Nummer vom 31. Juli:

„Le fait que la flotte anglaise a quitté Portland a causé une vive impression. Cette nouvelle, jointe aux assurances, données par le Japon, a certainement confirmé la Russie dans la résolution de montrer de la fermeté."

(»Die Tatsache, daß die englische Flotte Portland verlassen hat, hat großen Eindruck gemacht. Diese Nachricht zusammen mit den Zusicherungen, die Japan gegeben hat, hat Rußland gewiß in seinem Entschluß bestärkt, Festigkeit zu zeigen.«)

Die »Humanité« vom 29. Juli konnte folgendes melden: Indessen berichtet der Petersburger Korrespondent der »Times«, daß der Zar am Ende des Ministerrats vom Sonnabend gesagt hat: »Wir haben diesen Zustand siebeneinhalb Jahre ertragen, nun ist es genug!«

„Et le tsar, ajoute le correspondant, a autorisé une mobilisation partielle, limitée aux 14 corps d'armée, situés sur la frontière autrichienne. — En même temps on donne à l'entrendre à l'Allemagne que la mobilisation allemande serait suivie immédiatement de la mobilisation du reste de l'armée russe."

(»Und der Zar, setzt der Korrespondent hinzu, hat zu einer Teilmobilmachung ermächtigt, die sich auf die 14 Armeekorps an der österreichischen Grenze beschränkt. Zugleich gibt man Deutschland zu verstehen, daß die deutsche Mobilmachung unmittelbar die Mobilmachung des Restes der russischen Armee zur Folge haben würde.«)

Diese deutsche Mobilmachung wurde in den Ententestaaten erwartet, sobald in Deutschland die russische Mobilmachung von etwa 700 000 Mann bekannt würde. Das war über allen Zweifel hinaus am 29. Juli der Fall. An diesem Tage telegraphierte der Kaiser an den Zaren, daß militärische Maßnahmen Rußlands, welche Österreich-Ungarn als Drohung auffassen könnte, das Unglück Europas beschleunigen würden. Gestützt auf dieses durchaus versöhnliche und keineswegs drohende Kaisertelegramm suchte Rußland seine Verbündeten dazu hinzureißen, daß sie ihre bis dahin getroffenen militärischen Vorbereitungsmaßregeln sofort vervollständigten und die Gesamtmobilmachung öffentlich proklamierten. Das wäre dann natürlich sofort der Weltkrieg gewesen.

Die Kenntnis dieses Versuches der gewaltsamen sofortigen Herbeiführung des Krieges verdanken wir Jaurès. Der sozialistische Abgeordnete Pressemane hat am 2. August 1914 im »Populaire du Centre« einen Aufsatz darüber veröffentlicht, den er Ende Juli noch bei Lebzeiten von Jaurès in Paris niedergeschrieben hatte. Dort steht nach einem Hinweis auf die Fortdauer der Verhandlungen zwischen Österreich-Ungarn und Rußland:

Die Lage ist ernst. Jaurès, der immer kaltblütig und klarblickend ist, war bisher ganz optimistisch, aber jetzt macht er aus seiner Besorgnis kein Hehl. Mit dem »Figaro« in der Hand erklärte er uns:

»Frankreich ist das Spielzeug Rußlands. In der Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag[3] wäre unsere Regierung beinahe von Rußland hinters Licht geführt worden. Die Vorstellung Deutschlands bei Rußland wegen der Mobilmachung des letzteren hatte soeben stattgefunden. Unsere Regierung war hierüber nicht unterrichtet. Die russische Botschaft in Paris hatte jedoch Nachrichten, die andeuteten, daß die deutsche Vorstellung in Petersburg einen drohenden Charakter trüge. Sofort teilte sie dies unserem Ministerium des Auswärtigen mit. Es folgte hieraus, daß unsere Minister, die um 3 Uhr morgens zusammenberufen wurden, die ersten Maßregeln in Hinsicht auf die Mobilmachung ergriffen. Das war nicht wieder gutzumachen. Die Mobilmachungsbefehle hätten nunmehr ausgeführt werden müssen, und Deutschland, sich auf unsere Mobilmachung berufend, hätte ebenfalls mobil gemacht. Das hätte den Krieg bedeutet, hätte eine schreckliche Sache bedeutet... und Rußland wäre zufrieden gewesen. Glücklicherweise trafen genauere Nachrichten ein, die die Lage auf ihr richtiges Maß zurückführten. Man konnte noch beizeiten innehalten. Es war nur ein falsches Manöver — es war die Emser Depesche im entgegengesetzten Sinne.«

So sprach Jaurès und ging von einer Gruppe zur anderen, wiederholte seine Besorgnisse und bat die Berater der Regierung, darauf zu sehen, daß diese weder der allgemeinen Kopflosigkeit noch der Hinterlist der russischen Diplomatie zum Opfer falle.

In der Nacht vom 29. zum 30. Juli hatte Rußland also versucht, unter Berufung auf erwartete, aber nicht eingetretene Gegenmaßregeln Deutschlands gegen die russische Teilmobilmachung Frankreich zu entscheidenden

[3] Nacht vom 29. zum 30. Juli.

Schritten hinzureißen. Die Absicht war mißglückt. Auch weiterhin ließ sich Deutschland nicht provozieren, sondern nahm die russische Teilmobilmachung ruhig hin, ohne selbst entsprechend zu rüsten. Welches Opfer damit Deutschland im Interesse des Friedens gebracht hat, hat niemand schärfer erkannt als wiederum Jaurès. In seinem letzten Leitartikel in der »Humanité« am 31. Juli gab er folgenden Überblick über die Lage:

Que l'on mette, si l'ont veut, les choses au pire, qu'on prenne en vue des plus formidables hypothèses les précautions necessaires, mais de grâce qu'on garde partout la lucidité de l'esprit et la fermeté de la raison. A en juger par tous les éléments connus il ne semble pas que la situation internationale soit désespérée. Elle est grave à coup sûr, mais toute chance d'arrangement pacifique n'est pas disparue. D'une part il est évident que si l'Allemagne avait eu le désir de nous attaquer elle serait procédée selon la fameuse attaque brusquée. Elle a au contraire laissé passer les jours et la France comme la Russie on pu mettre à profit ce délai, l'une, la Russie, pour procéder à une mobilisation partielle, l'autre, la France, pour prendre toutes les précautions compatibles avec le maintien de la paix.

D'autre part, l'Autriche et la Russie sont entrées en négociations directes. La Russie demande à l'Autriche quel traitement elle réserve a la Serbie. L'Autriche a répondu qu'elle respecterait son intégrité territoriale. La Russie estime que cela n'est pas assez, qu'il faut en outre que „les droits de souveraineté de la Serbie soient garantis".

(Mag man, wenn man will, die Lage so ungünstig wie möglich beurteilen, mag man angesichts der furchtbarsten Vermutungen die notwendigen Vorsichtsmaßregeln ergreifen, aber man soll gefälligst überall die Klarheit des Geistes und die Festigkeit der Vernunft bewahren. Soweit man darüber nach allen bekannten Einzeltatsachen urteilen kann, scheint es nicht, daß die internationale Lage verzweifelt ist. Sie ist gewiß ernst, aber es ist nicht jede Möglichkeit friedlicher Lösung verschwunden. Einerseits ist es offenbar, daß, wenn Deutschland den Wunsch gehabt hätte, uns anzugreifen, es gemäß dem berühmten plötzlichen Angriff vorgegangen wäre. Es hat im Gegenteil die Tage verstreichen lassen, und Frankreich wie Rußland haben diesen Aufschub sich zunutze machen können, das eine, Rußland, um zu einer Teilmobilisation zu schreiten, das andere, Frankreich, um alle Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, die mit der Aufrechterhaltung des Friedens zu vereinbaren sind.

Andererseits sind Österreich und Rußland in unmittelbare Verhandlungen eingetreten. Rußland stellt an Österreich die Frage, welche Behandlung es Serbien zugedacht hat. Österreich hat geantwortet, daß es seine territoriale Unversehrtheit respektieren würde. Rußland schätzt das nicht für ausreichend, es verlangt außerdem, daß »die Rechte der serbischen Souveränität garantiert würden«.)

Diese Unterhaltung sei im Gange, fährt Jaurès fort, und selbst wenn ein Zwiespalt bliebe, könnte ihn die englische Vermittlung leicht überwinden, da sie bei diesem gegebenen und begrenzten Thema fruchtbar werden müßte. Und Jaurès schließt mit einer packenden Schilderung der Furchtbarkeit des Krieges und einem Aufruf an die Sozialisten zu Klarheit und Tatkraft. Er warnt insbesondere vor Nervosität: es könnte noch wochenlang so hin und her gehen.

So schrieb Jaurès fast vierundzwanzig Stunden, nachdem die russische Gesamtmobilmachung verkündet worden war. Die Erklärung dafür liegt auf der Hand: er wußte noch nichts davon. Warum, werden wir später sehen. Jedenfalls zeigt die letzte Veröffentlichung aus seiner Feder, daß er

an die Erzählungen vom fest beschlossenen deutschen Überfall nicht mehr glaubte. Auch hatte der Zwischenfall in der Nacht vom 29. zum 30. Juli bei ihm das stärkste Mißtrauen gegen Rußland geweckt, und seitdem drang er ungestüm in die französische Regierung, um jeden Preis eine weitere Provokation durch Rußland zu verhüten, die offenbar das Ende aller Friedensmöglichkeiten bedeutete.

Wie friedlich die Stimmung in Deutschland sei, bezeugte ihm noch damals kein anderer als der bekannte Grumbach, der am 30. Juli der »Humanité« aus Essen eine Schilderung drahtete, wie Rheinland und Westfalen in den letzten zehn Jahren aufgeblüht seien, wie die Städte sich verschönt und die Reichtümer sich angehäuft hätten; bei solcher wirtschaftlichen Entwicklung sei ein tiefer Haß gegen den Krieg im ganzen deutschen Volke nicht mehr als selbstverständlich.[4] Später hat bekanntlich gerade dieser Homo-Grumbach alle Schande des Friedensbrechers auf Deutschland gehäuft, um seinem Fernbleiben von Deutschland das moralische Mäntelchen des Kämpfers fürs Recht umzuhängen.

Aber zugleich wurde die französische Sozialdemokratie auch von Berlin aus nachdrücklich auf das hingewiesen, worauf es in dieser entscheidenden Stunde allein ankam. Die »Humanité« erhielt von ihrem Berliner Vertreter — es war in jenen Tagen nicht Georges Weill, der in Paris war, sondern ein ehrlicher Deutscher und kluger Kopf — ein Telegramm unter der Überschrift: »Die deutsche Regierung will den Frieden.« Deutschland wolle Österreich nicht im Stiche lassen, wurde darin ebenso zutreffend wie klar auseinandergesetzt, sei aber jeder Vermittlung geneigt und keineswegs gewillt, mit Österreich bis ans Ende zu gehen. Das Telegramm schloß:

Toute l'attention se porte, en realité, sur un seul problème: les négociations ne trouveront-elles pas toutes une fin rapide par une intervention brusque de la Russie?

(Alle Aufmerksamkeit richtet sich in Wirklichkeit jetzt auf ein einziges Problem: Werden nicht alle Verhandlungen ein plötzliches Ende durch ein brüskes Eingreifen Rußlands finden?)

Jaurès begriff, worauf es ankam, und handelte danach. Marcel Cachin, der uns wohlbekannte Pariser sozialistische Deputierte, hat in der schwarzumränderten historischen Nummer der »Humanité« vom 1. August 1914 die urkundlichen Beweise für die Befürchtung von Jaurès erbracht und für die Schritte, die er zur Abwendung der Gefahr in letzter Stunde unternahm. Cachin berichtet dort, mit welchem Nachdruck Jaurès zuerst den Minister Malvy auf die zwingende Notwendigkeit hinwies, auf Rußland einen entscheidenden Druck auszuüben, der allein den Frieden retten könne. Es sei nötig, eine feste, entschlossene Sprache zu führen. »Wenn dieser Druck nicht

[4] Die deutsche Friedensliebe bekundeten bis zum Tage der Kriegserklärung zahllose französische Blätter, auch bürgerliche. So steht in der »République Française« noch am 31. Juli ein Leitartikel, der ausführt, der Weltfriede werde wohl in letzter Stunde gerettet werden. Denn an der Spitze des Deutschen Reiches stünde ein Mann, den die oberste Gewalt gereift habe und der sich seiner Verantwortlichkeit gegenüber der Menschheit wie seinem eigenen Volke bewußt sei. Wilhelm II. sei wissensreich, Realpolitiker unter dem bloßen Scheine des Mystikers und übersehe deshalb die ganze Gefahr des Abenteuers. Zudem sei Frankreichs Lage diplomatisch und militärisch nie günstiger gewesen als in diesem Augenblick! — Das ist richtig, und gerade deswegen brach der Krieg aus.

entschlossen und mit aller Kraft geführt wird, dann ist das, was eintritt, nicht mehr gutzumachen, und die Verantwortung, die unsere Regierung trifft, wird entsetzlich sein. Es wird sich klar zeigen, daß unser Land, statt energisch für seine eigenen Interessen zu wirken, der Vasall Rußlands ist, das aus selbstsüchtigen Gründen es von seiner Bahn abdrängt.« Der Minister versicherte Jaurès seines guten Willens, aber dieser begnügte sich nicht damit, sondern ging zum Ministerpräsidenten Viviani. Dieser empfing ihn nicht, er hätte ihm ja doch nicht sagen können, daß die russische Gesamtmobilmachung bereits angeordnet und damit jede weitere Bemühung um den Frieden inhaltlos geworden sei, sondern ließ ihn durch den Unterstaatssekretär Abel Ferry abfertigen, der gewiß ebenso unwissend und unschuldig bei der schon gefallenen Entscheidung war wie Jaurès selbst. Begeistert von des großen Sozialisten Beredsamkeit und Begeisterung für den Weltfrieden, bedauerte Ferry, Jaurès nicht inmitten des Ministeriums zu haben, damit er es mit seinen Ratschlägen unterstütze. Aber nicht Höflichkeitsfloskeln waren es, die Jaurès brauchte. Noch immer in Unkenntnis der russischen Gesamtmobilmachung, aber klar sehend, daß irgend etwas Derartiges drohe und den Weltfrieden mit einem Schlage zertrümmern könne, schied er unbefriedigt aus dem Ministerium. Über seine letzten Stunden schreibt Cachin — übrigens ein Mann der französischen Mehrheit: »Unser armer Freund wollte nun selbst für die Leser der heutigen Nummer der ‚Humanité' den Standpunkt darlegen, den er vor den ohnmächtigen oder verblendeten Ministern (‚devant les ministres impuissants ou aveugles') vertreten hatte.« Aber inzwischen raffte ihn die Kugel eines angeblich Irrsinnigen hinweg. Sie tötete den Geist, der sofort durchschaut hätte, was die russische Gesamtmobilmachung bedeutete; sie schloß den Prophetenmund, der dieses ungeheuerliche Verbrechen an der Menschheit mit gigantischen Worten von unwiderstehlicher Gewalt gegeißelt hätte, sie vernichtete Verstand und Gewissen der französischen Sozialdemokratie.

3. Die russische Gesamtmobilmachung.

Aber wie kam es, daß Jaurès am Abend des 31. Juli noch nicht wußte, daß am 30. Juli früh 6 Uhr die russische Gesamtmobilmachung angeordnet worden war? Wie kam es, daß, als Hermann Müller vom deutschen Parteivorstand am 1. August in Paris eintraf, die Führer der französischen Sozialdemokratie noch immer nichts von der russischen Gesamtmobilmachung wußten und deshalb der Mission Müllers nur ein sehr mangelhaftes Verständnis entgegenbrachten? Um das zu begreifen, muß man zunächst die Form betrachten, in der die russische Gesamtmobilmachung verkündet worden ist. Nicht einfach und offen als Gesamtmobilmachung, sondern so: »Der Ukas des Kaisers ruft unter die Waffen: 1. die Reservisten von 23 ganzen Gouvernements und von 71 Bezirken von 14 anderen Gouvernements. 2. Einen anderen Teil der Reservisten von 9 Bezirken von vier Gouvernements usw.« Das bedeutete die Mobilmachung aller russischen Streitkräfte, welche für die Kriegseröffnung überhaupt in Frage kamen; umfaßt die Mobilmachung doch von den 50 Gouvernements des Europäischen Rußland nicht weniger als 41, ließ nur die allerentferntesten am Ural unberührt, deren Reservisten doch erst allmählich zum Kriegsschauplatz herangeschafft werden konnten. Aber wer nicht nachschlug, wieviel Gouvernements Rußland überhaupt hat, wer

nicht von vornherein dieser Meldung eine besondere Bedeutung und Tragweite beilegte und sie sorgfältig prüfte, der konnte allerdings leicht über sie hinwegsehen, ohne zu ahnen, welch entsetzliches Buch der Menschheitsgeschichte mit diesen Worten eröffnet war.

War ein solches Übersehen schon an und für sich leicht möglich, so half nun die Fälschung nach, die Erkenntnis der Wahrheit nahezu völlig unmöglich zu machen. Wir setzen hier nebeneinander, wie diese Meldung von der russischen Gesamtmobilmachung in den französischen Blättern wiedergegeben worden ist.

Aus der „République Française".

En Russie.

L'oukase du tsar ordonnant la mobilisation partielle. — La résolution de la Russie. Toujours des manifestations patriotiques.

St-Petersbourg, 30. Juillet.

L'oukase de l'empereur appelle sous les drapeaux:

1. Les réservistes de 23 gouvernements en entier et de 71 districts de 14 autres gouvernements.

2. Une autre partie des réservistes de 9 districts de 4 gouvernements.

3. Les réservistes de la flotte de 64 districts de 12 gouvernements russes et d'un gouvernement finlandais.

4. Les cosaques congédiés des territoires du Don, de Kouban, de Terek, d'Astrakan, d'Orenbourg et de l'Oural.

5. Un nombre correspondant d'officiers de réserve, de médecins, de vétérinaires, etc.

Sont en outre réquisitionnés un nombre correspondant de chevaux, de voitures, d'attelages des gouvernements et districts mobilisés.

Aus der „Humanité".

La mobilisation partielle de La Russie.

St-Petersbourg, 30. Juillet.

L'oukase de mobilisation partielle* appelle sous les drapeaux:

1. Les réservistes de 23 gouvernements en entier et de 71 districts de 14 autres gouvernements.

2. Une autre partie des réservistes de 9 districts de 4 gouvernements.

3. Les réservistes de la flotte de 64 districts de 12 gouvernements russes et d'un gouvernement finlandais.

4. Les cosaques congédiés des territoires du Don, de Kouban, de Terek, d'Astrakan, d'Orenbourg et de l'Oural.

5. Un nombre correspondant d'officiers de réserve, de médecins, de vétérinaires, etc. etc.

Sont en outre réquisitionnés un nombre correspondant de chevaux, de voitures, d'attelages des gouvernements et districts mobilisés.

* Auszeichnung im Druck rührt von uns her.

Aus dem „Temps".

En Russie.

L'oukase de l'empereur appelle sous les drapeaux:

1. Les réservistes de 23 gouvernements en entier et de 71 districts de 14 autres gouvernements.

2. Une autre partie des réservistes de 9 districts de 4 gouvernements.

3. Les réservistes de la flotte de 64 districts de 12 gouvernements russes et d'un gouvernement finlandais.

4. Les cosaques congédiés des territoires du Don, de Kouban, de Terek, d'Astrakan, d'Orenbourg et de l'Oural.

5. Un nombre correspondant d'officiers de réserve, de médecins, de vétérinaires, etc.

Sont en outre requisitionnés un nombre correspondant de chevaux, de voitures, d'attelages des gouvernements et districts mobilisés.

Les circulaires du service hydrographique annoncent que les bateaux-feux de Libau, Lysert-Ort et Swalfer-Ort sont retirés. Le phare de Renschau et les feux de Rosengrund sont éteints. Près de Sebastopol, tous les feux sauf celui de Khersonnèse sont éteints, L'entrée de Sebastopol est interdite pendant la nuit.

Der Text im »Temps« ist authentisch, er entspricht der amtlichen Meldung der Petersburger Telegraphenagentur. Die Fälschung der »Humanité« ist doppelter Art. Die Überschrift „Mobilisation partielle" mag hingehen; sie ist ein Zusatz der Redaktion und könnte aus einer irrtümlichen Auffassung der Tragweite des kaiserlich russischen Befehls entspringen. Die gleiche Überschrift hat die »République Française« gewählt. Eine direkte Fälschung ist hingegen in der »Humanité« die Abänderung der Eingangsworte der Meldung, die im richtigen Texte lautet: „L'oukase de l'empereur", in: „L'oukase de mobilisation partielle". Sodann ist zum Schlusse unter Ziffer 5 der Hinweis auf die Löschung der Leuchtfeuer und Feuerschiffe von Libau, Lyserort, Swalserort, Renschau und Rosengrund gestrichen. Der Zweck dieser zweiten Fälschung ist offenbar derselbe wie der der ersten: selbst der geographieschwache Franzose könnte bei der Nennung von Libau und den anderen deutschen Orten der russischen Ostseeküste merken, daß es sich jetzt nicht mehr um die Mobilmachung gegen Österreich handeln kann, sondern nunmehr augenscheinlich die Mobilmachung auch gegen Deutschland vorgenommen ist. An sich könnte man auch diese Weglassung einfach aus der Absicht erklären, Raum zu sparen, aber der vollständige Beweis dafür, daß hier eine bewußte planmäßige Fälschung vorliegt, ist eben in der doppelten Änderung am Eingang und Schluß der Meldung gegeben und sodann vor allen Dingen darin, daß die »République Française« auch diese zweite Fälschung der Petersburger Meldung in genau derselben Weise vorgenommen hat. Daß zwei Redakteure gänzlich unabhängig voneinander aus reinem Zufall denselben Absatz einer Meldung streichen und dasselbe Wort „Mobilisation partielle" hineinschreiben, ist natürlich völlig unmöglich; sie haben nach einer gemeinsamen Anweisung gehandelt, die vom »Quai d'Orsay«, dem Auswärtigen Amt in Paris, ausgegangen ist. Der hochoffiziöse »Temps« hat vorsichtshalber am Wortlaut der amtlichen russischen Meldung nichts geändert, sondern den Betrug der Leser auf andere Weise ins Werk gesetzt. An der Spitze derselben Nummer vom 30. Juli, in der die russische Gesamtmobilmachung gemeldet wird — der »Temps« ist Abendblatt —, steht ein Leitartikel, in dem es heißt:

La Russie, en dépit de la solidarité manifestée entre Vienne et Berlin, a limité au minimum les mesures de précaution que la situation l'oblige à prendre. Elle a mobilisé exclusivement le 4 circonscriptions militaires qui entreraient en jeu dans le cas de guerre avec l'Autriche. Elle n'a rien mobilisé sur la frontière allemande perdant ainsi, dans le cas où le conflit se généraliserait, un avantage militariste evident, mais le sacrifiant à sa volonté réfléchie de tout faire pour maintenir la paix.

A cette modération, l'Allemagne répond en annonçant des mesures militaires. Ces mesures se substitueraient aux efforts de conciliation que quatre jours durant, on avait espérés du gouvernement impérial.

(Rußland hat trotz der zwischen Wien und Berlin an den Tag gelegten Solidarität die Vorsichtsmaßregeln, zu welchen es die Lage zwingt, auf das geringste Maß beschränkt. Es hat ausschließlich die vier Armeebezirke mobilisiert, die im Falle eines Krieges mit Österreich in Betracht kämen. Es hat nicht die geringste Mobilmachung an der deutschen Grenze vorgenommen, obwohl es so für den Fall, daß der Konflikt sich verallgemeinerte, einen augenscheinlichen militärischen Vorteil verlöre, den es indessen seinem wohlüberlegten Willen geopfert hat, alles zu tun, um den Frieden aufrechtzuerhalten.

Auf diese Mäßigung antwortet Deutschland, indem es militärische Maßnahmen ankündigt. Diese Maßnahmen würden an die Stelle der Vermittlungsbemühungen treten, die man vier Tage lang von der deutschen Regierung erhofft hatte.)

Hier sind die Dinge also vollständig auf den Kopf gestellt. Im Gegensatz zu der unauffällig auf der zweiten Seite des Blattes gegebenen Meldung von der russischen Gesamtmobilmachung versichert der Leitartikel, daß Rußland nur an der österreichischen Grenze rüste, daß aber trotzdem Deutschland zu drohenden Maßnahmen an der russischen Grenze schritte. Auch hier wäre wieder die harmlose Deutung möglich, daß die Meldung von der russischen Gesamtmobilmachung erst nach Abfassung des Leitartikels eingetroffen sein könnte. Sie ist zwar in Petersburg früh 6 Uhr ausgegeben worden, aber in Berlin erst am Spätnachmittag eingetroffen; daß sie in Paris bereits in den frühesten Vormittagsstunden vorlag, haben wir durch Nachfrage bei einem Kollegen, der dies zufällig genau ermitteln konnte, festgestellt. Aber viel zwingender wird die Absichtlichkeit der falschen Sachdarstellung durch die Übereinstimmung ihrer Tendenz mit der Fälschung in »Humanité« und »République Française« bewiesen. Auch der Leitartikel des »Temps« hatte und erfüllte den Zweck, dem Leser die Erkenntnis der Bedeutung des russischen Schrittes unmöglich zu machen. Auch hier wird offenbar, daß die französischen Zeitungen nach dem vom Ministerium des Auswärtigen ausgegebenen Stichwort planmäßig fälschten.

Diese Irreführung der öffentlichen Meinung durch Fälschung ist die französische Emser Depesche von 1914: aus der Fanfare der russischen Gesamtmobilmachung ist die Schamade gewissenhaftester russischer Zurückhaltung und Beschränkung auf Vorsichtsmaßregeln gegen Österreich-Ungarn geworden.

Die Umstände haben die Durchführung des Schwindels sehr erleichtert. Wie der Beginn der großen Weltkrise bei den Franzosen fast unbemerkt blieb, weil der Prozeß gegen Frau Caillaux wegen Ermordung des »Figaro«-Redakteurs Calmette sie vollständig gefangen nahm, so unterbrach der Mord an Jaurès für sie den weiteren Verfolg der Ereignisse, die zum Kriege führten. Unter dem Eindruck dieser furchtbaren Katastrophe konnte namentlich den sozialdemokratischen Arbeitern Frankreichs **die Mitteilung vollkommen unterschlagen werden, daß Deutschland bei Frankreich anfragte, ob es zur Neutralität bereit sei,** nachdem Rußland durch die Gesamtmobilmachung den Krieg provoziert hätte. Von der schroffen französischen Abweisung des Ersuchens um Neutralität erfuhren die französischen Proletarier keine Silbe. So traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Arbeiter jenseits der Vogesen die Meldung vom deutschen Einmarsch nach Belgien und der deutschen Kriegserklärung an Frankreich. Nach ihrem Wissen standen sie wirklich vor einem ganz unerklärlichen und unbegründeten brutalen Überfall. In diesem Glauben griffen sie zu den Waffen und führen sie noch heute, soweit ihr Verstand Herr über den Willen ist, mit vollkommen fester Entschlossenheit und gutem Gewissen. Die Fälschung war großartig geglückt; sie hat einen beispiellosen geschichtlichen Triumph erzielt und die Lüge als stärkste internationale Macht erwiesen.

Ein Mann hätte sie durchschaut: Jaurès. Sein waches Mißtrauen wäre zur Klarheit geworden, sobald er aus der ersten deutschen oder neu-

tralen Zeitung auf die erfolgte russische Gesamtmobilmachung aufmerksam geworden wäre. Deshalb mußte er sterben. Wie weit die Fälscher im französischen Ministerium des Auswärtigen und ihr dienender Helfershelfer in der Redaktion der »Humanité« die Mordwaffe gegen ihn gelenkt haben, wird vielleicht einst noch die Zukunft enthüllen. Aber ganz gewiß starb dieser Mortimer den Fälschern sehr gelegen. Verbürgt ist, daß Jaurès, als er zum letztenmal im Ministerium auf den Empfang durch Viviani (vergeblich) wartete, beim Anblick des russischen Botschafters gesagt hat: »Da geht der Schurke Iswolsky; er hat den Krieg gewollt, und er wird ihn jetzt haben.« Von mehreren Ohrenzeugen ist bestätigt worden, daß Jaurès in den letzten Stunden vor seinem Tode mehrfach die Wendung gebraucht hat: „Nous sommes roulés!" — »Wir sind betrogen!« Dem Manne, der dies wußte, brauchten nur am 31. Juli nachts die Berliner Telegramme zu Gesicht zu kommen, welche die ungeheure Aufregung in Deutschland wegen der russischen Gesamtmobilmachung meldeten, dann wäre ihm mit einem Schlage das ganze verhängnisvolle Spiel offenbar geworden, und er hätte mit seinem Scharfsinn die Wege des Betrugs und vielleicht selbst die Fälschungen in der »Humanité«, in seinem eigenen Bereich, entdeckt. So aber tat die »Humanité« diese Berliner Drahtberichte mit der Überschrift ab: „Nervosité à Berlin." Monatelang war niemand da, der in Frankreich die Wahrheit erkannt und verkündet hätte. Die Überfallslüge setzte sich als grausiger geschichtlicher Irrtum in den Köpfen der französischen Arbeiter fest. Erst die Veröffentlichung der belgischen Gesandtschaftsberichte aus den Brüsseler Archiven warf den ersten Lichtschimmer der Wahrheit in das arme betrogene Land; sie sind heute noch die Hauptstütze der Opposition in der französischen Partei, und wenn einer der Zimmerwalder in der Kammer an sie erinnert, wird er sofort heruntergebrüllt.

Schwerste Mißgriffe von deutscher Seite haben freilich den französischen Schuldigen am Krieg die Durchführung ihres völkermordenden Betrugs ungeheuer erleichtert. Wir meinen damit nicht das vielbesprochene Extrablatt des »Berliner Lokalanzeigers«, welches vorzeitig die Mobilisation ankündigte. Das Extrablatt wurde am 30. Juli gegen Mittag ausgegeben, während der russische Gesamtmobilmachungsbefehl in den ersten Morgenstunden des 30. Juli amtlich bekanntgegeben worden war. Es kann also auf ihn unmöglich Einfluß gehabt haben.

Wie »La République Française« am 30. Juli mitteilt, hat eine Pariser Zeitung ein ebensolches Alarmextrablatt mit der Meldung von der Mobilmachung bereits eine Stunde vor dem gleichen Ausbruch der Sensationslust und Vorkriegserregung in Berlin herausgebracht. Wir zielen auch nicht auf die Behauptung, über deren Richtigkeit wir nichts aussagen können, daß die Ausgabe der Darlehenskassenscheine schon vorbereitet gewesen wäre; denn in Paris ist Kriegsgeld, Papiernoten über einen und zwei Franken, nach der Mitteilung der Pariser Blätter bereits am 30. Juli amtlich ausgegeben worden, um der Versteifung des Geldmarktes entgegenzuwirken. Wir machen endlich Deutschland auch keinen Vorwurf aus der bei Junius Alter und anderwärts mitgeteilten Tatsache, daß schon am 30. Juli hohe deutsche Militärs zur Kriegserklärung gedrängt haben. Wir wissen aus dem letzten Artikel von Jaurès, wie sehr sie rein militärisch damit im Rechte waren und wie schweren Schaden Deutschland dadurch litt, daß die Kriegs-

erklärung noch um zwei Tage hinausgezögert wurde. Wir sind gleichwohl dem Kaiser und Kanzler, welche die Schuld dafür auf sich genommen haben, von Herzen dankbar für ihren Friedensversuch bis zum äußersten; denn darin haben wir den festesten Beweis der deutschen Friedensliebe und die vollkommenste Rechtfertigung unseres Urteils und unserer Haltung. Dieser moralische Gewinn überwiegt bei weitem den materiellen Schaden, wenn auch die Militärs nur ihre Berufspflicht erfüllt haben, als sie diesen vorhersagten. Freilich meinen einige Leute, deren Herz nicht eben warm für ihr deutsches Vaterland schlägt, wir hätten noch nicht lange genug gewartet; die Russen seien mit ihren Kriegsvorbereitungen noch gar nicht fertig gewesen, als sie in Ostpreußen eingebrochen seien. Wenn wir allerdings darauf hätten warten sollen, hätten am Ende bei Tannenberg nicht 134 000 Deutsche 400 000 Russen geschlagen, wäre der Feldzug im Osten vielleicht verlaufen wie die Marneschlacht.

Die wirklichen deutschen Fehler sind vielmehr die folgenden:

1. Die Form der Kriegserklärung an Frankreich. Unsere Kriegserklärung an Frankreich beruft sich bekanntlich als Kriegsgrund auf die Bombenabwürfe von Fliegern bei Nürnberg und französische Grenzüberschreitungen, die militäramtlich gemeldet waren. Diese Mitteilungen entsprangen ganz oder größtenteils der allgemeinen Kriegspsychose, der furchtbaren Aufregung über den Ausbruch des Kampfes auf Tod und Leben, welche das ganze deutsche Volk ergriffen hatte. Aber die französische Regierung hatte leichtes Spiel, die Angaben als ganz unwahr zurückzuweisen und in der ganzen Welt den Eindruck zu erwecken, als habe Deutschland zum ersten besten Schwindel gegriffen, weil es einen wirklich plausiblen Kriegsgrund nicht hatte. In Wahrheit hatte die deutsche Regierung bereits am 31. Juli amtlich mitgeteilt, daß an die französische Regierung eine Anfrage über ihre Haltung in diesem deutsch-russischen Kriege gerichtet worden war, und es wäre geradezu trottelhaft gewesen, nicht zu wissen, daß die Ablehnung einer Neutralitätserklärung den Krieg bedeutete. In der Tat waren wir uns alle darüber klar. Am 6. August schrieb ich beispielsweise in der Chemnitzer »Volksstimme« in einer Besprechung des deutschen Weißbuches: »Zur gleichen Zeit lehnte Frankreich ab, seine Neutralität zu erklären, was die deutsche Kriegserklärung zur Folge hatte.« *Sachlich hat also der irrtümlich angenommene Bombenabwurf bei Nürnberg und die etwa fälschlich gemeldete Grenzüberschreitung absolut gar nichts bedeutet.* Aber sie gaben der französischen Schwindeldarstellung vom deutschen Überfall einen Anschein der Berechtigung, der fortgefallen wäre, wenn die Kriegserklärung an Frankreich einfach gelautet hätte: »Rußland hat uns durch Gesamtmobilmachung zum Kriege gezwungen, Frankreich hat unsere Anfrage über Bewahrung der Neutralität kurzerhand abgewiesen, wir sehen uns deshalb gezwungen, wie Rußland, so auch seinem Verbündeten Frankreich den Krieg zu erklären.« Die ungeschickte Formulierung unserer Kriegsansage an Frankreich hat in dieser Beziehung schwer geschadet.

2. Im ersten deutschen Weißbuch fehlt ein Telegramm des Zaren vom 29. Juli, in dem der Satz steht: »Es würde richtiger sein, das österreichisch-serbische Problem dem Haager Schiedsgericht zu übergeben.« Das ganze Telegramm wie dieser Satz sind gänzlich bedeutungslos. Die Tatsache, daß

England und Rußland für den österreichisch-serbischen Konflikt die Lösung durch internationale Konferenz oder Schiedsspruch angeboten hatten, war schon bei Kriegsausbruch in Deutschland allgemein bekannt. Das Zarentelegramm vom 29. Juli ist auch von unseren Feinden erst Monate nach Kriegsausbruch lediglich deshalb herausgestöbert worden, weil es eben im deutschen Weißbuch fehlte. Das Weißbuch hatte nie beansprucht, die Dokumente aus der Kriegsentstehungszeit vollzählig zu bieten. Aber trotzdem hätte man vorhersehen müssen, wie das Fehlen des Telegrammes von unseren Feinden ausgenutzt werden würde, um die deutsche Regierung einer Irreführung des deutschen Volkes zu beschuldigen, die tatsächlich in keiner Weise vorliegt. Es wäre deshalb Pflicht der Klugheit gewesen, es sofort mitzuveröffentlichen.

3. In seiner Bemühung, noch in letzter Stunde den Frieden zu retten, veröffentlichte der »Vorwärts« am 1. August einen Leitartikel: »Europas Schicksalsstunde«, in dem er ausführte:

Die russische Mobilisation erscheint uns als kein Grund, die ernstesten, geduldigsten Verhandlungen vom Standpunkt ehrlichster Friedenspolitik aus fortzusetzen. (Wahrscheinlich fehlt hier durch Druck- oder Schreibfehler ein »nicht«.) ... Noch ist Zeit vorhanden zu Verhandlungen.

Diese Sätze und der ganze genannte Artikel dienen den später erschienenen Schriften der französischen und belgischen Parteimehrheit, welche an der Tatsache der russischen Gesamtmobilmachung nicht mehr ganz vorüber können, wenngleich sie ihr eine möglichst untergeordnete und unauffällige Stellung zuweisen, als Beweis dafür, daß nicht die russische Gesamtmobilmachung, sondern der »raublustige deutsche Imperialismus« den Weltkrieg entfesselt hätte. Daß der »Vorwärts« am Tage zuvor zur russischen Gesamtmobilmachung geschrieben hatte, daß durch diesen Ukas des Russenzaren die Explosionsgefahr in der verbrecherischsten Weise erhöht würde, daß damit das Mobilisierungsfieber in Europa zu einer die Katastrophe herbeiführenden Höhe gesteigert sei, daß man angesichts des unerschöpflichen russischen Menschenmaterials willenloser Bauern auch auf die Langsamkeit der russischen Mobilmachung nicht länger vertrauen dürfe, das wird in den Schriften von Royer und P. G. La Chesnais unterdrückt, verschwiegen, weggelogen. Wir haben dem »Vorwärts« wegen seines Aufsatzes vom 1. August keinen Vorwurf zu machen; er hat eben ehrlich noch für den Frieden gekämpft, als bereits die letzte Friedenshoffnung verschwunden war. Wir freilich hatten in der Chemnitzer »Volksstimme« bereits am 31. Juli festgestellt, daß wenn der Befehl zur allgemeinen Mobilmachung in Rußland nicht sofort zurückgenommen würde, der Weltkrieg entfesselt sei. Wir hatten schon damals es als eine Großtat der deutschen Regierung bezeichnet, daß sie trotz dieser Gesamtmobilmachung aus Friedensliebe noch einmal einige Stunden für den Frieden gewonnen habe. Der Artikel des »Vorwärts« war gut gemeint, aber nach seiner Wirkung eine ebensolche Ungeschicklichkeit wie die Fehler der deutschen Diplomatie in der Kriegserklärung an Frankreich und beim Zusammenstellen des Weißbuches.

So ist es gekommen, daß die französische Sozialdemokratie das Opfer von Fälschungen wurde, die alle früheren Kriegsfälschungen weit hinter sich lassen und doppelt empörend sind, weil das Zentralorgan der französischen Partei, die »Humanité«, an ihnen mit-

gewirkt hat. Die raffinierte Geschicklichkeit der Fälschungsmethoden hat erreicht, daß noch heute die Masse der französischen Proletarier und zahllose Neutrale an die Mär vom deutschen Überfall fester als an das Evangelium glauben. Wir freilich folgern aus dieser geschickten Zurechtmachung der Dokumente für den Krieg und aus den deutschen Ungeschicklichkeiten genau das Gegenteil: bei uns war ein großes Stück Naivität, welche sich gegen den Gedanken des Weltkriegs mit aller Macht sträubte, drüben ein wohlüberlegtes, längst sorgfältig vorbereitetes Hinarbeiten auf eine möglichst günstige moralische Position bei dem gewollten Kriegsausbruch. Die Form, in der Rußland die Gesamtmobilmachung meldete,[5] die Lenkung der Presse durch das französische Ministerium des Auswärtigen und die Fälschungen der Zeitungen selbst sind neue feste Anhaltspunkte dafür, wer wirklich den Krieg gewollt und herbeigeführt hat.

Aber wir haben nun der deutschen Ungeschicklichkeiten als Unschuldsbeweise genug und übergenug. Im dritten Kriegsjahr ist es wirklich an der Zeit, klar zu sehen und taktisch vernünftig vorzugehen. Haben wir uns am 4. August 1914 düpieren lassen, ist Frankreich von uns überfallen worden, dann müssen wir auch den Mut haben, anzuerkennen, daß die französische Mehrheit folgerichtig handelt. Sie weist auf die Kriegserfahrung hin, die zeigt, daß diesem plumpen, frivolen Überfall Frankreich trotz der Hilfe von Rußland, England, Italien usw., trotz der Munitionslieferung durch die ganze Welt nur gerade noch mit knapper Not und Mühe widerstanden hat; die deutsche Sozialdemokratie habe in den entscheidenden Monaten zu Frankreichs Rettung keinen Finger gerührt, sondern im Gegenteil die Siege der deutschen Heere bejubelt. Bei Frankreichs schwachem Bevölkerungswachstum müßte eine Wiederholung dieses deutschen Überfalls, vielleicht unter besseren politischen Bedingungen, für die Republik verhängnisvoll werden. Deshalb fordert die französische Sozialdemokratie nicht nur Elsaß-Lothringen zurück, sondern muß darüber hinaus auch mit »Garantien« einverstanden sein, welche die Sicherheit von Frankreichs nächsten Geschlechtern verbürgen. **Diese logischen Folgerungen haben nun dazu geführt, daß die französische Sozialdemokratie über den Boulangismus hinausgegangen ist, sich das Programm der Revanchepatrioten nicht nur zu eigen gemacht, sondern es übertroffen hat.**

Haben wir aber den französischen Überfallschwindel durchschaut und entlarvt, dann müssen wir auch mit der nötigen Entschlossenheit zu unserem Rechte stehen; denn nur dadurch kann allmählich auch die Aufklärung über die Grenzen dringen. Am 27. Juli 1914 beschlossen die Münchener Sozialdemokraten auf Antrag Kurt Eisners:

> Wir erwarten von der Solidarität der zivilisierten Völker, von dem Kulturgewissen der europäischen Demokratien, daß das französische und englische Volk im Verein mit dem deutschen sich verbündet, um den Zarismus, der im Innern Rußlands seine besten Bürger in Kerkern martert und auf dem Schafott verbluten läßt, machtvoll entgegenzutreten und ihm, dem Unruhestifter Europas, Einhalt zu gebieten.

[5] Erst in der Nacht vom 30. zum 31. Juli wurde die russische Mobilmachung auch formell als Gesamtmobilmachung verkündet, was sie tatsächlich schon seit der Meldung vom 30. Juli war. Erst danach tat die deutsche Regierung die entscheidenden Schritte. Von dieser formellen Gesamtmobilmachung steht in der französischen Presse überhaupt kein Wort!

Nach vielen Um- und Irrwegen müssen wir uns wieder auf diese Bahn zurückfinden. Wir haben als die von einer ungeheuren Übermacht planmäßig und niederträchtig Überfallenen ein Recht auf die Hilfe jedes internationalen Sozialdemokraten, sei es bei den Neutralen, sei es selbst in Feindesland. **Die ganze Internationale hat die Pflicht, die Schuld der Entente am Kriege zu geißeln, die Fälscher bis in die Redaktion der »Humanité« zu verfolgen und ihr ganzes moralisches Gewicht für die deutsche Sache in die Wagschale zu werfen.**

Je rückhaltloser und kraftvoller wir diese Forderung vertreten, um so eher können wir auch auf eine Selbstbesinnung in Frankreich hoffen. Die Gedankenlosen und Niederträchtigen, welche fortdauernd den Splitter im deutschen Auge suchen, damit sie nicht den Balken in dem des Ententesozialismus zu sehen brauchen, können es zwar aufhalten, aber nicht verhindern, daß auch das französische Volk eines Tages merken wird, wie schmachvoll man mit ihm gespielt hat. Wie einst in Zolas großem Feldzug gegen andere Meister der französischen Fälschungskunst kündet es sich auch heute mit voller Gewißheit an: „La vérité est en marche et rien ne l'arrêtera!"

Die Wahrheit auf dem Marsch.

Von **K. Kautsky.**

Motto: Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain,
Wär' der Gedanke nicht so verwünscht gescheit,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.

Heilmann behandelt in seinem Artikel über die Emser Depesche von 1914 zwei Fragen: einmal die, welche Vorkommnisse und Mächte den Weltkrieg veranlaßten, und dann die Frage, wie die französische Parteipresse darüber berichtete. Er zeigt, daß die Arbeiter Frankreichs im Deutschen Reiche den Urheber des Krieges sehen, und erklärt, dies sei nur dadurch möglich geworden, daß unser Pariser Parteiorgan, die »Humanité«, im Interesse der französischen Kriegspartei schamlose Fälschungen beging. Diese Fälschungen »haben einen beispiellosen geschichtlichen Triumph erzielt, die Lüge erwies sich als die stärkste internationale Macht«, und heute noch glaubt »die Masse der französischen Proletarier« an die Fälschungen »fester als an das Evangelium«. An dem Tage, an dem ihnen die Augen darüber geöffnet werden, wird die ganze Internationale die Pflicht anerkennen, mit Deutschland gegen die Friedensstörer und ihre fälschenden Helfershelfer in Frankreich zu kämpfen.

Die erste der Fragen, die Heilmann hier behandelt, lasse ich beiseite. Ich beschränke mich auf die Untersuchung der Frage, ob die Auffassung unserer französischen Genossen durch Fälschung und Betrug erzielt wurde.

Zwei Tatsachen, sagt Heilmann, sind für die Entscheidung der Schuld am Kriege ausschlaggebend: »die russische Gesamtmobilmachung und die Antwort Frankreichs, es werde im Kriegsfall nach seinen Interessen handeln«. Und er kommt zu einem Resultat, das »überraschend und fürchterlich ist«. In Fettdruck verkündet er, daß diese beiden Tatsachen »einfach hinweggefälscht worden sind«.

Diese elende Fälschung, erklärt Heilmann weiter, ist das Ergebnis eines Deutschenhasses in der französischen Sozialdemokratie, der von vornherein ohne alle Beweise Deutschland verurteilte. Als Beleg dafür beruft er sich auf den Aufruf der französischen Kammerfraktion vom 29. Juli, in dem es heißt:

Die Fraktion ist überzeugt, daß diese (die russische) Intervention nur das Spiel des höchst aggressiven deutschen Imperialismus spielen würde, der, wie es scheint, seine Stunde gekommen sieht, einen unerhörten Gewaltstreich zu begehen.

Dazu bemerkt Heilmann:

Wie man sieht, waren die Schlagworte schon ausgegeben. Obwohl Deutschland bis dahin sich noch in keiner Weise geäußert hatte, außer in dem Bemühen, Frieden zu stiften, ist es bereits von vornherein als der angriffslustige Imperialismus gebrandmarkt.

Nur ein Mann unter den französischen Sozialisten, meint Heilmann, habe sich von dieser Auffassung freigehalten, Jean Jaurès.

Aber zum Unglück für Heilmann hat Jaurès »mit seinem Scharfsinn und seinem unbestechlichen Mut zur Wahrheit« die Erklärung der Kammerfraktion mit unterschrieben, ja, der ganze Stil weist darauf hin, daß er sie verfaßt hat. In seiner Brüsseler Rede vom 29. Juli entwickelte er den gleichen Gedankengang, der in jener Erklärung zusammengefaßt ist, und bis zu seinem Tode hat er keinen Satz geäußert, der ihr widerspräche. Es ist mit ihr nicht unvereinbar, sondern entspricht nur den Eingangsworten der Erklärung der Kammerfraktion, wenn er immer wieder befürchtete, Rußland könne den Frieden durch eine bewaffnete Intervention stören und die Regierung Frankreichs, zu deren Friedensliebe er vollstes Vertrauen aussprach, könne es vielleicht an dem ausreichenden Druck auf Rußland fehlen lassen. Es heißt im Beginn der Fraktionserklärung:

Sie ist überzeugt, daß eine bewaffnete Intervention Rußlands die Gefahr nur ausdehnen und das Übel verschärfen würde.

Und zum Schluß wird gesagt:

Sie (die Fraktion) verkündet laut, daß Frankreich allein über Frankreich zu verfügen hat, daß es auf keinen Fall durch eine mehr oder weniger willkürliche Auslegung geheimer Verträge und verschwiegener Abmachungen in einen furchtbaren Konflikt hineingerissen werden darf und daß es sich seine volle Handlungsfreiheit bewahren muß, um in Europa im Sinne des Friedens zu wirken.

Man sieht, diese Erklärung atmet ganz Jaurèsschen Geist. Damit ist natürlich noch nicht bewiesen, daß alles richtig ist, was sie sagt. Wer aber an ihr Kritik üben will, darf nicht davor zurückschrecken, auch an Jaurès selbst Kritik zu üben.

Daß das keine Entschuldigung französischer Fälschungen bedeuten soll, ist selbstverständlich. Fälschungen sind aufs äußerste verwerflich, wo immer wir sie finden mögen. Voraussetzung ist nur, daß sie wirklich da sind.

Zwei Fälschungen sind es nach Heilmann, die durch jenen antideutschen Geist hervorgerufen wurden, der seinen Ausdruck in der Erklärung der Kammerfraktion gefunden hat. Die eine ist die »Wegfälschung« der »Antwort Frankreichs, es werde im Kriegsfall nach seinen Interessen handeln«. Leider hat Heilmann über der Fülle des Materials, das er vorbrachte, vergessen, auch nur mit einem Sätzchen anzudeuten, wo und wie diese Weg-

fälschung begangen wurde. Wir erfahren darüber von ihm gar nichts. Für die Begründung einer so schweren Brandmarkung eines Vergehens mit so weittragenden historischen Folgen ist das etwas wenig. Es hat allerdings für Heilmann den Vorteil, daß man das, was er nicht sagt, auch nicht widerlegen kann.

Damit wäre im Grunde die eine Anklage auch schon erledigt. Wenn wir uns noch etwas mit ihr beschäftigen, geschieht es nicht mehr, weil wir sie ernst nehmen, sondern weil der Gegenstand wichtig. Heilmann meint vielleicht, folgendes begründe seine Anklage der Fälschung:

Unter dem Eindruck der Ermordung Jaurès' konnte namentlich den sozialdemokratischen Arbeitern Frankreichs die Mitteilung vollkommen unterschlagen werden, daß Deutschland bei Frankreich anfragte, ob es zur Neutralität bereit sei, nachdem Rußland durch die Gesamtmobilmachung den Krieg provoziert hätte. Von der schroffen französischen Ablehnung des Ersuchens um Neutralität erfuhren die französischen Proletarier keine Silbe.

Nehmen wir an, das alles sei buchstäblich so richtig, wie es hier steht, wo ist da von einer Fälschung, noch dazu von einer Fälschung der französischen Sozialdemokratie die Rede? Sollten die französischen Sozialdemokraten wirklich damals nichts von den Verhandlungen zwischen dem Baron v. Schön und Viviani erfahren haben, so besagt das doch noch nicht, daß unsere Parteipresse daran Schuld trug. Das ist es aber, was Heilmann behauptet und zu beweisen hat.

Auf keinen Fall können diese Verhandlungen den französischen Genossen lange unbekannt geblieben sein, da bald nach Ausbruch des Krieges das französische Gelbbuch darüber Mitteilung machte. Und doch sollen die französischen Sozialisten bis heute nichts davon erfahren haben!

Mit der Fälschung durch »Verschweigen« ist es also in diesem Falle nichts. Es scheint auch — sehr deutlich ist er nicht geworden —, als suchte Heilmann die »Fälschung« woanders: in der Tatsache, daß die französischen Sozialisten die Erklärung des französischen Ministers anders auffassen als Heilmann und dadurch eine Versündigung an der »Wahrheit« begehen. Er sagt:

In Wahrheit hatte die deutsche Regierung bereits am 31. Juli amtlich mitgeteilt, daß an die französische Regierung eine Anfrage über ihre Haltung im Falle eines deutsch-russischen Krieges gerichtet worden sei, und es wäre geradezu trottelhaft gewesen, nicht zu wissen, daß die Ablehnung einer Neutralitätserklärung den Krieg bedeutete. In der Tat waren wir uns alle darüber klar.

Wer sind das: »wir alle«? Heilmann steht vor der unbequemen Tatsache, daß die Antwort des französischen Ministers in Wirklichkeit nicht von der deutschen Regierung als Kriegserklärung aufgefaßt wurde. Alle Kraftausdrücke über Trottelhaftigkeit schaffen diese Tatsache nicht aus der Welt.

Heilmann sieht hier ein Versehen der deutschen Regierung. Diese hatte den Krieg am 3. August durch einen Brief des deutschen Botschafters an den Präsidenten der Republik erklärt. Es heißt darin:

Die deutschen administrativen und militärischen Behörden haben eine Anzahl Akte bestimmter Feindseligkeit festgestellt, die auf deutschem Gebiet durch französische Flieger begangen worden sind.

Diese Akte werden einzeln aufgezählt, dann fährt der Brief fort:

Ich (der Botschafter) bin beauftragt und habe die Ehre, Ew. Exzellenz wissen zu lassen, daß angesichts dieser Angriffe das Deutsche Reich sich im Kriegszustand mit Frankreich betrachtet, veranlaßt durch die Handlungsweise dieser Macht.

Kein Wort darin von der Antwort des französischen Ministers. Heilmann erklärt das aus der »Kriegspsychose«, die »das deutsche Volk ergriffen hatte«, und fährt fort:

Aber die französische Regierung hatte leichtes Spiel, die Angaben als ganz unwahr zurückzuweisen und in der ganzen Welt den Eindruck zu erwecken, als habe Deutschland zum ersten besten Schwindel gegriffen, weil es einen wirklich plausiblen Kriegsgrund nicht hatte.

Aber hatte denn der Reichskanzler am 3. August die Antwort des französischen Ministers vom 1. August so völlig vergessen? Keineswegs, er sprach von ihr in seiner Rede vom 4. August 1914:

Auf unsere bestimmte Frage, ob es (Frankreich) sich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral halten würde, hat uns Frankreich geantwortet, es werde tun, was ihm seine Interessen geböten. Das war eine ausweichende Antwort auf unsere Frage, wenn nicht eine Verneinung unserer Frage.

Bethmann unterscheidet sich also etwas von Heilmann. Dieser nennt eine »schroffe französische Ablehnung«, was jener als »eine ausweichende Antwort« bezeichnet. Es scheint, als wäre Heilmann mit Kriegserklärungen leichter zur Hand als der Reichskanzler. Als ausweichende, nicht als schroffe Antwort wurde sie allgemein empfunden. Darum konnte sie keinen Anlaß zur Kriegserklärung geben. Hätte Deutschland daraufhin den Krieg erklärt, dann wäre der allgemeine Eindruck in der Welt der möglichst schlechteste gewesen.

In der Antwort der französischen Regierung, sie werde sich bloß von den Interessen Frankreichs leiten lassen, war besonders bemerkenswert das völlige Schweigen über jegliche vertragliche Verpflichtung; darin entsprach sie der Forderung der französischen Kammerfraktion (Jaurès inbegriffen), Frankreich dürfe allein über Frankreich verfügen und sich durch geheime Verträge nicht gebunden fühlen. Bethmann Hollweg wurde von einem sehr richtigen Empfinden geleitet, wenn er diese Antwort nicht als Kriegserklärung behandelte.

Wenn nun die französischen Sozialisten der gleichen Meinung sind, worin soll da ihre »Verfälschung« des Tatbestandes liegen? Nimmt Heilmann das Recht in Anspruch, alle Genossen als Fälscher zu brandmarken, die so »trottelhaft« sind, einen Vorgang in einem anderen Lichte zu sehen als er?

Doch die eigentliche Fälschung ist damit noch nicht klargelegt. Sie besteht in folgendem: Am 30. Juli 1914 brachte nach Heilmanns Darstellung die Pariser Presse eine Depesche, welche die russische Gesamtmobilmachung verkündete. Das »offizielle Organ der französischen Regierung«, der »Temps«, brachte den Text unverändert, so wie er in der amtlichen Meldung der Petersburger Telegraphenagentur stand. Die »Humanité« dagegen ebenso wie die »République Française« fälschte ihn, indem sie die Gesamtmobilmachung in eine Teilmobilmachung verwandelte.

So machte sie aus der Fanfare eine Schamade: »Die Emser Depesche von 1914.« Allerdings die umgekehrte Emser Depesche, denn diese machte aus der Schamade eine Fanfare und rief dadurch den Kriegssturm in Frankreich hervor.

So viel ist richtig: ob sie die Fanfare in eine Schamade verwandelte oder das Gegenteil tat, ob sie erregend oder beruhigend wirkte: Fälschung bleibt Fälschung und ist zu brandmarken. Freilich, Jaurès schrieb damals auch von der »Teilmobilisation«. Also auch er ein Fälscher? Keineswegs, sondern nur ein armes Opfer. Er wurde von seiner eigenen Redaktion irregeführt.

Doch mit seinem Scharfsinn hätte er die Täuschung bald durchschaut.

Deshalb mußte er sterben. Wie weit die Fälscher im französischen Ministerium des Auswärtigen und ihr dienender Helfershelfer in der Redaktion der »Humanité« die Mordwaffe gegen ihn gelenkt haben, wird vielleicht die Zukunft einst enthüllen. Aber ganz gewiß starb dieser Mortimer den Fälschern sehr gelegen.

Wie gütig von Heilmann, daß er es nicht gerade als gewiß, sondern nur als sehr wahrscheinlich hinstellt, daß die Redakteure der »Humanité« Jaurès ermorden ließen.

Darauf ist bisher nicht einmal die I. K. gekommen! Darüber besteht für Heilmann auf jeden Fall kein Zweifel, daß die Renaudel und Longuet die Ermordung ihres Freundes, des abgöttisch verehrten Vorkämpfers ihrer Sache, mit Freuden begrüßten.

Nach Jaurès' Tode hatten die Fälscher nichts mehr zu fürchten. Mit ihm war offenbar der einzige Mann in Frankreich beseitigt, der neben der »Humanité« noch andere Zeitungen las, sowie der einzige Mann in der französischen Sozialdemokratie, der »Verstand und Gewissen« besaß.

Und nun die Fälschung selbst. Sie besteht einmal in der Wahl des Titels und Untertitels der Depesche und dann in der Streichung ihres Schlusses, der vom Löschen der Leuchtfeuer handelte. Sonst wurde im Text der Depesche nicht die mindeste Änderung vorgenommen.

Freilich, die Streichung des Schlusses wird verdächtig. Dort war vom Löschen der Leuchtfeuer in einigen Ostseehäfen die Rede. Heilmann nennt Libau, Lyserort, Swalserort, Renschau und Rosengrund. Ihre Streichung erklärt er damit, daß bei deren Erwähnung »selbst der geographieschwache Franzose merken konnte, daß es sich jetzt nicht mehr um die Mobilmachung gegen Österreich handeln kann, sondern auch um die gegen Deutschland«. Heilmann nennt hier merkwürdigerweise alle Namen der Liste, bloß einen nicht, von dem in ihr am ausführlichsten die Rede: Sebastopol. Von diesem Namen sieht er ab — wegen Raummangels? Diesen Hafen wird auch der geographieschwächste Chemnitzer nicht an die Ostsee verlegen wollen. Dessen Nennung hätte also die Annahme sehr unliebsam gestört, daß die Streichung des Schlusses zu Fälschungszwecken und nicht wegen seiner Unwichtigkeit bewirkt worden sei.

Hier kann man wohl sagen: wer gegen Fälschungen zu Felde zieht, soll von derartigen Hilfsmitteln lassen.

Des Schicksals Tücke will, daß das im Parteiverlag »Vorwärts« erscheinende »Internationale Jahrbuch für Politik und Arbeiterbewegung« im Jahrgang 1914, S. 556 den Ukas des Zaren abdruckt und genau so wie die »Humanité« die Schlußbemerkung über die Leuchtfeuer gestrichen hat.

Ob das ebenfalls auf Befehl des französischen Ministeriums des Äußern geschah, muß Heilmann, der in dessen Mysterien so tief eingedrungen ist, besser wissen als ich.

Von der ganzen »Fälschung« bleibt also nichts übrig als die Wahl des Titels oder vielmehr Untertitels! Wenn Jaurès irregeleitet wurde, so geschah es offenbar deshalb, weil er von den Depeschen, die er in seinen Artikeln behandelte, nur die Titel las und nicht den Text. Und wenn das gesamte französische Proletariat bis heute glaubt, überfallen zu sein, so ist daran einzig und allein die Überschrift jener Depesche schuld. Eine andere Überschrift, und die Weltgeschichte hätte einen anderen Lauf genommen.

Ist es schon komisch genug zu sehen, wie Heilmann einen solchen Bombast des hohlsten Pathos an eine so nichtige Kleinigkeit wie die Überschrift eines Telegramms wendet und daraus die schwersten Beschuldigungen und furchtbarsten historischen Konsequenzen ableitet, so wird das ganze Gefüge vollends zur Farce, wenn man erfährt, daß der Titel ganz richtig gewählt war, daß die Depesche tatsächlich nichts anderes mitteilte als eine teilweise Mobilisation.

Das ging schon aus dem Text des Ukases hervor trotz der verzweifelten Versuche, die Heilmann macht, aus ihm eine Gesamtmobilisation herauszulesen. Nach seiner eigenen Darstellung »umfaßte« die Mobilmachung von den 50 Gouvernements des Europäischen Rußland »nicht weniger als 41«. Schon das wäre nur eine Teilmobilisation. Dabei aber verschweigt Heilmann oder weiß nicht, daß zu den 50 Gouvernements des Europäischen Rußland nicht gezählt werden 9 in Polen und 8 in Finnland. Das macht schon zusammen 67 Gouvernements in Europa. Dazu kommen dann 7 Gouvernements im Kaukasus und 4 in Sibirien. Also umfaßte die Mobilisation 41 Gouvernements von 78. Ist das keine Teilmobilisation?

Aber nicht genug damit. Heilmann übersieht, daß nur für 23 Gouvernements die vollständige Mobilisation verkündet wurde, für 18 andere Gouvernements bloß in 80 Bezirken. Da die Zahl der Bezirke eines Gouvernements zwischen 5 und 15 schwankt, wird in den 18 Gouvernements kaum die Hälfte der Reservisten einberufen worden sein. Die Mobilisierung umfaßte also nicht nur bloß einen Teil, sondern sogar weniger als die Hälfte Rußlands. Und das eine Teilmobilisierung nennen, soll eine Fälschung sein, noch dazu eine, die »alle früheren Kriegsfälschungen weit hinter sich läßt«!

Alle Welt außer Heilmann weiß denn auch, daß die russische allgemeine Mobilmachung nicht am 30., sondern am 31. Juli kundgegeben wurde, also erst nach dem Tage, an dem die »Fälschung« in der »Humanité« begangen worden.

So teilt der französische Gesandte in Petersburg seiner Regierung (und in gleicher Weise der englische) am 31. Juli mit, der Befehl zur allgemeinen Mobilmachung sei erlassen:

Aus gebieterischen strategischen Gründen konnte Rußland ... nicht mit der Umwandlung seiner teilweisen in die allgemeine Mobilmachung zögern.

Am 21. Dezember 1914 polemisierte die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« in einem Artikel über das Gelbbuch gegen diesen Bericht des französischen Botschafters. Sie bestreitet jedoch nicht seine Mitteilung über die Mobilisation, sondern deren Begründung, die uns hier nichts weiter angeht. Es heißt dort:

Erst nach der am 31. Juli offiziell verkündeten Mobilmachung der gesamten russischen Armee ist in Deutschland der Zustand drohender Kriegsgefahr ... befohlen worden.

Noch am 31. Juli abends konnte der französische Minister des Äußern den deutschen Botschafter in Paris versichern, daß er »in keiner Weise von einer angeblichen Gesamtmobilmachung der russischen Armee benachrichtigt sei«. Heilmann aber weiß positiv, daß schon am 30. Juli »der hochoffiziöse ‚Temps' die russische Gesamtmobilmachung meldete«.

Diese Belege genügen wohl, zu zeigen, daß Heilmann sich über die für den Ausbruch des Weltkriegs entscheidende Tatsache der russischen Gesamtmobilisierung in totaler Unwissenheit befindet.[1] Seine ganze ausführliche Darstellung beruht aber bloß auf der einzigen Annahme, die russische allgemeine Mobilisation sei schon am 30. Juli verfügt worden. Mit dieser Annahme bricht der ganze Bau zusammen, der auf ihr errichtet worden.

Es ist der leitende Redakteur des leitenden Blattes der Mehrheit, der sich herausnimmt, in solcher Weise das deutsche Proletariat irrezuleiten und die französische Sozialdemokratie zu besudeln.

Dabei erwartet er noch Gläubige für seine Behauptung zu finden, er diene in dieser Weise der Annäherung der französischen Sozialdemokratie an die deutsche!

Literarische Rundschau.

Comte de Fels, **L'Impérialisme français.** Paris-Nancy, Berger-Levrault, Libraires-éditeurs. 83 Seiten. 2 Franken.

An theoretischer Ausbeute bringt diese Schrift des allerchristlichsten Grafen wenig. Wenn er den Imperialismus beispielsweise als den Willen eines Volkes bezeichnet, seine Herrschaft außerhalb der Reichsgrenzen auszudehnen, so mag ja das schließlich als eine ganz vage staatsrechtliche Abstraktion noch hingenommen werden, wird aber dem volkswirtschaftlichen Wesen des modernen Imperialismus auch nicht im entferntesten gerecht. Um so mehr muß hingegen die politische Bedeutung des knapp geschriebenen Büchleins hervorgehoben werden. Nicht nur für Frankreich allein sind die darin dargelegten Ansichten sehr bemerkenswert. Comte de Fels ist eingestandenermaßen ein ausgesprochener Imperialist. Im Imperialismus sieht er die Zukunft der Großmächte wie auch den Sinn ihrer gegenwärtigen Betätigung. Daher betrachtet de Fels als guter Patriot es für seine Pflicht, Frankreichs Schritte ebenfalls auf diese glückverheißenden Ziele zu lenken. Daß Frankreich überhaupt seit vierzig Jahren in imperialistischer Richtung sich entwickle, gibt de Fels ohne weiteres zu, nur, wie er meint, mit viel zu wenig System. Daher scheint es ihm, daß auch in dem gegenwärtigen Kriege Frankreich nicht für seine eigenen Interessen kämpfe, das heißt kein klares imperialistisches Programm besitze. »Es geht nicht an,« schreibt er, »daß man unseren Enkeln erzählt, Frankreich habe sich für den Triumph des Slawismus und für Englands Beherrschung

[1] Nach der Rede des Reichskanzlers vom 9. dieses Monats konnte selbst Heilmann sich der Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß die russische Gesamtmobilmachung erst am 31. Juli verkündet wurde. Trotzdem hält er seine Beschuldigung gegen die »Humanité« aufrecht und sucht sie dadurch zu retten, daß er in einer zusätzlichen Fußnote, die uns nach der Kanzlerrede zuging, erklärt, tatsächlich sei die russische Mobilmachung schon am 30. Juli eine allgemeine gewesen. Im Text handelt es sich aber gar nicht um diese Frage, sondern darum, ob die russische Regierung am 30. Juli die Gesamtmobilmachung formell verkündete und die »Humanité« diese formelle Verkündigung formell fälschte. Daß der Ukas des Zaren vom 30. Juli keine Gesamtmobilisation anordnete, bestätigt in seiner Fußnote Heilmann selbst. Er verurteilt damit seinen ganzen Artikel.

der Meere geschlagen.« (S. 27.) Um dies zu vermeiden, müsse jetzt schon ganz klar ausgesprochen werden, daß man für imperialistische Ideale in den Krieg gezogen sei und daß man vom Krieg die Schaffung einer unumstößlichen Basis zur Erreichung solcher Ideale erwarte. Nämlich so, daß Frankreich eine völlig unangreifbare Stellung auf dem Kontinent bekomme, damit es sein Glück um so furchtloser über See versuchen könne. Man wird sagen: Zukunftsträume, wie sie heute pilzartig aus dem blutgetränkten Boden emporschießen. Dem ist jedoch nicht ganz so. Erstens ist de Fels, soviel ich sehe, überhaupt der einzige in der gegenwärtigen bürgerlichen französischen Literatur, der den imperialistischen Charakter des Weltkriegs klipp und klar zugibt. Dann aber ist er alles eher als ein überspannter Träumer; im Gegenteil: um die klare Sachlichkeit, mit der er seine und seiner Klasse Ziele auseinandersetzt, dürften ihn manche Widersacher — nicht nur in Frankreich! — beneiden. Es ist gewiß kein schlechtes Zeugnis für sein politisches Klassenbewußtsein, wenn de Fels heute schon — im wildesten Taumel nationalistischer Schlagworte — die tatsächliche Überwindung des alten bürgerlichen Nationalismus erkennt und seine Klassengenossen zum klaren Einlenken in die neuen Bahnen ermahnt. »Die Vernichtung des preußischen Militarismus ist« — schreibt de Fels — »gewiß sehr wünschenswert, aber vergessen wir nicht, daß der Sieg der Alliierten den Triumph des russischen und englischen Imperialismus bedeuten würde, für den Frankreich im Namen des Rechtes und der Gerechtigkeit arbeitet. Nichts bürgt dafür, daß diese beiden Mächte künftighin ihre Auslandspolitik und Expansionskraft einzig und allein dem Wunsche aufopfern werden, diese schönen Prinzipien aufrechtzuerhalten. Die zukünftigen Kriege werden ebensosehr wie der gegenwärtige zur Stillung imperialistischer Begehrlichkeiten (convoitises impériales) unternommen werden — und nicht, um die Gerechtigkeit auf Erden regieren zu lassen.« (S. 32.) Mit gleicher Offenherzigkeit spricht sich de Fels über die innere Politik Frankreichs aus: ohne Hilfe der Arbeiter, sagt er, gibt es keine erfolgreiche imperialistische Politik nach außen hin; folglich muß mit den Arbeitern mehr glimpflich umgegangen werden. Von diesem Standpunkt aus betrachtet er auch die „Union sacrée“ (zu deutsch: Burgfrieden) ohne jegliche Sentimentalität! Man höre: »Die Bildung des Unionskabinetts dünkt uns als ein Meisterstück der parlamentarischen Politik. Die Mitglieder der ausgesprochenen Opposition auch nur zu einem bescheidenen Grad an der Verantwortlichkeit teilnehmen zu lassen (associer), ist ein ausgezeichnetes Mittel, sowohl die Kritik dieser Opposition als auch die Forderungen (revendications), die sie nach dem Kriege stellen könnte, auf immer zu paralysieren.« (S. 43, 44.)[1] Prinzipien machen dem Grafen nicht bange. Die Hauptsache ist, daß man sich praktisch für imperialistische Politik ausnutzen läßt: »Mögen sie — nämlich die Mitglieder der Regierung — Sozialisten, Radikale, Gemäßigte oder Reaktionäre sein, man darf jetzt bei allen so viel Patriotismus voraussetzen, als es nötig ist, um auch bei ferneren Konflikten nicht untätig dazustehen.« (S. 42.)

Alles in allem: Das de Felssche Buch ist jedenfalls ein sehr beredtes Zeichen der Zeit. Nicht nur der gegenwärtigen, sondern — und viel mehr noch! — der kommenden. Es kennzeichnet die politische Luft, welche die Arbeiterklasse gleich nach dem Kriege zu atmen bekommen wird. Und man wird zur Klärung der Verhältnisse wahrhaftig noch des öfteren so offenherzige Glaubensbekenntnisse herbeiwünschen müssen, wie Comte de Fels sie erfreulicherweise ablegt. O. Blum.

[1] Überaus lehrreich ist es, damit zu vergleichen, was Kellen in seinem Buche: »Die politischen Probleme des Weltkriegs« (Berlin 1916, S. 197) mit Bezug auf Deutschland sagt: »Daß man beim Ausbruch des Krieges das eigene Volk in dem Gefühl, daß es jetzt Notwehr und nichts anderes gelte, zusammenzuschließen vermochte, ist ein Triumph der verketzerten deutschen Diplomatie.«

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 8 Ausgegeben am 24. November 1916 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das neue Polen.

Von K. Kautsky.

(Schluß.)

2. Der Wiener Kongreß.

Ehe noch Napoleon zu dem verhängnisvollen Kriege gegen Rußland hinausgezogen war, der seinen Sturz herbeiführen sollte, hatte sich bereits die russische Politik angeschickt, ihn bei den Polen mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Angesichts der Halbheiten, des Zögerns Napoleons gegenüber den Polen fiel es dem Zaren nicht schwer, einen Teil von ihnen mit Versprechungen zu ködern:

Schlimmer als seine, des Beschützers, Halbheit war für die Polen ihre eigene Geteiltheit zwischen Rußland und Frankreich. In dem Konföderationsrat wie in dem Ministerium saßen französisch und russisch Gesinnte nebeneinander; die Litauer hofften auf Alexander; eine so angesehene Familie wie die Czartoryski trug auf beiden Schultern.... Selbst ein Soldat wie Poniatowski entschuldigte das mit der Notwendigkeit, in die alle Polen versetzt wären, »zwei Gewissen zu haben«.... Interesse und natürliche Anlage lehrten den russischen Kaiser, die Polen klüger als Napoleon zu behandeln und leichter zu gewinnen. (Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, II, S. 756, 757.)

Der Zweck, den Alexander mit dieser Politik des Entgegenkommens verfolgte, trat klar zutage nach Napoleons Zusammenbruch. Der Zar ließ das Herzogtum Warschau von seinen Truppen besetzen, nicht um es seinen früheren Besitzern, Preußen und Österreich, zurückzugeben, sondern um es zum weitaus größten Teil selbst zu behalten.

Das wurde eine der großen Streitfragen des Wiener Kongresses, auf dem Europa neu verteilt wurde. Preußen und Österreich wehrten sich natürlich dagegen, ihren früheren polnischen Besitz zu verlieren. Fast noch unangenehmer wurde es ihnen, daß das neue Königreich Polen, das Alexander gründen wollte, eine eigene Verfassung bekommen sollte mit einem gesetzgebenden Körper, einem Reichstag. Davon befürchteten sie die schlimmsten Rückwirkungen auf die polnischen Stücke, die ihnen blieben.

Sie wurden unterstützt von England, das geleitet wurde von dem Gedanken des europäischen Gleichgewichts. Zu dessen Erhaltung hatten die Briten Napoleons Weltherrschaft unerbittlich bekämpft. Nun nach seinem Sturz erschien Rußland als die stärkste und gefährlichste Macht in Europa. Ihre Kraft drohte sehr gesteigert zu werden durch den Gewinn des Herzogtums Warschau. Militärisch war dieser Gewinn freilich kein ganz unzweifelhafter. Rußland erhielt dadurch eine sehr vorteilhafte Stellung, wenn es bloß mit Preußen oder bloß mit Österreich zu tun bekam. Aber sie wurde sehr prekär, wenn Preußen und Österreich vereint Rußland angriffen. Dann konnte der vorgeschobene Posten zu leicht vom Hauptland abgeschnürt werden.

Immerhin, es war ein Machtzuwachs, der England bedenklich stimmte. So sah Rußland alle anderen Großmächte gegen sich — auch Frankreich war ihm nicht gewogen. Und doch setzte Rußland mit einigen geringen Konzessionen in Posen und Galizien seinen Willen durch, dank dem Gegensatz, der zwischen Preußen und Österreich wegen Sachsens auftauchte. Die Angliederung ganz Sachsens, das war das große Ziel, das Preußen auf dem Wiener Kongreß vorschwebte. Es hätte damit einen großen Gewinn eingeheimst, für den es sogar das Herzogtum Warschau verschmerzen konnte. Aber diese Kräftigung Preußens, noch dazu dicht an der Grenze Böhmens, erschien Österreich als eine höchst bedrohliche Aussicht. Diesen Zwist nutzte Rußland äußerst geschickt aus. Preußen mußte die Zeche bezahlen, obgleich oder vielmehr gerade deswegen, weil es in den Befreiungskriegen die größten Anstrengungen gemacht hatte. Diese hatten Preußens neue militärische Kraft gezeigt und damit bei Rußland wie bei Österreich den Wunsch erzeugt, den Staat Friedrichs II. nicht allzusehr erstarken zu lassen. Gleichzeitig aber hatten diese Anstrengungen Preußen so erschöpft, daß es nicht mehr die Kraft besaß, seine Ansprüche mit den Waffen zu vertreten.

So blieb das Herzogtum Warschau als Königreich Polen bei Rußland — bis zu unseren Tagen. Aber noch weniger als jenes Herzogtum wurde dieses Königreich zur Erfüllung der Träume des polnischen Patriotismus. Sie fanden sehr bald ein recht unsanftes Ende.

3. Von 1815 bis 1863.

Bei der großen Länderverteilung von 1815 war Preußen am schlechtesten weggekommen. Das entrüstete gar sehr die preußischen Patrioten jener Zeit, aber die späteren deutschen Professoren sahen hier eine besonders gütige Schickung des Himmels. Denn Preußen hörte dadurch um dieselbe Zeit auf, eine halbslawische Macht zu sein, und wurde fast ganz eine deutsche, in der Österreichs Interesse durch den Gewinn Venetiens und der Lombardei noch mehr von Deutschland ab nach dem Süden gelenkt wurde. Und gerade deshalb, weil Preußens Grenze 1815 so raffiniert schlecht und unerträglich gestaltet worden war, sah es sich als einzige Großmacht gedrängt, früher oder später gegen das Werk von 1815 zu rebellieren und damit zum Mittel der Einigung wenigstens des außerösterreichischen Deutschlands zu werden.

Doch kam es in Wirklichkeit erst recht spät dazu. Stärker als alles andere war in der preußischen Regierung die Angst vor der Revolution. Dadurch wurde Preußen eng an Rußland und Österreich gekettet. Und so sehr es auch um seinen polnischen Besitz betrogen worden war, das Restchen davon, das ihm geblieben, genügte, es mit Österreich und Rußland zusammen jeder polnischen Unabhängigkeitsbewegung feindlich zu stimmen.

Zunächst freilich vertrauten viele Polen noch auf Rußland. Alexander I. erschien ihnen als der Hort ihrer Freiheit.

Das neue Königreich Polen genoß Freiheiten und Rechte, wie sie den übrigen Untertanen des Zaren ebenso wie den Bewohnern Österreichs und Preußens versagt blieben. Der polnische Reichstag trat 1818 zusammen, der polnischen Presse wurde eine gewisse Freiheit gegeben. Aber Rechte und Freiheiten, die ein Volk sich nicht selbst erkämpft, sondern die ein Geschenk von oben sind, haben sich stets als sehr prekär erwiesen. So war das auch

diesmal der Fall. Der liberale Alexander hatte gegen eine Volksvertretung und eine Presse nicht das mindeste einzuwenden, wenn sie bereit waren, nach seiner Pfeife zu tanzen. Da das beim besten Willen nicht immer ging, wurde die Presse schon 1819 unter Zensur gestellt, der Reichstag terrorisiert, die Verfassung willkürlich von der Bureaukratie durchbrochen. Die revolutionären Regungen im südlichen Europa seit 1820 machten Alexander reaktionärer, indes sie gleichzeitig die rebellischen Neigungen der Polen anstachelten. Der Gegensatz spitzte sich immer mehr zu, als im Jahre 1825 auf Alexander I. Nikolaus I. folgte, der bei Beginn seiner Herrschaft mit einer Militärrevolte begrüßt wurde, dem Ergebnis einer geheimen Verbindung, deren Fäden bis nach Polen verfolgt wurden. Nun kam das rücksichtsloseste Schreckensregiment des Polizeistaats, das wieder eine entschiedenere Abwehr der Polen hervorrief.

Damals wurde die schon zur Zeit der Revolutionskriege seit 1792 angebahnte Verbindung zwischen der demokratischen Revolution im Westen und der halbaristokratisch-halbdemokratischen Rebellion der Polen im Osten immer enger geknüpft. Immer mehr erschien der russische Zar als der schlimmste Feind der Freiheit Europas, die Polen als die entschiedenste Schutzwehr gegen ihn. Es war die Zeit der heißesten Polensympathien in ganz Europa, die Zeit zahlloser Polenlieder.

Kein Wunder, daß die Polen dachten, auch ihre Zeit sei gekommen, als im Juli 1830 die Pariser den Thron der Bourbonen umstürzten und dann die Belgier sich von Holland losrissen, mit dem der Wiener Kongreß sie vereinigt hatte. Jedoch hatten die Polen die Kraft der damaligen Revolution ebenso überschätzt wie ihre eigene. Namentlich aber litten sie unter dem Zwiespalt zwischen ihrem aristokratischen und ihrem demokratischen Flügel. Der Reichstag des aufständischen Polens sprach wohl im Januar 1831 die Absetzung der Romanoffs aus, lehnte aber im April den Antrag ab, den Bauern Grundeigentum zu geben und die Fronden durch Geldzinsen abzulösen. So wurden die Bauern nicht gewonnen, die polnischen Insurgenten nach tapferster Gegenwehr niedergeschlagen, das Königreich Polen seiner Verfassung und selbständigen Armee beraubt und dem russischen Reiche einverleibt.

Um so mehr erschien jetzt die Befreiung Polens als die wichtigste Pflicht der europäischen Demokratie. Doch scheute der deutsche Liberalismus davor zurück, als er 1848 in Deutschland vorübergehend zur Macht kam. Nur die äußerste Linke trat für die Polen ein. Vergebens forderten Marx und Engels damals den Krieg zur Befreiung Polens.

Am 19. August 1848 schrieb die »Neue Rheinische Zeitung«:

> Die Herstellung eines demokratischen Polens ist die erste Bedingung eines demokratischen Deutschlands.... Es versteht sich, daß es sich nicht von der Herstellung eines Scheinpolens handelt, sondern von der Herstellung eines Staates auf lebensfähiger Grundlage. Polen muß wenigstens die Ausdehnung von 1772 haben, muß nicht nur die Gebiete, sondern auch die Mündungen seiner großen Ströme und muß wenigstens an der Ostsee einen großen Küstenstrich besitzen.

Das war es, was Marx damals unter der Befreiung Polens verstand. Das muß jeder in Betracht ziehen, der untersuchen will, inwieweit das jetzt zu schaffende neue Polen eine Verwirklichung der alten Marxschen Forderung darstellt.

Es kam zu keinem Kriege gegen Rußland um Polens willen. Das russische Polen selbst litt noch unter der Niederlage von 1831 und blieb ruhig. Nur im preußischen Posen kam es in Fortsetzung der deutschen Erhebungen zu Unruhen, die jedoch von den deutschen Demokraten nicht unterstützt wurden und daher schon im Mai 1848 niedergeschlagen werden konnten: die erste Niederlage der damaligen Revolution. Nicht für die polnische, sondern für die französische, deutsche, ungarische Freiheit kämpften hinfort die Polen. Kein Revolutionskorps, in dem sie nicht zu finden waren. So wurden sie zu den Soldaten der europäischen Revolution, während gleichzeitig Rußland durch seine Niederwerfung des ungarischen Aufstandes als Scherge der europäischen Reaktion auftrat.

Erst der Nachfolger und Erbe der Revolution in Frankreich, Napoleon III., begann den Krieg gegen Rußland, aber nicht, um die Revolution in Europa zu entzünden, sondern um sie in seinem Lande besser niederzuhalten. Er suchte gelegentlich die Revolutionäre auszunutzen, vereitelte aber stets ihre Zwecke. So täuschten sich auch die Polen gewaltig, die vom Krimkrieg eine Förderung ihrer nationalen Tendenzen erwarteten.

Und doch wurde er ein kraftvolles Mittel, sie neu zu beleben. Allerdings in sehr indirekter Art. Wie jeder große Krieg und namentlich ein Krieg, der resultatlos oder gar mit einer Niederlage endet, wirkte der Krimkrieg auf Rußland. Das politische Interesse, aber auch die politische Opposition wurde aufs stärkste angestachelt, wenn auch zunächst nur bei den herrschenden Klassen, dem Adel, der Bureaukratie, den freien Berufen. Selbst der neue Zar, Alexander II., erkannte die Notwendigkeit, Rußland zu modernisieren, wenn es sich behaupten wollte. Freilich, er wollte ein modernes Rußland ohne Leibeigene, mit Eisenbahnen, einer Industrie, einem rationellen Ackerbau, mit Kunst und Wissenschaft, aber mit dem alten orientalischen Despotismus an der Spitze. Dieser Gegensatz mußte schließlich zu den schwersten revolutionären Konflikten führen, zunächst jedoch äußerte er sich in Rußland, dem jede revolutionäre Tradition fehlte, in bloßem unbestimmtem Sehnen nach etwas Neuem, Herrlichem, das aus dem Westen kommen sollte, wo in der Zeit nach dem Krimkrieg die bürgerliche Demokratie anfing, sich von den Folgen der Niederlagen von 1848 und 1849 zu erholen, und gleichzeitig die proletarische Demokratie sich zu machtvollster Entwicklung anschickte.

Viel kräftiger wie auf Rußland wirkte alles das auf Polen, wo ein neues Geschlecht herangewachsen war, nicht bedrückt durch die Wunden von 1831, sondern danach verlangend, sie zu rächen. Ein Geschlecht, das herangewachsen war in der Erinnerung an stete Insurrektionen, das aufgepeitscht wurde durch stete Vergewaltigung. Einige Konzessionen, die die russische Regierung machte, genügten nicht. Immer ungestümer erscholl der Ruf nach der Gewährung einer Volksvertretung. Als die Regierung die Bewegung durch die Aushebung der jungen rebellischen Elemente der Städte zum Militär schwächen wollte, warf sie damit die Lunte ins Pulverfaß. Wieder kam es zu einem Aufstand in Polen, 1863, wieder rechneten die Insurgenten dabei aufs Ausland, und wieder wurden sie genarrt.

Doch begeisterte sich die öffentliche Meinung ganz Europas für die Polen. Sogar in Rußland selbst, wo die Liberalen in den Polen ihre Vorkämpfer sahen, namentlich aber in England und Frankreich. Von ihr ge-

drängt, machten Napoleon und die englische Regierung einige Versuche, zu Polens Gunsten zu intervenieren, die nicht sehr energisch waren, aber trotzdem, von Österreich unterstützt, in Petersburg anfangs Erfolg versprachen, da dort eine starke polenfreundliche Partei bestand.

In seinen »Erinnerungen« berichtet Bismarck über seine damalige Polenpolitik:

Ich übernahm die Leitung des Auswärtigen Amtes unter dem Eindruck, daß es sich bei dem am 1. Januar 1863 ausgebrochenen Aufstand nicht bloß um das Interesse unserer östlichen Provinzen, sondern auch um die weitergehende Frage handelte, ob im russischen Kabinett eine polenfreundliche oder eine antipolnische Richtung, ein Streben nach panslawistischer antideutscher Verbrüderung zwischen Russen und Polen oder eine gegenseitige Anlehnung der russischen und der preußischen Politik herrschte.... Wir hatten das Interesse, im russischen Kabinett die Partei der polnischen Sympathien, auch solcher im Sinne Alexanders I. zu bekämpfen. (Gedanken und Erinnerungen, 15. Kapitel.)

So kam es zu der Militärkonvention vom 8. Februar 1863, in der sich Rußland und Preußen gegenseitige Hilfeleistung zur Unterdrückung des Aufstandes zusicherten:

Sie repräsentierte einen im Kabinett des russischen Kaisers erfochtenen Sieg der preußischen Politik über die polnische, die vertreten war durch Gortschakoff, Großfürst Konstantin, Wielopolski und andere einflußreiche Personen. (A. a. O.)

Demgegenüber begnügten sich Frankreich, England und Österreich damit, einige platonische Wünsche zugunsten der Polen auszusprechen.

Trotz tapferster Gegenwehr erlagen diese der Übermacht. Das »Königreich Polen« verlor den letzten Rest seiner Selbständigkeit, es wurde in zehn Gouvernements geteilt, in denen wie im übrigen Reiche die russische Sprache die Staatssprache bildete.

4. Die Internationale über Polen.

Die begeisterte Teilnahme für Polens Freiheitskampf beseelte die Proletarier aller Länder im Beginn ihrer neuen, selbständigen Bewegungen seit dem Anfang der sechziger Jahre. Durch diese gemeinsame Teilnahme für Polen fanden sich die Arbeiter Westeuropas zusammen zu gemeinsamem Tun. Aus gemeinsamen Protesten englischer und französischer Arbeiter gegen das Wüten Rußlands in Polen ging die erste Internationale hervor.

In seiner Inauguraladresse wies Marx auf die Notwendigkeit hin, daß die Arbeiterklasse eine eigene auswärtige Politik habe. In deren Mittelpunkt stand für ihn der Kampf gegen die »Übergriffe der barbarischen Macht« Rußlands, der Kampf für die Befreiung Polens. Diese Auffassung war aber nicht mehr die der gesamten proletarischen Demokratie. In den Reihen der Proudhonisten begegnete sie wachsendem Widerstand. Ihnen erschien der Despotismus in Frankreich nicht weniger gefährlich als der in Rußland, das Recht der Polen auf Selbständigkeit kein höheres als das der anderen Nationen. Sie lehnten die Befreiung Polens natürlich nicht ab, weigerten sich aber, sie in den Mittelpunkt der auswärtigen Politik der Internationale zu erheben. Dabei wirkte wohl die Befürchtung mit, die Parole des Kampfes gegen Rußland könnte zur Parole eines Krieges werden.

Der Londoner Generalrat legte dem Genfer Kongreß 1866 folgende Resolution vor:

Es ist dringend notwendig, den fortschreitenden Einfluß Rußlands in Europa zu vernichten, indem man Polen das jedem Volke zustehende Recht verleiht, über sich selbst zu bestimmen, und diesem Lande wieder eine soziale und demokratische Grundlage gibt.

Es gelang nicht, auf dem Kongreß diese Resolution durchzusetzen. Man einigte sich schließlich auf folgende Erklärung, die dem Protokoll beigefügt wurde:

Der Kongreß erklärt, überzeugt zu sein, daß sich durch die Befestigung und Ausbreitung der Internationalen Arbeiterassoziation die Vernichtung des despotischen Einflusses Rußlands in Europa und die Herstellung eines sozialdemokratischen Polens von selbst vollziehen werde.

Nicht ganz mit diesem Text übereinstimmend war die französische Fassung. Sie lautete, wörtlich übersetzt:

Der Kongreß erklärt, überzeugt zu sein, daß durch die Entwicklung und Befestigung der Internationalen Arbeiterassoziation jeder Despotismus verschwinden und die Wiederherstellung des demokratischen und sozialen Polens von selbst vollziehen wird.[1]

In der französischen Fassung hatte man also den Hinweis auf den besonderen russischen Despotismus fallen lassen. Beide Fassungen waren so gehalten, daß sie eine Deutung im Sinne einer Einwirkung von außen auf Rußland oder gar eines Krieges gegen Rußland ausschlossen. Nur von dem Erstarken der Sozialdemokratie in allen Ländern wurde die Befreiung Polens erwartet.

Bei dieser Erklärung blieb es. Die erste Internationale beschäftigte sich nicht weiter mehr mit der Polenfrage und auch nicht die zweite.

Stillschweigend wurde von dieser der Brauch ihrer Vorgängerin übernommen, Polen in der Organisation der Internationale als besonderen Staat zu behandeln. Sie ist nicht nach Nationalitäten, sondern nach Staaten organisiert. So gehörten zum Beispiel die Italiener oder die Deutschen Österreichs auf den internationalen Kongressen nicht zu der italienischen oder deutschen, sondern zur österreichischen Delegation. Dagegen bildeten die Polen seit dem Brüsseler Kongreß von 1891 eine Delegation für sich, gewissermaßen als Vertreter des polnischen Staates. Neben den Vertretern Russisch-Polens gehörten dazu auch die der preußischen Polen sowie die Vertreter Westgaliziens. Nicht aber die der Ruthenen Ostgaliziens. Der Ruthene Melen Teofil aus Lemberg zählte zum Beispiel 1910 auf dem Kopenhagener Kongreß zur österreichischen, nicht zur polnischen Delegation.

Zu irgendeiner Polendebatte kam es in der neuen Internationale nicht mehr. So sehr hatte die polnische Frage seit den Tagen des Genfer Kongresses aufgehört, im Mittelpunkt der auswärtigen Politik des internationalen Proletariats zu stehen.

Auf dem Internationalen Kongreß von 1896 versuchte noch ein Teil der polnischen Sozialisten, die Aufmerksamkeit der Internationale auf die pol-

[1] Der französische Text ist abgedruckt in dem Artikel Rjasanoffs über »Die auswärtige Politik der alten Internationale«, Neue Zeit, XXXIII, 2, S. 367. Dort hat Rjasanoff die hier dargelegten verschiedenen Strömungen der Internationale in der Polenfrage zuerst und ausführlich behandelt. Zu beachten ist in diesem Zusammenhang auch Rjasanoffs Abhandlung »Marx und Engels über die Polenfrage« im Grünbergschen Archiv für die Geschichte des Sozialismus, VI, S. 175 ff.

nische Frage zu lenken. Die Polnische Sozialistische Partei beantragte folgende Resolution:

Der Kongreß erklärt, daß die Unabhängigkeit und Selbstregierung Polens eine ebenso notwendige Forderung für die ganze internationale Arbeiterklassenbewegung wie für das polnische Proletariat selbst ist.

Dagegen erhob sich diesmal Widerspruch nicht in der Internationale, sondern in den Reihen der polnischen Sozialisten selbst. Die »Sozialdemokratische Partei von Russisch-Polen« beantragte:

Der Kongreß erklärt:

1. Daß die endgültige Abschaffung internationaler Knechtschaft nur erreicht werden kann durch die Unterdrückung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die Ursache aller Knechtschaft, und daß folglich das wirksamste Mittel zur Herbeiführung der internationalen Befreiung die Kräftigung der internationalen Solidarität der Arbeiter aller Länder ist, sowie die Vereinigung der Arbeiter jedes Staates unabhängig von ihren nationalen Unterschieden zum Zwecke der gemeinsamen politischen Aktion auf Grundlage des Klassenkampfes.

2. Daß die Vereinigung der Proletarier aller Nationalitäten, die unter dem Joche des russischen Absolutismus seufzen, zur Führung eines einzigen und gemeinsamen Kampfes gegen diesen Absolutismus und zur Erlangung der politischen Freiheit in Rußland nicht nur das Proletariat dieser Nationalitäten, sondern die ganze internationale Arbeiterbewegung angeht.

Auch in dieser Resolution wurde der Kampf gegen den russischen Absolutismus für eine Angelegenheit der ganzen Internationale erklärt. Aber er hatte aufgehört, ein Kampf gegen Rußland zu sein, er war ein Kampf *innerhalb* Rußlands geworden, an dem die polnischen Arbeiter, soweit sie zu Rußland gehörten, Hand in Hand mit den Arbeitern der übrigen Nationalitäten des Reiches teilzunehmen hatten.

Das war eine ganz neue Auffassung. Sie wurzelte so sehr in den Tatsachen, daß sie immer mehr die der Internationale wurde und die polnische Frage für sie in den Hintergrund trat. Wie weit das schon 1896 der Fall war, ist nicht zu entscheiden, da die polnische Resolution dort nicht zur Verhandlung kam.

Nur vor dem Kongreß war es zu einer Diskussion der polnischen Frage in der Neuen Zeit gekommen, in der Genosse Häcker den Standpunkt der Polnischen Sozialistischen Partei, die Genossin Luxemburg den der Sozialdemokratie des Königreichs Polen vertrat und ich eine Mittelstellung einnahm. Ich erkannte wohl den Standpunkt der Genossin Luxemburg in sehr wesentlichen Punkten an; in dreien jedoch unterschied ich mich von ihr: Ich hielt es nicht für ausgeschlossen, daß die Frage eines selbständigen Polens noch vor der sozialen Revolution praktisch werde, zum Beispiel durch einen Weltkrieg. Ich schätzte die Bedeutung der Sprache für die Demokratie und daher die Kraft des Gedankens der nationalen Selbständigkeit im Proletariat höher ein als sie, und endlich: ich sah in Russisch-Polen nicht nur eine Tendenz zur stärkeren Annäherung an Rußland, sondern auch entgegenstrebende Tendenzen. Aber ich stimmte ihr vollständig darin zu, daß der Kampf gegen den russischen Absolutismus ein Kampf der Proletarier aller Nationen in Rußland sei und ihr innigstes Zusammenwirken erheische, sowie darin, daß der Kampf für die nationale Selbständigkeit Polens seine besondere internationale Bedeutung verloren habe und daß

es unter den polnischen Sozialisten Elemente gebe, die »der nationalen Phrase und der nationalen Illusion zu große Konzessionen machen«.

Dies alles schien mir jedoch kein Grund, auf die Forderung der Unabhängigkeit des nationalen Polens zu verzichten. Diese konnte freilich ebensogut die Form der Autonomie innerhalb eines größeren Staates wie die der staatlichen Selbständigkeit annehmen.

5. Russisch-Polen in den letzten Jahrzehnten.

Es ist nicht ganz richtig, wenn der neue »Vorwärts« in seinem Artikel über das Warschauer Manifest am 6. November erklärte:

> Die Sozialdemokratie hat stets an dem Satze von Karl Marx festgehalten, daß die Macht des Zarismus »nur wirklich unschädlich gemacht werden kann durch Wiederherstellung Polens auf demokratischer Grundlage«.

Seitdem Marx dies ausgesprochen hatte, haben sich die Verhältnisse im russischen Reiche gründlich geändert. Die revolutionäre Bewegung in Polen hat an Kraft relativ verloren, dagegen ist neben ihr eine ungemein starke in ganz Rußland erstanden, zu der noch zur Zeit der ersten Internationale kaum schüchterne Ansätze merkbar waren. Seit den glorreichen Tagen von 1905 wissen wir, daß die Macht des Zarismus wirklich unschädlich gemacht werden kann durch die Herstellung eines *russischen* Staatswesens auf demokratischer Grundlage. Da geht es doch nicht mehr an, zu sagen, sie könne »nur« unschädlich gemacht werden durch »Wiederherstellung *Polens* auf demokratischer Grundlage«.

Das Erstehen der russischen revolutionären Bewegung ist der eine Faktor, der die alte Marxsche Auffassung heute zu einem Anachronismus macht. Gleichzeitig hat aber auch die Bedeutung der Polen für die westeuropäische revolutionäre Bewegung abgenommen. In dem Maße, in dem diese immer ausschließlicher eine proletarische wurde, änderten sich ihre Kampfesmethoden, teils infolge der entwickelten Waffentechnik, noch mehr infolge des Gewinns von Wahlrecht, Preßfreiheit, Koalitionsrecht, endlich aber auch deshalb, weil der Lohnarbeiterschaft in der Arbeitseinstellung eine neue wirksame Waffe erstand. Die Zeit der bewaffneten Insurrektionen ging vorbei, mit ihr aber auch die Zeit, in der die militärisch geschulten Polen den Revolutionären des Westens wertvolle Führer liefern konnten. Die Erhebung der Pariser Kommune von 1870 war bisher die letzte Insurrektion Westeuropas, die mit militärischen Mitteln ausgefochten wurde, bei der polnische Kämpfer wertvollen Beistand leisteten.

Gleichzeitig wurde aber auch die Quelle verstopft, der solche Kämpfer entsprungen waren. In der Hauptsache entstammten sie dem verschuldeten, bankrotten Kleinadel, der, soweit er überhaupt noch Grundbesitz besaß, ihn immer noch nach feudalen Methoden bewirtschaftete, indes seine Lebensweise und seine Bedürfnisse immer mehr durch Muster aus dem Bereich entwickelter Geldwirtschaft bestimmt wurden. Seine Einnahmen gingen zurück, indes seine Ausgaben wuchsen. Diese verzweifelte Situation war es, die den polnischen Adel schon im achtzehnten Jahrhundert zu einem Element steter Unruhe im Staate gemacht hatte, mochte dieser selbständig oder eine Beute des Auslands sein. Sie erregte aber auch beständigen Zwiespalt in der Seele des polnischen Mißvergnügten, so daß »zwei Gewissen« ihn leiteten, wie wir schon gesehen. So fühlte er sich einerseits gedrängt, sich an

eine ſtarke Macht im Ausland anzulehnen, und doch wieder gedrängt, für die Selbſtändigkeit der Nation das Äußerſte zu wagen. So ſchwankten ſeine ausländiſchen Sympathien lange zwiſchen Frankreich und Rußland, ſpäter zwiſchen dieſem und Öſterreich hin und her. So fühlte er ſich heute als Demokrat und morgen als Ariſtokrat, ſo verfiel er ebenſo leicht der Korruption wie der Inſurrektion.

Dieſem unſteten und unruhigen Element machte die Niederlage von 1863 ein Ende. Was die polniſche Revolution verſäumt hatte, das führte jetzt die ruſſiſche Reaktion durch als Maßregel, dem polniſchen Adel ſeinen ökonomiſchen Halt zu nehmen. Sie hob 1864 die Hörigkeit der Bauern in Polen auf, verwandelte die Bauern in freie Eigentümer ihres Bodens, die dem Großgrundbeſitz keine unentgeltlichen Fronarbeiten mehr zu leiſten hatten. Das bedeutete den wirtſchaftlichen Untergang aller Grundbeſitzer, die es nicht verſtanden oder nicht die Mittel beſaßen, zu kapitaliſtiſcher Bewirtſchaftung ihrer Güter überzugehen. An Stelle des alten feudalen, verkommenden Grundbeſitzes trat ein neuer, kapitaliſtiſcher, der ſehr gut gedieh.

Eine gedeihende beſitzende Klaſſe iſt aber nie rebelliſch, ſie fürchtet den Umſturz, und ſo wurde von nun an auch der polniſche Adel konſervativ und ſuchte ſich mit der Staatsgewalt gut zu ſtellen.

Gleichzeitig erſtand ein neues Band zwiſchen dem Königreich Polen und Rußland in der polniſchen Induſtrie, die in Rußland ihren beſten Markt fand. Schon die Einführung der Geldwirtſchaft auf den Gütern ſowie die Befreiung der Bauern verſchaffte der polniſchen Induſtrie neue Abſatzmöglichkeiten im eigenen Lande. Dazu aber kam die Moderniſierung des ganzen ruſſiſchen Reiches infolge des Krimkriegs, die Eiſenbahnbauten ſeit 1862, dann ſeit den ſiebziger Jahren hohe Schutzzölle. Alles das ließ die polniſche Induſtrie raſch erſtarken. Bis 1851 war Polen, als beſonderes Staatsweſen, von Rußland durch eine hohe Zollmauer abgeſondert geweſen. Dieſe wurde in dem genannten Jahre aufgehoben, Polen in das ruſſiſche Zollgebiet aufgenommen. Das kam ſeit den ſechziger Jahren der polniſchen Induſtrie ſehr zugute. (Vergl. darüber Roſa Luxemburg: »Die induſtrielle Entwicklung Polens«, Leipzig 1898, Duncker & Humblot.)

Die neuerſtehende Klaſſe induſtrieller Kapitaliſten in Polen beſaß das größte Intereſſe an der Verbindung des Landes mit Rußland und übte ihren ſtarken und raſch wachſenden Einfluß in dieſem Sinne aus.

Mit dem großinduſtriellen Kapital erſtand natürlich auch ein großinduſtrielles Proletariat und damit eine neue revolutionäre Klaſſe. Aber wie verſchieden war die von den früheren polniſchen Rebellen! Verſchieden zunächſt ſchon an Kraft. Hatten dieſe die oberſte, ans Herrſchen gewöhnte, in den Waffen geübte, dabei auch die gebildetſte Schicht der Geſellſchaft gebildet, ſo war das neue Proletariat ihre ärmſte Schicht, die ſich rekrutierte aus den unwiſſendſten, an jahrhundertelangen Druck gewöhnten Kreiſen der Bevölkerung. Die neue ſozialiſtiſche Bewegung mußte naturgemäß für lange hinaus weit ſchwächer ſein, als es ehedem die Oppoſition des Adels geweſen war. Sie unterſchied ſich von dieſer aber auch durch ihre Ziele und Kampfesmethoden. Die politiſche Umwälzung ſollte für ſie nicht ein Mittel werden, ökonomiſch überwundene Zuſtände zu ſtützen, ſondern ökonomiſch völlig Neues zu ſchaffen. Ihre große Waffe war nicht die Inſurrektion, ſondern die Organiſation.

Zu alledem kam, daß die neue revolutionäre Klasse in Rußland nicht, wie der rebellische Adel, ein besonderes Kennzeichen des polnischen Gebiets blieb, sondern in den verschiedensten Teilen des Reiches erwuchs, und daß sie, um das höchste Maß von Kraft zu entfalten, auf das dringendste der organisatorischen Zusammenfassung aller ihrer Elemente im ganzen Staate bedurfte, mochten sie in Petersburg wirken oder in Moskau, in Tiflis oder in Warschau. Die Notwendigkeiten des ökonomischen und politischen Kampfes wiesen die Proletarier der verschiedenen Nationen Rußlands immer mehr auf engeren Zusammenschluß hin. Kein Wunder, daß in einem Teil des polnischen Proletariats die überlieferte Parole der Wiederherstellung Polens von den aktuellen Problemen des Klassenkampfes in den Hintergrund gedrängt wurde und manche von ihnen diese Parole sogar als störendes Hindernis empfanden.

Alle diese Faktoren waren von äußerster Wichtigkeit. Sie schufen in Russisch-Polen im Laufe des letzten Menschenalters völlig neue Bedingungen und eine ganz neue Atmosphäre, die Marx nicht mehr kennen lernte. Nichts verkehrter, nichts unmarxistischer daher, als auf die jetzige Situation Sätze anzuwenden, die das Ergebnis längst verschwundener Verhältnisse waren.

Auf der anderen Seite aber darf man auch nicht in den Fehler verfallen, in Polen bloß großindustrielle Kapitalisten und Lohnarbeiter zu sehen und nur mit ihren Tendenzen zu rechnen. Diese Vereinfachung der Probleme der praktischen Politik ergibt überall einseitige und dadurch falsche Resultate, am meisten aber in einem Agrarstaat. Und der ist Polen trotz der Entwicklung seiner Großindustrie immer noch. Das erhellt schon aus der Tatsache, daß von seinen rund 12 Millionen Einwohnern nur 3 Millionen in den Städten und 9 Millionen auf dem flachen Lande wohnen.

Durch die Bauernbefreiung wurden die ländlichen Massen wohl der Sache der aristokratischen Rebellion abwendig und der russischen Regierung geneigt. Aber nun hat diese den polnischen Bauern auch nichts mehr zu geben, indes der bureaukratische und nationale Druck weiterbesteht. Dabei dominiert, wie in jedem Bauernland, so auch in Polen die Kirche, und die ist dort die katholische, die zur russischen Staatskirche in starkem Gegensatz steht. Die russische Regierung hat es ihr ebenso wie dem Adel gegenüber mit den Methoden der französischen Revolution versucht, die Kirchengüter konfisziert und die Weltgeistlichen in Staatsbeamte verwandelt. Nach langem Kampf hat sich ja der Klerus mit diesem Zustand abgefunden, aber ein selbständiges Polen muß ihn doch locken, denn es verspricht ihm ein Herrschaftsgebiet, wie ihm kein anderes in Europa zur Verfügung steht. Es verheißt den kühnsten Träumen des Zentrums die Erfüllung.

Einstweilen scheint allerdings noch im polnischen Bauern die politische Indifferenz zu überwiegen. Am 22. Oktober fand in Warschau eine Versammlung des »Klubs der Anhänger der polnischen Staatlichkeit« (auch ein schönes Wort!) statt, in der begeisterte Reden für ein von Rußland unabhängiges Polen gehalten wurden. In dem Bericht darüber lesen wir:

Alexander Zawadski, der Führer des nationalen Bauernbundes, betonte unter anderem, der jetzt scheinbar gleichgültige und kühle polnische Bauer werde sich vorbehaltlos für seinen König erklären, denn die Achtung und Treue gegenüber sei-

nem Herrscher sei bei ihm Tradition. (Vergl. den Bericht in »Polen, Wochenschrift für polnische Interessen«, 7. November 1916, S. 124.)

Dieser Hinweis des Herrn Zawadski auf die kühle Haltung des polnischen Bauern bildete einen merkwürdigen Kontrast zu der sonstigen Gluthitze der Versammlung.

Neben dem Klerus und im Bunde mit ihm würde im agrarischen Polen auch der noch immer starke Adel durch die Unabhängigkeit des Landes zu einer politisch hervorragenderen Rolle gelangen können, als sie ihm der Anschluß an Rußland zuweist. Er rebelliert nicht mehr für die Selbständigkeit Polens, aber als Geschenk kann sie ihm willkommen sein.

Neben diesen immer noch starken Mächten der Vergangenheit kommt als nationalste aller Klassen die der Intellektuellen in Betracht. Ihr Werkzeug ist die Sprache; ihr Arbeitsgebiet, ihr Herrschaftsgebiet wird um so ausgedehnter, je weiter der Bereich ihrer Sprache reicht. Und diese Klasse ist in allen modernen Staaten im Wachsen, ist diejenige, die am raschesten zunimmt, nicht absolut, da wird sie vom Proletariat überholt, wohl aber prozentuell. Sie ist überall die Trägerin des nationalen Gedankens, der in Polen zusammenfällt mit dem Gedanken der Wiederherstellung des alten Staates oder doch der Zusammenfassung der ganzen Nation in einem selbständigen Staatswesen. Sie setzt am meisten die alte traditionelle Politik des rebellischen Kleinadels fort, ähnelt ihm aber auch am meisten durch ihre zwiespältige Stellung zwischen dem Proletariat und den besitzenden Klassen, so daß sie auch die Zweiseelenpolitik des alten Adels am stärksten reproduziert.

Endlich darf man nicht vergessen, welche Bedeutung die Sprache für die Demokratie hat, ein Faktor, den die meisten Marxisten bei der Untersuchung nationaler Fragen übersehen oder unterschätzen, weil er ihnen anscheinend nichts Ökonomisches enthält — als ob man ohne sprachliche Verständigung in der gesellschaftlichen Ökonomie tätig sein könnte. Alle demokratischen Schichten, alle Schichten der Volksmasse, nicht bloß Kleinbürger und Bauern, sondern auch Proletarier, haben das dringendste Interesse daran, daß im Staate die Politik, Gesetzgebung und Verwaltung, das Gerichtsverfahren und der Schulunterricht in der Sprache betrieben werden, die sie verstehen.

Dieses nationale Streben ist sehr verschieden von dem der Intellektuellen, die ein Interesse an stetem Wachstum der eigenen Nation auf Kosten anderer Nationen haben. Das nationale Interesse jener demokratischen Schichten ist dagegen kein aggressives. Es genügt ihnen, wenn die sprachlichen Verhältnisse im Staate derart geregelt sind, daß sie nicht der Kenntnis einer fremden Sprache bedürfen, um sich zu verständigen, zu informieren, ihren Einfluß geltend zu machen. Ein starkes nationales Empfinden entwickeln sie daher nur in Gemeinwesen, wo ihnen eine fremde Nation den Gebrauch ihrer Sprache als Mittel der Verständigung, der Information, der Willenskundgebung einschränken oder gar rauben will. Wo das der Fall, wird sich selbst im internationalsten Proletarier ein Drang nach nationaler Abwehr kaum unterdrücken lassen.

Diesen Drang finden wir im modernen Polen bei allen Klassen mehr oder weniger entwickelt. Aber ebensowenig wie im alten bedeutet er nun ein einheitliches Streben, nicht einmal innerhalb der gleichen Klasse. Wir

finden wieder, wenn auch in anderer Weise, die »zwei Gewissen«, von denen je nach der historischen Situation einmal dieses und dann wieder jenes überwiegt.

Die Politik des polnischen Volkes wird schon dadurch außerordentlich unberechenbar. Dazu kommt, daß die polnische Politik auch noch mit besonderen Schwierigkeiten belastet ist. Wir brauchen bloß auf die Frage der Juden hinzuweisen, die relativ in keinem anderen Lande der Welt so zahlreich sind wie in Polen, wo ihre Zahl etwa der Hälfte der gesamten städtischen Bevölkerung gleichkommt. Ihre elende Lage ist himmelschreiend. Sie rührt teils her von ihrer Entrechtung. Das liegt so klar zutage, daß es einer Erläuterung nicht bedarf. Zum Teil rührt es daher, daß die jüdische Orthodoxie zu dem gesetzlichen Getto noch ein freiwilliges durch ihre Ritualvorschriften gesellt, die den Juden von der übrigen Menschheit absondern, und zum Beispiel es erschweren, daß jüdische Arbeiter in Großbetrieben mit anderen Arbeitern zusammenwirken. Daher vielfach ihre Zusammendrängung in der Heimarbeit, dem elendesten aller Erwerbszweige.

Dazu kommt aber der Mangel an Freizügigkeit. Im russischen Reiche waren die Juden bisher auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt, das ungefähr mit dem des alten polnischen Staates zusammenfällt. Einzig auf städtische Berufe angewiesen, überfüllen sie diese, soweit sie ihnen zugänglich sind, innerhalb der engen Schranken ihres Gebiets. Vollste Freizügigkeit innerhalb eines so großen Umkreises, wie ihn das russische Reich darstellt, würde am raschesten eine Hebung ihrer Lage ermöglichen. Von einem demokratischen Rußland durften die polnischen Juden diese Erleichterung hoffen. Die Unabhängigkeit Polens bildet das sicherste Mittel, ihnen diese Hoffnung nach Rußland hin abzuschneiden. Nur die Gewährung vollster Freizügigkeit innerhalb des Deutschen Reiches und Österreichs vermöchte ihnen einen ausreichenden Ersatz zu bieten.

Eine andere Schwierigkeit bildet der Unterschied zwischen dem nationalen und dem historischen Polen. Die Verheißung der Selbständigkeit an Galizien hat bereits zu lebhaften Protesten der dortigen Ruthenen geführt, die sich dadurch den Polen ausgeliefert sehen.

Eine dritte Schwierigkeit bildet die Frage, wie dem neuen Polen Ersatz für den russischen Markt und den freien Zugang zum Meere und damit zum Weltmarkt geboten werden soll, den es durch seine Zugehörigkeit zu Rußland bisher fand. Soll Polen in eine Zollinie einbezogen werden und in welche? Die deutsche oder die österreichische? Und so weiter.

Man sieht, das neue Polen bedeutet einstweilen nicht die Lösung einer Frage, sondern die Aufwerfung zahlreicher neuer Fragen.

Kein Wunder, daß die deutsche Presse sämtlicher Parteien und Richtungen sich gegenüber der neuen Schöpfung noch ziemlich reserviert verhält.

Noch ist das neue Polen ein bloßes Fragezeichen. Trotzdem darf man doch in seiner Ankündigung einen historisch bedeutsamen Akt erblicken. Freilich nicht als Erfüllung, sondern nur als Ausgangspunkt. Dieses neue Polen treibt mit Notwendigkeit über sich selbst hinaus. Welches immer die Grenzen des *Staates* sein mögen, das ganze polnische *Volk* wird dadurch zu intensivstem politischen Leben wachgerüttelt. Und wie gegensätzlich auch die Tendenzen nicht nur seiner verschiedenen Klassen, sondern auch innerhalb der gleichen Klasse sein mögen, jede von ihnen erhält durch die

Neugründung den stärksten Anstoß zur Vermehrung und Vergrößerung ihrer Forderungen an die Gegenwart, wenn nicht sofort, so doch beim Abschluß des Friedens und nach ihm.

Wenn es nicht gelänge, dem neuen Polen eine Form zu geben, die von der gesamten Masse des polnischen Volkes als eine genügende Grundlage seiner demokratischen Entwicklung und seines ökonomischen Lebens angesehen wird, dann könnte es von neuem ein Element ständiger Unruhe werden, wenn auch in ganz anderem Sinne, als es das feudale Polen im achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war.

Wer ist der Verfälscher?

Von **Max Cohen** (Reuß).

Zwei Zufälligkeiten haben dem Genossen Kautsky billige Gelegenheit gegeben, gegen eine falsche Auslegung von ihm geschriebener Sätze zu polemisieren. Zuerst war es ein nicht zuverlässiger Bericht des »Vorwärts« über meine auf der Reichskonferenz gegen Kautsky gefallenen Bemerkungen, und neuerdings ist es ein Artikel in Nr. 7 der »Glocke«, der einen Satz enthält, der sich zwar auf meine Auseinandersetzung mit dem Genossen Kautsky bezieht, von mir aber nicht ausgesprochen worden ist. Es ist eine etwas sehr bequeme Methode, sich an irrtümliche Wiedergaben meiner Ausführungen zu halten, um nachzuweisen, daß diese selbst falsch sind. Dann kann man leicht davon reden, daß der Inhalt des Kautskyschen Artikels aus der Neuen Zeit vom 27. November 1914 »durch das Cohensche Verfahren verfälscht wurde«. Es kommen hier nicht, wie Kautsky sich ausdrückt, Behauptungen eines »Dreigestirns« (des »Vorwärts«, der »Glocke« und von mir) in Betracht, sondern lediglich meine eigenen, und ich bin nunmehr verpflichtet, die Sache, die für die Partei nicht ohne Bedeutung ist, noch einmal im Zusammenhang darzulegen und zu zeigen, wer der Verfälscher ist.

Um was handelt es sich in der Angelegenheit überhaupt? Gewiß nicht darum, Kautsky einen Vorwurf wegen einer Meinungsänderung zu machen, obwohl die Wandlung des führenden und einflußreichen Theoretikers der deutschen Sozialdemokratie doch etwas anderes ist als die irgendeines anderen bekannten Parteimitglieds. Zumal, wenn es um die Frage der Haltung im Weltkrieg geht, der die Partei in beispielloser Weise erschüttert hat. Die Sache ist vielmehr die: Kautsky hat in einem Artikel der Neuen Zeit vom 27. November 1914 Ausführungen gemacht, die in wesentlichen Teilen die Haltung der Fraktionsmehrheit in Sachen der Kreditbewilligung und deren politische Bedeutung rechtfertigen. Und nicht nur das. Die damaligen Kautskyschen Äußerungen bewerten auch umgekehrt die Folgen und politischen Wirkungen der Kreditverweigerung genau so, wie das von den Mitgliedern der Fraktionsmehrheit heute noch geschieht. Wenn Kautsky die betreffenden Stellen seines Artikels gegenwärtig nicht mehr als richtig anzuerkennen vermag, so muß er das sagen. Wenn sie ferner in einem gewissen Widerspruch stehen zu seiner innerhalb vierundzwanzig Stunden mehrfach schwankenden Haltung vom 3. August 1914, so habe ich dagegen nichts einzuwenden. Wogegen ich aber sehr viel einzuwenden habe, das ist die Behauptung Kautskys, daß ich den Zitaten einen anderen als den im Zusammenhang vorhandenen Sinn gegeben hätte. Daß dies nicht zutrifft, ist leicht zu erweisen. Kautsky bespricht in dem erwähnten Artikel die Haltung der sozialistischen Internationale in den Kriegen der Zeit von 1854 bis heute und schildert die Schwierigkeiten der Parteinahme für den Sozialisten, die nicht von vornherein gegeben sei. Das wird an den Beispielen verschiedener Kriege erläutert, und Kautsky kommt zu dem Schluß, daß es kaum einen Krieg gebe, bei dem sich die Sozialisten einer Parteinahme enthalten könn-

ten. Diese sei weder eine Verletzung der internationalen Solidarität noch eine Gutheißung des Krieges selbst. Im dritten Abschnitt wird diese Frage des weiteren untersucht und erneut das Interesse des Proletariats am Ausgang des Krieges festgestellt. Hier befindet sich (siehe S. 236, 237 der Neuen Zeit) das erste der von mir gebrauchten Zitate, das lautet:

»Ein Krieg ist kein Kampf von Klassen, sondern zunächst von Regierungen. Auch in demokratischen Staaten sowie dort, wo die Volksmasse für den Krieg begeistert ist. Der Krieg wird von Regierungen und an Regierungen erklärt, durch Regierungen geleitet.... An der Art des Ausganges des Krieges ist das Proletariat aber trotzdem interessiert. Direkt steht dabei wohl kein proletarisches Interesse auf dem Spiel, aber indirekt können die Bedingungen seiner Entwicklung und seines Kampfes durch den Sieg der einen Regierung gefördert, den der anderen gehemmt werden. Darum muß es im Kriege Partei ergreifen, auch wenn es den Krieg noch so sehr verurteilt.«

Diese Sätze Kautskys habe ich angeführt als Beweis gegen den von vielen Seiten der Fraktion entgegengeschleuderten Vorwurf, sie habe durch ihr Parteiergreifen die Grundsätze des Sozialismus verraten; denn dieser Krieg sei ein imperialistischer und gehe daher die Sozialdemokratie gar nichts an. Das ist die erste Rechtfertigung der Fraktionspolitik, soweit sie sich auf die Notwendigkeit einer Parteinahme durch die deutsche Sozialdemokratie überhaupt bezieht.

Die zweite Rechtfertigung besteht darin, daß, nach Kautskys damaliger Meinung, sobald sich die Sozialdemokratie zur Parteiergreifung für die eigene Regierung entschlossen hatte, die Bewilligung der Kriegskredite die zwingende Folge dieser Stellungnahme sein mußte. Als Beleg dafür habe ich die folgende Stelle aus dem Aufsatz Kautskys (siehe S. 239 der Neuen Zeit) angeführt:

»Im Frieden ist die natürliche Stellungnahme der Sozialdemokratie als Vertreterin der untersten Schicht des Volkes die der Opposition gegen jegliche Regierung — so lange, bis sie die Kraft gewonnen hat, selbst die Regierung zu übernehmen. Im Kriege ist sie in die unangenehme Situation versetzt, auf jeden Fall, sobald sie Partei für den einen der kriegführenden Staaten nimmt, auf Seite einer Regierung zu treten. Ist diese Regierung die eigene, dann heißt es, ihr die Mittel zur Kriegführung zu bewilligen, derselben Regierung, der man im Frieden jeden Mann und jeden Groschen verweigert.«

Im »Vorwärts« habe ich (siehe »Vorwärts« vom 3. Oktober) ebenso wie in den zwischen Kautsky und mir ausgetauschten persönlichen Bemerkungen auf der Reichskonferenz darauf aufmerksam gemacht, daß aus der Fassung der beiden letzten Sätze hervorgehe, daß Kautsky (immer: nach einmal entschiedener Parteinahme für das eigene Land) in der Nichtbewilligung der Kredite eine Förderung der feindlichen Länder erblicke. Zur Bekräftigung dieser Auffassung habe ich dann noch seine Äußerung über das Verhalten der japanischen Sozialisten im Russisch-Japanischen Kriege zitiert, deren Mißverstehen[1] durch den Artikelschreiber der »Glocke« Kautsky Veranlassung gibt, die Sache nochmals aufzurollen. Die betreffende Stelle des Artikels (siehe S. 241 der Neuen Zeit) lautet:

»Die japanischen Sozialisten hielten es für ihre Pflicht, gegen die Kriegführung ihrer Regierung zu opponieren. Das, glaubten sie, gebiete ihnen die prinzipielle Verwerfung des Krieges. Tatsächlich wirkte auch ihre Stellungnahme nur in dem Sinne einer solchen Verwerfung, weil sie praktisch auf das Ergebnis der Kriegführung keinen Einfluß gewann. Wäre die Partei groß und stark gewesen, dann hätte ihre Opposition keineswegs der Absicht, wohl aber dem Erfolg nach eine Stellungnahme nicht für den Frieden, sondern für den Zaren bedeutet.«

[1] Das Mißverständnis ist nicht meine Schuld, denn ich habe auf der Reichskonferenz klar und deutlich gesagt, daß die Zitate einem Artikel der Neuen Zeit vom 27. November 1914 entnommen seien.

In seiner letzten Feststellung in der Neuen Zeit vom 20. Oktober dieses Jahres will nun Kautsky glauben machen, daß dieses Zitat einen anderen Sinn erhalte, wenn man es im Zusammenhang mit den vorhergehenden Sätzen lese. Zu dieser Behauptung vermag Kautsky nur durch einen kleinen Kunstgriff zu kommen. Frisch, fromm, fröhlich, frei schreibt er, daß (im Zusammenhang nämlich) die Opposition der japanischen Sozialisten gegen ihre Regierung von ihm gar nicht verworfen worden, sondern nur die Schwierigkeit gezeigt worden sei, die dadurch entstand,

»daß der Kriegsgegner der eigenen Regierung, Rußland, zugleich auch in seinem damaligen vorrevolutionären Stadium der größte Feind des internationalen Fortschritts des Proletariats war. Da lag in der Tat ein schwerer Konflikt der Pflichten vor. Zu lösen war er, und das habe ich in den von Cohen nicht zitierten Sätzen aufs schärfste hervorgehoben, durch Entscheidung nicht nach einseitigen nationalen Bedürfnissen, sondern nach den Bedürfnissen und durch den Spruch der Internationale. Und weit entfernt, die Haltung der japanischen Sozialisten im Kriege zu mißbilligen, pries ich sie aufs höchste dafür, daß sie Hand in Hand mit den russischen Sozialisten arbeiteten, statt jeder zu seinem Lande zu stehen.«

Ja, hat denn Kautsky immer noch nicht begriffen, worauf es ankommt, oder will er es nicht begreifen? Ich habe nirgendwo das bestritten, was Kautsky da schreibt, und ich will ihm sogar bestätigen, daß das alles in seinem Artikel steht. Aber das ist nicht der Kern des Streites. Der betrifft nicht die parteipolitische Würdigung der Haltung der japanischen Sozialisten, nicht die Frage, ob sie vom internationalen Standpunkt aus lobens- oder tadelnswert war, sondern die, *welche Bedeutung ihre Haltung für den Ausgang des kriegerischen Konflikts der beiden Staaten hatte.*

Das ist es, was in diesen Differenzen alle interessiert, nichts anderes. Und die Meinung darüber hat Kautsky mit dürren Worten in den beiden letzten Sätzen des von mir gebrauchten Zitats ausgesprochen, nämlich: *daß die Opposition einer großen sozialistischen Partei gegen die Kriegführung ihrer Regierung keine Stellungnahme für den Frieden, sondern für den Gegner bedeutet.* Oder soll sich dieser Satz nur auf die japanisch-russischen Verhältnisse von damals beschränken und keine Geltung haben für den augenblicklichen Krieg? Das wird Kautsky gewiß nicht zu behaupten wagen, denn das könnte auch bei denen, die ihm noch anhängen, zu einem unerwarteten Erfolg führen.

Nein, meine Zitate waren vollkommen einwandfrei, sofern man sich an das hält, was ich mit ihnen habe beweisen wollen. Das möchte ich nun noch einmal so aussprechen, wie ich es bereits im »Vorwärts« getan habe, nachdem Kautsky jetzt den erneuten Versuch gemacht hat, den wahren Sachverhalt zu verschieben und die Leser irrezuführen. Nach der von Kautsky am 27. November in der Neuen Zeit vertretenen Auffassung war die deutsche Sozialdemokratie verpflichtet:

1. *im Weltkrieg Partei zu ergreifen;*
2. *nach erfolgter Parteinahme die Kredite zu bewilligen;*
3. *wäre die Ablehnung der Kredite keine Entscheidung zugunsten des Friedens, sondern der Feinde gewesen.*

Freilich, Kautsky kann der Meinung sein, daß ihm und vielen anderen die Parteinahme für die eigene Regierung nicht mehr geboten erscheine. Darauf näher einzugehen, muß ich zu meinem großen Bedauern verzichten, weil ich weiß, daß es den Vertretern einer solchen Auffassung nicht möglich ist, frei darüber zu sprechen. Darauf kommt es aber im Augenblick auch gar nicht an; denn dieser Teil der Angelegenheit steht auf einem anderen Blatt.

Die Mehrheit der Fraktion (und, wie die Konferenz gezeigt hat, auch der Partei) hält die Stellungnahme an der Seite des eigenen Landes nach wie vor für

die dringendste Pflicht der deutschen Sozialdemokratie. Und solange sie dies tut (ich bin überzeugt, daß sie es bis zum Ende des furchtbaren Krieges tun wird), muß sie, ungeachtet ihrer heißen Friedenssehnsucht und ihrer fortwährenden Friedensbemühungen, der Regierung die Kriegskredite bewilligen, denn das Gegenteil käme, wie der Kautsky vom 27. November 1914 richtig sagte, einem Eintreten für die Feinde gleich.

Arbeit und Kapital in der Textilindustrie während des Kriegs.

Von Hermann Jäckel (Berlin).

Die Textilarbeiter waren in den letzten Wochen wiederholt das Ziel der heftigsten Angriffe. Während in den Besprechungen der Budgetkommission des Reichstags von Regierungsvertretern behauptet wurde, die ganz oder teilweise arbeitslosen Textilarbeiter und -arbeiterinnen weigerten sich, Arbeit in anderen Berufen anzunehmen, sie legten sich sozusagen auf die Bärenhaut und lebten von der Unterstützung, behauptete im Sächsischen Landtag ein hochmögender konservativer Mann: »Die Textilarbeiter sind zum Teil selbst schuld an ihrem Elend; sie haben sich vor dem Kriege nichts gespart«. In einer anderen Körperschaft erklärte ein Bürgermeister: »Es sind nie so viel Torten gegessen worden wie jetzt, und nie waren die Kinos so stark besucht. Wie die Bäckersfrauen berichten, sind Textilarbeiter die Tortenesser und Kinobesucher.« Wie leichtfertig und frivol die Behauptungen aufgestellt sind und wie erbitternd sie wirken müssen, zeigt ein Blick in die Wirklichkeit. Zweieinviertel Jahre tobt nun der Weltkrieg und ebensolange darben mehr als sonst die deutschen Textilarbeiter. Für die Arbeiter wurde der Krieg zu einer jeden Tag reichlicher fließenden Sorgenquelle, für das Großkapital der Textilindustrie zur Quelle »nie geahnter Gewinne«.

An diesen Gewinnen hat die Textilarbeiterschaft nicht partizipiert. Ihre zahlreichen Versuche, mit Hilfe staatlicher respektive militärischer Stellen höhere Löhne zu erzwingen, sind fast durchweg gescheitert. Die Löhne der Textilarbeiter sind gesunken, Ausnahmen bestätigen die Regel. Einige Beweise seien angefügt.

In Neugersdorf ergaben Feststellungen von Anfang Oktober 1916 folgendes Resultat: Bei der Firma C. G. Hoffmann erzielten Lohn pro Stunde 20 Weber und Weberinnen 4 bis 10 Pfennig, 13 Weber und Weberinnen 11 bis 15 Pfennig, 13 Weber und Weberinnen 15 bis 30 Pfennig. Ein Weber brachte es auf 31 Pfennig pro Stunde. Im ganzen befanden sich unter diesen 47 Personen 4 männliche Weber. Ähnliche Resultate ergaben die Feststellungen bei 4 anderen Firmen. Wir lassen die Statistik folgen:

Firma	Zahl der Weber	Durchschnittslohn pro Lohnperiode (14 Tage) Mark	Zahl der Arbeitstage	Zahl der Arbeitsstunden pro Tag	Durchschnittslohn pro Tag Mark	Durchschnittslohn pro Stunde Pfennig
C. G. Hoffmann . .	47	6,69	6	8,8	1,11	13,3
Aug. Hoffmann . .	5	9,91	8¼	9½	1,29	13,—
J. G. Klippel . . .	9	3,83	3	8¾	1,39	16,5
H. W. Herzog . . .	15	4,27	4,4	8	—,95	11,5
C. G. Rudolf . . .	8	10,55	8	8,8	1,15	13,—

Die aufgeführten Zahlen sind typisch für die gesamte Oberlausitz.

Den gleichen Jammer künden die Zahlen aus den schlesischen Weberdistrikten. Die unerhört niedrige Entlohnung führte dort zur Weigerung der Arbeiter, hauptsächlich der unorganisierten, die Zahl der Arbeitstage pro Woche von 4 auf 5 verlängern zu lassen. Die Weber behaupten, daß sie nicht mehr die Kraft zur Arbeit für so viele Arbeitstage pro Woche aufbringen können. Tatsächlich wird dort durch Arbeit in zahlreichen Firmen der wöchentlich 12 Mark betragende Unterstützungssatz nicht erreicht. In einer Eingabe an das zuständige Oberkommando hat die Organisation diese Tatsache für eine Firma nachgewiesen. Die Weber arbeiten auf einem Stuhl, und ihre Einkommensverhältnisse stellen sich wie folgt: bei Seidentuch (für Pulversäcke), 1100 Faden in der Kette, 15 Schußfaden pro Zentimeter, 80 Zentimeter Warenbreite, 20er Kettengarn (Baumwolle), 20er ebensolches Schußgarn, glatt geschossen, gibt es pro Meter jetzt nach erfolgter Lohnerhöhung 3,3 Pfennig. Die Stücklänge beträgt 67 Meter. Am 1. November arbeiteten an diesem Stoff 22 männliche Weber, davon waren 17 verheiratet, 2 sind Witwer und 3 ledig. Als notwendige Arbeitszeit zur Anfertigung eines Stückes gaben 13 Weber 3 Tage, 3 Weber 3½ Tage und 6 Weber 4 Tage à 10 Stunden an. Es beträgt sonach die durchschnittliche Arbeitszeit etwa 3 Tage und 3 Stunden pro Stück. Der Weber verdient in **33 Stunden 2,21 Mark.** In 5 Arbeitstagen à 10 Stunden verdient der Weber, wenn er 3 Tage an einem Stück arbeitet, 3,59 Mark, wenn er 3½ Tage an einem Stück arbeitet, 3,17 Mark, wenn er 4 Tage an einem Stück arbeitet, 2,71 Mark. Das Gesamteinkommen dieser Weber pro Kopf und Woche inklusive Unterstützung aus der Erwerbslosenfürsorge beträgt pro Woche im Durchschnitt 12,28 Mark.

Die Verarbeitung eines anderen Artikels, des sogenannten Preßtuchs, womit am 1. November 9 verheiratete männliche Weber und 2 Witwer beschäftigt waren, ergibt pro Weber in 5 Arbeitstagen à 10 Stunden einen Verdienst von 2,77 Mark. Das Gesamteinkommen dieser Weber beträgt pro Kopf bei 50stündiger Arbeitszeit wöchentlich 13,33 Mark. 4 mit Rohköper beschäftigte verheiratete Weber bringen es in 5 Tagen auf zusammen 20,42 Mark Lohn; inklusive Unterstützung aus der Fürsorge beträgt das Wocheneinkommen pro Kopf 9,39 Mark im Durchschnitt. Für die Weberinnen stellt sich das Lohneinkommen pro Woche und Kopf bei fünftägiger Arbeitszeit auf 2,94 Mark bei Seidentuch und 4,71 Mark bei Rohköper. Von dem Gesamteinkommen all dieser in Frage kommenden Weber fließen nur zirka 25 Prozent aus der 50stündigen wöchentlichen Arbeit und 75 Prozent aus öffentlicher Unterstützung.

Die Berliner Teppichweber erzielten bei der Herstellung von Decken auf Teppichstühlen in 58stündiger Arbeitswoche rund 30 Mark Lohn, die Weber der Berliner Tuchfabriken brachten es bei gleicher Arbeit nur auf Stundenlöhne von 18 bis 30 Pfennig. In Sorau verdienten in der Zeit vom 11. Oktober 1915 bis zum 16. Oktober 1915 459 Arbeiter und Arbeiterinnen in 14555 Stunden zusammen 2828,23 Mark. Auf die einzelne Person kamen sonach 31,7 Stunden Arbeitszeit und 6,17 Mark Lohn.

So sieht es um die Entlohnungsverhältnisse der Textilarbeiterschaft aus. Ziffern, wie sie die Lohnstatistik aus Neugersdorf und Schlesien zeigt, können aus dem ganzen Reiche beigebracht werden. Die auch in der Zeit der glänzendsten Kriegskonjunktur niedrigen Einkommen sanken und sanken, je mehr Papier und sonstiges Surrogat als Rohmaterial benutzt wurde.

Ganz anders steht es in der Regel mit den Einkommensverhältnissen der textilen Großindustrie. Im Jahre 1914

kommen nur wenige Monate als Monate der Kriegskonjunktur in Betracht. Trotzdem steigt die Rentabilität der Aktiengesellschaften auf 14,72 Prozent des Aktienkapitals als Reinüberschuß gegen 13,82 Prozent im Jahre 1913. Die Abschreibungen steigen von 6,85 Prozent auf 7,16 Prozent.

Das gute Jahr 1914/15 wird jedoch weit in den Schatten gestellt durch den Glanz des Jahres 1915/16. Für die Textilindustrie im engeren und weiteren Sinne ist das Jahr 1915 ein »Rekordjahr«.[1] »Die Zahl der Fabriken und Engrosgeschäfte, welche ihr Vermögen in den Kriegsjahren um Millionen von Mark vermehren konnten, ist eine sehr beträchtliche und fast größer, als bisher angenommen wurde. Sie zählt nach Hunderten.... Gewinne von nie geahnter Höhe« sind gemacht worden. Bis Ende Juni lagen die Abschlüsse von 217 Aktiengesellschaften vor. Das Aktienkapital beträgt 415,62 Millionen Mark. Der Reingewinnüberschuß beträgt 23,83 Prozent. Die Abschreibungen stiegen auf 8,1 Prozent. Getrennt nach Branchen wurden folgende Resultate erzielt:

	Reingewinn in Prozenten		Dividende des Aktienkapitals	
	1914	1915	1914	1915
Baumwollspinnereien	12,85	21,77	7,58	9,68
Baumwollwebereien	16,23	30,49	7,29	11,—
Baumwollspinnwebereien . . .	7,06	22,40	5,35	9,33
Kammgarnspinnereien	9,80	21,01	5,67	9,02
Übriges Wollgewerbe	20,90	27,16	9,61	10,30
Leinen- und Jutegewerbe . . .	20,48	27,33	10,67	11,92
Seidengewerbe	12,04	16,45	7,29	11,65
Sonstiges Textilgewerbe . . .	20,21	27,35	9,20	11,71
Färberei und Appretur . . .	6,65	10,07	2,91	3,78

Wer zweifelt noch, daß die Periode der staatlichen Reglementierung und des Verarbeitens von Surrogaten dem Textilkapital sehr gut bekommen ist?

Im Lichte dieser Gegenüberstellung wird es erst klar, wie die an der Spitze dieses Artikels erwähnten, gegen die Arbeiter gerichteten Behauptungen wirken müssen! Nur Narren können glauben, daß sich die Textilarbeiter und -arbeiterinnen weigern, lohnende Arbeit in anderen Berufen, die sie zu verrichten vermögen, anzunehmen. Das Gegenteil ist wahr: Die Arbeiter drängen sich danach! Für die Arbeiterschaft bedarf es keines Arbeitszwanges. Daß nicht die gesamte Einwohnerschaft ganzer Orte, weil sie von Textilarbeitern gebildet wird, in fremde Gegenden verpflanzt werden kann, dürfte selbstverständlich sein; ebenso selbstverständlich dürfte es sein, daß schlechtbezahlte Arbeit außerhalb des Wohnorts oder -bezirks von den Textilarbeitern abgelehnt wird. Das Elend zu Hause trägt sich noch leichter als das Elend in der Fremde!

Der Vermittlung der Textilarbeiter in andere Berufe zu lohnender Arbeit widersetzten sich von Anfang an mit aller Schärfe die Unternehmer. Der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Stresemann, ein Vertreter der Unternehmer, bezeichnete im Reichstag die Verschiebung der Arbeiter als eine Härte! Die Regierung gab dem nach und tat nichts. Trotzdem be-

[1] »Der Konfektionär« vom 28. September 1916.

mühten sich die Arbeiter um Unterkunft in anderen Berufen. »In diesen Werkstätten sind seit Ausbruch des Krieges viele Textilarbeiter aus dem benachbarten Wuppertal — Elberfeld-Barmen —, dem Bergischen Lande und vom Niederrhein tätig.... Aus dem Wuppertal verkehren besondere Arbeiterzüge nach hier.« So schreibt die Firma Friedrich Krupp schon am 27. Juli 1915 an den Vorstand des Deutschen Textilarbeiterverbandes. Wieviel Eisenbahnzüge, besetzt von deutschen Textilarbeitern, zum Bahnbau nach Belgien gingen, kann die Regierung leicht ermitteln. Daß die Oberkommandos jede Arbeitsvermittlung außerhalb des Bezirks untersagen, ist bekannt.

Zum Schluß einige Zahlen über den Umfang der Beschäftigung von Textilarbeitern des Königreichs Sachsen in der Metall- und Munitionsindustrie. Die Ermittlungen sind noch nicht abgeschlossen. Es arbeiteten aus 24 Zahlstellen des Deutschen Textilarbeiterverbandes 29 601 Textilarbeiter und -arbeiterinnen in der Eisenrespektive Munitionsindustrie. Daneben wurden 45 661 aus öffentlichen Mitteln, weil arbeitslos, unterstützt. Die überwiegende Mehrzahl dieser Unterstützungsempfänger ist nur teilweise ohne Beschäftigung, das heißt sie wird mit reduzierter Arbeitszeit beschäftigt.

Galizien.

Von Jakob Pistiner.

Im Zusammenhange mit der Verkündigung des Königreiches Polen ist in Österreich den Polen eine Sonderstellung Galiziens zugesichert worden. Dieses Versprechen kann für die künftige Entwicklung Österreichs, seine innere und äußere Politik von der größten Bedeutung werden, da es für eine bestimmte Richtung in der künftigen Gestaltung Österreichs, wenn auch unbeabsichtigt, Stellung nimmt. Nicht auf die Absicht, sondern auf die Tatsachen kommt es an. In Österreich standen seit jeher zwei Tendenzen einander gegenüber. Die einen wollten den Staat so erhalten, wie er entstanden war. Land um Land hatte die Krone im Laufe der Jahrhunderte sich angegliedert, und so sollten diese Kronländer immerfort als »historisch-politische Individualitäten« die Grundlage des Staates bilden. Nur im Wege des Kronlandes sollte jedermann österreichischer Staatsbürger werden, nur durch dieses mit Rechten ausgestattet und zu Pflichten verhalten werden können. Das Reichsparlament nur eine Delegation der Landtage — das war die logische Konsequenz dieser Meinungen und Forderungen der Föderalisten. Die Zentralisten dagegen sahen in den Kronländern nur überkommene, mehr oder minder geeignete Verwaltungssprengel im Reiche. Jeder Einwohner Österreichs sei direkt Staatsbürger.

Eine Reihe geschichtlicher Momente bewirkte es, daß die Slawen Träger des Föderalismus und die Deutschen die des Zentralismus geworden sind.

Mit der Zeit verwischten sich diese Gegensätze. Die wirtschaftliche Entwicklung räumte mit den Ideen des Föderalismus auf. Solange der einzelne auf seiner Scholle, in seinem Bezirk wohnen blieb und auch nur für diesen Bezirk produzierte, konnte die Idee der Absonderung etwas Be-

stechendes haben. Sobald aber der Kapitalismus den tschechischen Arbeiter aus Pisek nach Wien trieb und die Fahrradfabrik in Steyer ihre Ware in Budweis absetzte, da war der Föderalismus zum Tode verurteilt, denn wie sollte der Arbeiter aus Böhmen nur mehr im Wege Böhmens Österreicher sein, wenn er heute in Wien und morgen in Graz arbeitete? Das Arbeitsbuch war seine staatsbürgerliche Urkunde und das Arbeitsrecht sein Staatsrecht geworden.

Der Föderalismus aber führte noch ein Scheindasein, indem er Kirchturmpolitik trieb, und darin begegnete er sich mit dem Zentralismus, der trotz der Reichsidee auch Lokalpolitik machte. Im Reiche ging es nicht vorwärts, es fehlte etwas — was, wußten sie nicht. Und da es im großen fehlte, betätigte man die Energie im kleinen. Statt großzügiger Verkehrspolitik schlugen die Abgeordneten Lokalbahnen oder wenigstens Haltestellen für ihren Bezirk heraus. Der Handel mit dem Balkan ging zurück, also schuf man ein Gesetz gegen den Hausierhandel im Lande. Die Beispiele könnten ins Unendliche vermehrt werden.

Während so Gespenster einstiger Ideen miteinander stritten und der Staat unterdes bedenklich stagnierte, war langsam eine dritte Idee herangereift; sie wollte und will diesen komplizierten Staat auf andere Weise ordnen und ihn entwicklungsfähig machen. Sie sagt: Es ist wahr, daß die wirtschaftliche Entwicklung den Föderalismus überholt hat, aber indem sie die Grenzen der Kronländer verwischte, hat sie noch lange nicht aus den Bewohnern dieses Reiches einen einheitlichen österreichischen Brei gemacht. *Die Kronländer hat der Kapitalismus getötet, aber die Nationalitäten hat er zum Leben erweckt*; die Hintersassen der Kultur verlangen Anteilnahme an dieser, ihnen kann das Reich als solches nicht genügen, denn dieses ist nur auf einen Typus zugeschnitten, kann nur die allen gemeinsamen Bedürfnisse befriedigen, während die der Nationalitäten so vielartig sind wie diese selbst. Wir brauchen innerhalb des Reiches die nationale Autonomie, jede Nation soll ihre national-kulturellen Angelegenheiten allein bestimmen und verwalten. Innerhalb des Reiches. Darin liegt der grundlegende Unterschied gegenüber dem Föderalismus. Dieser sah im Reiche nur eine Zusammenfassung der Kronländer, während die Verfechter der nationalen Autonomie vom Reiche als dem Primären ausgehen und innerhalb des Reiches die Nationalitäten für die Erledigung bestimmter Aufgaben sammeln, konstituieren. Der Unterschied ist augensichtlich: die Föderalisten nehmen alles für sich in Anspruch und weisen nur bestimmte Aufgaben dem Reiche zu, während die Vertreter der nationalen Autonomie nur bestimmte Aufgaben, wie die Schule, von der gemeinsamen Erledigung durch das Reich ausnehmen und selbst hier nicht so weit gehen, daß sie die Frage der allgemeinen Schulpflicht als solche etwa den Nationen zuweisen wollten. Sie sind also im Grunde Zentralisten, aber mit Bedacht auf die durch die Tatsache des Nationalitätenstaates gebotenen Einschränkungen.

So sehr nun auch diese Idee sich in der Theorie so ziemlich überall durchgesetzt hat, in der Praxis sind die einzigen Versuche — die Ironie der Geschichte hat es gewollt — im Rahmen der Kronländer gemacht worden. Es gibt Kronländer, in denen für die föderalistische Einrichtung der Landtage, die vornehmlich Instrumente der Agrar- und Verkehrspolitik sind,

nach nationalem Kataster gewählt wird. Aber im übrigen ist an der Einrichtung der Kronländer nicht gerüttelt worden, und jetzt wird das so bedeutende Kronland Galizien als Land, als geographisch abgegrenztes Gebilde mit Sonderrechten ausgestattet werden. Genau genommen, mit einer Erweiterung von Rechten, da es schon bisher eine Sonderstellung eingenommen hat.

Es hat dies bestimmte geschichtliche Ursachen. Galizien ist sehr spät zu Österreich gekommen. Die eine Nation, die das Land bewohnte, die Polen, waren sich ihrer nationalen Eigenart sehr bewußt, in ihnen lebte die Erinnerung an ihr besonderes Staatswesen und der Wunsch nach Wiederaufrichtung Polens. Sie konnte man nicht mit deutschen Beamten regieren, und wenn es auch nicht an wiederholten Versuchen gefehlt hat, sie durch den Zentralismus zu Deutschen und durch das Deutschtum zu Zentralisten zu machen, diese Versuche mußten scheitern, und so schlossen die Deutschen in Österreich Frieden mit den Polen, indem sie ihre nationale Besonderheit anerkannten und daraus den Schluß auf die Bewährung nationaler Rechte zogen. Dabei aber nahmen sie Galizien für Polen. In Galizien machen nämlich die Polen nur die Hälfte der Bevölkerung aus, die andere Hälfte sind Ruthenen und Juden. Die Deutschbürgerlichen sicherten sich die Unterstützung der Polnischbürgerlichen — nicht Bürgerliche im landläufigen Sinne, denn bis 1907 waren es großenteils Adlige — im Reichsrat um den Preis, daß sie ihnen Galizien auslieferten. Daß dies nur ein Pakt zwischen Bürgerlichen war, erhellt schon daraus, daß 1906 anläßlich eines Antrags, Galizien eine Sonderstellung zu geben, die polnischen Sozialdemokraten mit den deutschen gegen den Antrag der Koalition des Polenklubs und deutschbürgerlicher Parteien stimmten. Seither ist es allerdings anders geworden. Erst die Wahlreform 1907 hat die Stellung der Ruthenen und teilweise auch der Juden gebessert. Die Ruthenen waren im Reichsrat ein Machtfaktor geworden, und das mußte auf ihre Stellung im Lande günstig zurückwirken, wenn sie auch in diesem noch weiter entrechtet blieben. Sie begannen sich mit dem Reiche auszusöhnen, und es waren alle Anzeichen vorhanden, daß sie bald auch zu den Polen in ein erträgliches Verhältnis gekommen wären.

Wird nun diese Entwicklung durch die angekündigte Sonderstellung Galiziens gefördert oder gefährdet? Trotzdem die Ankündigung von der Bedachtnahme auch auf die zweite Nation spricht — gemeint ist die ruthenische, denn die jüdische wird, wenn auch mit jüdischen Abgeordneten verhandelt wird, offiziell nicht anerkannt —, haben sofort alle ukrainischen Abgeordneten gegen die Sonderstellung sich verwahrt. Der Instinkt sagt es ihnen, daß in diesem Zusammenhang die Sonderstellung nur eine Begünstigung und Bevorrechtung der Polen bedeuten kann. Womit nicht gesagt sein soll, daß diese Sonderstellung die Polen befriedigt; sie wollten etwas anderes, etwas Vernünftigeres.

Wie die Dinge nun einmal liegen, muß eine Sonderstellung Galiziens zur Folge haben, daß die galizischen Abgeordneten aus dem Reichsrat ausscheiden und durch eine Delegation des galizischen Landtags ersetzt werden. Damit verlieren die Ruthenen die Tribüne, auf der sie vor den anderen Nationen sich mit den Polen hätten auseinandersetzen können, und werden auf den Landtag verwiesen. Es ist ja möglich, daß die Polen sich mit ihnen im

Lande auseinandersetzen und ein Zusammenleben ermöglichen werden, zumal sich die Ruthenen heute nicht mehr entnationalisieren lassen und sich die Macht der Zahl mit der Zeit durchsetzen muß. Aber sie sind bereits mißtrauisch!

Das ist aber nicht das Entscheidende, sondern die Frage, wie die Sonderstellung auf die Bestrebungen der nationalen Autonomie wirken wird. Und da meine ich, daß die Sonderstellung Galiziens, mag sie in welcher Absicht und in welcher Form immer erfolgen, eine Abkehr von der Idee der Umgestaltung des Staates im Sinne der nationalen Autonomie und einen Schritt zum Grundsatz der »Verländerung« bedeutet. Diese Sonderstellung, selbst nur vom Standpunkt der Polen gesehen, bleibt hinter dem Rahmen der nationalen Autonomie zurück und geht über ihren Inhalt hinaus. Die Polen in Schlesien und in der Bukowina bleiben von der Sonderstellung Galiziens unberührt, sie haben als Polen gar nichts davon. Andererseits soll Galizien mit Sonderrechten ausgestattet werden, die gar nichts mit nationaler Autonomie zu tun haben.

Noch sind die Einzelheiten unbekannt, jedenfalls kann sich die Sonderstellung Galiziens nicht auf wirtschaftliche Dinge beziehen. Es hat seinerzeit viel Mühe und Geduld gekostet, bis das primitive Wirtschaftsleben Galiziens von Polen losgelöst und mit Österreich verknüpft wurde. Heute, wo das Wirtschaftsleben in Galizien viel verwickelter geworden und eine blühende Industrie im Werden ist, heute, wo Galizien mit westösterreichischem Kapital durchsetzt ist, diese Bande lösen wollen, hieße Galizien und Österreich schweren Schaden zufügen. Also ist die Sonderstellung Galiziens weder vom nationalen noch vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus begründet, sie rechtfertigt sich nur mit der Gelegenheit, in der sie verkündet wurde.

Literarische Rundschau.

Professor Dr. A. Hettner, **Rußland.** Eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur. Leipzig und Berlin 1916, B. G. Teubner. 356 Seiten.

Das vorliegende Werk ist eine zweite, erweiterte Auflage des Werkes »Das Europäische Rußland«, bedeutend abgeändert und durch Hinzufügung eines neuen Teiles über die politisch-geographischen Verhältnisse des ganzen russischen Reiches vergrößert. Aber unter dieser Umarbeitung hat das Buch schon rein literarisch gelitten, da sie verschiedene Wiederholungen zur Folge hatte. Außerdem hat der Autor unter dem Einfluß der Kriegsereignisse nicht allein weniger objektiv geschrieben, sondern auch auf Gebiete übergegriffen, die vorläufig noch gar nicht wissenschaftlich behandelt werden können.

Im allgemeinen bleibt die vom Genossen K. Kautsky über die erste Auflage in der Neuen Zeit (XXIV, 1, S. 504) geäußerte Meinung, daß der Autor die wirtschaftlichen Veränderungen nicht berücksichtigt, auch heute vollauf berechtigt. Er betrachtet die Dinge bloß vom geographischen Standpunkt aus, obgleich er die Einseitigkeit dieser Betrachtungsweise nicht verkennt, sieht darum auch sozusagen bloß die äußere Seite des Problems. Trotz alledem ist diese Arbeit anregend und wertvoll.

Auf den Inhalt ausführlich einzugehen, verbietet uns der Raum. Nur einiges möge hervorgehoben werden, was ein aktuelles Interesse hat.

Hettner spricht von den Annexionen im Osten; in der ersten Auflage bezeichnete er die Abtrennung der Ostseeprovinzen als einen hoffnungslosen Traum, jetzt will er nicht so entscheidend urteilen, meint aber, daß dadurch Rußland von der Ostsee

abgedrängt wäre und daß Rußland »daran viel setzen würde, das Land wieder zu gewinnen. Wir müßten auf lange Zeit hinaus bereit sein, es zu verteidigen.« (S. 296.)

»Die Abtrennung Polens wird«, sagt er, »wirtschaftliche Fäden zerschneiden und wirtschaftliche Privatinteressen schädigen; denn es ist natürlich fraglich, ob diese Industrien bald andere Absatzgebiete finden werden, wenn es auch bei dem Kohlen- und Erzreichtum Südpolens wahrscheinlich ist, daß sie sich halten können.« Darüber ist Genosse O. Hue anderer Meinung. (Vergl. seinen Artikel »Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands« Nr. 21 und 26 des 26. Jahrgangs.)

Man sieht, diese Probleme sind ziemlich kompliziert und lassen sich gar nicht so ohne weiteres lösen. Renner schreibt in »Österreichs Erneuerung« (S. 32 und 33):

»In keiner Epoche der Vergangenheit war das Staatsgebiet so zusammengewachsen, waren alle seine Teile bis an den letzten Rand so innig mit dem Ganzen verschmolzen und alle Ränder so scharf von dem Nachbarlande abgeschlossen wie heute in Europa. Noch vor fünfzig Jahren mochte man Gebiete leicht abtrennen und zuschlagen, vor hundert Jahren war der Wechsel schmerzlos und hatte kaum mehr Unbequemlichkeit für den Bürger als den neuen Untertaneneid. Amorph lagerte Landschaft neben Landschaft, nichts verband sie als elende Landstraßen und ein kümmerlicher Handel. Die industrielle Entwicklung hat all die Landschaften miteinander derart verwoben, daß die Verbindung bis in den einzelnen Haushalt, bis zum Tische reicht.« Abgesehen von der übertriebenen Ausdrucksweise und Verallgemeinerung für alle Gebiete weist damit Renner auf eine wichtige Tendenz hin. Das Problem der Annexionen stellt sich wirtschaftlich betrachtet heute ganz anders dar als früher.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet auch Hettner das Problem der Ukraine. Er meint:

»Eine gewisse Autonomie, die das ukrainische Volk in Zukunft vor Vergewaltigung schützte und die Pflege seiner Sprache verbürgte, wäre für das russische Reich erträglich, aber ihre volle Unabhängigkeit wäre ein sehr schwerer, kaum zu überwindender Schlag.« Indem er dann auf die wirtschaftliche Bedeutung dieses Getreide-, Kohlen- und Eisengebiets hinweist, sagt er, daß es fraglich wäre, ob ein Rußland ohne dieses überhaupt noch lebensfähig wäre. Das ist vielleicht übertrieben. Sicher ist es aber, daß »Rußland sich der Abtrennung der Ukraine mit aller Kraft widersetzen wird. Nur unter Aufbietung sehr großer Macht könnte man sie erzwingen und auf die Dauer gegen die auf die Wiederherstellung der Verbindung gerichteten Versuche Rußlands verteidigen. Man muß sich ... hüten, Wünschbarkeiten für Tatsachen zu nehmen.« Sp.

Reinhard Junge, **Das Problem der Europäisierung orientalischer Wirtschaft, dargestellt an den Verhältnissen der Sozialwirtschaft von Russisch-Turkestan.** 1. Band mit vier farbigen Karten und Skizzen. Weimar 1915, Verlag von Gustav Kiepenheuer. 516 Seiten. Preis broschiert 8 Mark, gebunden 10 Mark.

Den Zweck dieser hervorragenden Arbeit, von der leider nur der 1. Band vorliegt, umschreibt der Verfasser im Vorwort:

»Ich habe in ihr nach fast fünfjährigen Studien über Verhältnisse des gesamten Orients einen doppelten Versuch gemacht. Ich wollte erstens praktisch Material sammeln, Einzelfragen bekannt machen und wollte diese Fragen möglichst vollzählig in ein einheitliches System der Darstellung eingereiht vorführen. Ich suchte aber zweitens auf Grund der feststehenden großen Züge dieses geordneten Materials zu einem besonderen theoretischen System des Problems der Europäisierung orientalischer Wirtschaft und seiner Lösung zu gelangen und danach für ein allgemeingültiges System des Zusammenstoßes verschieden entwickelter Wirtschaften überhaupt weiterzubauen und die Beziehungen all dieser Fragen zum Gesamtkulturproblem aufzudecken....« (S. VII.)

Am Beispiel von Russisch-Turkestan, das jetzt auch durch die Maßnahmen Kuropatkins und den Militärstreik der Eingeborenen die Aufmerksamkeit der Politiker erregt, sucht Junge das Problem der Europäisierung oder Kapitalisierung orientalischer Wirtschaft zu zeigen. Es handelt sich dabei um eine Arbeit, deren Großzügigkeit auf einer intimen Materialkenntnis beruht und die jeden Marxisten anzieht, zumal sich sehr viele Berührungspunkte mit Einzelarbeiten marxistischer Theoretiker ergeben und Junge in einer oft etwas verzwickten Terminologie eine merkwürdige Abart des historischen Materialismus handhabt, die man wohl paradox als eine Synthese von Marx und Laotse bezeichnen könnte.

Junge gibt eine wissenschaftliche Grundlegung einer vom Interesse der Gesamtkulturentwicklung und der einheitlichen Kapitalistenklasse aus zu betreibenden planmäßigen kapitalistischen Durchdringung Vorderasiens. Darin liegt das Utopische seines Versuchs, da ein Einheitsinteresse der Kapitalistenklasse nur als Idee existiert und zumeist die dauernden Interessen der kapitalistischen Entwicklung gegen Gruppeninteressen der Bourgeoisie vom Proletariat verfochten werden müssen, wie der Frühkapitalismus mit seiner Menschenverwüstung beweist bis zum Raubbau der modernen imperialistischen Kolonialpolitik und den Zerstörungen des Weltkriegs.

An diesem Punkte müßte eine Kritik der Theorie Junges einsetzen, die hier nur angedeutet, aber nicht gegeben werden kann. Es handelt sich bei dem Werk Junges aber um die Leistung eines ernsten Wissenschaftlers, die einer eingehenden Würdigung bedarf, die erst nach Abschluß des auf mehrere Bände berechneten Werkes erfolgen kann. Schon jetzt seien aber alle sozialistischen Theoretiker auf das gedankenreiche und eine Fülle wichtigen Materials bietende Werk hingewiesen.

Gewidmet ist die Schrift: »Den Männern, die orientalische Wirtschaft und Kultur nicht vernichten, sondern neu beleben werden.«

Wir Sozialisten alter Schule wollen ebenfalls den Orient neu beleben, aber auch die Welt nach den unmenschlichen Verheerungen dieses Krieges nicht nur notdürftig zusammenflicken, sondern auf neuen Grundlagen wieder erbauen. Wir gehören zu jenen Männern, denen Junge seine Arbeit widmet, und wir müssen sie, trotz aller Abweichungen im einzelnen und unseres prinzipiell verschiedenen Standpunktes mit jenem Fleiß studieren, der jeder ernsten, von echt wissenschaftlichem Geist getragenen Leistung gebührt. O. J.

Dr. Emil Pfersch, **Die Parteien der Deutschen in Österreich vor und nach dem Weltkrieg.** München und Leipzig 1915, Verlag von Duncker & Humblot.

Der Verfasser leitet seine Charakteristik der deutsch-österreichischen Parteien mit treffenden Worten ein: »Innerhalb der Parteien selbst wie im öffentlichen Meinungsausdruck pflegt jeder größere Gedanke, jede geschichtliche Anknüpfung vernachlässigt zu werden.« Leider löst sich der gelehrte Professor nicht vom Gedankenkreis seiner Umgebung: seine kritische Schrift läßt jedes klare und umfassende Parteiziel vermissen, es sei denn, daß ein verschwommenes Gerede von Österreichs Erneuerung dafür genommen wird. Der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie wird nachgesagt, daß sie nicht nur die nationalen Interessen der Deutschen in Österreich und die Interessen des Gesamtstaats in keiner Weise gefördert, sondern dieselben durch ihre rein negative Politik auch direkt geschädigt habe. Der gute Mann ahnt nicht, daß die beste literarische Bearbeitung des staatlichen und nationalen Problems von Sozialdemokraten stammt und daß die von unserer Bruderpartei unter den schwierigsten Verhältnissen errungenen sozialen Erfolge die denkbar positivste Arbeit für Volk und Staat sind. Auf dem charakterisierten niedrigen Niveau bewegen sich auch die anderen Ausführungen.

Anton Hofrichter.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 9 Ausgegeben am 1. Dezember 1916 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Parteitag der schweizerischen Sozialdemokratie.

Von D. Zinner (Winterthur).

Die schweizerische Sozialdemokratie hielt am 4. und 5. November in Zürich ihren dritten Parteitag in der Kriegszeit ab. Die Erregung und Depression, unter denen der erste Kriegsparteitag im Herbst 1914 stand, haben allmählich einer gewissen Beruhigung Platz gemacht, denn während langen 27 Kriegsmonaten gewöhnt man sich fast auch an den europäischen Krieg, namentlich dann etwas leichter, wenn das eigene Land nicht direkter Kriegsbeteiligter ist. Indessen sind auch die indirekten Kriegswirkungen für die neutrale Schweiz und hier wieder insbesondere für die Arbeiterschaft derart, daß sie mit jedem Tage den Krieg unerträglicher und den Frieden dringlicher erscheinen lassen.

Der Züricher Parteitag bedeutet für die schweizerische Sozialdemokratie die Beendigung des mehrjährigen inneren Krieges, des Organisationsstreites mit dem Grütliverein. Ein Teil seiner Führer hielt unerschütterlich zähe an dessen privilegierter und undemokratischer Stellung im Rahmen der Partei fest, die ihm bei der Fusionierung im Jahre 1901 — der sogenannten »Solothurner Hochzeit«, da die Vereinigung auf dem Parteitag in Solothurn erfolgt war — selbstverständlich nur im Sinne eines Übergangsstadiums eingeräumt worden war. Ein volles Jahrzehnt blieb dieser Zustand von den Nichtgrütlianern in der Partei unbeanstandet, und als endlich 1911 die erste Änderung im Sinne der Demokratisierung der Partei daran vorgenommen wurde, konnte es nur gegen die heftigste Opposition der Führer des Grütlivereins geschehen.

Auf dem Aarauer Parteitag von 1915 wurde ein weiterer Schritt zur Demokratisierung der Partei gemacht, und ferner sollte die gänzliche Auflösung des Grütlivereins auf dem Wege der Verständigung zwischen der Geschäftsleitung der Partei und dem Zentralkomitee des Grütlivereins herbeigeführt werden. Da aber die Verhandlungen nicht in Fluß kommen wollten, ergriffen mehrere Sektionen des Grütlivereins die Initiative, um auf dem Wege der Urabstimmung die Auflösung des Vereins herbeizuführen. Von zirka 10 000 Mitgliedern des Grütlivereins beteiligten sich zirka 6000 an der Urabstimmung, von denen fast zu gleichen Teilen für und gegen die Auflösung gestimmt wurde. Nach der Feststellung des Zentralkomitees des Grütlivereins hatte eine kleine Mehrheit gegen die Auflösung gestimmt, und dieses Ergebnis interpretierte das Zentralkomitee dahin, daß nun auch keine Verhandlungen mehr mit der Parteileitung über eine gegenseitige Verständigung geführt werden sollen. Damit waren aber zahlreiche Sektionen des Grütlivereins nicht einverstanden, sie verlangten die Aufnahme solcher Verhandlungen. Doch auf der am 30. Oktober in Zug stattgefundenen Delegiertenversammlung des Grütlivereins wurden

auf Antrag des Zentralkomitees alle diese Anträge mit 111 gegen 77 Stimmen abgelehnt.

Damit war die Lostrennung des Grütlivereins von der sozialdemokratischen Partei vollzogen »wegen taktischer und prinzipieller Meinungsverschiedenheiten von der Politik des dermaligen herrschenden linken Flügels der Sozialdemokratie«.

Die Führer des Grütlivereins wollen nun eine eigene sozialdemokratische Partei haben, die mit beiden Füßen auf nationalem Boden steht, aber auch etwas internationalen Einschlag haben soll; sie akzeptieren das Parteiprogramm der schweizerischen Sozialdemokratie, kündigen aber den »dogmatischen und doktrinären Anschauungen« den Kampf an.

So stand der sozialdemokratische Parteitag in Zürich vor der Tatsache der vollzogenen Spaltung, der Parteieinheit ohne Grütliverein, der auch die Vorlage zur Revision der Parteistatuten angepaßt war. Darüber fand nach einem einleitenden ausgezeichneten Referat des Genossen Lang (Zürich) eine Generaldebatte statt, aber für die Detailberatung mangelte die Zeit, und daher wurde auf Antrag der Baseler Genossen beschlossen:

Nachdem die Organe des Schweizerischen Grütlivereins der Parteieinheit systematisch entgegengearbeitet haben und die Delegiertenversammlung in Zug die Politik des Zentralkomitees und des »Grütlianers« nicht nur sanktionierte, sondern jede weitere Einigungsverhandlung ablehnte, erklärt der Parteitag den Grütliverein als außerhalb der sozialdemokratischen Partei stehend.

Die Mitgliedschaft einer lokalen Organisation oder einzelner Personen beim Grütliverein ist mit der Zugehörigkeit zur Partei unvereinbar. Bis zum 1. Januar 1918 haben sich die lokalen Grütlivereine zu entscheiden, ob sie bei der Partei oder beim Grütliverein bleiben wollen. Grütlivereine, die bis dann aus dem Grütliverein nicht ausgetreten sind, sind vom Parteivorstand auf Antrag der Geschäftsleitung von der Liste der Parteivereine zu streichen. Mitglieder von aus der Partei ausgetretenen oder gestrichenen Grütlivereinen, die in öffentliche Ämter gewählt wurden, werden nicht mehr als Vertreter der Partei betrachtet und sind zur Mandatsniederlegung aufzufordern. Dem »Grütlianer« wird der Charakter eines Zentralorgans der sozialdemokratischen Partei der Schweiz abgesprochen.

Damit hat die Partei die letzten Konsequenzen aus der Lostrennung des Grütlivereins gezogen, ist die reinliche Scheidung eine vollständige geworden. Die Statutenrevision, für die der Parteitag eine siebengliedrige Kommission bestellte, wird auf dem nächsten Parteitag behandelt werden.

Was die Stärke der schweizerischen sozialdemokratischen Partei betrifft, so zählte sie rund 27 500 Mitglieder, um 2100 weniger als 1915. Wegen der Lostrennung des Grütlivereins sind bisher 1300 Mitglieder aus den Parteiorganisationen ausgetreten, umgekehrt sind 2000 Parteigenossen aus dem Grütliverein ausgetreten, um nur der Parteiorganisation anzugehören. Dieser Scheidungsprozeß ist noch in vollem Gange, und es läßt sich daher auch jetzt noch nichts über die schließliche Gestaltung der Organisationsverhältnisse sagen.

Im Gegensatz zu den früheren heftigen Debatten über die kleinste Erhöhung des Parteibeitrages ist jetzt in Zürich ohne Debatte die Erhöhung des Parteibeitrages von 5 Centimes pro Mitglied und Monat auf 10 Centimes beschlossen worden.

In ihrem Geschäftsbericht konnte die Parteileitung mit Befriedigung die Sammlung der 120 000 Unterschriften für die vom vorjährigen Parteitag in Aarau beschlossene Initiative für die Abschaffung der Militärjustiz erwähnen, ferner die Erstarkung der Arbeiterinnen- und Jugendbewegung. Letztere ist nach den Mitteilungen des Jugendsekretärs Münzenberg während der Kriegszeit von 1300 auf 5000 Mitglieder in zirka 160 Sektionen gestiegen.

Zurückgestellt wurde bis auf weiteres die vom Aarauer Parteitag akzeptierte Initiative der Luzerner Genossen betreffend die Gleichstellung der Offiziere mit den Soldaten in der Verpflegung und Besoldung.

Eine lebhafte Diskussion löste der von Genosse Dr. Affolter in Solothurn erstattete Bericht der sozialdemokratischen Nationalratsfraktion aus, der allerdings in der Hauptsache nur eine mündliche Ergänzung des vorgelegten gedruckten Berichts war. Die Fraktion war öfters uneins gewesen, wobei es vorkam, daß ein Teil mit den bürgerlichen Fraktionen stimmte, der andere Teil dagegen. Dabei handelte es sich meistens um militärische Angelegenheiten, für deren einheitliche Behandlung offenbar auch nicht mehr die Beschlüsse des Oltener Parteitags von 1906 genügen und daher der außerordentliche Parteitag im Februar 1917 neue Richtlinien aufstellen soll. Selbstverständlich erstreckte sich die Kritik auch auf die Kriegserscheinungen des bürgerlichen Klassenstaats, insbesondere der äußerst bedenklichen Auswüchse des Militarismus, der sich über die Demokratie erheben und aus einem Mittel zum Zwecke der Landesverteidigung geradezu Selbstzweck und Herrlichkeit werden möchte, auf jeden Fall aber ein Machtinstrument in den Händen der herrschenden Klassen ist. Die Diskussion fand ihren Abschluß mit der einstimmigen Annahme der abgeänderten Resolution der Züricher Genossen, welche lautet:

Der Parteitag der sozialdemokratischen Partei der Schweiz stellt fest:

1. daß die Tätigkeit der sozialdemokratischen Fraktion des Nationalrats an Geschlossenheit, Einheitlichkeit und Grundsätzlichkeit es zu wiederholten Malen hat fehlen lassen;

2. und es öfter vorkam, daß Fraktionsmitglieder in politischen Grundfragen gemeinsam mit den bürgerlichen Gruppen gegen die Fraktion stimmten.

Der Parteitag fordert deshalb:

1. daß die Fraktion in ihrer Tätigkeit ein Vorbild geschlossener proletarischer Interessenvertretung, den Ausdruck des revolutionären Klassenkampfes der Massen bilde und daß nicht im Bestreben, Augenblickserfolge zu erzielen, eine Verwischung und Preisgabe der grundsätzlichen Forderungen und der höheren Interessen des Sozialismus stattfinde;

2. daß ein besseres Zusammenwirken zwischen Fraktion und Geschäftsleitung und zwischen Fraktion und Proletariat im Sinne der Unterstützung der Fraktionstätigkeit durch die Aktion der Massen Platz greife.

Der Parteitag verpflichtet die Wahlkreisorganisationen, bei kommenden Nationalratswahlen nur solche Kandidaten aufzustellen, die sich verpflichten, im Sinne der Parteibeschlüsse im Parlament zu handeln.

Die materiell wichtigste Frage, mit der sich der Parteitag beschäftigte, war die vom Parteivorstand in Ausführung eines bezüglichen Beschlusses des Aarauer Parteitags vorgelegte Initiative, betreffend die Einführung von direkten Bundessteuern, die von Einkommen von

über 5000 Franken und von Vermögen von über 20 000 Franken erhoben werden sollen. Referiert darüber wurde vom Genossen Nationalrat Müller (Bern), der in Finanz- und Steuerfragen tüchtiger Fachmann ist. Er schilderte die durch den Krieg verschuldete empfindliche Verschlechterung der Finanzverhältnisse der Schweiz, die sich in verminderten Einnahmen und vermehrten Ausgaben und einer halben Milliarde Mobilisationsschulden sowie dem daraus folgenden finanziellen Mehrbedarf von etwa 50 Millionen Franken jährlich ausdrückt. Bundesrat und bürgerliche Parteien wollen die erforderlichen neuen Millionen nach der alten Schablone der bürgerlichen Steuerpolitik auf dem ausgetretenen Wege der indirekten Steuern aufbringen, wie Tabakmonopol oder Tabaksteuer, Biersteuer, Stempelsteuer, Ausdehnung des Schnapsmonopols auf die noch freien Brennereien, Fracht- und Versicherungsquittungssteuer; außerdem soll die bestehende Militärsteuer erhöht und eine Kriegsgewinnsteuer erhoben werden. Von einer dauernden direkten Bundessteuer wollen die Herrschaften nichts wissen, sie ist auch zurückgewiesen worden von der vom Bundesrat bestellten 35gliedrigen Expertenkommission, in der die fünf Arbeitervertreter mit ihrer direkten Bundessteuer allein standen. Die Herren, insbesondere die Bauernführer, schwärmen auch für Zollerhöhungen, und sie würden es nicht ungern sehen, wenn der Bundesrat unter klassenpolitischem Mißbrauch der ihm am 3. August 1914 von der Bundesversammlung erteilten Vollmachten solche von heute auf morgen durchführen würde. Die schweizerischen Agrarier bereichern sich zwar mit ihrem Lebensmittelwucher während der Kriegszeit im gleichen Maße, als die Arbeiterschaft und weite Kreise des Mittelstandes infolge der erdrückenden Verteuerung der Lebenshaltung verarmen, in die ländlichen und andere Banken ergießt sich ein wahrer Goldstrom der Landwirtschaft, aber sie will ihre reiche Beute für sich behalten und nicht wieder einen Teil davon als direkte Steuer an den Bund abgeben. Sie wollen indirekte Steuern, die sie weniger belasten als die Arbeiter und die ihnen erst noch, wie die Biersteuer, einen wirtschaftlichen Vorteil bringen durch die Begünstigung des Wein- und Mostgenusses. Aber trotzdem sind die Agrarier die Oberpatrioten und Stützen der Gesellschaft.

Eine Meinungsverschiedenheit über die Forderung der dauernden direkten Bundessteuern gab es auf dem Züricher Parteitag nicht, dagegen über den Vorschlag, eventuell auch bei der einen oder anderen Steuerart mitzuwirken, so zum Beispiel auch bei der Einführung des Tabakmonopols, wenn sein Erträgnis ganz oder zum Teil für soziale Zwecke, so für die Finanzierung der Alters- und Invalidenversicherung verwendet würde.

Die endliche Beschlußfassung erfolgte in folgender Form:

Die sozialdemokratische Partei der Schweiz erklärt ihre Bereitwilligkeit, positiv mitzuarbeiten an der Durchführung der Bundesfinanzreform. Als Mittel dieser Reform erklärt sie: 1. die Einführung der direkten Bundessteuer; 2. die Einführung des Tabakmonopols, dessen Erträgnisse ganz oder zum größeren Teil sozialen Zwecken zuzuführen sind; 3. die Einführung von Stempelsteuern, soweit sie den Charakter von Besitzsteuern haben; 4. die Ausdehnung des Alkoholmonopols; 5. die Revision des Gesetzes über die Militärpflichtersatzsteuer.

Der Parteitag stimmt dem vom Parteivorstand vorgelegten Entwurf eines Volksbegehrens betreffend die Einführung der direkten Bundessteuer zu. Er beauftragt den Parteiausschuß, im geeigneten Moment mit der Unterschriftensamm-

lung für die Initiative zu beginnen, und ermächtigt ihn, für die Verwirklichung der übrigen Vorschläge die nötigen Schritte von sich aus zu unternehmen oder einem nächsten Parteitag entsprechende Anträge zu unterbreiten.

Die Mitwirkung an der Durchführung der Finanzreform geschieht in der vom Aarauer Parteitag 1915 festgestellten Voraussetzung, daß in erster Linie die direkte, progressive Bundessteuer auf Vermögen und Einkommen sichergestellt wird, von deren Zustandekommen die Partei ihre Stellung zu den anderen Reformvorschlägen abhängig macht.

Um der eventuellen irrigen und verneinenden Auffassung von vornherein entgegenzutreten, als ob mit diesem Beschluß Zugeständnisse an die Politik der indirekten Steuern gemacht seien, gab Genosse Grimm in Bern, von dem der Schlußabsatz des vorstehenden Beschlusses herrührt, folgende Erklärung ab:

Die Abstimmung über die Steuerfrage von heute vormittag hat bei einigen Delegierten den Eindruck erweckt, als ob wir mit der Zustimmung zum Antrag Huber-Grimm die Zustimmung zu indirekten Steuern gegeben hätten. Ich erkläre hiermit, daß nach meiner Auffassung das Verhältnis der Partei zur Frage der direkten oder indirekten Besteuerung geklärt ist durch den Parteitagsbeschluß von Aarau 1915, und daß der Antrag Huber-Grimm nach dieser Richtung keine Modifikation bedeutet, daß aber durch Hinzufügung meines Zusatzantrags unsere Position insofern verschärft wurde, als keine Zweifel mehr übrig gelassen werden, daß wir erst dann auf Grundlage der Aarauer Beschlüsse auf irgendwelche Steuerfragen eingehen, wenn zuerst die direkte Bundessteuer gesichert ist. Eine Erklärung besagt weiter, daß die Partei somit ihre Zustimmung auch zur Stempelsteuer, die eine indirekte Steuer ist, aber die breiten Massen nicht belastet, nicht geben kann, solange die direkte Bundessteuer nicht garantiert ist.

Verschoben auf den außerordentlichen Parteitag im Februar 1917 wurde auch die Stellungnahme zur zweiten internationalen Konferenz in Kiental.

Die Wahl der Geschäftsleitung der Partei brachte insofern einige Änderungen, als an Stelle des zurückgetretenen Genossen Dr. Studer in Winterthur Genosse Stadtrat Dr. Klöti in Zürich als Parteipräsident und an Stelle des wegen seiner Ernennung zum Beamten der eidgenössischen Fabrikinspektion zurückgetretenen Genossen Sigg in Zürich der Jugendsekretär Münzenberg gewählt wurden.

Unsere schweizerische Parteipresse ist mit dem Verlauf und den Ergebnissen des Züricher Parteitags durchweg zufrieden, namentlich auch mit der endlichen Erledigung des jahrelangen Organisationsstreits mit dem Grütliverein, wodurch nun eine durchaus klare und einheitliche Situation geschaffen ist.

Handelspolitische Fragen.

Von **Karl Emil.**

(Fortsetzung.)

6. »Mitteleuropa«.

Daß die Zusammenbruchstheorie ein Phantom ist, hindert nicht, daß sie eine brauchbare Ideologie für den Imperialismus darstellt, sobald er sie nur mit seinem Geiste erfüllt hat. Und das ist geschehen. Bei Adolf Wagner, Oldenberg usw. war das Ideal der Autarkie das einer Beschränkung auf die in Deutschland vorhandenen Produktivkräfte; es sollte erreicht werden

durch staatliche Eingriffe zugunsten der Landwirtschaft auf Kosten der industriellen Entwicklung, namentlich auf Kosten der Exportindustrie. Die imperialistische Autarkie will umgekehrt den Machtbereich der Nation politisch und territorial ausdehnen, bis alle notwendigen Produktivkräfte dem eigenen Wirtschaftsgebiet einverleibt sind. Dazu sind dieselben Mittel vonnöten wie für die Monopolisierungspolitik des Finanzkapitals, um die es sich beim Imperialismus wirklich handelt. Aber indem dieses reale Ziel unter der ideologischen Verkleidung des Zweckes der Autarkie auftritt, erreicht das Profitstreben des Finanzkapitals zugleich die Anknüpfung an die nationale Ideologie, die die größte Unabhängigkeit und Selbständigkeit der eigenen Nation erstrebt, erscheint seine Politik also als die wahre Erfüllung der Idee der politischen Souveränität der Nation und als deren Sicherung durch die wirtschaftliche Souveränität. Dadurch erhält dann der Imperialismus die Gefolgschaft weiter Schichten, die für seine eigentlichen Zwecke weit schwerer in Bewegung zu setzen wären, und wirkt als Zersetzungsmittel der liberalen und zuletzt auch der sozialdemokratischen Politik.

Während in England und in den Vereinigten Staaten der Gedanke der imperialistischen Autarkie wenigstens scheinbar in der Ausdehnung und in den geographischen Bedingungen dieser Reiche eine reale Grundlage haben konnte und wesentlich als rein wirtschaftspolitisches Problem erschien — Chamberlains Vorschläge waren alle ganz »friedlich« —, gewann in Deutschland dieser Gedanke erst während des Krieges an Stärke. Einerseits dient er als Begründung für weitgehende Annexionsvorschläge, für die Verbreiterung der industriellen Basis im Westen und der agrarischen im Osten, wie es die Wirtschaftsverbände fordern, andererseits für die Propaganda einer wirtschaftspolitischen Gemeinschaft der mitteleuropäischen Staaten mit Deutschland an der Spitze. Zu Beginn des Krieges noch weit gefaßt als eine Union so ziemlich aller europäischen Staaten, die feindlichen ausgenommen, mit Deutschland, erfuhr dieser Plan, nachdem man sich von der Negativität seiner vorhandenen Kraft hatte überzeugen müssen, allmählich eine Verengerung bis auf das Wirtschaftsbündnis Deutschlands mit Österreich-Ungarn und eventuell noch mit der Türkei. Als solcher erscheint er als der friedliche, auf Vereinbarung beruhende Plan gegenüber dem gewaltsamen ausgedehnter Annexionen und übt seine Anziehungskraft auch auf Sozialdemokraten aus.

Es ist ein Verdienst des Vereins für Sozialpolitik, durch seine Veröffentlichung das Material geliefert zu haben, das für eine wissenschaftliche Beurteilung nötig ist. Im Vordergrund stehen vor allem die Arbeit Eulenburgs: »Die Stellung der deutschen Industrie zum wirtschaftlichen Zweibund«, die Aufsätze von Eßler und Ballod über die deutsche, beziehungsweise österreichische Landwirtschaft und die Darlegung des deutschen Konsumentenstandpunktes durch Tyszka. Hinter diesen deutschen stehen die österreichischen Beiträge zurück. Spiethoff, Professor in Prag, gibt anstatt einer wissenschaftlichen Untersuchung ein Plädoyer, R. Schüller beschränkt sich auf eine kurze, mehr technische Darlegung der Begriffe Meistbegünstigung und Vorzugsbehandlung, während Stolper die verschiedenen Formen untersucht, in denen sich die wirtschaftliche Annäherung vollziehen könnte. Die genannten deutschen Mitarbeiter halten sich streng an die rein wirtschaftliche Untersuchung, deren Resultat Eulenburg also

formuliert: Ablehnung eines Zollbundes mit Zwischenzollinie und einer prinzipiellen Vorzugsbehandlung; dafür aber wirtschaftliche Annäherung in Form eines Tarifvertrags auf erweiterter Grundlage mit allgemeiner Meistbegünstigung. Die Erweiterung hätte zu bestehen in gleicher Art der Zollverwaltung auf dem deutschen und österreichisch-ungarischen Gebiet, möglichst angepaßte Tarifierung der Zollpositionen in gleichmäßigen Frachttarifsätzen und Erleichterung des Durchgangsverkehrs nach dem Balkan, endlich in entgegenkommender Zollbehandlung auf beiden Seiten. Voraussetzung wäre eine gründliche Revision der Zolltarife mit Erweiterung der Freiliste und Ermäßigung der Zölle. Demgegenüber vertritt Schumacher den imperialistischen Realismus in all seiner Gewaltfähigkeit, während die Österreicher, Vertreter eines Landes mit zurückgebliebener Wirtschaft, die imperialistische Phantastik repräsentieren. Außerdem werden Spezialthemen behandelt, so unter anderem die Verkehrsbeziehungen von Professor v. d. Leyen, das soziale Versicherungsrecht von Rudolf Wissel und der Arbeiterschutz in beiden Staaten von Professor Walter Schiff, die Frage eines Getreidemonopols von Michael Hainisch.

Betrachten wir zunächst das Problem vom wirtschaftlichen Standpunkt, so muß zunächst konstatiert werden, daß infolge der Stärke der Schutzzollinteressen in beiden Reichen von einer vollständigen Zollunion, also von einer Beseitigung der Zölle und Herstellung eines gemeinsamen Wirtschaftsgebiets nicht die Rede ist. Es handelt sich um eine »wirtschaftliche Annäherung« nur in dem Sinne, daß zwischen Deutschland und Österreich niedrigere Zölle in Geltung sein sollen als zwischen diesen beiden Staaten und dem übrigen Ausland, also um eine gegenseitige Vorzugsstellung. Nicht einmal das ist sicher, ob in Zukunft die Zölle zwischen den beiden Staaten allgemein herabgesetzt werden sollen oder ob nicht die Bevorzugung in der Weise zu erzielen wäre, daß die Tarife gegen das Ausland über das bisherige Maß erhöht werden.

Damit verliert aber ein Hauptgrund für das Eingehen des Wirtschaftsbündnisses, um nämlich so zu dem großen Wirtschaftsgebiet zu gelangen, viel von seiner Kraft. Wir haben gesehen, daß das Argument überhaupt nicht voll zutrifft, da für die wichtigsten deutschen Industrien der Weltmarkt das Wirtschaftsgebiet ist und sein muß. Aber davon abgesehen, sagt Schumacher richtig:

Was Österreich-Ungarn ... anlangt, so darf seine Aufnahmefähigkeit natürlich nicht nach der Zahl der Menschen geschätzt werden. Wenn Deutschland mit seinen rund 70 Millionen Einwohnern sich irgendwie mit Österreich-Ungarn zu einem Marktgebiet von 120 Millionen Menschen zusammenschlösse, so wüchse die Aufnahmefähigkeit nicht etwa im Verhältnis 7 : 12. Aufnahmefähigkeit bedeutet Kaufkraft, und hierin steht das Donaukaiserreich mit seiner Gebirgsbevölkerung und seinem Nationalitätenwirrwarr weit hinter Deutschland zurück. Man hat gemeint, die Einfuhr, die 1913 in Deutschland 10,8 Milliarden Mark, in Österreich 2,9 Milliarden Mark betrug, sei ein besserer Maßstab. Wenn man das annimmt, so würde der Zusammenschluß für den deutschen Markt eine Erweiterung von 27 Prozent bedeuten.

Dieser Maßstab würde aber nur gelten, wenn heute Österreich als zollfreies Gebiet der deutschen Wirtschaft neu erschlossen würde. Nun ist einmal von Zollfreiheit keine Rede, und dann nimmt Deutschland schon heute einen

beträchtlichen Teil österreichischer Kaufkraft in Anspruch. Denn 1913 entfielen in Österreich-Ungarn 39,5 Prozent seiner Gesamteinfuhr wie 40,8 Prozent seiner Gesamtausfuhr auf Deutschland. Mit dem großen Wirtschaftsgebiet ist also zunächst nicht viel anzufangen. Es ist eben etwas anderes, wenn sich eine Industrie wie die der Vereinigten Staaten von Anfang an in einem großen, rasch anwachsenden und außerordentlich kaufkräftigen Wirtschaftsgebiet entwickelt, und wieder ein anderes, wenn ein Wirtschaftsgebiet plötzlich aus zwei bisher getrennten Gebieten mit bereits entwickelten, den speziellen Bedingungen angepaßten Industrien geschaffen werden soll. Hier entstehen neue schwere ökonomische Komplikationen, und erst nach langen, zum Teil verlustreichen Konkurrenzkämpfen würde aus den früher getrennten Gebieten ein gemeinsames Wirtschaftsgebiet entstehen. Das Vorhandensein von Zwischenzöllen würde dazu noch diesen Prozeß je nach der Höhe entweder sehr verlangsamen oder ganz hemmen.

Ebensowenig wie die Begründung mit der Größe des Wirtschaftsgebiets hält das Freihandelsargument Stich. Sieht man auch davon ab, daß die österreichische Industrie in vielen Zweigen noch so zurückgeblieben ist, daß Erziehungszölle in Erwägung kommen könnten, und auch noch davon, daß es jedenfalls ein einzig dastehender Fall wäre, daß die Zölle nur gegenüber dem stärksten, ja praktisch fast einzigen Konkurrenten aufgehoben würden, gegenüber den anderen, schwächeren Konkurrenten aber erhalten blieben, so darf doch folgende Erwägung nicht außer acht gelassen werden: Freihandel bedeutet eine Verbilligung der Produktionsbedingungen durch den Bezug billiger Nahrungsmittel und billigen Industriebedarfs. Diese wichtigste Wirkung fällt aber weg, da ja die Schutzzölle nach außen für Deutschland und Österreich erhalten bleiben sollen. Deren Höhe bleibt indes für die Preise der wichtigsten Nahrungsmittel bestimmend. Denn auch nach der Annäherung würden Deutschland und Österreich-Ungarn ihren Nahrungsbedarf nicht decken können. Österreich-Ungarn spielt bei der Versorgung des deutschen Marktes mit Lebensmitteln keine bedeutende Rolle; fast gar keine bei Weizen, Roggen, Kartoffeln. Beträchtlich war die Einfuhr von Malz (1912/13 47 568 Tonnen, also 95 Prozent der Gesamteinfuhr von 49 967 Tonnen), Hopfen und Gerste. Den Anteil Österreich-Ungarns an der Versorgung Deutschlands mit Fleisch (Vieh, Geflügel eingeschlossen) berechnet Tyszka mit 0,78 Prozent des Gesamtbedarfs. Bedeutender ist der Anteil an der Eierversorgung; er bezifferte sich auf 15,8 Prozent, also etwa den sechsten Teil des Bedarfs. Schließlich lieferte Österreich von dem Gesamteinfuhrüberschuß an Futtermitteln rund 4 Prozent.

Nun könnte die Frage auftauchen, ob nicht die österreichisch-ungarische Landwirtschaft künftighin durch Intensitätssteigerung die fehlenden Produktenmengen erzeugen könnte. Ist sie doch bisher in ihrer Entwicklung sehr rückständig; es betrug 1912 der Durchschnittsertrag an Weizen auf den Hektar 22,6 Doppelzentner in Deutschland, 15 in Österreich, 12,7 in Ungarn. Dasselbe Verhältnis betrug für Roggen 18,5 — 14,6 — 11,6 Doppelzentner. Aber alle Sachverständigen stimmen darin überein, daß der Prozeß der Intensivierung nur ein sehr allmählicher und langsamer sein, daß Österreich-Ungarn infolge fortschreitender Industrialisierung selbst das Mehrerzeugnis und mehr beanspruchen und daß schließlich die Preise hoch bleiben werden. 1913 notierte im Großhandel die Tonne Weizen Mittelware in Budapest

188 Mark, in Wien Theißer Weizen 208 Mark, in Magdeburg englischer gut Mittel 192 Mark, in Leipzig guter deutscher 193,5 Mark, in Frankfurt 205 Mark. Auf dem Weltmarkt in London englischer weißer 158 Mark, in Amsterdam amerikanischer Winterweizen 163 Mark, in Chicago Weizen Lieferungsware 138 Mark. Die ungarische Mittelware stand also in Budapest nur unwesentlich niedriger als Weizen in Mitteldeutschland, höher dagegen als in Ostdeutschland (Danzig). Und in Wien stand Theißer Weizen höher als guter Weizen in Berlin, Köln und Frankfurt. Berechnet man zu den Notierungspreisen in Budapest und Wien die Frachtsätze, so käme in Deutschland der ungarische Weizen nicht billiger, voraussichtlich aber teurer zu stehen als der inländische, beziehungsweise überseeische plus Zollzuschlag.[18]

Da also der Wirtschaftsbund sich in der Nahrungsmittelversorgung nicht selbst genügen würde, blieben die auswärtigen Zollsätze preisbestimmend. Für die Preise machte es denn auch keinen Unterschied, ob Österreich bei der Einfuhr Zollermäßigung oder Zollfreiheit hätte. Der Unterschied bestünde nur für die deutsche Reichskasse. Sie würde in dem Falle der Zollfreiheit den ganzen Zollbetrag, in dem anderen aber nur die Differenz zwischen Außenzoll und dem niedrigeren Zwischenzoll verlieren. Den Verlust hätten die deutschen Steuerzahler zu tragen in dem Bewußtsein, zwar keine Preisermäßigung erhalten, aber dafür die Grundrente der ungarischen Magnaten erhöht zu haben. Soweit also die Agrarprodukte in Betracht kommen, würde Zollfreiheit oder Herabsetzung der Zölle im Verkehr mit Österreich-Ungarn ein unsinniges Geschenk für die österreichisch-ungarischen Agrarier bedeuten; auf diesem Gebiet ist jede »Annäherung« direkt zu bekämpfen und nur eines zu verlangen: die Aufhebung der Agrarzölle gegenüber dem gesamten Ausland. Nur davon hat die deutsche und die österreichische Arbeiterschaft, deren Interessen hier ganz zusammenfallen, Gewinn; für die österreichische Landwirtschaft, die durch die Lage begünstigt ist, würde es Zwang zur Intensivierung und zum technischen Fortschritt bedeuten und damit das bewirken, was die Annäherung angeblich bewirken soll, aber nicht kann. In dieser Hinsicht würde auch der Hinzutritt der Türkei in absehbarer Zeit nichts ändern.

Wie steht es nun mit der Annäherung auf dem Gebiet der Industrie? Für Österreich ist der deutsche Markt weitaus der wichtigste. Seine Einfuhr betrug 1912/13 in Millionen Kronen 3481,7; davon kamen aus Deutschland 1385,9 oder 39,5 Prozent; die Ausfuhr betrug 2752,8, davon nach Deutsch-

[18] Die österreichischen Getreidepreise sind noch rascher gestiegen als die deutschen. Während in Berlin der Weizenpreis von 1904 bis 1913 um rund 14 Prozent gestiegen ist, verteuerte sich in Budapest der Weizen um fast 19 Prozent. Die Verteuerung der Lebenshaltung in Wien betrug nach den Preisnotierungen des Magistrats von 1900 bis 1912 nicht weniger als 30,2 Prozent, darunter Brot 19,0 Prozent, Rindfleisch 44,6 Prozent, Kalbfleisch 54 Prozent, Schweinefleisch 49,4 Prozent. Während des Krieges sind nach Berechnungen Eulenburgs die Weizen- und Roggenpreise in Österreich stärker gestiegen als in Deutschland. (Tyszka.) Derselben Meinung ist Eßlen. »Wenn die österreichisch-ungarische Landwirtschaft überhaupt ihre Getreideerzeugung so wird vermehren können, daß sie davon wieder beträchtliche Mengen nach dem Deutschen Reiche auszuführen vermag, so wird es jedenfalls nicht zu Preisen geschehen, die irgendwie hinter den deutschen zurückstehen.«

land 1112,4 oder 40,4 Prozent. Ganz anders ist das Verhältnis für Deutschland. Von seiner Einfuhr im Betrag von 10,8 Milliarden Mark stammten 1913 aus Österreich 827,3 Millionen Mark oder 7,7 Prozent; die Ausfuhr betrug 10,1 Milliarden Mark; davon gingen nach Österreich 1105 Millionen oder 10,9 Prozent. Großbritannien spielt in der deutschen Ausfuhr (14,2 Prozent) und Einfuhr (8,1 Prozent) eine größere Rolle als Österreich. Dasselbe gilt in bezug auf die deutsche Einfuhr für die Vereinigten Staaten (15,9 Prozent) und Rußland (13,2 Prozent). Die handelspolitische Situation Österreichs und Deutschlands ist also von Grund aus verschieden. Der deutsche Handel, sagt Schumacher mit Recht, hat nicht ein Land aufzuweisen, das für ihn von derselben fast ausschlaggebenden Bedeutung ist wie Deutschland für Österreich. Für Österreich-Ungarn ist die Kaufkraft der ganzen übrigen Welt nur um die Hälfte größer als die seines Bundesgenossen allein, für Deutschland aber beträgt die Kaufkraft der Welt das Zehnfache der Kaufkraft des Verbündeten. Österreich-Ungarn kann dem nachbarlichen Deutschland nur stets den weltwirtschaftlichen Gesichtspunkt in seiner Handelspolitik in den Vordergrund bringen.

Die Handelsbeziehungen zeigen folgende Entwicklung: Österreichs Ausfuhr nach Deutschland betrug 1880 in Millionen Mark 401, im Jahre 1913 erst 828, hat sich also verdoppelt. Deutschlands Ausfuhr nach Österreich stieg dagegen von 294 auf 1105, also beinahe auf das Vierfache. Dabei stagniert die österreichische Ausfuhr seit 1900 (724 Millionen Mark) und noch mehr seit den neuen Handelsverträgen von 1907 (damals 812 Millionen Mark), während die deutsche ununterbrochen gestiegen ist von 511 im Jahre 1900 auf 717 im Jahre 1907 und auf 1105 in 1913. Die gesamte Einfuhr Deutschlands ist 1907 bis 1913 von 100 auf 123 gestiegen, die aus Österreich nur auf 102. Andererseits ist die deutsche Ausfuhr nach Österreich noch etwas über den Durchschnitt der deutschen Gesamtausfuhr gestiegen. (Gesamtdurchschnitt 100 : 147, nach Österreich-Ungarn 100 : 154.)

Auch die Zusammensetzung des deutschen und österreichischen Handels ist ganz verschieden. Eulenburg stellt nach der deutschen amtlichen Statistik darüber folgende Tabelle für 1912/13 in Millionen Mark zusammen:

	Einfuhr aus Österreich-Ungarn		Ausfuhr nach Österreich-Ungarn	
Nahrungsmittel	240 = 28,8 Proz.		41 = 3,8 Proz.	
Rohstoffe	318 = 38,3	-	316 = 29,5	-
Halbfertige Waren . . .	93 = 11,2	-	176 = 16,4	-
Fabrikate	178 = 21,4	-	536 = 50,3	-
	829 = 100 Proz.		1069 = 100 Proz.	

Die geringen Fortschritte Österreichs beruhen einmal darauf, daß seine Ausfuhr von Nahrungsmitteln nach Deutschland infolge seiner allmählichen Industrialisierung ständig zurückgegangen ist. Andererseits ist der deutsche Markt für die Einfuhr österreichischer Industrieprodukte nur beschränkt aufnahmefähig. Es handelt sich um gewisse Waren, in denen Österreich eine natürliche Überlegenheit hat — in feinen Leder- und Glaswaren, Möbeln, gewissen Nahrungsmitteln (Bier), Textilprodukten (Leinengarn). Es sind mehr oder weniger Luxusindustrien, für die einerseits die Kaufkraft eines einzigen Marktes, und wäre es auch der aufnahmefähige deutsche, beschränkt ist, und die andererseits eben deshalb auf den Weltmarkt angewiesen sind. In den Roh- und Hilfsstoffen, die Deutschland in höherem Maße von Öster-

reich bezieht als Fabrikate, hat Österreich infolge natürlicher Bedingungen, zu denen auch die wenig günstigen Transportverhältnisse gehören, nur beschränkte Ausfuhrmöglichkeiten. Von Leder und Häuten bezog Deutschland nur etwa 7 Prozent, von Holz etwa ein Viertel, von Leuchtöl nur knapp ein Sechstel aus Österreich-Ungarn. Die Zollverhältnisse spielen dabei eine untergeordnete Rolle. Umgekehrt hat die deutsche Ausfuhr nach Österreich stetig und rasch zugenommen, und dabei gewinnt der Fabrikatenexport eine steigende Bedeutung.

Eulenburg untersucht in sehr eingehender Weise für jede der in Betracht kommenden deutschen Industrien die Bedeutung und die Aufnahmefähigkeit des österreichisch-ungarischen Marktes. Nur so ist es ja auch möglich, zu einem wirklich begründeten Urteil über die Bedeutung der geplanten Annäherung zu kommen, und man muß diese Untersuchungen kennen, wenn man über das Problem mitsprechen will. Seine Schlußfolgerung stimmt im wesentlichen überein mit der Schumachers, der folgendermaßen urteilt:

Die Aussichten für Deutschland in Österreich-Ungarn sind, wenigstens was das Zollwesen anbelangt, nicht besonders günstig. Denn von der gesamten Einfuhr Österreich-Ungarns in Höhe von nicht ganz 3 Milliarden Mark waren 1913 nur 45 Prozent zollpflichtig, und davon entfielen wieder 45 Prozent auf Deutschland. Die zollpflichtige Einfuhr aus anderen Ländern machte überhaupt nur rund 700 Millionen Mark aus. Wenn sie ganz auf Deutschland überginge, würde das 7 Prozent der gleichzeitigen deutschen Ausfuhr ausmachen; aber sie besteht natürlich, zum größten Teil sogar überwiegend aus Waren, die Deutschland überhaupt nicht oder nicht in gesteigerter Menge liefern kann. Andererseits war der Handel beider Nachbarländer bereits letzthin in starker Zunahme begriffen. Er ist von 1170 Millionen Mark in 1900 auf 1932 Millionen Mark in 1913 angewachsen, und die deutsche Ausfuhr insbesondere hat sich in dieser kurzen Zeit um 127 Prozent gehoben. Schon im natürlichen Verlauf der Entwicklung sind so die Volkswirtschaften der beiden Bundesgenossen immer enger zusammengewachsen, und insbesondere die Ausfuhr Deutschlands nach Österreich-Ungarn hat ihrem natürlichen Sättigungspunkt sich schnell genähert. In zahlreichen Fabrikaten — insbesondere in Eisen und allen Erzeugnissen aus Eisen, vor allem Maschinen, aber auch zum Beispiel in Leder- und Gummiwaren — behauptet Deutschland in der österreichisch-ungarischen Einfuhr weitaus die erste Stelle, und in denjenigen Waren, in denen dieser Vorrang, den man heute schon fast als normal bezeichnen möchte, nicht erreicht ist, dürfte er aus Gründen, die außerhalb der Handelspolitik liegen, nicht oder nur langsam zu erreichen sein. Insbesondere in Baumwollgarn und Baumwollgeweben nimmt Großbritannien wie auf anderen Märkten auch hier den ersten Platz ein. Nur langsam, doch ziemlich stetig gewinnt Deutschland hier an Boden. Das Tempo der Entwicklung könnte wahrscheinlich durch Zollmaßnahmen nur wenig gesteigert werden. *Darum ist es für beide Länder, und zwar für Deutschland noch mehr als für Österreich, fraglich, ob der ganze zu erzielende Gewinn 150 Millionen Mark erreichen, also für Deutschland auch nur auf 1½ Prozent seiner Gesamtausfuhr in 1913 sich beziffern würde.* Es ist deshalb kaum anzunehmen, daß die bereits bisher vorhandene starke natürliche Tendenz der wirtschaftlichen Annäherung durch irgendeine Einzelmaßregel künstlich beträchtlich vergrößert werden könnte, und jedenfalls ist es für beide Länder ausgeschlossen, ihnen durch ein Zollbündnis irgendwelcher Art einen wirklichen »Ersatz« für andere Märkte zu schaffen.

Und *Eulenburg* meint unter anderem:

Ein näherer Zollanschluß, sei es in Form der Zwischenzollinie bei gemeinsamem Außentarif oder in Form der prinzipiellen Vorzugsbehandlung auf beiden Märk-

ten, würde wirtschaftlich durchaus das nicht zu halten vermögen, was er auf den ersten Anblick verspricht. Die Enttäuschung darüber müßte sehr bald, und zwar auf beiden Seiten eintreten. Sie sollte man sich lieber ersparen. Denn eine Reihe von Voraussetzungen, von denen man stillschweigend dabei ausgeht, trifft nicht zu. Diese notwendige Enttäuschung würde sich in einer starken wirtschaftlichen Reaktion bemerkbar machen, die auf die deutsche Industrie nur schädlich wirken könnte. Ob ein solcher Rückschlag politisch erwünscht ist, lasse ich dabei ganz dahingestellt....

Der positive Gewinn würde, wie die konkreten Auseinandersetzungen zeigen, für beide Teile weder durch den Zollbund mit Zwischenzollinie noch durch die prinzipielle gegenseitige Vorzugsbehandlung groß genug sein. Dem möglichen Gewinn auf der einen Seite steht ein wahrscheinlicher Verlust auf der anderen Seite gegenüber, sowohl bezüglich des direkten Austausches der beiden Länder untereinander als auch bezüglich des Handels mit dritten Staaten. Das 120-Millionen-Reich wird ja eine wirklich geschlossene Einheit niemals zu bilden vermögen. Das Beispiel der Vereinigten Staaten, das eben tatsächlich ein Land unbegrenzter Möglichkeiten darstellt, paßt darum so schlecht, selbst wenn die äußere Bevölkerungszahl eine ähnliche ist. Dem Ausland gegenüber wird damit gewiß nicht sehr imponiert, da sich nun einmal die schwachen Punkte des Zollbündnisses nicht verheimlichen lassen; sie würden ja schon in den verschieden abgestuften Zuschlägen des gemeinsamen Außentarifs zum Ausdruck kommen. Es bleibt also als ein Hauptvorzug die gegenseitige Ergänzung der beiden Reiche untereinander übrig. Aber auch dieser Vorzug ist nicht bedeutend genug. Denn als Land der Rohstofflieferung kann Österreich-Ungarn im ganzen so wenig in Betracht kommen wie Deutschland für das befreundete Nachbarland. Auch für den Bezug von Holz, Petroleum und Öl wird jenes niemals den Hauptlieferanten bilden, sondern nur eine Ergänzung zu geben vermögen. So außerordentlich wertvoll diese ist, so kann sie doch eben nicht die Hauptsache ausmachen. Dabei ist für die Zukunft eher eine Abnahme der Rohstoffbeschaffung seitens Österreich-Ungarns an Deutschland zu erwarten. Als Abnehmer deutscher Industrieprodukte andererseits, das geht aus alledem hervor, sind es nicht in erster Linie die Zollsätze, die die Gesamtheit des Warenaustausches bestimmen.

Der Gedanke der prinzipiellen Vorzugsbehandlung würde dabei am meisten Enttäuschung hervorrufen. So plausibel er auch im ersten Moment erscheint, so wenig verspricht er in Wirklichkeit der deutschen Industrie auf die Dauer zu nützen. Es fehlt eben in großem Maße auf dem österreichisch-ungarischen Markt fremde Einfuhr von Fabrikaten, die die deutsche Industrie verdrängen könnte! Es bleibt darum in der Hauptsache die einheimische Industrie des Nachbarreichs selbst und deren künftige Gestaltung, die für den Absatz deutscher Produkte den Ausschlag geben wird....

Die Erstarkung der österreichisch-ungarischen Wirtschaft ist, meint Eulenburg mit Recht, nicht von solchen zollpolitischen Maßnahmen, sondern von einer gründlichen Änderung der inneren Wirtschaftspolitik und Verwaltung Österreichs zu erwarten.

Über die Ausgestaltung des Wirtschaftsbündnisses durch den Hinzutritt der Türkei und des Balkans, was sofort den vereinten Widerstand der österreichisch-ungarischen und deutschen Agrarier hervorrufen würde, braucht nicht viel gesagt zu werden. Einmal, weil auch nur der Versuch seiner Verwirklichung unwahrscheinlich, sodann, weil seine wirtschaftliche Bedeutung gering ist. Professor Kurt Wiedenfeld schildert in einem interessanten Aufsatz über »Die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen und ihre Entwicklungsmöglichkeiten« die großen Schwierigkeiten, mit denen die Entfaltung der türkischen Wirtschaft zu kämpfen hat, und Schumacher urteilt auch hier zutreffend, wenn er ausführt:

Ganz abgesehen von den großen politischen Schwierigkeiten, die hier als ein kaum zu überwindendes Hemmnis vorliegen, ist die Aufnahmefähigkeit dieser Gebiete noch viel weniger so groß, daß sie für die Gesamtausfuhr Deutschlands nennenswert in Betracht kommen könnte. Deutschlands Handel hat 1913 in der Türkei, Rumänien, Bulgarien, Griechenland, Serbien und Montenegro in der Ausfuhr 313 Millionen Mark und in der Einfuhr 199 Millionen Mark ausgemacht, das heißt 3,10 Prozent der Gesamtausfuhr und 1,85 Prozent der Gesamteinfuhr Deutschlands betragen. Die Bevölkerung dieser sechs Länder, die auf europäischem Boden rund 20 Millionen Köpfe zählt, ist einer Wohlstandssteigerung allerdings noch in besonders starkem Maße fähig. Aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Gebiete in ihrer wenig widerstandsfähigen Volkswirtschaft durch die Kriege besonders stark mitgenommen worden sind und daß die gewaltige internationale Kapitalvernichtung gerade sie, die auf fremdes Kapital so sehr angewiesen sind, besonders schwer treffen wird....

Gewiß wird es bei siegreichem Ausgang des Krieges auf den südöstlichsten Kriegsschauplätzen eine wichtige Aufgabe für uns sein, auch die militärische Bundesgenossenschaft mit dem Türkischen Reich wirtschaftlich auszubauen, ganz besonders in Kleinasien und Mesopotamien, die Erzeugung für uns so wichtiger Güter wie Getreide, Baumwolle und Wolle sowie Petroleum möglichst zu fördern. Aber die Erfahrung, daß der alte Satz, daß gut Ding Weile haben will, im Morgenland doppelt und dreifach gilt, wird auch durch die Kriege nicht völlig umgestoßen werden. Vor Illusionen, wie sie auf dem Boden politischer Begeisterung zu leicht erwachsen, muß man sich hier besonders hüten.

Die industrielle Annäherung zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland wäre also nach der bisherigen Betrachtung an sich wenig bedeutend, und ihrer Verwirklichung stehen große Schwierigkeiten entgegen. Die österreichische Industrie soll auf den Zollschutz gegenüber ihrem beinahe einzigen und zweifelsohne übermächtigen Konkurrenten verzichten, ohne dafür genügende Kompensationen bekommen zu können, denn die nicht allzu zahlreichen und quantitativ nicht allzusehr ins Gewicht fallenden österreichischen Industrien, die in Deutschland konkurrieren können, sind daran in den wenigsten Fällen durch die Zollschranken gehindert worden. Umgekehrt hat die deutsche Industrie an der Annäherung nur Interesse, wenn die österreichischen Zölle bedeutend ermäßigt würden. Denn da sie sich, wie wir gesehen haben, in Österreich nicht irgendwie beträchtlich auf Kosten der fremden Konkurrenz ausdehnen kann, so muß sie es auf Kosten der österreichischen tun. Das bedeutet nicht einmal einen Vorteil für die gesamte deutsche Industrie, da deren Produktionsmittelindustrie den Absatz an die österreichische Industrie in stärkerem Maße einbüßen würde, als die Fertigwarenindustrien den ihren erweitern könnten; denn die Gesamtkaufkraft des österreichischen Marktes würde dann eher zurückgehen als steigen. Hier besteht eben ein Interessengegensatz, der sich wirtschaftlich schwer ausgleichen läßt. In Wirklichkeit erforderte das Interesse der österreichischen Industrie gute Handelsverträge mit den benachbarten Agrarstaaten, mit Rußland und dem Balkan, Eröffnung des österreichischen Marktes für deren Agrarprodukte gegen industrielle Zollermäßigung. Das würde auch dem Interesse der deutschen Industrie entsprechen, für deren Produkte dann die österreichische Industrie ein viel kaufkräftigerer Abnehmer würde. Außerdem bedarf die österreichische Industrie einer beträchtlichen Ermäßigung, wenn nicht Aufhebung der Eisenzölle, um die übermäßige Belastung der weiterverarbei-

tenden Industrien zu mildern, was wiederum direkt und indirekt der deutschen Industrie vor allem zugute käme, also die wirkliche wirtschaftliche Annäherung verstärken würde. Eine dritte Bedingung wäre die radikale Umgestaltung der inneren Verwaltung, des Steuersystems, des Transportwesens usw., Reformen, die viel wirksamer wären als zollpolitische Annäherungsversuche, für deren Verwirklichung freilich der Krieg nicht gerade sehr günstige Bedingungen geschaffen hat.

Was also für die österreichische Industrie vor allem erforderlich ist und ebenso für die deutsche, ist der Abschluß guter Tarifverträge. Gerade das aber würde durch die »Annäherung« sehr erschwert werden. Denn die Annäherung, in welcher Form sie immer vollzogen würde, bedeutet praktisch die Aufhebung der Meistbegünstigung und würde damit den Widerstand aller anderen Staaten hervorrufen. Nehmen wir an, sagt Eulenburg, sehr im Gegensatz zu der Leichtfertigkeit, mit der sich manche Sozialdemokraten über dieses sehr ernste Bedenken hinwegsetzen, daß

> das deutsche Vorgehen der Vorzugsbehandlung auch in anderen Ländern zur Anwendung käme und dort Nachahmung fände — und alles spricht dafür, daß das geschehen wird, wenn das deutsche Beispiel gegeben ist —, so würde der österreichisch-ungarische Markt offenbar in keiner Weise einen Ersatz für die Verluste zu bieten vermögen, die der deutsche Handel eventuell in dritten Ländern erleiden könnte. Denn es macht natürlich einen Unterschied aus, ob bisher hier und da in unbedeutenden Handelsgebieten und unter besonderen Verhältnissen eine Bevorzugung gewährt ist oder ob zwei große selbständige Staaten das tun, die sie bisher nicht kannten. Gegenmaßnahmen von anderer Seite sind also sehr wahrscheinlich, wenn man auf die allgemeine Meistbegünstigung verzichtet. ...

Und damit kommen wir aus den rein wirtschaftlichen zu den politischen Erwägungen. Die ganze mitteleuropäische Idee ist ja sozusagen weniger auf dem wirtschaftlichen als auf dem politischen Mist gewachsen. Um die Schützengrabengemeinschaft, wie Naumann es genannt hat, zu einer dauernden zu gestalten, soll die Wirtschaftsgemeinschaft geschaffen werden. Denn Vorbedingung deutscher imperialistischer Politik, deren Ziel ihrem Wesen nach eine Neuverteilung der Welt ist, eine neue territoriale Teilung und eine Umgestaltung der politischen und wirtschaftlichen Einflußsphären, und die deshalb in Gegensatz zur übrigen Welt gerät, ist die Verfügung über größere militärische Macht, als sie das Deutsche Reich besitzt. Diese Macht glaubt man in höherem Maße zu sichern, wenn man die ihr heute politisch angegliederte der in Österreich wohnenden Nationen auch wirtschaftlich bindet. Aber wenn dies auch nicht der offen eingestandene Zweck wäre, könnte das Resultat kein anderes sein. Denn die Politik großer kapitalistischer Staaten und Staatenverbindungen ist heute eben keine andere als imperialistische Politik, und bei dem Übergewicht, das in dieser Verbindung den herrschenden Klassen Deutschlands zufallen würde, ist an dem Ergebnis kein Zweifel gestattet. Wie der Imperialismus der Urheber Mitteleuropas wäre, so würde er auch der Gestalter seiner Politik sein, und die kalt fortschreitende Notwendigkeit der Sache, um einen Ausdruck Hegels zu gebrauchen, würde rasch alle Illusionen zerstören, die die gärende Begeisterung mancher Sozialimperialisten an das Gebilde knüpft.

Die wissenschaftliche Analyse des Problems lehrt nun aber, daß die wirtschaftlichen Bedingungen nicht gerade für die Annäherung günstig sind, und

das ist in diesem Fall auch für die politische Beurteilung von entscheidender Bedeutung. Denn nur wenn die Annäherung entscheidende wirtschaftliche Vorteile für beide Teile brächte, könnte sie das militärische Bündnis stärken. Schumacher urteilt als »nüchterner Machtpolitiker« auch da sehr realistisch:

Zwischen Politik und Militärwesen auf der einen Seite und Wirtschaft auf der anderen besteht ein tiefgreifender Unterschied. Gegensätze gibt es zwar hier wie dort, aber schon ihrer Art nach sind sie verschieden. Im Wirtschaftsleben wachsen sie aus seiner gestaltenden Haupttriebkraft, dem Wettbewerb, mit sachlicher Notwendigkeit hervor, während sie auf dem politisch-militärischen Gebiet mehr eine aus der Unvollkommenheit der Menschennatur fließende unerwünschte Zutat darstellen. Hier verhindern sie vor allen Dingen nicht eine Einheitlichkeit des Willens; sie betätigen sich im wesentlichen nur in der Schaffung dieses übergeordneten Willens, der sie ausgleicht und niederzwingt zur Unterordnung unter das gemeinsame Ziel. Im Wirtschaftsleben ringen dagegen die Gegensätze um einen Anteil an der Macht. Der Widerstreit ist hier Selbstzweck. Er wird nicht niedergehalten durch eine einheitliche und übergeordnete Organisation. Der menschliche Wille mildert hier deshalb nicht die vorhandenen Gegensätze, sondern verschärft sie. Unvermittelt bleiben sie nebeneinander stehen.

Solche außerhalb des Herrschaftsbereichs des menschlichen Willens liegende tiefwurzelnde Interessengegensätze, wie sie insbesondere auch im vielgestaltigen Wirtschaftsleben der verbündeten Zentralmächte dauernd vorhanden sind, machen sich politisch vor allem auf dem Gebiet des Zollwesens geltend. Der natürliche Widerstreit greift von der Wirtschaft hinüber auf die Politik. Darum ist in jedem Lande — je reicher es entwickelt ist, um so mehr — die Handelspolitik der Haupttummelplatz der politischen Kämpfe. Wenn man daher ein politisch-militärisches Bündnis mit einem handelspolitischen verkoppelt, trägt man in das freie Herrschaftsgebiet eines einheitlichen Willens die unabwendbaren Interessengegensätze des Wirtschaftslebens hinein. Wie sie überall Erbitterung erzeugen, können sie dann auch auf einem ihnen an sich entrückten Gebiet zum gefährlichen Sprengstoff werden. So kann eine »tiefere Verankerung« des Bundes mittels des Zollwesens den Zusammenschluß statt stärken lockern.

Gilt dies schon allgemein, so erst recht, wenn man sich auf die eigentümliche Natur eines Nationalitätenstaats besinnt. Wie immer man die »Annäherung« konstruiert, so bedeutet sie verschärfte Konkurrenz für die österreichische Industrie, die ohnehin in entscheidenden Zweigen durch die Natur und die historisch-sozialen Bedingungen benachteiligt ist. Das bedeutet also Umschichtung, zunächst auch absoluten Rückgang der österreichischen Industrie, Standortsverschiebungen usw. in der Zeit nach dem Kriege, wo sich ohnedies alle Industrien in einem Zustand krisenhafter Unsicherheit befinden werden. Und vor allem betroffen wird die entwickelte Industrie in den Sudetenländern, also im Brennpunkt der nationalen Gegensätze. Nun liegt es in der eigentümlichen Art der nationalistischen Ideologie, daß sie alle anderen Gegensätze in den nationalen Gegensatz als den umfassendsten aufnimmt, und es wird nicht ausbleiben, daß die anderssprachigen Nationen Österreichs gerade infolge der »Annäherung« ihre politisch-nationale Kampfstellung auch gegen das politische Bündnis verstärken. Ist das auch in erster Linie eine Sorge der imperialistischen Politik, bei der der Widerstreit zwischen ihren realen Interessen und den agitatorisch-phantastischen Zielen zum Ausdruck kommt, so berührt es doch auch wichtige Interessen des Proletariats, und diejenigen Sozialisten, die wie Janssen in seinem Schlußwort des gewerkschaftlichen Kriegsbuchs oder wie Renner und David bei der Dis-

kussion der Frage innerhalb der deutschen sozialdemokratischen Fraktion so rasch mit ihrer Zustimmung waren, hätten alle Veranlassung, dieses Urteil gründlich zu überprüfen. Sie müßten dann allerdings auch die unbegründete Illusion aufgeben, daß es dem Eingreifen der Arbeiterschaft möglich wäre, diesem Werke des Imperialismus ihren Stempel aufzudrücken und es des Inhalts zu entkleiden, der es allein der herrschenden Klasse diskutabel erscheinen ließe. Vielmehr würde das Eintreten der Arbeiterklasse nur bewirken können, daß diese Idee populär gemacht würde und, einmal volkstümlich, würde sie dann um so leichter durchsetzbar sein in der Form, die ihr die Herrschenden aufprägen würden. Auch kann kein Zweifel bestehen, daß die Hochschutzzollbestrebungen Deutschlands durch die Verbindung mit denen in Österreich-Ungarn, wo sie fast widerstandslos die Wirtschaftspolitik bestimmen, eine große Verstärkung erführen. Ebenso würde der wirkliche Einfluß der Parlamente auf die Gestaltung der Handelspolitik außerordentlich abnehmen, sobald es sich immer nur um die Entscheidung über Annahme oder Ablehnung eines außerordentlich komplizierten Vertrags handelte, den die Regierungen in langen und mühevollen Verhandlungen unter Dach und Fach gebracht hätten.

Was aber für die Arbeiterschaft das Entscheidende ist: das Hineingezerrtwerden in die imperialistische Phantastik lenkt sie von ihrer eigentlichen wirtschaftspolitischen Aufgabe ab, die nie so wichtig und bedeutungsvoll war wie gegenwärtig, und macht sie unfähig, sie zu erfüllen.

(Schluß folgt.

Mein Irrtum.

Von **K. Kautsky.**

1. Mein angeblicher Irrtum.

Cohen legte den Zitaten aus meinem Artikel vom 27. November 1914, die er auf der Reichskonferenz gegen mich vorlas, die größte Bedeutung bei. Nun muß er zugeben, daß sowohl der offizielle Bericht wie auch der Berichterstatter der »Glocke« sie gründlich mißverstanden hat. Daraufhin haben alle jene ihr Urteil zu revidieren, die jene Zitate in gleicher Weise mißverstanden und mich darob zu den Toten geworfen haben.

Doch Cohen hält trotzdem an seiner Auffassung fest, ich hätte in dem erwähnten Artikel die Bewilligung der Kriegskredite durch die Fraktion gerechtfertigt, ja für ihre Pflicht erklärt. Freilich vermag er kein Wort von mir zu zitieren, das diese Rechtfertigung in dem gegebenen Falle direkt aussprächе. Und doch lag nicht der mindeste Grund vor, wenn ich die Bewilligung für notwendig hielt, dies nicht offen herauszusagen, wie es noch jeder getan hat und ungehindert tun konnte, der diesen Standpunkt vertrat. Er muß sich darauf beschränken, einzelne meiner Äußerungen dahin zu *deuten*, daß ihre *Konsequenz* die Kreditbewilligung *sein müßte*.

Diese Deutung wird aber von vornherein zunichte gemacht dadurch, daß ich zur selben Zeit, in der der umstrittene Artikel erschien, die erste Gelegenheit, offen von der Leber weg reden zu können, dazu benutzte, gegen die Bewilligung zu sprechen.

An dieser Tatsache ist nicht zu rütteln. Ich habe sie gegenüber Cohen schon zweimal im »Vorwärts« festgestellt. Ohne sie zu beachten, wiederholt Cohen immer wieder die alte Leier. Da wird jede Diskussion zu verlorener Liebesmüh'.

Indes gibt uns Cohens jüngster Artikel einige Anzeichen dafür, warum er meinen Artikel absolut nicht zu begreifen vermag. Er beruft sich auf meine Sätze

»als Beweis gegen den von vielen Seiten der Fraktion entgegengeschleuderten Vorwurf, sie habe durch ihr Parteiergreifen die Grundsätze des Sozialismus verraten, denn dieser Krieg sei ein imperialistischer und gehe daher die Sozialdemokratie nichts an«.

Soweit hat Cohen vollständig recht. Aber er irrt nach zwei Richtungen: einmal, wenn er annimmt, ich dächte heute darüber anders. Das ist keineswegs der Fall. Dann aber irrt er darin, wenn er in diesem Beweis bereits eine Rechtfertigung der Fraktion sieht. Das träfe nur dann zu, wenn der hier erwähnte Vorwurf der einzige wäre, den man ihr machen könnte.

Auch hier beruht der Cohensche Irrtum darauf, daß er nicht beachtet, was ich schon ausgeführt. Ich verweise ihn auf meinen Artikel über die Reichskonferenz (Neue Zeit, 6. Oktober). Dort wird gezeigt, daß ich auch heute noch der Ansicht bin, die Kreditbewilligung bedeute an sich noch keinen Verrat an den Grundsätzen des Sozialismus, sei unter Umständen mit ihnen wohl vereinbar. Aber eben nur unter Umständen. Auf diese kommt alles an.

Ich stimme darin Cohen vollkommen zu: sobald ein Krieg einmal ausgebrochen, ist das Proletariat daran interessiert, daß er einen bestimmten Ausgang nimmt, und danach muß es Partei ergreifen. In dieser Parteinahme sehe ich allerdings nicht eine allgemeine Pflicht: »die Parteinahme im Krieg ist nicht immer ein politisch unerläßlicher, stets aber ein psychologisch unvermeidlicher Prozeß«, nicht nur bei den Kriegführenden, sondern auch bei den Neutralen.

Nun aber kommt der fundamentale Unterschied zwischen Cohen und mir: Nach meiner Auffassung, die ich auch im Artikel vom 27. November 1914 vertrat, soll die Parteinahme erfolgen nicht von den Sozialisten eines jeden Landes für sich, sondern von der gesamten Internationale oder, wo das nicht möglich, das heißt, wo die Internationale ausgeschaltet ist, doch vom *Standpunkt* der Internationale aus.

Diese Auffassung bildet den Kern unseres Zwiespalts. Sie ist unvereinbar mit der Cohens. Dagegen kommt sie in meinem Artikel scharf zum Ausdruck, namentlich in den Absätzen, die vom Russisch-Japanischen Krieg handeln. Die Art und Weise, wie Cohen einzelne Sätze daraus herausschälte und den Rest verschwieg, beseitigte gerade das, was mich von Cohen und seinen Freunden scheidet, und gab dadurch meinen Sätzen den Anschein einer Rechtfertigung ihres Standpunktes, den ich schon damals tatsächlich bekämpfte. Und das betrachte ich auch heute noch als eine Fälschung, wobei ich gern annehmen will, es sei eine unbewußte Fälschung, die von bloßem Nichtverstehen herrührt.

Ich gebe zu, daß damit noch nicht die ganze Streitfrage erledigt ist. Doch merkt ja Cohen selbst, wie der vorletzte Absatz seines Artikels bezeugt, daß mein Standpunkt mir augenblicklich einige Reserve auferlegt. Trotzdem will er mich immer wieder aufs Glatteis einer Begründung der Ablehnung der Kriegskredite in der Presse locken.

2. Mein wirklicher Irrtum.

Soweit sich's um Cohen handelt, könnte ich es bei dem Gesagten bewenden lassen. Aber es gibt keine Auffassung, und sei sie noch so verschroben, die nicht ein Körnchen Wahrheit enthielte, und es scheint mir jetzt die Gelegenheit gegeben zu sein, dies Körnchen aus dem Wust falscher Vorstellungen herauszuschälen.

Cohen hat eine dunkle Ahnung davon, daß in der Haltung und Auffassung, die ich zu Beginn des Krieges bekundete, seitdem eine gewisse Wandlung eingetreten sei und daß ich in jener Haltung und Auffassung später einen Irrtum erkannt habe. Er steht nicht allein mit dieser Meinung, und ich selbst habe bereits anerkannt, daß sie begründet ist.

Leider aber haben meine Kritiker nicht herausgefunden, wo denn mein Irrtum lag. Sie hörten etwas läuten, wissen aber nicht, wo die Glocken hängen. Und so gern ich bereit bin, einen Irrtum einzugestehen, den ich als solchen erkannt habe,

so wenig Lust habe ich, mich wegen eines Irrtums hängen zu lassen, der nicht der meinige ist.

Meine Kritiker behaupten, ich hätte zu Beginn des Krieges zwischen dem nationalen und dem internationalen Standpunkt geschwankt.

Davon war jedoch absolut keine Rede. Meine Haltung vom 3. August habe ich schon in meiner Polemik gegen Blos-Landsberg im »Vorwärts« festgestellt.

Meine Haltung in dem Artikel vom 27. November 1914 wird durch folgende Sätze gekennzeichnet:

»Wer sich von dem Satze leiten läßt: Right or wrong, my country — mag mein Staat recht oder unrecht haben, ich stehe auf jeden Fall zu ihm —, der stellt sich damit sicher außerhalb der Internationale, wenn er jemals darin gestanden haben sollte. Anders steht die Sache, wenn man bei der Parteinahme ausgeht nicht von dem Interesse des eigenen Staates, sondern von dem der Gesamtheit des Proletariats der Welt.«

Auf diesem Standpunkt stand ich schon vor dem Kriege, ich verfocht ihn 1907 in Essen. Ich habe ihn während des Krieges keine Minute verlassen.

Mein Irrtum lag in ganz anderer Richtung. Er bestand in einer falschen Einschätzung des militärischen (nicht des politischen) Charakters, den der Krieg annehmen werde, und in einer falschen Einschätzung der Kraft des internationalen Gedankens in unserer Partei. Aus diesen irrigen Voraussetzungen zog ich irrige taktische Schlüsse.

Es war selbstverständlich, daß wir alle bei Ausbruch des Krieges danach trachten mußten, eine Vorstellung von seinem wahrscheinlichen Verlauf zu gewinnen. Das konnte aber nur geschehen auf Grund der Erfahrungen der bisherigen Kriege. Diese waren nun seit mehr als einem Jahrhundert insgesamt nach den Regeln der Niederwerfungsstrategie ausgefochten worden. Das galt noch von den letzten, dem jetzigen unmittelbar vorhergehenden, den beiden Balkankriegen. Niemand konnte diesmal einen anderen Verlauf voraussehen. Alle Welt wurde durch die wirkliche Gestaltung des Krieges überrascht.

Daher war zweierlei zu erwarten. Erstens: es werde, wie in allen Kriegen seit Napoleon, die praktische Alternative nur die sein: Sieg oder Niederlage. Die Parole der Verständigung ohne Sieg und ohne Niederlage erschien unter diesen Umständen wohl wertvoll vom propagandistischen Standpunkt aus, und der ist für uns stets von äußerster Wichtigkeit. Aber für die praktische Stellungnahme drohte er durchbrochen zu werden durch die kriegerischen Ereignisse, die uns immer wieder Sieger und Besiegte zeigten und zwangen, zu diesen Tatsachen und ihren politischen Folgen Stellung zu nehmen. Die Erfahrungen des jetzigen Krieges haben mich veranlaßt, diese Anschauung erheblich zu revidieren. Schon insoweit würde ich manchen Satz meines Artikels vom 27. November 1914 und früherer Artikel heute anders fassen.

Zweitens aber, und das war noch viel wichtiger: wir durften erwarten, der Krieg werde kurz sein. Die Niederwerfungskriege in hochzivilisierten Gegenden haben sich alle verhältnismäßig rasch abgespielt, in wenigen Monaten, mitunter sogar Wochen. Ich habe davon ausführlicher in meinem Artikel über »Die ökonomische Seite des Erschöpfungskriegs« im »Kampf« (August 1916) gehandelt.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß unter den jetzigen Bedingungen, wo gleich im Anfang so ungeheure Menschenmassen mit so furchtbaren Vernichtungsmitteln gegeneinander geworfen wurden, der Krieg viel länger dauern könne als der von 1870, der mit seinen Anforderungen an die Zähigkeit und Ausdauer der Kämpfenden bereits die äußerste Grenze der menschlichen Leistungsfähigkeit erreicht zu haben schien.

Vor allem aber war nach den Erfahrungen der früheren Kriege zu erwarten, daß sich bald unter furchtbaren, entscheidenden Schlägen eine klare Situation mit klaren Kriegszielen bilden werde.

Ich nahm an, es werde diesmal ähnlich gehen wie 1870. Damals bestand bei Kriegsbeginn nichts weniger als Einigkeit in der Partei. Sie wurde durch den Ausbruch des Krieges aufs tiefste zerrissen. Aber die deutschen Erfolge schufen bald eine klare Sachlage, in der sich sofort die gesamte Partei in der Ablehnung der Kriegskredite und dem Kampfe gegen die Annexion Elsaß-Lothringens einig zusammenfand.

Das wurde erleichtert dadurch, daß die anfänglichen Gegensätze innerhalb der Partei nicht offen zutage getreten waren. Von beiden Seiten hatte man die Auskämpfung der Differenzen vor der Öffentlichkeit absichtlich vermieden. So schrieb Liebknecht, der für die Ablehnung der Kredite gewesen war und sich dann von Bebel zur Stimmenthaltung hatte bewegen lassen, an Bracke, der auf das energischste für die Bewilligung eintrat, am 24. Juli 1870:

»Ich nehme Euch Euren patriotischen Eifer nicht allzu übel, aber seid auch Euerseits tolerant. Wenn Ihr mit Bebels und meinem Verhalten auf dem Reichstag nicht einverstanden seid, so muß dieser Zwist jetzt um jeden Preis beigelegt oder wenigstens ein offener Ausbruch vermieden werden. Es darf in einem Moment wie dem jetzigen in der Partei nichts vorkommen, was wie Uneinigkeit aussähe, und ich beschwöre Euch, alles zu unterlassen, was die Differenzen verschärfen könnte.«

Dank dieser Taktik war es möglich, daß 1870 schon anfangs September die Partei völlig einig in der Ablehnung jedes weiteren Kriegskredits dastand.

Der Brief Wilhelm Liebknechts ebenso wie die vermittelnde Haltung, die damals Marx und Engels gegenüber dem Konflikt in unserer Partei einnahmen, wurden der Leitstern für meine Taktik in den ersten Monaten des Krieges. Ich erwartete, der Gegensatz innerhalb der Partei zwischen Bewilligern und Verweigerern werde nicht lange dauern, bald einem einheitlichen Votum wenigstens aller sozialistischen Elemente in der Fraktion Platz machen, und bis dahin gelte es, beiden Teilen Toleranz zu predigen und den offenen Ausbruch des Konflikts zu verhindern. Diesem Zwecke wollte noch mein Artikel vom 27. November 1914 dienen. Vertrat ich auch die Ablehnung der Kriegskredite, so erschien es mir doch äußerst wichtig, zu betonen, daß die Bewilliger nicht in Bausch und Bogen als Parteiverräter zu betrachten seien, klarzumachen, welche Schwierigkeiten für die Ablehnung wie für die Bewilligung beständen, wie sehr in früheren Kriegen unsere Genossen untereinander durch ihre Parteinahme für oder wider die eine oder die andere Regierung gespalten waren und wie sie sich trotzdem schließlich fanden, sobald es den Kampf für den Frieden, für einen bestimmten Frieden galt. Das war der Gedankengang jenes Artikels.

In gleichem Sinne äußerte ich mich bereits in meinem Artikel vom 8. August 1914 (Neue Zeit, XXXII, 2, S. 843), der neben dem vom 27. November jetzt gern gegen mich ausgespielt wird. Ich warnte dort davor, »aus irgendeiner Meinungsverschiedenheit jetzt einen inneren Zwiespalt zu entfesseln«. Diejenigen, die darauf hinweisen, vergessen, daß ich in dem gleichen Artikel schrieb:

»Wir hoffen und dürfen erwarten, daß der Krieg relativ kurz sein wird. Der Deutsch-Französische Krieg dauerte noch von Mitte Juli bis Ende Februar, die kriegerischen Operationen begannen im Anfang August und endeten mit dem Waffenstillstand vom 28. Januar. Daß der Krieg diesmal so lange geführt werden kann, mit so ungeheuren Menschenmassen, bei einer weit größeren Anspannung aller Kräfte, namentlich der finanziellen, durch alle beteiligten Mächte, ist schwer denkbar.«

Hier liegt der fundamentale Irrtum zutage, dem ich in den ersten Monaten des Weltkriegs auf Grund der Erfahrungen des letzten Jahrhunderts unterlag. Er wurde verstärkt durch einen zweiten Irrtum, ein unbegründetes Vertrauen zur Mehrheit der Kreditbewilliger, sie würden gegen die Minderheit die größte Toleranz üben, und sie besäßen ebensoviel internationales Empfinden wie 1870 die

Bracke und Bonhorst, um nicht durch ihr Votum in die Richtung des Nationalismus oder Imperialismus gedrängt zu werden.

Aus diesen beiden irrtümlichen Voraussetzungen entsprang notwendigerweise eine falsche Taktik. Hätte ich bei Ausbruch des Krieges über meine jetzigen Erfahrungen verfügt, dann wäre nicht mein Standpunkt, wohl aber mein taktisches Verhalten in manchen Punkten ein anderes gewesen.

Allerdings, daß ich damals Duldung innerhalb der Partei forderte, vor jedem offenen Ausfechten des Konflikts warnte, brauche ich nicht zu bedauern. Es erscheint mir heute noch für jene Zeit richtig. Wäre sofort nach der Abstimmung des 4. August der Kampf um sie entbrannt, dann hätte man die Trennungslinie zwischen Mehrheit und Minderheit ganz falsch gezogen, einander sehr gegensätzliche Elemente in den gleichen Rahmen gedrängt und Elemente auseinandergerissen, die zusammengehörten. Erst als sich aus der Abstimmung des 4. August im Fortgang des Krieges die Politik des 4. August entwickelte und als diese bestimmtere Formen annahm, kam die Zeit, wo die Politik der gegenseitigen Toleranz nicht mehr am Platze war und notwendigerweise in die Brüche ging.

Wie sehr die Toleranz im Anfang allgemein als unerläßlich empfunden wurde, wie allgemein wenigstens bei der Linken das Bedürfnis war, alles zu vermeiden, »was wie Uneinigkeit aussähe«, bezeugt die Haltung Karl Liebknechts, der am 4. August nicht nur nicht offen gegen die Kredite stimmte, sondern sogar davon absah, die Stimmenthaltung demonstrativ zu bekunden.

Natürlich ist es ein Unsinn, deshalb, weil jemand eine bestimmte Taktik unter bestimmten Umständen für richtig hielt, sie als Schablone aufzufassen, die von dem Betreffenden unter allen Umständen anzuwenden sei und von der nur Grundsatzlosigkeit oder Haltlosigkeit jemals abgehen könne.

Noch unsinniger aber ist es, dort, wo eine bestimmte Taktik auf bestimmte Voraussetzungen aufgebaut wurde, die Forderung zu erheben, die Konsequenz gebiete es, an dieser Taktik auch dann festzuhalten, wenn ihre Voraussetzungen weggefallen sind oder sich als irrig erwiesen haben.

Irren ist menschlich. Das kann jedem einmal passieren. Und über Dauer und Charakter des Krieges haben sich selbst die hervorragendsten Fachmänner bei seinem Ausbruch getäuscht. Wer in diesem Kriege nie geirrt, sondern alles richtig vorausgesehen hat, möge den ersten Stein auf mich werfen. Dieser wird sicher nicht aus den Reihen der Mehrheit herausfliegen.

Kann aber jedermann irren, so ist es unverzeihlich, im Irrtum zu verbleiben, nachdem er klar zu erkennen war. Dann noch in eigensinniger Rechthaberei auf ihm zu beharren, mag einem Prestigepolitiker unerläßlich erscheinen, es geziemt nicht einem Sucher nach Wahrheit.

„Phantasus" von Arno Holz.

Von **John Schikowski.**

Der alte Phantasus, der uns junge Leute vor dreißig Jahren entzückte, als er, noch in Metren und Reimen schwelgend, auf purpurner Galeere durchs dunkelblaue Griechenmeer schwamm, der dann — es werden zwanzig Jahre her sein — mit verändertem Gesicht vor uns trat, formal revolutioniert und schon den »innerlichen Leierkasten« verachtend — ist jetzt wieder erschienen:[1] wesentlich reicher und zur Vollkommenheit ausgereift in Gehalt und Form, ein Standardwerk nicht nur der deutschen Dichtkunst, sondern der Weltliteratur unserer Zeit, das, wie es in seinem äußeren Riesenformat und der Ausstattung, die ihm der Inselverlag gegeben hat, als ein Unikum dasteht, so auch in seiner künstlerischen Eigenart nicht seinesgleichen hat.

[1] Arno Holz, Phantasus. Leipzig 1916, Inselverlag.

Ende der achtziger Jahre war es Arno Holz gelungen, für das deutsche Drama eine neue Form zu finden, die formale Grundlage zu schaffen, auf der sich dann die ganze weitere Entwicklung der nächsten Jahrzehnte vollzogen hat. Ohne seine revolutionierende Reinigungs- und Wegebauarbeit wären die Gerhart Hauptmann, Halbe, Schnitzler, Dreyer usw. als Dramatiker unmöglich gewesen. Sie alle wurzeln in dem Erdreich, das dieser größte künstlerische Reformator unserer Zeit von Grund aus umgepflügt, beackert und zur Saatbestellung reif gemacht hat. Jene ernteten die Früchte, der Meister selber aber wurde durch die Ungunst des Geschicks, durch die Kabalen und Intrigen der Cliquen und Claquen, die die literarischen Erfolge managen und die Tagesberühmtheiten ernennen, um seinen Lohn immer wieder betrogen. Für einen Kerl, der sich nicht ducken läßt, der halsstarrig an seiner heiligen Überzeugung festhält und dessen Herz mehr für die Enterbten schlägt als für jene Kreise, in deren Hand die Verteilung des goldenen Tantiemesegens ruht, für einen solchen weltfremden Eigenbrötler und querköpfigen Sonderling ist in unserer Zeit kein Platz am Tische des Lebens gedeckt. Genie bis in die Fingerspitzen, Leidenschaft, Geist und Witz sind gewiß schöne Gaben, aber was nützen sie, wenn die geschäftliche Disziplin mangelt? Nun, er verzweifelte trotzdem nicht, die Hungerpeitsche, die all die Jahre hindurch über ihm geschwungen wurde, vermochte nicht, ihn mürbe zu machen. Unablässig schritt er auf dem Wege vorwärts, den sein Genie zuerst gefunden und den sein Fleiß gangbar gemacht hatte. Hatte er für das Drama eine neue Sprache geschaffen, indem er der Prosa des Alltags ihre intimsten Feinheiten, Schattierungen und Tönungen ablauschte, so fand er nun das formale künstlerische Prinzip aller Wortkunst: die innere Rhythmik. An Stelle der alten Metrik, die die Sprache dadurch »poetisch« zu machen suchte, daß sie deren natürlichen, ewig wechselnden Fluß in feste Schemata, in die »gebundene Form« zwängte, setzte er den freien Rhythmus, der sich aus dem Inhalt und der Stimmung der Worte und Sätze, aus der inneren, organisch gewachsenen Melodie des sprachlichen Ausdrucks ergibt. Schon andere hatten vor ihm in freien Rhythmen gedichtet, aber diese freien Rhythmen waren, genau betrachtet, fast immer nur verkappte, mehr oder weniger aufgelöste Metren gewesen, die der Sprache eine Form von außen her aufnötigten. Das Verdienst von Arno Holz bestand darin, daß er nicht vergewaltigen, sondern mit klarem Bewußtsein den in jedem sprachlichen Ausdruck schlummernden Rhythmus befreien, ihn von allem störenden Beiwerk reinigen und für den Leser und Hörer deutlich erkennbar künstlerisch gestalten wollte. Wie im tiefsten Sinne »zeitgemäß« diese Tendenzen sind, ergibt sich unter anderem auch daraus, daß das, was Holz für die Poesie geleistet hat, im Grunde dasselbe ist, was der moderne Expressionismus für die bildende Kunst der Gegenwart anstrebt.

In seinen jüngsten Dramen, »Sonnenfinsternis« und »Ignorabimus«, ist diese neue Form zur konsequenten Anwendung gelangt, im neuen »Phantasus« erhielt sie als Lyrik ihre höchste Vollendung. Ebenso wie jene Dramen verkörpert auch jedes Phantasus-Gedicht einen »rhythmischen Notwendigkeitsorganismus«, und die Gesamtheit der Gedichte bildet ihrerseits wieder ein einheitliches, lückenloses, natürlich gewachsenes Ganzes. Man kann jedes Gedicht für sich genießen, aber zum klaren Verstehen und restlosen Mitempfinden des vom Dichter Gewollten gelangt man nur, wenn man alles im Zusammenhang auf sich wirken läßt.

»Phantasus« ist der alte, uns liebe und vertraute geblieben. Noch immer haust er in seiner ärmlichen Dachkammer, fern vom Treiben der sogenannten großen Welt, noch immer betrachtet er und durchdringt er mit seiner Einbildungskraft und seinem Gefühl als warmherziger Natur- und Menschenfreund oder als rücksichtsloser Kämpe oder als prophetischer Seher und Verkünder das ganze Universum, die lebenden Wesen und die anscheinend tote Natur, den wehenden Grashalm zu seinen Füßen wie die Sonnen der Milchstraße, den primitiven Urmenschen der Steinzeit wie die kompliziertesten Individuen der geschichtlichen Kulturepochen. Er

half die Bastille stürmen und flirtete als Rokokokavalier mit den adligen Damen des Ancien Regime, er sah mit Kolumbus zum erstenmal die Küste der Neuen Welt, er machte den Kinderkreuzzug mit, er war Harun al Raschid, er landete unter Hengist und Horsa an den weißen Klippen von Kent, er lebte als Messalina im kaiserlichen Rom, er überschritt mit Hannibal die Alpen, diente als Trierensklave, an die Ruderbank gefesselt, während der Schlacht bei Salamis, er gab sich als Tochter des Nabopolassar im Tempel der Allesgebärerin einem struppigen nordischen Barbaren für eine Handvoll Kupfermünzen hin, er sann zu Karnak als Hoherpriester über das Rätsel des Lebens nach, er fühlt sich als Riesenechse der Juraperiode, als silurischen Trilobiten, ja schließlich als Protoplasmaklümpchen auf dem noch halb brühheißen Erdball, auf dem außer ihm sonst nichts als Wasser ist. »Und weiß damit nichts und weiß damit doch: Ich war und bin und kann durch nichts, durch nichts, durch nichts aus dieser Welt in Nichts mehr wieder weggewischt werden!«

Aber dieser Phantasus ist kein zerfließendes Phantasiegebilde, sondern ein sehr realer Mensch aus Fleisch und Blut:

»An einem ersten, blauen Frühlingstag
in einer Königlich preußischen privilegierten Apotheke zum Schwarzen Adler
bin ich geboren.
Vom nahen Georgenturm,
über den Markt der kleinen, weltentlegenen Ordensritterstadt,
zwischen dessen buntlich rundholprigem Pflaster
noch Gras wuchs,
durch die geöffneten Fenster
läuteten
die Sonntagsglocken.
Niemand ‚ahnte' was.
Zu Mittag
gab's Schweinebraten und geschmorte Pflaumen,
zum Kaffee schon war ich da.
Noch heut,
so oft sie's mir erzählt,
lacht
meine Mutter.«

Es folgen dann Stimmungsbilder, Phantasien und Märchen aus der Kinderzeit, es folgen Erinnerungen aus dem früh beginnenden Kampf ums tägliche Brot, aus der Periode des geistigen Ringens, aus den Jünglingsjahren mit ihren Sehnsüchten und Enttäuschungen, mit ihren Liebesfreuden und -leiden. Wir sehen Phantasus im Kreise seiner Familie als Gatten und Vater, wir begleiten ihn auf seinen Wanderungen durch Berlin, durch den Tiergarten, auf den Friedhof der Märzgefallenen. Wir nehmen mit ihm teil an den bescheidenen Sonntagsfreuden des Kleinbürgertums und blicken mit seinen Augen in das grenzenlose Elend des weltstädtischen Proletariats. Und über alles trägt uns seine Phantasie schließlich hinweg in das Reich der Träume. Er sitzt abends einsam in seiner »schornsteinnahen Vogelbauerbude«, der Lärm der Straße ist verstummt, die Haustür geschlossen, niemand kann ihn stören. Ans Fenster klatscht der Regen und rüttelt der Novembersturm. Die Pfeife ist gestopft und das Wasser im Teekessel kocht. Da wiehert das Flügelroß, und zwischen dem verschnörkelten Rankengewirr der schadhaften Zimmertapete, deren Blättergebilde in seiner Phantasie alle denkbaren Formen und Gestalten annehmen, tritt er, im Schlafrock, eine Weltreise nach fernen Wunderländern an — und eine in ihrer blühenden und blendenden Farbenpracht sich Schritt für Schritt übergipfelnde Reihe Bilder von wildester Phantastik, zartester Poesie, himmelstürmender Leidenschaft und bizarrstem Humor wird vor uns entrollt.

Diese Andeutungen mögen einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Stoffes geben. Die künstlerische Form, in der dieser Gehalt uns dargeboten wird, habe ich in ihren Prinzipien bereits kurz gekennzeichnet. Holz handhabt sie in diesem seinem reifsten Werke mit einer kaum noch zu übertreffenden Meisterschaft, und nur an wenigen Stellen verleitet ihn die virtuose Beherrschung der Sprache zu einer ermüdenden und die beabsichtigte Wirkung schädigenden Häufung der charakterisierenden Beiwörter. Große dramatische Momente, intime Genrebilder und Stilleben, Landschaftsgemälde, Farben, Töne, Düfte zaubert uns seine Kunst in einprägsamster Form vor die Phantasie. Für die zartesten Empfindungen wie für die erschütternden Ausbrüche hinreißender Leidenschaft, für verbissenen Ingrimm wie für den hilflosen Jammer der Verzweiflung, für das flammende Pathos des sozialen Anklägers wie für den kaustischen Witz des Satirikers und den milden, alles verstehenden und alles verzeihenden Humor des Menschenfreundes weiß diese Kunst den erschöpfenden Ausdruck zu finden. Ein umfassendes Weltbild, von der Hand eines Meisters gestaltet, tut sich vor uns auf.

So hat Arno Holz dem deutschen Volke wieder ein Werk von überragender Kraft und Größe und unvergänglicher Schönheit geschenkt, und es erhebt sich wieder die Frage: Wie wird das deutsche Volk sich zu diesem Werke stellen? Wird es sich der Gabe würdig zeigen oder wird es, wie bisher noch immer, von den kritischen Schiebern irregeleitet, an den reichsten Schätzen achtlos vorübergehen und ihre Hebung einer späten Zukunft überlassen? Denn die Zeit kommt sicher, wo der »Phantasus« sich die Herzen aller erobern wird. Das Werk selber wird nicht untergehen, es kann warten. Ob aber sein Schöpfer, der seit drei Jahrzehnten den erfolglosen Kampf ums tägliche Brot kämpfen muß, noch lange warten kann?

Literarische Rundschau.

Dr. rer. pol. Richard Berger, **Fraktionsspaltung und Parteikrisis in der deutschen Sozialdemokratie.** Tatsachen und Tendenzen. M.-Gladbach 1916, Volksvereinsverlag. 103 Seiten. Preis 1,40 Mark.

Herr Dr. Berger hat in dieser Arbeit mancherlei Materialien unordentlich zusammengestoppelt. Von einer systematischen Forschung, von einer Methode, die ihm einen umfassenden Überblick über sein Thema gegeben hätte, ist er weit entfernt. Er hat offenbar nur das gesammelt, was ihm von ungefähr in die Hände kam, und dieses sehr lückenhafte Material hat er dann später in Eile und ohne einen von größerer Höhe aus orientierenden Gesichtspunkt ergänzt, so gut es ohne erhebliche Mühe gehen wollte. Von einem Schriftsteller, der über die inneren Kämpfe der Sozialdemokratie im Kriege schreibt, wird man mindestens verlangen müssen, daß er wenigstens die führenden Tagesblätter der Partei verfolgt. Es ist aber, nach der Schrift zu urteilen, sehr zweifelhaft, ob Herr Berger jemals ein anderes sozialdemokratisches Blatt als die »Niederrheinische Arbeiterzeitung« (zu Duisburg) in der Hand gehabt, geschweige denn eine geraume Zeit lang gelesen hat. Allenfalls den »Vorwärts«, aber auch das ist ungewiß. Seine Kenntnis über die Haltung der übrigen Parteipresse hat er aus den Preßstimmen-Übersichten bezogen, die unser Duisburger Parteiblatt von Zeit zu Zeit gegeben hat, die natürlich nach den besonderen polemischen und anderen Bedürfnissen der Zeitung und nach mancherlei Rücksichten auf Raum und Zeit gestaltet werden mußten, daher, ohne daß der Redaktion irgendein Vorwurf zu machen wäre, durchaus keine lückenlose und rein objektive Darstellung sein konnten. Neben dieser Quelle hat der Verfasser die Baumeisterschen »Internationale Korrespondenz« fleißig benutzt, über deren Qualitäten hier nichts weiter gesagt zu werden braucht. Die Neue Zeit ist ihm dagegen offenbar fremd geblieben, wenn er ihren Namen auch gelegentlich erwähnt.

Jedenfalls ist von ihren Beiträgen zu dem in Frage stehenden Thema so gut wie nichts zitiert, die Artikel Kautskys in Heft 5 und 6 des XXXIV. Jahrganges, 1. Band (29. Oktober und 5. November 1915) »Persönliche Überzeugung und Parteidisziplin« und »Freiheit der Meinungsäußerung und Parteidisziplin« ausgenommen, die Herr Berger aber auch in der von ihm angezogenen Broschüre »Überzeugung und Partei« kennen gelernt haben kann.

Ebenso lodderig wie die Sammlung des Materials ist die Verarbeitung und Darstellung. Der Flüchtigkeitsfehler sind eine stattliche Anzahl, und verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß es nicht sämtlich Druckfehler sind, die in ihrer Häufung in einer solchen Arbeit auch schon auf mangelnde Sorgfalt des Verfassers schließen lassen. Dafür spricht auch anderes; da wird ein Satz nicht zu Ende geführt, bei manchen Zitaten wird die Quelle nicht angegeben, und bisweilen ist nur schwer zu unterscheiden, ob der Verfasser selbst spricht oder ob er zitiert oder referiert. Schlimmer sind die sachlichen Irrtümer. So wird uns Genosse A. Gerisch (in Gehrisch verschrieben) als langjähriger Berichterstatter der Kontrollkommission vorgeführt. So wird unter den Gruppen der Internationalen Sozialisten Deutschlands und der Internationale (beziehungsweise Spartacusgruppe) eine hoffnungslose Konfusion angerichtet. Von der Vorgeschichte der Aktionen vom 21. Dezember 1915 und 24. März 1916 ist so gut wie gar nicht die Rede, geschweige daß eine nur halbwegs orientierende Darstellung gegeben würde — nicht einmal der parteigeschichtlich wichtige »Offene Brief« der Opposition an den Parteivorstand und die Fraktion vom Juni 1915 noch der Aufruf »Das Gebot der Stunde« sind erwähnt. Kurz, die Arbeit entspricht in keiner Weise den Anforderungen, die man an eine Schrift, die sich als eine wissenschaftliche gibt, stellen muß.

Hinzu kommt, daß der Verfasser, der angeblich nur das Material zusammenstellen und objektiv sichten wollte, seine Parteinahme für die Rechte nicht verleugnen kann — in allerlei eingestreuten Zwischenbemerkungen und Stichen auf die Opposition gibt er sie kund, und zum Schlusse nimmt er offen Partei und prophezeit den Sieg der »Mehrheit«, »weil überall die Leute, welche arbeiten und Opfer bringen, zumal wenn sie von einer mächtigen Bewegung getragen werden, Erfolg haben, Negation und Opposition dagegen auf die Dauer nicht aufkommen können«. Das könnte man in Kauf nehmen, wenn nicht diese Parteilichkeit auch die Auswahl des Materials einseitig beeinflußt hätte. Die Schrift des Herrn Berger ist auch aus diesem Grunde nicht geeignet, dem der Sozialdemokratie Fernstehenden ein halbwegs zutreffendes Bild von der Entwicklung der Partei im Kriege zu geben. Für den Sozialdemokraten ist sie ganz wertlos. H. B.

Dr. Otto Freiherr v. Dungern, **Rumänien.** Gotha 1916, Verlag von Fr. A. Perthes A.-G. 148 Seiten.

Das Buch ist das zweite der Sammlung »Perthes Kleine Völker- und Länderkunde«, die der friedlichen Durchdringung fremder Länder vorarbeiten und eine Kenntnis verbreiten will, »die sowohl den Aufenthalt in einem fremden Lande vorbereiten als ihn selbst begleiten und vertiefen, die aber auch dem zu eigen werden soll, der zu einem fremden Land in politische und wirtschaftliche Beziehungen tritt oder der nur rein geistiges Interesse an ihm nimmt«. Dieses über Vermuten schwierige Programm wird von Freiherrn v. Dungern in glücklichster Weise, der Form wie der Sache nach, erfüllt. Den Redaktionen wird das handliche Buch, dessen Gebrauchswert durch Übersichten und ein Sachregister erhöht wird, neben Grünbergs kleiner, auch in diesen Blättern jüngst erwähnten Broschüre die denkbar besten Dienste tun. Ein durch den Krieg bedingter Mangel ist, daß Ungarns Verhältnis zu Rumänien im Mittelalter, aber nicht in der Gegenwart behandelt wird.

A. Hofrichter.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 10 Ausgegeben am 8. Dezember 1916 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Chemnitzer Fanfare.

Von Ed. Bernstein.

Motto: Hänge dich, Figaro, das hättest du nicht ersonnen.

Selten ist eine scheinbare Entdeckung sensationeller Natur so schnell vor der ersten sachlichen Prüfung gleich einer aufgestochenen Luftblase zusammengeklappt wie die Nichtigkeit, die Ernst Heilmann in dem Aufsatz »Die Emser Depesche von 1914« mit schmetternder Fanfare als einen welthistorischen Fund ausposaunt hat. Es möchte daher überflüssig erscheinen, auf diese Verdächtigung französischer Sozialisten noch einmal zurückzukommen, nachdem Kautsky in so schlagender Weise ihre Hohlheit dargetan hat, wenn es sich bei ihr nicht um einen Versuch handelte, zur größeren Ehre von Mächten, welche die Sozialdemokratie bisher stets und mit vollstem Recht als verderblich bekämpft hat, neuen Giftstoff in die zum größten Schaden Europas leider ohnehin getrübten internationalen Beziehungen der Sozialdemokratie hineinzutragen, und das dabei angewandte Mittel nicht scharf genug gekennzeichnet werden kann.

Kautsky hat die Hinfälligkeit der Heilmannschen Beweisführung mit treffender Logik an dieser selbst und einigen allgemein bekannten Tatsachen so überzeugend nachgewiesen, daß er auf eine Nachprüfung an der Hand des Corpus delicti, nämlich der hier nicht ohne weiteres aufzutreibenden Nummer der »Humanité« vom 31. Juli 1914, verzichten konnte, in der nach Heilmann der große Betrug am französischen Volke begangen sein soll. Zum Unglück für Heilmann gibt es indes Leute in Deutschland, die sich die Nummern der »Humanité« aus den verhängnisvollen Tagen des Sommers 1914 aufbewahrt haben, und so sind wir in der Lage, den Inhalt der Nummer dieses Blattes vom 31. Juli 1914, auf die sich Heilmann beruft, genau zu prüfen und daran festzustellen, von welchem Geiste sie in Wirklichkeit beseelt war und welche Rolle in ihr die Notiz gespielt hat, die Heilmann als zu dem schlechtesten Zweck wohlbedacht verübte Fälschung hinstellt.

Gehen wir also den politischen Inhalt des Hauptblatts von Anfang bis zu Ende durch.

Da steht auf der ersten Seite vornan in großen Lettern, über zwei Spalten reichend, der Aufruf des Internationalen Sozialistischen Bureaus vom 29. Juli 1914, der die Sozialisten Deutschlands, Englands, Frankreichs auffordert, den größten Druck auf ihre Regierungen zur Erhaltung des Friedens auszuüben.

Sinngemäß hieran anschließend folgt ein Bericht über eine Sitzung der sozialistischen Kammerfraktion Frankreichs vom 30. Juli 1914, die sich mit dieser Aufforderung des Internationalen Bureaus beschäftigt hat. Wiederum in großen Lettern kündigt er die Veranstaltung einer großen kombinierten Versammlung an, die gegen den Krieg Protest

erheben soll. Kleinere Mitteilungen über abzuhaltende Versammlungen ähnlicher Art und dergleichen folgen, worauf wieder ein Aufruf zu Protestversammlungen gegen den Krieg kommt. Er ist vom Allgemeinen Gewerkschaftsbund (Confédération générale du Travail) und dem Bund der Pariser Gewerkschaften verfaßt, und es heißt darin:

Von einem Ende des Landes bis zum anderen muß die Stimme der Arbeiter sich machtvoll erheben und eine gleiche Atmosphäre des Protestes gegen den Krieg schaffen.

Das Zentralkomitee, das noch am Abend zusammentrete, werde über die im ganzen Lande zu veranstaltenden Versammlungen das Nötige beschließen. »Wir wiederholen allen Organisationen, daß die Zeit die größte Kaltblütigkeit erfordert. Kein übereilter Beschluß, keine Panik, unausgesetzte Wachsamkeit, darin liegt das Heil.«

Nun wiederum eine Anzahl kleinerer Notizen, eine davon überschrieben: Gegen den Zarismus. Sie bringt in Kursivlettern den Wortlaut einer Resolution des Internationalen Sozialistischen Bureaus, die das russische Proletariat zu seiner revolutionären Haltung beglückwünscht und es auffordert, in seiner heroischen Anstrengung gegen den Zarismus zu verharren, die »eine der wirksamsten Bürgschaften gegen den drohenden Weltkrieg« bildet.

Es kommt alsdann, eine ganze Spalte füllend, der »Kaltblütigkeit ist nötig« überschriebene Leitartikel von Jean Jaurès, aus dem Heilmann ein Stück bringt, das ihm in den Kram paßt, aber alles fortläßt, das für die Fiktionen, mit denen er operiert, unbequem sein könnte.

»Ein Tag des Abwartens und der Unterhandlungen« lautet in großen Lettern die über drei Spalten reichende Überschrift über die zweite Hälfte der ersten Seite des Hauptblatts, die politische Nachrichten bringt, und unter der ersten in Riesenlettern eine zweite Überschrift: **»Der Friede bleibt möglich.«** In einer kleineren Schrift folgen zwei weitere Überschriften, die eine: »Die gestern in Frankreich und in Deutschland verbreiteten Alarmnachrichten werden formell dementiert«, die andere: »Die österreichischen Truppen sollen sich Belgrads bemächtigt haben«.

In der Reihe der Nachrichten steht voran eine Note der — französisch-offiziösen — Agence Havas, die eine Mitteilung der deutschen Botschaft in Paris bekannt gibt. Sie lautet:

Die deutsche Botschaft ersucht uns, zu erklären, daß die Gerüchte, wonach in Deutschland zu einer partiellen Mobilmachung geschritten sei, unbegründet sind.

Sie haben vielleicht ihren Ursprung in der Tatsache, daß der Pariser Korrespondent eines deutschen Blattes ein fälschlich Der deutsche Vizekonsul unterzeichnetes Telegramm erhalten hat, das ihn zu den Fahnen ruft.

Keine Reservistenklasse ist in Deutschland mobilisiert. Eine selbst partielle Mobilmachung könnte übrigens in keinem Falle geheim bleiben.

Darunter in **Fettdruck:** »Die deutsche Botschaft hat gleichfalls bekannt gegeben, daß direkte Unterhaltungen zwischen Petersburg, Wien und Berlin wieder aufgenommen würden.«

Und unter »Berlin, 30. Juli«:

Ein Extrablatt des »Lokalanzeigers« hat irrtümlich die Mobilmachung angezeigt.

Der »Lokalanzeiger« verbreitet ein zweites Extrablatt, worin er sagt: »Infolge eines groben Unfugs hat man heute Extrablätter verbreitet, in denen es heißt, daß die Mobilmachung angeordnet sei. Wir stellen fest, daß diese Meldung falsch ist.«

Dann heißt es in der »Humanité« weiter:

Andererseits folgt hier die am Abend von der französischen Regierung mitgeteilte Note:

»Zu unrecht hat man heute Gerüchte in Umlauf gesetzt, die geeignet sind, die öffentliche Meinung aufzuregen.

Es ist insbesondere nicht richtig, daß Reservisten die Weisung erhalten haben, sich bei ihren Korps einzufinden. Es ist kein Ergänzungsmann einberufen worden. Die einzigen ergriffenen Maßnahmen sind die Zurückberufung von Urlaubern und die Rückkehr von Truppen in ihre Garnisonen, von denen sie zu weit entfernt waren.

Es ist klar, daß diese Maßnahmen einen rein defensiven Charakter haben und nur getroffen wurden, um alle Möglichkeiten abwenden zu können.

Man hat ferner viel Aufsehens gemacht von gewissen Maßnahmen, deren Zweck es ist, die Behütung großer Kunstwerke oder anderer wichtiger Punkte zu sichern. Es ist jedoch nur natürlich, Vorsichtsmaßnahmen gegen Versuche der Sabotage oder anarchistischer Unternehmungen zu treffen.«

Die Mitteilung hebt weiter hervor, daß gleiche Vorsichtsmaßregeln auf deutscher Seite getroffen worden sind und daß in Metz eine große militärische Tätigkeit herrscht.

Diese verschiedenen Maßnahmen haben Truppenbewegungen zur Folge gehabt, welche auf beiden Seiten der Grenze Unruhe in die Bevölkerung hineingetragen haben; es ist aber angezeigt, ihre Bedeutung nicht zu übertreiben.

Man verkündet uns gleichfalls, daß die deutsche Regierung auf gewisse, für die Armee notwendige Lebensmittel Beschlag gelegt hat, wie das in allen Zeiten politischer Spannung zu tun Brauch ist.

Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß im ganzen Alpengebiet die größte Ruhe herrscht und daß alle umlaufen könnenden oder umlaufenden Gerüchte über Vorbereitungen zur Mobilmachung unsererseits oder auch nur über Überwachungs- und Schutzverfügungen absolut grundlos sind. Keinerlei Maßnahme ist an dieser Grenze von uns getroffen worden, weil im Gegensatz zu dem, was auf der Seite Elsaß-Lothringens vor sich geht, wir auf keine beunruhigende Verfügung Italiens zu antworten haben.

Zu dieser Mitteilung der Regierung bemerkt die Redaktion der »Humanité«:

Diese Mitteilung wird sicherlich von der öffentlichen Meinung, die durch falsche Nachrichten oder pessimistische Berichte beunruhigt ist, mit Befriedigung aufgenommen werden.

Man kann jedoch den Satz über »Versuche der Sabotage« bedauern, der furchtsame Seelen glauben machen könnte, daß Werke der Verteidigung und Verkehrsmittel im Innern Frankreichs bedroht sein könnten, was, wie jeder weiß, absolut falsch ist.

Nun folgen Telegramme aus England, welche die dortige Auffassung der Lage schildern und von Bewegungen der englischen Flotte berichten, und darauf das von Heilmann behandelte Telegramm aus Petersburg, das in Übereinstimmung mit seiner Überschrift »die partielle Mobilmachung Rußlands« meldet. Nachrichten über den schon im Gange befindlichen Krieg gegen Serbien, die Korrespondenz Grumbachs aus Essen über die kriegsfeindliche Stimmung im Rheinland, Wiedergabe eines »vibrierenden« Protestes der Kammerfraktion der italienischen Sozialdemokratie gegen eine etwaige Beteiligung Italiens am Kriege, Berichte über zum Teil sehr bedeutende sozialistische Friedensdemonstrationen in Provinzorten Frankreichs, die Mitteilung, daß von nun an täglich Ministerrat stattfinden werde,

und zuletzt eine Notiz über Strafverfolgung gegen den Herausgeber eines Pariser Mittagsblatts wegen Verbreitung von erfundenen Alarmierungsberichten schließen diesen Teil der Zeitung.

Man sieht, von Anfang bis zu Ende bestimmt ein und dieselbe Tendenz den Ton ihrer Äußerungen und Berichte: entschiedene Stellungnahme *gegen* den Krieg und möglichste Beruhigung des Publikums, soweit die gespannte Situation und die einlaufenden Meldungen dies überhaupt nur zuließen. Wenn von den letzteren welche als Schamade bezeichnet werden können, so ist es nicht die Meldung der »Humanité« aus Petersburg, sondern sind es die Meldungen dieser aus oder über *Berlin*. Schamade heißt Zeichen des Nachgebens, der Übergabe. Als das konnte man die oben wörtlich wiedergegebenen Nachrichten hinsichtlich Berlins auffassen, zumal die Depesche Grumbachs ebenfalls schamadisch lautete. Eine Mobilmachung aber, auch wenn sie nur erst partiell ist, ist niemals eine Schamade. Gegenüber ihrer Nachricht aus Berlin war die Nachricht der »Humanité« aus Petersburg jedenfalls inhaltlich eine Fanfare, und daß sie in Inhalt und Form *richtig* war, hat Kautsky unwiderleglich nachgewiesen. Heilmanns Beschuldigung der Redakteure der »Humanité« ist nicht nur falsch, sie stellt die Dinge **direkt auf den Kopf**.

Wie frei Heilmann überhaupt mit den Tatsachen umspringt, wenn es darauf ankommt, auf die Leser einen bestimmten Eindruck zu machen, zeigt seine Behandlung des Berichts, den Marcel Cachin in der »Humanité« vom 1. August über die letzten Schritte Jaurès' für die Erhaltung des Friedens veröffentlicht hat. Aus dem Gespräch, das Jaurès mit dem Minister Malvy wegen Ausübung eines erneuten starken Druckes auf Rußland hatte, läßt er weislich alles fort, was erkennen läßt, für welche Maßnahme oder Unterlassung der Druck ausgeübt werden sollte. Die Leser sollen eben glauben, Jaurès habe Einstellung der militärischen Vorbereitungen verlangt. Es handelte sich aber für den Verstorbenen um ganz etwas anderes. Er setzte dem Minister eindringlich die Größe der Gefahr auseinander, die Frankreich bevorstehe, und fährt dann fort:

> Unser Land hat das Recht, von seinem Verbündeten zu verlangen, daß er soweit als möglich den von England bezeichneten Weg gehe. Rußland muß den englischen Vorschlag akzeptieren, wenn nicht, hat Frankreich die Pflicht, ihm zu sagen, daß es ihm nicht folgen, daß es bei England bleiben werde.

So der unmittelbar nach der Ermordung, noch am Abend des 31. Juli niedergeschriebene Bericht Cachins. Kein Wort steht darin, ob Rußland mobil machen dürfe oder nicht, was Jaurès beschäftigt, ist einzig die Sorge, daß Rußland möglicherweise die Vorschläge Sir Edward Greys ablehnen könne, worauf er schon in seiner Rede vom 29. Juli in Brüssel das größte Gewicht gelegt hatte. Das durften aber die Leser Heilmanns um so weniger erfahren, als verschiedenen von ihnen bekannt sein mochte, daß der russische Minister Ssasonow auch die letzten erweiterten Vorschläge Greys *akzeptierte*. Vor dieser Tatsache bricht der Versuch, den verstorbenen Jaurès als Kronzeugen für die Heilmannsche Geschichtsdarstellung auszuspielen, rettungslos zusammen.

Weiter. Cachin schreibt fortsetzend, daß Jaurès nach der Unterhaltung mit Malvy, dessen Antwort ihm nicht genügte, mit den Genossen Bracke, Bedouce, Renaudel, Jean Longuet und ihm selber zum Ministerpräsidenten

ging, um diesen von der Notwendigkeit des Schrittes, der ihm am Herzen lag, zu überzeugen, und bemerkt: »Viviani konnte die Delegation nicht empfangen, der Unterstaatssekretär Abel Ferry trat an seine Stelle.« Daraus macht Heilmann, nachdem er Jaurès allein zu Viviani gehen läßt, folgendes:

Dieser empfing ihn nicht, er hätte ihm ja doch nicht sagen können, daß die russische Gesamtmobilmachung bereits angeordnet und damit jede weitere Bemühung um den Frieden inhaltlos geworden sei, sondern ließ ihn durch den Unterstaatssekretär Abel Ferry abfertigen, der gewiß ebenso unwissend und unschuldig bei der schon gefallenen Entscheidung war wie Jaurès selbst.

Hiernach muß der Leser meinen, daß Viviani Jaurès nicht empfangen *wollte*, während Cachin ausdrücklich schreibt, daß er ihn nicht empfangen *konnte*.[1] Ferner wird hier die Fiktion wiederholt, daß es sich bei dem

[1] In derselben Nummer 13 des »Populaire«, der Heilmann die Stücke aus Cachin und Pressemann entnimmt, schreibt Jean Longuet in dem Artikel „La dernière Journée", den Heilmann ganz ohne Zweifel so gut gelesen hat wie die an diesen Artikel anschließenden Erinnerungen Pressemanns, ausdrücklich: »Viviani, der *eben den deutschen Botschafter, Herrn v. Schön*, empfing, ließ uns durch den Unterstaatssekretär Abel Ferry empfangen.« Longuet erklärt, daß der Bericht, den Bedouce und Renaudel von jener Zusammenkunft gegeben, »bis auf wenige Nuancen genau« sei, und setzt hinzu: »Ich erinnere nur an seine (Jaurès') dramatischen Vorwürfe, den fast flehenden Ton, in dem er unsere Minister beschwor, bei der russischen Regierung darauf zu bestehen, daß sie den Vermittlungsvorschlag Sir Edward Greys annehme, die tragischen Worte, die er auf diese Vorhalte folgen ließ und in denen er — zwei Stunden, bevor sie ihn traf — die Kugel erwähnte, von der er im Kampfe für die Sache der Menschheit getroffen werden könne.« Man sieht, auch Longuet, der doch zur Minderheit der französischen Sozialisten gehört, weiß nichts von dem, was Heilmann unterstellt, auch er spricht nur von Jaurès' Eintreten für Greys Vermittlungsvorschlag.

Erwähnt sei hierbei, daß Heilmann in der Übersetzung des Stückes aus Pressemanns Erinnerungen sich einige Verbesserungen erlaubt, die es nach seiner Praxis rechtfertigen würden, von Fälschung zu reden. So schiebt er an einer Stelle ein »von Rußland« ein, wovon bei Pressemann nichts steht, und sagt an einer anderen Stelle: »Die Mobilmachungsbefehle hätten nunmehr ausgeführt werden müssen«, wo Pressemann sagt: »*Wenn* die Weisungen zur Ausführung gekommen *wären* — que les ordres reçussent exécution". Weisungen »in Hinblick auf eine Mobilmachung«, heißt es bei Pressemann und nicht Mobilmachungsbefehle, wie Heilmann, die Worte schnell umsetzend, schreibt.

Zur Sache beweist die Erzählung Pressemanns übrigens etwas, was Heilmanns ganze politischen Deduktionen über den Haufen wirft. Nämlich daß Jaurès die Bündnispflicht Frankreichs gegenüber Rußland grundsätzlich anerkannte. Er beschuldigt das Petersburger Auswärtige Amt wie die russische Botschaft in Paris, die französische Regierung über die Bedeutung eines diplomatischen Schrittes Deutschlands irregeführt zu haben, aber er erkennt implizite an, daß, wenn der deutsche Schritt in Wahrheit die Drohung gewesen wäre, als die ihn die Botschaft meldete, Frankreich sich hätte bereit machen müssen, Rußland im Notfall zu Hilfe zu kommen. Er leitet sehr begründetermaßen aus dem Bündnisverhältnis erhöhte Rechte Frankreichs in bezug auf das Verhalten Rußlands ab — »wir haben das Recht, von unserem Verbündeten zu verlangen«, heißt es bei Cachin —, aber er leugnet die entsprechenden Pflichten nicht.

Er hatte Rußland im Verdacht, bewußt-systematisch den Krieg erzwingen zu wollen, und würde sein endgültiges Verhalten davon abhängig gemacht haben, wie sich der Verdacht bewahrheitete.

Besuch um die Frage der russischen Mobilmachung handelte, wovon, wie gesagt, bei Cachin kein Wort steht. Und schließlich wird Abel Ferry, ein sehr bekannter und einflußreicher französischer Politiker, als ein dienstbarer Geist hingestellt, der gar nicht darüber unterrichtet gewesen sei, was im Ministerrat vor sich ging, während bei Cachin Ferry zu Jaurès sagt:

Wie sehr bedaure ich, Herr Jaurès, daß Sie nicht in unserer Mitte sind, um uns mit Ihrem Rat zu unterstützen.

»In unserer Mitte«, das zeigt unzweideutig, daß Ferry Mitglied des Ministerrats war. Nichts als Schiefheiten und direkte Unrichtigkeiten bei Heilmann. Schief und unrichtig — nein, sprechen wir deutlich: schief und unwahr ist es, wenn er von der Kugel des Mörders, der Jaurès tötete, mit falschem Pathos schreibt:

Sie tötete den Geist, der sofort durchschaut hätte, was die russische Gesamtmobilmachung bedeutete, sie schloß den Prophetenmund, der dieses ungeheuerliche Verbrechen an der Menschheit mit gigantischen Worten gegeißelt hätte, sie vernichtete Verstand und Gewissen der französischen Sozialdemokratie.

Jaurès war in jeder Hinsicht ein so außerordentlich bedeutender Mann, daß es keinen Sozialisten Frankreichs oder irgendeines Landes beleidigt, seinen Tod als einen unersetzten Verlust für die Sozialdemokratie zu bezeichnen. Aber zu sagen, daß er die Vernichtung von Verstand und Gewissen einer ganzen, hochbegabte und bewährte Kämpfer umfassenden Partei bedeutete, ist abgeschmackt.

Im übrigen zeigt gerade der letzte Artikel, den Jaurès für die »Humanité« geschrieben, der Leitartikel der Nummer vom 31. Juli 1914, durch die Worte:

Frankreich wie Rußland haben diesen Aufschub sich zunutze machen können, das eine, Rußland, um zu einer Teilmobilisation zu schreiten, das andere, Frankreich, um alle Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, die mit der Aufrechterhaltung des Friedens zu vereinbaren sind,

auf das deutlichste an, daß Jaurès in der Frage der militärischen Vorbereitungen durchaus anders geurteilt hat, als Heilmann ihm unterstellt, zwischen dem, was Rußland und Frankreich in der gegebenen Situation zustehe, scharf unterschieden hat. Er hat sich in der Frage der militärischen Maßnahmen an die Dinge gehalten, die er von Paris aus einigermaßen übersehen konnte, nämlich was zwischen Deutschland und Frankreich vorging. Hier wollte er auf französischer Seite alles vermieden sehen, was von Deutschland als Anlaß oder Vorwand zu einer Kriegserklärung an Frankreich genommen werden könne. In allem übrigen wandte er seine Aufmerksamkeit den diplomatischen Verhandlungen zugunsten unkriegerischer Schlichtung des Streites zu. Von diesem Zweck durchdrungen, griff er mit Leidenschaft nach jedem Strohhalm, der zur Rettung von der Kriegsgefahr beitragen konnte, und tat sein Bestes, der Nervosität entgegenzuwirken, welche die Geister ergriffen hatte. So ist es zu verstehen, weshalb er das Verhalten Berlins am 30. Juli im denkbar günstigsten Lichte hinzustellen, aus ihm die günstigsten Folgerungen abzuleiten suchte.

Es ist jedoch grober Mißbrauch des Namens und Ansehens dieses großen Franzosen, seine betreffenden, in Eile und Erregung hingeworfenen Äußerungen als Zeugnisse auszuspielen, wie sie nur der Geschichtsforscher, dem

das ganze Material zur Prüfung vorgelegen, ausstellen könnte. Welches die wirklichen Beweggründe und Absichten Berlins waren, entzog sich dem Urteil Jaurès'. Er war hierüber ganz auf die Nachrichten angewiesen, die von dort einliefen und die keineswegs so eindeutig lauteten, wie Heilmann dies erscheinen lassen will. Allerdings mag der Interimskorrespondent der »Humanité« in Berlin, den Heilmann einen ehrlichen Deutschen und klugen Kopf nennt, Jaurès nach Möglichkeit über die Absichten Berlins zu beruhigen gesucht haben. Aber selbst in dessen Bericht vom 29. Juli 1914 heißt es:

Es ist sicher, daß der Kanzler den Frieden auf seine Weise und mit Mitteln zu wahren sucht, über deren Zweckmäßigkeit sich ohne Zweifel streiten läßt. In der sozialistischen Partei ist man fest davon überzeugt.

Aber man würde fehlgehen, wenn man sich verheimlichte, daß Herr v. Bethmann Hollweg auf große Schwierigkeiten bei der Kamarilla stößt, die mit allen Mitteln das Vertrauen zu erschüttern sucht, dessen er beim Souverän genießt. (»Humanité« vom 30. Juli 1914.)

Daß in den oberen Regionen in Berlin, wie übrigens in den anderen Hauptstädten auch, starke Meinungsverschiedenheiten darüber herrschten, ob man zum Äußersten schreiten oder alles aufbieten solle, das Äußerste zu verhindern, ist allgemein bekannt. Überall stritt eine auf den Krieg hindrängende Strömung mit einer aus ethischen oder opportunistischen Gründen auf die Erhaltung des Friedens bedachten Gruppe von Staatsmännern. Das Machtverhältnis zwischen beiden war freilich nicht überall das gleiche, aber beide waren in allen Großstaaten da und machten sich auf die verschiedenste Weise vernehmbar. Es ist der Kniff Heilmanns, die hierhergehörigen Äußerungen und Maßnahmen so zu gruppieren, daß der Eindruck entsteht, die unterscheidende Linie laufe in dieser Hinsicht zwischen den Mittelmächten und den Ententestaaten vertikal — wo sie doch tatsächlich durch alle hindurch horizontal lief. Die Geschichtsdarstellung dieses Sozialdemokraten steht in bezug auf Achtung vor der historischen Wahrheit noch weit hinter den Veröffentlichungen mancher liberaler und selbst konservativer deutscher Historiker zurück, die es an »Deutschheit« wohl noch mit Ernst Heilmann aufnehmen können, wenn er ihnen auch vielleicht im Deutschtun über ist.[2]

[2] Im Novemberheft 1916 der »Preußischen Jahrbücher« schreibt Professor Hans Delbrück:

»Die öffentliche Meinung in Deutschland sieht nach wie vor England und seinen auswärtigen Minister als den eigentlichen Anstifter des Krieges an. Die unbefangenere Forschung neigt sich immer mehr der Ansicht zu, daß Grey ehrlich ist, denn (Druckfehler für: wenn) er sagt, daß er den Krieg nicht gewollt habe, daß er aber dennoch schuldig ist, insofern er nicht alles, was in seiner Macht stand, ihn zu verhindern, getan hat. Es ist völlig wahr, daß er in Petersburg vor dem Kriege gewarnt und vom Kriege abgeraten hat, aber er hat gleichzeitig die Russen merken und wissen lassen, daß, wenn sie seinem Rate nicht folgten, England dennoch an ihrer Seite am Kriege teilnehmen würde. Damit gab er die Entscheidung in die Hände Rußlands.« (S. 345.)

Gegen letzteres wenden die Verteidiger Greys ein, er habe die Erklärung, England werde, wenn es zum Äußersten komme, bei Frankreich stehen, erst abgegeben, nachdem von französischer und russischer Seite ihm wiederholt klagend vorgehalten worden sei, daß seine Weigerung, eine solche Erklärung abzugeben, Deutschland in dessen hartnäckiger Ablehnung der Vermittlungsvorschläge ermutige,

Ich habe weder Ursache noch Lust, das Maß der Verantwortung irgendwie zu verkleinern, welches Petersburg an dem »ungeheuerlichen Verbrechen an der Menschheit« (Heilmann) trifft. Aber wenn man die Frage der Verantwortungen überhaupt erörtert, dann ziemt es gerade der Sozialdemokratie, nach dem Grundsatz zu handeln, der das Wappen der Hohenzollern ziert: suum cuique.

Die französische Sozialdemokratie, die Heilmann so schnöde verdächtigt, hat nach dem Tode von Jaurès bis zur Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich nicht abgelassen, im Geiste dieses Großen zu handeln. Das kann ihr niemand bestreiten, der der Wahrheit nicht Gewalt antun will. Sie hat bis zum letzten Augenblick nicht abgelassen, auf die Regierung ihres Landes im Sinne der Erhaltung des Friedens dringend einzuwirken, hat darin viel mehr getan, als wir deutschen Sozialdemokraten von uns behaupten können. Noch am Abend des 2. August 1914, als schon die Kriegserklärung Deutschlands an Rußland, das deutsche Ultimatum an Belgien und die gegen den Protest der luxemburgischen Regierung erfolgte Besetzung Luxemburgs durch deutsche Truppen, letzteres beides doch ganz ersichtliche Bedrohungen Frankreichs, in Paris bekannt waren und allerhand Zwischenfälle von der deutsch-französischen Grenze gemeldet wurden, die als Provokation Frankreichs aufgefaßt wurden und im Verein mit dem Vorerwähnten fieberhafte Erregung in Paris hervorgerufen hatten, schrieb Pierre Renaudel folgenden Artikel für die »Humanité«, der in deren Nummer vom 3. August an leitender Stelle erschien:

Wo stehen wir?

Ist der gestrige Tag, der durch die Mobilmachung völlig erschüttert wurde, das Vorspiel, das den Krieg notwendig nach sich zieht? Ist jede Anstrengung für den Frieden unnütz geworden? Es scheint jedenfalls, daß unsere Regierung selbst es nicht geglaubt hat. In ihrem Aufruf an die Nation erklärte sie in der Tat, daß sie ihre »diplomatischen Bemühungen« fortsetzt und daß sie »noch auf einen Erfolg hofft«. Was dieses Wort besonders wertvoll macht, ist, daß ihr just im Zeitpunkt, wo sie es niederschrieb, die Kriegserklärung an Rußland *bekannt war*.

Ist die Verletzung Luxemburgs, dieser im Hinblick auf das Recht der Neutralen abscheuliche Akt, eine Frankreich gegenüber unerträgliche Bedrohung von solcher Art, daß sie jede Hoffnung auf die von England vorgeschlagene Vermittlung völlig vernichtet?

Sind selbst die Zwischenfälle an der Grenze, so zahlreich oder schwerwiegend sie sein mögen, wie der Fall jenes deutschen Offiziers, der einen französischen Soldaten niederschoß und die gleiche Behandlung selbst erfuhr, sind selbst dies alles

---

und daß Berlin erst eingelenkt habe, *nachdem* Grey die obige Erklärung ihm durch den deutschen Botschafter habe zugehen lassen. Auch George Bernard Shaw stellt in seiner Kritik Greys es als einen Fehler der Greyschen Politik hin, daß Grey, durch seine pazifistischen Neigungen verleitet, nicht früh genug rundheraus erklärt habe, daß England im äußersten Falle bei Frankreich und Rußland stehen werde. Ähnlich ließ am 29. Juli 1914 Italiens damaliger Minister des Auswärtigen, der erfahrene San Giuliano, Grey sagen, daß nur eine solche Stellungnahme Englands den Frieden retten könne.

Es ist natürlich zweierlei, mit welcher Absicht eine Erklärung abgegeben wird und welche Wirkung sie tatsächlich zur Folge hat. Delbrück, der Freikonservative, berücksichtigt dies wenigstens grundsätzlich, der Sozialdemokrat Heilmann aber wirft auch hier Absicht und Wirkung geflissentlich durcheinander, wobei er noch obendrein die Folge in der Zeit kurzerhand als ursächliche Folge erscheinen läßt.

genügend Ursache, sagen zu machen, daß Deutschland »die Feindseligkeiten angefangen« hat, oder sind das nicht nur Handlungen untergeordneter Befehle, die Deutschland im Notfall desavouieren müßte, wenn die Vermittlung zustande käme?

Was erlaubt uns also, diese optimistischen Fragen inmitten der Flut von wahren oder falschen Nachrichten abzuwägen, die darauf abzielen, glauben zu machen, daß der Krieg schon Tatsache geworden ist? Was also? Die Anwesenheit des Herrn v. Schön in Paris.

Ob Berechnung oder aufrichtiges Verhalten, diese Anwesenheit ist der Beweis, daß nicht alles gesagt ist.

Aber wenn es Berechnung ist, wenn das kaiserliche Deutschland dadurch seinem schwankenden Bundesgenossen Italien zeigen will, wie sehr es darauf bedacht ist, friedlich zu bleiben, wenn die Zwischenfälle an der Grenze genügen, Frankreich aus den Bahnen der Weisheit zu stoßen und den Kammern mit der Bewilligung der Kredite die Erklärung zu soufflieren, die den wirklichen Kriegsakten Tür und Tor öffneten, so wäre das eine Falle, in die hineinzutreten gefährlich wäre und Deutschland den Vorwand liefern würde, zu Italien zu sagen: »Du siehst, ich bin angegriffen, unser Vertrag tritt in Kraft, es heißt sich mir anschließen« — so wäre das wirklich zu ungeschickt.

Diese Warnung sprechen wir in dem Bewußtsein aus, damit das zugleich patriotische und humane Bemühen des dahingeschiedenen Meisters fortzusetzen. Es erlaubt uns auch, auf die Gefahr einer vereinten Sitzung der Kammern hinzuweisen, die *gebunden* sein würde, den Krieg zu erklären, die Ereignisse beschleunigen und uns fälschlich die Haltung von Angreifenden geben würde, die Frankreichs Haltung nicht ist und nicht sein darf.

Und noch am Nachmittag des 3. August 1914, als die Lage an der Grenze immer bedrohlicher geworden war, hat die Kammerfraktion der französischen Sozialisten aufs neue eine Deputation zum Ministerpräsidenten Viviani geschickt, die von ihm die Zusicherung erlangte, daß die Regierung der Republik ihr Äußerstes tun werde, die Tür für erneute Friedensunterhandlungen offenzuhalten, und daß die französischen Truppen acht Kilometer von der Grenze entfernt bleiben würden. Sie hat von Viviani das Versprechen erlangt, dem auf den Abend einberufenen Ministerrat ihre Forderung zu unterbreiten, Frankreich solle feierlich erklären, daß es noch immer zu Friedensverhandlungen bereit sei und England um eine entsprechende Vermittlungsaktion ersuche, der er seine volle Unterstützung zusichere.

Es ist müßig, in Vermutungen darüber sich zu ergehen, ob Viviani das Versprechen ausgeführt hätte, denn eine Stunde, nachdem die sozialistische Deputation ihn verlassen, überbrachte ihm Herr v. Schön die Kriegserklärung.

Aber die Absicht, welche die französischen Sozialisten die ganze Zeit über beseelte, steht außer allem Zweifel. Und nun beurteile man, welche Bezeichnung das Vorgehen Heilmanns verdient, der mit solchen Mitteln, wie sie im Vorstehenden festgestellt sind, die sozialdemokratische Partei eines anderen Landes ihres guten Namens zu berauben sucht.

Ob er sich wirklich einbildet, damit in der sozialistischen Internationale Eindruck zu erzielen? Wenn ja, dann ist ihm eine gründliche Enttäuschung vorauszusagen. Was er über den Zweck seiner Enthüllung angibt, kann in der Tat nur Achselzucken erregen. Wir stellen die Internationale nicht dadurch wieder her, daß wir über die Grenzen hinweg ins Blaue hinein verdächtigen. Gewiß sehen sich die Dinge auf der einen Seite der Grenze stets etwas anders an als auf der anderen. Die erste Bedingung

wahrer Internationalität ist daher, daß man sich bemüht, die Handlungen derer drüben aus ihrem Gesichtsfeld heraus zu begreifen und zu beurteilen. Aber welche Zumutung an die französischen Sozialisten vom Juli und August 1914, daß sie in jenen Tagen sich überstürzender Erregungsnachrichten die Dinge von jenseits der Vogesen aus so anschauen sollten wie — nun, nicht wie sie sich den Sozialisten diesseits damals darstellten, sondern wie ein Mensch sie *heute* darzustellen beliebt, der sich zu dem »Verständnis« dafür durchgerungen hat, daß Österreich deshalb in Serbien einrücken »mußte«, weil — — Österreich mobilisiert hatte.

Wider die französischen Kriegsfälscher und ihren deutschen Schutzpatron.

Von **Ernst Heilmann.**

> Comment, Mademoiselle? Vous appelles cela betrügen? Corriger la fortune, l'enchainer sous ses doits, être sûr de son fait, das nenn' die Deutsch' betrügen? Betrügen? O, was ist die deutsch' Sprak für ein' arm' Sprak! für ein' plump' Sprak!

Karl Kautsky hat also mit der ihm eigenen Sicherheit — des Irrens festgestellt, daß Heilmann sich über die für den Ausbruch des Weltkriegs entscheidende Tatsache der russischen Gesamtmobilmachung in totaler Unwissenheit befinde; alle Welt außer Heilmann weiß, daß die in der Depesche vom 30. Juli gemeldete Mobilmachung in der Tat nur eine Teilmobilisierung sei, vielleicht sogar weniger als die Hälfte Rußlands umfaßte, während die russische allgemeine Mobilmachung nicht am 30., sondern am 31. Juli kundgegeben worden sei.

Die russische Mobilmachung vollzog sich in drei Stadien. Am 25. Juli wurden die vier Armeebezirke Moskau, Odessa, Kiew und Kasan mobilisiert, insgesamt 16 Armeekorps, zu denen nach einer Erläuterung, die Reuter ausgegeben hat, 16 Reservearmeekorps treten sollten. Die zweite Mobilmachung in der Nacht vom 29. zum 30. Juli umfaßte 23 Gouvernements ganz und 18 Gouvernements teilweise. Die dritte Mobilmachung ordnete formell die Einberufung *aller* Reservisten an.

Ich nenne die zweite Mobilmachung bereits eine Gesamtmobilmachung. Kautsky beschimpft mich deswegen und schwört, es sei nur eine Teilmobilisation. Tatsache ist, daß die von Kautsky so genannte Teilmobilisation sämtliche für die ersten Kriegswochen überhaupt in Betracht kommenden russischen Streitkräfte in Bewegung setzte. Das wissen wir nicht bloß aus den Berichten des Botschafters Grafen Pourtalès und des deutschen Militärattachés in Petersburg, sondern vor allem aus dem unumwundenen Eingeständnis der Ententepresse. Am 29. Juli drahtet Reuter aus Petersburg: »Es besteht jedes Anzeichen dafür, daß die ganze umfangreiche militärische Maschinerie bald in Bewegung gesetzt werden wird.« Am gleichen Tage meldet der »Temps«-Korrespondent in Petersburg seinem Blatt: »Die Mobilmachung schreitet in Kiew, Odessa, Wilna (!), Warschau (!) und St. Petersburg (!) fort.... Truppenzüge passieren Warschau alle Viertelstunden.« Was Reuter in Aussicht stellte, die Bewegung der ganzen militärischen Maschinerie Rußlands, wurde in der Nacht vom 29. zum 30. Juli

ins Werk gesetzt. Am 30. Juli telegraphiert Harold Williams, der Korrespondent des »Daily Chronicle« in Petersburg: »Der Befehl für partielle Mobilisierung ist als Antwort auf die österreichische Kriegserklärung gedacht, tatsächlich ist sie absolut und allgemein. Die Reservisten in den nördlichen Distrikten sind ebenfalls zu den Fahnen gerufen.« Fast wörtlich übereinstimmend meldet der »Temps« vom 31. Juli, daß die russische Mobilmachung zwar der Form nach noch partiell sei, in der Tat aber alle sofort verfügbaren Streitkräfte Rußlands in Bewegung setze. Soweit die Ententepresse, soweit Reuter, aber Karl Kautsky-über-Reuter schimpft mich total unwissend, weil ich nicht willens bin, über der Form den Kern der Sache zu übersehen.

Am 30. Juli 1914 sandte der belgische Geschäftsträger in St. Petersburg Herr de l'Escaille an den belgischen Minister des Äußern einen Bericht über die politische Lage, in dem er wörtlich schreibt:

»Herr Ssasanoff hat erklärt, daß es für Rußland unmöglich sei, sich nicht bereit zu halten und nicht zu mobilisieren, daß aber diese Vorbereitungen nicht gegen Deutschland gerichtet seien. Heute morgen kündet ein offizielles Communiqué an die Zeitungen an, daß ‚die Reservisten in einer bestimmten Anzahl von Gouvernements zu den Fahnen gerufen sind'. Wer die Zurückhaltung der offiziellen russischen Communiqués kennt, kann ruhig behaupten, daß überall mobil gemacht wird.«

Ich behaupte das in der Tat in aller Ruhe, weil es den Tatsachen entspricht. Ich bin nicht belgischer als der belgische Gesandte und brauche Rußlands Tun in keinem milderen Lichte zu sehen als »Daily Chronicle« und »Temps«. Das Bestreiten der Gesamtmobilmachung ist nur ein elendes Wortspiel und eine traurige Silbenstecherei. Wem es Spaß macht, der mag ruhig die Behauptung aufstellen, daß auch die dritte russische Mobilmachung vom 30./31. Juli 1914 nur eine Teilmobilmachung war. Denn erhebliche Teile der Reichswehr sind erst später und werden noch gegenwärtig zu den Waffen gerufen, die Mobilmachung Turkestans hat erst jetzt Kuropatkin in die Hand genommen, und auf der Insel Sachalin ist überhaupt noch nicht mobil gemacht worden. Worauf es tatsächlich ankommt, ist folgendes: Die russische Teilmobilmachung vom 25. Juli verstärkte Rußlands stehendes Heer von mindestens 2 Millionen Mann um mindestens 1 Million Reservisten und stellte ein Heer von mindestens 2 Millionen Mann an die österreichische Grenze. Die russische Gesamtmobilmachung vom 29./30. Juli berief mindestens 2 weitere Millionen Reservisten zu den Waffen, und zwar an der deutschen Grenze. Diese unmittelbare Bedrohung Deutschlands, welche durch die formelle Anordnung der Gesamtmobilmachung am 30./31. Juli noch verstärkt wurde, machte die weiteren Verhandlungen unmöglich und führte notwendigerweise zum Kriege.

Nach dem österreichischen Ultimatum und der Kriegserklärung an Serbien hatte angesichts der Gefahr für den Weltfrieden die deutsche Regierung einen wachsenden Druck in Wien ausgeübt, daß Österreich-Ungarn zum Zwecke der Verständigung Rußland entgegenkommen solle. Unter diesem Druck der deutschen Regierung hatte Österreich-Ungarn sich bereit erklärt, die Verpflichtung zur unverkürzten Erhaltung des serbischen Territoriums auf sich zu nehmen. Da dies Rußland nicht befriedigte, setzte die deutsche

Regierung weiterhin in Wien durch, daß der österreichische Vormarsch nicht über Belgrad hinausgehen solle. Die Erhaltung des Weltfriedens war in letzter Stunde noch aussichtsreich; nur die fortwährende Steigerung der militärischen Vorbereitungen Rußlands und seine unmittelbare Bedrohung der deutschen Grenzen führte den Krieg herbei.

Die Gefahr, daß Rußland durch brüske militärische Maßnahmen ein plötzliches Ende aller Vermittlungsversuche herbeiführen werde, war der »Humanité« rechtzeitig signalisiert worden, wie ich durch Anführung der betreffenden Stellen dargelegt habe. Was tat nun die französische Sozialdemokratie, als Rußland über die Bedrohung Österreich-Ungarns hinaus auch gegen die deutsche Grenze Millionen Soldaten in Bewegung setzte? Erhob sie den Alarmschrei und den lauten Protest, den die deutsche Sozialdemokratie erhoben hatte, als Österreich-Ungarn gegen Serbien den Weltfrieden gefährdete? Drückte sie auf die Regierung, daß sie Rußland so energisch zügelte, wie unter unserer Mitwirkung Berlin in Wien zu Zugeständnissen gedrängt hatte? Soweit Jaurès in Frage kam: ja. Er stürmte, wie Cachin in der »Humanité« vom 1. August berichtet hat, von einem Ministerium zum anderen, getrieben von böser Ahnung, noch nicht von einem bestimmten Wissen der russischen Maßnahmen, und rief den »ohnmächtigen oder blinden Ministern« ihre Verantwortung ins Gewissen. Die »Humanité« und die übrige französische Sozialdemokratie aber fälschten durch Depeschenredaktion und Verschweigen die Tatsache aus der Welt, daß Rußland seine Heere an der deutschen Grenze hatte aufmarschieren lassen, und verbreiteten dafür die Legende vom deutschen Überfall. Dies ist das furchtbare Verbrechen der französischen Sozialdemokratie, und kein noch so eifriger Advokat wird ihren Freispruch von dieser Anklage erreichen.

Die Meldung der Petersburger Telegraphenagentur vom 30. Juli, die im »Temps« richtig wiedergegeben ist, ist in der »Humanité« gefälscht; das wäscht von ihr kein Wasser ab. Gefälscht nicht nur in der Überschrift und durch Weglassung am Schluß, sondern auch im Text selbst durch die Einschaltung der beiden Worte „mobilisation partielle". Die Veränderungen, die Bismarck an der Emser Depesche vorgenommen hat, sind nicht umfangreicher oder bedeutsamer. Er hat auch nur einige Sätze weggelassen und durch Zusammenziehung des Textes den Eindruck, den die Meldung machen mußte, verschärft. Die Bedeutung des Vorgehens der »Humanité« wird sofort klar durch eine Parallele mit der Behandlung derselben Petersburger Meldung in Wien. Dort ist der Presse verboten worden, die amtliche Bekanntmachung der Petersburger Telegraphenagentur überhaupt zu veröffentlichen, weil man im Interesse der Erhaltung des Friedens die öffentliche Meinung nicht aufregen wollte. So hat der französische Botschafter in Wien Dumaine am 30. Juli an Viviani berichtet (Französisches Gelbbuch, Nr. 104). In Wien war dieses Totschweigen der russischen Mobilmachung eine Friedenstat, in Paris ein Verbrechen am Frieden.

Die Fälschung der »Humanité« ist erwiesen durch die dreifache Änderung des Telegramms. Sie gewinnt ihre Bedeutung als klassisches Belegstück für das ganze französische System des Totschweigens der russischen Bedrohungen. Diese Methode läßt sich im ganzen französischen Gelbbuch verfolgen. Am 30. Juli wagt der französische Botschafter in Petersburg Paléologue dem französischen Ministerpräsidenten zu berichten, daß die

»heute morgen angeordnete Mobilmachung ausschließlich Österreich betreffe«. Die Beseitigung der Schiffahrtszeichen bei Libau usw. ausschließlich gegen Österreich! (Französisches Gelbbuch, Nr. 102.) Am 31. Juli abends 7 Uhr spricht der deutsche Botschafter in Paris Baron v. Schön bei Viviani wegen der russischen Gesamtmobilmachung vor. Viviani erwidert, daß er »in keiner Weise von einer angeblichen Gesamtmobilmachung der russischen Armee und Flotte benachrichtigt sei«. Dabei wird selbst Kautsky nicht leugnen, daß in der Nacht vom 30. zum 31. Juli die russische Gesamtmobilmachung in Petersburg auch formell angeordnet worden ist. Der deutsche Botschafter in Petersburg Graf Pourtalès hat dem Professor Hans Delbrück bestätigt, daß zwischen 8 und 9 Uhr morgens am 31. Juli die russische Gesamtmobilmachung in Petersburg an allen Straßenecken angeschlagen stand. (Novemberheft 1916 der Preußischen Jahrbücher, S. 335.) Trotzdem hat Viviani abends um 7 Uhr angeblich noch nicht davon gewußt. (Französisches Gelbbuch, Nr. 117.) Zugleich telegraphiert der französische Botschafter in Petersburg Paléologue an seine Regierung, Rußland habe die Gesamtmobilmachung angeordnet als Antwort auf die österreichische Gesamtmobilmachung. (Französisches Gelbbuch, Nr. 118.) Auch Kautsky wird nicht bestreiten, daß das, was er Gesamtmobilmachung nennen will, nämlich die formelle Gesamtmobilmachung vom 30./31. Juli in Rußland, *vor* der österreichischen Gesamtmobilmachung erfolgt ist.

Diese Beweise, daß das französische Volk wohlüberlegt und planmäßig über die gewaltsame Herbeiführung des Krieges durch Rußland getäuscht worden ist, mögen zunächst genügen. Sie sind so schlagend, daß selbst in der englischen Presse der Widerspruch zwischen den russischen Taten und den französischen Erklärungen dazu aufgefallen ist und daß man dort vergeblich versucht hat, diesen Gegensatz aufzuklären. Namentlich der liberale »Manchester Guardian« hat eingehend die Frage untersucht, ob Rußland allein für dieses Falschspiel verantwortlich oder ob die französische Regierung daran mitschuldig sei. Er hat in der Nummer vom 3. März 1915 behauptet, Herr Paléologue habe seiner Regierung die Nachricht von der russischen Gesamtmobilmachung tatsächlich unterschlagen. Überhaupt sei die französische Regierung über alle Vorgänge in Rußland ununterrichtet geblieben. Sie habe am 30. Juli eine im ganzen optimistische Note an die Presse ausgegeben, deren Inhalt wirklich mit ihrer Überzeugung übereinstimmte. »Manchester Guardian« fährt wörtlich fort: »Man wußte damals in Paris nicht, daß Rußland, ohne die französische Regierung zu befragen oder von seiner Absicht zu verständigen, am Abend vorher (gemeint ist der Abend des 30. Juli) den Befehl zur allgemeinen Mobilisation herausgegeben hatte, und somit erschien die Handlungsweise Deutschlands als ein willkürlicher Akt der Provokation, der wahrscheinlich gegen Frankreich gerichtet wäre.« »Manchester Guardian« brandmarkt dieses ganze Verfahren als eine politische Intrige von ungeheurer Gewissenlosigkeit zugunsten des Krieges. Nur Karl Kautsky schließt die Augen vor dieser ungeheuerlichen Tatsache, daß man das französische Volk über die Kriegsursachen gänzlich irregeführt hat, um ihm Deutschland als brutalen Angreifer hinstellen zu können. Die vom »Manchester Guardian« berührte Zweifelsfrage, ob dieser ungeheuerliche, weit über die Emser Depesche hinausgehende Kriegsschwindel wirklich auf Unkenntnis oder auf Böswilligkeit der französischen Regierung beruhte, ist

durch meine Aufdeckung der Fälschungen in der »Humanité« beantwortet: die französische Regierung und mindestens ein Redakteur der »Humanité« haben sich voll bewußt zu Mithelfern an dem großen Lügenwerk gemacht, welches noch heute das französische Volk im Bann hält.

Zur Entschuldigung der Fälscher hat Kautsky sich auf das Internationale Jahrbuch des »Vorwärts«-Verlags und auf die Rede des Reichskanzlers vom 9. November berufen. Kautsky behauptet, das Internationale Jahrbuch habe genau so wie die »Humanité« die Schlußbemerkung über die Leuchtfeuer gestrichen. Das würde gar nichts beweisen; denn in Wien hat man die ganze Meldung unterdrückt und damit ehrlich dem Frieden gedient. Außerdem kann ich weder das Internationale Jahrbuch noch Bernsteins Ausgabe der Buntbücher als irgendwie maßgeblich oder zutreffend anerkennen. Darüber wird später an anderer Stelle mehr gesagt werden. Aber abgesehen von allen diesen Vorbehalten ist Kautskys Behauptung noch nicht einmal richtig. Das Internationale Jahrbuch hat die ganze Meldung gekürzt und den Schluß nur in folgender Form gegeben:

»5. Die entsprechende Anzahl von Reserveoffizieren, Ärzten, Pferden und Wagen sind gleichfalls zu den Waffen gerufen.«

In dieser Form, die klarerweise nicht wörtlich wiedergebend, sondern zusammenfassend berichten will, hatte das Wolffsche Telegraphenbureau die Meldung an die ganze deutsche Presse gegeben; auch im »Vorwärts« und in der »Volksstimme« steht sie so und nicht anders. Die »Humanité« hat dagegen die Meldung wörtlich wiedergegeben, eben mit Ausnahme der vorgenommenen Veränderungen, welche jede für sich erklärt werden kann, aber in ihrer Gesamtheit und im Zusammenhang mit der Vornahme genau der gleichen Fälschungen in anderen französischen Blättern die Tendenz deutlich erkennen läßt, das französische Volk über die Tragweite der von Rußland getroffenen Maßnahmen zu täuschen. Das ganze französische Gelbbuch dient, wie dargestellt, dem gleichen Manöver.

Der Reichskanzler hat in seiner Rede vom 9. November wiederum allen Nachdruck auf die formelle Gesamtmobilmachung vom 30./31. Juli gelegt und die russische Gesamtmobilmachung vom 29./30. Juli aus seiner Betrachtung ganz ausgeschaltet. Diese Tatsache soll nach Kautsky alle meine Beweise entkräften und mein ganzes Vorgehen verurteilen. Ein Blick in den »Vorwärts« vom 10. November hätte indessen für Kautsky genügt, um zu erfahren, daß all das, was ich in meinem Artikel gesagt habe, auch in dieser Sitzung vom Genossen Dr. David dargelegt worden ist, und von den Teilnehmern an der Sitzung könnte er erfahren, wie tiefen Eindruck die Ausführungen dieses Genossen gemacht haben und wie vollständig der Reichskanzler ihm beigepflichtet hat. Ich vermag wirklich nicht einzusehen, warum ich mich nicht an David halten könnte, dem ich übrigens für viele Fingerzeige in meiner Arbeit zu Dank verpflichtet bin, statt an den Kanzler.

Aber die Ausführungen Bethmanns sind ebenfalls sehr leicht erklärt. Er hält sich an die formelle russische Gesamtmobilmachung vom 31. Juli statt an die tatsächliche vom 30. Juli aus einem persönlichen und aus einem politischen Grunde. Der persönliche Grund sind die Angriffe, denen er von Junius alter und Genossen ausgesetzt ist; es wird ihm ja gerade der Vorwurf gemacht, daß er die formelle russische Gesamtmobilmachung abgewartet und nicht schon nach den tatsächlichen russischen Bedrohungen die Anord-

nung der deutschen Gegenmaßregeln zugelassen hat. Diesen seinen Feinden noch neues Material zu liefern, hat natürlich Bethmann keine Veranlassung. Politisch handelt es sich darum, die Auseinandersetzung mit Grey nicht durch das Hineinziehen der von Deutschland ja unerwidert gelassenen tatsächlichen russischen Gesamtmobilmachung zu verwickeln, sondern sich an die formelle Gesamtmobilmachung zu halten, schon weil dadurch der letzte verzweifelte Vermittlungsversuch, den Deutschland noch am 30. Juli unternommen hat, klarer hervortritt. Ich habe bereits oben darauf hingedeutet. Sir Grey hatte am 29. Juli in einem Gespräch mit dem Fürsten Lichnowsky eingeräumt, daß Österreich das Recht habe, Serbien in gewissem Umfang zu demütigen. (»There must, of course, be some humiliation for Servia.« Englisches Blaubuch, Nr. 90.) Nur dürfe nicht mit Serbien zugleich auch Rußland gedemütigt werden. Deshalb sollte Österreich seinen serbischen Vormarsch in Belgrad beenden und Rußland daraufhin alle militärischen Vorbereitungen einstellen. Dieser letzte Vermittlungsvorschlag Grey-Lichnowsky wurde von Bethmann, wie er am 9. November mitgeteilt hat, nach Wien weitergegeben mit der unbedingten Forderung der Annahme. Angesichts der Feindschaft dreier Großmächte und der jedenfalls für die Mittelmächte nicht freundlichen Haltung Italiens und Rumäniens wolle Deutschland die Hauptlast des Kampfes nicht auf sich nehmen. Unter diesem äußersten Druck gab Österreich-Ungarn nach. Auf diesen Vermittlungsversuch bezieht sich auch das Telegramm des Königs Georg an den Prinzen Heinrich vom 30. Juli: »Meine Regierung tut alles mögliche, um Rußland und Frankreich zu bewegen, mit militärischen Vorbereitungen einzuhalten.« Dieses Telegramm war eine halbe Lüge. In der Nacht vom 30. zum 31. Juli verkündete Rußland auch formell die Gesamtmobilmachung, obwohl dieser letzte Vermittlungsvorschlag Grey-Lichnowsky angenommen worden war. Warum tat Rußland diesen Schritt? Weil erst am 31. Juli Grey drahtete, daß, wenn Rußland und Frankreich ihn nicht annehmen wollten, Englands Regierung mit den Konsequenzen nichts mehr zu tun haben wolle. (Englisches Blaubuch, Nr. 111.) Diese Erklärung *vor* der formellen russischen Gesamtmobilmachung hätte vielleicht noch den Frieden retten können; nachdem sie in der Nacht zum 31. Juli erfolgt war, war diese Erklärung ein nichtsnutziger Spaß. Um diese Schuld Englands klar herauszuarbeiten, um das Scheitern des letzten in zwölfter Stunde gemachten Vermittlungsvorschlags zu illustrieren, mußte Bethmann von der tatsächlichen russischen Gesamtmobilmachung absehen und nur die formelle russische Gesamtmobilmachung vom 31. Juli in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen. Das ist der Grund, warum Bethmann am 9. November die von David und mir ausführlich behandelte tatsächliche russische Gesamtmobilmachung nicht so hervorgehoben hat, wie ihrer wirklichen Bedeutung entspricht. Daß daraus irgendeine Widerlegung meiner Darlegungen folge, ist eine ganz willkürliche Behauptung Kautskys.

Es bleibt dabei, daß die französische Sozialdemokratie, statt über die russischen militärischen Maßnahmen an der deutschen Grenze am 30. Juli die Sturmglocke zu läuten, diese dem französischen Volke durch Fälschung hat verschweigen helfen und damit das ungeheure Verbrechen an der Menschheit als Gehilfe der russisch-französischen Intrige gegen den Frieden mitgemacht hat.

Was die Hineinziehung Frankreichs in den Krieg angeht, hat sodann die »Humanité« die deutsche Anfrage in Paris, ob Frankreich neutral bleiben wolle, einfach unterschlagen. Kautsky vermißt Beweise für diese Wegfälschung. Ich vermag keine weiteren beizubringen als die Erklärung, daß in der »Humanité« über diese deutsche Anfrage in den entscheidenden Juli- und Augusttagen 1914 nicht eine Silbe steht. Wenn Kautsky das bezweifelt, muß er schon die Güte haben, die »Humanité« daraufhin durchzusehen; er hat das in Berlin leichter als ich in Chemnitz. Über die Bedeutung dieser Forderung und ihrer Ablehnung führt Kautsky die Leser wiederum irre. Die deutsche Anfrage in Paris vom 31. Juli 1914, ob Frankreich angesichts des durch die russische Gesamtmobilmachung hervorgerufenen Kriegszustandes neutral bleiben wolle, schließt folgendermaßen: »Antwort muß binnen 18 Stunden erfolgen. Sofort Stunde der gestellten Anfrage drahten. Größte Eile geboten.« (Telegramm des Reichskanzlers an den Botschafter in Paris. Deutsches Weißbuch, Anlage 25.) Das ist ein klares völkerrechtliches Ultimatum, dessen Nichtannahme Krieg bedeutet. In der Tat hat der Reichskanzler in seiner Rede vom 4. August nicht mit einem Wort gesagt, ob die ausweichende, beziehungsweise verneinende Antwort auf die Anfrage die Ursache zur Kriegserklärung sei oder die Meldungen des Generalstabschefs von bombenwerfenden Fliegern, Kavalleriepatrouillen und Angriffen am Schluchtpaß. Auch die Kautskysche Behauptung, daß Frankreich in seiner Erwiderung auf das Ultimatum kein Wort von seinen Bündnissen gesagt habe, ist mehr falsch als richtig. In einem Telegramm des französischen Ministerpräsidenten Viviani an den französischen Botschafter in Petersburg heißt es:

»Baron v. Schön fragte mich zum Schluß im Namen seiner Regierung, welches im Falle des Konflikts zwischen Deutschland und Rußland die Haltung Frankreichs sein würde. Er würde, sagte er mir, morgen, Sonnabend, um 1 Uhr kommen, sich eine Antwort zu holen.

Ich habe nicht die Absicht, ihm eine Erklärung über diesen Gegenstand zu geben, und ich werde mich darauf beschränken, ihm zu sagen, daß Frankreich sich von seinen Interessen leiten lassen wird. *Die Regierung der Republik schuldet in der Tat nur ihrem Verbündeten Rechenschaft über ihre Absichten.*« (Französisches Gelbbuch, Nr. 117.)

Diese Solidaritätserklärung Frankreichs mit Rußland ist die Ursache unseres Krieges mit Frankreich, und den Krieg mit Rußland haben die russischen Mobilmachungen unvermeidlich gemacht. Die russischen Mobilmachungen hat die »Humanité« weggefälscht, die französische Ablehnung der Neutralität totgeschwiegen und auf diese Weise die Legende vom deutschen Überfall fabrizieren helfen. Auf ihr fußen die Jusquaboutisten, die Anhänger des Krieges bis zur Entmachtung Deutschlands. Durch die Aufdeckung des ungeheuren Schwindels wird Friedensarbeit verrichtet, die Erfolg verspricht, während alle Bemühungen der Arbeitsgemeinschaftler, durch Konzessionen an den französischen Standpunkt Zusammenkunft und Verständigung mit der französischen Sozialdemokratie zu erreichen, von vornherein aussichtslos und zum Scheitern verurteilt sind.

Der deutsche Militarismus Zaberner Angedenkens ist manchmal hart gewesen, aber stets ehrlich. Der französische Militarismus ist nicht nur blut-

beduselt von Gallifet her, sondern auch fälschungsgeübt aus den Zeiten des Obersten Henry und des Majors Esterhazy. Der Weltkrieg rast weiter, und mit schuld daran ist das Meisterstück französischer militaristischer Fälschungskunst, dem unsere französischen Genossen als Betrüger oder Betrogene sklavisch dienen. Die zu Zeiten des Dreyfus-Skandals nicht erkannt haben, daß der Kampf gegen die militaristische Fälscherclique ein Lebensinteresse des Proletariats ist, mögen auch heute blind bleiben. Gestützt auf Jaurès, dessen einzige wirklich authentische, weil von ihm selbst niedergeschriebene Auslassung im Leitartikel der »Humanité« vom 31. Juli der beste Unschuldsbeweis für Deutschland ist, werden wir den Kampf gegen die Fälschungen und die Fälscher weiterführen, und die Weltgeschichte ist schon dabei, das Weltgericht zu sein.[1]

Handelspolitische Fragen.

Von **Karl Emil.**

(Schluß.)

7. Die Handelspolitik der Arbeiterklasse.

Aufgabe der proletarischen Handelspolitik ist es, die internationale Verflechtung der Wirtschaft zu begünstigen, die Entwicklung des Weltmarktes zu fördern und deshalb allen phantastischen Bestrebungen nach Autarkie

[1] Ich glaube, mich diesen Ausführungen gegenüber auf eine Fußnote beschränken zu dürfen. Das sachlich Wichtige, die Haltung der »Humanité« in den Tagen vor dem Kriegsausbruch, erörtert Bernstein ausführlich in seinem Artikel, der uns noch vor der Heilmannschen Erwiderung zuging.

Von der Erörterung der Rolle der russischen Mobilmachung aber kann ich, abgesehen von anderen Gründen, hier um so eher Abstand nehmen, als Heilmann darüber nichts sagt, was nicht von offiziöser, ja konservativer Seite schon mit mehr Sachkunde vorgebracht worden wäre.

Wir brauchen uns auch nicht bei dem Kernpunkt seiner originalen Leistung noch einmal aufzuhalten, der Behauptung, das gesamte französische Proletariat sei jetzt mehr als zwei Jahre lang deshalb kriegsbegeistert, weil die »Humanité« am 31. Juli den Mobilisierungserlaß des Zaren vom 30. Juli als »teilweise Mobilmachung« bezeichnete, und weil sie in den ersten Augusttagen nichts über eine Unterredung zwischen Schön und Viviani vom 1. August berichtete.

Heilmanns Erwiderung hat nichts vorgebracht, was die Lächerlichkeit dieser Behauptung zu mindern vermöchte.

So bleibt nur noch seine Anklage übrig, das Verhalten der Redakteure der »Humanité« in den beiden Fällen sei wider besseres Wissen und Gewissen bloß zu dem Zweck der Kriegshetze erfolgt. Heilmann wagt es, nach der Aufklärung der Sachlage diese Anschuldigung zu wiederholen. Das kennzeichnet ihn, nicht die von ihm Beschuldigten.

Allerdings, die Verdächtigung zu wiederholen, daß die Redakteure der »Humanité« Jaurès um die Ecke bringen ließen — dazu reicht nicht einmal Heilmanns Kühnheit aus. Er beharrt dabei, zu behaupten, daß die Nichtveröffentlichung des Berichtes über die Unterredung zwischen Schön und Viviani auf eine Unterschlagung der Redaktion zurückzuführen sei, gesteht aber in gleichem Atem, er vermöge keinerlei Beweis dafür beizubringen. Den Eindruck dieses kläglichen Versagens sucht er dadurch wettzumachen, daß er die Anfrage, um die es sich bei jener Unterredung handelte, im vollsten Widerspruch zur Wahrheit in ein Ultimatum umkorrigiert.

Das ist sicher eine erstaunliche Leistung. Doch weiß er sie noch zu übertreffen, sobald es sich um die Rechtfertigung seiner zweiten Anklage handelt, der Ukas

entschlossen entgegenzutreten. Denn diese verhüllen nur die realen Monopolisierungstendenzen des Finanzkapitals und stehen im Widerspruch zu den wirtschaftlichen und politischen Lebensinteressen der Arbeiterklasse. Die Schaffung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsbundes, in welcher Form immer, bedeutet die Beseitigung der Meistbegünstigung und verstärkt damit ähnliche imperialistische Bestrebungen der anderen Länder. Wir haben gesehen, wie Schumacher — und er ist nur Repräsentant sehr einflußreicher und von mächtigen Gruppen getragener Bestrebungen — diesen Plänen der anderen mit Gewalt entgegentreten, wie er die deutsche Handelspolitik auf die Macht des Siegers gründen will. Dieser Weg ist für das Proletariat ungangbar. Selbst wenn solche Politik momentan durchsetzbar wäre, würde sie auf die Dauer unhaltbar sein, die Gegensätze zwischen den Staaten aufs äußerste verschärfen und vergiften und jetzt schon geradezu den Zwang für einen neuen Krieg bedeuten.

Die Arbeiterschaft kann nur eine Handelspolitik der Gegenseitigkeit vertreten, in der Überzeugung, daß die Industrialisierung des einen Landes

---

vom 29./30. Juli habe eine allgemeine Mobilisierung angeordnet und sie eine teilweise Mobilisierung zu nennen, bedeute die frechste Fälschung. Diese Anklage beruhte offenbar auf einer Verwechslung jener Mobilisierung mit der Gesamtmobilisierung vom 31. Juli. Ohne eine solche Verwechslung würde sie sinnlos.

Die Tatsache, daß die russische Gesamtmobilisierung erst am 31. Juli angeordnet wurde, vermag jetzt auch Heilmann bei Aufbietung seiner größten Kühnheit nicht zu leugnen. Aber zuzugeben, daß er sich geirrt und seine Genossen fälschlich beschuldigt hat, geht offenbar gegen das, was er für seine Ehre hält. Er vertraut darauf, daß er seinen Lesern auch den größten Unsinn ungestraft vorsetzen dürfe, und so hilft er sich mit der verblüffenden Entdeckung, daß Rußland ein Staat ist, in dem es zwei Gesamtmobilisationen gibt: Auf die Gesamtmobilisation folgt dann erst recht die Gesamtmobilisation. Und wer das nicht einsieht, ist ein infamer Fälscher

Freilich der Reichskanzler hat am 9. November ganz anders gesprochen. Und schon am 21. Dezember 1914 schrieb die »Norddeutsche Allgemeine« amtlich:

»Österreich hat erst am 31. Juli die allgemeine Mobilmachung verfügt, Rußland dagegen hat schon in der Nacht vom 30. zum 31. Juli die allgemeine Mobilmachung, die gegen Österreich-Ungarn gerichtete aber schon am 29. Juli angeordnet.«

Tut nichts, Heilmann erklärt mit eiserner Stirn: »Ich nenne die zweite Mobilmachung (vom 29. Juli) bereits eine Gesamtmobilmachung«.

Damit ist sie als solche der Weltgeschichte einverleibt, und das Weltgericht in Chemnitz kann seines Amtes walten.

Etwas anderes, als den verzweifelten Witz von der allgemeinen und der dann noch allgemeineren Mobilmachung weiß Heilmann mir nicht entgegenzuhalten. Wer vermöchte dadurch getäuscht zu werden? Sein erster Artikel hätte sensationell wirken müssen, wenn man ihn für richtig oder doch erwägenswert hielt. Aber außer der Chemnitzer »Volksstimme«, das heißt also außer ihm selbst, hat, soviel ich sehe, niemand seine Anklagen aufgenommen.

Sein jetziger Artikel verbessert in keiner Weise seine Situation. Konnte man bisher annehmen, Heilmann sei bloß hereingefallen infolge seiner oberflächlichen Kenntnis der Dinge, über die er schrieb, so gilt das nicht mehr für seinen zweiten Artikel. Der ist bei genügender Kenntnis der Sachlage verfaßt. Wenn Heilmann sich trotzdem nicht entblödet, mit vollem Bewußtsein ihrer Nichtigkeit seine Anklagen gegen die französische Sozialdemokratie aufrechtzuhalten, sie neuerdings »ungeheurer Verbrechen an der Menschheit« zu bezichtigen, so kennzeichnet er damit aufs deutlichste seine Methoden der Informierung und des politischen Kampfes. K. Kautsky.

für die Dauer zugleich die Förderung der Wirtschaftsentwicklung des anderen Landes bedeutet. Sie muß daher der imperialistischen Handelspolitik mit aller Schärfe entgegentreten und dieser die Forderung des Freihandels entgegensetzen. Das kann freilich nicht in der Weise einiger Sozialisten geschehen, die den auswärtigen Vertretern des Wirtschaftskriegs Feindschaft ansagen, aber mit den imperialistischen Plänen im eigenen Lande um so glimpflicher verfahren. Denn das heißt nur das Spiel des Imperialismus erleichtern. Vielmehr gilt es, in jedem Lande den eigenen Imperialismus zu bekämpfen und so die Aktion der Arbeiterklasse international zu koordinieren. *Denn wenn es je eine dringende konkrete internationale Aufgabe für das Proletariat gegeben hat, so ist es die, die Fortsetzung des Krieges mit wirtschaftlichen Mitteln zu verhindern.* Auch hier zeigt es sich, daß die Politik der sozialdemokratischen Majoritäten, die die Internationale gelähmt hat, nicht nur zu den dauernden, sondern zu den unmittelbarsten und dringendsten Gegenwartsinteressen des Proletariats in Gegensatz gerät. Man kann nur hoffen, daß die immer offener auftretenden Treibereien der Imperialisten aller Länder auch die Proletarier aller Länder zum Schutze ihrer bedrohten Interessen vereinigen werden, damit nicht die Verschärfung des Schutzzolls den künftigen Krieg vorbereitet und die Lebenshaltung der europäischen Arbeiterklasse noch tiefer senkt, als die durch den Krieg unendlich verschärfte Teuerung es ohnedies bewirken wird.

Wir stehen am Abschluß dieser Betrachtungen, die trotz ihrer Ausführlichkeit in vielem fragmentarisch bleiben mußten und das Thema nicht erschöpfen. Wir haben gesehen, wie Ziele und Mittel der Handelspolitik sich mit der Entwicklung des Kapitals ändern, stets dienendes Glied in der Wirtschaftspolitik der herrschenden Klasse, deren Zweck die technisch und ökonomisch ihr aufgezwungene Expansion des Kapitals bleibt. Sie entspricht auch heute dem Imperialismus, der nichts anderes ist als die Expansionspolitik des Finanzkapitals, eine spezifische Handelspolitik, deren Wesen mit der allgemeinen Gegenüberstellung von Freihandel und Schutzzoll nicht erschöpft ist, sondern in den Zusammenhang mit den anderen Mitteln finanzkapitalistischer Expansion gestellt werden muß.

Diese erinnern zunächst an die Methoden der Frühzeit des Kapitalismus, und das ist darin begründet, daß damals wie heute das Kapital spezifisch monopolistische Tendenzen zeigt. Das Monopol der Produktionsmittel in den Händen einer Klasse gehört überhaupt zum Wesen des Kapitals. Aber dies ist zur Zeit der Herrschaft des industriellen Kapitals verhüllt und erschließt sich erst spät der wissenschaftlichen Analyse. In der Frühzeit und in der Spätzeit tritt aber das Kapital offen als faktisches (zum Teil auch als rechtliches, durch die Staatsmacht geschütztes) Monopol auf. Beiden Perioden entspricht *die Einheit der Kapitalform*. In der Frühzeit sind es die großen Geldmächte, wie die Bardi und Peruzzi Oberitaliens, die Welser und Fugger in Deutschland, die das Kapital darstellen. Seine einzelnen Funktionen als Handels-, zinstragendes und industrielles Kapital sind noch nicht getrennt. Diese Geldmächte sind die großen Wechselhändler und Handelsherren, vor allem die Geldgeber des Staates. Die Beziehungen zur Staatsmacht nützen sie zur Stärkung ihrer Monopolstellung durch Privilegien aller Art; sie sichern sich das Handelsmonopol bestimmter

Produkte, vor allem aber auch die Ausbeutung der Bergwerke und den Absatz der Metalle. So werden sie zu Industriellen und vereinen alle Kapitalfunktionen.

Es folgt die Periode der Differenzierung des Kapitals in seine einzelnen Zweige: Geld-, Handels- und Industriekapital. Die fortschreitende Konzentration bewirkt schließlich die Aufhebung der Arbeitsteilung. Das Kapital nimmt, um hegelianisch zu reden, seine einzelnen Bestimmungen wieder in sich zurück, wird Finanzkapital — das Geldkapital der Gesellschaft, konzentriert in der Verwaltung der Banken und der Verfügung der Industriellen.

Früh- und Spätzeit des Kapitalismus suchen die Staatsmacht möglichst zu stärken, um die Gewalt in den Dienst der Erhaltung und Ausdehnung des Monopols zu stellen. Mit der Stellung zur Staatsmacht hängt unmittelbar die Bevölkerungspolitik zusammen, die beherrscht wird durch die Angst vor geringer Volkszunahme, während das Konkurrenzzeitalter die Schwächung der Staatsmacht fordert und in Furcht vor Übervölkerung lebt.

Monopolisierung der Handelswege, möglichst viel verkaufen und möglichst wenig kaufen, also möglichst selbstgenügsam sein, aber die anderen zur Ungenügsamkeit zwingen, das erstrebt die merkantilistische Handelspolitik der Frühzeit. Äußerlich ähnlich ist die Politik des Finanzkapitals, die man ja auch Neumerkantilismus genannt hat. Aber nicht Warenexport, sondern möglichst monopolisierter Kapitalexport ist ihm jetzt zum wichtigsten Mittel der Expansion geworden.

Derselbe Unterschied erscheint noch schärfer in der Kolonialpolitik. Reichtum an Naturschätzen, Gold, Silber, kostbare Gewürze sucht der Kapitalismus der Frühzeit in der Kolonie, die er ausraubt, um damit die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals der Heimat zu beschleunigen. Umgekehrt sucht das Finanzkapital Kolonien als Anlagesphäre für das ungeheure akkumulierte Kapital des Mutterlandes. Aber so verschieden der Zweck, die Kolonialpolitik und die Monopolisierungsbestrebungen schaffen heute wie damals die Staaten zu feindlichen Heerlagern um und führen schließlich zur Katastrophe.

Als Teil einer Wirtschaftspolitik, die solche Konsequenzen in sich schließt, wird die Handelspolitik für das Proletariat von immer entscheidenderer Bedeutung.

Handelt es sich doch nicht allein um die Fragen größeren oder geringeren materiellen Wohlbefindens, sondern um Leben und Tod wie des einzelnen Proletariers, so um Leben und Tod des Sozialismus. Denn die Fortführung des Imperialismus und gar seine Anerkennung durch das Proletariat ist unvereinbar mit der Möglichkeit des Sozialismus. Denn wie soll Sozialismus werden, wenn seine Träger immer wieder — und Imperialismus heißt immer wieder Krieg — in den Schützengräben einander entgegengeworfen werden, um sich zu töten, statt sich gemeinsam — und nur gemeinsam ist es möglich — zu befreien?

Der Freihandel wird so in seinem Gegensatz zur imperialistischen Handelspolitik und damit zum Imperialismus überhaupt eine unvermeidbare Kampfforderung des Proletariats, und jedes Einbiegen in schutzzöllnerische Bahnen ist ein Verlassen des Weges, den die Arbeiterklasse gehen muß. Der Weg der sozialen Entwicklung aber kann, soviel zu sehen ist, zu dreierlei Zielen führen.

Erstens: Die Ereignisse nach dem Kriege lassen innerhalb der Staaten die politischen und sozialen Machtverhältnisse zwischen den Klassen im wesentlichen unverändert — eine Annahme, die mit der Dauer des Krieges allein immer unwahrscheinlicher wird. Die materiellen und ideologischen Anpassungstendenzen der Arbeiterklasse an den Kapitalismus würden dann ihren Fortgang nehmen, die imperialistischen Strebungen sich im wesentlichen erhalten. Infolge der schwierigen allgemeinen sozialen Probleme, die der Krieg zur Lösung stellen würde, und insbesondere auch jener, die sich aus dem Widerstreit der gewaltigen ökonomischen, monopolistischen Machtorganisationen zur Staatsmacht ergeben, würde dieser Zustand allmählich zu einer hierarchisch organisierten Form kapitalistischer Volkswirtschaft mit Regelung und Organisierung der gesellschaftlichen Produktivkräfte zugunsten der herrschenden Klasse und Verwandlung des Proletariats in eine verschieden abgestufte Schicht von Angestellten der Produktion mit beamtenähnlichem Charakter. Es ist diese Entwicklung, die der sonst sinnlosen Phrase von der Anerkennung des Imperialismus durch die Arbeiterklasse ihren Inhalt geben würde. Ideologisch würde diese Entwicklung gefördert durch die falsche Einschätzung und Beurteilung des sogenannten Kriegssozialismus. Es könnte dann sein, daß das Eintreten von Professoren wie Jaffe, Ballod und anderen für staatssozialistische Maßnahmen schließlich sich als ebenso förderlam für diesen hierarchisch organisierten Kapitalismus erwiese als das Eintreten der Wagner, Oldenberg usw. für die Verwirklichung der Herrschaft des Finanzkapitals. Die Stellung des demokratischen Sozialismus zu den Maßnahmen des Staatskapitalismus muß daher in höchstem Maße kritisch sein und darf sich nicht durch die organisatorische Form über den materiellen Inhalt täuschen lassen.

Zweitens: Die politischen und sozialen Kämpfe nach dem Kriege führen dazu, dem Kapitalismus eine Änderung der Art seiner Expansionspolitik aufzuzwingen durch den vermehrten Einfluß des Proletariats. Sie führen zur Stärkung der Demokratie in der inneren und äußeren Politik und zwingen dem Kapital eine Beschränkung der Verwendung der Staatsmacht, zugleich mit deren internationaler Einschränkung, auf, also eine Begrenzung seiner aggressiv-imperialistischen Politik. Es ist klar, daß dieser Zustand nur eine Übergangszeit darstellen würde, während der das Proletariat für seine ökonomischen und politischen Lebensbedingungen viel größere Berücksichtigung erkämpft hätte, ohne sein letztes Ziel erreicht zu haben. An Stelle des Kampfes der Imperialismen würde die ökonomische und politische Kooperation der staatlichen Kapitalmächte und kapitalistischen Staatsmächte treten, die gemeinsam die noch unerschlossenen oder zurückgebliebenen Märkte ihrem Einfluß unterwerfen würde. Die Konzentration würde rasch fortschreiten, der Freihandel die internationale Arbeitsteilung schnell fortentwickeln und zugleich an Stelle der nationalen in steigendem Maße internationale Kartelle und Trusts produzieren. Das Tempo der kapitalistischen Entwicklung würde beschleunigt, damit aber auch die Klassengegensätze verschärft, der Kampf um den Sozialismus auf internationaler Stufenleiter zum unmittelbaren Inhalt der proletarischen Politik gemacht.

Drittens: Die Folgen des Krieges führen unmittelbar zu einer außerordentlichen Verschärfung der sozialen Gegensätze, zu einer Periode heftigster sozialer und politischer Gärung, in der sich das Proletariat der ent-

wickelten Länder zu entscheidenden Kämpfen gezwungen sieht. In diesen erreicht es den Besitz der politischen Macht. Im Besitz der Staatsmacht ist es imstande, die Ökonomie der Gesellschaft in einem langen, stufenweise fortschreitenden Prozeß umzuwälzen und die Organisierung der Produktion durchzuführen, nicht in der gegensätzlichen Form der hierarchischen Gliederung, sondern in der harmonischen einer klassenlosen Gesellschaft. Die Eroberung der politischen Macht durch eine Klasse ist stets ein relativ kurzer, revolutionärer Prozeß, während die Umgestaltung der Ökonomie eine langandauernde organische Entwicklung bedeutet.

Welche der drei Möglichkeiten zur Wirklichkeit wird, hängt vor allem davon ab, in welcher Art die Völker aus dem fürchterlichen Vernichtungsmechanismus des Krieges, der unbeherrscht und unbeherrschbar abläuft, herauskommen werden, mit welcher Energie die Klassen, die herrschenden wie die beherrschten, sich des Komplexes der ungeheuren Probleme, die ihnen nach dem Kriege gestellt sein werden, bemächtigen, um sie nach ihren Interessen zu gestalten.

Weil die Potenz, die die Klarheit und Entschlossenheit, den Mut, die Kampfbereitschaft und Opferwilligkeit des Proletariats darstellt, eine nicht zu berechnende Größe ist, gibt es Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit und keine Gewißheit, obwohl für den Sozialismus die objektiven Voraussetzungen in Technik und Ökonomie in den entwickelten Ländern gegeben sind. Aber für die Politik des Proletariats macht das keinen Unterschied, sie muß stets *auf das Ganze*, auf den Sozialismus gerichtet sein. Erweist sich in den sozialen Kämpfen — und nur im Wasser kann es sich zeigen, ob einer schwimmen kann — ihre Macht noch zu schwach, so wird das Resultat des Kampfes in der Richtung der beiden anderen Möglichkeiten liegen. Aber je größer die Machtaufwendung für den eigenen Zweck, desto günstiger wird sich das Ergebnis gestalten — desto mehr Demokratie oder desto mehr Berücksichtigung der unmittelbar materiellen Interessen, auch wenn der ganze Sieg nicht errungen wird. Begrenzung des Kampfziels von vornherein sichert nicht den größtmöglichen Anteil des Proletariats an der sozialen Machtverteilung, sondern stärkt nur von vornherein die Kampfstellung seines Klassengegners.

Deshalb darf es für die Politik des Proletariats keine Anerkennung des Imperialismus geben, muß es jeder imperialistischen Parole seine eigene entgegensetzen. Fordert jener Schutzzoll, so wir Freihandel. Fordert er Kapitalexport, so wir Erweiterung des inneren Marktes durch Lohnerhöhung. Fordert er die Verfügung der Staatsmacht für seine Monopolzwecke, so wir die Demokratisierung, um sie in den Dienst der Abschaffung des Monopols, damit des Kapitalverhältnisses überhaupt stellen zu können. Ist sein Weg die immer schärfere Gegenüberstellung der Staaten, so der unsere die Vereinigung der Staaten zu dem Bund der freien Nationen. *Nirgends Harmonie, nirgends Zusammengehen von Kapital und Arbeit, überall Gegensatz und Kampf*, Kampf auf immer breiterer Grundlage, in immer größerer Klarheit, immer wachsender Entschlossenheit, *Kampf ums Ganze: Imperialismus oder Sozialismus!*

Literarische Rundschau.

Paul Kammerer, **Allgemeine Biologie.** Stuttgart und Berlin 1915, Deutsche Verlagsanstalt. XII und 351 Seiten. 86 Abbildungen im Text und 4 bunte Tafeln.

Der hervorragend bekannte Forscher und naturwissenschaftliche Schriftsteller behandelt in diesem Buche die Allgemeine Biologie in einer Anordnung, die ganz den Anforderungen der Wissenschaft entspricht, und in einer sprachlichen Form, die das Buch jedem interessierten Gebildeten zugänglich macht.

Vor allem muß hervorgehoben werden, daß Kammerer seine Wissenschaft nicht blindlings treibt und lehrt, sondern bemüht ist, sich zunächst Rechenschaft darüber abzugeben, was Biologie und Allgemeine Biologie sein soll. Er setzt sich darüber in sehr anregender Weise in dem einleitenden Kapitel auseinander (Begriffsbestimmung und Gebietsabgrenzung, Mechanismus und Vitalismus, Methoden biologischer Forschung, Bearbeitung von Grenzgebieten). Nach Kammerer hat die Biologie »die Tätigkeit der Körperteile mit ihrem gestaltenden Aufbau in Zusammenhang zu bringen; sie umfaßt nicht bloß die Lehre von den Lebensäußerungen (Physiologie), sondern zugleich auch die Lehre von den Lebensformen (Morphologie); sie stellt eben die Lebenserscheinungen in ihrer Gesamtheit dar. Demgemäß dringt sie von bloßer Erforschung der Reiz- und Bewegungsaktionen, der Ernährungs-, Ausscheidungs- und Zeugungsvorgänge zu denjenigen Eigenschaften des Lebens vor, die bereits unzertrennlich sind von Beschreibung und Vergleichung der Körpergestalten, wie dies beim Studium des Wachstums, der Entwicklung, der Anpassung und der Vererbung unvermeidlich der Fall ist.« Das Buch von Kammerer stellt nun einen Versuch dar, die Allgemeine Biologie nach diesem Schema darzustellen. Glänzend ist im einleitenden Kapitel der Abschnitt über die Methoden der biologischen Forschung, der auch für denjenigen sehr lesenswert ist, der in seinen naturwissenschaftlichen Interessen nicht so weit geht, um eine ausführlichere Darstellung der Allgemeinen Biologie zu lesen. Auch die wenigen Bemerkungen im Abschnitt über die Grenzgebiete sind sehr lesenswert, ebenso im Abschnitt Mechanismus und Vitalismus, wenn man hier auch nicht allem zustimmen wird.

Eine ausgezeichnete kritische Leistung ist das nun folgende Kapitel über die Urzeugung. Gerade in dieser Frage denkt die große Mehrzahl der Menschen ganz konfus, und es ist eine wahre Lust, hier den geistvollen Ausführungen von Kammerer zu folgen. Die folgenden Kapitel behandeln: Leben und Tod, Reizbarkeit, Bewegbarkeit, Stoffwechsel, Wachstum, Entwicklung, Zeugung und Vermehrung, Vererbung, Abstammung. Neben den Beispielen aus dem Tierreich sind auch solche aus dem Pflanzenreich zahlreich herangezogen. Die Darstellung ist stets auf das Allgemeine gerichtet, auf die Grundprobleme des Lebens, nicht auf das einzelne Objekt. Dieses ist in dem Buche von Kammerer nur Beleg, Beweismaterial.

Trotz des großen Interesses, das man im letzten Jahrzehnt der Biologie entgegengebracht hat, und trotz der enormen Verlagstätigkeit auf diesem Gebiet ist doch die Zahl der zusammenfassenden Darstellungen der Allgemeinen Biologie sehr gering geblieben. Nur einige wenige Autoren haben sich an diese schwierige Arbeit herangewagt, die nicht nur ein umfassendes Wissen verlangt, sondern an den Autor auch die Anforderung stellt, den Blick aufs Große, Gemeinsame nicht zu verlieren hinter dem vielen Kleinen im Reiche der Biologie. Kammerer ist dieser Anforderung vollkommen gewachsen. Und unter den Büchern über Allgemeine Biologie, die für weitere Kreise von Gebildeten bestimmt sind, ist das von Kammerer jetzt wohl das beste.

Man pflegt häufig ein wissenschaftliches Buch, das sich an einen größeren Leserkreis wendet, damit zu empfehlen, daß man sagt, »es liest sich wie ein Roman«. Kammerers Buch liest sich aber nicht wie ein Roman, sondern eben wie eine Allgemeine Biologie, wie ein wissenschaftliches Buch, das auch von Nichtfachleuten verstanden werden soll, wenn sie sich einige Mühe hierzu geben wollen und die Zeit

zu einem ernsten Studium haben. Merkwürdig, diese Empfehlung eines wissenschaftlichen Buches, das mit einem Roman verglichen wird! Hat man schon jemals einen Handelskorrespondenten gelobt, weil seine Geschäftsbriefe sich gar nicht wie Geschäftsbriefe lesen, sondern wie Familienbriefe?...

Größeren Arbeiterbibliotheken sei die Anschaffung des Buches von Kammerer empfohlen. Die Ausstattung des Buches (Einband, Papier, Abbildungen) ist ausgezeichnet. Der Druck ist leider so klein, daß man sich beim Lesen gründlich die Augen verdirbt. Lipschütz.

Notizen.

Die Wirkungen des Krieges auf den Handel mit Brasilien werden durch folgende Zahlen beleuchtet, die wir den »Nachrichten für Handel, Industrie und Landwirtschaft« entnehmen. Danach betrug der Wert der Einfuhr nach Brasilien in Millionen Milreis Gold (1 Milreis Gold rund etwa 2,30 Mark) aus:

	1914	1915
Deutschland	50,83	4,13
Österreich	3,20	0,35
Belgien	8,96	0,46

Hier sehen wir also eine ungeheure Abnahme der Ausfuhr aus diesen Ländern, eine Folge der völligen Unterbindung ihrer überseeischen Schiffahrt. Sie bezeugt den Stillstand ihrer Exportindustrie.

Gleichfalls erheblich, wenn auch nicht in so hohem Grade, war die Abnahme der Einfuhr aus folgenden Ländern:

	1914	1915
Frankreich	24,60	13,21
Großbritannien	74,99	58,64

Dem steht entgegen eine starke Zunahme der Zufuhr aus folgenden Ländern:

	1914	1915
Argentinien	30,34	42,54
Vereinigte Staaten	55,31	85,79
Britische Besitzungen	12,99	13,53

Diese Zahlen zeigen uns die Nutznießer des europäischen Selbstmords.

Ein ähnliches Bild gewinnen wir aus den Ziffern der Ausfuhr Brasiliens. Sie betrug in Millionen Milreis Gold nach:

	1914	1915
Deutschland	41,21	—
Österreich	9,03	—
Belgien	6,62	—

Daneben steht ein starkes Anschwellen der Ausfuhr nach einigen neutralen Ländern. So nach:

	1914	1915
Dänemark	2,55	10,86
Norwegen	2,78	13,94
Schweden	9,49	42,45
Niederlande	23,94	29,95

Weniger erheblich schwankte die Ausfuhr nach den Weststaaten der Entente. Sie zeigte keine einheitliche Bewegung, wuchs im Verkehr mit Frankreich, nahm in dem mit England ab.

Ausfuhr nach:

	1914	1915
Frankreich	34,04	53,62
Großbritannien	59,96	56,93

Der Löwenanteil fällt auch hier den Vereinigten Staaten zu. Sie bezogen aus Brasilien 1914 für 169 Millionen, 1915 für 197 Millionen Milreis Waren. K.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 11 Ausgegeben am 15. Dezember 1916 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst.

Von Joseph Herzfeld.

Bei der Beratung dieses Gesetzes fiel von militärischer Seite vom Regierungstisch die Äußerung: Dieser Krieg ist eine Arbeiterfrage. Und Genosse David erläuterte dies in seiner Reichstagsrede zu dem Gesetz dahin: »Was in Erscheinung getreten, ist, daß die moderne Wehrhaftigkeit eines Volkes steht und fällt mit der Leistungsfähigkeit seiner industriellen qualifizierten Arbeiterschaft.... Der Mann, der diese Bedeutung für die Aufrechterhaltung des Staates hat, der sollte fernerhin im Innern ein Staatsbürger zweiter oder dritter Klasse sein? Das ist undenkbar.« Aber einige Tage später stimmte David und die Mehrheit seiner Fraktion dem Gesetz zu.

Mit seinem Inkrafttreten sind die Grundrechte der bestehenden Arbeitsverfassung, für die die Arbeiterschaft Jahrzehnte gekämpft und gelitten, die Freizügigkeit, das Recht, die Arbeitsstelle nach eigenem Willen wählen und aufgeben zu können, und das Streikrecht aufgehoben und in die Gewalt der Unternehmer und der Militärgewalt gelegt! Mit dem Verlust dieser Rechte ist auch das Organisationsrecht entkräftet und zermürbt! Die Arbeiterschaft ist in ihren Rechten hinter den Zustand zurückgeworfen worden, den sie sich bei Erlaß der Gewerbeordnung im Jahre 1869 erkämpft hatte. Alles das ist in drei Sitzungen des Reichstags ohne Überweisung des Gesetzentwurfs an eine Kommission erfolgt. Es wäre, trotz des nachdrücklichen Widerspruchs der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft, in einer Paradesitzung geschehen, wäre man hinter den Kulissen im Hauptausschuß des Reichstags über die Mittel zur Beruhigung der Arbeiter und Angestellten sowie über die Bedingungen für die nichtkriegsindustriellen Unternehmer vollständig einig geworden, nachdem durch die neue Arbeitsverfassung die Kräfte der Nation von Staats wegen der Kriegsindustrie zwangsweise zur Verfügung gestellt werden. Als am 29. November dieses Jahres die erste Lesung des Gesetzentwurfs im Reichstag begann, waren sich die Mehrheitsparteien über seine Gestaltung in der Hauptsache einig. Der Reichstag und die Nation standen vor einer vollendeten Tatsache. Das Schicksal von Millionen wurde entschieden, bevor diese sich bewußt wurden, um was es sich handelte, jedenfalls bevor sie Gelegenheit hatten, sich zu der gewaltigen wirtschaftlichen Umwälzung zu äußern. Dies Gesetz, gegen das vor dem Krieg und vor der sozialdemokratischen Politik des 4. August die Fraktion und die Partei die Massen aufgerufen und alle Mittel der Abwehr in Bewegung gesetzt hätten — es wurde nunmehr von ihnen in Geheimsitzungen mit der Regierung und den bürgerlichen Parteien durch Vereinbarung in wenigen Tagen erledigt! Nur die Arbeitsgemeinschaft nahm an diesen Geheimsitzungen nicht teil, protestierte gegen sie und suchte das Gesetz vor

seiner Verabschiedung nach Möglichkeit vor die Massen der Parteigenossen zu bringen. Ihre Bemühungen versagten unter dem Belagerungszustand, der Versammlungen unmöglich machte.

Die Politik des 4. August brachte das Gesetz in den Hafen! Es wurde der große Prüfstein dieser Politik. An ihm mußte das Durchhalten bis ans Ende, das Zusammenarbeiten mit der Regierung und den bürgerlichen Parteien fester gekittet werden oder endgültig scheitern. Weil aber die sozialdemokratische Fraktion und die Gewerkschaften dies Durchhalten und dies Zusammenarbeiten nicht aufgeben wollten und konnten, deshalb mußten sie den Gesetzentwurf annehmen. Nun gibt es für die jetzige Leitung der Partei und der Gewerkschaften kein Zurück mehr. Die Politik des 4. August ist mit der Annahme dieses Gesetzes noch fester gekittet.

Es handelt sich um die staatliche Organisation der gesamten Industrie für den Heeresbedarf auf Grundlage der Zwangsarbeit der Massen. »Industrie und Organisation werden mit jedem Tage, den der Krieg länger dauert, immer entscheidender für das Ende,« sagte der Reichskanzler bei der Einführung des Gesetzes im Reichstag. Und der Staatssekretär Dr. Helfferich erklärte: »Wir ziehen mit diesem Gesetz die letzten Folgerungen der Gestaltung dieses ungeheuerlichen Krieges. Nie zuvor hat Kriegsgerät und Munition den Erfolg der Kampfhandlung auch nur annähernd in der Weise bestimmt, wie das jetzt der Fall ist....« »Aber«, erklärte er weiter, »die verbündeten Regierungen haben sich überzeugen müssen, daß allein mit den bisherigen Mitteln der Freiwilligkeit die Aufgaben nicht zu lösen sind, die uns die jüngste Entwicklung, die uns namentlich die Verwirklichung des sogenannten Hindenburg-Programms in bezug auf Munitionserzeugung stellt. Wir sind darauf angewiesen, jeden, der arbeiten kann, mit dem Kopf oder mit der Hand, für das Vaterland mobil zu machen, oder will oder oder nicht will.«

Diesen Krieg entscheiden militärisch nicht die Strategen, sondern die Kriegsmaschinen und die Munition. Die Machthaber, welche immer noch die militärische Entscheidung wünschen und nicht die Beendigung durch Verständigung zwischen den Nationen, sind sich klar geworden, daß ihre Macht und ihre imperialistischen Kriegsziele auf dem Spiele stehen, wenn sie sich nicht an Kriegsmaschinen und Munition, an Kanonen, Granaten, Maschinengewehren, Minen, Minenwerfern, Flugmaschinen, Unterseebooten, Torpedos usw. das Übergewicht schaffen. Sie sind sich auch klar, daß nur die planmäßige staatliche Organisation der Produktion ihnen das Höchstmaß der Erzeugung und dies Übergewicht geben kann. Die Bedrohung der Kriegsziele und der Macht der Herrschenden durch die Kriegsmaschinen unserer Gegner haben die staatliche Organisation der Produktivkräfte geschaffen.

Die gesamten Arbeitsmittel und die gesamte Arbeitskraft des deutschen Volkes werden durch die Militärgewalt, das durch das Gesetz neugeschaffene Kriegsamt, für die Erzeugung von Kriegsmaschinen und Munition organisiert. Der Leiter des Kriegsamts General Gröner ist der Diktator der deutschen Volkswirtschaft, die zur Bedarfswirtschaft für den Krieg geworden ist. Ein neuer Geschichtsabschnitt in der Geschichte der Kriege und der Völker! Aber diese erstmalige Organisation der Produktivkräfte beruht auf Zwangsarbeit! § 1 des Gesetzes bestimmt, daß jeder männliche Deutsche

vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 60. Lebensjahr, soweit er nicht zum Dienste in der bewaffneten Macht einberufen ist, zur Arbeit für die Kriegführung (»vaterländischen Hilfsdienst« nennt dies das Gesetz) verpflichtet ist. Ein für jeden Bezirk einer Ersatzkommission zu bildender Ausschuß, bestehend aus einem Offizier als Vorsitzenden, einem höheren Beamten und je zwei Vertretern der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer, die das Kriegsamt bestellt, überweist die Arbeitspflichtigen, soweit sie sich nicht bereits in einem Hilfsdienstbetrieb befinden oder binnen zwei Wochen nach Aufforderung in dessen Dienst treten, zum Dienst in einem Hilfsdienstbetrieb. Als solche Betriebe bezeichnet das Gesetz die Behörden, die behördlichen Einrichtungen, die Kriegsindustrie, die Land- und Forstwirtschaft, die Krankenpflege, die kriegswirtschaftlichen Organisationen jeder Art und sonstige Berufe oder Betriebe, die für Zwecke der Kriegführung oder der Volksversorgung unmittelbar oder mittelbar Bedeutung haben. Welche diese »sonstigen Berufe oder Betriebe« sind, bestimmt ein für den Bezirk jedes stellvertretenden Generalkommandos zu bildender Ausschuß; er besteht aus einem Offizier als Vorsitzenden, zwei höheren Staatsbeamten, von denen einer der Gewerbeaufsicht angehören soll, sowie aus je zwei Vertretern der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer, die das Kriegsamt bestellt. Dieser Ausschuß bestimmt auch das Bedürfnis der Hilfsdienstbetriebe an Arbeitern, zieht die überflüssigen heraus und überweist die erforderlichen. Gegen seine Entscheidung findet die Beschwerde an die beim Kriegsamt einzurichtende Zentralstelle statt, die aus zwei Offizieren des Kriegsamts und drei Beamten besteht. Die grundlegende Bestimmung der Gewerbeordnung, daß der Unternehmer die Art seines Betriebs, die Zahl seiner Arbeiter und Beamten und seine Kundschaft bestimmt, ist also aufgehoben. Von nun an bestimmt dies alles das Kriegsamt und seine Organe. Die Industrieverhältnisse der Bundesstaaten werden umgewälzt, Tausende von Betrieben werden stillgelegt oder mit anderen zusammengelegt oder in Kriegsbetriebe umgewandelt, Riesenbetriebe werden entstehen, Hunderte von neuen Betrieben errichtet werden. Hunderttausende von Arbeitern und Angestellten werden herüber und hinüber geschoben, aus ihrem Wohnsitz verpflanzt, von ihren Familien getrennt, von der Industrie in die Landwirtschaft, von der Weberei in die Granatendreherei, von der Schuhmacherei in die Flugzeugfabrikation usw. überwiesen werden. Tausende von kleinen Handwerkern und Gewerbetreibenden werden ihre selbständige Existenz verlieren und vielleicht als Facharbeiter oder Aufseher in die Fabriken der Kriegsindustrie zwangsweise eingestellt werden. Freilich versprachen der Staatssekretär des Innern und der Chef des Kriegsamts eine »schonende und vernünftige Durchführung des Gesetzes«. »Aber, meine Herren,« sagte Dr. Helfferich, »auch bei aller Schonung und Rücksicht der Durchführung ergeben sich aus dem Gesetz doch notwendig die weitestgehenden Wirkungen. Die Pflicht zur Arbeit im vaterländischen Hilfsdienst bedeutet, auch wenn wir hoffen, daß sie in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle freiwillig übernommen wird, eine wesentliche Beschränkung der persönlichen Freiheit.«

Und diese große Umwälzung wird auf kapitalistischer Grundlage vorgenommen! Das Privateigentum an den Produktionsmitteln und den Produkten bleibt den Unternehmern, ihnen bleibt der »freie« Arbeitsvertrag

mit ihren Arbeitern und Angestellten, die ihnen der Staat zwangsweise in ihren Betrieben zurückhalten kann, wie nachher noch dargelegt wird. Ihnen bleibt der Unternehmergewinn. Die Zwangsarbeiter arbeiten, wie das Gesetz besagt, im vaterländischen Hilfsdienst. Direkt und unmittelbar aber sind sie hörig für die Vermehrung der ungeheuren Gewinne der Kriegsindustriellen. Diese sind die finanziellen Nutznießer des Gesetzes. Das Gesetz wird *ihnen* märchenhafte Reichtümer zuführen. Das Zwangs- und Niederhaltungsgesetz der breiten Massen wird für sie das Gesetz zur freiesten Entfaltung. Der imperialistische Weltkrieg, der die Produktionsmittel und die Arbeit der ganzen Nation, soweit sie nicht im Felde steht, in Anspruch nimmt, hat sie zu Herren der Situation gemacht. Der Staat ist gezwungen, ihnen die Produktionsmittel und die Arbeit der Nation für die Zwecke der Kriegführung zur Verfügung zu stellen. Eine Wirkung des Krieges, die in nichts weniger als sozialistischer, geschweige sozialdemokratischer Richtung liegt. Die Abhängigkeit des Staates von den Kapitalisten muß wachsen, je mehr er in ihre Hände gegeben ist. Ganz deutlich trat diese Tendenz schon bei Beratung des Gesetzes hervor. Die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft beantragte, die industriellen und landwirtschaftlichen Betriebe, die für Zwecke der Kriegführung oder der Volksversorgung unmittelbar oder mittelbar Bedeutung haben, gegen einen angemessenen Pachtzins für Rechnung des Reiches zu betreiben, sie forderte also nur eine *vorübergehende* Ausschaltung des Privateigentums an den Produktionsmitteln gegen Entschädigung. Staatssekretär Dr. Helfferich widersetzte sich dem Antrag bei der Besprechung im Hauptausschuß, indem er sagte, man könne die Aktionäre nicht zwingen, ihr Kapital zur Erweiterung der Betriebe, zum Bau neuer Fabriken usw. herzugeben. Im Reichstag wurde der Antrag von der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft eingehend begründet, aber weder der Staatssekretär noch irgendeine der Fraktionen würdigte ihn auch nur eines Wortes. Er wurde einfach niedergestimmt. In der dritten Lesung beantragte der Abgeordnete Mumm (Deutsche Fraktion): »Der Bundesrat *kann* Betriebe, welche dem *Zweck* des Gesetzes nicht nachkommen, in den Betrieb des Reiches übernehmen.« Selbst aber gegen diesen Antrag zogen sowohl Helfferich als die Vertreter der bürgerlichen Parteien die stärksten Register; das sei der Anfang vom Ende, man warne vor diesem ersten Schritt der Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Die Gewinne aber, so tröstete Herr Helfferich, würde man durch Gewinnsteuer erfassen. So bedeutet in seiner innerpolitischen Wirkung das Gesetz die Steigerung der Gewinne und der Macht der Kriegsindustriellen und der Grundbesitzer.

Ganz anders aber muß es auf die Arbeiterschaft und die Angestellten wirken. Das Kriegsamt liefert nach dem Gesetz der Kriegsindustrie und der Landwirtschaft die für ihre Produktion erforderliche Zahl von Arbeitern und Angestellten. Wenn diese Zahl durch freiwillige Meldungen nicht zu beschaffen ist, so erfolgt die zwangsweise Überweisung. Im Verlauf des Krieges ist durch die stetig erweiterte Einziehung zum Heeresdienst die Nachfrage nach Arbeitern und Angestellten immer dringender geworden, sie hat das Angebot immer mehr überstiegen und dadurch eine lohnsteigernde Wirkung gehabt. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage und seine lohnsteigernde Wirkung ist durch die Arbeitspflicht und Überweisung ausgeschaltet. Aber der Arbeitspflicht ist nicht die ausreichende Lohnpflicht ent-

gegengestellt. Alle Anträge in dieser Richtung sind abgelehnt worden. Das wird ohne weiteres die Wirkung haben, daß die Unternehmer und ihre Organisationen Geheimverträge über gleichmäßige, ihnen günstigere Lohn- und Arbeitsbedingungen schließen und dieselben mehr als je durchführen und erzwingen können. Aber damit nicht genug, fesselt das Gesetz Arbeiter und Angestellte an den Betrieb und das Arbeitsverhältnis, in das sie einmal freiwillig oder unfreiwillig eingetreten sind. Ohne Abkehrschein ihres Arbeitgebers dürfen sie es nicht verlassen, und wer einen Hilfsdienstpflichtigen ohne Abkehrschein in Arbeit nimmt, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu zehntausend Mark oder mit einer dieser Strafen oder mit Haft bestraft.

Dieselbe Strafe trifft den Hilfsdienstpflichtigen, der der Beschäftigung, zu der er überwiesen ist, nicht nachkommt oder sich ohne dringenden Grund beharrlich weigert, die ihm zugewiesene Arbeit zu verrichten. Das Streikrecht ist aufgehoben. Allerdings sollen die überweisenden Ausschüsse prüfen, ob der in Aussicht gestellte Arbeitslohn dem Beschäftigten und etwa zu versorgenden Angehörigen ausreichenden Unterhalt ermöglicht. Arbeiterbeziehungsweise Angestelltenausschüsse, die in allen für den vaterländischen Hilfsdienst tätigen gewerblichen Betrieben mit in der Regel mindestens 50 Arbeitern oder Angestellten gebildet werden und »das gute Einvernehmen zwischen der Arbeiterschaft und dem Arbeitgeber zu fördern haben«, müssen die Beschwerde der Arbeiterschaft »zur Kenntnis des Unternehmers bringen und sich darüber äußern«; wenn eine Einigung nicht zustande kommt, kann ein Ausschuß, der aus einem Beauftragten des Kriegsamts als Vorsitzenden sowie aus je drei Vertretern der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer besteht, die das Kriegsamt nach den Vorschlagslisten der betreffenden Organisationen ernennen kann — aber nicht muß! —, als Schlichtungsstelle angerufen werden. Und diese Schlichtungsstelle erteilt den Abkehrschein, wenn nach ihrer Meinung ein wichtiger Grund vorliegt. Als wichtiger Grund soll — nicht muß! — insbesondere eine »angemessene« Verbesserung der Arbeitsbedingungen im vaterländischen Hilfsdienst gelten. Alles dies kann gewiß mildernd wirken, und es wird viel darauf ankommen, welchen Druck der Reichstag und sein Fünfzehner-Ausschuß, den das Gesetz errichtet, in dieser Beziehung ausüben kann. Allgemeine Verordnungen des Bundesrats zur Ausführung des Gesetzes bedürfen der Zustimmung dieses Ausschusses. Das Kriegsamt ist verpflichtet, ihn über alle wichtigen Vorgänge auf dem laufenden zu halten, ihm auf Verlangen Auskunft zu geben, seine Vorschläge entgegenzunehmen und vor Erlaß wichtiger Anordnungen allgemeiner Art seine Meinungsäußerung einzuholen. Er ist zum Zusammentritt während der Unterbrechung der Verhandlungen des Reichstags berechtigt.

Dieser Ausschuß ist der erste schwache Versuch der parlamentarischen Mitregierung. Er verdankt aber seine Entstehung nicht dem Trieb, auf die Gestaltung der Lohn- und Arbeitsbedingungen einwirken zu können, sondern die bürgerlichen Parteien haben ihn geschaffen, um die Unternehmer und deren Gewinne zu schützen, namentlich bei der Umstellung der mittleren und Stillegung der kleinen Betriebe. Alles dies kann wie gesagt mildernd wirken gegenüber der übermächtigen Kapitalskonzentration, dem Zwangsdienst und der Aufhebung der Freizügigkeit und des Streikrechts.

»Die Leistungen der Arbeitsarmee sollen zum Höchstmaß gesteigert werden«, sagen die Motive, und einer der leitenden Generale der Arbeitsarmee ist Herr Helfferich. Er erklärte im Reichstag, »wir wollen und müssen aus der Arbeitskraft des deutschen Volkes das letzte herausholen.« Er hat sich bis zum äußersten dafür eingesetzt, daß die Bedürfnisse des vaterländischen Hilfsdienstes höher stehen als das Bedürfnis der Arbeiterschaft nach einer angemessenen Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Er hat das Scheitern des ganzen Gesetzes angedroht, wenn wie für die industriellen Betriebe der Heeres- und Marineverwaltung auch für die Staatseisenbahnbetriebe Arbeiterausschüsse und Einigungsamt im Gesetz angeordnet würden! Er hat die Wahrung des Koalitionsrechts der Hilfsdienstpflichtigen im Gesetz verhindert und sich der Bestimmung, daß den im Hilfsdienst beschäftigten Personen, also auch den *Frauen*, die Ausübung des ihnen gesetzlich (unter dem Belagerungszustand!) zustehenden Vereins- und Versammlungsrechts nicht beschränkt werden darf, auf alle Weise und mit allen Mitteln widersetzt. Viel kann deshalb die gefesselte Arbeitskraft von diesen Schutzmitteln nicht erwarten, am allerwenigsten hat sie Veranlassung, dieselben als Errungenschaft ersten Ranges der Organisationen und der Politik des 4. August zu feiern. Was sie für die ungefesselte *freie* Arbeit sein könnten, sind sie noch lange nicht für die *Zwangsarbeit ohne Freizügigkeit und Streikrecht unter dem Belagerungszustand*! Ohne Streikrecht ist auch das Organisationsrecht eine morsche Stütze. Um so mehr, als die nichtorganisierten Frauen massenhaft in die Betriebe für Zwecke der Kriegführung oder der Volksversorgung in Industrie und Landwirtschaft eindringen werden. Auf ihnen namentlich beruht die Hoffnung der ausreichenden Versorgung dieser Betriebe mit Arbeitskräften. »Im Gegensatz zu den männlichen Arbeitskräften,« sagte Dr. Helfferich im Reichstag, »wo das Angebot um ein Drittel hinter der Nachfrage zurückbleibt, haben wir bei den weiblichen Arbeitskräften immer noch ein Arbeitsangebot, das die Nachfrage um ein Drittel übersteigt.« Wegen dieses Überangebots der Frauenarbeit braucht man *einstweilen* noch nicht die Zwangsarbeit der Frauen. Die Not treibt sie ja ohnehin in die Hilfsdienstbetriebe! Und dort werden sie im Verein mit den Zwangsarbeitern aus Polen und Belgien lohndrückend wirken. »Jede Frau,« sagte Dr. Helfferich, »die heute Männerarbeit verrichtet, sei es in der Landwirtschaft oder der Industrie, sei es an der Drehbank oder in der Schreibstube, jede Frau, die heute einen Mann frei macht für das Feld oder für die Schwerarbeit, jede solche Frau ist heute so viel wert wie der Mann, der draußen im Schützengraben vor dem Feinde steht.« Aber als darauf die Arbeitsgemeinschaft beantragte, im Gesetz zu bestimmen, daß Frauen für gleiche Leistungen den gleichen Lohn wie die männlichen Arbeiter oder Angestellten erhalten, wurde dieser Antrag mit überwältigender Mehrheit abgelehnt. Abgelehnt wurde ebenso ihr Antrag, die Schutzbestimmungen für Frauen und jugendliche Arbeiter unter 18 Jahren, insbesondere das Verbot der Nachtarbeit, wieder in Kraft zu setzen.

Die Wirkungen des Gesetzes in wirtschaftlicher und politischer Beziehung sind unabsehbar. Sicher ist, daß es einen Wettlauf in der Organisation der Kriegsindustrie in allen kriegführenden Staaten hervorrufen wird. Sicher ist, daß es »den Krieg bis ans Ende« um so wahrscheinlicher macht.

Sicher ist, daß es die organisierte Konzentration des Kapitals, auch des Finanzkapitals, gewaltiger und schneller fördern wird als irgendeine Betriebs- und Arbeitsumwälzung seit dem Bestehen des Deutschen Reiches. Sicher ist, daß es die Scheidung der Nation in Unternehmer und Lohnarbeiter gewaltig fördern und den Klassenkampf gewaltig verschärfen wird.

Die Krisis in der Sozialdemokratie Frankreichs.[1]

Von J. Martoff.

Die Opposition gegen den »Kurs des 4. August« war innerhalb der französischen sozialistischen Partei und der »Konföderation der Arbeit« (des Bundes der Gewerkschaften) bald nach dem Sieg an der Marne entstanden. Dieser Sieg hatte einer militärischen Zertrümmerung Frankreichs vorgebeugt, die bereits fast unvermeidlich erschienen war. Er hatte wieder normalere Bedingungen des öffentlichen Lebens herbeigeführt und die Möglichkeit einer Wiederaufnahme des Parteilebens geschaffen. Das erste Erwachen des »oppositionellen« Geistes in der Partei ist mit den Namen Nicot und Saumoneau verbunden.

Ein tätiges Parteimitglied und eine aktive Teilnehmerin der Frauenbewegung, hatte Luise Saumoneau, zusammen mit einigen anderen weiblichen Mitgliedern der Partei, noch im Herbst 1914 eine Propaganda eingeleitet, in der sie dem offiziellen Parteikurs schroff entgegentrat und sich gegen die Kriegsideologie und für die Prinzipien der Internationalität aussprach. Der von ihr geleitete Zentralvorstand der sozialistischen Frauenbewegung hatte eine entsprechende Begrüßung an die in Bern versammelte Internationale Frauenkonferenz geschickt — dieser nach dem Kriegs-

[1] Genosse Martoff hat eine Arbeit unter diesem Titel verfaßt, die für das Verständnis der Verhältnisse in unserer französischen Bruderpartei von höchster Bedeutung ist. Sie erscheint uns gerade jetzt, vor dem Zusammentritt des französischen Parteitags, sehr am Platze. Leider ging uns die Abhandlung verspätet zu, so daß wir nicht mehr die Möglichkeit haben, sie bei unserem engen Raum vor dessen Stattfinden vollständig zu veröffentlichen. Wir beschränken uns daher auf die Wiedergabe der historischen Darstellung der Krise und sehen einstweilen ab von den einleitenden, theoretisch sehr wichtigen Kapiteln, die die Anschauungen der französischen Sozialisten vom Kriege vor dem 4. August 1914 und ihre Erfahrungen seitdem, namentlich mit dem Ministerialismus schildern.

Für den deutschen Leser, der diese Kapitel nicht kennt, liegt es nahe, die Eigenart der französischen Verhältnisse zu unterschätzen und sie nach deutschem Maßstab zu messen. Und doch sind sie sehr verschieden von den unsrigen, wie auch am Schlusse der vorliegenden Darstellung von Martoff angedeutet wird.

Unter anderem sind die Differenzpunkte zwischen der Mehrheit und der Minderheit bei den französischen Sozialisten weniger zahlreich als bei den deutschen. In Frankreich haben Mehrheit und Minderheit die gleiche Auffassung vom Ursprung des Krieges, während sie in Deutschland darin sehr auseinandergehen. In Frankreich stehen Mehrheit und Minderheit unter dem Druck der Tatsache, daß der Feind im eigenen Lande ist. Die Armeen Deutschlands dagegen sind auf allen Fronten tief in Feindesland eingedrungen. Endlich unterscheidet sich die Ideologie der französischen Mehrheit von der der deutschen so sehr wie die Traditionen von 1793 von denen von 1813. Alles das muß man im Auge behalten, wenn man Mehrheit und Minderheit in Frankreich richtig beurteilen will. Die Redaktion.

ausbruch erſten Manifeſtation internationaler Solidarität —, und Luiſe Saumoneau ſelbſt ging als Delegierte zu dieſer Konferenz.

Im November 1914 hatte Nicot, der Sekretär einer der Parteiföderationen (des Departements Ain) an alle Organiſationen ein Rundſchreiben verſandt, in dem er den offiziellen Kurs der Partei einer Kritik unterwarf, ihn als zu nationaliſtiſch und miniſterialiſtiſch bezeichnete und dagegen Einſpruch erhob, daß dieſer Kurs von den Parteizentren eigenmächtig, ohne Befragung der Partei eingeſchlagen werde. Er verlangte die Einberufung einer Parteikonferenz und ſetzte in dem von ihm redigierten Föderationsbulletin (L'Eclaireur de l'Ain) ſeine Kritik an der Parteipolitik fort.

Die Organiſation, in deren Namen Nicot aufgetreten war, iſt unbedeutend; doch ſein Name, der Name eines in der Provinz einflußreichen Parteimitglieds (er gehörte früher zur Fraktion der Allemaniſten), war genug bekannt, um auf ſein Schreiben die Aufmerkſamkeit der Partei zu lenken.

Gleichzeitig traten noch zwei einige Popularität genießende Parteimitglieder als »Oppoſitionelle« auf. Während in der Redaktion der »Humanité« Genoſſe Amedée Dunois gegen den Nationalismus kämpfte, betätigte ſich in der Pariſer Parteiorganiſation der Genoſſenſchafter und Mitarbeiter der »Humanité« Pierre Laffite im Sinne der Oppoſition. Er ſtellte unter anderem (im Dezember 1914) in der Sitzung des Seineföderationsrats die Frage über die Stellungnahme der Partei zu der Friedensparole, zog dann aber die von ihm beantragte Reſolution zurück, nachdem er eingeſehen, daß ſeine Auffaſſung in der genannten Organiſation kein Echo fand.

Die von Nicot eingeleitete Agitation blieb nicht ergebnislos. In Beantwortung ſeines Rundſchreibens beſchloß die Parteileitung (die »Permanente Kommiſſion«), eine außerordentliche Zuſammenkunft der Sekretäre der geſamten Föderationen einzuberufen. Sie wurde im Januar 1915 abgehalten und faßte den Beſchluß, eine Konferenz der Sozialiſten der Ententeſtaaten zur Feſtſtellung der weiteren Taktik abzuhalten. Die Stimme der »Oppoſition« war auf dieſer Beratung noch ſehr ſchwach, doch ließen ſich, und das war teilweiſe das Verdienſt der Kritik der »Oppoſition«, weſentliche Schattierungen in den Anſichten der »Mehrheit« unterſcheiden: der unverſöhnlichen, hauptſächlich durch Vaillant repräſentierten Richtung ſtand das gemäßigtere, ſich um Longuet und Renaudel gruppierende Zentrum gegenüber; der Leiter der »Humanité« war damals noch ſehr darüber beſorgt, daß die patriotiſche Politik der Partei zum Zuſammenbruch aller Brücken, die ſie mit der internationalen Bewegung verbänden, und zur Preisgabe der demokratiſchen Traditionen führen könnte.

Der analoge Prozeß des Auftretens von »Unzufriedenheit« erzielte zu jener Zeit bedeutendere Erfolge in den Reihen der »Konföderation der Arbeit«, die bekanntlich von der Partei völlig unabhängig war und ihr zuweilen feindlich gegenüberſtand. Doch hatte ſie bereits vor dem Kriege begonnen, ſich der Partei in gewiſſem Sinne zu nähern. In den erſten Kriegsmonaten machte dieſe Annäherung inſofern bedeutende Fortſchritte, als die führenden Kreiſe der Konföderation ebenſo wie die der Partei von der Stimmung hingeriſſen wurden, die durch die Überzeugung entſtanden war, daß der Krieg Frankreich aufgezwungen ſei und die Arbeiterklaſſe das Land verteidigen müſſe. Die durch dieſes Bewußtſein diktierte Taktik be-

deutete die politische Unterstützung der Republik, was die Syndikalisten zum Aufgeben ihres traditionellen Verneinungsstandpunktes gegenüber jeder Politik zwang und sie dadurch, entgegen ihrer Doktrin, mit der Partei zu gemeinsamer Arbeit zusammenbrachte. Zum Ausdruck dieser Annäherung wurde ein spezielles Organ, das »Aktionskomitee«, aus Vertretern der Partei, der Konföderation und der Genossenschaften gebildet und dazu bestimmt, die gesamte Selbstbetätigung der Arbeiterklasse auf dem Gebiet der durch den Krieg hervorgerufenen Bedürfnisse zusammenzufassen und deren Interessen bei den Behörden zu vertreten.

In diesem »Aktionskomitee« kam es sofort zur Opposition durch die Syndikalisten über die Frage, welchen Inhalt die Tätigkeit des Komitees haben solle. Die bedeutende Majorität des Komitees wollte es zum Mittelpunkt der für die Landesverteidigung bestimmten Tätigkeit und Propaganda machen (Popularisierung des Krieges, Hebung der Produktivität der Arbeit in der Kriegsindustrie, Verzicht auf Streiks usw.). Gegen dieses Bestreben nahm der sehr populäre Vertreter der Metallarbeiter Merrheim einen vorsichtigen, aber hartnäckigen Kampf auf, über den er in der »Union des métaux« (Mainummer 1915) berichtete. Danach bestand er und das hinter ihm stehende Zentrum der Metallarbeiterföderation darauf, daß die Tätigkeit des Komitees einen unpolitischen, von der Regierung und der sie unterstützenden sozialistischen Partei unabhängigen Charakter tragen müsse: indem sich das Komitee durch keine Verantwortung für den Krieg, seine Ziele und Methoden bindet, habe es nur die Pflicht, die Interessen und Rechte der Arbeiter vor der Regierung zu verteidigen und ihren Organisationen unter den neuen Bedingungen beizustehen.

Da die hervorragende Rolle, die Merrheim in der französischen Opposition spielt, sehr oft Anlaß gibt, sie als »anarchistisch« zu bezeichnen, ist es notwendig, hier darauf hinzuweisen, daß der Sekretär des Metallarbeiterverbandes bereits seit vielen Jahren die anarchistische Tendenz in der syndikalistischen Bewegung bekämpft und ihre Einheit und wirkliche Unabhängigkeit von den »Sekten« zu bewahren sucht. Deshalb wandte er sich auch stets mit aller Entschiedenheit gegen die Versuche, der gewerkschaftlichen Organisation die offizielle Doktrin des »Antipatriotismus« und »Antimilitarismus« im spezifisch anarchistischen Sinne aufzuzwingen. Zeitweilig war dieser Kampf so scharf, daß die anarchisierenden Führer der Konföderation Merrheims Ausschluß erörterten und in einer Instanz auch einen entsprechenden Beschluß durchsetzten. Überhaupt gehörte Merrheim zu jenen Führern der Konföderation, die, obgleich sie die spezifische Ideologie des syndikalistischen »Neutralismus« teilten, doch in der Praxis die Annäherung der gewerkschaftlichen Bewegung an die Arbeiterpartei vorbereiteten, indem sie gleichzeitig sowohl die reformistischen wie die anarchistischen Tendenzen bekämpften.

Nur dank dieser seiner früheren Tätigkeit konnte der Sekretär der Metallarbeiterföderation zu der Rolle in der »oppositionellen« Bewegung kommen, die er gegenwärtig spielt.

Neben ihm, aber als ein bereits abgeklärter Internationalist, der seine internationalistische Position bis zum Ende durchdacht hat, trat Monatte auf, der Vertreter der Konföderation der Lederarbeiter im Konföderationsrat. Monatte, bereits vor dem Kriege einer der einflußreichsten gewerk-

schaftlichen Publizisten, teilte im Unterschied zu Merrheim die Prinzipien des Anarchismus als Theorie, doch trennte er sich in seiner Zeitschrift »La Vie Ouvrière« nicht selten und in wichtigen Fragen von den Anarchisten insofern, als er die Fähigkeit zeigte, die Interessen der Entwicklung der gewerkschaftlichen Bewegung höher zu stellen als den in Frankreich unaufhörlichen Kampf des Anarchismus gegen die Sozialdemokratie um den Einfluß in der Arbeiterklasse.[2]

Monatte und der Redaktionssekretär der »Vie Ouvrière« Alfred Rosmer hatten zusammen mit einigen Pariser Arbeitern den ursprünglichen Kern der »Opposition« in Paris bereits in den ersten Monaten des Krieges gebildet. Sie verbanden sich mit verschiedenen in der gewerkschaftlichen Bewegung und in der Partei tätigen Genossen aus der Provinz, informierten sie über den von der französischen Presse entweder totgeschwiegenen oder entstellten Stand der »oppositionellen« Bewegung in anderen Ländern und trugen so viel bei zu der Befreiung der tätigen Elemente der Demokratie von jener Erstarrung, in die sie die plötzliche Wendung ihrer Führer zum Nationalismus versetzt hatte.

Im Dezember 1914 beantragte Monatte im »Konföderationsrat« die Absendung eines Begrüßungsschreibens an die (im Januar 1915 abgehaltene) Kopenhagener Konferenz der Neutralen. Die Führer des Komitees bemühten sich, den Vorschlag zur Ablehnung zu bringen, indem sie darauf hinwiesen, daß die Konföderation der Arbeit sich nach allen ihren Traditionen an einem Unternehmen sozialdemokratischer Parteien nicht beteiligen dürfe. Merrheim, Bourderon und einige andere Komiteemitglieder unterstützten zwar den Monatteschen Vorschlag, doch wurde er von der Mehrheit mit der Begründung abgelehnt, er bestrebe ganz offenbar, die Arbeiterbewegung von der Politik des »Durchhaltens« abzuziehen. Diese Ablehnung benutzte Monatte, um einen Protest zu veröffentlichen, in dem er erklärte, daß die Konföderation der Arbeit durch ihre Abstimmung »sich entehrt hätte« und er die Vertretung im Komitee niederlege.

Gleich darauf veröffentlichten die Sekretäre der sieben wichtigsten Gewerkschaften Lyons[3] mit dem Sekretär der Arbeitsbörse Millon an der Spitze eine allgemeine Deklaration über die Stellungnahme der organisierten Arbeiterklasse zu den Ereignissen, in der der »oppositionelle« Standpunkt in überaus entschlossener Form ausgedrückt wurde.

Diese erste Periode der »Kriegs«geschichte der französischen Arbeiterbewegung fand ihren Abschluß mit der Konferenz der Ententesozialisten in London (im Februar 1915). Nach einem Übereinkommen zwischen den Partei- und Konföderationszentren wurde die französische Delegation (zum ersten Male während des Bestehens der französischen Arbeiterbewegung) von diesen beiden Zentren gemeinsam zusammengesetzt, wobei das Konföderationskomitee es für nötig erachtete, die Hälfte der ihm überwiesenen Mandate (zwei von vier) an die Opposition — Merrheim und Bourderon — zu übertragen. Die Parteidelegation wurde gleicharfiger zusam-

[2] So wandte sich »La Vie Ouvrière« mit großer Entschiedenheit gegen die Versuche französischer, holländischer und anderer Anarchosyndikalisten, eine antisozialdemokratische Internationale im Gegensatz zu der alten ins Leben zu rufen.

[3] Lyon ist nach Paris der wichtigste Mittelpunkt der gewerkschaftlichen Bewegung in Frankreich.

mengesetzt, doch wurde in die Delegation auch Jean Longuet eingeschlossen, der sich schon damals von anderen einflußreichen Sozialisten durch sein Bestreben abhob, der Welle des Chauvinismus aktiv entgegenzutreten, wobei er unter anderem die englische Unabhängige Arbeiterpartei sowie die italienischen Sozialisten in der »Humanité« gegen die üblichen Angriffe verteidigte.

Die Londoner Konferenz stellte sich bekanntlich in den wichtigsten Fragen auf die Seite der offiziellen Ideologie der französischen und belgischen Sozialisten, doch machte sie in Einzelheiten gewisse formelle Zugeständnisse an die Opposition der Unabhängigen Arbeiterpartei, die diese bewogen, für die vorgeschlagene Resolution trotz der in ihr enthaltenen Aufforderung zum »Durchhalten« zu stimmen. Merrheim und Bourderon bekämpften innerhalb der französischen Sektion die Resolution, doch brachten sie ihren Protest nicht im Plenum zum Ausdruck, was in den oppositionellen Kreisen Unzufriedenheit hervorrief.

Gerade zu dieser Zeit wurde eine große Zahl der oben erwähnten Pioniere der oppositionellen Bewegung gezwungen, ihre Tätigkeit einzustellen: Nicot, Amedée Dunois, Lafitte, Monatte, Rosmer, Millon und andere wurden zum Militär eingezogen. Das war die Antwort der republikanischen Regierung auf die ersten Schritte der internationalen Agitation!

* * *

Die Januar-Beratung in Paris und die Londoner »Alliierten«konferenz eröffneten die Reihe der für den gegenwärtigen französischen Sozialismus so charakteristischen Zusammenkünfte, von denen jede mit der Feststellung der »vollkommenen Einigkeit« abgeschlossen wird. Diese Konstatierung pflegt durch eine einmütig angenommene Resolution bekräftigt zu werden, worauf dann sofort neue Herde der Unzufriedenheit in der Partei entdeckt werden und die scheinbar gelösten, in Wirklichkeit aber nur vertuschten Fragen wieder in scharfer Form auferstehen. Diese Tatsache allein legt Zeugnis ab von dem Bestehen einer permanenten Krise, einer inneren Krankheit, die den Parteiorganismus untergräbt.

Merrheims Bericht über den Verlauf der Londoner Debatten, in dem er die Haltung der französischen und belgischen Sozialisten auf der Konferenz einer kritischen Beleuchtung unterzog, übte auf die syndikalistischen und sozialistischen Kreise, in denen er verbreitet wurde, einen gewissen Einfluß aus; andererseits aber hatte der Diskussionslärm, der aus Anlaß der Londoner Beschlüsse in der bürgerlichen Presse erhoben und von stürmischen Szenen in der Kammer begleitet wurde, die Bereitwilligkeit der französischen Mehrheit, ihre Politik wirklich auf dem Niveau der in London angenommenen demokratischen Formeln zu halten, einer schweren Prüfung unterzogen. Die Parteiführer, die in London gewisse Konzessionen an die englische Unabhängige Arbeiterpartei gemacht hatten, wurden von ihren ministeriellen Kollegen wieder auf den Weg einer bedingungslosen Unterstützung der Kriegspolitik der Entente gedrängt. Das allein mußte schon den oppositionellen Geist wiedererwecken. Zugleich erwies sich auch die Hoffnung als trügerisch, die Londoner Konferenz könnte eine Etappe zur Wiederherstellung der internationalen Beziehungen bedeuten: im Gegenteil, eben jetzt wandten sich die Parteiführer mit größter Entschiedenheit

gegen jeden Versuch, eine Plenarsitzung des Internationalen Bureaus einzuberufen.

Bereits bei der Erörterung der Frage über den Eintritt des dritten Sozialisten, Albert Thomas, in das Ministerium trat in der Parlamentsfraktion eine antiministerielle Opposition zutage: etwa zwanzig Abgeordnete stimmten gegen den Eintritt. Der Deputierte von Grenoble (Isère) Raffin-Dugens begann systematisch jedesmal gegen seine Fraktion zu stimmen, wo sie für das Ministerium ein Vertrauensvotum abgab. Dieser »Fronde« schlossen sich zuweilen auch andere sozialistische Abgeordnete an, so Blanc, Aristide Jobert, Jean Bon.

Im April 1915 faßte die Konferenz einer der bedeutendsten Parteiorganisationen — der Haute-Vienne (deren Zentrum die Stadt Limoges ist) — den Beschluß, sich an die Partei mit einem Manifest zu wenden, das den Standpunkt und die Forderungen der Parteiopposition formulieren sollte. Dank der Stellung, die diese über ein Tagblatt verfügende Organisation in der Partei einnahm, und der Popularität der Namen ihrer Führer, die bis zum Kriege in der »guesdistischen« Fraktion einen bedeutenden Einfluß genossen hatten,* wurde diese Kundgebung zu einem Wendepunkt in der Geschichte der französischen Opposition.

In dem Manifest der Organisation von Limoges sowie in ihren weiteren Äußerungen wurde die politische Position jener Elemente der französischen Partei am besten formuliert, die, indem sie die Ideologie der Vaterlandsverteidigung auch in ihrer Anwendung auf den gegenwärtigen Krieg annehmen und somit die Haltung der Partei im August 1914 mehr oder minder rechtfertigen, sich doch gegen jenen Charakter der Tätigkeit der Partei auflehnen, den diese in der weiteren Entwicklung genommen hatte. Sie anerkennen wohl im Prinzip den Burgfrieden als eine für die Landesverteidigung nötige Maßnahme, doch wünschen sie nicht, daß dieser Einigkeit zuliebe Lebensinteressen der Arbeiterklasse und der Demokratie preisgegeben werden. Sie fordern eine tätige Teilnahme an der Verteidigung des Landes, solange keine Bedingungen für einen Frieden ohne Annexionen geschaffen sind, doch verlangen sie, daß die Partei sich nicht bloß an der Organisation der Verteidigung beteilige, sondern auch das Eintreten der Bedingungen für den Frieden durch Wiederherstellung der internationalen sozialistischen Beziehungen fördere. Zugleich zeigten sich die »Limoger« und die ihnen nahestehenden Elemente zu den äußersten Zugeständnissen bereit, damit nur die in Frankreich seit so kurzer Zeit bestehende, mit solcher Mühe zustande gebrachte Parteieinheit nicht gefährdet werde.

Alle diese Eigenschaften verliehen der Haltung des rechten Flügels der französischen Minorität zweifelsohne einen höchst eklektischen, schwankenden, zu Kompromissen neigenden, widerspruchsvollen Charakter; doch war es zum Teil eben dieser Charakter, der ihrer dem »Durchschnittsparteibewußtsein« entsprechenden Propaganda rasche Fortschritte ermöglichte in dem Maße, wie die politische Erfahrung den moralischen Bankrott der »Politik des 4. August« aufdeckte. (Schluß folgt.)

* Die Abgeordneten Pressemane, Valières, Parvy, der Redakteur Paul Faure, der Gewerkschafter Rougerie (Sekretär der Arbeitsbörse in Limoges).

Skandinavien.

Von Gg. Engelbert Graf.

1. Der Umfang des Gebiets.

Die heute noch neutral gebliebenen Staaten zeigen eine ganz charakteristische Lage. Es sind — abgesehen von der zentral gelegenen Schweiz — die äußersten Festlandszipfel Europas. Bei Spanien und Griechenland, dem südwestlichen, beziehungsweise südöstlichen Eckpfeiler, tritt dies besonders in Erscheinung, bei den Niederlanden weniger, mehr wieder bei Dänemark und der skandinavischen Halbinsel. Es sind die am meisten randlich gelegenen Staaten, die bisher von der Brandungswoge des Krieges noch nicht erreicht worden sind. Je näher einer der Kriegsschauplätze an sie heranrückt, um so mehr wächst auch die Gefahr, daß sie ihre Neutralität aufgeben müssen. Spanien erscheint am weitesten davon entfernt, Griechenland zurzeit am meisten bedroht. Die Verhältnisse im Ostseegebiet, in der Nordsee und im Eismeer scheinen aber auch für Skandinavien eine Krisis heraufzubeschwören. Hier stoßen nicht allein die Gegensätze zwischen den Alliierten und den Mittelmächten aufeinander, sondern auch die vorläufig künstlich verschleierten innerhalb der Alliierten zwischen Rußland und England; nicht zu vergessen die zentrifugalen Strömungen innerhalb der skandinavischen Reiche, die sich seit Jahren bemerkbar machen. Schließlich sind die skandinavischen Länder Lieferanten von Rohstoffen, an deren Bezug für ihre Industrie jede der europäischen Großmächte unmittelbar interessiert ist.

Diese so außerordentlich bedeutungsvolle Lage wird beeinträchtigt durch eine Reihe *geographischer* Faktoren. Skandinavien ist sehr stark nach Norden gerückt; erhebliche Gebiete fallen bereits in die Polarregion, und wenn dies auch durch besonders günstige klimatische Verhältnisse teilweise ausgeglichen wird, so behindern Winterkälte und Eis doch gewaltig den Verkehr und erschweren die Besiedlung weiter Landstrecken oder machen sie ganz unmöglich. Zu der Nähe der Polarregion tritt die ungünstige Randlage im Norden Europas, wo an sich schon relativ wenig Anreize zu einem regen Austausch der Produkte und zu einem lebhafteren Verkehr vorhanden sind.

Das macht sich um so mehr bemerkbar, als zu dieser Randlage noch der Sackgassencharakter der angrenzenden Meere hinzukommt; die Ostsee ist ein Binnenmeer, abgeschlossener als das Mittelländische Meer, daran würde selbst ein Kanal nach dem Weißen Meer nichts ändern. Und der nördliche Teil des Atlantischen Ozeans und das Eismeer sind praktisch auch nichts anderes als Sackgassen, da die westöstliche oder ostwestliche Durchfahrt im Norden des asiatischen und amerikanischen Kontinents durch das Polareis gesperrt ist.

Gelten diese allgemeinen Erörterungen über die Verkehrslage auch für ganz Skandinavien im Verhältnis zu Gesamteuropa und den übrigen Weltreichen, so ergeben sich doch Besonderheiten, wenn wir die skandinavischen Reiche im einzelnen betrachten.

Da erhebt sich zuerst die Frage: Welches Gebiet umfaßt der *Begriff Skandinavien*? Wie ist diese Einheit Skandinavien nach außen hin abzugrenzen? In welche Unterabteilungen gliedert sie sich? Wir müssen da-

bei zunächst einmal von den politischen Grenzen absehen; ihr Verlauf, ein historisches Produkt, umschließt nicht notwendigerweise eine natürliche Landschaft.

Man hat, an geologische Übereinstimmungen anknüpfend, außer den drei nordischen Königreichen auch Finnland als zu Skandinavien gehörig betrachtet und spricht von einem geschlossenen Gebiet, von Fennoskandia. Doch spielen hierbei ganz offensichtlich politische Gedankengänge hinein, historische Erinnerungen und imperialistische Zukunftsträume. Denn mag auch Finnland seine Kultur in erster Linie Schweden verdanken, so sind doch heute die Beziehungen zwischen beiden Ländern nur noch sehr lose; Sprache und Stammesart sind, von einer kleinen Bevölkerungsschicht in Finnland abgesehen, verschieden, und wirtschaftlich haben beide Länder wenig Interessen miteinander gemein. Finnland gehört vielmehr eher zu Rußland als zu Skandinavien.

Es ist überhaupt verfehlt, auf Grund derartiger geologischer oder ethnographischer Kriterien Grenzen ziehen oder festhalten zu wollen: das mag einer früheren Zeit entsprochen haben und Bedürfnissen der Vergangenheit. Die ökonomische Entwicklung ist über die nationalen Gesichtspunkte hinausgewachsen und strebt der Internationalität zu. Und für die Bildung politischer Einheiten ist gerade jetzt die Verkehrslage ausschlaggebend. Es gibt Gebiete mit vorwiegend zentripetalen und solche mit vorwiegend zentrifugalen Tendenzen. Zu jenen gehört das Donaugebiet mit einem Fluß als Achse und hohen Gebirgen als Grenze. Derartige Einheiten besitzen meist keine auswärtigen Kolonien und zeigen auch wenig Luft, sich in koloniale Abenteuer zu stürzen. Inselstaaten wie zum Beispiel England tragen dagegen meist zentrifugalen Charakter, und darin ist ihre politische Zusammenfassung begründet.

Was von den Inseln gilt, gilt auch von den Halbinseln. Halbinseln sind sogar von dem Rumpf des Festlandes meist mehr getrennt als Inseln. Man vergleiche die Schwierigkeit, vom Festland aus nach Spanien und Italien zu kommen, mit der Leichtigkeit, mit der das Hindernis des Kanals und der Nordsee im Verkehr mit England überwunden wird. Und die skandinavische Einheit, das ist das nordeuropäische Halbinselgebiet: die skandinavische Halbinsel im Verein mit der Halbinsel Jütland und den dazwischen liegenden Inseln. Ein Blick auf die Verkehrskarte zeigt, daß die Beziehungen dieses Halbinselgebiets zu dem übrigen Europa auf dem Festlandsweg ganz geringfügig sind. Im Norden bestehen ja bereits natürliche Hindernisse für den Verkehr nach Rußland hinein: polare Lage, Unwegsamkeit, geringe Bevölkerung. Aber auch Jütland hat mit Deutschland, an das es doch unmittelbar angrenzt, als dessen Fortsetzung nach Norden hin es erscheint, sehr wenig gemein. Jedenfalls stehen die dänischen Inseln in festerer Verbindung mit dem benachbarten Süden als Jütland; der Verkehr strebt den Inseln zu, und die Haupteisenbahnen von Deutschland her biegen nahe an der deutschen Grenze bereits nach Osten nach den Inseln zu ab. Unter den heutigen Verhältnissen ist es ein Unsinn, Dänemark als deutsche Interessensphäre anzusehen, es dem deutschen Mitteleuropa zuzurechnen, trotzdem es nicht allein unmittelbar mit ihm zusammenhängt, sondern auch die Geschichte und Beschaffenheit des Bodens mit ihm gemein hat.

Dänemark ist seiner ganzen Lage nach eine natürliche Einheit innerhalb Gesamtskandinaviens. Gilt dasselbe auch von den beiden Staaten, die sich in die skandinavische Halbinsel teilen, von Schweden und Norwegen? Gerade diese politische Zweiteilung der Halbinsel, noch dazu der Länge nach, erscheint auf den ersten Blick absonderlich und schwer verständlich. Und doch ist der Riß, der hier durch die Halbinsel geht, mag auch der Verlauf der Grenze im einzelnen nicht den natürlichen Verhältnissen entsprechen, durchaus berechtigt: Schweden und Norwegen sind selbständige Individuen; Zwillingsbrüder wohl, aber doch zwei verschiedene Wesen, obendrein Zwillingsbrüder, die sich gegenseitig den Rücken zukehren, und deren Interessen nach verschiedenen Richtungen auseinandergehen. Auf weite Strecken hin scheidet ein menschenleeres Waldgebirge oder eine felsige Einöde die beiden Staaten; Landverbindungen zwischen ihnen sind nur wenige vorhanden; Finnen und Lappen schieben sich wie ein Keil zwischen die beiden germanischen Völker. Vor allem aber: Norwegen kehrt sein Antlitz der offenen See zu und wird von der englischen Gegenküste her beeinflußt, während Schweden dem kontinentalen Rußland zugewandt ist und in dessen Schatten liegt. Norwegens Bewohner klammern sich an die Küstenzone, das Meer ist ihre Hauptnahrungsquelle. Die Schweden sind in der Hauptsache ein binnenländisches Bauernvolk. Die Fäden, die beide Völker verbinden, sind also recht unscheinbar und dünn.

Der Anteil Norwegens an der Gesamteinfuhr und -ausfuhr Schwedens beträgt nur etwa den zwanzigsten Teil, der Anteil Schwedens an derjenigen Norwegens etwa ein Zwölftel. Es ist ein ganz ähnliches Verhältnis wie zwischen Portugal und Spanien, zwischen denen die Grenze da liegt, wo die von Osten kommenden Flüsse anfangen, schiffbar zu werden. Auch hier verfolgt das binnenländischen Charakter tragende und im Osten einem Binnenmeer zugekehrte Spanien andere Interessen als das auf die See angewiesene, an den offenen Ozean angrenzende, aber infolge seiner Kleinheit und mangels genügenden Nationalvermögens unselbständige Portugal. Die Ähnlichkeit ist auch weiterhin darin überraschend, daß Portugal sich (bereits offen) England angeschlossen hat, während Spaniens Neigung mehr auf seiten der Mittelmächte sich befindet. Gerade dieses Beispiel zeigt auch die Wichtigkeit der geographischen Lage, erklärt, wie eine ähnliche geographische Lage zu ähnlichen politischen Konstellationen führen muß.

Eine schiefe Beurteilung der skandinavischen Verhältnisse, auch des eigenartigen Verhältnisses zwischen Schweden und Norwegen, hat vielfach schon ihren Grund darin, daß die ungeheure Größe des Gebiets nicht berücksichtigt wird; man stellt sich Skandinavien zu klein vor und rechnet nicht mit den Flächen und Entfernungen, die dort zu überwinden sind. Die skandinavische Halbinsel hat eine Längenausdehnung von rund 1900 Kilometer; das entspricht etwa der Entfernung von Memel nach Messina oder von Köln nach Konstantinopel. Norwegen hat einen Flächeninhalt von 321 000, Schweden von 448 000 und Dänemark von 38 000, zusammen 807 000 Quadratkilometer; dagegen ist das Deutsche Reich nur 540 000 Quadratkilometer groß. Von allen europäischen Staaten haben die skandinavischen die reichste Küstenentwicklung. Deutschland grenzt, alle Einbuchtungen der Küste mit eingerechnet, in einer Ausdehnung von 2470 Kilometer ans Meer, Schwedens Küstenlinie ist 7620 Kilometer lang, die Küstenlänge der skandinavischen

Halbinsel ohne die so dicht gescharten und tief ins Land sich hineinziehenden Einbuchtungen beträgt mit über 4500 Kilometer fast das Doppelte der deutschen. Allerdings ist die Küstenentwicklung eines Landes heutzutage nicht mehr von der ausschlaggebenden Bedeutung wie noch vor hundert Jahren, als es noch keine Eisenbahnen gab und Segelschiffe von damals mit ihrem verhältnismäßig geringen Fassungsvermögen eine möglichst große Anzahl von Häfen zur Auswahl haben mußten. Heute genügen für einen Großstaat sogar, wie das Beispiel von Deutschland beweist, wenige, aber gute und modern ausgestattete Häfen, die auf Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen vom Hinterland aus gut zu erreichen sind. Höchstens für die Erziehung der Bevölkerung zur Seetüchtigkeit ist eine lange Küste noch von Wichtigkeit; das beweist auch zum Beispiel Norwegen.

Theobald Fischer hat gelegentlich ein äußerst treffendes Bild gebraucht, das uns die Küstennatur und die Gestalt und Oberflächenform der skandinavischen Halbinsel recht plastisch vor Augen führt. Er vergleicht sie mit einer gewaltigen, von Südosten heranbrausenden Woge, die im Augenblick versteinerte, wo sie im Begriff war, sich an ihrem Westrand zu brechen und zu überschlagen; die steile, dem Ozean zugekehrte, zersplitterte Seite ist Norwegen, die sanft nach Westen ansteigende ist Schweden.

2. Die Natur des Landes.

Erdgeschichtlich gesprochen, ist die skandinavische Halbinsel ein uraltes Trümmerfeld, eine Ruine, der letzte Rest des ältesten Gebirges, das wir in Europa nachweisen können. Die geologischen Zeitalter etwa seit der Steinkohlenzeit sind ohne Spuren, das heißt ohne Ablagerungen, an ihr vorbeigegangen; sie war seitdem wahrscheinlich stets Festland. Nur der südliche Teil der Halbinsel und Dänemark haben an der geologischen Geschichte Mitteleuropas, aber nur als außenstehendes Stiefkind teilgenommen. Nur lückenhaft sind selbst da die Ablagerungen aus jüngeren erdgeschichtlichen Perioden vertreten. Die ungeheure Mannigfaltigkeit der Gesteinsschichten aus den verschiedensten Zeitaltern, wie sie etwa Deutschland aufweist, sucht man in Skandinavien vergeblich; aus demselben Grunde fehlen hier die wirtschaftlich so wichtigen Ablagerungen von Kohle, Salz, Kali, Kalk und dergleichen fast ganz. Dafür finden sich aber teilweise in überreichen Mengen Eisen- und Edelmetallerze, die einen Hauptteil des natürlichen Reichtums, vor allem Schwedens ausmachen.

Gleich dem norddeutschen Flachland hat für Skandinavien die größte Bedeutung von allen geologischen Epochen die Eiszeit. Dieselben Gletscher, die südwärts bis zu den deutschen Mittelgebirgen sich vorschoben, hatten ihren Ursprung und ihr Nährgebiet hoch oben im skandinavischen Norden. Bis zu den Gipfeln der höchsten Berge lag das gesamte Ostseegebiet unter einer gewaltigen Eisflut begraben, deren letzte Reste vor Jahrtausenden Schweden und Norwegen noch zu einer unbewohnbaren Eiswüste machten, als Mitteleuropa von Menschen bereits wieder eingenommen war. In Schweden sind die Gletscher heute zum größten Teil verschwunden, in Norwegen dagegen bedecken Eiskappen noch weite Flächen des Landes und erscheinen oft tief hinabgezogen an den Flanken des Hochgebirges, eine Miniaturausgabe der großen Eiszeit, die sich bis zu unserer Gegenwart hinübergerettet hat.

Die Gletscher der Eiszeit haben in Skandinavien vornehmlich zwei Landschaftstypen hervorgebracht, je nachdem sie ausräumend oder ablagernd wirkten. In der Zone, wo die gewaltigen Firnmassen hauptsächlich zu Gletschereis wurden, bewältigten sie eine riesige Planierarbeit. Was da an losem Gesteinschutt, an Felsblöcken und Trümmergestein, an Kies und Verwitterungserde vorhanden gewesen war, fror in das Eis ein und wurde von dem Eisstrom als Moräne mit fortgeschoben; Felsen und Grate wurden abgehobelt, ganze Berggipfel abgeschliffen, und als später die Eismassen doch weggetaut waren, tauchte darunter eine nackte Felswüste auf, wo die widerstandsfähigsten Teile gerundete Felsbuckel bildeten und die Oberfläche derartig glatt poliert war, daß seit Jahrtausenden die Verwitterungskräfte noch keinen Ansatz gefunden haben, ihre Wirkung auszuüben. Bebauungsfähiger Boden ist da selten und so begehrt, daß das kleinste Fleckchen davon ausgenutzt wird. Weiter südlich jedoch, teilweise bereits in Mittelschweden, dann in Südschweden und in Gesamtdänemark zeigt die Landschaft Züge, die der des norddeutschen Flachlandes verwandt sind. Hier wird das Relief der Landschaft und die Zusammensetzung des Bodens beherrscht von in der Eiszeit abgelagertem und seitdem umgelagertem Moränenschutt. Fruchtbarer Mergelboden wechselt da mit kiesigen Bänken und losen Dünen- und Schwemmsandaufschüttungen; sie bestimmen wechselseitig das Pflanzenkleid und die Tierwelt und die Besiedlungsmöglichkeit durch den Menschen. Was das nördliche Skandinavien an anbaufähigem Boden während der Eiszeit einbüßte, das gewannen die südlichen Gebiete.

Auch die horizontale Gliederung Nordeuropas ist nicht zum wenigsten ein Werk der Eiszeitgletscher. Vor deren Zeit lag Skandinavien wahrscheinlich noch höher als heute, und die Täler, die dieses Hochplateau durchschnitten, wurden von den Gletschern stark nach den Seiten hin erweitert und erheblich vertieft. Als dann das Land in späterer Zeit um ein gut Stück unter das bisherige Niveau herabsank, wurden diese trogartigen Gletschertäler an der Westküste unter den Meeresspiegel untergetaucht und dann durch die Brandung des Meeres und durch den Wechsel der Gezeiten noch weiter ausgeschliffen und erweitert. So entstanden die Fjorde, mit Seewasser gefüllte Felsengassen, die bis ins Innerste des Landes hineinführen; der Sognefjord zum Beispiel erreicht bei 5 Kilometer größter Breite, die Seitenabzweigungen ungerechnet, eine Länge von 237 Kilometer, entspricht also schon (zumal alle Fjorde sehr tief sind, meist bis 500 Meter) einem ganz erklecklichen schiffbaren Fluß. Diese Fjordküste ist das Charakteristische für Norwegen, das wichtigste geographische Element für die historische Entwicklung des Landes. An den dem Atlantischen Ozean abgekehrten Küsten Skandinaviens bildeten sich keine solche Fjorde heraus. Aber auch hier, wo das Land sich sanfter abdacht, kolkten die Gletscher auf weite Strecken hin ehemalige Senken und Täler zu ansehnlichen Vertiefungen aus, die sich später mit Wasser füllten und zu Seen wurden. An Seen ist Schweden überaus reich.

Die drei größten, Wener-, Wetter- und Mälarsee (die nicht auf die eben geschilderte Weise entstanden sind: hier hat sich das Wasser an den tiefsten Stellen einer ehemaligen breiten Meeresverbindung zwischen Nord- und Ostsee angesammelt), haben allein einen Flächeninhalt von zusammen 8629 Quadratkilometer. Schwedens Gewässer, Seen und Flüsse insgesamt,

bedecken einen Flächenraum von 36 852 Quadratkilometer, das heißt 8 Prozent der Oberfläche.

Die Fjorde und langgestreckten und weitverzweigten Seen übernehmen auf der skandinavischen Halbinsel einen Teil der Funktionen, die sonst die Flüsse ausüben. Zwar sind die Flüsse besonders in Schweden recht zahlreich, das Flußnetz recht dicht, aber sie sind gar nicht oder nur auf ganz geringen Strecken schiffbar. Sie besitzen nicht das schwache und gleichmäßige Gefälle, das sie dazu geeignet machte; ihr Lauf ist noch durchaus unausgeglichen, und auf langen Strecken folgen Stromschnellen und Wasserfälle aufeinander. Auch hierfür haben wir die Hauptursache in der Eiszeit zu suchen, in der das gleichmäßige Talgefälle durch die auskolkende Tätigkeit der Gletscher zerstört wurde. Eine weitere Ursache dafür, die auch sonst siedlungsgeographisch und wirtschaftlich recht stark sich bemerkbar macht, bilden die Bodenbewegungen, die sich bis in die Gegenwart in Skandinavien nachweisen lassen. Seit langem befindet sich der nördliche Teil der Halbinsel, südlich bis etwa in eine Linie Gothenburg-Stockholm, in aufsteigender Bewegung, während das südliche Ostseegebiet im Untersinken begriffen scheint. Die negative Strandverschiebung im Norden ist so stark, daß sie bereits vor mehr als hundert Jahren auffiel. Die Gegend von Drontheim in Norwegen ist seit der Eiszeit um etwa 200 Meter höher als der Meeresspiegel zu liegen gekommen, und bei Stockholm haben Untersuchungen eine derzeitige Hebung von etwa 40 bis 50 Zentimeter im Jahrhundert wahrscheinlich gemacht. Diese ständige Hebung hat eine fortschreitende Vergrößerung der Landfläche und teilweise so auch eine Verschiebung der Siedlungen nach dem Meer zu zur Folge gehabt; auch der Kranz kleiner Felseninseln, die dichtgeschart Schwedens und Norwegens Küsten begleiten, ist auf diese Hebung zurückzuführen. Die Senkung im südlichen Ostseegebiet vollzieht sich dagegen ziemlich unmerklich. Immerhin hat sie im Verein mit der starken Brandung der Nordsee die Halbinsel Jütland sehr stark verkleinert. Auch diese war einmal reich gegliedert, vor allem gegen Westen, aber heute ist der Landverlust bereits so beträchtlich, daß am Bovbjerg zum Beispiel in achtzig Jahren die Küste um 160 Meter landeinwärts rückte. Was das Meer so zerstört, trägt die Küstenströmung den Strand entlang, bis der Wind den lockeren Sand aufklaubt und zu den mächtigen Dünen zusammenträgt, die die Küste besäumen, während der fruchtbare Ton ins Meer zurückgeschwemmt wird und so dem Lande verloren geht.

Das Klima ist sehr wenig einheitlich in Skandinavien; ja, man möchte es geradezu abnorm nennen. Drontheim liegt ebensoweit nach Norden wie Jakutsk in Sibirien und Alaska, aber seine Durchschnitts-Januartemperatur entspricht derjenigen von Bremen, München, Bukarest und Odessa. Dagegen haben Röros in Mittelnorwegen und Jockmock im Innern Lapplands zeitweise 35 bis 45 Grad Kälte. Im Westen ist die jährliche Wärmeschwankung nur gering; der Unterschied zwischen der höchsten und niedrigsten Durchschnittstemperatur beträgt selbst in Tromsö weit jenseits des Polarkreises nur 15 Grad, in dem weiter südlich, aber an der Ostsee gelegenen Haparanda dagegen über 28 Grad. Im allgemeinen kann man in Skandinavien vier Klimaprovinzen unterscheiden, Dänemark und in Schweden die Halbinsel Schonen zeigen ungefähr ähnliche Verhältnisse wie das norddeutsche Flachland. Das tiefgelegene Mittel- und Nordschweden ist stark

von Rußland her beeinflußt; hier herrscht ein kontinentales Klima mit heißem Sommer und kaltem Winter. In den Gebirgen des Innern und im Hochland jenseits des Polarkreises trägt das Klima polaren Charakter. Im Westen dagegen, und zwar im gesamten Küstengebiet ist das Klima erheblich milder, als wir der Lage nach erwarten müßten. Die Ursache liegt im Golfstrom; er macht Norwegen verhältnismäßig zu einem der wärmsten Länder der gesamten Erde. Seine warmen Wassermassen wirken wie eine Art natürlicher Warmwasserheizung, die sich vom Süden bis zum Nordkap und noch weiter hinauf bis Spitzbergen wohltätig äußert. Entsprechend diesen klimatischen Unterschieden fallen auch die Niederschläge in verschiedener Menge. Auch darin ist der Westen am meisten bevorzugt; Bergen hat nur wenig regenfreie Tage; hier beträgt die jährliche Regenmenge durchschnittlich 1840 Millimeter; dagegen walten östlich des skandinavischen Gebirgsrückens bereits festländische Verhältnisse vor; Upsala empfängt jährlich 590, Nordschweden nur 400 bis 500 Millimeter Regen.

Die Verbreitung der Pflanzen- und Tierwelt knüpft natürlich an diese klimatischen Vorbedingungen an. Auch die arktische Flora und Fauna sind vertreten und haben sich von Norden her entlang dem skandinavischen Gebirgsrücken bis ins südliche Norwegen vorgeschoben. Dänemark und Schonen ähneln wieder dem norddeutschen Ostseegebiet; aber in der Höhe von Kalmar hört die Buche und nördlich von Stockholm die Eiche bereits auf; auch der Getreidebau ist im nördlichen Schweden nicht mehr lohnend. Dagegen zeichnet sich die Pflanzenwelt an der regnerischen Westküste durch ein üppiges Wachstum aus. Am Drontheimfjord reifen noch Walnüsse, und von dort werden Äpfel sogar nach England ausgeführt. Bei Tromsö, ja bis zum Nordkap hin gedeihen noch Hanf, Lein, Hopfen, Mohrrüben und Kartoffeln.

Natürlich spiegeln sich diese klimatischen Momente auch in der Besiedlung des Landes, in dem Gange der Besiedlung und in der ethnographischen Verteilung wider. Bei der Betrachtung einer Karte der Wärmeverteilung im Januar möchte man fast den Satz aussprechen, daß die Besiedlung Skandinaviens entlang den Isothermen des Januar erfolgt sei: Wie gemäßigtes Klima sich hier weit bis in die Polarzone hinein erstreckt und die arktische Zone nur keilförmig im Innern des Landes sich nach Süden vorzuschieben vermag, so haben hier germanische Stämme vor allem die bevorzugteren Küsten bis weit nach Norden hin besiedelt, während ein fremder Stamm, wahrscheinlich Finnen, bis nach Südwestnorwegen vorgedrungen ist und die Lappen in erster Linie die arktischen Gebiete besetzt halten. Diese nichtgermanischen Stämme sind aber nur gering an Zahl. Wahrscheinlich sind es Reste der Ureinwohner des Landes, die allmählich in immer unwirtlichere Gegenden zurückgedrängt worden sind. Zwar hat man versucht, Skandinavien als die Wiege germanischen Volkstums anzusprechen, das von hier aus sich über Europa verbreitet habe. Aber es ist doch wahrscheinlicher, daß vor den Germanen bereits ein anderes indogermanisches Volk hier saß, vielleicht Kelten, die im ersten vorchristlichen Jahrtausend sich im Süden der skandinavischen Halbinsel, in Jütland und auf den dänischen Inseln ansiedelten. Wann und auf welchem Wege die Einwanderung der Germanen sich vollzog, ist noch nicht geklärt. Teilweise nimmt man an, daß sie aus dem Süden über Jütland und die dänischen

Inseln kamen und von hier aus sich in die im Westen an der Küste entlang vordringenden Norweger und die nach Osten hin das Binnenland besiedelnden Schweden teilten. Eine andere Version läßt Dänen und Goten von der deutschen Küste her über die Ostsee setzen und das heutige Dänemark, beziehungsweise das südliche Schweden, heute noch Gotland genannt, besiedeln, während von Osten her, vielleicht über die Alandsinseln, Schweden und Norweger eindrangen; die Schweden besiedelten das heutige Mittelschweden — die Provinz Svealand, die Norweger überschritten zwischen Österfund und Drontheim den skandinavischen Gebirgsrücken und folgten der Küste nach Süden. Zwischen die einzelnen Stämme waren breite Streifen schwer durchdringlichen Urwalds oder schwer überschreitbare Gebirgskämme gelagert.

Am ungünstigsten waren die Goten im Südwesten daran; in ihrer zentralen Lage wurden sie von allen Seiten, von den Dänen, Schweden und Norwegern bedrängt; sie brachten es eigentlich nie zu einer staatlichen Selbständigkeit, sondern waren nacheinander eine Beute der Dänen, teilweise sogar der Norweger und der Schweden, mit denen sie sich schließlich völlig verschmolzen, so daß jeder Unterschied zwischen ihnen verwischt erscheint.

(Fortsetzung folgt.

Gemeinschaftsarbeit von Arbeitern und Unternehmern.

Von **Emil Kloth.**

In seinen »Handelspolitischen Fragen« in Nr. 4 dieser Zeitschrift vom 27. Oktober dieses Jahres unterzieht der Genosse Karl Emil das Gewerkschaftliche Kriegsbuch und meine Mitarbeit daran einer Kritik. Er will die Richtigkeit meiner Ansicht, daß die Arbeiter mit einem weitsichtigen, auf den freien Wettbewerb vertrauenden Unternehmertum unbeschadet ihrer eigenen Interessen ein gut Stück Weges zusammengehen könnten, nicht gelten lassen. Die Gewerkschafter unterlägen eben ähnlichen Illusionen von der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit wie seinerzeit die deutschen Professoren und die englischen Trade Unionisten zur Zeit der Alleinherrschaft des industriellen Kapitals in England. Das scheint mir eine der »mehr oder weniger wissenschaftlichen Doktrinen« zu sein, denen die Kenntnis der realen Wirklichkeit und der Bedürfnisse der Arbeiterklasse abgeht, und die deswegen von den Gewerkschaftern mit der gebotenen Vorsicht bewertet werden. Sie bedeutet einen Rückfall in Anschauungen, die früher in der Theorie sowohl als auch in der Praxis der Arbeiterbewegung eine große Rolle spielten, aber immer mehr durch die politische und gewerkschaftliche Praxis überwunden und durch die Tatsachen ad absurdum geführt worden sind. Ich erinnere nur daran, daß früher in Preußen diejenigen Mitglieder aus der Partei ausgeschlossen wurden, welche sich an den preußischen Landtagswahlen beteiligten, und jetzt werden sie ausgeschlossen, wenn sie sich nicht daran beteiligen, allen Anathemen zum Trotz, die gerade in der Neuen Zeit, als der wissenschaftlichen Zeitschrift der Partei, gegen die Beteiligung feierlichst ausgesprochen wurden. Gleichfalls erfuhr bisher auf fast allen deutschen und ausländischen Parteitagen sowie auf den internationalen Sozialistenkongressen der Ministerialismus mehr oder minder sein Verdammungsurteil, und heute treten die Koryphäen des internationalen Sozialismus in Ministerien ein, in denen zweifellos das bürgerliche Element die Oberhand hat. England, Frankreich, Belgien, Italien, Dänemark liefern hierfür den schlagendsten Beweis. Es sind also nicht bloß die Gewerkschafter, welche angeblich gefährlichen Illusionen unterliegen, sondern auch die anerkannten Führer der sozialistischen Parteien.

Auf kommunalpolitischem Gebiet dringen unsere Genossen immer mehr in die Gemeindevertretungen ein, senden sie Vertreter in die Magistrate, arbeiten dort in allen möglichen Ausschüssen mit Bourgeois und Bourgeoisvertretern zusammen, ohne daß sie Schaden an der Seele genommen hätten und die proletarischen Interessen dabei verleugnet worden wären, von wenigen Ausnahmen, die hier und da vorgekommen sein mögen, abgesehen.

In den Gewerbegerichten sitzen Arbeiter- und Arbeitgebervertreter seit mehr als fünfundzwanzig Jahren zusammen, und der radikalste Genosse dürfte kaum mehr verlangen, daß diese Gemeinschaftsarbeit aufgegeben werden soll, da die Gewerbegerichte unbestreitbar segensreich für die Arbeiter gewirkt haben, indem sie ihnen den Rechtsweg in gewerblichen Streitigkeiten wesentlich erleichterten.

Ist es nicht auch unsere Partei, die seit langem in Parlament, Presse und Versammlungen immer stürmischer die Gleichberechtigung der Arbeiter in allen Körperschaften der Arbeiterversicherung verlangt? Ist nicht bei der restlosen Verwirklichung dieser Forderung das Zusammenarbeiten mit Unternehmervertretern eine unerläßliche Bedingung? Erhebt man sie, um der Harmonieduselei zu frönen, oder glaubt man dadurch nicht in steigendem Maße und wirksamer Weise die proletarischen Interessen wahrnehmen zu können? Man lasse doch endlich die Angst und die Befürchtung sowie die mehr oder weniger wissenschaftlich verbrämte Doktrin fahren, daß bei all solcher Gemeinschaftsarbeit die Arbeitervertreter unabänderlich die Gebeutelten wären.

Ähnlich wie in politischen Sachen verhielt es sich früher mit der Beurteilung der Tarifgemeinschaften. Auch sie sollten die immanente Eigenschaft besitzen, die Arbeiter zur Harmonieduselei zu führen. Wer nur einigermaßen die Entwicklung der deutschen Gewerkschaften seit dem Aufkommen und der steigenden Ausbreitung der Tarifgemeinschaften kennt, der wird wissen, wie wenig die Gewerkschaften und ihre Mitglieder sich den klaren Blick für ihre Klasseninteressen durch Tarifgemeinschaften trüben ließen. Sie sind nun einmal die gegebene Form des kollektiven Arbeitsvertrags und werden es bleiben, solange die Diktatur des Proletariats noch nicht zur Wahrheit geworden ist. Das gleiche gilt von den Arbeitsgemeinschaften, die sich vorläufig fast ausschließlich mit der Kriegsbeschädigtenfürsorge befassen, aber wahrscheinlich ihr Tätigkeitsgebiet im Laufe der Zeit weiter und weiter ausdehnen werden; und das um so schneller und um so mehr, je machtvoller die Arbeiter ihre gewerkschaftlichen Organisationen auszugestalten verstehen. Tarifgemeinschaften und Arbeitsgemeinschaften sind nicht den Arbeitern aufgezwungen worden, sondern vielmehr den Unternehmern, die daher in ihren mächtigsten, extremsten und den Herrn-im-Hause-Standpunkt predigenden Vertretern von derartigen Einrichtungen ebensowenig etwas wissen wollen wie von paritätischen Arbeitsnachweisen und den früher von der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion durch einen entsprechenden Gesetzentwurf verlangten, paritätisch aus Unternehmern und Arbeitern zusammengesetzten und stark den Gedanken der Arbeitsgemeinschaft ausprägenden Arbeitsämtern!

Nach solchen Beispielen täten die Theoretiker klüger, dem nachzuspüren, was etwa die Zukunft auf Grund der Entwicklungstendenzen uns bringen wird, und bahnbrechend die Linien vorzuzeichnen, auf denen die Praxis fortschreiten muß, anstatt immer mit aufgehobenem Finger vor jedem Schritt nach vorwärts zu warnen, um schließlich mit süßsaurer Miene ihre Irrtümer eingestehen oder den Gang der Weltgeschichte als einen völlig schulwidrigen bezeichnen zu müssen.

Die gewandteste Dialektik wird es nicht verhindern können, daß die Notwendigkeiten des wirtschaftspolitischen Lebens sowohl Arbeitern als Unternehmern eine freilich nicht unbegrenzte Gemeinschaftsarbeit aufzwingen werden, soll andernfalls nicht eine zerrüttete Volkswirtschaft das Ergebnis von beiden Parteien zum Nachteil gereichenden Klassenkämpfen sein. Der Kampf ist und darf nicht Selbstzweck sein, sondern nur Mittel zum Zweck. Das trifft auch auf die Klassenkämpfe und

damit auch auf die Lohnkämpfe zu. Wenigstens haben die deutschen Gewerkschaften den Streik immer als die Ultima ratio und nicht als Selbstzweck betrachtet.

Nach dem Kriege wird aber die Notwendigkeit der Gemeinschaftsarbeit von Arbeitern und Unternehmern mehr als je gegeben sein. Versorgung der Industrie mit Rohstoffen, Organisation der Ausfuhr, Verbesserung der Valuta, Handelsverträge sind so einige der hauptsächlichsten Fragen, zu deren glücklicher Lösung Arbeiter und Unternehmer sich sehr wohl zu gemeinschaftlicher Arbeit zusammenfinden können, unbeschadet ihrer sonstigen Gegensätze. Das liegt auch angesichts der Unsicherheit der Zukunft, der zurückkehrenden Massen der Heeresangehörigen nach dem Kriege, der ungeheuren Zunahme der gewerblichen Frauenarbeit während des Krieges im Interesse der Arbeiter. Auch die »Freiheit der Meere« gegenüber dem »Despoten des Weltmarktes«, wie schon Marx England bezeichnete, zu erringen, ist für die Arbeiterschaft von ganz hervorragender Bedeutung. Und zwar muß diese Freiheit, wenn irgend möglich, auch für den Kriegsfall auf irgendeine Weise sichergestellt werden, weil der Krieg mit seinen Begleiterscheinungen zur Genüge gelehrt hat, wie unser ganzer Überseehandel unterbunden werden kann und die in ausländischen Unternehmungen und Niederlassungen investierten Kapitalien dem Zugriff der feindlichen Mächte verfallen. Das wird, wenn die Zukunft keinen Wandel schafft, zwei Wirkungen haben: einmal wird der Auslandshandel sehr vorsichtig werden und zweitens sein Verlustrisiko auf den Warenpreis schlagen. Durch beides werden die Absatzmöglichkeiten der deutschen Industrie vermindert, wird der Arbeitsmarkt verschlechtert und werden die Bestrebungen der deutschen Arbeiter auf Verbesserungen ihrer Lebenshaltung erschwert. Denn nur bei guter Konjunktur haben die Lohnbewegungen die meiste Aussicht auf Erfolg, beim Gegenteil steigt die Kurve der verlorenen Streiks und vermehren sich die Aussperrungen. Das ist eine alte Binsenwahrheit, die man in einer wissenschaftlichen Zeitschrift nicht mehr vorzubringen nötig haben sollte, die aber um so schwerer ins Gewicht fällt, als der deutsche Auslandshandel durch sein Wachstum in immer steigendem Maße den deutschen Arbeitsmarkt vor dem Kriege günstig beeinflußte.

Das sind so in Kürze die Anschauungen, von welchen nicht bloß ich, sondern wohl auch die übrigen Mitarbeiter an dem Gewerkschaftlichen Kriegsbuch beseelt waren. Sie sind die Resultate praktischer Arbeit und harter Lebenserfahrungen und weit entfernt von den nachgesagten Illusionen. Die Gewerkschafter sind keineswegs Verächter der Theorie, wenn sie aus den Tatsachen des wirklichen Lebens schöpfend, kühn vorausschauend das Dunkel der Zukunft zu erhellen bestrebt ist. Mißtrauisch sind sie aber gemacht worden durch mehr oder weniger wissenschaftliche Doktrinen, die sich mit der Zeit als unhaltbar erwiesen haben, die ihnen daher als Leitseil bei ihrer praktischen Arbeit nicht dienen konnten. Bei dieser Arbeit kann es auch nicht darauf ankommen, die Richtigkeit dieser oder jener Doktrinen zu erproben, sondern den gegebenen Machtverhältnissen Rechnung zu tragen und für die Arbeiter das Beste herauszuholen. Erfordert dies gemeinsame Arbeit mit Unternehmern, so dürfen sie davor, irgendwelchen Theorien zuliebe, nicht zurückschrecken. Das müßten auch die Theoretiker einsehen, anstatt den Praktikern immer Knüppel zwischen die Beine zu werfen.

Literarische Rundschau.

Oskar Stillich, **Gehen wir einer Hochkonjunktur entgegen?** Berlin 1916, Industriebeamten-Verlag. 53 Seiten. Preis 1 Mark.

Die außerordentlich wichtige Frage, wie sich nach dem Friedensschluß die geschäftliche Lage in Deutschland gestalten wird, wird von dem Verfasser in einer dem optimistischen Standpunkt der »ökonomischen Illusionisten« durchaus entgegenstehenden Weise beantwortet. Obgleich die Beweisführung im einzelnen nicht

von mir geteilt wird, stimme ich dem Schlußresultat zu: »So werden in unserem Vaterland nach dem Kriege jene Kennzeichen vorhanden sein, die man im Wirtschaftsleben unter der Kollektivbezeichnung ‚Krise' zusammenzufassen pflegt: verminderte Kaufkraft der Massen, niedrige Löhne, Kapitalmangel und Einschränkung des Kredits....« Der Verfasser erinnert daran, daß nach fast allen großen Kriegen tiefe Depressionen eintraten, daß der Aufschwung nach siegreichen Kriegen stets allgemeine wirtschaftliche Ursachen hatte. Er zitiert dabei unter anderem das Urteil des Kaiserlichen Konsuls in Nagasaki: »Nach dem Kriege gegen Rußland trat (in Japan) nach einem künstlichen und ungesunden Aufschwung alsbald eine anhaltende Depression ein.... Der Fortschritt, den Japan nach dem Russischen Krieg in wirtschaftlicher Beziehung gemacht hat, würde vermutlich ohne diesen Krieg noch bedeutender gewesen sein.«

Was speziell die Lage der Arbeiter anbetrifft, so ist zumal angesichts der Masseneinstellung billiger weiblicher Arbeitskräfte mit einem Anschwellen der Reservearmee zu rechnen. Die Gegenwirkung der gewerkschaftlichen Aktion dürfe »bei den durch den Krieg mitgenommenen Gewerkschaften und der Schwierigkeit, in solchen Übergangsjahren Streiks mit Erfolg durchzuführen, nicht überschätzt werden«.

Der Hauptteil der Schrift ist der Untersuchung über die wahrscheinliche Gestaltung der Zahlungsbilanz und des Wechselkurses gewidmet. Die skeptischen Betrachtungen des Verfassers sind hier nur zu sehr berechtigt. Der Hinweis, daß der militärische Ausgang des Krieges an *diesen* Verhältnissen nichts Wesentliches zu ändern vermag, verdient besonders unterstrichen zu werden. Ernst Meyer.

Franz Diederich, **Kriegssaat.** Kampfgedichte 1914 bis 1916. Berlin, Verlag der Buchhandlung Vorwärts. Preis geheftet 1,50 Mark, gebunden 2 Mark.

Die deutsche Arbeiterdichtung besitzt manche schöne lyrische Gabe des Genossen Franz Diederich. Jetzt hat er, der über das Alter hinaus ist, selbst im feldgrauen Gewand an dem gewaltigen Weltgeschehen mitwirken zu müssen, ein Bändchen Kriegsgedichte veröffentlicht. Zeigten uns die markigen Strophen der Arbeiterdichter Bröger und Barkels das Seelenleben des mitten im Kampfe stehenden Proletariers, so erzählen Diederichs Verse von dem Empfinden des Daheimgebliebenen. Die Wirkung des Krieges auf die Heimat prägt seine Lieder, die erfüllt sind von einem warmen Mitempfinden für alle, die draußen ringen, entbehren, bluten, übermenschliches leisten. Und auch in diesem furchtbaren Wüten des Weltbrandes sieht er ein Vorwärtsstreben, eine Aufwärtsbewegung, deren Endziel unmöglich etwas anderes als ein Triumph des Menschheitsgedankens sein kann. Das macht seinen neuen Gedichtband zu einem ausgesprochen politischen Buch. Fest wurzelt Diederichs Denken und Fühlen im Sozialismus — auch in diesen blutrauschgehüllten Tagen. Immer wieder mahnt er, auszuharren auf dem altbewährten Wege, weiterzubauen an dem Einigkeitsbaum menschheitsumspannender Organisation, im Kriege und nach dem Kriege unbeirrt fortzusetzen, was die gesegneten Jahre des Friedens uns erschaffen ließen. In wechselnden Bildern, reich an warmberedten Worten, schlägt er immer die gleiche Saite sozialistischen Empfindens an. Eine reife Männlichkeit, ein im Goetheschen Sinn abgeklärtes Denken trägt ihm Strophen zu von starker, überzeugender Eindringlichkeit. Dabei geistert etwas Visionäres über dem Ganzen, etwas, das von hoher Warte hinausschaut auf alles zeitlich eingeengte Geschehen. Mit dem Krieg und durch den Krieg sieht er es werben für tausend menschliche Neuregungen, und sie alle fühlt er zusammenfließen in eine Bahn — in jene Bahn, die den Zielen des Sozialismus näher führt. So wird sein Buch zu einem weit über die Gegenwart hinausweisenden Dokument. Stark und zielsicher werben seine Strophen für die alten idealen Forderungen unserer Bewegung. Nur wenige Gedichte sind es, die den Inhalt der »Kriegssaat« füllen, aber sie gehören zum Besten, was die aufpeitschenden Tage dieses Weltenbrandes geboren. L. L.

H. Lefeuvre-Méaulle, **La Grèce économique et financière en 1915.** (Griechenlands Wirtschafts- und Finanzlage im Jahre 1915.) Paris 1916, Verlag Felix Alcan. 255 Seiten. Preis 3,50 Franken.

Der französische Generalkonsul für den Orient, Lefeuvre-Méaulle, gibt eine Beschreibung der Wirtschafts- und Finanzlage Griechenlands, insoweit diese den Handelsmann und Geldkapitalisten interessiert. Eine tiefere historische und soziale Analyse des heutigen Griechenlands findet man hier nicht. Immerhin ist auch diese Wirtschaftsskizze von Interesse, da Griechenland jetzt eine besondere Rolle im Weltkrieg spielt und auch in der Zukunft ein umstrittenes Objekt der Diplomatie der Mächtegruppen bilden wird. Wir erfahren nun, daß Griechenland zwar viele reiche Handelsleute in aller Herren Ländern aufweist, im Grunde genommen aber ein armseliges Agrarland ist, dessen Agrikultur dabei noch recht rückständig ist. Der Autor meint, daß Griechenland sich wohl selbst hätte ernähren können, wenn es seine Landwirtschaft aufgebessert hätte. Dazu mangelt es aber an Kapital, während man doch bekanntlich für die Kriege Geld gefunden hat. Griechenland hat sehr hohe Getreidezölle, 6,085 Franken pro Doppelzentner Korn; das hat aber weder die Einfuhr verhindert, noch die Intensivierung des Betriebs gefördert. Ebensowenig ist der außerordentlich hohe Industriezoll (oft 50 bis 100 Prozent des Wertes!) der industriellen Entwicklung des Landes zugute gekommen. »Das Zollsystem Griechenlands«, sagt Lefeuvre-Méaulle, »hat die Wirtschaft aus dem Gleichgewicht gebracht, während der Staat, auf die Steigerung der Einnahmen des Schatzamtes bedacht, es nicht genügend bemerkt.«

Griechenland ist sehr stark an das Ausland verschuldet, und seine Naturschätze werden von französischen und englischen Kapitalisten ausgebeutet. Frankreich hat in Griechenland 500 bis 600 Millionen Franken, England 250 Millionen und Deutschland etwa 20 Millionen investiert. In der Einfuhr Griechenlands nimmt Frankreich dagegen bloß den fünften Platz und in der Ausfuhr auch nur die dritte Stelle ein, während England an erster Stelle steht.

Warum Frankreichs Handel mit Griechenland sich wenig entwickelt, wird auf die Schwäche der französischen Handelsflotte, die keinen häufigen und regelmäßigen Verkehr mit Griechenland unterhält, den Mangel einer eigenen Bankorganisation und die schlechte Anpassung an die Kreditbedürfnisse Griechenlands zurückgeführt, alles Momente, die mit den militärischen Machtverhältnissen nichts zu tun haben und die wohl auch nach dem jetzigen Kriege weiter wirken werden. Das mögen sich jene merken, die militärische Machtfaktoren als auch im wirtschaftlichen Kampfe entscheidend betrachten.

Über den Einfluß der letzten Kriege auf die Finanzen Griechenlands haben wir schon an dieser Stelle (Neue Zeit, XXXIII, 2, Nr. 20, S. 654) berichtet. Die von Lefeuvre-Méaulle geschilderten finanziellen Verhältnisse Griechenlands bekräftigen noch unsere Ausführungen, daß diese Kriege Griechenland vor einen neuen Bankrott gestellt haben. Es sei dem noch hinzugefügt, daß die Rüstungsausgaben inzwischen noch weiter gewaltig angestiegen sind. Sie betrugen 1904 für Heer und Marine 20,25 Millionen Franken, 1912 30,33 Millionen und 1914 (ohne die späteren Mobilisationskosten) 130 Millionen Franken! Da die Einnahmen 1914 auf 232,4 Millionen geschätzt waren, so machten die Heeres- und Marineausgaben allein 56 Prozent der Einnahmen aus. Dabei forderte der Schuldendienst schon 1912 36,63 Millionen Franken. Nimmt man eine Verzinsung der Kriegsschuld im Betrag von rund 700 Millionen nur mit $5^1/_2$ Prozent an, so ergibt sich ein Betrag von 38,5 Millionen, zusammen mit den früheren Schuldenzinsen rund 75 Millionen Franken. Mit anderen Worten: die Rüstungsausgaben und der Schuldendienst verschlingen 205 Millionen von 232,4 Millionen Einnahmen. Was bleibt noch für die Kulturbedürfnisse des Landes übrig?! Sp.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 12 Ausgegeben am 22. Dezember 1916 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Friedensangebot.

Von Ed. Bernstein.

Mit einer bemerkenswerten Kundgebung haben am 12. Dezember die Regierungen Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei die Welt überrascht. Von der Tribüne des Reichstags herab verlas in Berlin der Reichskanzler eine Note, die durch Vermittlung der Neutralen den Kriegführenden der Gegenseite im Namen der genannten vier Mächte den Eintritt in Friedensverhandlungen vorschlägt.

Die Note beginnt mit Sätzen, die rückhaltlos zu unterschreiben sind und allein genügen würden, den Vorschlag zu rechtfertigen. Sie lauten:

> Der furchtbarste Krieg, den die Geschichte je gesehen hat, wütet seit bald zweieinhalb Jahren in einem großen Teile der Welt. Diese Katastrophe, die das Band einer gemeinsamen tausendjährigen Zivilisation nicht hat aufhalten können, bringt die Menschheit um ihre wertvollsten Errungenschaften. Sie droht, den geistigen und materiellen Fortschritt, der den Stolz Europas zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bildete, in Trümmer zu legen.

Niemand kann diesen Sätzen einen tiefen Wahrheitsgehalt absprechen, jeder sollte sie seinem Gedächtnis unauslöschlich einprägen. Sie besagen, wiederhole ich, allein schon genug, den Vorschlag des alsbaldigen Eintritts in eine Friedenskonferenz zu rechtfertigen, und, das sei hinzugesetzt, es würde vielleicht das beste gewesen sein, den Vorschlag auf sie allein zu begründen.

In ihrem weiteren Wortlaut bewegt sich die Note nämlich in Ausdrücken, deren Zweckdienlichkeit nicht so außer allem Zweifel steht, wie es bei den Einleitungssätzen der Fall ist. Sie beruft sich auf gewaltige Erfolge, welche die beiden Mittelmächte und ihre Verbündeten über die Gegner errungen haben, auf die Unerschütterlichkeit ihres Widerstandes und daß die gesamte Lage sie »zur Erwartung weiterer Erfolge berechtigt«. Darin kann, vom bösen Willen gar nicht zu reden, Mißtrauen eine ungünstige Präjudizierung der Friedensvorschläge erblicken.

Allerdings heißt es dann weiter, die vier verbündeten Mächte hätten »stets an der Überzeugung festgehalten, daß ihre eigenen Rechte und begründeten Ansprüche in keinem Widerspruch zu den Rechten der anderen Nationen stehen«. Sie gingen »nicht darauf aus, ihre Gegner zu zerschmettern oder zu vernichten«. Aber bis soweit bleibt bei der Dehnbarkeit der Sprache der Diplomatie der ungünstigen Deutung doch noch ein sehr weiter Spielraum. Und dem weitestgehenden Verdacht läßt der das Konferenzangebot abschließende Satz Raum, wo es von den vier Mächten heißt: »Die Vorschläge, die sie zu den Verhandlungen mitbringen und die darauf gerichtet sind, Dasein, Ehre und Entwicklungsfreiheit ihrer Völker zu sichern,

bilden nach ihrer Überzeugung eine geeignete Grundlage für die Herstellung eines dauerhaften Friedens.« Damit ließen sich natürlich Forderungen einleiten, die eine ganze Umwälzung des bisherigen europäischen Staatenbildes bedeuten würden.

Indes bildet, wo es sich um ein so großes Menschheitsinteresse handelt, ein bloßer Verdacht noch keinen Ablehnungsgrund, und im ganzen ist der Ton der Note immerhin maßvoll gehalten. Nicht im gleichen Grade kann dies von der Rede des Kanzlers gesagt werden, mit der dieser dem Reichstag die Note zur Kenntnis gab. Sie enthält Sätze, die bei solcher Gelegenheit besser unterblieben wären. Die einem derzeitigen Frieden feindliche Presse der Ententemächte hat sich ihrer denn auch sofort bemächtigt und geschrieben, man sehe da deutlich, daß Deutschland bei den von ihm vorgeschlagenen Friedensverhandlungen mit Forderungen auftreten würde, wie sie dem Sieger zuständen. Eine schärfere Auslegung noch hat der gleichzeitig mit der Bekanntgabe der Note veröffentlichte Erlaß des Kaisers an die Armee gefunden, weil darin die Betonung des Siegesgefühls sich noch mehr hervorhebt. Welches Gewicht man in den Regierungen, auf denen ja eine ganz andere Verantwortung lastet als auf der Presse oder einzelnen Parteiführern, diesen Begleiterscheinungen beigemessen wird, bleibt abzuwarten. Den Verfechtern einer ruhigen, leidenschaftslosen Auffassung und Behandlung der Dinge ist ihre Aufgabe aber kaum erleichtert.

Ein verhängnisvoller Zug der deutschen Politik ist das Hineinspielen einer Neigung zum Überraschen, zum plötzlichen Ausspielen irgendeines unerwarteten Gedankens in wichtige Entscheidungen. In der inneren Politik und in normalen Zeiten werden unangenehme Wirkungen solchen Vorgehens verhältnismäßig leicht überwunden, in der äußeren Politik aber und namentlich in Zeiten so großer Gespanntheit der Beziehungen und so hochgradiger Verbitterung der Gemüter, wie der Krieg sie erzeugt hat, ist damit immer die Gefahr verbunden, daß das Gegenteil von dem zu Wünschenden erzielt wird.

Auch im Deutschen Reichstag selbst war das Verfahren ein solches, das bei allen Unbehagen hervorrufen mußte, die sich der großen Tragweite der Sache bewußt waren. Die Reichsverfassung legt die Entscheidung über Krieg und Frieden in die Hände des Kaisers, ihrem Buchstaben gemäß hat der Reichstag allerdings da nichts dreinzureden. In der Praxis läßt dieser sich nicht völlig umgehen, aber die Rolle, die ihm zuerkannt wurde, ist beinahe noch schlimmer als die völlige Beiseitesetzung. Nachdem der Reichskanzler die Parteiführer von dem Erlaß der Note persönlich in Kenntnis gesetzt hatte, sollte der Reichstag ihre öffentliche Bekanntgabe mit Hurra entgegennehmen und dann wieder auseinandergehen. So das Programm, und so ist es auch unter dem Zusammenwirken von Zentrum, Fortschrittlicher Volkspartei und sozialdemokratischer Fraktion durchgeführt worden. Das Verlangen der Konservativen, der Nationalliberalen und der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft, auf die Kanzlerrede eine Besprechung folgen zu lassen, wurde von der vorbezeichneten Koalition abgelehnt und gemäß einem Antrag Spahn der Reichstag aufs neue ins Unbestimmte vertagt.

Die Wortführer der sozialdemokratischen Fraktion begründen ihre Abstimmung für den Antrag Spahn damit, daß sie erklären, die Konservativen

und die Nationalliberalen hätten mit ihrem Antrag ersichtlich nur den Zweck verfolgt, die Friedensaktion der Regierung zu durchkreuzen, und das hätte verhindert werden müssen. Diese Begründung hält aber vor der näheren Prüfung nicht stand. Zugegeben, daß die Bassermann und Westarp derartiges beabsichtigten, lag es doch bei der Sozialdemokratie, einen Gegendruck auszuüben, der die Stimmen jener wirksam neutralisieren konnte. Es war nun der Zeitpunkt gekommen, wo die Sozialdemokratie ihre Stimme mit dem größten Nachdruck für ein entschieden demokratisches Friedensprogramm geltend zu machen hatte. Jetzt galt es klare Situation zu schaffen, in das Helldunkel, das allem möglichen Geraune sein Spiel erlaubt, Licht zu machen und die Frage so zu stellen, wie sie nach den Grundsätzen der Sozialdemokratie gestellt werden muß. Dadurch, daß sie darauf verzichtete, wieder sie selbst zu sein, und sich diplomatisierend in das Gefolge einer Partei stellte, von der sie doch weiß, daß deren Friedensprogramm nicht das ihre ist, hat die sozialdemokratische Fraktion nichts gerettet, was des Rettens wert war, aber preisgegeben, was am allerwenigsten preisgegeben werden durfte.

Was hat die Ablehnung der Anträge auf Besprechung der Kanzlerrede gerettet? Einen Schein, von dem sich jetzt schon gezeigt hat, daß er draußen niemand über die Absichten der mit dem Alldeutschtum verschwisterten deutschen Parteien im unklaren gelassen hat.

Die Sozialdemokratie wird aufrichtige Friedensaktionen nur dann wirkungsvoll unterstützen können, wenn sie keinerlei Zweifel an ihrer vollen Unabhängigkeit aufkommen läßt. Das vergessen die Führer der Mehrheitsfraktion täglich mehr. Zusehends wird die Sprache ihrer Presse immer mehr die von halben Regierungsorganen. In wichtigen Fragen des Krieges und der Kriegsmaßnahmen machen sie sich völlig die Sprache von solchen zu eigen. Die Kritik, die der Sozialdemokratie vor allem zukäme, wird nicht nur fallen gelassen, sondern geradezu verpönt. Kein Wunder, daß man auf ihre Stimme dort nichts mehr gibt, wo sie vor allem zu wirken berufen wäre.

Die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft hat, da sie im Reichstag nicht zum Wort kam, nachstehende Erklärung an die Presse versendet:

Die Einleitung von Friedensverhandlungen haben wir von Anfang an gefordert, getreu der Solidarität der Völker, wie sie die Sozialdemokratie auf ihren nationalen und internationalen Kongressen klar und entschieden zum Leitstern der auswärtigen Politik des Proletariats gemacht hat. Dabei sind wir von der Gewißheit getragen, daß die demokratischen Volksmassen in allen Ländern mit den anderen Völkern in einem Frieden leben wollen, der allen die freie Selbstbestimmung gewährt. Jeder Schritt in dieser Richtung ist deshalb unserer Unterstützung sicher.

Die deutsche Regierung hat mit ihren Verbündeten den Regierungen der gegnerischen Staaten eine *Note* zugestellt, in der sie sich zu Friedensverhandlungen bereit erklärt. Soll diese Note zum Frieden führen, dann ist *notwendig, daß in allen Ländern der Gedanke an Annexionen fremden Gebiets*, an politische, wirtschaftliche oder militärische Unterwerfung irgendeines Volkes unter eine andere Staatsgewalt *unzweideutig abgewiesen* wird.

Gemäß unserer grundsätzlichen Anschauung, daß der Krieg kein Mittel ist, die Gegensätze zwischen den Völkern auszugleichen und ihre gegenseitigen Beziehungen zu regeln, *verwerfen wir jede Ausnutzung der Kriegslage zur Vergewaltigung eines Volkes*. Pläne dieser Art führen nur zur Ver-

schärfung und Verlängerung dieses Krieges und bergen den Keim neuer Kriege in sich. Soll die Dauer des Friedens gewährleistet werden, so ist vielmehr erforderlich, daß durch internationale Vereinbarungen überall die Rüstungen eingeschränkt und alle Streitigkeiten der Völker zur Schlichtung Schiedsgerichten unterbreitet werden.

Von den Bedingungen, unter denen die Regierung Friedensverhandlungen einleiten will, erfahren Volk und Volksvertreter nichts. Somit bleibt das für den Erfolg Entscheidende im Dunkel. Wir fordern die Bekanntgabe der Friedensbedingungen. Redewendungen, die verschiedene Deutungen zulassen, rufen Mißtrauen hervor, erschweren oder vereiteln gar das Zustandekommen von Friedensverhandlungen.

Nach allen Grundsätzen wahrhaft demokratischen Lebens durfte eine Kundgebung von solcher Tragweite wie das Friedensangebot nicht ohne Mitwirkung der Volksvertretung in die Welt gehen.

Der Reichstag hat aber die Nichtachtung der Volksvertretung durch die Regierung noch übertrumpft, indem er, ebenso wie vorher schon bei der Proklamierung des Königreichs Polen, auch jetzt wieder sich selbst ausgeschaltet hat. Der von uns wie von den Nationalliberalen und den Konservativen gestellte Antrag auf Besprechung der vom Reichskanzler gehaltenen Rede wurde vom Zentrum, der Fortschrittlichen Volkspartei und der sozialdemokratischen Fraktion abgelehnt. So ist die Stimme des werktätigen Volkes in einem wichtigen Moment nicht zu Gehör gekommen. Die Volksmassen sind nun, wie in den anderen Ländern, so auch bei uns berufen, darauf zu dringen, daß dem materiellen und moralischen Elend des Krieges, in das sie wider ihren Willen gestürzt sind, ein Ende gemacht wird, daß ein Friede zustande kommt, der der Verbrüderung der Völker die Wege ebnet.

Berlin, den 12. Dezember 1916.

Die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft im Deutschen Reichstag:
Bernstein. Bock. Büchner. Dr. Cohn. Dittmann. Geyer. Haase. Henke. Dr. Herzfeld. Horn (Sachsen). Kunert. Ledebour. Ryssel. Schwartz (Lübeck). Stadthagen. Stolle. Vogtherr. Wurm. Zubeil.

Die Presse des gegnerischen Auslands hat mit wenigen Ausnahmen auf den Friedensvorschlag der Vierbundsmächte nur bittere Antworten gehabt. Soweit sie der Ausdruck chauvinistischer Anmaßung oder blindwütigen Hasses sind, sind sie selbstverständlich abzuweisen. Aber es sind auch Stimmen darunter, über die es grundfalsch wäre, sich mit billigen Redensarten hinwegzusetzen.

Wie der Arzt den Zeitpunkt für die Anwendung bestimmter Heilmittel oder die Vornahme bestimmter Operationen sorgfältig zu wählen hat, so hat auch der Politiker Zeitpunkt und Art des Auftretens mit bestimmten Vorschlägen sorgfältig zu überlegen.

Kontra Heilmann.[1]

Von Friedrich Austerlitz (Wien).

Wohl hat Genosse Kautsky die von Ernst Heilmann fabrizierte Emser Depesche »von 1914« mit einigen festen Griffen bereits zurechtgerückt, wonach sie sich als Machwerk schlimmster Art entpuppt. Indessen haben

[1] Trotz der schlechten Zensur, die der »Vorwärts« unserer Erörterung der Heilmannschen Angriffe erteilt, geben wir zu dem Gegenstand noch dem Genossen Austerlitz das Wort. Seine Ausführungen erscheinen uns um so wertvoller, als er

wir es hier mit dem Versuch einer Geschichtsklitterung zu tun, die alles hinter sich läßt, was wir während des Krieges an tendenziösen Ausdeutungen und Umdeutungen der Ereignisse vor Kriegsausbruch erlebt haben; und an derlei Auslegungskünsten hat es wahrlich nicht gemangelt. Damit nun durch diese kunstgemäß verfertigte Legende die sachgemäße, unbefangene und nur auf die Erforschung der Wahrheit gerichtete Untersuchung jener schicksalsschweren Ereignisse — zu der freilich jetzt die Möglichkeit in keiner Weise gegeben ist — nicht gehindert werde, so wird es doch nötig sein, ihr noch einmal die wirklichen Tatsachen entgegenzustellen.

Mit Recht hat Kautsky darauf hingewiesen, daß bei Heilmann eine der zwei Infamien, die er den französischen Sozialisten zur Last legt, nämlich die »Wegfälschung« der Antwort Frankreichs, es werde im Kriegsfall nach seinen Interessen handeln, nachdem die Behauptung aufgestellt worden ist, einfach verschwunden ist. Wir hören gar nichts darüber, wie und wodurch jene Antwort »einfach weggefälscht worden ist«, worin also das Verbrechen, das Heilmann »aufdeckt«, denn überhaupt liegen soll. Von einer »Wegfälschung«, die doch nur vorsätzlich geschehen kann, könnte man nur dann reden, wenn jene Antwort in der sonstigen französischen Presse veröffentlicht, von der »Humanité« aber bewußt unterschlagen worden wäre; eben zu dem Zwecke, den Heilmann angibt: um der französischen Partei den Krieg so darzustellen, daß Frankreich von Deutschland überfallen worden ist. Kann aber Heilmann sagen und nachweisen, daß jene Antwort in anderen französischen Zeitungen veröffentlicht worden ist? Mitnichten! Er hat offensichtlich wenigstens zwei Pariser Zeitungen jener Tage vor sich (den »Temps« und die »République Française«) und kann nicht behaupten, daß er die Antwort dort gefunden habe; daraus kann aber nur geschlossen werden, daß sie überhaupt nicht veröffentlicht worden ist. Wie kann er nun die französische Partei oder die »Humanité« einer »Wegfälschung« bezichtigen? Denn wenn die französische Regierung von der deutschen Anfrage und von ihrer Antwort der französischen Öffentlichkeit keine Nachricht gegeben hat, so trifft die Schuld doch nicht diese Öffentlichkeit, am wenigsten aber das französische Parteiblatt; so wenig wie die Nichtmitteilung des letzten Zarentelegramms etwa die deutsche Parteipresse belasten kann. Der Roman von der »Wegfälschung« der »Antwort« ist zu Ende!

Wie steht es nun um Frage und Antwort? Vor allem ist zu beachten, daß die »Frage« nicht etwa durch die deutsche Regierung gestellt wurde, sondern mündlich durch den deutschen Botschafter; und daß ebenso die Antwort von dem französischen Minister des Äußern Herrn v. Schön mündlich gegeben wurde; das ist deshalb zu beachten, weil es danach nicht einmal

in der Streitfrage sicher ein unbefangener Richter ist. Und wenn auch die Heilmannschen Anklagen gegen die »Humanité« für erledigt gelten können, so bilden sie doch kein vereinzeltes Faktum. Gleichzeitig mit ihnen hieb David in dieselbe Kerbe, zuerst im Reichstag und dann, Bernstein gegenüber, in der »Glocke«. Heilmann war in der Lage, diese Anwürfe gegen Bernstein vorauszusagen (Neue Zeit, S. 238), und auf derselben Seite der Neuen Zeit beruft er sich auf Davids Rede vom 9. November. In dem vereinzelten Fall beleuchtet man eine ganze Methode.

Der Austerlitzsche Artikel wurde verfaßt, ehe noch Heilmanns Entgegnung erschienen war. Man vergleiche dazu das Nachwort zum Artikel. Die Redaktion.

auffällig ist, daß die französische Regierung Frage und Antwort damals nicht mitgeteilt hat. Hat doch auch die deutsche Regierung die Antwort *nicht mitgeteilt*! Erst am 4. August, nachdem der Krieg an Frankreich *schon erklärt* war, hat sie Bethmann im Reichstag erwähnt. Aber ist die Sache in Frankreich verschwiegen worden? Im französischen Gelbbuch (Depesche Vivianis an Botschafter Paléologue in Petersburg) lesen wir:

»Baron Schön fragte mich am Schlusse im Namen seiner Regierung, welches im Falle des Konfliktes zwischen Deutschland und Rußland die Haltung Frankreichs sein würde. Er werde, sagte er mir, morgen, Sonnabend, um 1 Uhr kommen, sich eine Antwort zu holen. Ich habe nicht die Absicht, ihm eine Antwort zu geben, und ich werde mich darauf beschränken, ihm zu sagen, daß Frankreich sich von seinen Interessen leiten lassen werde. Die Regierung der Republik schuldet in der Tat nur ihren Verbündeten Rechenschaft über ihre Absichten.«

Wie man diese Antwort *werten* will, ist für unseren Tatbestand gleichgültig; Bethmann findet sie ausweichend, Heilmann, der Strenge, »schroff« und »schnoddrig«. Aber Heilmann begnügt sich nicht mit *seiner* Beurteilung der Antwort; er will uns weismachen, daß die französischen Sozialisten, wenn sie von der Antwort erfahren hätten, nicht anders geurteilt hätten als er; mehr als dies, daß sie nicht zu den Waffen gegriffen hätten, sie nicht »mit vollkommen fester Entschlossenheit und gutem Gewissen geführt hätten«. Ja, noch mehr, wenn die französischen Arbeiter nur wüßten, daß ihre Regierung geantwortet habe, daß sich Frankreich von seinen Interessen leiten lassen werde, so würden sie nicht zögern, »ihr ganzes moralisches Gewicht für die deutsche Sache in die Wagschale zu werfen«. »Daß sich Frankreich von seinen Interessen leiten lassen wird«: *das* soll die französischen Arbeiter zur Raserei treiben, das soll sie zum moralischen Verbündeten Deutschlands machen! Welche Phantasie! Aber eigentlich verlangt Heilmann, der in den Anforderungen an die Unbefangenheit und Gerechtigkeit der — französischen Sozialisten einfach unerbittlich ist, von den französischen Arbeitern *noch mehr*! Die deutsche Reichsregierung hat in der »schroffen« und »schnoddrigen« Antwort den Grund zur Kriegserklärung bekanntlich *nicht* gesehen; in der Kriegserklärung ist von allem anderen — und dieses »andere« ist seither ausreichend erkannt worden — die Rede, nur nicht von jener Antwort. Aber Heilmann verlangt, daß die französischen Sozialisten deutscher sein sollen als Bethmann, deutscher als die deutsche Kriegserklärung; denn während diese die Antwort der französischen Regierung als Kriegsgrund *nicht* angesehen hat, sie als Kriegsgrund *nicht* angibt, sollen sie, die Franzosen, darauf beharren, daß sie der Kriegsgrund war, und den Kriegsgrund, den die deutsche Kriegserklärung wirklich angibt, den sollen sie wegschieben und auf die allgemeine Kriegspsychose schieben! Weiß Gott, der Genosse Heilmann verlangt von den französischen Sozialisten nicht wenig!

Der Genosse Heilmann fügt hier ein, er wäre sich über die Bedeutung der französischen Antwort sofort klar gewesen; er habe schon am 6. August 1914 geschrieben: »Zur gleichen Zeit lehnte Frankreich ab, seine Neutralität zu erklären, was die deutsche Kriegserklärung zur Folge hatte.« Aber das beweist nicht, obgleich es Heilmann im pathetischen Druck behauptet

— der Schwäche der Logik sollen immer die Lettern nachhelfen —, daß der »irrtümlich angenommene Bombenwurf bei Nürnberg und die etwas fälschlich gemeldeten Grenzüberschreitungen sachlich gar nichts bedeutet haben«, sondern beweist nur, daß Heilmann schon am 6. August 1914 entschlossen war, den Dingen jene Deutung zu geben, die der deutschen Regierung willkommen ist und der deutschen Kriegserklärung entspricht. Denn am 6. August war eben der Krieg schon erklärt und im Gange, und dann bestimmt *er* die Deutung.... Aber ist es auch wahr, daß es so gehen *mußte*, wie es gegangen ist? Wohl dürften wir auch einmal erwägen, wie es gegangen wäre, wenn der Krieg an Frankreich am 3. August noch nicht erklärt worden wäre, sondern abgewartet worden wäre, was die französische Kammer, die am 4. August zusammentrat, sagen werde, welcher Sinn jener »schroffen Antwort« von ihr gegeben werden wird, die doch in der Republik die souveräne Vertretung der Nation ist und ohne deren Zustimmung der Krieg überhaupt nicht erklärt werden kann. Aus der Annahme, daß der Krieg mit Frankreich unvermeidlich sei, folgerte vielleicht das militärische Gebot, mit dem Handeln zuvorzukommen; daraus mag sich die Kriegserklärung am 3. August erklären lassen. Jedenfalls war der Beweggrund, daß auf die Kammersitzung nicht gewartet wurde, die militärische Notwendigkeit. Aber von den französischen Sozialisten zu verlangen, daß sie die *militärischen* Notwendigkeiten des Gegners, der sich anschickt, in ihr Land zu marschieren, als die ihr Urteil über den Krieg bestimmenden Tatsachen ansehen sollen, das scheint mir selbst von Heilmann ein starkes Stück zu sein....

Was nun das Hauptstück des Heilmannschen Artikels betrifft, die Überschrift der russischen Meldung in der »Humanité«, so hat ja Kautsky die Schwindelei — nicht der »Humanité« — restlos aufgedeckt. Ich möchte nur eine kleine Nachlese halten. Heilmann legt uns die Meldung in drei französischen Blättern vor: in zweien wird von einer »teilweisen« Mobilisierung gesprochen, in einem fehlt eine Bezeichnung. Jeder Journalist versteht das Rätsel: es gibt Zeitungen, die den Telegrammen einen Titel geben, es gibt Zeitungen, die Titel meiden. Der steife »Temps« begnügt sich mit der Überschrift »In Rußland«; die zwei anderen Blätter wollen den Inhalt der Depesche schon im Titel kenntlich machen. Die Überschrift dieser Depesche ist nun ein Titel über ihren Inhalt. Ein Urteil ist subjektiv; seit wann und wieso soll die *Überschrift* eine Fälschung des *Inhalts* sein? Möchte der Redakteur der »Chemnitzer Volksstimme« das Blatt, das den Depeschen andere Überschriften gibt, als er sie wählt, der Fälschung bezichtigen, oder wäre er einverstanden, wenn jemand, weil er schreiende Titel bevorzugt, ihn der Fälschung beschuldigte? Wie hätte nun ein französisches Blatt aus dem russischen Ukas eine Gesamtmobilisierung herauslesen sollen? Besehen wir uns, wie eine Gesamtmobilisierung angekündigt wird. Die österreichisch-ungarische: »Seine Majestät haben die allgemeine Mobilisierung sowie die Aufbietung des gesamten Landsturms angeordnet.« Die deutsche: »Kaiser Wilhelm hat die Mobilisierung der gesamten deutschen Streitkräfte angeordnet.« Aber wie soll man in einer Anordnung, die fünf Punkte hat, eine »allgemeine« Mobilisierung erkennen? Tatsächlich war es nur eine teilweise Mobilisierung; welchen anderen Titel hätte das Blatt, das die Depesche mit einem den Inhalt angebenden Titel versehen wollte,

ihr geben können als den, den der Inhalt erforderte? Daß zwei Blätter denselben Titel gewählt haben, beweist doch für die normale Logik, daß eben der Titel aus dem Inhalt geschöpft wurde; dem Fabeldichter Heilmann beweist es, daß sie »nach einer gemeinsamen Anweisung« gehandelt haben. Aber warum soll der »Temps« den schrecklichen Titel »vorsichtshalber« unterlassen haben? Vor wem Vorsicht? Vor Heilmann doch nicht! Denn wenn der »Temps« den Titel gleichfalls gebracht hätte, so wäre es doch mit der ganzen Fälschung Essig. Dann hätten eben alle Zeitungen eine teilweise Mobilisierung „mobilisation partielle" genannt, und Heilmann hätte sich die fetten Lettern erspart.... Man erlebt ja jetzt mancherlei Auslegungskunststücke, aber so etwas: um eine Überschrift herum (die überdies materiell richtig ist und formell sich ganz ungezwungen erklärt) einen Roman von 19 Seiten zu dichten, das ist schon eine Leistung, die sich sehen lassen kann.

Jedenfalls soll über dem Ungeist dieser Dichtung nicht übersehen werden, was Heilmann den Redakteuren der »Humanité« eigentlich nachsagt. Es war am 30. Juli, da noch Jaurès' Friedenswille die französische Partei durchdrang und, sollte man meinen, vor allem die persönlichen Genossen seines Wirkens, diejenigen, die seines Geistes Hauch unmittelbar verspürten, die Redakteure der »Humanité« erfüllen mußte. Aber diese Schufte hatten Jaurès schon verraten, ehe er ermordet war; und während er den Frieden predigte, bereiteten sie den Krieg vor. Sie hatten mit dem Auswärtigen Amt schon am 30. Juli ausgemacht, daß Frankreich die Waffen ergreifen werde, und berieten mit ihm, wie der von Frankreich gewollte Krieg wohl am besten den Deutschen in die Schuhe geschoben werden könnte. Denn *das* sagt Heilmann, wenn er sagt, daß jener Telegrammtitel eine bewußte Fälschung war und daß die Fälschung nach einer »Anweisung des Auswärtigen Amtes« verübt worden war. Denn welchen Sinn hätte die Fälschung haben sollen, wenn nicht den, dem von der Redaktion der »Humanité« angefachten und beschlossenen Revanchekrieg die Rechtfertigung des deutschen »Überfalls« zu verschaffen? Daß sie die Schuftere nur verüben konnten, indem sie Jaurès mit der Nummer vom 31. Juli foppten, ist klar. Da sie aber nicht hoffen konnten, ihn dauernd zu foppen, so blieb eben nichts übrig, als ihn ermorden zu lassen. Kautsky beurteilt unseren Heilmann falsch, wenn er meint, daß er es »nicht gerade als gewiß, sondern nur als sehr wahrscheinlich hinstellt, daß die Redakteure der ‚Humanité' Jaurès ermorden ließen«. Heilmann zweifelt nicht an ihrer Mitschuld, sondern ist nur nicht gewiß, ob man es ihnen *beweisen* können wird (»wird vielleicht auch noch die Zukunft enthüllen«). Aber wie hätte ein derart infames Spiel, wie es Jaurès' Mitarbeiter unternommen hatten — mit den Revanchepolitikern den Krieg abmachen und vorbereiten —, denn anders enden können als mit der Ermordung des Führers, den diejenigen, die sich als seine Mitstreiter ausgaben, hinterrücks schnöde verraten hatten? ... Ohne Zweifel, man könnte sagen, das alles sei so hirnrissig zusammenkombiniert, daß man nur mit einem Achselzucken über die geistige Verirrung hinweggehen soll.

Es wäre natürlich zu der ganzen Darstellung über Kriegsursache und Kriegsausbruch viel zu sagen, und daß man es nicht sagt, bedeutet keineswegs, daß man nichts zu sagen weiß. Aber darüber ein andermal.... Was mir an diesen Artikeln Heilmanns unbegreiflich ist, das ist dieses: Die

deutsche Partei hat sich doch nur zu den Geboten der Landesverteidigung bekannt, die Verantwortung für den Krieg aber ausdrücklich abgelehnt. (»Die Verantwortung hierfür fällt den Trägern dieser Politik zu. Wir lehnen sie ab.«) Nun kann der begeisterte Durchhalter aus den Geboten der Landesverteidigung höchstens folgern, daß er zu der Unterstützung der Politik der Regierung während des Krieges verpflichtet sei; daß aber aus ihr auch die Pflicht hervorgehe, die Politik der Regierung vor dem Kriege auf eigene Rechnung zu nehmen, sie zu verantworten, zu rechtfertigen, sich mit ihr zu identifizieren, das werde ich, der das Gebot der Landesverteidigung oft verteidigt hat und es zu verleugnen durchaus nicht willens ist, nie zugeben. Genau betrachtet, hat man in derlei Artikeln den Beweis vor sich, wie weit sich gewisse Wortführer der Politik des 4. August von der Politik, die am 4. August galt, entfernt haben. Wie alle Neophyten sind auch diese frischgebackenen Regierungsmänner im Glauben die eifrigsten; daher die possierliche Erscheinung, daß die Vor-August-Politik der deutschen Machthaber am leidenschaftlichsten von denen verteidigt wird, die bis zum 4. August verpflichtet waren, ihr zu mißtrauen, und gewohnt waren, sie zu bekämpfen.

* * *

Nachschrift.

Dieser Artikel ist, wie ich beifügen muß, am 27. November geschrieben und abgesandt; also natürlich ohne Kenntnis der in der Nummer vom 8. Dezember (10) enthaltenen Antworten Bernsteins und Kautskys und der neuen Fabeln Heilmanns. Nun hat Bernstein, indem er uns die wirkliche Nummer der »Humanité« vom 31. Juli 1914 vorführte, den Unsinn noch sinnfälliger gemacht von dem »furchtbaren Verbrechen«, das die französische Sozialdemokratie durch eine (nach Ansicht Heilmanns) unzutreffende Überschrift einer Depesche begangen haben soll; allerdings damit auch die Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe des Geschichtsforschers Heilmann aufgedeckt, der all das, was in jener Nummer stand und was alles doch leidenschaftliche Abwehr des heranrückenden Krieges war, nicht gesehen hat, nicht anerkennen will, dagegen aber einen Depeschentitel verwegen umdeutet und ausbeutet!

Heilmann möchte nun seine ganze Anklage auf ein falsches Geleise abschieben. Welche war sie? Daß die »Humanité« die amtliche Meldung der russischen Telegraphenagentur umgefälscht hat, und zwar zu dem Zwecke umgefälscht, um die französischen Sozialisten irrezuführen: indem sie nicht erfahren sollten, daß Rußland mit jener »Gesamtmobilmachung« einen Angriff auf Deutschland vorbereitet habe. Nun versteht doch wohl jeder, daß die Frage, ob die russische Mobilisierung, die in der Nacht vom 30. Juli verfügt wurde, eine teilweise oder eine allgemeine war, für die Frage, ob das französische Blatt eine Fälschung begangen habe — und das allein steht zur Untersuchung —, ganz nebensächlich ist. »Ich nenne die zweite Mobilmachung bereits eine Gesamtmobilmachung,« sagt Heilmann. Schön, er möge sie so nennen. Aber bedeutet das, daß man sie nicht anders nennen darf, daß, wer sie anders nennt, den Tatbestand bewußt fälscht? Das heißt, daß er nicht etwa einem Irrtum unterliegt, einen Fehler macht, eine unzutreffende Benennung ausspricht, sondern das heißt, daß er einen Tatbestand, der ihm nicht unklar sein kann, der ihm auch nicht unklar ist, im Bewußtsein der Lüge und zu einem vorgesteckten Zwecke entstellt wiedergibt! Jene Mobilisierung umfaßte, belehrt uns Heilmann, von den 50 Gouvernements des Europäischen Rußland 41. Man kann sie natürlich, wenn man will, auch eine allgemeine nennen; aber da sie, wenn auch eine Mobilisierung der Gesamtstreitmächte zum großen Teil,

doch immer noch eine teilweise war, so kann man sie natürlich auch eine teilweise nennen. Und daß sie nun der »eine« Redakteur der »Humanité« eine teilweise genannt hat, soll eine bewußte Fälschung sein und ein weltgeschichtliches Verbrechen! (So beiläufig: gerade der Redakteur, der die Depeschen »einrichtet«, war das weltgeschichtliche Werkzeug des Weltkriegs!) Ich verstehe schon, daß es Heilmann willkommen wäre, die Sache nun dahin zu entstellen, als stritten wir darüber, ob es eine »allgemeine« oder »teilweise« Mobilisierung war; aber der Gute wird nicht entwischen. Er hat nicht behauptet, daß es eine allgemeine war, nämlich deswegen hat er nicht die zwei Artikel geschrieben; das hätte ja auch jeden kalt gelassen. Er hat behauptet, daß derjenige, der jene Mobilisierung anders nannte, als er sie nennt, *gefälscht* habe, und er hat behauptet, daß die »Fälschung« wohlbedacht und zu einem schnöden Zweck geschehen ist. Aber der nun völlig Entlarvte wird sich nicht wegretten!

Ich will nun eine Fleißaufgabe leisten und an etlichen Beispielen Heilmanns Beweismethode dartun. Man soll diesen Forscher genau kennen lernen....

Heilmann will beweisen, daß die »in der *Nacht* vom 29. *zum* 30. Juli« verordnete Mobilisierung eine Gesamtmobilmachung war. Ein Beweis: »Am 29. Juli meldet Reuter aus Petersburg: Es besteht jedes Anzeichen dafür, daß die ganze umfangreiche militärische Maschinerie bald in Bewegung gesetzt wird.« Als ob nicht schon eine teilweise russische Mobilisierung eine »umfangreiche Maschinerie« wäre! Aber eine *Voraussage* am Tage *vorher* ist nun die Bestätigung! »Am *gleichen* Tage« meldet der »Temps«-Korrespondent seinem Blatte: »Die Mobilisierung schreitet vor....« Also die Fortschritte *vor* dem 29. Juli zeugen für die Beschaffenheit der Maßregel vom 30. Juli. »Am 30. Juli telegraphiert Harold Williams, der Korrespondent des ‚Daily Chronicle' in Petersburg.« Nun was? Daß eine »partielle Mobilisierung« befohlen ist! Also der englische Journalist in Petersburg bezeugt, daß sie auch in Petersburg als eine »partielle« angesehen ward; auch der »Temps« (»der Form nach noch partiell«) und auch der belgische Gesandte (»in einer ‚bestimmten Anzahl' von Gouvernements!«) — und daß der »eine« Redakteur der Depesche diese Überschrift gegeben hat, ist eine Sache, die nur durch weitblickende Schufterei erklärt werden kann! Und wie kommt es, daß der englische und der französische Journalist in Petersburg, daß sie beide von der »partiellen« Mobilisierung reden? Nicht etwa sie materiell als »partielle« hinstellen, sondern aussagen, daß sie als »partielle« *auftritt*? Hat es also nicht die größte Wahrscheinlichkeit für sich, daß sie auch als partielle nach Paris *gemeldet* wurde? Man muß schon die eiserne Stirne Heilmanns haben, um aus all diesen Tatsachen, die alle gegen ihn streiten — weil doch alle jene Mobilisierung eine partielle *nennen* und alle bestätigen, daß sie selbst sich so genannt hat —, das Gegenteil herauszufolgern!

Gehen wir weiter. Die Meldung von der besagten Mobilisierung ist in Österreich überhaupt nicht veröffentlicht worden; »man hat die ganze Meldung unterdrückt und damit ehrlich dem Frieden gedient«. Nun angenommen, die ganze Heilmaniade wäre nicht ein Stumpfsinn, sondern die »Humanité« hätte, da sie schon die ganze Meldung nicht unterdrücken konnte, ihre Bedeutung herabmindern wollen, um dem Wirken für den Frieden noch Raum zu gewinnen: warum soll das ein Bubenstück sein, wenn die *ganze* Unterdrückung doch für den Frieden geschehen sein und ihm genützt haben soll? »Der ‚Manchester Guardian' hat behauptet: Herr Paléologue habe seiner Regierung die Nachricht von der russischen Gesamtmobilmachung *tatsächlich unterschlagen*. Überhaupt sei die französische Regierung über alle Vorgänge in Rußland ununterrichtet geblieben. Sie habe am 30. Juli eine im ganzen optimistische Note an die Presse ausgegeben, deren Inhalt wirklich mit ihrer Überzeugung übereinstimmte.« Heilmann ist von der »Behauptung« des »Manchester Guardian« sehr befriedigt und schmettert: »‚Manchester Guardian' brandmarkt dieses ganze Verfahren als eine politische Intrige

von einer ungeheuren Gewissenlosigkeit zugunsten des Krieges.« Aber wenn die französische Regierung und die französische Öffentlichkeit »ununterrichtet« geblieben seien: wie sollen sie, *was sie nicht wußten*, »weggefälscht« haben? Oder hat der »eine« Redakteur der »Humanité« auch den unterschlagenden Botschafter Paléologue auf dem Gewissen?...

Die »Anfrage« an Frankreich war bisher eine Anfrage; nun ist sie ein Ultimatum. Wie hat Heilmann diese Rangerhöhung zuwege gebracht? Nun so: »Die deutsche Anfrage in Paris, ob Frankreich angesichts des durch die russische Gesamtmobilmachung hervorgerufenen Kriegszustandes neutral bleiben werde, *schließt folgendermaßen*: ‚Antwort muß binnen 18 Stunden erfolgen. Sofort Stunde der gestellten Anfrage (*Anfrage!*) drahten. Größte Eile geboten.'« Aber so schließt nicht die *Anfrage*, so lautet nur der *Auftrag* an den *Botschafter*! In Wahrheit hat sich die Anfrage (wie noch einmal zitiert werden muß) folgendermaßen abgespielt: »Freiherr v. Schön fragte mich (Viviani) schließlich (nämlich nach einem langen Gespräch) im Namen seiner Regierung, welche Haltung im Falle eines Konflikts zwischen Deutschland und Rußland Frankreich einnehmen würde. Er sagte mir, er werde sich die Antwort morgen, Sonnabend, um 1 Uhr, holen.« Zuerst hat Heilmann, schüchtern wie er schon ist, uns versichert, der wäre ein Trottel, der nicht verstehe, »daß die Ablehnung einer Neutralitätserklärung den Krieg bedeute«. Jetzt ist er schon dreister: »Das ist ein klares völkerrechtliches Ultimatum, dessen Nichtannahme Krieg bedeutet.« Erstaunlicherweise hat es weder Bethmann Hollweg, noch hat es Viviani für ein Ultimatum gehalten. Beachte man auch sozusagen die kleinen Kunststücke des Aufdeckers von Fälschungen! Wolffs damalige Meldung lautet: »Gleichzeitig ist an die französische Regierung eine Anfrage über ihre Haltung *im Falle* eines deutsch-russischen Krieges gerichtet worden.« Heilmanns Text: »Ob Frankreich *angesichts des durch die russische Gesamtmobilmachung hervorgerufenen Kriegszustandes*...« Neben den wirklichen Ultimatums gibt es auch Heilmannsche.

Nun noch zwei Proben der Zitierkunst Heilmanns. »Am 30. Juli wagt der französische Botschafter in Petersburg Paléologue dem französischen Minister zu berichten, daß die »heute morgen angeordnete Mobilmachung ausschließlich Österreich betreffe«. Und was berichtet Paléologue *wirklich*? »Gestern ließ der *Chef des russischen Generalstabs* den Militärattaché der deutschen Botschaft *zu sich bitten* und gab ihm *sein Ehrenwort*, daß die heute morgen angeordnete Mobilisierung ausschließlich gegen Österreich gerichtet sei!« Was für ein Stümper ist der »eine« Redakteur der »Humanité« gegen Heilmann! »Diese Solidaritätserklärung Frankreichs mit Rußland«; welche? Heilmann zitiert (aus dem Telegramm Vivianis an Paléologue): »Ich habe nicht die Absicht, ihm (Baron v. Schön) eine Erklärung über diesen Gegenstand (Haltung Frankreichs im Falle eines Konflikts zwischen Rußland und Deutschland) zu geben, und ich werde mich darauf beschränken, ihm zu sagen, daß sich Frankreich von seinen Interessen leiten lassen wird. Die Regierung der Republik schuldet in der Tat nur ihrem Verbündeten Rechenschaft über ihre Absichten.« Den *letzten Satz* hebt Heilmann im Druck hervor und nennt ihn eben »diese Solidaritätserklärung«. Es ist aber klar, daß es gar nicht mehr zu dem gehört, was Herrn v. Schön geantwortet wurde, sondern nur eine *Begründung der Antwort vor dem Botschafter in Petersburg ist*.... Kleinigkeiten, wird man sagen, aber zur Erkenntnis der Fertigkeiten dieses Geschichtsklitterers gehören sie schon. Geschichtsfälschung setzt sich ja gemeinhin aus kleinen Retuschen zusammen.

Über die moralische Beschaffenheit des Heilmannschen Artikels kann man aber nur jedes Wort Kautskys und Bernsteins unterschreiben.

Die Krisis in der Sozialdemokratie Frankreichs.

Von J. Martoff. (Schluß.)

Der Erfolg, den die erste Kundgebung der Organisation von Haute-Vienne hatte, sowie die Sympathieerklärungen, die ihr zuteil wurden, veranlaßten die administrative Kommission, einen »Nationalrat« (Konferenz) für den 14. Juli 1915 einzuberufen, der unter anderem auch die Frage der Einberufung eines Parteitags entscheiden sollte.

Der in Paris am 14. Juli 1915 versammelte »Nationalrat« wurde zum Schauplatz des ersten Zusammenstoßes der Opposition mit der Mehrheit innerhalb einer den Sozialismus ganz Frankreichs vertretenden Körperschaft. Diese erste Schlacht war für die Opposition durchaus nicht ruhmvoll. Sie endete damit, daß sich die Opposition, die über ein Viertel der Gesamtzahl der Delegierten verfügte, vor dem Ansturm der Führer in vollständigster Unordnung zurückzog. Sie kapitulierte vollständig vor diesen Führern — sowie vor dem von diesen eingeladenen Vandervelde —, die ihre Redner — Paul Faure, Pressemane, den Deputierten Mistral — soeben einer unerbittlichen Kritik unterworfen hatten. Die Kapitulation geschah in Form der Einwilligung in die Ausarbeitung einer »einmütigen« Resolution, bei deren Abfassung die Limoger eine Konzession nach der anderen machten und sich schließlich bereit erklärten, auf alle in dem Frühlingsmanifest der Haute-Vienne formulierten Forderungen zu verzichten sowie als Grundlage der Resolution die Hauptgrundsätze des »Jusquauboutismus« (Durchhalten bis zum Ende), nur in etwas redaktionell abgeschwächter Form anzuerkennen. Später versuchte die Opposition dieses Ergebnis durch ihre völlige Desorganisation zu erklären, durch den Mangel an bekannten Genossen, deren Namen den einfachen Parteimitgliedern angesichts des Generalstabs der Partei, der der Opposition geschlossen gegenübertrat, imponieren konnten, endlich durch die teuflischen Manöver dieses Stabs. Wie dem auch sein mochte, die erreichte »Einstimmigkeit«[5] war von der Art, bei der buchstäblich gleich am anderen Tage alles von vorn beginnt und die »geeinigten« Elemente einen wütenden Streit über Ursprung und Bedeutung jener Nebensätze, Worte oder Interpunktionszeichen beginnen, in denen angeblich der »moralische Sieg« der einen Seite über die andere entdeckt werden könnte.

Es ist kein Wunder, daß die Konferenz vom 14. Juli in den Kreisen der Opposition eine tiefe Enttäuschung auslöste. Als das unmittelbare Ergebnis dieser Konferenz erschien der Beschluß der führenden Kreise der Opposition in der Konföderation der Arbeit, jedes Kompromiß mit ihrem Zentrum auf dem bevorstehenden Kongreß der Konföderation zurückzuweisen, auf dessen Einberufung die gewerkschaftliche Opposition bestand. Dieser Kongreß fand in Paris am 15. August statt.

Obgleich die von Jouhaux geleitete Mehrheit des Kongresses, im Vergleich mit der Parteimehrheit, eine gewisse Bereitwilligkeit zu Konzessionen, nicht nur formaler Natur, äußerte, gelang es der auf dem Kongreß unter Merrheims und Bourderons Führung zusammengeschlossenen Minderheit, die ein Viertel (31) der Stimmen auf sich vereinigte, ihre Reso-

[5] Zwei Delegierte — die Genossinnen M. Rose und Maiou — enthielten sich der Abstimmung.

lution zur Abstimmung zu bringen. In dieser Resolution, der die Form einer Erklärung gegeben wurde, waren die Prinzipien, die später den Namen der »Zimmerwalder« erhielten, klar zum Ausdruck gebracht: die Wiederherstellung der internationalen Aktion, der Verzicht auf die Gemeinschaftsarbeit der Klassen, die Vorbereitung des Friedens auf dem Wege des Klassenkampfes. Diese von der Mehrheit abgelehnte Resolution erhielt die Stimmen einer Reihe großer zentralisierter Gewerkschaften (der der Metallarbeiter, der Volksschullehrer usw.) und einer Reihe von Arbeitsbörsen und Gewerkschaftskartellen, darunter der Organisationen so großer Zentren wie Lyon, St-Etienne, Marseille, und wurde von diesen Organisationen als ihr gemeinsames Programm veröffentlicht.

Die Folge dieser Abstimmung war unter anderem die bekannte Reise Merrheims und Bourderons nach Zimmerwald. Dadurch war auch das Fundament zur Bildung eines entschiedeneren Flügels der Opposition gelegt.

Im Winter 1915/16 schufen die »Zimmerwalder« in Paris ein »Komitee zur Wiederherstellung der internationalen Aktion«, das die Berner Kommission offiziell anerkannte und aus zwei Sektionen — einer gewerkschaftlichen und einer Parteisektion — gebildet wurde. Die Tätigkeit dieses Komitees fand ihren Ausdruck in der Herausgabe und Verbreitung von Aufrufen und informativen Dokumenten sowie in der Veranstaltung von gewerkschaftlichen und Parteiversammlungen.[6]

Das Erstarken der Opposition überhaupt und das Entstehen einer Zimmerwalder Opposition innerhalb der Partei führte dazu, daß die Wahlen zu dem für Weihnachten 1915 bestimmten Parteikongreß in den Organisationen ganz unter dem Zeichen des Kampfes zwischen der Mehrheit und der Minderheit vor sich gingen.

Auf dem Kongreß wiederholte die Opposition, die dieses Mal außer Pressemane Jean Longuet zu ihrem Führer hatte, wieder das Juliexperiment, obwohl sich seit jener Zeit die Beziehungen bedeutend verschärft hatten. Der »einmütigen« Annahme einer Resolution zuliebe gab sie sich damit zufrieden, daß die Mehrheit einwilligte, ihr eine freilich recht unbestimmt gefaßte Anerkennung einzufügen, die die Möglichkeit zum Ausdruck brachte, die internationalen Beziehungen wiederherzustellen. Diese Wiederherstellung sollte in dem Moment unternommen werden, wo die deutsche Sozialdemokratie oder deren Minderheit zu »entschiedenen Aktionen« zur Bekämpfung des deutschen Imperialismus greifen würde. Um dieses wahrhaften Linsengerichts willen trennte sich die von Pressemane und Longuet geleitete Minderheit von den »Zimmerwaldern«, die es ablehnten, für eine die Politik der offiziellen Zentren sanktionierende Resolution zu stimmen, und ihre Stimmen an der Abstimmung über eine eigene Erklärung zählten, in der die Grundsätze des Zimmerwalder Manifests formuliert wurden. Für die Resolution Bourderons wurden nur 76 Stimmen abgegeben. Die Stimmen der breiten Opposition lösten sich spurlos in der Mehrheit auf, die 2736[7] Stimmen sammelte.

[6] Bis jetzt haben sich der Parteisektion des Komitees 3000 Mitglieder individuell angeschlossen, die selbstverständlich in den lokalen Parteiorganisationen verbleiben.

[7] Eine Stimme entfällt auf 25 Mitglieder, die seit 1914 den Organisationen angehören.

Und wieder standen sich die beiden kämpfenden Lager gleich am zweiten Tage nach dem Kongreß mit noch größerer Feindseligkeit als tags vorher gegenüber, trotz der »einmütigen« Abstimmung. Indem die Opposition darauf hinwies, daß es in Deutschland bereits eine den Bedingungen der Kongreßresolution entsprechende Minderheit gebe, verlangte sie von den Parteiinstanzen die Zustimmung zu den neuaufgenommenen Versuchen Huysmans', das Internationale Bureau einzuberufen. Die Mehrheit geriet wieder auf die Abwege einer bedingungslosen Verneinung der Möglichkeit einer internationalen Aktion, solange nicht die Verteidigungsaufgaben vollständig gelöst seien. Zugleich warfen die oppositionellen Lokalorganisationen, unter dem Einfluß der Kritik der Zimmerwalder, ihren Delegierten die Nachgiebigkeit vor, die sie der Mehrheit auf dem Kongreß entgegengebracht hatten.

Gemäß dem Beschluß des Kongresses sollte bereits nach dreieinhalb Monaten (am 9. April 1916) wieder ein »Nationalrat« einberufen werden zur Erörterung derjenigen Fragen, zu deren Besprechung der Kongreß nicht gekommen war. Auch dieser Konferenz war es beschieden, dasselbe Bild der Debatten zu wiederholen, das man bereits im Juli und Dezember der vorhergehenden Jahre beobachten konnte. Doch war das Ergebnis dieser Debatten diesmal ein ganz anderes. Die Ära der Scheineinmütigkeit war zu Ende!

Auf den Konferenzen vom April und August 1916, deren Verlauf und Beschlüsse dem Leser wohl noch erinnerlich sind, wurden bereits von der gesamten Opposition die Versuche eines faulen Kompromisses mit der Mehrheit abgelehnt, indem sie ihren ganzen Kampf auf eine Forderung konzentrierte — die Zustimmung zur Einberufung des Internationalen Bureaus. Im April sammelte sie 960 gegen 1900 Stimmen, im August bereits 1081 gegen 1857. Das wirkliche Kräfteverhältnis in der Partei scheint noch viel günstiger zu sein, denn unter den Mandaten der Mehrheit befanden sich 650 Mandate aus den okkupierten französischen Gebieten, die in Wirklichkeit nur durch wenig zahlreiche Flüchtlingsgruppen in Paris vertreten sind.

Die Führung der vereinigten Opposition auf den beiden Kongressen gehörte der Gruppe Longuet-Pressemane. Die linken, »Zimmerwalder« Elemente, die sich um das erwähnte »Propagandakomitee« gruppieren, gingen im April und August mit den gemäßigten zusammen, soweit es sich um den Kampf für die Einberufung des Internationalen Bureaus handelte; doch verlangten sie von der ganzen Opposition eine entschlossenere Taktik wie der Regierung so auch der Mehrheit gegenüber. Im April gelang es ihnen, die Deputierten Brizon, Blanc und Raffin-Dugens zu bewegen, nach Kiental zu gehen, was das selbständige Auftreten aller drei Deputierten in der Kammer zur Folge hatte, wobei sie ihren Beschluß, gegen die Kriegskredite zu stimmen und für die Notwendigkeit eines unverzüglichen Friedensschlusses einzutreten, begründeten. In der Augustkonferenz brachte Genosse Brizon im Namen von 12 Parteiföderationen eine die »Kientaler« Position formulierende Resolution ein, zog sie aber gleich zurück, um sich der gemeinsamen Resolution der Opposition anzuschließen. Bei der nächsten Ablehnung der Kriegskredite durch die genannten drei Genossen und bei ihren neuen Kundgebungen zugunsten des Friedens haben sich die Diffe-

renzen zwischen ihnen und der Gruppe Longuet verschärft (siehe die Polemik zwischen Longuet, Verfeuil, Raffin-Dugens, Chastanet im »Populaire« und dem »Droit du Peuple«), doch die Hoffnungen der Mehrheitsführer werden sich kaum erfüllen, daß es ihnen auf dem im Dezember bevorstehenden Parteikongreß gelingen werde, diese Reibungen dazu auszunutzen, die gemäßigte Opposition von den »Kientalern« loszureißen und sie mit einem Kompromiß zu befriedigen. Mögen aber namentlich die parlamentarischen Vertreter des rechten Oppositionsflügels noch so unentschlossen, mag auch ihre prinzipielle Position noch so schwankend sein, alle, die einmal an der Richtigkeit der Politik des 4. August zu zweifeln begannen, werden durch die Logik der Lage zum Kampfe gegen die Politik des Ministerialismus und Nationalismus gedrängt.

Die Parteiopposition verfügt zurzeit außer der Wochenschrift »Le Populaire« über alle drei Provinztagesblätter der Partei (»Le Populaire du Centre« in Limoges, »Droit du Peuple« in Grenoble und das überaus farblose »Midi Socialiste« in Toulouse) sowie über eine Reihe offizieller Bulletins der Parteiföderationen. Von den 70 Föderationen waren auf der Augustkonferenz nicht weniger als 33 ganz durch die Opposition vertreten.

Die gewerkschaftliche Opposition herrscht unter den großen Verbänden und den lokalen Arbeitsbörsen und führt in dem »Konföderationskomitee« einen hartnäckigen Kampf mit Jouhaux und seinen Anhängern. Eine Reihe von Organisationen erhob den entschiedensten Einspruch gegen die Beteiligung des »Konföderationskomitees« an der skandalösen Konferenz zu Leeds.[8] Die unregelmäßig erscheinende Schrift »Union des metaux« stellt gegenwärtig das beste sozialistische Organ Frankreichs dar. Eine bedeutende Mehrheit der Opposition und fast ihre gesamten parlamentarischen Vertreter bemühen sich trotz all den erlebten Enttäuschungen und der gemachten Erfahrungen, das Prinzip der »Landesverteidigung« als Ausgangspunkt ihrer Politik zu bewahren, indem sie nur jene Praxis der Unselbständigkeit, des Preisgebens der oppositionellen Grundsätze, des aggressiven Nationalismus, der Unterwerfung unter die Bestrebungen des eigenen und fremden Imperialismus zurückweist, die während der letzten zwei Jahre in der Tätigkeit der Parteimehrheit zutage trat. Die Sozialdemokratie soll, nach der Meinung der Oppositionsmehrheit, zugleich mit der Fortsetzung der Politik der Teilnahme an der Verteidigung des Landes die schnellste Beendigung des Krieges und die Vorbereitung eines ihren Prinzipien entsprechenden Friedens fordern, weshalb sie weder auf das Kritisieren ihrer Regierung noch auf die Wiederherstellung der internationalen Beziehungen verzichten dürfe. Daraus wird aber weder die Ablehnung der Beteiligung am Ministerium noch die Verweigerung der Kriegskredite oder überhaupt die völlige Durchbrechung des Burgfriedens noch die prinzipielle Zurückweisung der Befreiungsideologie der offiziellen Parteiführer selbst abgeleitet. »Es ist für mich klar,« schreibt Jean Longuet, »daß ... der Mißerfolg des Ver-

[8] Die Metallarbeiterkonföderation erklärte in ihrem Protestschreiben, daß »eine bloß aus den Syndikaten der alliierten Länder beschickte Konferenz nicht anders aufgefaßt werden könne, als daß sie für ein engeres Zusammenwirken mit ihren eigenen Regierungen und für eine unbedingte Unterstützung dieser Regierungen sei, deren imperialistische, durch formelle Verträge sanktionierte Ziele für niemanden mehr ein Geheimnis sein können«.

suchs des deutschen Imperialismus, zur Hegemonie zu gelangen, also seine Niederlage die notwendige Vorbedingung für das Eintreten eines dauerhaften Friedens ist.« (»Le Populaire«, Nr. 7.) Das sei aber noch eine »ungenügende Bedingung«. Es sei noch nötig, daß auf dem Wege einer Verständigung zwischen den Sozialisten verschiedener Länder die »Grundlagen eines gerechten und sicheren, auf jenen Prinzipien aufgebauten Friedens« ausgearbeitet werden, »denen wir als Partei unsere Existenz verdanken«. Indem Longuet und seine Gesinnungsgenossen die Pflicht anerkennen, die Kredite so lange zu bewilligen, als das eigene Land *nur* Verteidigungszwecke verfolgt, erklären sie, daß »trotz aller offiziellen und offiziösen imperialistischen Kundgebungen ein anderer Charakter der Kriegspolitik *noch nicht zutage getreten sei*«. In Anbetracht der Unklarheit der Situation stellen sie die Forderung einer offenen und unzweideutigen Bekanntmachung der »Kriegsziele« auf, da sie jedoch aus Gründen einer ganz verständlichen und logischen »Realpolitik« der Regierenden eine solche unzweideutige Antwort von den letzteren nicht erhalten, so ersehen sie in dieser Unklarheit der Lage ein Argument zugunsten der weiteren Kreditbewilligung. Ebenso verhalten sie sich auch zu der Frage des Ministerialismus. Niemand geißelt stärker den Widerspruch, der zwischen den Akten der sozialistischen Minister und den Parteiprinzipien besteht, als sie. Trotzdem können sich weder der Genosse Longuet noch der Genosse Pressemane entschließen, gleich Brizon und sogar gleich Paul Louis die Forderung des Austritts der Parteivertreter aus dem Ministerium zu erheben.

Das charakteristische Merkmal der Stimmung dieser Genossen ist ihr Optimismus. Sie sind geneigt, die ganze Krise als das bloße Ergebnis teils einer Reihe von Mißverständnissen, teils der Charakterschwäche einzelner Führer zu betrachten, und sie hoffen, sowohl die eigene »Mehrheit« umstimmen wie auch sich mit der deutschen Mehrheit verständigen zu können. Das eine wie das andere glauben sie auf dem Boden der Anerkennung des Prinzips der »Landesverteidigung« zu erreichen, das nur von allen jenen »schlechten« Seiten befreit werden müsse, die bei der Anwendung dieses Prinzips dies- und jenseits des Rheins zutage getreten seien.

Durch diesen Optimismus erklärt sich in bedeutendem Maße jene weitgehende *Nachgiebigkeit*, die die Opposition in bezug auf die Mehrheit in allen ihren öffentlichen Kundgebungen an den Tag legt, namentlich im Parlament, wo, nach einer Reihe der erbittertsten auf den Parteikonferenzen ausgefochtenen Schlachten, fast die gesamte Opposition (außer den drei »Kientalern«) noch Ende September ihre Unterschriften unter eine Erklärung setzte, die die Fraktion zur Begründung einer neuen Kreditbewilligung verlas und die die übliche Argumentation der Parteiführer wiederholte.*

Im Vergleich zu diesem Teil der Minorität zeichnet sich derjenige, der sich um die Fahne von Zimmerwald und Kiental gruppiert, durch eine viel größere Standhaftigkeit und Klarheit der politischen Position aus. Die Forderungen der Wiederaufnahme des Klassenkampfes, der breiten Agitation

* Es muß hier hervorgehoben werden, daß Longuet, gemäß seiner Erklärung im »Populaire«, gegen die Verlesung einer mit der Mehrheit gemeinsamen Erklärung war; doch die Mehrheit der Parlamentsopposition erwies sich noch mäßiger als er.

für einen unverzüglichen Friedensschluß und der Wiederaufrichtung — wenn auch gegen den Willen der offiziellen Parteimehrheiten — der internationalen Beziehungen vereinigen den gesamten linken Flügel der Opposition trotz des völligen Mangels einer theoretischen Einheit in der prinzipiellen Frage der Landesverteidigung. Diese politische Geschlossenheit, die den durch die gemeinsame Auflehnung gegen die Politik der „Union sacrée" vereinigten ehemaligen Guesdisten, Anarchosyndikalisten und Jaurèsisten erlaubt, unter der Fahne des Kampfes um den Frieden solidarisch zu kämpfen, führte dazu, daß eine immer beträchtlichere Anzahl lokaler Parteiorganisationen sich als viel »linker« denn ihre parlamentarischen Vertreter erwiesen. »Ebenso«, erklärt Raoul Verfeuil, »wie die parlamentarische Fraktion nicht die Meinung der Mehrheit der Partei ausdrückt, so widerspiegelt auch die Mehrheit der parlamentarischen Opposition nicht die Stimmung der oppositionellen Mehrheit in den Organisationen.« Eine Reihe von Symptomen legt davon Zeugnis ab, daß diese Behauptung der wirklichen Sachlage entspricht.

Angesichts der politischen Zurückhaltung der durch ihre Vergangenheit einflußreichsten Führer der französischen Opposition und angesichts des Umstandes, daß sie den Boden jener, am 4. August 1914 von der ganzen Partei anerkannten Grundprinzipien nicht verlassen, erscheint dieses unaufhaltsame Wachstum und diese — trotz alles Zickzacks — immer stärkere Abkehr von der Mehrheit als eine besonders bedeutungsvolle Tatsache. Die objektiven Gründe der von der französischen Sozialdemokratie durchlebten Krise müssen sehr tief gehen, wenn Elemente, die von einem gemeinsamen Prinzip ausgingen und die bis jetzt fortfahren, es insgesamt in gleicher Weise anzuerkennen, nicht weiter nebeneinander in einer Bewegung bestehen können; wenn Albert Thomas von einer »moralischen Spaltung« sprechen konnte.

Die geistige Krise, die die französische Sozialdemokratie durchlebt, ist insofern lehrreich, als sie ausbrach, ohne irgendwie von einer theoretischen Schule beeinflußt zu werden. Sie stellt das Ergebnis einer unmittelbaren praktischen Erfahrung dar. Und zwar das Resultat einer Erfahrung, die mit der Anwendung eines bestimmten Prinzips unter den günstigsten Bedingungen gemacht worden war. Eine demokratische Staatsform; ein »reiner« Fall der Abwehr einer Invasion; ein im Verhältnis zu anderen Staaten relativ schwacher Einfluß der imperialistischen gegenüber den nationalen Elementen in der Politik. Das waren die Bedingungen der Erfahrung. Und daher liefert der Verlauf dieser Krise den Ideologen der Demokratie das reichste Material für die Prüfung eines bestimmten Systems der Anschauungen vom Anfang bis zum Ende.

Tatsächlich kann man bereits jetzt beobachten, wie die »französische Erfahrung«, die durch diese Krise aufgedeckt wurde, eine Vertiefung und Klärung des Bewußtseins jener sozialistischen Elemente in Italien und England, in der deutschen »Minderheit« und in Rußland wie auch in den neutralen Ländern förderte, zu deren Selbsterkenntnis das Bild der deutschen Erfahrung, der Erfahrung der deutschen »Politik des 4. August« den ersten Anstoß gegeben hatte.

Gemeinschaftsarbeit.

Von **K. Kautsky.**

Karl Emil hat im vierten seiner Artikel über handelspolitische Fragen darauf hingewiesen, daß manche der deutschen Gewerkschafter heute ähnlichen Illusionen über die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit unterliegen wie die englischen Gewerkschafter zur Zeit der Alleinherrschaft des industriellen Kapitals in England. Als Beispiel führte er eine Äußerung des Genossen Kloth an (Neue Zeit, Nr. 4, S. 95).

Dagegen erhebt sich dieser; nicht deshalb, weil man ihn bezichtigt, eine solche Harmonie anzunehmen, sondern deshalb, weil man sie als Illusion bezeichnet. Das könne nur einer jener Theoretiker behaupten, denen die »Kenntnis der realen Wirklichkeit und der Bedürfnisse der Arbeiterklasse abgeht«. In Wirklichkeit mache die Gemeinschaftsarbeit mit den Unternehmern immer weitere Fortschritte, trotz der Theoretiker des Klassenkampfes, und »nach dem Kriege wird die Notwendigkeit der Gemeinschaftsarbeit von Arbeitern und Unternehmern mehr als je gegeben sein«.

Karl Emil ist zurzeit nicht leicht erreichbar. Ich weiß nicht, ob er die Absicht hat, Kloth zu antworten. Aber dieser richtet ja kein Wort gegen Karl Emil im besonderen, sondern schüttet die Schale seines Zornes über die armen Theoretiker im allgemeinen aus. So erwidere ich in deren Namen.

Kloth will zeigen, daß die Harmonie zwischen Arbeit und Kapital wächst. Um die Theorie zu widerlegen, die das Gegenteil erweist, beruft er sich auf die Praxis, die eine ständige Zunahme der »Gemeinschaftsarbeit« von Arbeitern und Unternehmern aufweise. Was versteht er aber dabei unter »Gemeinschaftsarbeit«? Das Arbeiten in gleichem Sinne, in gleicher Richtung? Keineswegs. Es würde ihm schwer fallen, ein derartiges Wachsen der Gemeinschaftsarbeit aufzuzeigen. Kloth sieht »Gemeinschaftsarbeit« schon dort, wo Arbeiter in eine Körperschaft eindringen und in ihr *neben* bürgerlichen Elementen arbeiten. Ob sie in gleichem Sinne wie diese oder in gegensätzlichem tätig sind, macht für die »Gemeinschaftsarbeit«, wie er sie versteht, keinen Unterschied. Die Gemeinschaft wird offenbar schon dadurch hergestellt, daß man im *gleichen Lokal* zusammensitzt. Die Zahl solcher Lokalitäten wächst — Landtage, Gemeinderäte, Gewerbegerichte usw. —, so wächst nach Kloth auch die »Gemeinschaftsarbeit« und damit auch zugleich die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit. Wenn die Opposition in ein Parlament eindringt, so bedeutet das demnach eine Zunahme der Gemeinschaftsarbeit und der Harmonie zwischen Regierung und Opposition, denn beide treffen sich nun im gleichen Saale. Wenn die Theoretiker diese Harmonie leugnen, so rührt das nur daher, daß sie von der »realen Wirklichkeit und den Bedürfnissen der Arbeiterklasse« nichts verstehen.

Aber freilich, die Theoretiker machen sich nach Kloth noch einer anderen Sünde schuldig: sie wollen die Arbeiter verhindern, in diese Körperschaften einzudringen, aus Furcht, sie könnten dort durch die Berührung mit den bürgerlichen Elementen verdorben werden. Wenn die Arbeiter in Parlamente, Gemeindeversammlungen, Gewerbegerichte eingedrungen sind, verdanken sie das bloß den Praktikern, die der schädlichen Abstinenzpolitik der Theoretiker entgegenwirkten.

So behauptet Kloth. Er führt aber nur einen konkreten Fall als Beweis für diese Behauptung an, die Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen. Sie wurde, sagt er, beschlossen, »allen Anathemen zum Trotz, die gerade in der Neuen Zeit, als der wissenschaftlichen Zeitschrift der Partei, gegen die Beteiligung feierlich ausgesprochen wurden«.

Das ist die »reale Wirklichkeit«, wie sie sich im Kopfe eines »Praktikers« spiegelt. Wie steht's aber mit der wirklichen »Wirklichkeit«? Sie sagt, daß die

Neue Zeit den Anstoß gab zur Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen.

Es war der Theoretiker Bernstein, der dort 1893 diese Beteiligung zuerst forderte. Ihm schloß sich der Theoretiker Helphand an, der damals als Unus schrieb, später als Parvus. Ich selbst stimmte mit beiden überein, enthielt mich aber zunächst einer Meinungsäußerung, da ich damals erst drei Jahre lang in Deutschland wirkte und mich daher noch nicht für befugt hielt, in einer so eminent praktischen Frage ein Urteil abzugeben.

Die Anregung fiel bei den Praktikern zunächst auf keinen fruchtbaren Boden. Bebel legte dem Kölner Parteitag eine Resolution vor, die die Beteiligung ablehnte und einmütige Annahme fand.

Aber die Anregung wirkte weiter, und die Idee machte Fortschritte auch in den Kreisen der Praktiker. Als ich im Jahre 1897 die Bernsteinsche Anregung in der Neuen Zeit wiederholte und dieser mir sekundierte, hatten wir mehr Glück. Nun nahmen sie Praktiker wie Auer und Bebel auf und führten sie zum Sieg, auf dem Hamburger Parteitag.

Auer war dort Referent und berichtete über die bisherige ablehnende Haltung der Partei gegenüber den preußischen Landtagswahlen:

»Es kam 1893. Bernstein machte seinen Vorschlag. Ich maß damals der Sache keine Bedeutung bei und habe mit dazu beigetragen, daß der Kölner Beschluß zustande kam. Nicht aus Radikalismus.... Während nun Bernstein und Unus 1893 auf ihrem Standpunkt ganz allein blieben, ist es diesmal, als wieder die Neue Zeit, und zwar ihr Redakteur Karl Kautsky den Vorschlag wiederholte, ganz umgekehrt gewesen. Wir konnten die Beobachtung machen, daß zunächst der Gedanke der Wahlbeteiligung allgemeinste Zustimmung fand und daß erst, als die Frage der Ausführung herantrat, die Meinungen auseinandergingen.«

Unter den Gegnern der Beteiligung auf dem Hamburger Parteitag finden wir, abgesehen von dem Theoretiker Schönlank, nur Praktiker, wie die Genossen Ewald, Robert Schmidt, Körsten usw.

So verhält sich's mit dem einzigen bestimmten Fall, den Kloth als Beweis dafür anführt, daß es stets die Theoretiker waren, die sich dem Eindringen der Arbeiter in die verschiedenen Vertretungskörper des Proletariats widersetzten.

Es ist aber auch völlig unrichtig, wenn er vermeint, die Gegner der Beteiligung hätten ihr widerstrebt, weil sie nicht mit unseren Gegnern innerhalb der gleichen Körperschaft zusammensitzen wollten. Aber wir hatten doch seit jeher Abgeordnete in den Reichstag gewählt, seit langem in den Sächsischen und Bayerischen Landtag. Warum sollte also gerade ihr Aufenthalt im Preußischen gefährlich sein? Nicht darum handelte es sich. Der Unterschied zwischen dem Reichstag und verschiedenen Landtagen einerseits und dem Preußischen Landtag andererseits lag im Wahlrecht. Die große Frage war die, ob wir stark genug seien, aus eigener Kraft Mandate zum Landtag zu erobern. Das war eine rein praktische Frage und eine solche, deren Beantwortung in erster Linie von unserer wirklichen Stärke abhing. Die Wandlung in unserer Haltung gegenüber der Beteiligung wurde nicht durch eine Wandlung unserer theoretischen Auffassung und schon gar nicht durch eine Überwindung der weltfremden Theoretiker durch die weltklugen Praktiker, sondern durch das Wachstum unserer Stärke hervorgerufen. Dies bewirkte es, daß wir uns in einem späteren Zeitpunkt an eine Aufgabe heranwagen durften, in der wir früher jeden Erfolg ausgeschlossen gesehen hatten.

So viel über Kloths praktische Darstellung der Geschichte unserer Partei. Es lohnte sich, länger dabei zu verweilen, weil er da ein Märchen nachspricht, das in den Kreisen der rechtsstehenden Praktiker mit ebensoviel Eifer wie Selbstgefälligkeit kolportiert wird.

Neben seiner eigenartigen Geschichtsdarstellung und der Verwechslung von Arbeit, die in Anwesenheit von Gegnern im gleichen Lokal verrichtet wird, mit

einer auf Intereſſenharmonie beruhenden »Gemeinſchaftsarbeit« bringt Kloth für ſeine Auffaſſung der wachſenden Harmonie nur den Hinweis darauf vor, daß »nach dem Kriege die Notwendigkeit der Gemeinſchaftsarbeit von Arbeitern und Unternehmern mehr als je gegeben ſein wird«.

Kloth meint offenbar, man brauche eine Sache bloß für dringend notwendig zu halten, dann beſitze man auch ſchon die Bürgſchaft, daß ſie kommen werde, und jede andere Auffaſſung ſei die Illuſion von Theoretikern, die von der realen Wirklichkeit nichts wiſſen.

Ach, nach dem Kriege werden für die Proletarier ſehr viele Dinge äußerſt notwendig ſein, ohne daß ſie ſie bekommen; die Unternehmer werden aber ebenfalls vieles als notwendig in Anſpruch nehmen, das ihnen nicht ohne weiteres zufallen wird: aus dieſer Notlage wird aber nicht vermehrte Intereſſenharmonie, ſondern vermehrter Intereſſengegenſatz hervorgehen. Das wird heute ſelbſt von den meiſten bürgerlichen Theoretikern und Politikern, wenn auch ſehr widerwillig, anerkannt. Sollten die gewerkſchaftlichen Praktiker allein ſich dieſer Erkenntnis verſchließen?

Kloth kommt zu dem Ergebnis, nach dem Kriege dürfe es keine Klaſſenkämpfe geben, weil ſie »eine zerrüttete Volkswirtſchaft« zum Ergebnis haben. Kein Zweifel, daß Streiks eine ökonomiſche Belaſtung der Geſellſchaft bedeuten. Aber das ſpricht nicht gegen den Klaſſenkampf, ſondern gegen die kapitaliſtiſche Produktionsweiſe, die dem Proletariat bloß die Wahl läßt zwiſchen dem Klaſſenkampf oder rettungsloſer Verelendung. Dem Proletariat zureden, auf den Klaſſenkampf zu verzichten, heißt ihm bedingungsloſe Unterwerfung unter die Gebote des Kapitals zumuten. Wollen ſich die Praktiker darin von den Theoretikern unterſcheiden?

Kein Zweifel, die Poſition der Gewerkſchaften nach dem Krieg wird eine ſehr veränderte ſein. Mit den alten gewerkſchaftlichen Methoden wird man nicht mehr weit kommen angeſichts des enormen Erſtarkens der Unternehmerverbände, der Zunahme der Frauenarbeit, der ausgedehnten Arbeitsloſigkeit, die nach dem Krieg einſetzen wird. Wollte Kloth nicht mehr ſagen, als daß unter dieſen Umſtänden die bisherigen gewerkſchaftlichen Methoden zu verſagen drohen, dann wäre ſeine Auffaſſung wohl der Unterſuchung wert.

Aber die neuen Tatſachen, die der Krieg nach ſich zieht und die die Poſition der Gewerkſchaften verändern, laſſen nicht ſteigende Intereſſenharmonie erwarten, ſondern eine Verſchiebung des Schwerpunktes im proletariſchen Klaſſenkampf. Er wird energiſcher als je nach dem Kriege betrieben werden, wir haben mit einer tiefgehenden Radikaliſierung der arbeitenden Maſſen zu rechnen. Doch werden ſie ſich mehr als je dem politiſchen Kampfe zuwenden, werden mehr als je ihre Ziele durch die Staatsmacht zu erreichen ſuchen, aber nicht durch eine über ihnen ſchwebende und väterlich für ſie beſorgte Staatsgewalt, ſondern durch eine Staatsmacht, die ſie zu einem Organ ihres Willens machen. Dabei werden die Gewerkſchaften ſelbſt immer mehr politiſiert und radikaliſiert werden.

Die Vertreter der »Gemeinſchaftsarbeit« in Partei und Gewerkſchaft, die gleichzeitig als Vertrauensmänner des kämpfenden Proletariats und des Reichskanzlers, der Arbeiter und der Unternehmer fungieren wollen, geraten dabei immer mehr in die Poſition eines Zirkuskünſtlers, der ſtolz in die Manege hineinſprengt, auf zwei Pferden, mit jedem Fuß auf einem anderen Pferd. Das Band zerreißt, das die beiden aneinander zwängte, ſie fangen an, auseinanderzulaufen, immer verzweifeltere Kapriolen muß der Künſtler ſchneiden, will er ſich behaupten. Gelingt's ihm aber ſchließlich nicht, ſich mit beiden Beinen noch auf das gleiche Pferd zu retten, dann fliegt er unfehlbar in den Sand und kann froh ſein, wenn er nicht das Genick bricht.

Das wird der Ausgang der Gemeinſchaftsarbeit für alle die Praktiker wie die Theoretiker ſein, die ſich ihr heute ergeben haben.

Literarische Rundschau.

G. Gothein, Deutschlands Handel nach dem Kriege. Nr. 4 der »Kriegswirtschaftlichen Zeitfragen«, herausgegeben von Professor Fr. Eulenburg. Tübingen 1916, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 80 Seiten. Preis 1,50 Mark.

Darf man nach der publizistisch-wissenschaftlichen Literatur auf die Stimmung gewisser Gesellschaftskreise schließen, so scheint in handelspolitischen Dingen allmählich eine gewisse Ernüchterung eingetreten zu sein. Vor einiger Zeit durfte kaum jemand wagen, gegen den kommenden Handelskrieg und »Mitteleuropa« aufzutreten; in den letzten Monaten erschallen umgekehrt immer mehr warnende Stimmen, die, auf den Grund dieser Fragen eingehend, die Gefährlichkeit und die direkten wirtschaftlichen Nachteile all der handelspolitischen Kriegsphantasien aufdecken. Eine wichtige Stimme in der gleichen Richtung ist auch die des freisinnigen Abgeordneten Gothein, der bekanntlich die Interessen des deutschen Handels vertritt.

In der angeführten Schrift tritt Gothein entschieden gegen Handelskriege sowie gegen die »mitteleuropäische Zollannäherung« auf. Seine Ausführungen bringen zwar für den Leser der Neuen Zeit keine neuen Gesichtspunkte, sind aber insofern beachtenswert, als sie den dokumentarischen Beweis liefern, daß sich auch in den Ententeländern gewichtige Stimmen gegen einen Handelskrieg erheben. Leider gibt Gothein nicht die Nummern der Zeitungen an, aus denen er seine Zitate bringt, so daß die Nachprüfung dadurch unmöglich ist. Es scheint uns indes, daß die angeführten Zeitungsauslassungen der allgemeinen Tendenz der meisten Zeitungen, aus denen er zitiert, entsprechen.

Interessant ist auch Gotheins Stellung zu den Annexionsproblemen vom handelswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus. Er ist entschieden gegen die Angliederung Polens an die Zentralmächte, da er mit Recht befürchtet, daß Polen dadurch seine Industrie und Deutschland in Polen seinen Absatzmarkt einbüßen würden. Den einzigen Ausweg sieht er in der Selbständigmachung Polens, wobei Polen Zollbevorzugung auf dem russischen Markt eingeräumt werden müsse. Wie wird aber Polen ohne russisches Eisen existieren? Denkt Gothein an eine ewige Zollbevorzugung Polens oder an eine zeitweilige? Wer wird auch in der Zukunft die Interessen Polens in Rußland vertreten, wenn Rußland diese Bevorzugung aufheben sollte? Man sieht, diese Frage scheint nur auf den ersten Blick einfach zu lösen, in Wirklichkeit ist sie höchst kompliziert, und nur die »Umlerner«, die rasch alles verlernt, was sie jemals vom Marxismus erfahren haben, machen sich weiter keine Kopfschmerzen und treten frisch-froh für Annexionen ein.

Noch entschiedener wendet sich Gothein gegen den zollpolitischen Anschluß Belgiens, da er, wie wir schon in der Neuen Zeit ausgeführt haben, ebenfalls einsieht, daß Belgiens Industrie mit Belgiens staatlicher und zollpolitischer Selbständigkeit steht und fällt. Was Gothein wünscht, ist die Wiederholung des Frankfurter Friedensvertrags in erweitertem Umfang, das heißt die Festsetzung der Meistbegünstigung, der offenen Tür in den Kolonien usw. Er beruft sich dabei auf den »Temps«, der behauptet haben soll, daß die Meistbegünstigungsklausel im Frankfurter Friedensvertrag für Frankreich vorteilhaft gewesen wäre. Es kommt aber nicht so viel auf die wirkliche Wirkung dieser Bestimmung an als auf ihre psychologische Wirkung, die sicherlich ungünstig war. Die Kriegshetzer in Frankreich haben diese Bindung des französischen Handels in ihrem Interesse ausgenutzt, und die Schutzzöllner haben, gestützt auf diese Bestimmung, die Regierung zu einer oft sehr schädlichen Handelspolitik gedrängt. Kurz, gerade ein genaues Studium des Einflusses des Artikels 11 des Frankfurter Friedensvertrags führt uns zu der Forderung, die auch Sartorius v. Waltershausen erhebt, daß, wennschon Handelsprobleme auf dem Friedenskongreß erörtert werden, diese nur für eine ganz kurze Übergangszeit gelöst und festgelegt werden soll-

ten, bis die Verhältnisse normal werden. Jede dauernde Bindung der Handelsbeziehungen schädigt beide Seiten. Das scheint Gothein noch zu übersehen. Es ist aber nach seinen durchaus sachlichen Ausführungen zu erwarten, daß er bald diesen Fehler selbst bemerken und öffentlich auch korrigieren wird. Sp.

Felix Salomon, **Der britische Imperialismus.** Leipzig 1916, B. G. Teubner. 223 Seiten. Preis geheftet 3 Mark.

Das Buch ist eine lesenswerte Einführung in die Geschichte der Entstehung des englischen Weltreichs. Der Verfasser entwickelt an der Hand eines reichen geschichtlichen Materials die Grundzüge des englischen Imperialismus — Imperialismus nicht im allgemeinen, modern-wirtschaftlichen, sondern im spezifisch englischen Sinn — in den verschiedenen Epochen. Grundsatz war für den Verfasser: »... Patriotisch ist es aber auch, den Gegner im eigenen Lager aufzusuchen, sein Reich und seine Macht uns vor Augen zu führen, nicht so, wie wir sie uns wünschen, sondern so, wie sie sind, damit wir wissen, wem wir uns gegenüber befinden, und unsere Augen nicht voll Groll vor Dingen verschließen, deren Kenntnis uns nützlich und notwendig ist.... Jegliches Eingehen auf Sorgen der Tagespolitik ist vermieden.« Leider macht der Verfasser im Schlußkapitel der Tagespolitik doch bedenkliche Zugeständnisse. Er lehnt zwar die Ansicht rundweg ab, daß die englische Regierung den Krieg bewußt herbeigeführt habe. Aber er übertreibt durch Anführung des Zeugnisses eines allzu besorgten Engländers die Gefahren des deutschen Wettbewerbs und leistet sich sogar folgende Behauptung: »Es sollte ja allem Anschein nach kein Bündnis zwischen Gleichberechtigten sein (das Chamberlain der deutschen Regierung vorgeschlagen hat), nein, Deutschland sollte auf die Winke der britischen Weltpolitik gehorchen.« Das ist ganz unbeweisbar. Ob Deutschland gehorcht hätte oder nicht, hätte gar nicht von den englischen, sondern von den deutschen Diplomaten abgehangen, ihrer Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit. Gegen Bismarck läßt sich viel einwenden, Motive und Ziele seiner Politik sind nicht die unsrigen. Aber eines hat er verstanden: die Unabhängigkeit der deutschen Politik von fremden Interessen zu wahren. Wenn seine Nachfolger seine »Gedanken und Erinnerungen« geistig besser verarbeitet hätten, so wäre Deutschland nicht in einer Situation in den Krieg gegangen, deren Ausgangspunkt es nicht gewählt hat. So hat sich auch ohne Anlehnung an Großbritannien die Befürchtung erfüllt, die den Verfasser bewegt. Dem Rezensenten schien die Zeit vor dem Kriege gute Aussichten zu eröffnen. England wurde aus der angenehmen Rolle gedrängt, Zünglein an der Wage des europäischen Gleichgewichts zu sein; einmal, weil die Weltpolitik neue Faktoren in die europäische Politik trug und die spezifisch europäischen Konfliktsmöglichkeiten automatisch an Bedeutung verloren; dann, weil die glückliche Zusammenarbeit Deutschlands und Englands im kritischen Jahre 1913 aufs deutlichste gezeigt hatte, daß jede Verständigung der beiden europäischen Vormächte die unruhigen Staaten der beiden Mächtegruppen zur Ruhe zwingt und aus der beherrschenden Rolle reißt, die sie spielen, wenn Deutschland und England im Unfrieden leben. a. h.

Paul Barthel, **Handbuch der deutschen Gewerkschaftskongresse.** Dresden 1916, Druck und Verlag von Kaden & Co. IV und 490 Seiten Kleinoktav. Vereinsausgabe 3,50 Mark.

Wir wollen gleich vorwegnehmen, daß es sich in diesem Bande um eine sehr nützliche und erfreuliche Veröffentlichung handelt. Die allgemeinen deutschen Gewerkschaftskongresse von 1868 bis zu dem Münchener Kongreß, der knapp vor dem Ausbruch des Weltkriegs stattfand, sind in ihren Beschlüssen nach 90 Hauptgesichtspunkten gruppiert, so daß man alles Zusammengehörige an einer Stelle vereinigt und rasch findet dank der alphabetischen Aufeinanderfolge und einem guten

Sachregister. Ein derartiges Hilfsmittel hat schon lange gefehlt, der Wunsch nach einer Veröffentlichung aller heute geltenden Beschlüsse der Gewerkschaftskongresse wurde ja auf dem letzten, 1914 abgehaltenen Gewerkschaftskongreß betont. Es wurde damals von der Generalkommission festgestellt, daß sie schon die Zusammenstellung der Kongreßbeschlüsse beschlossen und auch zur Kenntnis einer Vorstandskonferenz gebracht habe. Wer die Ausführungen des Genossen Legien auf dem Münchener Gewerkschaftskongreß kennt, weiß, daß die von der Generalkommission geplante Arbeit durch das vorliegende Buch noch nicht überflüssig geworden ist, wenn auch durch dieses Buch eine sehr bedeutende Vorarbeit geleistet wurde. Aber auch von anderer Seite und dabei in anderer Weise als vom Genossen Barthel ist der Gedanke eines Handbuchs der Gewerkschaftskongresse erwogen worden. Es sollte in umfassender Weise das Material nicht bloß der allgemeinen Gewerkschaftskongresse, sondern auch der Generalversammlungen aller Verbände einheitlich verarbeitet werden. Diese Arbeit ist in keiner Weise überflüssig gemacht worden durch die erfreuliche Arbeit des Genossen Barthel. Die allgemeinen Gewerkschaftskongresse, deren Beschlüsse ja in noch weit geringerem Maße als die der Parteitage exekutive Gewalt haben, befassen sich, von den Grenzstreitigkeiten der Gewerkschaften abgesehen, doch im wesentlichen nur mit den großen allgemeinen Fragen der Gewerkschaftsbewegung. Sehr wichtige, für das innere Leben und auch für die äußere Wirksamkeit der Gewerkschaften entscheidende Probleme, Methoden, Kampfarten, Beziehungen zwischen Technik und Betriebsweise einerseits, gewerkschaftlicher Politik andererseits, aber auch spezielle Verfassungs- und Finanzfragen der Gewerkschaften und auch wieder zahlreiche Grenzstreitigkeiten, internationale Verbindungen, Abkommen über gemeinsame Aktionen usw. sind nicht oder nicht in entscheidender Weise Gegenstand der Beratungen und Beschlußfassungen der allgemeinen Gewerkschaftskongresse, sondern der Generalversammlungen der einzelnen Berufsverbände. Wer das innere Leben der Gewerkschaften verstehen will, dem werden ja selbst diese Protokolle der Generalversammlungen noch lange nicht genügen. Aber über die Fülle der gewerkschaftlichen Probleme erhält man aus der Kenntnis der Generalversammlungsprotokolle natürlich ein viel lebhafteres und reicheres Bild als aus den Protokollen der allgemeinen Gewerkschaftskongresse.

Wir bedauern, daß Barthel die Charakterisierung der Gewerkschaftskongresse, ihrer verfassungsmäßigen Stellung in der Welt der deutschen Gewerkschaften, ihrer Machtbefugnisse, ihrer Zusammensetzung nicht an die Spitze des Buches gestellt hat. Es wäre gut gewesen, schon in einer Einleitung für jeden einzelnen Kongreß seine Zusammensetzung sowie die Zahl der vertretenen organisierten Mitglieder festzustellen, die Tagesordnungen anzuführen und jedes Kongreßprotokoll bibliographisch, also nach Erscheinungsort und Seitenzahl zu kennzeichnen. Wohl findet man unter dem Schlagwort Gewerkschaftskongresse viele dieser Angaben. Aber da man überhaupt fragen kann, ob die alphabetische Reihenfolge die richtige Ordnung für das Buch war, so kann man auch den Wunsch haben, daß das Kapitel über die Gewerkschaftskongresse zum mindesten, und zwar mit einigen Ergänzungen wie der Charakterisierung der Protokolle an die Spitze des Buches gestellt werde. Zu den einzelnen Kongreßbeschlüssen wäre es wichtig gewesen, auch die Stellen in dem betreffenden Kongreßprotokoll und den durch die Seitenzahl zu kennzeichnenden Umfang der Debatte, die der Beschlußfassung vorherging, anzuführen. Barthel muß bei einzelnen Fragen über den Kreis der allgemeinen Gewerkschaftskongresse hinübergreifen, so Parteitagsbeschlüsse mit heranziehen.

Trotzdem manches in dem Buche anders zu wünschen gewesen wäre und in einer vielleicht bald notwendigen zweiten Auflage anders gestaltet werden kann, begrüßen wir das Handbuch als ein nützliches Hilfsmittel für jeden, der sich mit dem Wesen der deutschen Gewerkschaften, mit ihrer Entwicklung und ihren grundsätzlichen Auffassungen beschäftigt. Das Buch wird seinen Wert behalten, wenn auch die Generalkommission mit ihrer auf dem Münchener Gewerkschaftskongreß

angekündigten Veröffentlichung kommen wird und wenn der große Plan einer Verarbeitung aller Protokolle von Gewerkschaftskongressen der allgemeinen, der Verbände und auch, was geschichtlich nicht unwichtig ist, der durch zentrale Vertrauensleute verbundenen Lokalorganisationen ausgeführt werden sollte. ad. br.

Teubners Kriegstaschenbuch. Herausgegeben von Ulrich Steindorf. Leipzig und Berlin 1916, Verlag von B. G. Teubner.

Ein gutes Nachschlagebuch, das die wichtigsten militärischen, politischen und wirtschaftlichen Kriegsereignisse übersichtlich gruppiert. Kleine Irrtümer, so über die staatsrechtliche Struktur der österreichisch-ungarischen Monarchie, die, um mit Kürenberger zu reden, nur ein gelernter Österreicher versteht, sind entschuldbar und werden in folgenden Auflagen, die wir dem fleißigen Buche wünschen, wohl ausgemerzt werden. Von besonderem Werte sind die knappen Erläuterungen militärischer und technischer Art. Wer gewohnt ist, den Gang des Krieges auf der Karte zu verfolgen, wird sich dabei durch das Verzeichnis wichtigster Orte unterstützt sehen. Herausgeber und Verlag haben ein Bedürfnis zur Zufriedenheit befriedigt. Anton Hofrichter.

Notizen.

Englands Handel im ersten Halbjahr 1916 erreichte im Vergleich mit demselben Zeitabschnitt von 1914 und 1915 folgende Ausdehnung in Millionen Pfund Sterling:

Einfuhr

Aus den	1914	1915	1916
verbündeten Staaten	58,7	34,4	35,3
britischen Besitzungen	106,5	142,6	153,7
neutralen Staaten	210,7	252,1	285,2
Zusammen	375,9	429,1	474,2

Die Einfuhr aus den britischen Besitzungen stieg von 1914 bis 1916 im ersten Halbjahr am stärksten aus Kanada (9,9 auf 23,4 Millionen Pfund Sterling), Ostindien (22,6 auf 40,8 Millionen) und Ägypten (11,9 auf 16,2 Millionen). Bei der Einfuhr aus den neutralen Ländern entfiel der Löwenanteil des Wachstums auf die Vereinigten Staaten (70,4 auf 152,8 Millionen).

Es betrug im ersten Halbjahr in Millionen Pfund Sterling:

Ausfuhr

Nach den	1914	1915	1916
verbündeten Staaten	43,6	48,2	71,9
britischen Besitzungen	99,2	70,8	88,8
neutralen Staaten	112,7	64,6	81,0
Wiederausfuhr	59,2	51,4	54,1
Zusammen	314,7	235,0	295,8

Der Wert der Ausfuhr Englands ging also im ersten Kriegsjahr erheblich zurück, hat sich aber seitdem wieder so gehoben, daß er im ersten Halbjahr 1916 fast den Stand von 1914 erreichte. Der Einfluß des Krieges tritt viel mehr zutage im Wachsen des Wertes der Einfuhr, der von 1914 bis 1916 im ersten Halbjahr um fast 100 Millionen Pfund Sterling, 2 Milliarden Mark gestiegen ist. Der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr, der im Friedenshalbjahr 1914 61,2 Millionen Pfund Sterling ausmachte, stieg im nächsten Halbjahr auf 194,1 Pfund und sank 1916 nur unerheblich, auf 178,4 Millionen. Bezahlt wurde der Überschuß teils mit gestiegenen Reedereigewinnen, teils durch Abgabe von ausländischen Wertpapieren, zum Teil auch durch Anleihen im Ausland.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Warm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 13 Ausgegeben am 29. Dezember 1916 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Sozialdemokratische Anschauungen über den Krieg vor dem jetzigen Kriege.

Von K. Kautsky.

1. Die Landesverteidigung.

Die Darstellung jener Anschauungen über die gebotene Haltung im Kriege, die vor dem Ausbruch des jetzigen in unseren Reihen herrschten, kann wohl nicht von entscheidendem Einfluß auf unsere heutige Haltung sein, da sie weder die besonderen Umstände zu berücksichtigen vermag, die den Krieg diesmal herbeiführten, noch die besonderen Erfahrungen, die er gezeitigt hat. Aber sie braucht doch nicht jedes praktischen Interesses zu entbehren und rein akademisch zu bleiben. Das Studium früherer Diskussionen vermag sehr wohl unseren Blick für die Erscheinungen der Gegenwart zu schärfen. Natürlich ist das meiste von dem, was hier dargelegt werden soll, bereits bekannt. An Zitierungen von Worten unserer Meister über den Krieg ist kein Mangel. Aber sie werden nur zu oft in einem Sinne gebraucht, der in schroffem Widerspruch zu ihren wirklichen Anschauungen steht.

Sie noch einmal zu zergliedern und auf ihren wirklichen Inhalt zu prüfen, ist noch immer eine nichts weniger als überflüssige Arbeit.

Bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges machte noch die große Masse der Parteigenossen in allen Ländern ihre Stellung zum Kriege abhängig davon, ob er ein Angriffs- oder ein Verteidigungskrieg sei. Sie verurteilten den Angreifer, traten zu ihm in Opposition und unterstützten den Angegriffenen. Das war der Standpunkt, den bekanntlich Bebel auf dem Essener Parteitag bei seiner Auseinandersetzung mit mir vertrat. Der gleichen Auffassung war Jaurès. Am 7. September 1907 erstattete er vor einer Pariser Versammlung Bericht über den internationalen Kongreß von Stuttgart. Da sagte er:

> Der internationale Kongreß hat zweierlei verkündet: zunächst die Selbständigkeit aller Völker. Die Freiheit eines jeden Landes sei unverletzlich, und überall müßten sich die Proletarier organisieren, um die notwendige Unabhängigkeit der Völker gegen jede Gewalttat und jeden Angriff zu *verteidigen*. Zugleich mit dieser Unverletzlichkeit der Völker verkündete der internationale Kongreß auch die Pflicht der Proletarier aller Länder, sich zu organisieren, um den Frieden aufrechtzuhalten.

Auch Marx erkannte diesen Standpunkt an. Als er 1870 anfänglich auf die deutsche Seite neigte, begründete er dies damit, daß Deutschland der angegriffene Teil sei, einen Verteidigungskrieg führe.

Darauf legte er großen Wert. Als nach Ausbruch des Krieges Londoner Demokraten, deutsche und französische, eine Adresse über den Krieg veröffentlichen wollten, lehnte Marx es zuerst ab, sie zu unterzeichnen.

Über den Grund seiner Ablehnung berichtete er am 3. August 1870 an Engels:

Ich las das ganze Zeug — schwach, phrasenhaft und aus Courtoisie gegen die Franzosen, die mit ihm (dem Demokraten Oswald) handeln, nicht einmal der defensive Charakter des Krieges auf seiten der Deutschen (ich sage nicht Preußen) angedeutet.[1]

Schließlich ließ er sich doch herbei, die Adresse zu unterzeichnen, unter der Bedingung,

daß eine Phrase, welche den defensiven Charakter des Krieges auf seiten der Deutschen, wenn auch in der bescheidensten und diplomatischsten Weise andeutet, hineingesetzt wird.

In der ersten Adresse der Internationale über den Krieg betonte Marx: »Von deutscher Seite ist der Krieg ein Verteidigungskrieg.« Allerdings fügte er hinzu:

Erlaubt die deutsche Arbeiterklasse dem gegenwärtigen Krieg, den streng defensiven Charakter aufzugeben und in einen Krieg gegen das französische Volk auszuarten, so wird Sieg oder Niederlage gleich unheilvoll.

Dieser Standpunkt darf nicht ohne weiteres gleichgesetzt werden dem der sogenannten Landesverteidigung, der dahin geht, daß wir das Vaterland nicht im Stich lassen, wenn es bedroht ist.

Vor allem muß man sich hüten, die militärische Aktion der Landesverteidigung mit der politischen Unterstützung der kriegführenden Regierung zu vermengen. Nur letztere stand bei unseren Diskussionen in Frage. Den Militärstreik haben weder Bebel, noch Marx, noch sonst ein Parteigenosse je gefordert. Auch 1870 nicht, als unsere Partei geschlossen die zweiten Kriegskredite verweigerte.

Die militärische Pflicht der Landesverteidigung ist in den Ländern, in denen die Sozialdemokratie die allgemeine Wehrpflicht anerkennt, kein Problem für sie. Sie ist eines nur in den angelsächsischen Ländern, wo die Freiwilligkeit des Kriegsdienstes bisher bestand, zum Teil noch besteht und von vielen Parteigenossen verfochten wird.

Auch bei der Untersuchung der Frage, ob der Krieg ein Angriffs- oder ein Verteidigungskrieg sei, muß man sich davor hüten, das militärische und das politische Moment miteinander zu verwechseln. Es ist eine Frage der Kriegskunst, ob die Armee bessere Erfolge erzielt, wenn sie angreift oder wenn sie den Angriff abwartet. Ob unter den gegebenen Verhältnissen die Offensive oder die Defensive vorteilhafter ist, haben die Kriegsleute zu beurteilen. Ihre Entscheidung ist ganz unabhängig von der Frage, ob die eigene Regierung oder die des Gegners durch ihre Politik den Krieg hervorgerufen und dem anderen Teil aufgezwungen hat.

Der Charakter dieser Politik wurde als bestimmend angesehen für die Frage, ob der Krieg ein Angriffs- oder ein Verteidigungskrieg ist. Wenn eine Regierung einer anderen Regierung oder einem anderen Volk als dem eigenen ihren Willen aufzwingen will und deshalb zum Kriege greift, um den fremden Widerstand zu brechen, so führt sie einen Angriffskrieg, der andere Teil einen Verteidigungskrieg. Das schließt keineswegs aus, daß, nachdem einmal der Krieg eröffnet worden, der politisch Angegriffene militärisch die Offensive ergreift und den politischen Angreifer militärisch in die Defensive drängt.

[1] Briefwechsel, IV, S. 309.

Darauf machte Marx 1870 aufmerksam in einem Brief an Engels (17. August). Er schrieb dort:

Kugelmann verwechselt einen defensiven Krieg mit defensiven militärischen Operationen. Also wenn ein Kerl mich auf der Straße überfällt, so darf ich nur seine Hiebe parieren, aber nicht ihn niederschlagen, weil ich mich damit in einen Angreifer verwandeln würde. Der Mangel an Dialektik guckt allen diesen Leuten aus jedem Wort heraus.

Das gilt leider auch heute noch. Das politische und das militärische Denken läuft immer bei vielen durcheinander, wenn sie daran gehen, die Stellung der Partei zum Krieg zu untersuchen.

In seiner Rede vor der Reichskonferenz am 22. September 1916 polemisierte David gegen Haase, der die Frage der Bewilligung der Kredite für eine politische erklärte.

David erklärte:

Haase sagt, die Frage war, wie stellst du dich zur Regierung, als der Krieg da war? Nein, da war die Frage, wie stellst du dich zu deinem Volke? (Stürmischer Beifall bei der Mehrheit.)

Das, was alle Klassen des Volkes im Kriege zu einer Einheit zusammenfaßt, das ist nicht die Politik, sondern die militärische Aktion.

Anders als David motivierten Bebel und Liebknecht 1870 ihre Haltung in der Frage der Kriegskredite. Sie sagten:

Die zur Führung des Krieges dem Reichstag abverlangten Geldmittel können wir nicht bewilligen, weil dies ein Vertrauensvotum für die preußische Regierung wäre, die durch ihr Vorgehen im Jahre 1866 den gegenwärtigen Krieg vorbereitet hat.

Ebensowenig können wir die geforderten Geldmittel verweigern, denn es könnte dies als Billigung der frevelhaften und verbrecherischen Politik Bonapartes aufgefaßt werden.

Also die Stellung zur Regierung, nicht die Stellung zum Volke; die politische Haltung der Regierung, nicht die militärische Situation des Landes zogen Bebel und Liebknecht in Betracht, als sie über die Kriegskredite entschieden.

Ihre Stellung zum Angriffskrieg ging aus ihrer Überzeugung hervor, daß eine Politik, die ein anderes Volk vergewaltigen wolle, stets zu bekämpfen sei. Ihre Anerkennung des Verteidigungskriegs entsprang der Erwägung, daß es ein Recht, ja die Pflicht eines Volkes sei, sich mit aller Kraft gegen jede Vergewaltigung durch die Politik einer Regierung zu wehren, sei es die eigene oder eine fremde.

Dieser politische Standpunkt fällt nicht zusammen mit dem militärischen der Landesverteidigung, die einzugreifen hat, sobald das Land in einen Krieg verwickelt ist.

Noch eine Verwechslung ist zu erwähnen, die der Ausdruck »Landesverteidigung« nahelegt. Identifiziert man sie auf der einen Seite mit der Form des Verteidigungskriegs im politischen Sinne, so setzt man sie andererseits leicht gleich der militärischen Abwehr der feindlichen Invasion in einem bestimmten Gebiet. Die Invasion ist der schrecklichste der Schrecken, der alle Klassen entweder gleichmäßig trifft oder, soweit er unterschiedlich wirkt, den arbeitenden Klassen noch Gräßlicheres auferlegt als den Besitzenden. Sie alle sind in gleicher Weise an der militärischen Abwehr der Invasion interessiert.

Das übt die tiefste Wirkung auf die Massenpsychologie aus, und jeder Politiker muß mit ihr rechnen. Aber das darf doch nicht bestimmend werden für seine Haltung gegenüber der Politik, die die Regierung im Kriege durchzusetzen sucht.

Angesichts aller dieser Verwechslungen, die das Wort »Landesverteidigung« nahelegt, ist es nicht sehr zweckmäßig, wenn man die Frage der Stellung unserer Partei zum Kriege als Frage nach der Stellung zur Landesverteidigung formuliert oder wenn man die Anschauungen von Marx und Bebel über die Notwendigkeit, in einem Verteidigungskrieg die Kriegführung politisch zu unterstützen, als Notwendigkeit der politischen Unterstützung der Landesverteidigung bezeichnet. Der Gebrauch des Ausdrucks »Landesverteidigung« in den Diskussionen über diese Fragen führt unversehens zur Konfusion und verleitet dazu, unseren Vorkämpfern Anschauungen zuzuschieben, die sie ablehnten.

Das Kriegsglück ist höchst wandelbar, der politische Angreifer muß keineswegs der militärische Sieger sein, und wer einmal gesiegt hat, braucht deshalb noch lange nicht am Ende siegreich aus dem Kriege hervorzugehen. Selbst nach den vernichtenden Schlägen der Schlachten um Metz und Sedan hätten die deutschen Armeen vor Paris in bedenkliche Situationen kommen können, wenn die Machthaber in Paris die Energie und Courage besessen hätten, die proletarischen Massen der Riesenstadt mit ausreichenden Waffen und militärischer Schulung zu versehen, und wenn auch nur eine der Entsatzarmeen einigen Erfolg gehabt hätte. Hinterdrein erkennt man wohl, daß der französische Widerstand jener Zeit von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Aber solange der Krieg weiter ging, schien das selbst sachkundigen Beobachtern keineswegs so ausgemacht. Und dabei sind so vernichtende Schläge wie die des Deutsch-Französischen Krieges von 1870 nicht so häufig in der Kriegsgeschichte.

Solange ein Land im Kriege steht, ist es demnach in seiner Sicherheit bedroht, ist das »Ziel der Sicherung« nicht erreicht, ganz gleich, ob es einen Verteidigungs- oder Angriffskrieg führt, ob die Politik seiner Regierung unsere Billigung findet oder nicht. Das Ziel der Sicherung wird erst an dem Tag erreicht, an dem der Friede geschlossen ist. Deutet man also den Grundsatz der Landesverteidigung in dem Sinne einer Verpflichtung, die eigene Regierung politisch so lange zu unterstützen, als dem Lande vom Feinde militärische Gefahr droht, so ergibt sich daraus tatsächlich die Verpflichtung, die kriegführende Regierung im eigenen Lande für die ganze Kriegsdauer, unter allen Umständen zu unterstützen, mag die Regierung den Krieg hervorgerufen haben oder angegriffen worden sein, mag ihre Politik völlig verfehlt sein und den Krieg verlängern oder nicht.

Das war keineswegs die Auffassung der Marx und Engels, Bebel und Liebknecht. Die Forderung, die sie aufstellten, erhoben sie nicht im Namen des besonderen nationalen Interesses des eigenen Landes, sondern im Namen der internationalen Demokratie. Diese verlangte die Achtung vor dem Selbstbestimmungsrecht eines jeden Volkes und die Abwehr jeder Vergewaltigung. Daraus ergab sich aber für sie nicht bloß die Pflicht zur Verteidigung für das angegriffene Volk und die Pflicht für die Sozialisten im Lande, dabei mitzutun, politisch ebenso wie militärisch. Es ergab sich daraus auch die Pflicht für die Sozialisten im Lande des Angreifers, ihrer Regie-

rung auf das entschiedenste entgegenzutreten. Ja, noch mehr! Entschiedene Parteinahme für den Angegriffenen, gegen den Angreifer wurde zur Pflicht der gesamten Internationale, also auch der Neutralen, die militärisch am Kampfe nicht teilnahmen. Nichts lächerlicher als die Behauptung, die Neutralität verbiete nicht nur das bewaffnete Einmischen in den Kampf, sondern auch das Fällen eines jeden Urteils über die kriegführenden Regierungen. Eine jede Kritik an ihnen sei eine Verletzung der Neutralität und Internationalität.

In Fällen, in denen es klar zutage lag, welche Seite der Angreifer sei und welche der Angegriffene, führte diese Auffassung also nicht zur Zerreißung des internationalen Zusammenhanges der sozialistischen Parteien. Dagegen mußte diese Zerreißung unter allen Umständen notwendigerweise eintreten, wenn die Sozialisten sich auf den Standpunkt der Landesverteidigung in dem Sinne stellten, daß sie die eigene Regierung stets politisch zu stützen hätten, sobald sie das Vaterland im Kriege bedroht sähen.

Der Umstand, daß 1870 in der Kriegsfrage nach kurzem Schwanken die Internationale geschlossen dastand, beweist schon, daß Marx und Engels, Bebel und Liebknecht nicht auf dem Boden der Landesverteidigung im obigen Sinne standen.

Ihre Auffassung war die vorherrschende unter den Sozialisten der ganzen Welt bis zum Ausbruch des Krieges, und sie ist jetzt noch unter ihnen weit verbreitet, namentlich unter denen Frankreichs. Und da diese die Mittelmächte als die Urheber des jetzigen Krieges betrachten, fühlten sie sich vor der Internationale gerechtfertigt, wenn sie an der Verteidigung ihres Landes teilnahmen, nicht bloß militärisch, was selbstverständlich, sondern auch politisch. Der Standpunkt, auf den sie sich stellen, widerspricht keineswegs den bisherigen Grundsätzen der Internationale. Damit ist freilich noch nicht bewiesen, daß die Resultate richtig sind, zu denen sie kommen. Und damit, daß das bei den französischen Sozialisten heute noch verbreitete Kriterium der Unterscheidung von Angriffs- und Verteidigungskrieg den bisherigen Grundsätzen der Internationale entspricht, ist auch noch nicht gesagt, daß es unter allen Umständen ausreicht.

2. Das proletarische Gesamtinteresse.

Der Bebelschen Unterscheidung von Angriffs- und Verteidigungskrieg trat ich schon 1907 auf dem Essener Parteitag entgegen. Ich führte dort aus:

Meiner Ansicht nach können wir uns nicht darauf festlegen, jedesmal, wenn wir überzeugt sind, daß ein Angriffskrieg droht, die Kriegsbegeisterung der Regierungen zu teilen. Bebel meint allerdings, wir seien heute schon viel weiter als 1870, wir könnten heute schon in jedem Falle genau unterscheiden, ob ein wirklicher oder ein vermeintlicher Angriffskrieg vorliegt. Ich möchte diese Verantwortung nicht auf mich nehmen. Ich möchte nicht die Garantie übernehmen, daß wir in jedem Falle schon eine solche Unterscheidung genau treffen können, daß wir stets wissen werden, ob eine Regierung uns hinters Licht führt oder ob sie wirklich die Interessen der Nation gegenüber einem Angriffskrieg vertritt.

Aber abgesehen davon frage ich, ob denn unter allen Umständen die Sozialdemokratie jedes Landes unter allen Umständen verpflichtet ist, in einem wirklichen Verteidigungskrieg[2] mitzumachen. Wenn zum Beispiel Japan Rußland angegriffen hätte, waren da die russischen Sozialdemokraten zur Verteidigung ihrer

[2] Im Protokoll steht versehentlich »Angriffskrieg«.

Nation gezwungen, die Regierung zu unterstützen? Sicherlich nicht! Wir haben uns nicht von dem Gesichtspunkt leiten zu lassen, ob Angriffs- oder Verteidigungskrieg, sondern davon, ob ein proletarisches oder demokratisches Interesse in Gefahr ist. Denken wir zum Beispiel an Marokko. Gestern war die deutsche Regierung aggressiv, morgen ist's die französische, und wir können nicht wissen, ob es übermorgen nicht die englische ist. Das wechselt fortwährend. Marokko aber ist niemals das Blut eines einzigen Proletariers wert. Wenn ein Krieg um Marokko ausbricht, müßten wir ihn entschieden ablehnen, auch wenn wir die Angegriffenen wären.

In Wirklichkeit handelt es sich im Falle eines Krieges für uns nicht um eine nationale, sondern um eine internationale Frage; denn ein Krieg zwischen zwei Großstaaten wird zum Weltkrieg, er berührt ganz Europa und nicht bloß zwei Länder allein.

Die deutsche Regierung könnte aber auch eines Tages den deutschen Proletariern weismachen, daß sie die Angegriffenen seien, die französische Regierung könnte das gleiche den Franzosen weismachen, und wir hätten dann einen Krieg, in dem deutsche und französische Proletarier mit gleicher Begeisterung ihren Regierungen nachgehen und sich gegenseitig morden und die Hälse abschneiden.

Das muß verhütet werden, und das wird verhütet, wenn wir nicht das Kriterium des Angriffskriegs anlegen, sondern das der proletarischen Interessen, die gleichzeitig internationale Interessen sind.

Ich habe den wesentlichsten Teil meiner Rede ausführlich wiedergegeben, weil sie so ziemlich alle Einwände umfaßt, die ich gegen die Bestimmung unserer Politik im Kriege durch die Unterscheidung von Angriffs- und Verteidigungskrieg zu erheben habe.

Einem meiner wichtigsten Einwände begegnete freilich Jaurès in einer Versammlung, in der er über den Stuttgarter Kongreß wenige Tage vor dem Essener Kongreß referierte. Er führte dort aus, die Schwierigkeit, herauszufinden, wer in einem gegebenen Moment der Angreifer sei oder der Angegriffene, falle weg, wenn man im Falle eines Zwiespalts zwischen zwei Staaten von ihnen fordere, daß sie sich der Entscheidung eines Schiedsgerichts unterwerfen:

Mit dieser Regel, mit dieser Aufforderung zu obligatorischer Anrufung eines Schiedsgerichts, die der internationale Kongreß in Stuttgart beschlossen hat, vereinfachen sich alle Fragen.[3] Es ist nicht mehr notwendig, in der Verwicklung der Ereignisse und der Geheimniskrämerei der Regierungen danach zu forschen, welche

[3] Die Stuttgarter Resolution lautet in diesem Punkt in der französischen Fassung viel präziser als die deutsche.

Deutsch heißt es:

»Der Kongreß ist der Überzeugung, daß unter dem Druck des Proletariats durch eine ernsthafte Anwendung des Schiedsgerichts an Stelle der kläglichen Veranstaltungen der Regierungen die Wohltat der Abrüstung den Völkern gesichert werden kann.«

Hier erscheint das Schiedsgericht bloß als Mittel, die Abrüstung herbeizuführen.

Der französische Text dagegen lautet:

„Le congrès est convaincu en outre, que sous la pression du prolétariat, la pratique sérieuse de l'arbitrage international se substituera pour tous les litiges aux pitoyables tentatives des gouvernements bourgeois et qu'ainsi pourra être assuré aux peuples le bienfait du désarmement général."

Zu deutsch:

»Der Kongreß ist überdies der Überzeugung, daß unter dem Drucke des Proletariats eine ernsthafte Anwendung der internationalen Schiedsgerichte *in allen*

Regierung der Angreifer ist und welche der Angegriffene. Der Angreifer, der Feind der Zivilisation, der Feind des Proletariats, wird jene Regierung sein, die das Schiedsgericht ablehnt und dadurch die Menschen zu blutigen Konflikten drängt.

Gegen die Regierung, die das Schiedsgericht ablehnt, forderte Jaurès die Anwendung der schärfsten Mittel.

Dieser Auffassung wurde er später nicht untreu. Als der Weltfriede durch den Konflikt Österreichs mit Serbien bedroht war, begrüßte Jaurès mit Freuden den Vorschlag Greys, den Streitfall schiedsgerichtlich zu erledigen, einen Vorschlag, den die französische Regierung akzeptierte.

In Brüssel sagte Jaurès am 29. Juli 1914:

Wir französischen Sozialisten haben eine sehr einfache Pflicht. Wir brauchen nicht unserer Regierung eine Politik des Friedens zu gebieten, denn sie übt bereits diese Politik. Ich bin niemals davor zurückgeschreckt, auf mein Haupt den Haß unserer Chauvinisten zu lenken durch mein hartnäckiges Streben nach einer Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland, ein Streben, das nie erlahmen wird. Da habe ich das Recht, zu sagen, daß in dieser Stunde die französische Regierung den Frieden will und an der Erhaltung des Friedens arbeitet. — Die französische Regierung ist der beste Friedensalliierte der bewunderungswürdigen englischen Regierung, die die Initiative zur Verständigung ergriffen hat. Und sie erteilt Rußland Ratschläge im Sinne der Klugheit und Geduld.

Nicht ganz sicher zeigte er sich darüber, ob nicht die russische Regierung doch die bewaffnete Intervention einer schiedsrichterlichen Lösung vorziehen würde. In diesem Falle dürfe Frankreich sich durch einen Bündnisvertrag nicht gebunden fühlen.

Anders als Jaurès faßt W. Heine die Idee der Anrufung des Schiedsgerichts auf. In einem Artikel der »Internationalen Korrespondenz« über »Verständigung« vom Februar 1916 sprach er

von der Blindheit dagegen, daß der Appell an das Haager Schiedsgericht den Feinden Deutschlands und Österreichs Zeit geben sollte, ihre Rüstungen in Ruhe zu vollenden, um dann erst recht vernichtend über uns herfallen zu können.

Heine kam in dem Artikel zu dem Schluß, jede Verständigung mit den französischen Sozialisten sei unmöglich. Die vorgeführten Zitate zeigen, daß

Zwistigkeiten die kläglichen Versuche der bürgerlichen Regierungen ersetzen wird und daß auf diese Weise den Völkern die Wohltat der Abrüstung gesichert werden kann.«

Die französische Fassung gibt einen weit besseren Sinn als die deutsche. Sie fordert die Schiedsgerichte zunächst zur Entscheidung aller internationalen Streitfälle und erwartet davon dann die Ermöglichung der internationalen Abrüstung. Die Entscheidung der Streitfälle, die wesentliche Funktion des Schiedsgerichts, ist merkwürdigerweise im deutschen Text verloren gegangen.

Auch sonst unterscheidet sich dieser nicht vorteilhaft vom französischen. So lautet der Anfang des Schlußsatzes der Resolution im deutschen Protokoll:

»Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, ist es die Pflicht, für dessen rasche Beendigung einzutreten.«

Französisch:

„Au cas ou la guerre éclaterait néanmoins, ils ont le devoir de s'entremettre pour le faire cesser promptement."

Das heißt:

»Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, ist es ihre (der Arbeiterklasse und ihrer parlamentarischen Vertreter) Pflicht, sich ins Mittel zu legen, um seine rasche Beendigung herbeizuführen.«

auch jede Verständigung zwischen Heine und Jaurès ausgeschlossen gewesen wäre.

Die Jaurèssche Auffassung entkräftete insofern etwas von dem Einwand, den ich Bebel entgegenhielt, als sie in manchen Fällen die Unsicherheit vermindern konnte, die über die Frage auftauchen mochte, wer der Angreifer sei und wer der Angegriffene. Aber das genügte nicht. Ich hatte darauf hingewiesen, daß es Fälle geben könne, in denen das Interesse des internationalen Proletariats, der Entwicklung der Welt, es verbiete, sich auf die Seite eines bestimmten Staates zu stellen, selbst wenn er der Angegriffene sei.

Endlich kommt noch die Erwägung in Betracht, daß die Frage, ob der Krieg ein Angriffskrieg sei oder nicht, nur für die Stellungnahme zur Zeit seines Ausbruchs bestimmend werden kann. Ist aber der Krieg ein Produkt der Politik, ein Mittel, eine bestimmte Politik durchzusetzen, so wirkt doch sein Verlauf wieder auf die Politik zurück, und er kann sie, damit aber auch unsere Stellung zu ihr gründlich ändern. Wird der Angreifer besiegt, so können in dem Angegriffenen Absichten wach werden, die er ursprünglich nicht hegte, und die auf Vergewaltigung oder Verstümmelung des Staates hinauslaufen, von dem der Angriff ausging. Aus dem Angegriffenen wird in diesem Falle ein Eroberer.

Neue Kriegsziele können im Laufe eines Krieges auftauchen, ganz verschieden von jenen, die ihn entzündeten. Die Stellungnahme ihnen gegenüber kann nicht durch Beantwortung der Frage entschieden werden, wer am Kriegsausbruch Schuld trage. Sie müssen unabhängig davon geprüft werden.

Für ihre Beurteilung kann bei einem internationalen Sozialisten natürlich nur das Interesse des internationalen Gesamtproletariats in Betracht kommen. Als internationaler Sozialist ist jeder zu betrachten, der auf dem Standpunkt des Kommunistischen Manifests steht. Dieses erklärt von den »Kommunisten«:

> Daß sie ... in den verschiedenen nationalen (das heißt sich innerhalb einer Nation abspielenden. K.) Kämpfen der Proletarier die gemeinsamen, von der Nationalität unabhängigen Interessen des gesamten Proletariats hervorheben und zur Geltung bringen.

Dieser Standpunkt schließt keineswegs die Untersuchung darüber aus, wer der Angreifer und wer der Angegriffene ist. Die Entscheidung dieser Frage ist vielmehr von Bedeutung, namentlich dann, wenn die Regierung, die beim Ausbruch des Krieges bestand, ihn auch weiterhin führt. Es ist doch nichts weniger als gleichgültig, die Qualitäten der kriegführenden Regierung zu kennen. Aber die Frage, wer den Krieg hervorgerufen hat, ist nicht das einzige und nicht das entscheidende Moment für unsere Stellungnahme. Weit wichtiger wird unsere Stellung zu den Kriegszielen, zu der Frage, wie weit sie den Frieden hinausschieben, wie weit sie seine Herbeiführung beschleunigen; wie weit sie das gedeihliche Zusammenleben der Völker nach dem Kriege und damit die Dauer des Friedens begünstigen oder hemmen; wie weit sie die gesellschaftliche Entwicklung der Welt erleichtern oder lähmen.

Das werden die wichtigsten Fragen für die Politik der Sozialdemokratie im Kriege. Sie werden durch die Entscheidung der Schuldfrage nicht im ge-

ringsten ihrer Beantwortung nähergerückt. Sie haben erst recht nichts mit der Frage der »Landesverteidigung« zu tun.

Unsere Meister haben die Frage, ob Angriffs-, ob Verteidigungskrieg, nie zur allein entscheidenden gemacht, sondern stets sich auch gefragt, welcher Kriegsausgang die internationale soziale und politische Entwicklung am besten fördern würde. Danach bestimmten sie in Fällen, in denen es sich nur um Sieg oder Niederlage handeln konnte, ihre Haltung gegenüber den Kämpfenden. Die Frage des Angriffskriegs spielte dabei nur ergänzend mit.

So schrieb Marx zum Beispiel am 20. Juli 1870 an Engels:

Die Franzosen brauchen Prügel. Siegen die Preußen, so wird die Zentralisation der Staatsgewalt nützlich der Zentralisation der deutschen Arbeiterklasse.

Hier läßt sich also Marx durch die Erwägung bestimmen, welcher Kriegsausgang dem Proletariat am förderlichsten wäre.

Aber man würde sich irren, wenn man annähme, daß Marx nun die ganze Dauer des Krieges hindurch den Sieg der »Preußen« und »Prügel für die Franzosen« wünschte.

Schon in der ersten Adresse des Generalrats über den Deutsch-Französischen Krieg vom 23. Juli äußerte er Bedenken über die möglichen Folgen eines deutschen Sieges. Wir haben oben bereits auf den Satz hingewiesen:

Erlaubt die deutsche Arbeiterklasse dem gegenwärtigen Krieg, seinen streng defensiven Charakter aufzugeben und in einen Krieg gegen das französische Volk auszuarten, so wird Sieg oder Niederlage gleich unheilvoll.

Als dann die französischen Niederlagen kamen und der Krieg von deutscher Seite ein Eroberungskrieg wurde, stellte sich Marx mit voller Entschiedenheit auf die Seite Frankreichs, in der zweiten Adresse des Generalrats vom 9. September.

Daraus ist natürlich nicht zu schließen, Marx habe in einem haltlosen Opportunismus seine Stellung von Fall zu Fall geändert und von der militärischen Lage abhängig gemacht.

Sein Standpunkt blieb stets der gleiche, der des internationalen Proletariats oder des internationalen Sozialismus. Was sich aber im Kriege änderte, das war der Charakter der kämpfenden Staaten und die Politik, die sie im Kriege durchsetzen wollten.

In seinem Ausgangspunkt war der Krieg ein Duell zwischen Napoleon und Bismarck, zwischen dem französischen Kaisertum und dem preußischen Königtum gewesen; er erschien aber auch als ein gewaltsamer Versuch Frankreichs, die deutsche Einigung zu stören, den deutschen Partikularismus zu verewigen. Diesen Versuch zurückzuweisen, erschien Marx und Engels höchst wichtig.

Die deutschen Siege aber schufen eine ganz veränderte Situation. Nun stand das deutsche Kaisertum der französischen Republik gegenüber. Und Deutschland suchte jetzt das französische Volk zu zwingen, in die Abtretung zweier Provinzen einzuwilligen, die sich mit aller Macht gegen ein solches Schicksal sträubten. Von der Durchsetzung dieses Kriegsziels befürchtete Marx, sie würde einen ständigen Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland schaffen, Frankreich in die Arme Rußlands treiben und den Zaren zum Schiedsrichter über Europa machen. Deshalb erschien Marx ein Sieg Deutschlands nun ebenso verhängnisvoll, als er ihm zu Beginn des Krieges für den Fortgang der Welt im Sinne des Proletariats vorteilhaft erschien.

Anscheinend war es der Wechsel in der militärischen Lage, der diesen Wandel in der Haltung von Marx herbeiführte. Tatsächlich war ja auch dieser Wechsel für Marx bestimmend, aber deshalb, weil er eine völlige Veränderung der Ziele und der Politik der kriegführenden Staaten nach sich zog. Seine Haltung in der Kriegsfrage blieb für ihn stets eine politische Frage.

Die Haltung unserer Meister im Kriege war also nicht von vornherein ein für allemal gegeben, sie wechselte mit dem Wechsel im Charakter und der Politik der Staaten. Das Prinzipielle trat bei ihnen nicht als Unveränderlichkeit ihrer Haltung, sondern als Unveränderlichkeit ihres Standpunktes zutage, von dem aus sie die Verhältnisse untersuchten. Dieser Standpunkt war der des Gesamtinteresses des internationalen Proletariats.

Eine Umdeutung der Parteitagsbeschlüsse.

Von **Emanuel Wurm.**

Genosse Keil brachte in Nr. 3 der Neuen Zeit vom 20. Oktober gegen meine Kritik seiner Schrift »Die ersten Kriegssteuern und die Sozialdemokratie« (in Nr. 24 vom 15. September) eine Erwiderung »Auf dem Boden der Parteitagsbeschlüsse«, die in Wirklichkeit eine Umdeutung der Parteitagsbeschlüsse ist. In meiner Kritik hatte ich den Nachweis erbracht, daß Keil die Abstimmung der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft dadurch in ein ganz falsches Licht gesetzt hat, daß er wichtige Stellen aus der Rede Haases fortließ.

Keil hatte behauptet, die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft habe als entscheidenden Grund für ihre Ablehnung der Kriegssteuer angegeben: »Die Kriegssteuer dient letzten Endes dem imperialistischen Kriege, den wir verwerfen.« In meiner Kritik wies ich an der Hand des Reichstagsstenogramms nach, daß Haase nicht allein diesen Verwendungszweck als Grund der Ablehnung angeführt hat, sondern daß er auch gleichzeitig im direkten Anschluß an die erwähnten Worte in langen Ausführungen zeigte, daß alle Gründe, die nach den Jenaer Beschlüssen eine Zustimmung veranlassen können, gefehlt haben.

Da Genosse Keil sein willkürliches Fortlassen dieser wichtigen Darlegungen nicht zu entschuldigen vermag, sucht er sie vergessen zu machen, indem er sich um den Nachweis bemüht, die Jenaer Beschlüsse ließen eine andere Deutung zu, als sie ihrem Wortlaut nach haben. In seiner Schrift hatte er diesen Versuch noch nicht gewagt, sondern es für klüger gehalten, die Jenaer Resolution überhaupt nicht zu erwähnen. Jetzt aber führt er sie ins Treffen, jedoch nicht so, wie sie ist, sondern so, wie er sie umdeutet.

Keil verrät uns nämlich jetzt, die Resolution habe eigentlich einen »Schönheitsfehler«, »der schon damals von vielen Parteigenossen als solcher erkannt wurde«. In Wirklichkeit ist aber dieser angebliche »Schönheitsfehler« der Kernpunkt der ganzen Resolution, um den damals der Streit auf dem Parteitag ging. Und die Opposition war nicht, wie Keil unrichtig bemerkt, eine einheitliche, sondern nahm von zwei ganz verschiedenen Ausgangspunkten aus gegen meine Resolution Stellung.

Die eine Opposition, die im Unterschied zu der zweiten bis zum Schluß ihren Anschauungen treu blieb, gruppierte sich um Genossin Rosa Luxemburg. Ihre Resolution (Nr. 114) erklärte einmal, daß alle Steuern im heutigen Klassenstaat, direkte oder indirekte, in letzter Linie von den arbeitenden Klassen aufgebracht werden, und zweitens, daß alle Gesetzesvorlagen, die zur Stärkung des Militarismus dienen, also auch Steuervorlagen, die zur Deckung der Kosten des Militarismus eingebracht sind, gleichviel ob sie direkte oder indirekte Steuern fordern, abzulehnen seien. Diese Resolution erhielt 140 Stimmen gegen 336, die für meine Resolution abgegeben wurden.

Die zweite Oppositionsgruppe war die um Südekum. Ich hatte mein Referat mit den Worten geschlossen:

Wir alle, die wir wissen, daß der Kampf der Zukunft nur gekämpft werden kann durch eine arbeitskräftige, lebenskräftige Arbeiterklasse, haben alles zu tun, was diese Arbeiterklasse schützt gegenüber der Ausbeutung. Daher haben wir, wo es nicht anders möglich ist, das kleinere Übel zu wählen, damit wir die Arbeiter vor dem größeren Übel, vor der Verelendung schützen. In diesem Sinne bitte ich Sie, meine Resolution anzunehmen. (Protokoll, S. 447.)

In gewolltem Gegensatz hierzu erklärte Südekum ganz unzweideutig:

Wir haben immer so zu entscheiden, als ob von unseren Stimmen der Ausgang der Dinge abhänge. So haben wir bei den neuen Steuern entschieden, so tat die Fraktion ihre Pflicht. (Protokoll, S. 475.)

Diese Anschauung steht in direktem Gegensatz zu der von mir vertretenen, trotzdem erklärte aber Südekum sich mit meiner Resolution einverstanden und wandte sich in seinem Schlußwort nur gegen die Resolution Luxemburg.

Jetzt wird freilich nicht allein von Keil, sondern auch von seinen Freunden die Anschauung Südekums als die des Jenaer Parteitags hingestellt. Das ist eine Irreführung. Ausdrücklich habe ich in meinem Referat dargelegt, welcher Gegensatz zwischen meiner Resolution und der Anschauung Südekums bestehe. Ich sagte:

Südekum hat einen ganz anderen Standpunkt (als ich) vertreten, den er auch mit der Fraktionsmehrheit teilt: daß wir für die beiden Steuern stimmen mußten, das heißt daß wir unser Eintreten dafür nicht davon abhängig zu machen hatten, ob etwa die Gegner dieser beiden Steuern durch Absenz oder Stimmzettel in genügender Zahl den Steuern vielleicht doch zur Annahme verhelfen, sondern daß wir unter allen Umständen für diese Steuern zu stimmen hatten, wenn dadurch die Einführung indirekter Steuern verhindert wird; also gleichviel, wie sich die größere oder geringere Mehrheit der Gegner dazu stellt. Dies ist der Standpunkt Südekums, während ich erklärt habe: nach wie vor müßten wir auf dem Standpunkt stehen, nur dann direkten Steuern zuzustimmen, wenn nur durch unsere Stimmen verhütet werden kann, daß sonst indirekte Steuern an ihre Stelle treten. Aus dieser Stellungnahme heraus, von der ich nachwies, daß sie die konsequente Fortsetzung unserer Haltung in früherer Zeit, zum Beispiel beim Antrag Albrecht, bei der Erklärung in der Budgetkommission usw. ist, komme ich zu dem Schluß, daß wir den Wehrbeitrag nicht zu bewilligen hatten, der Besitzsteuer aber zustimmen mußten. (Protokoll, S. 509.)

Dieser Gegensatz zwischen meiner Resolution und der Anschauung Südekums ist also die Hauptsache, um die schon damals der ganze Streit sich drehte. Südekums Ansicht, »immer so zu entscheiden, als ob von unseren

Stimmen der Ausgang der Dinge abhänge«, leidet an einem inneren Widerspruch. Denn zu einem Zeitpunkt, in dem von unseren Stimmen der Ausgang der Dinge tatsächlich abhängt, befinden wir uns in einer ganz anderen politischen Lage als dann, wenn der Ausgang der Dinge nicht von unseren Stimmen abhängig ist. Im ersteren Falle besitzen wir so viel politische Macht, daß wir den Ausgang der Dinge auch in unserem Sinne gestalten können; unsere Zustimmung geben wir dann also einer Vorlage, mit deren Inhalt wir einverstanden sind, so daß wir für sie die politische Verantwortung gegenüber der Arbeiterklasse übernehmen können.

Anders aber, solange wir nicht die Mehrheit bilden, also auch nicht einen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung einer Gesetzesvorlage auszuüben in der Lage sind. Dann wird diese Gesetzesvorlage nicht unseren Anschauungen entsprechen, und wir können daher nicht die politische Verantwortung für sie übernehmen — es sei denn, daß wir durch unsere Zustimmung ein größeres Übel verhindern.

Also: wir haben nicht, wie Südekum meint, so zu entscheiden, als ob von unseren Stimmen der Ausgang der Dinge abhinge, sondern nur so, wie er in Wirklichkeit von uns abhängig ist! Daß wir bei Beratung einer Gesetzesvorlage Verbesserungen im Interesse der Arbeiterklasse fordern — diese »positive Mitarbeit« ist alte und richtige Praxis der Partei. Neu und falsch aber wäre, daß wir unter allen Umständen für eine Steuervorlage eintreten müßten, nur weil sie eine direkte ist, gleichviel, ob wir den Verwendungszweck billigen oder nicht. Dagegen eben wandte ich mich in meinem Schlußwort in Jena und betonte, daß wir »nach wie vor auf dem Standpunkt stehen, nur dann direkten Steuern zuzustimmen, wenn nur durch unsere Stimmen verhütet werden kann, daß sonst indirekte Steuern an ihre Stelle treten«.

Von diesem Standpunkt aus kam ich zu dem Schluß, daß wir den Wehrbeitrag nicht zu bewilligen hatten, weil dessen Annahme gesichert war, daß wir aber der Besitzsteuer zustimmen mußten, weil die Konservativen sie zu Fall bringen wollten. Ausdrücklich erklärte ich dabei, daß »hier kein prinzipieller Unterschied, sondern allein ein Unterschied vorliegt, der von rein tatsächlichen Erwägungen begründet ist«.

Meine Resolution brachte im letzten Absatz dies deutlich zum Ausdruck, indem sie von unseren Genossen in den Parlamenten fordert:

> Demgemäß haben sie auch zu verhüten, daß neue indirekte Steuern auf die Arbeiterklasse gewälzt werden, und wenn dies nur durch Zustimmung zu direkten Steuern zu erreichen ist, haben sie dafür zu stimmen, da dann der Verwendungszweck der direkten Steuern nur noch der Ersatz indirekter Steuern ist.

Genosse Keil hat ebenso wie Südekum mit seinen Freunden für die Resolution gestimmt, sich also ebenfalls dafür erklärt, daß wir nur im Notfall (wenn nur durch unsere Stimmen indirekte Steuern zu verhüten sind) die direkte Steuer, mit deren Verwendungszweck wir nicht einverstanden sind, zu bewilligen haben.

Diese Anschauung stand und steht aber schnurstracks im Widerspruch zu der, die Südekums Referat zum Ausdruck gebracht hatte. Keil hat, wie er jetzt eingesteht, schon damals

nicht meine, sondern Südekums Anschauung geteilt, trotzdem aber stimmte er für meine Resolution. Da ihm jedoch die Festnagelung auf seine damalige Zustimmung unbequem ist, sucht er eine Hintertür, um zu »positiver Mitarbeit« entwischen zu können, und deshalb meint er, ich hätte die Frage, ob durch die Zustimmung zum Wehrbeitrag eine für die Arbeiterklasse ungünstigere Besteuerung vermieden würde, mit größter Weitherzigkeit behandelt und hätte loyal hinzugefügt: »Das ist eine Frage, die nach der jeweiligen politischen Situation entschieden werden muß.« Und er beruft sich auch noch auf mein Schlußwort, in dem ich, wie Keil behauptet, ausdrücklich anerkannt hätte, daß zwischen meiner und der Auffassung der von Südekum vertretenen Fraktionsmehrheit »kein prinzipieller Unterschied, sondern allein ein Unterschied vorliegt, der in rein tatsächlichen Erwägungen begründet ist.... Unsere grundsätzliche Stellung kommt bei derartigen Erwägungen gar nicht in Frage.«

Diese Zitate erwecken den Anschein — und sollen ihn erwecken —, daß in ihnen von der Meinungsverschiedenheit die Rede wäre, ob wir auf jeden Fall für eine direkte Steuer stimmen müssen, wie Südekum will, oder ob wir das, wie ich es in meiner Resolution und meinem Referat zum Ausdruck brachte, nur dann zu tun haben, wenn es von unseren Stimmen abhängt, daß wir eine indirekte Steuer verhüten, also für das kleinere Übel eintreten.

In Wahrheit aber besagten meine Worte ganz etwas anderes! Keil hat, wie dies bei gewissen Zitierkünstlern so üblich ist, an der entscheidenden Stelle das Zitat abgebrochen und dadurch dessen Sinn verdreht!

Was ich gesagt habe, lautet:

Wenn direkte Steuern ohne unsere Zustimmung eine Mehrheit finden bei einer Vorlage, die wir bekämpfen, deren Zweck wir nicht billigen, dann haben wir gegen diese Steuer zu stimmen, denn dann bewilligen wir durch die Zustimmung den Zweck. Darum bin ich dagegen aufgetreten, daß der Wehrbeitrag von uns unterstützt wird, weil ich der Meinung war, daß er auch ohne unsere Stimmen angenommen wäre, während die Mehrheit der Meinung war: Nein, in dem Augenblick, wo ihr erklärt, ihr stimmt gegen den Wehrbeitrag, dann werden Zentrum und Konservative und ein Teil der Nationalliberalen jubelnd sich die Hände reichen und sagen: Nun, wir haben die Sozialdemokraten fein hereingelegt, nun stimmen sie nicht für die direkten Steuern, nun sind die Sozialdemokraten schuld, wenn indirekte Steuern kommen. Das ist eine Frage, die nach der jeweiligen Situation entschieden werden muß! (Protokoll, S. 442, 443.)

Und im Schlußwort sagte ich gegenüber der von den Vertretern der Resolution Luxemburg aufgestellten Behauptung, daß Südekum und ich dieselbe Anschauung vertreten hätten:

Dem muß ich ganz entschieden widersprechen. Südekum hat einen ganz anderen Standpunkt vertreten, den er auch mit der Fraktionsmehrheit teilt, daß wir für die beiden Steuern stimmen mußten, das heißt daß wir unser Eintreten dafür nicht davon abhängig zu machen hatten, ob etwa die Gegner dieser beiden Steuern durch Absenz oder Stimmzettel in genügender Zahl den Steuern vielleicht doch zur Annahme verhelfen, sondern daß wir unter allen Umständen für diese Steuer zu stimmen hatten, wenn dadurch die Einführung indirekter Steuern ver-

hindert wird; also gleichviel, wie sich die größere oder geringere Mehrheit der Gegner dazu stellt. Dies ist der Standpunkt Südekums, während ich erklärt habe: nach wie vor müßten wir auf dem Standpunkt stehen, nur dann direkten Steuern zuzustimmen, wenn nur durch unsere Stimmen verhütet werden kann, daß sonst indirekte Steuern an ihre Stelle treten. Aus dieser Stellungnahme heraus, von der ich nachwies, daß sie die konsequente Fortsetzung unserer Haltung in früherer Zeit, zum Beispiel beim Antrag Albrecht, bei der Erklärung in der Budgetkommission usw. ist, komme ich zu dem Schluß, daß wir den Wehrbeitrag nicht zu bewilligen hatten, der Besitzsteuer aber zustimmen mußten. Ich habe aber erklärt und erkläre wieder, daß hier kein prinzipieller Unterschied, sondern allein ein Unterschied vorliegt, der in rein tatsächlichen Erwägungen begründet ist. Die Erwägungen der Mehrheit der Fraktion gingen dahin, daß unser Nein zum Wehrbeitrag die Folge haben konnte, daß die Gegner durch Abkommandierungen oder Gegenstimmen den Wehrbeitrag hätten zu Fall bringen können. Derartige Streitfragen werden bei jeder Fraktion Tag für Tag auftreten, im Reichstag oder sonstwo. Die politische Lage wird eben verschieden beurteilt, je nach den Erfahrungen des einzelnen und je nach seinem Temperament — nicht daß es sich hierbei um Opportunisten und Marxisten, um Radikale und Antiradikale handeln würde, sondern um Optimisten und Pessimisten, um Leute, die viel Vertrauen zur Haltung der Gegner haben, und um solche, die gar kein solches Vertrauen haben. Unsere grundsätzliche Stellung kommt bei derartigen Erwägungen gar nicht in Frage und ist auch gar nicht in Frage gekommen. (Protokoll, S. 509, 510.)

Also auch hier spreche ich ausführlich von dem Unterschied in der Auffassung darüber, ob wir uns in dem besonderen Falle der Zustimmung zur Wehrsteuer in einer Zwangslage befanden oder nicht, und sage, die Entscheidung darüber, ob eine solche Zwangslage, die durch das Verhalten der bürgerlichen Parteien bedingt wird, vorliegt oder nicht, das ist nicht eine grundsätzliche Frage, sondern eine Frage, wie man die politische Lage des Augenblicks, eben das voraussichtliche Verhalten der bürgerlichen Parteien bei der Abstimmung, beurteilt!

Und daraus macht Keil ein Zitat zurecht, das mir in den Mund legt, ich hätte ein für allemal erklärt, ob wir für oder gegen eine Steuer stimmen, dabei komme unsere grundsätzliche Stellung gar nicht in Frage — also auch nicht die Frage, ob sie ein kleineres Übel ist oder nicht!

Er zeigt, wie schwach es mit seinen Beweismitteln steht, wenn er zu solchen — Künsten greift! Und da er selber ahnt, daß seine Zitierkunst kurze Beine haben muß, versucht er abermals, wie schon in seiner Schrift, die Resolution Hug zu benutzen.

Wie der Parteitag die Klausel von der Verhinderung ungünstigerer Steuern bewertete, ergibt sich daraus, daß er mit der Resolution Wurm auch zugleich die Resolution Hug annahm, die die Genehmigung des Wehrbeitrags billigte.

Wieder ein Zitierkunststück! Denn was sagt die Resolution Hug? Ich habe sie bereits in meiner Kritik der Keilschen Schrift (S. 684 des vorigen Bandes) angeführt:

Der Parteitag stellt sich auf den Boden der von der Reichstagsfraktion zu den Deckungsvorlagen abgegebenen Erklärung und billigt ausdrücklich die Zustimmung der Fraktion zu den beiden Besitzsteuergesetzen.

In meiner Kritik fügte ich bereits hinzu, daß dieser Antrag Hug, wie sein Wortlaut ganz deutlich sagt, sich einzig und allein auf einen bestimmten Fall bezieht, nämlich auf die dem Parteitag zur Entscheidung vorgelegte Abstimmung der Reichstagsfraktion über die Wehr- und Besitzsteuer, während die von mir vorgeschlagene Resolution die allgemeinen Richtlinien absteckt. Von einem Gegensatz zwischen meiner Resolution und der Resolution Hug ist also gar keine Rede, denn Hug gibt gar kein Urteil darüber ab, wie wir in der Regel zu stimmen haben, sondern beschäftigt sich nur mit dem Spezialfall des Wehrbeitrags und der Besitzsteuer. Und die Erklärung der Fraktion, die Haase am 30. Juni 1913 abgab, sagt genau dasselbe, was ich dann in meiner Rede in Jena zum Ausdruck brachte. Haase sagte nämlich:

Um zu verhindern, daß an Stelle des Wehrbeitrags und der Besitzsteuer andere, die ärmeren Volksschichten belastende Steuern treten, sind wir bereit, diesen beiden Vorlagen unsere Zustimmung zu geben.

Das ist wiederum die Begründung: wir stimmen dafür, weil sie das kleinere Übel sind!

Also abermals daneben getroffen, Genosse Keil! Doch den Gipfel seiner Auslegungskunst erklimmt er am Schlusse seiner Erwiderung:

Mit der Ablehnung einer Besitzsteuer, die sie selbst gefordert hat, würde die Sozialdemokratie ihren Kredit bei den breiten Volksmassen untergraben. Das ist die Auffassung, die in den Jenaer Beschlüssen zum Ausdruck kam, und auf diesem Boden beruht die Zustimmung der sozialdemokratischen Fraktion zur Kriegssteuer.

Was Keil gern beweisen möchte — aber wieder nicht fertig bringt! Denn daß wir fordern, die öffentlichen Ausgaben sollten durch eine bestimmte Steuerart gedeckt werden, bedingt keineswegs, daß wir auch unter allen Umständen für eine Steuerforderung, die dieser Steuerart entnommen ist, zu stimmen haben, ohne Rücksicht darauf, ob wir die Ausgaben billigen, die durch sie zu decken sind, oder nicht. Also, Genosse Keil, wir fordern stets und von jeher, daß, soweit Steuern auferlegt werden, es nur direkte Steuern sind. Über ihre Bewilligung in einem bestimmten Fall aber entscheiden wir gemäß der Jenaer Resolution nach seinen bestimmten Umständen.

Keil freilich deutet diese Resolution sich nach seinen heutigen Bedürfnissen zurecht — den Beweis aber für die Richtigkeit seiner Umdeutung bleibt er jedoch schuldig! Das ist bekanntlich von jeher die einfachste Methode aller, die in die Enge getrieben werden: sie behaupten immer wieder dasselbe und hoffen dadurch den Anschein der Sicherheit zu erwecken. Und um jeden Zweifel zu zerstreuen, fügt er schnell noch eine neue Behauptung zu der alten unbewiesenen und unbeweisbaren hinzu — nur schade, daß auch die neue nicht stichhaltig ist. Er schreibt in seiner Antikritik:

Bei der Kriegssteuer sprachen nun nach Wurm die großen politischen Zusammenhänge für Ablehnung. Wie steht es aber mit diesen großen Zusammenhängen? Die Existenz des Deutschen Reiches steht auf dem Spiel. Die große Mehrheit der Sozialdemokratie, auch die Mehrheit der jetzigen Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft, hat daher Kriegskredite bewilligt. Die Sozialdemokratie hat einmütig durch den Mund Haases als erste Teildeckung die Kriegssteuer gefordert. Sie hat einstimmig das Vorbereitungsgesetz für diese Steuer genehmigt. Sie hat in Zukunft mit weiteren unabsehbaren Steuerproblemen zu rechnen und muß auf

Erhaltung und Stärkung ihres Einflusses zur Wahrung der Arbeiterinteressen bedacht sein. Diese großen Zusammenhänge sollen zur Ablehnung einer von uns selbst geforderten ausgesprochenen Besitzsteuer führen!

Daß Fordern und Bewilligen nicht unbedingt zusammengehört, habe ich schon dargelegt; ebenso kann man ein Vorbereitungsgesetz für eine Steuer genehmigen und doch das Ausführungsgesetz ablehnen eben wegen des politischen Zusammenhanges. Und über dessen Sein oder Nichtsein scheiden sich die Geister: eben weil die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft durchwegs zu der Überzeugung gelangte, es handle sich für Deutschland nicht mehr um einen Verteidigungskrieg, sondern um einen Eroberungskrieg, eben aus diesem Grunde hat sie ebenso gegen die Kredite gestimmt wie gegen die Kriegssteuer, denn die im Jenaer Beschluß gegebene Bedingung der Zwangslage einer drohenden indirekten Steuer kam gar nicht in Frage, da sämtliche bürgerliche Parteien sich von vornherein für die Kriegssteuer erklärt hatten. Keil versucht freilich nochmals, durch ein halbiertes Zitat sich zu retten, er beginnt mit den Worten: »Nach Annahme der Militärvorlage handelte es sich nur noch um die Verteilung der Lasten.« Und er unterläßt es, die zwei vorhergehenden Sätze anzuführen, ohne die die von ihm angeführten gar nicht richtig zu beurteilen sind; ich sagte nämlich vorher:

Wenn man durch Steuern die Arbeiter schädigen will, müssen wir unsere Macht einsetzen, um bessere Steuern zu erringen. Das ist der wesentliche Unterschied, der in manche Gehirne gar nicht einzuhämmern ist. Nach Annahme der Militärvorlage handelte es sich nur noch um die Verteilung der Lasten.

Also immer wieder mit klarer Deutlichkeit derselbe Gedankengang: sind Steuern unabwendbar, dann müssen wir durch unsere Stimmen zu verhindern suchen, daß Steuerarten angenommen werden, welche die Arbeiter belasten. Nichts weiter!

Ganz abwegig ist der Vorwurf Keils, die Arbeitsgemeinschaft habe durch ihre Zustimmung zur Reichsbanksteuer inkonsequent gehandelt, da deren Ertrag gleichfalls »dem imperialistischen Krieg dient«. Allerdings habe damals die Arbeitsgemeinschaft noch gar nicht bestanden, als über die Reichsbankbesteuerung entschieden wurde, aber innerhalb der alten Fraktion sei gegen die Zustimmung zu diesem Gesetz nicht das leiseste Bedenken laut geworden.

Keil weiß recht gut, daß die Reichsbanksteuer mit ganz anderen Gründen gerechtfertigt wurde als mit der Notwendigkeit, Mittel zur Fortführung des Krieges zu erhalten. Bei Verabschiedung des Gesetzes am 21. Dezember 1915 erklärte der Redner der damals noch nicht zerrissenen Fraktion:

Durch die Befreiung der Reichsbank von der Notensteuer auf der einen Seite und durch die starke Steigerung des Kredits an Umlaufsmitteln während des Krieges auf der anderen Seite ist der Gewinn der Reichsbank in einer Weise gewachsen, die es rechtfertigt, erhebliche Teile dieses Gewinnes der Reichskasse zuzuführen....

Er begründete dann den Antrag der Fraktion, die Erhöhung der Abgaben, die von der Regierung mit 50 Prozent vorgeschlagen war, mit 100 Prozent festzusetzen, und forderte dies mit den Worten:

Wenn es je einen Fall gibt, in dem der Gedanke ohne jedes Bedenken verwirklicht werden kann, daß es ungerechtfertigt ist, in dieser Kriegszeit besondere Gewinne einzuheimsen, der Gedanke, daß niemand aus dem Kriege reicher hervorgehen soll, als er zur Zeit des Beginns des Krieges war, so liegt dieser Fall hier vor. Deshalb meine ich, daß dem Antrag entsprochen werden muß.

Deshalb, Genosse Keil! Und da Sie selber dieser Fraktionsredner waren, der das »Deshalb« aussprach, erübrigt es sich für mich wirklich, Ihnen auch noch auf diese Finte erst lang Rede zu stehen. Aber da Sie am Schlusse Ihres Artikels behaupten, ich hätte Ihren Hinweis auf »diese Inkonsequenz der Arbeitsgemeinschaft schweigend eingesteckt«, so mußte ich jetzt den einen Keil durch den anderen zurechtweisen lassen.

Seine Beschwörung der Vergangenheit war vergeblich — sie sagt nichts zu seinen Gunsten aus, alles zu seinen Ungunsten. Darum versucht er es schließlich mit einem prophetischen Blick auf die Zukunft, ihre Dunkelheit soll ihn beschützen. Voll Entsetzen ertönt seine Stimme:

Und wie würde die sozialdemokratische Fraktion künftig dastehen, wenn sie dem Beispiel der Arbeitsgemeinschaft gefolgt wäre? So oft sie in den großen Steuerkämpfen der Zukunft Besitzsteuern forderte, würde sie von den bürgerlichen Parteien befragt werden: Werdet ihr sie auch genehmigen? Die ehrliche Antwort müßte lauten: Nur dann, wenn ihr uns im voraus sagt, daß ihr andernfalls die breiten Massen belasten wollt. Ich gestehe, daß mein Ehrgeiz als sozialdemokratischer Abgeordneter nicht darauf gerichtet ist, in eine solche Situation zu kommen.

Keil kann sich beruhigen, der Lauf der Welt richtet sich nicht nach dem Ehrgeiz eines Abgeordneten, sondern nach den jeweiligen Machtverhältnissen der Klassen. Vielleicht frischt Keil seine Erinnerungen auf und liest wieder einmal den ersten meiner dem Jenaer Parteitag unterbreiteten Leitsätze zur Steuerfrage:

In der kapitalistischen Gesellschaft ist die Verteilung der Steuerlast eine politische Machtfrage: die politisch stärkere Klasse legt die Steuer auf die politisch schwächere und vergrößert dadurch noch die im Wesen des Kapitalismus liegende Ausbeutung der Arbeiterklasse.

Daß das politische Machtverhältnis bestimmt, wer die Lasten zu tragen hat — das wissen die bürgerlichen Parteien, und zwar besser als manche, deren Programm auf dem Klassenkampf beruht. Darum, Genosse Keil, keine Angst vor der Zukunft! Wenn die Sozialdemokratie künftig fordert, daß die Steuerlast auf den Besitz gelegt wird — wie sie es von je getan —, dann ist eine Anbequemung der bürgerlichen Parteien an diese Forderung nicht davon abhängig, ob unsere Partei gleichzeitig erklärt, sie werde der Steuer auch zustimmen. Und wenn wir das eidesstattlich versichern — die bürgerlichen Vertreter werden jede unserer Forderungen nach Besitzsteuern ablehnen — es sei denn, daß die politische Macht der Sozialdemokratie und die Furcht vor deren Anwachsen die Vertreter der besitzenden Klassen zwingt, in den eigenen Beutel zu greifen statt in die Taschen der Arbeiter. Die Macht der Tatsachen entscheidet, nicht ein edles Gemüt — also deshalb keine Bange, die schwere Prüfung Ihres Ehrgeizes wird Ihnen erspart bleiben!

Aber es ist kennzeichnend für die Neuorientierung innerhalb der Partei, daß solche Phantasien, wie sie Keil über unser Verhältnis zu den bürgerlichen Parteien hier produziert hat, überhaupt entstehen können. Diese Zukunftsträume spielen ja auch auf anderen politischen Gebieten eine verhängnisvolle Rolle: diese Politik des Entgegenkommens, dieses Zusichern künftiger Bravheit — Weise und Text und Verfasser sind bekannt, und die es früher nicht wagten, die glauben jetzt die Gelegenheit gekommen, die Maske, die sie noch auf dem Jenaer Parteitag sich vorhielten, abwerfen zu dürfen.

Um so besser — dann werden die Arbeiter um so leichter sie erkennen und feststellen, daß, was die Geister heute trennt, nicht ein Streit ist um »Schönheitsfehler« früherer Parteitagsbeschlüsse, sondern um Erkenntnisfehler heutiger Politiker.

Die Einführung des Sparzwangs für minderjährige Arbeiter und die Gewerkschaften.

Von H. Matkutat.

Durch Verfügung des Oberbefehlshabers in den Marken vom 18. März dieses Jahres ist für dessen Bezirk der Sparzwang für alle erwerbstätigen jugendlichen Personen beiderlei Geschlechts bis zum Alter von 18 Jahren eingeführt worden. Den Anlaß zu dieser Maßnahme gaben die vielfachen Klagen über Exzesse und Ausschreitungen von Jugendlichen, die ihren teilweise unter dem Einfluß des Krieges nicht unerheblich gestiegenen Verdienst in wenig zweckmäßiger Weise verwendeten. Der Durchführung des Sparzwangs sind im wesentlichen folgende Bestimmungen zugrunde gelegt:

§ 1. An jugendliche Personen beiderlei Geschlechts darf bis zu ihrem vollendeten 18. Lebensjahr von ihrem baren Arbeitsverdienst, gleichgültig, ob dieser nach Zeitlohn, Stücklohn oder auf andere Weise berechnet ist, für jede Woche nicht mehr als 21 Mark und außerdem ein Drittel des 21 Mark übersteigenden Betrags ausbezahlt werden. Dabei sich ergebende Beträge von weniger als 1 Mark sind ebenfalls bar auszuzahlen.

§ 2. Der nach § 1 nicht auszuzahlende Teil des baren Arbeitsverdienstes ist vom Arbeitgeber binnen 5 Tagen nach jedem Löhnungsabschnitt bei einer öffentlichen Sparkasse auf den Namen des Jugendlichen auf ein Sparkassenbuch mit der Maßgabe einzuzahlen, daß über das Guthaben während der Dauer des Kriegszustandes nur mit Zustimmung des Gemeindevorstandes des jeweiligen Aufenthaltsorts des eingetragenen Inhabers verfügt werden darf. Das Sparkassenbuch bleibt in Verwahrung und Verwaltung der Sparkasse. Über den an die Sparkasse abzuführenden Betrag hat der Arbeitgeber dem Jugendlichen bei der Löhnung eine Bescheinigung zu erteilen, aus der sich ergibt, an welche Sparkasse der Betrag abgeführt wird. Der Jugendliche ist ferner berechtigt, bei dem Arbeitgeber monatlich einmal den Nachweis über die erfolgte Einzahlung an die Sparkasse einzusehen.

§ 3. Der Gemeindevorstand des jeweiligen Aufenthaltsorts darf während der Dauer des Kriegszustandes die Zustimmung zu Auszahlungen aus dem Sparguthaben (§ 2) nur erteilen, wenn das wohlerwogene Interesse des Jugendlichen es ausnahmsweise erfordert oder wenn die Zahlung zur Erfüllung dem Jugendlichen obliegender gesetzlicher Unterhaltungspflichten oder moralischer Unterstützungsverpflichtungen notwendig ist, soweit es sich jedoch nicht um gesetzliche Unterhaltungspflichten handelt, soll der Gemeindevorstand sich der Zustimmung des Inhabers der elterlichen Gewalt oder des Vormunds vergewissern. Die Entscheidung trifft der Gemeindevorstand nach freiem Ermessen, grundsätzlich ist dahin zu streben, daß aus dem ungewöhnlich hohen Arbeitsverdienst der Kriegszeit dem Jugendlichen ein Sparguthaben für die Friedenszeit verbleiben soll. Der Gemeindevorstand kann die Ausführung der ihm hiernach obliegenden Aufgaben besonderen kommunalen Dienststellen (zum Beispiel der kommunalen Rechtsauskunftstelle, dem kommunalen Arbeitsamt, der Berufsvormundschaft) übertragen. Diese Übertragung ist in der Gemeinde öffentlich bekanntzugeben.

Die übrigen Bestimmungen betreffen die Verpflichtung der Sparkassen, die Sparkassenbücher in Verwahrung und Verwaltung zu nehmen, die Anzeigepflicht der Arbeitgeber bei Beendigung des Arbeitsverhältnisses, die Überweisung und Zusammenlegung von Sparkassenbüchern und die Aushändigung derselben an die gesetzlich Berechtigten. Zuwiderhandlungen der Arbeitgeber gegen diese Vor-

schriften werden auf Grund des § 9b des Gesetzes über den Belagerungszustand mit Strafe bedroht.

Nach einer von dem Oberbefehlshaber in den Marken vor kurzem herausgegebenen Denkschrift hat sich der Sparzwang für Jugendliche verhältnismäßig gut bewährt. Die Klagen über das Verhalten der Jugendlichen sind seltener geworden, die anfänglich zu beobachtende starke Abhebung der Sparguthaben hat abgenommen, und die Spareinlagen weisen eine beträchtliche Zunahme auf. Nur macht sich nach der Denkschrift eine starke Abwanderung der Jugendlichen nach solchen Bezirken bemerkbar, wo der Sparzwang nicht eingeführt ist. Letzterer Umstand, der die angeblich vorzügliche Wirkung des Sparzwangs für Jugendliche erheblich in Zweifel ziehen läßt, hat nun das preußische Kriegsministerium dazu bestimmt, an sämtliche Generalkommandos heranzutreten und sie um eine Äußerung über die allgemeine Einführung des Sparzwangs zu ersuchen. Die Generalkommandos haben ihrerseits eine Befragung der hieran interessierten Kreise vorgenommen, deren Resultat bis jetzt nur teilweise vorliegt.

Für Württemberg fand am 31. Oktober dieses Jahres eine von dem Generalkommando des 13. Armeekorps veranlaßte Besprechung statt, die von der K. Zentralstelle für Gewerbe und Handel einberufen wurde. Geladen waren Vertreter der Gemeinden, Sparkassen, Arbeitgeber und Arbeiter. Von den Gemeindevertretern, Arbeitgebern, den Vertretern der christlichen Gewerkschaften und Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine wurde die Einführung des Sparzwangs für Jugendliche begrüßt und als notwendig bezeichnet. Die Vertreter der freien Gewerkschaften lehnten dagegen eine solche Maßnahme entschieden ab, bestritten ihre Notwendigkeit und wiesen auf die Schwierigkeiten und Gefahren hin, die aus dem Sparzwang für die Eltern der Jugendlichen und für die erwachsenen Arbeiter entstehen können. In ähnlicher Weise erfolgte eine Befragung der Interessenten im Bezirk des 6. Generalkommandos. Letzteres ersuchte die Grubenverwaltungen des Waldenburger Bergreviers, zur Frage der Einführung des Sparzwangs für Jugendliche Stellung zu nehmen. Die Grubenverwaltungen befragten die Arbeiterausschüsse, die sich — soweit inzwischen bekannt geworden ist — einstimmig und mit größter Entschiedenheit gegen die Einführung des Sparzwangs aussprachen. Selbst die reichstreuen Bergleute der Fürstlich Pleßschen Gruben äußerten sich in diesem Sinne und hoben hervor, daß in dieser Zeit der allgemeinen riesigen Teuerung der Verdienst der Jugendlichen einen so notwendigen Zuschuß im Arbeiterhaushalt darstelle, daß auf keinen Pfennig verzichtet werden kann. Übereinstimmend mit dieser Haltung erklärten sich auch die organisierten Arbeiter in Braunschweig sowie in den Bezirken des 10. und 11. Armeekorps gegen den Sparzwang und ist es ihrem Widerstand zuzuschreiben, wenn dessen Einführung bis jetzt unterblieb oder, soweit sie erfolgte, bald wieder zur Aufhebung gelangte. Soweit die Presse der freien Gewerkschaften zu dem Sparzwang Stellung nahm, verhält sie sich ebenfalls durchweg ablehnend. Anders die Blätter der christlichen Gewerkschaften, die sich wie die bürgerliche Presse für den Sparzwang aussprachen, wenngleich hier und da von Einsendern eine gegenteilige Ansicht laut wurde. Die Arbeiter und ihre Organisationen selbst verhalten sich, abgesehen von den Bezirken, wo der Sparzwang für die Jugendlichen in greifbare Nähe gerückt ist, noch passiv, sie werden aber jedenfalls genötigt sein, sehr bald aus dieser Passivität herauszutreten und Stellung zu nehmen. Welcher Art dieselbe sein wird, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen.

Auch in den Gewerkschaften verschließt man sich keineswegs der Überzeugung, daß es wünschenswert und notwendig erscheint, die Jugendlichen von unnötigen Ausgaben sowie sinnloser Verschwendung ihres Verdienstes ab- und zum Sparen anzuhalten, wie ja ihre ganze Tätigkeit daraufhin gerichtet ist, die Arbeiter zu einer höheren sittlichen Lebensauffassung und Lebenshaltung zu erziehen. Sie ver-

mögen aber auch nicht zu verkennen, daß mit der Einführung des allgemeinen Sparzwangs, wodurch alle Jugendlichen ohne Ausnahme betroffen werden, dieser Zweck nicht erreicht wird und der Sparzwang nicht nur für die Jugendlichen und deren Eltern, sondern auch für die erwachsenen Arbeiter schwere Gefahren hervorruft. Von den Befürwortern des Sparzwangs wird zur Begründung seiner Notwendigkeit auf die zunehmende Verwahrlosung der Jugendlichen und ihre steigende Kriminalität hingewiesen. Diese Tatsache kann nicht bestritten werden, nur muß man sich davor hüten, hieraus falsche Folgerungen abzuleiten. Dazu gehört, wenn man annimmt, diese Erscheinungen durch den Sparzwang treffen und beseitigen zu wollen. Untersucht man die der Kriminalstatistik der Jugendlichen zugrunde liegenden Fälle, so findet man, wie auch der Amtsrichter Dr. Albert Hellwig in seinem Buche über den »Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen« ausführt, hierfür hauptsächlich zwei Gruppen von Ursachen: 1. die wirtschaftlichen Verhältnisse, 2. die erziehungswidrigen Einflüsse während des Krieges.

Zu den wirtschaftlichen Ursachen gehört die in weitem Umfang vorhandene Not weiter Bevölkerungskreise, ferner die durch Einziehung der erwachsenen Männer in großem Maße erforderliche Verwendung von Jugendlichen in Vertrauensstellungen, deren Versuchungen schwache Charaktere nicht gewachsen sind. Außerdem zählt Hellwig dazu den teilweise hohen Verdienst jugendlicher Personen und dadurch bedingten Leichtsinn und Verschwendungssucht. Viel wichtiger schätzt aber auch er die erziehungswidrigen Einflüsse ein, vor allem den Mangel an väterlicher Zucht, die mangelnde Autorität der noch dazu oft außerhalb des Hauses erwerbstätigen Mutter, die verminderte Schulzucht sowie die Abwesenheit vieler Lehrherren. Weiter führt er an: die Gefahren des Alkoholgenusses, des Rauchens, mancher Lichtspielaufführungen, die Einwirkungen der Schundliteratur und schließlich der allgemeinen Amnestie für bestimmte Straftaten. Schon allein diese Aufstellung, mehr noch aber die von Hellwig gegebenen Beispiele über von Jugendlichen verübte Diebstähle, Unterschlagungen, Betrugsversuche sowie über die zunehmende Verbreitung der Prostitution der weiblichen Jugend beweisen, wie wenig gegen diese Verhältnisse mit der Einführung des Sparzwangs erfolgreich anzukämpfen ist. Es liegt ohne weiteres klar, daß der Sparzwang die Fälle wirtschaftlicher Not nicht treffen und zur Aufhebung bringen und die durch den Krieg bedingten Mängel des erzieherischen Einflusses nicht beheben kann. Im Gegenteil ist zu befürchten, daß die in vielen Familien vorhandene Not infolge der Zurückhaltung wenn auch nur eines Teiles des Verdienstes der Jugendlichen noch steigen muß. Das wird vornehmlich bei den zahlreichen Kriegerfamilien der Fall sein, wo die Frauen infolge unzureichender Unterstützung auf den vollen Verdienst ihrer Kinder für den gemeinsamen Unterhalt unbedingt angewiesen sind. Es läßt sich eben leider die Tatsache nicht bestreiten, daß zahlreiche kleinere Gemeinden allen Regierungserlassen und Mahnungen entgegen den Kriegerfamilien gegenüber ihre Unterstützungspflicht in unverantwortlichster Weise vernachlässigen und diese völlig auf die auch nach der vom Reichstag beschlossenen Erhöhung für den Unterhalt unzulängliche Reichsunterstützung beschränken. In nicht besserer Lage befinden sich die vielen Arbeiter der Textil-, Konfektions- und Schuhindustrie, die infolge des Rohstoffmangels bei stark verkürzter Arbeitszeit beschäftigt sind, demgemäß einen geringen Arbeitsverdienst haben oder völlig erwerbslos wurden. Auch hier versagen viele Gemeinden, indem sie sich zur Zahlung einer einigermaßen ausreichenden Arbeitslosenunterstützung nicht aufzuraffen vermögen, vielfach solche überhaupt nicht zahlen.

In allen diesen Fällen wird durch den Sparzwang nichts erreicht. Es kann zwar darauf hingewiesen werden, daß die Gemeindevorstände die Möglichkeit haben, von dem Sparzwang zu entbinden oder ihn einzuschränken. Damit ist jedoch nicht allzuviel gewonnen, denn um eine solche Befreiung zu erlangen, sind die Eltern der Jugendlichen gezwungen, ihre ganzen Verhältnisse darzulegen. Das ist nicht jedermanns Sache und nur geeignet, Unzufriedenheit und Erbitterung hervor-

zurufen. Desgleichen ist die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, daß die Beschränkung der den Jugendlichen zur Verfügung stehenden Mittel häufig die Folge haben wird, die nicht genügend gegen die an sie herantretenden Versuchungen gefestigten Charaktere zu bestimmen, sich solche Mittel auf unrechtmäßige Weise zu verschaffen, und sie so mit dem Strafgesetz in Konflikt zu bringen. Damit wäre erst recht nichts gebessert. Will man dem vorbeugen, so ist das nicht dadurch zu erreichen, daß man sämtliche Jugendliche, also auch die ordentlichen und gesitteten Elemente, unter eine besondere Art von Vormundschaft stellt, sondern man tut besser, wie zum Beispiel bei Anwendung des Zwangsfürsorgegesetzes, ein individualisierendes Verfahren in Anwendung zu bringen, das nur diejenigen trifft, deren Verhalten es notwendig erscheinen läßt. Hier wirksam einzugreifen, bietet die bestehende Gesetzgebung bereits eine genügende Handhabe, eventuell ließe sich nachhelfen, ohne dabei die Rechte der übrigen Arbeiter zu verletzen.

Ein solches individualisierendes Vorgehen ist um so mehr erforderlich, als der Lohn der Jugendlichen keineswegs allgemein so hoch ist, daß sich daraus die allgemeine Einführung des Sparzwangs rechtfertigt und ohne ihn die Neigung zu Ausschweifung und Verschwendung gefördert wird. Leider steht eine umfassende und genauere Unterlage über die Höhe der Löhne der Jugendlichen nicht zur Verfügung, die zur Untersuchung der Verhältnisse herangezogen werden könnte. Man ist in dieser Beziehung im wesentlichen auf die Angaben der Unternehmer angewiesen, die aber keineswegs zuverlässig sind. Soweit die Feststellungen von gewerkschaftlicher Seite reichen, sind mit Ausnahme von einigen Industrien *die Löhne der Jugendlichen wie der Erwachsenen nicht einmal so weit gestiegen, um die Erhöhung der Lebensmittelpreise auch nur einigermaßen auszugleichen.* Selbst in Betrieben der Heeresindustrie werden noch außerordentlich niedrige Löhne gezahlt. Stundenlöhne von 30 bis 40 Pfennig für erwachsene Arbeiter sind keine Seltenheit! Wo höhere Löhne erzielt werden, handelt es sich entweder um besonders qualifizierte Arbeiter oder um Akkord- und Überstundenarbeit. Nur einzelne Arbeiterkategorien erheben sich über den allgemeinen Durchschnitt und bringen es zu einem ansehnlichen, die Friedensnorm erheblich übersteigenden Verdienst. Den Unternehmern sind begreiflicherweise selbst die recht mäßigen Lohnerhöhungen, die sie den Arbeitern bewilligen müssen, unangenehm. Der Mangel an Arbeitskräften hindert sie daran, sich den dahin gehenden Anforderungen der Arbeiter zu widersetzen oder Lohnreduzierungen vorzunehmen, und der Arbeitermangel zwingt sie zu manchen Zugeständnissen, die über das gewohnte Maß hinausgehen. Ihr Bestreben ist deshalb darauf gerichtet, solche Zugeständnisse nicht zu zahlreich werden zu lassen und die Löhne der Arbeiter soweit wie möglich an der niedrigsten Grenze zu halten. Dem steht die Neigung der Jugendlichen, sich unbequemen Arbeitsbedingungen durch Arbeitswechsel oder Abwanderung zu entziehen, entgegen. *Deshalb kommt den Unternehmern der Sparzwang sehr gelegen, weil er bis zu einem gewissen Grade die Freizügigkeit der jugendlichen Arbeiter einschränkt und ihnen die Abwanderung an andere, bessere Arbeitsplätze wenn auch nicht unmöglich macht, so doch immerhin erschwert.* Damit vermindert sich der Druck, den die erwachsenen Arbeiter mit ihren Forderungen nach Lohnerhöhung und günstigeren Arbeitsbedingungen auszuüben vermögen, und ist das Grund genug für die Unternehmer, sich für die Einführung des allgemeinen Sparzwangs auszusprechen und sie zu propagieren.

Schon allein diese Erwägungen nötigen die Gewerkschaften, sich der Einführung des allgemeinen Sparzwangs mit aller Entschiedenheit zu widersetzen. *Die Arbeiter können sich eine Einschränkung ihrer Freizügigkeit nicht gefallen lassen, gleichgültig, in welcher Form sie auftritt.* Dazu kommen noch andere Gründe. Es ist bekannt, wie häufig gewissenlose Unternehmer die Krankenkassen- und Invalidenversicherungsbeiträge

ihrer Arbeiter unterschlagen. Derartige Elemente werden durch den Sparzwang für die Jugendlichen förmlich dazu angereizt, sich auch auf diesem Gebiet zu versuchen, ohne daß sich die Jugendlichen dagegen in ausreichender Weise schützen können. Ferner liegt es nicht gar zu weit aus dem Wege, schließlich den Sparzwang auch auf die übrigen Arbeiter anzuwenden. Schon heute machen sich Stimmen bemerkbar, die ihn empfehlen und seine Ausdehnung auf alle Angestellten und Arbeiter bis zu 5000 Mark Jahreseinkommen befürworten. Man sage nicht, bis dahin habe es noch gute Wege. Lassen sich die Arbeiter erst einmal eine solche Bevormundung wenn auch nur in beschränktem Umfang gefallen, so ist es schwer, ihre Fortsetzung aufzuhalten. Darum gilt es für sie auch hier, den Anfängen zu widerstehen und sich eine Schmälerung ihrer Rechte mit aller Entschiedenheit zu verbitten.

Literarische Rundschau.

Dr. W. Troeltsch, ordentl. Professor der Staatswissenschaften, **Die deutschen Industriekartelle vor und seit dem Kriege.** (Kriegshefte aus dem Industriebezirk, 18. Heft.) Essen 1916, B. G. Baedeker Verlagsbuchhandlung. 74 Seiten Oktav. Preis 1 Mark.

Diese Schrift ist wichtig als Zeugnis für die völlige Änderung der Auffassungen über die Kartelle. Kein Wort mehr von einer Kartellgesetzgebung, von einer Beschränkung der Kartelle, von all dem Mißtrauen und von all den früher scharfsinnig vorgeschlagenen Maßnahmen gegen die Kartelle, von all den Befürchtungen für die Selbständigkeit des Unternehmertums. Nur als ganz leisen Nachklang aus alter Zeit findet man hier und da eine Bemerkung in diesem Geiste. Dabei fehlt aber eine starke Begeisterung über die sieghafte Entwicklung des Kartellwesens während des Krieges. Resignation kennzeichnet am besten die Stimmung. Den Erfindern und Nachbetern des Wortes Kriegssozialismus, aber auch anderen ist diese Schrift zu empfehlen. Den vollen Sieg der Kartelle durch die Entwicklung des Krieges und durch seine Nachwirkungen sagt Troeltsch in dieser Schrift voraus. Er gebraucht zwar das Wort Kriegszwangssyndikate nicht, aber das, was er feststellen will für die Zeit während des Krieges und als voraussetzende Entwicklung nach dem Kriege, ist am besten durch das Wort Kriegszwangssyndikatswirtschaft klargestellt. Den Ideologen neuester Prägung wird der folgende Satz nicht angenehm ins Ohr klingen: »Geblieben aber ist bis auf den heutigen Tag die Steigerung egoistischer Gefühle, sowohl bei den Verbrauchern wie bei den Produzenten und vor allem im Handel.«

Jedenfalls ist diese Schrift ein wichtiger Beitrag für die Kartelliteratur, weil sie im Kriege und unter dem Eindruck der wirtschaftlichen Wirkungen des Krieges entstanden ist, dabei läuft natürlich, wie das bei den »Kriegsheften aus dem Industriegebiet« nicht anders zu gewärtigen ist, die hochgemute Stimmung über Deutschland und das Absprechen über das Ausland mit. Besonders auf Amerika heute von oben herabzusehen, ist ja gewissen annexionistischen Professorenkreisen eine besonders wichtige Leistung. Ist es richtig, ist es klug, ist es beweisbar, daß auf amerikanischem Boden »die Bestechlichkeit bis in die höchsten Schichten der Richter und Verwaltungsbeamten reicht«? Ist das nicht vielleicht eine wissenschaftlich nicht zulässige Verallgemeinerung? Würde Professor Troeltsch, der die deutschen Fehler auch sieht, nicht mit Recht entrüstet sein, wenn man die gesamte deutsche Geschäftswelt als eine Kriegswuchererbande bezeichnen würde? Aber wir sind an so viele oberflächliche Urteile über das Ausland gewöhnt, daß wir auch in dieser sonst durchaus ernsten Schrift nicht mit allzu großem Erstaunen auf diese Stelle stießen.

Die amerikanische Trustbildung ist viel zu ungründlich behandelt. Von den monopolistischen Kontrollgesellschaften der nordamerikanischen Union zu behaupten, daß der Spekulationszweck im Vordergrund steht, scheint mir ebenso unrichtig zu

sein wie die Behauptung von ihrem Aufbau auf fiktivem Kapital. Das Kapital im Trust wird erst fiktiv durch die Verwässerungen zur Verhüllung der reichen Erträgnisse, die natürlich nicht auf fiktivem Kapital, sondern auf sehr realem Kapital, so die auf dem Besitz von zwei Fünftel der amerikanischen Eisenerzgruben, zahlreichen Verkehrsanstalten usw. beruhende Macht der Steel Corporation oder die Macht des neun Zehntel der nordamerikanischen Petroleumgruben mit ihren riesigen Röhrenleitungen, mit ihren Anteilen an der Petroleumproduktion der übrigen Welt besitzenden Standard Oil Trust. Das ist doch kein fiktives Kapital!

Merkwürdig erscheint auch, daß Troeltsch die deutschen Kartelle nur unter der Bedingung der Erhaltung der schwächeren Glieder zustande kommen läßt, obgleich doch wahrlich genug Betriebe von den Kartellen stillgelegt wurden. Ich glaube, er überschätzt gewaltig die Selbständigkeit, die die deutschen Kartelle ihren Mitgliedern gewährleisten. Die großen Interessengemeinschaften der deutschen Elektrizitätskonzerne bei der Übernahme großer Arbeiten übersieht Troeltsch ebenfalls, wie er merkwürdigerweise die Kartellbildung in Rußland als unerheblich wertet. Auffallend ist auch, daß er die Lage der Arbeiter im Kartell günstig beurteilt, was den hellen Widerspruch der Berg- und Hüttenarbeiter hervorrufen wird. Mancher General, der mit dem Intendanturgeschäft zu tun hat, wird sich wundern, in dem Buche von Troeltsch von der gemäßigten Preispolitik der Rohstoffkartelle bei der Munitionsversorgung zu lesen.

Von einer Zurückhaltung der Rohstoffkartelle, die für die Munitionsindustrie arbeiten, bei der Festsetzung der Preise und bei der Herbeiführung der Gewinne hat der Rezensent erst durch Professor Troeltsch Kenntnis erhalten. Während trotz des großen Bedarfs an Munition die Produktion innerhalb des Stahlwerksverbands hinter dem Durchschnitt des Friedensjahres zurückbleibt, sind die Gewinne ganz respektabel. Sie sind von 1914/15 auf 1915/16 beim Phönix von rund 15,5 auf 23,2, bei Mannesmann von 8 auf 17, bei Aumetz-Friede von 1,0 auf 7,5, bei den Rheinischen Stahlwerken von 2,8 auf 5,1, bei Bochumer Gußstahl von 7,4 auf 15,3, bei Hoesch von 1,0 auf 8,8, beim Hasper Stahlwerk von 0,9 auf 3,9 Millionen Mark gestiegen. Die Dividenden waren in Prozenten bei Bismarckhütte, bei Ilsenburg und Wissen und beim Bochumer Gußstahl 25 Prozent, bei Phönix 20, beim Hasper Stahlwerk 16, bei Mannesmann 15 Prozent. Dabei reden wir gar nicht von den Kruppwerken und wollen uns in Bilanzkritiken, die während des Krieges einen ganz besonderen Scharfsinn erfordern, nicht einlassen. Vielleicht war da Professor Troeltsch doch etwas zu freigebig mit dem Lobe, das er den Kartellen gespendet hat.

So könnten wir noch manches anführen gegen Troeltsch und auch gegen die Kartelle und auch belegen, daß die Sozialdemokratie sich kritisch zur Kartellbildung stellt. Aber diese Ausstellungen sind nicht das Entscheidende an dieser Schrift, die so weniger als wissenschaftliche Arbeit, sondern als eine wirtschaftspolitische Auseinandersetzung über Kriegswirkungen gewertet werden muß. Troeltsch senkt den Degen vor den Kartellen, wenn er schreibt: »Die Regelung der Konkurrenz durch die Kartelle hat sich festes Bürgerrecht in Deutschland erworben.« Er sieht die Zukunft gekennzeichnet durch eine weitgehende Kartellierung und durch mannigfache sonstige Konzentrationen. Er hofft freilich, daß sich die Kartelle nach dem Kriege dem allgemeinen Interesse nicht im großen Stil entgegenstellen werden, daß sie sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt sein werden. So schillert als ein letzter Nachglanz von der Lehre der Harmonie der wirtschaftlichen Interessen etwas in dieser Schrift nach. Aber mehr als Hoffnungen sind es nicht, daß die deutsche Wirtschaft für die Konsumenten und für die Arbeiter erträglich sein wird in der Periode höchster Kartellierung.

Wer den Problemen der Wirtschaft in Deutschland nach dem Kriege heute schon nachgeht, der soll mit Aufmerksamkeit die trotz bedauerlicher Oberflächlichkeiten wichtige Schrift des sonst gründlicheren Professors Troeltsch lesen. ad. br.

Deutschland und das Mittelmeer. Sechs Abhandlungen aus der Sammlung »Der Weltkrieg«, herausgegeben vom Sekretariat sozialer Studentenarbeit. München-Gladbach 1916, Volksvereinsverlag. 110 Seiten. Broschiert 1,20 Mark.

Die Abhandlungen sind von recht ungleichmäßigem Wert. Sehr ansprechend sind die Aufsätze von Dr. Paul Bensch über den »Weltkrieg und die Orientfrage« und Theodor v. Sosnosky über die »Balkanpolitik Italiens«. Beide Verfasser sind bemüht, die Verhältnisse unparteiisch, gleichsam von einer höheren Warte aus zu betrachten; weniger gelungen scheint v. Sosnoskys Abhandlung über »Österreich-Ungarn und der Balkan«. Professor Martin Spahn bringt einen Beitrag über »Italien«, ein Musterbeispiel ideologischer Geschichtsauffassung; Dynastie und Diplomatie sind ihm die Träger historischer Entwicklung und die Hohenzollern natürlich die Halbgötter, während die Herrscher vom Hause Savoyen verächtlich als Halbidioten abgetan werden. Joseph Froberger bringt die Zentrums- oder auch die Volksvereinsnote zum Ausdruck. In dem Aufsatz über »Weltkrieg und Islam« rechtfertigt er das Zusammengehen der Mittelmächte mit dem Islam und die Ausnutzung des heiligen Krieges durch den Kampf gegen das glaubenslose Frankreich und das krämerhaft-sittenlose England. »Spanien und der Weltkrieg« setzt die Verdienste des Katholizismus, beziehungsweise des »spanischen Zentrums« um die offene Parteinahme weiter spanischer Volkskreise für die Mittelmächte ins hellste Licht; was in Spanien freidenkend und republikanisch und sozialistisch gesinnt ist, steht auf seiten der Entente. »Von welcher Wichtigkeit es ist, daß man in Deutschland eine so beredte Sprache der Tatsachen erfasse und in ihren Wirkungen abschätze, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden....«

Papier und Druck lassen sehr viel zu wünschen übrig. Gg. Engelb. Graf.

Anzeigen.

William Adrian Bonger, **Criminality and Economic Conditions.** Boston, Little, Brown & Co. XXXII und 706 Seiten.

Der Verfasser des Buches ist ein holländischer Genosse. Aber die Wissenschaft ist international, sie spricht nicht zu einer Nation, sondern zur Welt. Gelehrte, die einer kleineren Nation angehören, finden daher in ihrer Sprache ein Hindernis, nicht ein Mittel für die Verbreitung der Ergebnisse ihrer Forschungen. Deshalb ließ Genosse Bonger sein Buch zuerst zwar in Amsterdam, aber in französischer Sprache erscheinen unter dem Titel „Criminalité et conditions économiques". (Amsterdam 1905, G. P. Tierry.) Es wurde in der Neuen Zeit als glänzende Leistung anerkannt (M. Sursky, Aus der neuesten Literatur über die wirtschaftlichen Ursachen der Kriminalität, XXIII, 2, S. 628 ff.).

Dasselbe Urteil hat die Fachpresse gefällt. Das »Amerikanische Institut für Kriminalrecht und Kriminologie«, das 1909 in Chicago gegründet wurde, gibt jetzt die hier angezeigte englische Übersetzung des Werkes (besorgt von H. P. Horton) heraus mit Vorreden des Rechtsanwalts E. Lindsey und des Richters am Obersten Gerichtshof von Nevada, Fr. H. Norcroß.

Im wesentlichen hat der Verfasser in der amerikanischen Ausgabe nichts geändert, doch die Literatur der letzten Jahre berücksichtigt. Verschiedene Details wurden weggelassen, um Raum zu sparen. Der Passus über »Rasse und Verbrechen« deshalb gestrichen, weil der Verfasser jetzt darüber mehr zu sagen hatte als früher, und dies in dem Rahmen der Arbeit nicht möglich war.

Da für viele europäische Leser der Bezug des Werkes aus Amerika jetzt schwer fallen dürfte, hat die Amsterdamer Buchhandlung Swets & Zeitlinger den Vertrieb für Europa übernommen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 14 Ausgegeben am 5. Januar 1917 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Neue sozialdemokratische Auffassungen vom Krieg.

Von K. Kautsky.

1. Proletariat und Vaterland.

Bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges galten in unserer Partei für ihre Stellungnahme im Falle eines kriegerischen Konflikts nur die beiden, von mir schon früher (in dem Artikel »Sozialdemokratische Anschauungen über den Krieg vor dem Krieg«) untersuchten Kriterien, das des Angriffskriegs und das der wahrscheinlichen Wirkungen eines bestimmten Ausgangs des Krieges auf die Lage und den Fortschritt des internationalen Proletariats.

Von jedem dieser Standpunkte aus konnte ein Sozialist zu seiner Haltung in einem bestimmten Kriege nur nach gründlicher Prüfung seiner Entstehungsgeschichte, des Charakters und der Ziele der kämpfenden Parteien kommen. Mit dem Wechsel der Situationen und der Kriegsziele im Laufe des Krieges konnte die Notwendigkeit eintreten, daß der Sozialist seine Haltung änderte. Und dabei mochten sich selbst bei gleichen Ausgangspunkten sehr verschiedene Resultate und daraus innerer Zwiespalt ergeben.

Alle diese anscheinenden Nachteile würden vermieden durch zwei neue Standpunkte, die im jetzigen Kriege sehr populär wurden. Sie stehen zueinander in schroffstem Gegensatz, stimmen aber darin überein, daß jeder der beiden von vornherein mit absoluter Sicherheit der Partei ihre Haltung vorschreibt, ohne irgendeine Prüfung der Sachlage zu erheischen und ohne vom Wandel der Dinge während des Krieges im geringsten berührt zu werden.

Der eine spricht die unbedingte Pflicht aus, sich hinter die Regierung zu stellen, sobald einmal der Krieg ausgebrochen und damit das Vaterland in Gefahr geraten ist.

Der andere spricht ebenso unbedingt die Pflicht aus, jeder Regierung entgegenzuarbeiten, die im Kriege befindlich ist, ebenso aus prinzipieller Verwerfung des Krieges wie aus prinzipieller Opposition gegen jedes bürgerliche Regime.

In der Praxis der Agitation werden freilich diese Standpunkte nicht immer so schroff entwickelt, wie sie hier dargestellt werden. Wer auf dem einen oder anderen Standpunkt steht, liebt es nicht selten, ihn noch durch Argumente zu stützen, die auf Grund der beiden alten, von mir früher behandelten Kriterien gewonnen wurden.

Das gilt namentlich von jenen, die erklären, ohne weitere Prüfung verstehe es sich von selbst, daß man zur Regierung stehen müsse, sobald das Vaterland in Gefahr, das heißt im Kriege begriffen ist. Zur Verstärkung dieses Arguments führen sie gern noch den Nachweis, daß der Staat ange-

griffen sei, daß sein Sieg im proletarischen Interesse liege. Und doch ist für ihren Standpunkt dieser Nachweis sehr gleichgültig. Da wir hier nicht die Beweisführungen in bestimmten Fällen untersuchen, sondern nur die verschiedenen Standpunkte darlegen, die bei dieser Untersuchung in Betracht kommen, müssen wir jeden in seiner Reinheit betrachten, nicht in seiner Vermischung mit anderen.

Der Standpunkt, ein Sozialdemokrat müsse im Kriege unbedingt zu seiner Regierung — man sagt, zu seinem Lande oder Volke — halten, wird von seinen Verfechtern teilweise als der herkömmliche Standpunkt unserer Partei hingestellt. Dies wird dadurch erreicht, daß man die Gefährdung des Staates in einem Kriege, in dem er politisch der Angegriffene ist, gleichsetzt mit der Gefährdung, der jeder Staat durch die feindlichen Heere ausgesetzt ist, sobald er im Kriege steht, auch wenn er selbst ihn hervorgerufen hat. Wir haben diese Verwechslung bereits kennen gelernt, die durch die Anwendung des mehrdeutigen Wortes »Landesverteidigung« begünstigt wird.

Die entschlosseneren Verfechter des neuen Standpunktes geben indes zu, daß er einen völligen Bruch mit unserer Vergangenheit bedeutet. Sie verhöhnen geradezu diejenigen, die noch an den alten Auffassungen in der Kriegsfrage festhalten, als konservative oder verkalkte Marxisten.

Der neue Standpunkt soll durch den Wechsel begründet sein, der in der Stellung des Proletariats zum Vaterland eingetreten ist. Man sagt darüber: Das Kommunistische Manifest konnte noch 1847 erklären: Der Arbeiter hat kein Vaterland. Seitdem erhielt er politische Rechte, verbesserte durch deren Ausnutzung seine Lage, gewann Anteil am gesellschaftlichen Reichtum. Jetzt haben die Arbeiter ein Vaterland, besitzen an ihm mit den anderen Klassen der Nation ein gemeinsames Interesse. Unabhängigkeit, Wohlstand und Größe des Vaterlandes werden jetzt für die Arbeiter gleichbedeutend mit ihrer eigenen Unabhängigkeit, ihrem eigenen Wohlstand, ihrer eigenen Größe.

Bei dieser Argumentation wird zunächst eines vergessen, die Definierung des Begriffs Vaterland. Man sieht nicht, daß der Begriff des »Vaterlandes« kein eindeutiger, sondern ein mehrdeutiger ist. Man kann unter dem Vaterland den Staat verstehen, dem man entstammt, aber auch den, in dem man lebt. Wenn Amerika in Krieg mit dem Deutschen Reich geriete, welches Vaterland hätten die aus Deutschland stammenden amerikanischen Staatsbürger zu verteidigen?

In den meisten Fällen werden freilich beide Arten Vaterland zusammenfallen. Aber auch dann braucht die Frage des Vaterlandes noch nicht gelöst zu sein. Arndt gab auf die Frage: Was ist des Deutschen Vaterland? die Antwort: es müsse größer sein als ein einzelner der deutschen Staaten, es müsse so weit reichen, »so weit die deutsche Zunge klingt«.

Genosse Pernerstorfer entrüstet sich über eine sozialistische Denkweise, »die eine völlige Aufhebung des Vaterlands- und Nationsgedankens« fordert. Was ist aber sein Vaterland? Der Geltungsbereich der deutschen Zunge? Oder umschließt sein »Vaterlandsgedanke« Bosnien und Galizien?

Eine neue Komplikation wird in den Begriff des Vaterlands eingeführt durch die Kolonialpolitik. Haben die Madagassen und Annamiten ein französisches Vaterland, und gehört zu dem Vaterland des Pariserś Madagaskar und Annam?

Die von der Reichstagsfraktion und dem Parteiausschuß am 14. August 1915 formulierten Leitsätze über die Kriegsziele fordern die Unversehrtheit nicht des Gebiets des deutschen Volkes, sondern des »territorialen Machtbereichs« des Deutschen Reiches. Sie rechnen also offenbar die Verteidigung des kolonialen Besitzes zu den Aufgaben der Vaterlandsverteidigung.

Endlich aber macht es einen Unterschied, ob man das Vaterland auffaßt als Besitz oder als Wohnsitz des eigenen Volkes. Es konnte Marx natürlich nicht einfallen, zu behaupten, der Proletarier bewohne nicht das Gebiet seiner Nation. Er wollte nur sagen, die Proletarier hätten keinen Anteil am Besitz der Nation. Er sprach nur denselben Gedanken aus, dem schon Tiberius Gracchus in seiner berühmten Rede Ausdruck gab, in der er darauf hinwies, daß die Proletarier Roms die Herren der Welt seien, aber keine Scholle Erde als ihr eigen besäßen.

Damit wollten weder Gracchus noch Marx sagen, daß dem Proletarier die Geschicke der Nation, der er angehöre, gleichgültig sein müßten. Betrachtete ihn auch Marx als ausgeschlossen vom gegenwärtigen Besitz der Nation, so sah er in ihm doch den künftigen Erben dieses Besitzes. Der konnte Marx ebensowenig gleichgültig sein als die Bedingungen, unter denen im Staat um das Erbe gekämpft wurde. Das Gedeihen und die Selbständigkeit der Nation mußten ihm deshalb schon zur Zeit des Kommunistischen Manifestes ebensosehr am Herzen liegen wie nur irgendeinem Patrioten.

Was hat sich seitdem für uns geändert? Gewiß sind wir heute um siebzig Jahre dem Sozialismus näher als zur Zeit des Kommunistischen Manifestes. Aber wir handeln hier vom Wandel der Auffassungen, und in der Auffassung von Marx stand damals, als er das Wort schrieb: »Der Arbeiter hat kein Vaterland«, die Revolution unmittelbar vor der Tür, während gerade diejenigen, die heute den nationalen Standpunkt im Sozialismus vertreten, die Revolution nur in unabsehbarer Ferne erblicken.

Wollten wir mit diesem Maßstab messen, dürfte das Interesse des Proletariats am Vaterland seit den Tagen des Kommunistischen Manifestes eher ab- als zugenommen haben.

In der Regel haben diejenigen, die annehmen, der alte Standpunkt von Marx in der Frage des Vaterlandes sei überholt, etwas anderes im Auge: sie meinen nicht die Erwartungen des Proletariats, es werde später einmal identisch mit der Nation und Erbe ihres Besitzes werden, sondern meinen den Anteil, den es in der Gegenwart schon an diesem Besitz gewonnen hat. Er sei 1847 gleich Null gewesen und seitdem erheblich gewachsen.

In Wirklichkeit war der Anteil des Proletariats am Wohlstand der Nation nie absolut gleich Null. So darf man die Dinge doch nicht auffassen. Die Masse der Lohnarbeiter verfügte auch vor siebzig Jahren schon über Kleider und Hausrat. Sie hatte einigen Anteil an den staatlichen Einrichtungen, zum Beispiel den Volksschulen, Krankenhäusern, Straßenbauten. Und es wäre unsinnig, zu glauben, daß es damals den Arbeitern gleichgültig sein konnte, ob die Geschäfte im Lande gut gingen oder stockten.

Der Unterschied zwischen heute und damals kann also nicht darin liegen, daß die Arbeiter vom Volkseinkommen damals gar nichts erhielten, demnach an seiner Höhe nicht interessiert waren, und daß sie heute etwas davon erhalten. Die Frage kann bloß die sein, ob ihr Anteil an diesem Einkom-

men heute größer ist als ehedem, und zwar um so viel größer, daß dadurch eine gewisse Solidarität der Klasseninteressen an Stelle des früheren Klassengegensatzes tritt.

Nun ist gar nicht daran zu zweifeln, daß sich die Lage eines großen Teiles der arbeitenden Klassen nicht nur moralisch und politisch, sondern auch materiell in mancher Hinsicht gebessert hat. Freilich, die Heimarbeit und große Teile des Handwerks sind seit der Zeit des Kommunistischen Manifestes eher heruntergekommen. Aber die Fabrikarbeiterschaft ist durch die Arbeiterschutzgesetze wenigstens die schlimmsten Bedrängnisse losgeworden, und jene Schichten von Lohnarbeitern, die sich gewerkschaftlich zu organisieren vermochten, können bedeutende Errungenschaften aufweisen. Endlich haben die Versicherungsgesetze manche Quelle des Elends für den arbeitsunfähigen Proletarier eingedämmt. Das alles würde jedoch ein Steigen des Anteils am Volkseinkommen nur dann bedeuten, wenn dieses zur selben Zeit nicht oder doch nicht in gleichem Maße gewachsen wäre. Das ist jedoch keineswegs der Fall.

Schon im Frieden wiesen eine Reihe von Anzeichen darauf hin, daß der Reichtum der besitzenden Klassen weit rascher stieg als die Einkommen der Proletarier. Der jetzige Krieg bezeugt es aufs schlagendste. Die enorme finanzielle Leistungsfähigkeit der kapitalistischen Staaten im Weltkrieg übersteigt alles, was die kühnste Phantasie vorher zu erträumen wagte. Diese Leistungsfähigkeit wird nur ermöglicht durch die schwindelerregenden Reichtümer, die die letzten Jahrzehnte den kapitalistischen Klassen eingebracht haben. Alle Errungenschaften der Arbeiterschaft schrumpfen demgegenüber zu einem Nichts zusammen.

Das haben die Arbeiter bisher nicht genügend gemerkt, da sie meist nur ihre jetzige Lage an der früheren, nicht an der gleichzeitigen Lage der Kapitalisten maßen. Nach dem Kriege werden sie das aber aufs schärfste zu spüren bekommen.

Der Krieg bedeutet eine ungeheure Verwüstung von Kapitalien in der Welt, vielleicht von 200 bis 300 Milliarden. Dementsprechend wird die Produktivkraft der Gesellschaft, ihr Gesamteinkommen für kürzere oder längere Zeit sinken, nicht aber in gleichem Maße das Einkommen der Kapitalistenklasse. Der Betrag ihres Kapitals und Kapitaleinkommens wird durch die Kapitalvernichtung im Kriege nicht verringert, sondern es wird bloß sein Charakter geändert. Aus industriellem, produktivem Kapital wird es immer mehr in unproduktives Kapital verwandelt. Dessen Verzinsung fließt nicht mehr aus industrieller Tätigkeit, sondern aus den Steuern.

Da das Einkommen der Gesellschaft sinken wird, nicht aber in gleichem Maße das der Kapitalistenklasse, muß das Einkommen der Arbeiterklasse bedeutend verkürzt werden. Sie wird es jetzt direkt am eigenen Leibe spüren, daß ihr Anteil am gesellschaftlichen Gesamtprodukt abnimmt, und wird keiner statistischen Arbeiten bedürfen, um zu dieser Erkenntnis zu gelangen.

Diese Verschärfung der Klassengegensätze wird noch auf die Spitze getrieben dadurch, daß der Krieg unter den Mittelschichten fürchterliche Musterung hält. Sie leiden am meisten unter ihm. Daneben fördert er die rascheste Zentralisation großer Vermögen, die oft über Nacht pilzartig aufschießen. Gar mancher, der zu Beginn des Krieges ein Hungerleider war,

ist heute Millionär. Glücksritter, plötzlich mühelos reich geworden durch Spekulationen auf das allgemeine Elend, gehören nicht zu jener Art Kapitalisten, die das Proletariat mit dem Kapitalismus versöhnen.

Also auch wenn wir den Marxschen Satz über das Vaterland vom Standpunkt der wachsenden Ausgleichung oder Verschärfung der Klassengegensätze untersuchen, spricht nichts zugunsten seiner Revidierung.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß das keineswegs bedeutet, dem Arbeiter hätten die Zustände und die Politik im Vaterland gleichgültig zu sein, und daß es auch Marx nie eingefallen ist, seinen Satz: »Der Arbeiter hat kein Vaterland« in diesem Sinne zu deuten. Wer den Satz so auffaßt, beweist bloß, daß er ihn vom bloßen Hörensagen kennt, nicht durch die Lektüre des Kommunistischen Manifestes. Dort wird ja ausführlich gesagt, wie er gemeint ist. Es heißt:

Den Kommunisten ist vorgeworfen worden, sie wollten das Vaterland, die Nationalität abschaffen.

Die Arbeiter haben kein Vaterland. Man kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben. Indem das Proletariat zunächst sich die politische Herrschaft erobern, sich zur nationalen Klasse erheben, sich selbst als Nation konstituieren muß, ist es selbst noch national, wenn auch keineswegs im Sinne der Bourgeoisie.

Die nationalen Absonderungen und Gegensätze der Völker verschwinden mehr und mehr schon mit der Entwicklung der Bourgeoisie, mit der Handelsfreiheit, dem Weltmarkt, der Gleichförmigkeit der industriellen Produktion und der ihr entsprechenden Lebensverhältnisse.

Die Herrschaft des Proletariats wird sie noch mehr verschwinden machen. Vereinigte Aktion, wenigstens der zivilisierten Länder, ist eine der ersten Bedingungen seiner Befreiung.

In dem Maße, wie die Exploitation des einen Individuums durch das andere aufgehoben wird, wird die Exploitation einer Nation durch die andere aufgehoben.

Mit dem Gegensatz der Klassen im Innern der Nation fällt die feindliche Stellung der Nationen gegeneinander.

Wenn das Kommunistische Manifest sagt: Die Arbeiter haben kein Vaterland, so ist das dort eine Konstatierung, nicht eine Forderung, am allerwenigsten die »einer völligen Aufhebung des Vaterlands- und Nationsgedankens«. Es verkündet vielmehr die Notwendigkeit, daß das Proletariat »sich selbst als Nation konstituieren muß« und daß es insofern national ist, »wenn auch keineswegs im Sinne der Bourgeoisie«.

Und so war auch Marx »insofern« »national« und ebenso Engels. Wenn im obigen von Marx gesprochen wurde, war immer dabei Engels mitzuverstehen, der ja ebenso Vater des Kommunistischen Manifestes ist wie Marx. Beide nahmen das wärmste Interesse am Gedeihen und der Selbständigkeit des deutschen Volkes. Namentlich haben einige seiner Äußerungen darüber Engels sogar bei deutschen Professoren den Ruf eines »nationalen Mannes« eingetragen.

Und doch unterschied sich ihr Standpunkt gewaltig von dem nationalen der Bourgeoisie dadurch, daß ihr Interesse nicht bloß dem einen Vaterland, der einen Nation galt, sondern die anderen Vaterländer und Nationen mit gleicher Liebe umfaßte. Sie sahen, daß die eigene Nation ökonomisch und politisch nur gedeihen könne im Einvernehmen mit den anderen Nationen, daß der eigene Wohlstand, die eigene Unabhängigkeit ohne den Wohlstand und die Unabhängigkeit der anderen nicht gesichert sei, und daß dies vor

allem für das Proletariat gelte: »Vereinigte Aktion, wenigstens der zivilisierten Länder, ist eine der ersten Bedingungen seiner Befreiung.«

Sollte vielleicht in diesem Punkte seit den Tagen des Kommunistischen Manifestes eine Änderung eingetreten sein, die uns veranlassen könnte, seinen Standpunkt gegenüber dem Vaterland zu revidieren und den internationalen Gedanken mehr zugunsten des nationalen zurücktreten zu lassen? Sollte gegenüber der isolierten Aktion im eigenen Lande die vereinigte Aktion wenigstens der zivilisierten Länder für den Befreiungskrieg des Proletariats immer unwichtiger werden?

Man weist uns mitunter auf die Veränderung hin, die in der Organisation der Internationale eingetreten ist. Die erste Internationale habe noch einen Generalrat gehabt, der die ganze Organisation dirigierte und die einzelnen Landesorganisationen an Bedeutung weit überragte. Der zweiten Internationale fehlte ein solches Zentrum, die Parteien der einzelnen Staaten waren souverän und der Mittelpunkt der Organisation ein bloßes Sekretariat ohne nennenswerte Befugnisse.

Das ist richtig, besagt jedoch keineswegs, daß der internationale Zusammenhang des Proletariats die Tendenz hat, immer lockerer und durch den nationalen Gedanken zurückgedrängt zu werden.

Als die erste Internationale zusammentrat, herrschten auf dem europäischen Kontinent noch die Nachwehen der Reaktionszeit, durch die eine große Zahl Emigranten aus den verschiedensten Ländern nach England verschlagen worden war. England, der Staat mit der ältesten proletarischen Massenbewegung, mit dem gesichertsten Asylrecht, der Zufluchtsort der stärksten internationalen Emigration, wurde der gegebene Ausgangspunkt der Internationale. Es bekam von vornherein eine überragende Stellung in der Internationale. Ihr Generalrat aber konnte eine vollkommen internationale Zusammensetzung erhalten, da die Londoner Emigration für die verschiedensten Länder bedeutende Repräsentanten lieferte.

Die Leitung einer Bewegung durch Emigranten ist nicht immer von Vorteil für sie. Der Emigrant verkennt leicht die Veränderungen, die in seiner Heimat seit seiner Vertreibung vor sich gegangen sind, und hat meist ein dringendes persönliches Interesse an einem baldigen Umsturz der Verhältnisse, der ihm die Rückkehr in die Heimat gestattet, was die Unbefangenheit seines Urteils oft trübt.

In der Internationale jedoch traten diese Nachteile nicht zutage. Einmal deshalb, weil ein Marx in ihr wirkte, der die eindringendste Kenntnis der Verhältnisse in den verschiedensten Ländern mit scharfem kritischem Blick gegenüber allen Illusionen verband. Dann aber auch deshalb, weil die praktischen Aufgaben der ersten Internationale weniger auf dem Gebiet des politischen als dem des ökonomischen Kampfes lagen. Arbeiterparteien waren erst im Werden begriffen, die Leitung und Durchführung von Streiks die wichtigste praktische Funktion der Internationale.

Unter ganz anderen Bedingungen hat die neue Internationale zu wirken. In allen Staaten Europas ist das politische Leben der Arbeiterklasse so erstarkt, daß es überall ihre Vorkämpfer im Lande festhält.

Es gibt heute keine andere Emigration mehr als die russische, und die ist nicht in London zentralisiert, sondern in ganz Europa und Nordamerika zerstreut und bildet insofern selbst eine Internationale.

So ist es unmöglich geworden, in irgendeiner Stadt einen Generalrat der zweiten Internationale aus hervorragenden Vertretern verschiedener Länder zu bilden. Das Zentralbureau konnte nur noch aus Mitgliedern eines einzigen Staates bestehen. Und dabei vermochte die Arbeiterbewegung keines Landes mehr eine derartige überragende Bedeutung in Anspruch zu nehmen, wie sie in der ersten Internationale den Engländern von selbst zugefallen war.

Schon das alles bewirkte, daß der Vorstand der neuen Internationale längst nicht den Einfluß üben konnte, den der Generalrat der alten geübt.

In der gleichen Richtung wirkte der Umstand, daß die neue Internationale nicht mehr aus schwachen Gruppen und Keimen von politischen Parteien, sondern aus geschlossenen Arbeiterparteien der verschiedenen Staaten bestand und politische Fragen sie mehr beschäftigten als ökonomische. Im politischen Kampfe machen sich aber die Unterschiede in der Geschichte, der Verfassung, der Klassenschichtung der verschiedenen Staaten viel mehr fühlbar als im ökonomischen. Der ökonomische Kampf der Arbeiterklasse hat überall die Tendenz, die gleichen typischen Erscheinungen hervorzurufen. Der politische dagegen zeitigt unter verschiedenen staatlichen Bedingungen die mannigfaltigsten und kompliziertesten Formen und Probleme. Je stärker eine sozialistische Partei, je mehr ihr neben der bloßen Propaganda von Grundsätzen die Entscheidung praktischer Machtfragen zufällt, desto mehr wird sich die Eigenart ihres Staates in ihrer Taktik geltend machen, um so schwieriger wird jedes Eingreifen von außen, um so vorsichtiger muß es sein.

Das kann nun allerdings den Eindruck erwecken, als würden die sozialistischen Parteien durch ihr Erstarken immer nationaler, als entfernten sie sich immer mehr von der Internationale.

Aber dieser Eindruck trügt.

Die Abhängigkeit der Arbeiter der verschiedenen Nationen voneinander wächst durch die ökonomische Entwicklung rapid und zwingt sie zu immer innigerer internationaler Verständigung. Das wird deutlich durch die Zunahme der internationalen Gewerkschaftskongresse in den letzten Jahrzehnten bezeugt.

Die Aufgaben der Gewerkschaften sind überwiegend praktische Gegenwartsaufgaben, das Denken des Gewerkschafters wird stets auf das Nächstliegende konzentriert. Das gibt ihm leicht ein gewisses Mißtrauen, wenn nicht Geringschätzung für große, weitliegende Ziele, also für Ideale. Wenn sich die Gewerkschaften in den letzten Jahren vor dem Kriege immer mehr international zusammenschlossen, so trieb sie dabei also sicher nicht bloßer Idealismus, »doktrinäre kosmopolitische Gefühlsduselei«, sondern ein dringendes praktisches Bedürfnis.

Andererseits sehen wir aber auch bei den sozialistischen Parteien selbst, daß sie sich trotz aller taktischen Verschiedenheiten in Einzelheiten doch immer mehr auf dem gleichen Boden nicht nur der grundsätzlichen Ziele, sondern auch der grundsätzlichen Taktik finden.

In der ersten Internationale bestanden in dieser Beziehung sehr starke Verschiedenheiten, und zwar in einer deutlichen nationalen Gruppierung: die liberalisierenden Engländer, die proudhonistisch-bakunistischen Romanen und Slawen, die deutschen Lassalleaner und Volksparteiler. Nur eine große

Selbstüberwindung und ein starkes Bedürfnis, an jeder Form proletarischer Massenbewegung teilzunehmen und auf sie einzuwirken, konnte Marx dazu veranlassen, dieser Organisation seine ganze Kraft zu weihen, in der ihn kaum ein Dutzend Mitglieder vollkommen verstanden.

Die zweite Internationale erwuchs dagegen von vornherein überall auf der gleichen Basis des Klassenkampfes und seiner Taktik, wie Marx ihn lehrte. Selbst in England begannen die Arbeiter sich zu selbständiger politischer Klassenorganisation und Klassenbewegung zusammenzuschließen, wenn auch nicht auf Grund klarer marxistischer Argumentierung. Und diese gemeinsame internationale Basis wurde von Jahr zu Jahr stärker und einheitlicher. Wohl durchtobten die neue Internationale zeitweise die heftigsten Kämpfe — wir erinnern an die Kongresse von Paris und Amsterdam —, aber die Gegensätze, die da ausgefochten wurden, waren nicht Gegensätze bestimmter nationaler Anschauungen, sondern Gegensätze, die innerhalb jeder Nation zu finden waren. Gerade in diesen Konflikten zeigte sich's aufs deutlichste, daß die proletarische Klassenbewegung überall den gleichen Gang nahm, die gleichen Probleme zeitigte; sie zeigten, wie sehr die Entwicklung eines jeden Landes bedingt ist durch die aller anderen Länder.

Trotzdem in der zweiten Internationale die Eigenart des politischen Kampfes eines jeden Staates und die Selbständigkeit der verschiedenen sozialistischen Parteien gegenüber der Zentralbehörde des Bundes viel stärker zutage trat als in der ersten, war das internationale Denken und Fühlen der Massen in der neuen Internationale weit stärker als in der alten. Freilich nicht immer das der Führer. Unter diesen überwogen seit dem Aufhören und Absterben der Emigration immer mehr Elemente, die das Ausland gar nicht oder nur aus flüchtigen Besuchen kannten.

Aber das Denken der Massen ist für uns das Entscheidende.

Der Krieg hat diese Entwicklung unterbrochen. Er hat sie indes noch nicht durchbrochen. Er sät eine Fülle nationalen Hasses, der in manchen Schichten den Krieg überdauern mag. Aber die wirtschaftlichen Bedürfnisse werden gleich nach dem Kriege wieder im Sinne der internationalen Annäherung wirken und werden damit wieder die Disposition zu erneutem internationalem Denken und Fühlen entwickeln. Alle Versuche eines Mitteleuropa oder eines Wirtschaftskriegs der Ententeländer werden das nicht hindern können. Die ökonomischen Bedürfnisse gruppieren die Länder ganz anders als die militärischen, und jeder Versuch muß scheitern, die militärische Gruppierung im Kriege, die »Schützengrabengemeinschaft« als eine ökonomische im Frieden fortzusetzen. So wichtig vom militärischen Standpunkt das Zusammenwirken mit Österreich, Bulgarien, der Türkei sein mag, das ändert nichts an der Tatsache, daß diese Länder an der Einfuhr nach Deutschland 1913 bloß mit nicht ganz 9 Prozent beteiligt waren, die der Entente (mit den Niederlanden, die für unsere Handelsstatistik hauptsächlich als Durchfuhrland nach England in Betracht kommen) dagegen mit fast 52 Prozent. Und von der Ausfuhr Deutschlands gingen 1913 etwas über 12 Prozent zu seinen Verbündeten und 56 Prozent zu seinen augenblicklichen Feinden. Man glaube nicht, daß der Krieg an den wirtschaftlichen Bedingungen dieses Verhältnisses viel zu ändern vermag. Die Produktion für den »Weltmarkt, die Gleichförmigkeit der industriellen Produktion und der ihr entsprechenden Lebensverhältnisse«, auf die das

Kommunistische Manifest hinweist, wird nach dem Kriege weitere Fortschritte machen und mit ihr die Internationalität der ökonomischen und gesellschaftlichen Beziehungen.

Ihr wird die Internationalität des Denkens und Fühlens folgen müssen. Es ist aber sogar höchstwahrscheinlich, daß derselbe Krieg, der für diese Internationalität zunächst so schwere Hindernisse aufgetürmt hat, bei seinem Abschluß in den arbeitenden Massen, die seine Konsequenzen am schwersten zu tragen haben, geistige Bedingungen schafft, die sie für die Internationalität empfänglicher machen als je. Der Friede wird in allen Ländern die schwersten Klassenkämpfe entfesseln, was an sich schon den internationalen Zusammenschluß sowohl der Herrschenden wie der Beherrschten fördert. Vor allem aber wird der Krieg die gewaltigste Friedenssehnsucht hinterlassen und damit den stärksten Abscheu vor jeder Politik, die einen neuen Krieg zu entzünden vermöchte, das kräftigste Verlangen nach einer Politik, die die Völker einander nähert. Die Erfahrungen dieses Krieges müssen die Zahl jener Elemente der Bevölkerung und namentlich ihrer proletarischen Schichten auch außerhalb der bisherigen Sozialdemokratie ungeheuer vermehren, denen als die beste Sicherung und Förderung des Vaterlandes eine Politik erscheint, die jene »einfachen Gesetze der Moral und des Rechtes, welche die Beziehungen der Individuen regeln«, als »die obersten Gesetze des Verkehrs der Nationen anerkennt«. Das bedeutet nichts anderes als eine Anerkennung der auswärtigen Politik der Internationale.

Wie immer deren Organisation sich nach dem Kriege gestalten mag, das Entscheidende ist der Geist der Massen, der die Organisation belebt, und der wird nach dem Kriege derartig beschaffen sein, daß wir die kraftvollste Entwicklung der Internationale erwarten dürfen.

Ebensowenig wie die Wandlungen des Anteils der arbeitenden Massen am Nationalprodukt oder am Vaterland geben uns die Wandlungen der Internationale den geringsten Grund, die Auffassung des Kommunistischen Manifestes über das Vaterland zu revidieren oder den Standpunkt zu verlassen, von dem aus wir auf Grund der Gedankengänge dieses Manifestes bis zum Ausbruch des jetzigen Weltkriegs unsere Haltung in den einzelnen internationalen Konflikten geprüft und bestimmt haben.

2. Die prinzipielle Verwerfung des Krieges.

Wenden wir uns nun zu dem Gegenstück der im vorigen Abschnitt untersuchten Auffassung, der prinzipiellen Verwerfung jeder politischen Teilnahme am Krieg, ohne Rücksicht darauf, ob er Verteidigungskrieg ist oder nicht, und welches immer die Konsequenzen von Sieg oder Niederlage des einen oder des anderen Teiles sein können.

Von diesem Standpunkt aus steht es von vornherein ohne jede Untersuchung fest, daß jede sozialistische Partei in jedem kriegführenden Lande unter allen Umständen rücksichtsloseste Opposition gegen die Regierung zu entfalten hat, daß sie in dem Siege einer jeden der kriegführenden Mächte von vornherein ein Unglück für das Proletariat sieht.

Diese Auffassung unterscheidet sich von den beiden, die bis zum Ausbruch des Krieges in unserer Partei vorherrschten, dadurch, daß sie jede Untersuchung der besonderen Ursachen und Folgen eines bestimmten Krieges als belanglos betrachtet, ja mitunter sogar als irreführend ablehnt.

Dagegen ist es keineswegs notwendig, daß in jedem Falle die praktische Konsequenz jener Auffassung im Widerspruch steht zu der, die man auf Grund der bisherigen Auffassungen gewinnen konnte.

Es sind sehr wohl Fälle möglich und sind oft genug vorgekommen, in denen von zwei einander bekämpfenden Staaten jeder in gleichem Maße der Angreifer ist: so zum Beispiel, wenn sie in Konflikt kommen bei einem Streit um eine Beute, die sowohl der eine wie der andere Staat vergewaltigen will. Ebenso Fälle, in denen keiner der beiden Staaten den Krieg will, aber beide durch eine Bluff- und Prestigepolitik in eine Situation kommen, aus der sie nur einen Ausweg wissen, den Appell an das Schwert. Und ebenso oft kommen Fälle vor, in denen Sieg wie Niederlage jedes der Kämpfenden für die internationale Sache des Proletariats gleich verhängnisvoll werden.

In solchen Fällen kommt man vom Standpunkt des einen wie des anderen der bis zu dem jetzigen Krieg bei uns geltenden Kriterien zu demselben Ergebnis, wie von dem des neuen, jetzt genannten Kriteriums.

Der Unterschied liegt darin, daß bei diesem von vornherein feststeht, was bei den ersteren erst von Fall zu Fall durch eine Untersuchung der tatsächlichen Verhältnisse herausgefunden wird. Er liegt in dem *Wege* zu den Resultaten und nicht notwendigerweise in den *Resultaten* selbst.

Das muß festgehalten werden, wird aber leicht übersehen, was zu mannigfachen Konfusionen Anlaß gibt. Die einen glauben, alles, was gegen den Weg vorgebracht werde, mache auch schon die Resultate hinfällig, indes andere wieder meinen, wer die Resultate anerkenne, verpflichte sich damit auch schon zur Anerkennung des Weges.

Nur von diesem, nicht von den Resultaten soll hier gehandelt werden.

Die neue Auffassung hat gegenüber den beiden alten mannigfache praktische Vorteile. Wenn wir die Parteigeschichte zurückverfolgen, so finden wir bei Ausbruch eines Krieges meist keine einheitliche und auch nicht immer eine entschiedene Stellungnahme unter unseren Vorkämpfern. Man erinnere sich des Gegensatzes zwischen Lassalle auf der einen, Marx und Engels auf der anderen Seite im Jahre 1859. Schweitzer, hierin sicher der getreue Nachfahre Lassalles, stand 1866 entschieden auf seiten Bismarcks, Marx und Engels ebenso wie Bebel und Liebknecht auf seiten seiner Gegner. Und dann 1870!

Liebknecht war zuerst für Ablehnung der Kriegskredite, Bebel für Stimmenthaltung, die Parteileitung für die Bewilligung der Kredite, und Marx und Engels nahmen eine vermittelnde Haltung ein.

Dabei drohte diese anfängliche Unsicherheit und Zwiespältigkeit auch auf die Internationale überzugreifen. Wohl bedeuten die beiden alten Kriterien, das des Angriffskriegs wie das der internationalen Gesamtinteressen des Proletariats, die völlige Einheit der Internationale dort, wo sie auf gleiche Informationen hin richtig angewendet werden. Aber wie sehr wechselt in der Zeit kurz vor und nach Beginn eines Krieges der Charakter der Informationen in den verschiedenen Ländern! Das bringt die Gefahr mit sich, daß die Sozialisten der verschiedenen Länder einander feindselig, nicht bloß in militärischem, sondern auch in politischem Sinne gegenübertreten.

Alles das wird vermieden, wenn die Sozialdemokratie von vornherein, ohne Rücksicht auf den Charakter des Krieges prinzipiell alle politische Teil-

nahme an ihm verwirft. Die Einheitlichkeit und Entschiedenheit der internationalen Aktion ist damit ohne weiteres gesichert.

Trotzdem vermochte bis zum jetzigen Kriege diese Auffassung nicht weitere Parteikreise zu erfassen.

Der proletarischen Ethik liegt sie freilich nahe. Die wirklich empfundene Ethik — und nur die kommt als wirksame soziale Macht in Betracht, nicht die mit Worten bekannte — einer Klasse, die bloß ausgebeutet wird, in keiner Weise selbst ausbeutet, neigt stets dazu, jede Verwendung des Individuums als Mittel für die Zwecke anderer Individuen abzulehnen, während eine ausbeutende Klasse Selbstmord beginge, wenn sie sich von solcher Ethik bewegen ließe. Mehr als einer anderen Klasse liegt daher dem Proletariat (und jenen, die sich auf seinen Klassenstandpunkt stellen) die Heilighaltung der menschlichen Persönlichkeit und des Menschenlebens am Herzen. Schon vor dem Aufkommen des modernen industriellen Proletariats finden wir daher bei Proletariern, die sich geistig gegen die bestehende Gesellschaft auflehnen, zum Beispiel im Urchristentum oder bei den kommunistischen christlichen Sekten späterer Jahrhunderte, und als deren Nachwirkung bei urchristlich gesinnten Autoren wie Tolstoi den Abscheu vor jedem Blutvergießen, vor der Anwendung des Schwertes.

Aber parallel mit ihr läuft eine andere ethische Empfindung. So sehr eine ausgebeutete Klasse die Opferung eines Menschen um anderer Menschen willen verwirft, so hoch erhebt sie die Hingabe des einzelnen an die Gesamtheit. Und so ist ihr das Menschenleben des einzelnen der Güter höchstes nicht, sie kann seine Hinopferung sogar fordern, wenn die Gesamtheit dadurch gewinnt.

Daher finden wir häufig, daß die kommunistischen christlichen Sekten wohl den Krieg prinzipiell verwerfen, aber sieht man näher zu, dann stellt sich's heraus, daß sie dabei nur den Krieg um die Ziele der herrschenden Klassen im Auge haben, den sie allerdings als den Krieg an sich meinen. Kommt es jedoch irgendwo zu einem Revolutionskrieg, dann gibt es niemand, der begeisterter in ihn eintritt, ihn energischer und zäher ausficht als jene Proletarier. Das haben die sonst so friedfertigen Wiedertäufer, die Vorgänger der Mennoniten, in Münster bewiesen, das zeigten die Sansculotten in der französischen Revolution. Das zeigten die für die Republik begeisterten Arbeiter im belagerten Paris 1870/71. Bei der Abstimmung über den Frieden in der Nationalversammlung am 1. März 1871 waren es gerade die Arbeiterverfreter und Sozialisten, die gegen den Frieden stimmten, Louis Blanc, Delescluze, Millière, Malon, Felix Pyat, Tolain.

Die Erfahrungen der großen Revolution lieferten den Ausgangspunkt für das revolutionäre Denken von Marx und Engels. Sie erklären auch ihre Stellung in der Kriegsfrage. Bis zum Beginn der sechziger Jahre kann man sehr kriegerische Äußerungen in ihren Schriften lesen, Äußerungen, die heute mit Behagen von den Politikern des 4. August nachgedruckt werden, mitunter Leuten, die bis zu diesem Datum Marx und Engels als gänzlich erledigt betrachteten. Bis in den Anfang der sechziger Jahre hinein glaubten unsere Meister eben, der Weltkrieg Westeuropas gegen Rußland müsse zu einem Revolutionskrieg werden, zu dem gewaltigsten Vehikel der Revolution, ja zu ihrem einzigen nach deren Niedergang seit dem Juni 1848.

In der Tat wurde seitdem in den Kriegen bis 1870 die bürgerliche Revolution von 1848 liquidiert, nicht aber neu eröffnet, sondern vielmehr für immer zum Abschluß gebracht. Seit dem Beginn der sechziger Jahre setzt jedoch auch der Aufschwung der internationalen proletarischen Bewegung ein, die durch Kriege nicht mehr zu fördern, sondern eher zu hemmen ist. Seitdem verschwindet die aggressive kriegerische Note aus den Schriften von Marx und Engels. Sie forderten nicht mehr den Krieg gegen Rußland, sie forderten den Frieden. Aber freilich, wenn trotzdem ein Krieg ausbrach, dann zeigten sie sich nicht gleichgültig für die Art seines Ausganges.

Außerhalb des Marxismus bildete sich jedoch zeitweise eine gewisse Gleichgültigkeit für den Kriegsausgang in Kreisen, die ihre radikale Opposition gegen den bestehenden Staat besonders stark betonen wollten.

Neben dem ethischen Abscheu vor jeglichem Blutvergießen und jeglicher Gewalttat wurde diese Gleichgültigkeit das zweite Moment, das für die prinzipielle Verwerfung jeder Teilnahme am Kriege, auch am Kriege der Abwehr gegen einen Eroberer und Unterdrücker, vorgebracht wurde. Am bekanntesten in den Jahren vor dem Krieg wurden die Versuche Hervés, derartige Gleichgültigkeit zu predigen. In der kapitalistischen Gesellschaft würden die Arbeiter auf jeden Fall unterdrückt und ausgebeutet, keine Verschiebung der Grenzpfähle bedeute einen Gewinn, keine einen Verlust für sie. Die Selbstbestimmung der Völker sei innerhalb des kapitalistischen Staates doch nur eine hohle Flause. Die Arbeiter dürften daher an keinem Krieg politisch teilnehmen, welches immer dessen Charakter sei.

Ebenso wie die Tolstoische wurde auch die Hervésche Auffassung in der Internationale allgemein abgelehnt. Es wurde ihm entgegengehalten, daß die Geringschätzung der demokratischen Rechte in der heutigen Gesellschaft einer anarchistischen, keiner sozialdemokratischen Denkweise entspringe. Jene Geringschätzung könne nicht vereinbart werden mit dem Kampfe ums Wahlrecht, ums Koalitionsrecht, um Preß- und Versammlungsfreiheit usw. Für den ausgebeuteten Arbeiter sei es aber auch keineswegs gleichgültig, ob zu dem Joch der kapitalistischen Unterdrückung noch das der Fremdherrschaft hinzukomme, und ebensowenig gleichgültig, ob der Klassenkampf gegen das Kapital durch den Kampf gegen nationale Unterdrückung verfälscht und gehemmt werde.

Hervé blieb ein Eingänger in der internationalen Sozialdemokratie. Er fand keinen Anklang, auch nicht bei den radikalsten Elementen, die vielmehr eben zu der Zeit des Hervéismus die Forderungen der Republik und der Miliz besonders stark hervorhoben, Forderungen, die vom Hervéschen Standpunkt völlig zwecklos waren.

Nicht zu verwechseln mit dem Hervéismus ist eine antimilitaristische Richtung, die in den Kleinstaaten während der letzten Jahre vor dem Kriege hervortrat. Sie ging von der Erwägung aus, daß gegenüber den Massenheeren der Großmächte die winzigen Armeen der Kleinstaaten doch nicht ins Gewicht fielen. Sie könnten das Land nicht schützen, eher es in kriegerische Verwicklungen hineinziehen, es in einen Kriegsschauplatz verwandeln. Wozu also sich die erdrückende Last des Wettrüstens gemeinsam mit den Großmächten auferlegen? Diese Auffassung sprach sich gegen jede Armee des eigenen Landes aus, auch gegen eine Milizarmee. Die Abrüstung war ihre Parole, nicht nur die allgemeine, sondern bereits die ein-

seitige im eigenen Lande; und die Abrüstung nicht im Sinne einer Beschränkung der Rüstungen, sondern des völligen Verzichts auf jede Wehrhaftigkeit und Bewaffnung des Volkes.

Dieser Verteidigungsnihilismus, der in der Schweiz, Holland, den skandinavischen Staaten aufkam, bedeutete, wenigstens in seinen Anfängen, noch keine prinzipielle Verwerfung der Wehrhaftigkeit des Volkes und der Abwehr eines äußeren Feindes. Es waren besondere, aus der Eigenart der Kleinstaaten geschöpfte Gründe der Zweckmäßigkeit, die jene Richtung bestimmten.

Alle diese Erwägungen und Motive laufen bei der heutigen prinzipiellen Verwerfung der Teilnahme am Kriege unter Umständen mit, sie bilden aber nicht das entscheidende und nicht das allgemeinste Argument für diese Verwerfung. Das bietet vielmehr der imperialistische Charakter unseres Zeitalters.

Daraus wird geschlossen, daß heute jeder Krieg, welches immer sein äußerlicher Ursprung sei, imperialistischen Charakter haben müsse, für alle beteiligten Staaten. Angesichts dessen habe unser Urteil ohne weitere Prüfung schon von vornherein festzustehen.

Genau genommen, bedeutet diese Auffassung ebensowenig wie die alten Auffassungen eine prinzipielle Ablehnung der Teilnahme an jedem Kriege. Sie lehnt die früheren Auffassungen von Marx usw. nicht als prinzipiell verfehlt ab, sondern erklärt sie bloß unter den heutigen, veränderten Verhältnissen für nicht mehr praktisch zutreffend. Die Ablehnung des Krieges aus dem Grunde, weil er ein imperialistischer ist, bedeutet keine prinzipielle, von vornherein feststehende Ablehnung des Krieges. Sie wurde gewonnen durch eine Untersuchung der besonderen Verhältnisse unserer Zeit. Der Unterschied zwischen der neuen und der alten Auffassung besteht im Grunde bloß darin, daß jene ihren Standpunkt schon im Frieden aus der Untersuchung der heutigen Ökonomie und Politik für alle kommenden und möglichen Kriegsfälle des imperialistischen Zeitalters ableitet und festlegt, während die alten Auffassungen derartige Untersuchungen im Frieden keineswegs ablehnten, vielmehr für sehr wichtig hielten, daneben aber den besonderen Bedingungen eines jeden Krieges einen bestimmenden Einfluß für seine Beurteilung einräumten.

Gerade der jetzige Krieg hat besonders überraschende Erfahrungen gezeitigt, Erscheinungen, die niemand vorher ahnte. Zunächst natürlich kriegstechnische Erfahrungen, die aber rückwirkend die Kriegspolitik aufs tiefste beeinflußten.

Die neue Parole hatte nun das Glück, und das machte sie historisch so wirksam, daß die Erfahrungen dieses Krieges einen fruchtbaren Boden für sie und für die Argumentation schufen, auf der sie beruht.

Sie weist hin auf den imperialistischen Charakter, den heute die auswärtige Politik eines jeden kapitalistischen Staates angenommen habe und die jede Regierung in jedem kriegführenden Staate bestimme. Es sei unmöglich, daß das Proletariat als geschworener Gegner des Imperialismus sich für eine dieser Regierungen besonders erwärme, an ihrem Siege Interesse nehme. Es habe bloß ein Interesse an der baldigen Beendigung des Krieges.

Das klingt sehr einleuchtend, und doch ist eine der Voraussetzungen des Schlusses falsch. Aus dem imperialistischen Charakter der Neuzeit folgt

noch nicht, daß die auswärtige Politik der Regierungen aller kapitalistischen Staaten die gleiche und gleichwertig ist.

Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß der Schluß selbst falsch sei. Man kann von anderen Voraussetzungen zu dem gleichen Ergebnis kommen. Und solche Voraussetzungen schafft gerade der jetzige Krieg.

Wir müssen daher mit der Möglichkeit rechnen, daß die Parole der allgemeinen Opposition gegen alle kriegführenden Regierungen immer mehr an Macht gewinnt, die Köpfe des Proletariats immer mehr beherrscht und daß eine Auffassung, die aus einer besonderen Situation geboren ist und aus dieser ihre Kraft zieht, zu einer prinzipiellen, allgemein verbindlichen Auffassung erhoben wird.

Doch würde es verhängnisvoll für unsere theoretische Klarheit werden, wenn die Popularität des Schlagworts vom imperialistischen Charakter der modernen Regierungen uns dazu verleiten würde, sie alle unbesehen in einen Topf zu werfen.

Darüber sei noch in einem besonderen Artikel gehandelt.

Skandinavien.

Von Eg. Engelbert Graf.

(Fortsetzung.)

3. Der Einfluß der Natur auf die Politik des Landes.

In politischer Beziehung waren die Dänen von vornherein am meisten im Vorteil. Sie hatten ein Gebiet inne, das schon durch das gleichmäßige Klima und die im allgemeinen gleichen Bodenverhältnisse zu einer Einheit hindrängte; zwischen den Inseln, den Halbinseln und dem Festland waren die Wasserstraßen derart schmal, daß der Verkehr selbst mit ganz primitiven Fahrzeugen bewältigt werden konnte. All das begünstigte die Heranbildung einer ganz individuellen Nation. Dem dänischen Staat war dadurch die Möglichkeit zur weiteren Entwicklung, ja zeitweise zur Entwicklung zur Großmacht gegeben, um so mehr, als seine Lage zwischen Nord- und Ostsee ihm in gleicher Weise diese beiden Meere zu beherrschen erlaubte. In dieser Lage haben wir den Grund dafür, daß das kleine Land sich bis in die Neuzeit hinein weithin ausdehnen konnte — es beherrschte zeitweise Norwegen, Island, Südschweden und Schleswig-Holstein, ja 1397 bis 1523 vereinigte sein Herrscher die drei skandinavischen Reiche unter sich — heute noch hat es 106 325 Quadratkilometer Kolonien in Europa und 88 362 Quadratkilometer außerhalb Europas in Besitz — und daß es in der Gegenwart seine staatliche Selbständigkeit bewahren konnte. Ja sogar wie allen derartigen Ländchen in bevorzugter Lage war es ihm möglich, die militaristischen Ausgaben für Heer und Flotte auf ein Mindestmaß einzuschränken und die dadurch frei werdenden Summen für Kulturaufgaben zu verwenden: daher kommt es, daß in diesem freiheitlich und aufgeklärt regierten Lande die Volksbildung einen überraschend hohen Stand erreichen konnte, daß die Arbeiterschaft und die Frauen politisch erheblich größere Rechte besitzen als in den imperialistischen Großstaaten.

Der Grundunterschied in dem Charakter zwischen den drei skandinavischen Reichen zeigt sich bereits in der Art der Besiedlung. Däne-

mark basiert auf der Insellage, in Schweden bildete ein Binnengebiet den ursprünglichen Kern des Reiches. In Svealand, an den Ufern des Siljan-, Wener-, Wetter- und Mälarsees erwuchsen Siedlungen einer Bauernbevölkerung, die sich das beim allmählichen Sinken des Seespiegels entstehende fruchtbare Uferland zunutze machten. Aber der hier entstehende Bevölkerungsüberschuß fand da nicht genügend Raum, drängte ans Meer und von da über die nicht sehr breite Ostsee nach dem Kontinent hinüber. In kühnen Fahrten bezwangen die Waräger (die schwedischen »Wikinger« des Ostseegebiets) die Gegend um den Finnischen und Rigaer Meerbusen, drangen von hier ins Innere Rußlands vor und gründeten im frühen Mittelalter bereits das Warägerreich, die ersten Anfänge des heutigen Rußlands, das zeitweise südlich bis zur Halbinsel Krim sich ausdehnte. Diese Warägerkolonisation erfolgte aber, ohne daß irgendein Zusammenhang mit dem Mutterland weiterbestand. Dieses blieb zunächst ein Bauernreich, als dessen durch seine ganze Lage geschütztester Markt sich Stockholm, die Brückenstadt über den Verbindungsarm zwischen Mälar- und Ostsee, entwickelte. Hierher strömte im Mittelalter bereits der Bergsegen aus den nahegelegenen Erzbezirken. Stockholms Handel beherrschte die nördliche, Wisby die mittlere Ostsee. Von Deutschland her sammelten sich in den Städten derartig viele Kaufleute, Handwerker und Bergleute an, daß bis 1471 zum Beispiel in Stockholm die Deutschen Anspruch auf die Hälfte der Bürgermeister- und der Ratsherrnsitze hatten. Diese wirtschaftliche Erstarkung führte zur Expansion nach Norden — wo Norrland kolonisiert — und nach Süden, wo Götaland dem dänischen Einfluß entzogen wurde. 1521 konnte sich Gustav Wasa an die Spitze der Erhebung stellen, die Gesamtschweden von Dänemark unabhängig machte und ein selbständiges Schweden schuf. Von da beginnt Schwedens Aufstieg. Die Beschlagnahme der Kirchen- und Klostergüter verschaffte der Krone genügende Geldsummen, um ein großes Söldnerheer anzuwerben. Nach Westen hin war eine Ausdehnung wegen der beiden anderen skandinavischen Reiche ausgeschlossen, auch die ganze Natur Schwedens verweist seine auswärtige Politik in südliche und östliche Bahnen. So wurden im Verlauf des sechzehnten und zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts Finnland, Estland und Ingermanland erobert, der Westfälische Frieden 1648 brachte Schweden, das wiederholt entscheidend in den Dreißigjährigen Krieg eingegriffen hatte, den Gewinn von Vorpommern, Wismar und einen Teil von Hinterpommern, so daß im siebzehnten Jahrhundert Schweden tatsächlich fast das gesamte Ostseegebiet in seinem Besitz hatte. Aber Schweden war nun zu spät gekommen: die Tage der Hansa waren vorüber; nach dem Dreißigjährigen Krieg lag Skandinavien außerhalb der wichtigen europäischen Wirtschaftsbeziehungen; es fehlte die Möglichkeit des wirtschaftlichen Aufstiegs, die Möglichkeit, am Weltmarkt sich zu beteiligen. Daher bröckelte ziemlich schnell eine der Eroberungen nach der anderen ab; einer vordringenden Kontinentalmacht wie Rußland konnte Schweden ohne Beistand von anderer Seite sich nicht widersetzen. Im achtzehnten Jahrhundert verlor es Estland und Ingermanland, 1809 erfolgte die Angliederung Finnlands an Rußland, 1814 mußte es seine deutschen Besitzungen an Preußen abtreten bis auf Wismar, das an Mecklenburg verpfändet war und erst 1903 endgültig deutsch wurde. Heute ist Schweden wieder reiner Kontinentalstaat ohne koloniale Anhängsel. Diese Lage ab-

seits der politischen Probleme des neunzehnten Jahrhunderts hatte auch in Schweden ähnliche innerpolitische Verhältnisse im Gefolge, wie sie weiter oben von Dänemark geschildert wurden: eine auffallende Kulturhöhe, einhergehend mit freiheitlich-demokratischer Entwicklung; wenn auch die gewaltige Ausdehnung des Landes eine derartig intensive Volksbildung wie in Dänemark nicht zuläßt und der Bauerncharakter des Volkes noch gewisse feudale Züge hinterlassen hat, die in die moderne Zeit wenig hineinpassen und die in den beiden anderen skandinavischen Ländern, in denen die wirtschaftliche Entwicklung auf anderer Grundlage einsetzte und teilweise andere Bahnen einschlug, in dieser Form wenigstens nicht vorhanden sind. Diese gesonderte wirtschaftliche Entwicklung führte auch 1905 zur Trennung Schwedens von Norwegen, die beide seit 1814 durch eine Personalunion verbunden gewesen waren.

Viel stärkere natürliche Hindernisse hatte die nationale Einigung und Selbständigkeit Norwegens zu überwinden. Es bedurfte dazu eigentlich erst der modernen Technik. Da die Landverbindungen zwischen den einzelnen Teilen des Landes oft unmöglich, jedenfalls schwieriger als die Verbindungen zur See waren, die einzelnen Fjorde aber jeder für sich abgeschlossen waren, da Klippen, Nebel und Stürme die Küstenschiffahrt allzu gefährlich machten, bildeten sich kleinere Mittelpunkte heraus, die nach dem leicht zugänglichen offenen Meere hin sich weiterhin Geltung zu verschaffen suchten. In den wenigen beackerbaren Gebieten trat schon früh, gerade weil Verbindungen untereinander fehlten, Übervölkerung ein, die Fischerei war noch zu primitiv, als daß sie an die Versorgung der ausländischen Märkte hätte denken können, obendrein wirkten noch historisch-soziale Gründe, zum Beispiel die Sitte, daß nur der älteste Sohn den Hof erbte. Und das Meer lockte hinaus in die Ferne: so wurden die Norweger, damals Normannen und Wikinger (das heißt Buchtleute) genannt, die Meerbeherrscher und Meerentdecker und die gefürchtetsten Seeräuber des frühen Mittelalters. Vom achten bis ins elfte Jahrhundert waren sie der Schrecken fast aller europäischen Küsten; sie entdeckten Island und Grönland und kamen bis Neufundland; wo schiffbare Flüsse landeinwärts führten, drangen sie auch ins Binnenland vor und gründeten in England, in Frankreich (in der Normandie), in Unteritalien und auf Sizilien Reiche. Aber auch die Wikinger verloren draußen ebenso wie die Waräger bald die Fühlung mit der Heimat, und ihre Kolonisationstätigkeit hatte auf das Mutterland keinen Einfluß. Im Mittelalter lag der politische und religiöse Schwerpunkt in Drontheim. Mit der Angliederung an Dänemark im vierzehnten Jahrhundert und der Gründung der Hansa kamen die südlichen Häfen mehr und mehr zur Geltung. Bergen war lange Zeit der beherrschende Hafen, breite Gebiete Schwedens waren damals noch norwegisch, zum Beispiel Jämtland, Härjedalen, Bohuslän. Seit Aufkommen der Dampfschiffahrt haben wohl die Häfen der Nordwestküste ihre Bedeutung für den Export behalten — vor allem, da von ihnen aus Holz und Fische weit hinaus verfrachtet werden —, im übrigen aber ist der politische Mittelpunkt das am meisten europawärts gelegene, den europäischen Handelsstraßen am meisten benachbarte Christiania geworden. Hier laufen die Importwege zusammen, nicht allein die materiellen, sondern auch die intellektuellen; und immer mehr ist Christiania bestrebt, auf dem Landweg durch Eisenbahnen die übrigen Teile des Landes sich enger anzugliedern.

Von 1397 bis 1814 stand Norwegen unter dänischer Oberhoheit. Von da an war es durch Personalunion mit Schweden verbunden, im übrigen war es selbständig. Aber seine Interessen waren doch allzusehr dem Weltmeer zugewandt, als daß diese Personalunion von langer Dauer gewesen wäre. Die bereits erwähnte Lostrennung von Schweden und die Erhebung zu einem selbständigen Königreich — man erinnert sich noch der Enttäuschung, als die demokratischen norwegischen Bauern sich einen König aufhalsen ließen, anstatt ein modernes republikanisches Staatswesen zu begründen — haben dann Norwegens Politik in andere Bahnen gelenkt und englischem Einfluß offenen Zugang gewährt.

4. Landwirtschaft und Industrie.

Volkswirtschaftlich ist Skandinavien deshalb so interessant, weil primitive und moderne Produktion sich hier in ganz eigenartiger Form begegnen. Wie die natürlichen Voraussetzungen der Lage, des Klimas usw. schon erwarten lassen, ist Skandinavien kein einheitliches Wirtschaftsgebiet. Vor allem nimmt Dänemark eine Sonderstellung ein. Für eine Industrie großen Stils fehlen hier die Rohstoffe, vor allem Kohle und Eisen, und es ist bezeichnend, daß zwar Kopenhagen einen erheblichen industriellen Einschlag zu verzeichnen hat, daß aber hier die Industrie Fein- und Qualitätsindustrie ist. Im übrigen ist Dänemark ein Agrarland und verfügt über einen Ackerboden, der für jede Kultur hervorragend geeignet ist. Aber der Getreidebau erwies sich bei der Nähe anderer Getreide produzierender und billig produzierender Länder als nicht lohnend genug; wenigstens konnte er keinen so hohen Gewinn abwerfen wie eine intensiv betriebene Viehwirtschaft. Hierfür waren wenig Konkurrenten in der Nähe, dafür gestattet die zentrale Meereslage in Nordeuropa die schnelle und billige Verschiffung sowohl von Schlächterei- wie von Molkereiprodukten, vor allem nach Großbritannien, in zweiter Linie erst nach Deutschland. Unter der Mitwirkung der überall verbreiteten Volkshochschulen wurde so Dänemark geradezu ein agrarisches Musterland, in dem besonders die Milchwirtschaft in Blüte steht. Nur noch 5 Prozent des Bodens sind hier von Wald bedeckt, dagegen dienen 48 Prozent dem Ackerbau und 28 Prozent sind Wiesen und Weiden. Der Viehbestand war nach der Zählung vom Februar 1916 (in Klammer sind die Zahlen von 1909 beigefügt): 515 415 (535 018) Pferde, 2 289 796 (2 253 982) Stück Rindvieh, 254 000 (726 000) Schafe und 1 983 255 (1 467 822) Schweine. Vergleichsweise sei erwähnt, daß der Viehbestand in der ungefähr gleich großen Provinz Schlesien 1907 sich stellte auf 330 000 Pferde, $1^2/_3$ Millionen Rinder, 280 000 Schafe und $1^1/_3$ Millionen Schweine.

Südschweden ist ebenfalls ein Bauernland, das von seinem Überfluß die übrigen Teile Schwedens mitversorgen hilft. Davon abgesehen, spielt aber auf der skandinavischen Halbinsel die Landwirtschaft eine ganz untergeordnete Rolle. In Schweden sind nur 12 Prozent der Landfläche Acker, Wiese und Heide (Ackerboden allein 8,5 Prozent), 48 Prozent dagegen Wald und 40 Prozent unproduktiver Boden; in Norwegen nehmen gar Acker, Wiese und Heide nur 5 Prozent der Oberfläche ein (Ackerboden allein 2,1 Prozent, eine Fläche gleich der Größe von Mecklenburg-Strelitz), 24 Prozent entfallen auf Wald und 71 Prozent auf unproduktiven

Boden. Dabei muß allerdings gesagt werden, daß eine intensive Bodenbenutzung meist noch nicht Platz gegriffen hat; in manchen Gebieten Nordschwedens sind 90 bis 99 Prozent des Landes noch Naturlandschaft, Urlandschaft. Vor allem ist eines der Hauptkulturprobleme des Nordens die landwirtschaftliche Nutzbarmachung der Moore, die recht ertragreiche Landflächen zu liefern imstande, heute aber auf weite Strecken hin noch völlig versumpft sind. Bedeutender als der Ackerbau ist die Viehzucht; sowohl Schweden wie Norwegen arbeiten bereits in Molkereiprodukten für den Export. So exportierte Norwegen im Jahre 1913 1100 Tonnen Butter, 598 Tonnen Margarine und 19 500 Tonnen kondensierte Milch (alles fast durchweg nach England). Der Viehbestand war in Norwegen 1907: 170 000 Pferde, 1,1 Millionen Rinder, 1,4 Millionen Schafe, 320 000 Schweine; in Schweden 1910: 400 000 Pferde, 2,75 Millionen Rinder, 1 Million Schafe, 960 000 Schweine.

Diese Landwirtschaft vermag in Schweden wie in Norwegen nur einen Bruchteil der Bevölkerung zu ernähren; ebensowenig gelingt dies der erst in den Kinderschuhen steckenden Industrie. Dafür treffen wir hier Zweige der Rohproduktion, die sonst bei europäischen Staaten nur eine untergeordnete Bedeutung haben, in Norwegen die Fischerei an erster Stelle, in geringerem Maße in Schweden, dagegen vorwiegend in Schweden Waldwirtschaft und Erzbergbau. Diese drei Zweige der Rohproduktion sind es auch, die Skandinaviens bedeutungsvolle Rolle im europäischen Wirtschaftsleben für die Zukunft sicherstellen.

Sehen wir von Großbritannien ab, so steht in der Seefischerei sowohl hinsichtlich der gefangenen Mengen als auch des Ertragswerts Norwegen mit 582 Millionen Kilogramm im Gesamtwert von fast 53 Millionen Mark im Jahre 1910 (1914 65½ Millionen Mark) bei weitem an der Spitze der europäischen Staaten; ihm folgen Deutschland mit 166 Millionen Kilogramm und 35½ Millionen Mark, Holland mit 137 Millionen Kilogramm und 34 Millionen Mark, Schweden mit 119 Millionen Kilogramm und 15 Millionen Mark. Berufsmäßige Fischer zählt Norwegen zurzeit über 150 000, die auf 100 Dampfern und etwa 1000 Booten und Seglern ihren Beruf ausüben. Neuerdings hat Norwegen für den Handelsverkehr mit Seefischen besondere Routenschiffe mit Kühlräumen und Kühlwagen in Eisenbahnzügen eingestellt. Norwegen war es auch zuerst, das in der Großfischerei Dampfer statt der Segelschiffe verwendete. Seit einigen Jahren ist als neuerlicher Fortschritt die Einführung von Motorfahrzeugen zu erwähnen. Die Hauptfanggebiete sind für Kabeljau die Lofoten, für Heringe das Gebiet des Stavanger- und für Lachs das des Porsangerfjords. Allein an Dorschen wurden gefangen 1910 155 190 000 Kilogramm, 1912 245 921 000 Kilogramm, 1914 204 135 000 Kilogramm. An Fischkonserven wurden 1914 ausgeführt 37 Millionen Kilogramm gegen 35 Millionen Kilogramm im Jahre 1913.

Schweden und Norwegen gehören zu den waldreichsten Kulturstaaten. Sehen wir von Finnland ab, das mit 61 Prozent der Gesamtfläche das waldreichste Land ist, so kommt gleich dahinter Schweden mit 21 623 600 Hektar Waldland, die 52,6 Prozent des Flächeninhalts bedecken. Eine Zusammenstellung des Waldareals der wichtigsten Staaten im Verhältnis zur Gesamtfläche wird am besten die Wichtigkeit der Wälder für das Wirt-

schaftsleben Skandinaviens erläutern. Es sind von Wald bedeckt von der Gesamtfläche in:

Finnland	61,0 Prozent	Österreich-Ungarn . .	31,3 Prozent
Schweden	52,6 -	Vereinigte Staaten .	26,7 -
Rußland	33,7 -	Deutschland	26,2 -
Kanada	33,7 -	Norwegen	21,4 -

Der größte Teil der Waldfläche wird auf der skandinavischen Halbinsel der klimatischen und Bodenverhältnisse halber der Waldwirtschaft auch erhalten bleiben müssen. Im allgemeinen hat man in der Vergangenheit mit diesen Wäldern einen wahren Raubbau getrieben. Die Bergwerke verschlangen, weniger zum Streckenausbau als zum Feuersetzen (das an Stelle des Sprengens stellenweise bis in die Gegenwart hinein üblich war) und zum Verhütten der Erze ganz ungeheure Mengen, und man holzte ab, ohne an Wiederaufforstung zu denken. Erst in jüngster Zeit ist an Stelle dieses Raubbaus eine wirtschaftliche Forstkultur, durch strenge Forstgesetze geregelt, getreten. Diese kamen gerade noch in letzter Stunde, als der Kapitalismus schon seine Hand auf die Wälder gelegt hatte und die Gefahr in greifbare Nähe gerückt war, daß an Stelle des früheren Raubbaus nun eine schnelle Verwüstung trat. Erst durch ein Staatsgesetz von 1903 wurde in Schweden bestimmt, daß Abholzung mit gleichzeitiger Aufforstung Hand in Hand gehen müsse. Dagegen hat die kapitalistische Ausbeutung der Waldschätze Skandinaviens bereits in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eingesetzt; seitdem ist skandinavisches Holz in immer steigendem Maße ein Gegenstand des Welthandels geworden. Das war die Zeit der großen Aktiengesellschaften, die das Land zu beiden Seiten der großen Flüsse zu pachten pflegten und wie in einem jungen Kolonialland nun an die Ausschlachtung ihres Opfers gingen. Wo die Flüsse sich ins Meer oder in große Seen ergossen, erhoben sich Wassersägemühlen, heute größtenteils mächtige Turbinenanlagen oder Dampfsägemühlen; die Bevölkerung der weitesten Umgegend geriet bald in kapitalistische Abhängigkeit von den Gesellschaften; viele verließen mit dem Erlös ihres verkauften Besitzes die Heimat — daher die mächtigen Auswandererziffern; die Zurückbleibenden gaben billige Arbeitskräfte ab. Und nun wurden die Wälder längs der Flüsse niedergeschlagen, von den Sägemühlen weiterverarbeitet und größtenteils nach dem Ausland verfrachtet. Aber damit begnügten sich die Gesellschaften nicht. Was in ihrem Ausbeutungsgebiet irgendwie Gewinn abzuwerfen versprach, das wurde mitgenommen; dieselbe Gesellschaft, die den Wald verwüstete und Bretter und Bohlen sägte, beutete Steinbrüche aus, legte Bergwerke an, verhüttete das Erz mit Holzkohlen, die im eigenen Betrieb gewonnen wurden, betrieb Teerschwelereien und Zündholzfabriken, warf sich schließlich auf die Herstellung von Zellulose und Papier und versorgte noch obendrein die Umgebung mit der durch Wasserkraft gewonnenen Elektrizität. So war die Stora Kopparbergs Aktiebolag (übrigens die bereits vor 1347 gegründete älteste Aktiengesellschaft der Erde) bis 1750 der größte Kupferproduzent der Erde. Seit einigen Jahrzehnten tritt die Gewinnung des Kupfers völlig in den Hintergrund; dafür betreibt die Gesellschaft Eisenerzbergwerke, Eisenhütten und Stahlwerke, Granitsteinbrüche, die Pflastersteine liefern, eine chemische, eine Zündholz-,

eine Farbenfabrik; sie fertigt Papier und Karbid und ist zur Herstellung künstlicher Stickstoffpräparate übergegangen.

Einen nicht unerheblichen Teil des Holzes verbrauchen Schweden und Norwegen im eigenen Lande zum Hausbau — fast alle Häuser sind aus Holz errichtet —, zum Schiffbau, zur Verhüttung und zum Heizen und als Rohstoff für eine Anzahl einheimischer Industrien. Trotzdem ist die Holzausfuhr ganz bedeutend und die Einnahmen, die dadurch dem Lande zufließen, sehr groß.

In Norwegen hat die Holzausfuhr in den letzten Jahren zwar nachgelassen; sie betrug insgesamt an Hobel-, Schnitt-, Bauholz, Faßdauben und Brennholz 1912 1 095 752 Kubikmeter, 1913 1 044 326 Kubikmeter, 1914 951 941 Kubikmeter. Der größte Teil des exportierten Holzes, über zwei Drittel, ging 1914 nach Großbritannien, etwa ein Siebentel außerdem nach Australien und nur 2,5 Prozent nach Deutschland. Das Sinken der Ausfuhrziffer hängt aber nicht mit einer Einschränkung der Waldwirtschaft zusammen. Vielmehr geht man einmal dazu über, das Holz nicht mehr in unbearbeitetem Zustand, sondern möglichst als Qualitätsware zu exportieren. Darauf deutet auch die Erhöhung der Einnahmen; der Wert der exportierten Hölzer betrug 1912 32¼ Millionen gegenüber 1913 rund 34 Millionen Kronen. Teilweise führt heute Norwegen bereits Rohholz aus Finnland und Rußland ein, um es zu Zellulose und Holzwaren zu verarbeiten und dann zu exportieren; diese Einfuhr betrug im Jahre 1912 bereits 514 336 Kubikmeter im Wert von 12 Millionen Kronen. Die Zellulose- und Papierindustrie bringt bereits bedeutend mehr ein, für Papier 25,4 Millionen Kronen. An mechanischer Holzmasse wurden 1914 etwa 800 000 Tonnen hergestellt und 550 000 exportiert, an Papier 200 000 bezw. 176 000 Tonnen.

In Schweden wandelt sich der Holzhandel ebenfalls zur Industrie um; er ist seit einiger Zeit syndiziert im Svenska Trävaruföreningen (Schwedische Holzausfuhrgesellschaft), die heute 85 bis 90 Prozent von Schwedens Gesamtexport an Säge- und Hobelware umfaßt. Die in Schweden jährlich verfügbare Holzmenge beträgt rund 27 Millionen Kubikmeter, der Verbrauch ist aber erheblich höher. Exportiert wurden allein an Säge- und Hobelholz 1913 988 201 Standards (gegen 1 055 000 im Jahre 1906). An diesem Export waren beteiligt Großbritannien mit 285 402, Frankreich mit 192 920, Deutschland mit 124 262 und Dänemark mit 103 664 Standards (zu je 4,65 Kubikmeter); der Wert der gesamten Holzausfuhr betrug rund 140 Millionen Kronen. Auch die Papier- und Zelluloseindustrie hat in den letzten Jahren einen schnellen Aufschwung genommen; die Ausfuhr betrug an:

	1913	1914
Papier	186758 Tonnen	159090 Tonnen
Pappe	25917 -	26747 -
Holzmasse	1006456 -	894452 -

Eine Steigerung der Holzproduktion wird in beiden Ländern ohne erhebliche Schädigung des Nationalvermögens nicht mehr möglich sein; dagegen wird zumal im Anschluß an die lange noch nicht genügend ausgenutzten Wasserkräfte die weitere Verarbeitung des Rohholzes, mechanisch oder chemisch, im Lande selbst geschehen.

Dasselbe gilt für die Bergwerksproduktion; hier ist obendrein auch in der Gewinnung der Rohstoffe bei weitem noch nicht die äußerste

Produktionsgrenze erreicht. An Erzen ist Norwegen nicht so reich wie Schweden. Der Wert der norwegischen Bergwerkserzeugung wird für 1914 auf etwa 25 bis 26 Millionen Kronen beziffert; die in ihr beschäftigte Arbeiterzahl betrug rund 7500. Am wertvollsten ist die Kupferproduktion, wenn sie auch mit 1 Prozent der Welterzeugung nicht sonderlich ins Gewicht fällt. Ungefähr der vierte Teil der gewonnenen Erze wird im Lande selbst verhüttet. Ausgeführt wurden 1913 560 000 Tonnen Schwefelkies und 426 000 Tonnen Kupferkies. Eisenerze wurden exportiert 1913 568 761, 1914 456 946 Tonnen; in Friedenszeiten gingen davon 70 Prozent nach Deutschland, 30 Prozent nach England.

Schwedens Bergwerksindustrie hat noch eine große Zukunft vor sich, vor allem die Eisenerzindustrie; sie beschäftigt heute bereits mehr als 250 000 Personen. Die Silberproduktion ist zwar auf ein Minimum zurückgegangen, und auch das erzeugte Kupfer genügt den Bedürfnissen des Landes schon lange nicht mehr; mehrere tausend Tonnen müssen davon alljährlich eingeführt werden. Dabei waren schwedische Kupferwerke bis ins achtzehnte Jahrhundert die größten Kupferproduzenten der Welt. An Zinkblende werden jährlich durchschnittlich 50 000 Tonnen gefördert, die zum größten Teil in Belgien verhüttet werden.

In der Eisengewinnung hat Schweden immer eine hervorragende Stellung eingenommen. Die in Angriff genommenen Erzlager gehören zu den mächtigsten und die gewonnenen Erze zu den ergiebigsten der ganzen Erde. Im allgemeinen enthalten die deutschen Eisenerze 25 bis 35, die spanischen 50 Prozent, dagegen die schwedischen 62 bis 66 Prozent Eisen. Der Eisenerzvorrat Nordschwedens allein wird auf über 1200 Millionen Tonnen geschätzt. Es gibt drei Eisenerzbezirke in Schweden, im Süden das von Taberg, in Mittelschweden Dannemora, im Norden Kiruna, Luossa und Gellivare. Der Ruf der schwedischen Eisenindustrie gründet sich auf das mittelschwedische Erzrevier, das schon im Mittelalter für den Export arbeitete. Solange die Holzkohle bei der Verhüttung allein Anwendung fand, stand Schwedens Eisenproduktion mit an erster Stelle; erst seit die Hochöfen mit Koks beschickt werden, haben England, Deutschland und Nordamerika Schweden den Rang abgelaufen, da es keine Kohlengruben — eine mit geringwertiger Kohle ausgenommen — besitzt und den Koks importieren muß. Immerhin gehört das schwedische Holzkohleneisen zu den besten und gesuchtesten Qualitäten. Die lappländischen Eisenerzlager werden erst seit kurzem ausgebeutet, da das dortige Eisenerz sehr phosphorhaltig ist und dieses ebenso wie die lothringische Minette erst durch die Erfindung des Thomasverfahrens verwendungsfähig wurde. Die Gewinnung der Erze ist verhältnismäßig einfach, da sie selten in Gängen, meist in Linsen und Stöcken bis 150 Meter Mächtigkeit und 7000 Meter Durchmesser vorkommen und zu einem großen Teil von Tagebauen her zugänglich sind. Die Gesamtausfuhr Schwedens an Eisenerzen erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1913; sie betrug:

1907	3521717 Tonnen	1912	5520653 Tonnen
1908	3654268 -	1913	6439950 -
1909	3196435 -	1914	4681000 -
1910	4413600 -	1915	5994000 -
1911	6086898 -		

Während die mittelschwedischen Erze hauptsächlich im Lande verhüttet werden, dienen die lappländischen vorwiegend dem Export; sie gehen größtenteils an die rheinisch-westfälischen und oberschlesischen Hüttenwerke. Ihrethalben ist der äußerste Norden durch leistungsfähige Bahnen erschlossen worden. Auch die russischen Expansionsbestrebungen sind nicht allein nach einem eisfreien Hafen am Atlantischen Ozean, sondern auch nach den Eisenerzfeldern Nordschwedens gerichtet. Die Hauptverschiffungshäfen für die Lapplanderze sind Lulea, dessen Hafen aber monatelang zugefroren ist, und der norwegische Hafen Narvik, den die Lapplandbahn mit dem Erzdistrikt verbindet. Die Eisenerzausfuhr über Lulea belief sich 1913 auf 1 384 000, die über Narvik auf 3 184 000 Tonnen.

Auch zur Weltproduktion an Eisen und Stahl trägt Schweden ein gut Teil bei, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß in erster Linie Qualitätsware von dorther kommt. Im Jahre 1913 zählte man 103 Hochöfen, 210 Herde, 17 Bessemerbirnen und 62 Martinöfen. Die Gesamtproduktion an Eisen und Stahl betrug in Tonnen:

1904	1 049 100	davon	wurden	ausgeführt	321 200
1907	1 211 100	-	-	-	418 300
1909	877 601[1]	-	-	-	316 200
1911	1 247 600	-	-	-	418 300
1913	1 478 700	-	-	-	494 200
1914	1 249 000	-	-	-	376 300
1915	1 475 600	-	-	-	577 500

In der nächsten Zukunft wird Schweden wohl dazu übergehen, seine Roheisenproduktion gewaltig zu steigern, und zwar unter Zuhilfenahme der ungeheuren Wasserkräfte, die dem Lande zur Verfügung stehen. Einige elektrische Hochöfen sind in Schweden und Norwegen schon im Betrieb, und ihre Anzahl wird sich um so mehr vergrößern, als die Holzkohlenproduktion eingeschränkt wird und der Preis für Hochofenkoks steigt.

Überhaupt kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß die riesigen Wasserkräfte, die in den Wasserfällen und Stromschnellen heute noch größtenteils brachliegen, Skandinavien zu einem der Hauptindustrieländer der Zukunft zu machen imstande sind. Vorbildliche Anlagen sind teilweise, zum Beispiel am Trollhättafall, bereits geschaffen und versorgen nicht allein industrielle Werke wie Karbid-, Salpeter- und sonstige Fabriken und ganze Bezirke mit dem nötigen Strom, sondern werden es auch in absehbarer Zeit ermöglichen, das gesamte skandinavische Bahnnetz zu elektrisieren. (Schluß folgt.)

Notizen.

Tres faciunt collegium. Nach Kautsky und Bernstein hat auch Friedrich Austerlitz das Bedürfnis gefühlt, an der Ehrenrettung der französischen Sozialdemokratie teilzunehmen und »über die moralische Beschaffenheit des Heilmannschen Artikels jedes Wort Kautskys und Bernsteins zu unterschreiben«. Ich wünsche ihnen dazu Glück. Ihre Schimpfworte kümmern mich gar nicht; jetzt ge-

[1] Generalstreik!

sellt sich ihnen ein Genosse zu, der noch etwas an literarischer Achtung und deutschem Gewissen zu verlieren hatte. Schade um Austerlitz! »Der Tilly überlebte seinen Ruhm.«

Die Kunstgriffe, die Austerlitz sich leistete, sind das Höchstmaß der Jämmerlichkeit. In meiner ersten Veröffentlichung hatte ich ausgeführt: »Die Fälschung der ‚Humanité' ist doppelter Art. Die Überschrift ‚Mobilisation partielle' mag hingehen; sie ist ein Zusatz der Redaktion und könnte aus einer irrtümlichen Auffassung der Tragweite des kaiserlich russischen Befehls entspringen.... Eine direkte Fälschung ist hingegen...« Diese beiden direkten Fälschungen hatte ich dann nachgewiesen. Austerlitz verwendet zwei Seiten der Neuen Zeit darauf, nachzuweisen, daß die Änderung im Titel nicht viel bedeutet. Von den beiden Fälschungen im Text schweigt er, sucht den Anschein zu erwecken, als ob die Titeländerung das einzige sei, was der »Humanité« vorzuwerfen wäre. Ich schrieb in jenen Artikeln: »Der hochoffiziöse ‚Temps' hat vorsichtshalber am Wortlaut der amtlichen russischen Meldung nichts geändert.« Austerlitz verdreht das: ich hätte geschrieben, der »Temps« hätte den schrecklichen Titel vorsichtshalber unterlassen, und wenn der »Temps« den Titel gleichfalls gebracht hätte, wäre es mit der ganzen Fälschung Essig. Bei solcher Art der Polemik fehlt der Wille, sachlich zur Lösung der Fragen beizutragen. Austerlitz handelt nach altem Rezept: »Sucht nur die Menschen zu verwirren, sie zu befriedigen ist schwer.«

Ein anderes Beispiel dafür. Reuter meldet aus Petersburg, daß die ganze umfangreiche militärische Maschinerie bald in Bewegung gesetzt werden wird. Die ganze! Austerlitz bemerkt dazu: eine teilweise russische Mobilisierung sei doch auch schon eine umfangreiche Maschinerie.

Ein drittes Beispiel: Eine Meldung des »Temps« vom 29. Juli, daß die Mobilisation in Kiew, Odessa, Wilna, Warschau und Petersburg fortschreite, zitiert Austerlitz: »Die Mobilisierung schreitet vor.« Weitere englische und französische Korrespondenzen wie belgische Berichte bestätigen, daß Rußland absichtlich die Form einer partiellen Mobilisierung gewählt habe, tatsächlich indessen die Mobilisierung allgemein sei. Austerlitz folgert daraus, daß alle Menschen die Mobilisierung eine partielle nennen und daß meine eiserne Stirn dazu gehöre, sie als eine allgemeine zu bezeichnen. Etwas Eisernes an mir mag Austerlitz allerdings unangenehm sein: das Festhalten an der eigenen Überzeugung. Ich hätte nicht den »Tag der deutschen Nation« schreiben können, um nachher die Leute desto kräftiger zu beschimpfen, die an der deutschen Nation im Sinne jenes Leitaufsatzes festhalten. Was Austerlitz schimpft, schlägt ja nur seinen eigenen Hymnen vom August 1914 ins Gesicht.

Aber weder das Dreimännerkollegium noch die Solidaritätserklärung des neuen »Vorwärts« mit ihm darf die Hauptsache verdunkeln: Die französische Sozialdemokratie war von Jaurès, vom vertretenden Berliner Korrespondenten der »Humanité« und durch ein halbes Dutzend Zeitungstelegramme gewarnt, daß Rußland einen militärischen Schritt tun könnte, der jeder Friedensbemühung ein Ende bereitete. Diese Gefahr trieb Jaurès an seinem Todestag ruhelos zu den »blinden oder ohnmächtigen« Ministern, war der Inhalt seiner letzten Gespräche. Die Gefahr ist Wirklichkeit geworden, und die französische Sozialdemokratie hat nichts getan, sie aufzudecken und aufzuhalten, sondern alles, um sie zu verschleiern. Was immer die »Humanité« vom 31. Juli gegen den Krieg geschrieben hat, in dem einen entscheidenden Punkte der russischen Kriegsvorbereitungen, welche das Ende der Verhandlungen herbeiführten, hat sie die Wahrheit unterdrückt und weggefälscht. Hier ist Rhodus. Von diesem Punkte darf man sich nicht wegdrängen lassen. Nur im Nachruf-Artikel Cachins auf Jaurès blitzt die Wahrheit eine Sekunde lang auf; sonst haben die französischen Proletarier nichts weiter erfahren, als daß Deutschland alle seine Nachbarn, nicht nur Frankreich, sondern auch Rußland überfallen hätte. Darum fordern sie die Bestrafung des Friedensstörers. Auch der jüngste deutsche Friedensvorschlag vom 12. Dezember scheitert an der Über-

zeugung der Feindesstaaten, daß Deutschland einen seit langem geplanten frivolen Überfall auf seine Nachbarn versucht habe. Entweder müssen wir diese Auffassung zugestehen und dann die Buße auf uns nehmen, die Lloyd George uns auferlegen will, oder wir müssen diese Legende zerstören und nachweisen, durch welch ungeheuren Völkerbetrug sie geschaffen wurde — einen dritten Weg zum Frieden durch Verständigung gibt es nicht. Man mag es für falsch halten, der Schuldfrage diese ungeheure Bedeutung beizumessen, aber die Feindesstaaten und die Arbeiter in ihnen messen der Schuldfrage eben diesen Wert bei und haben dazu nach den Beschlüssen der Internationale ein gewisses Recht. Wer weder den deutschen Überfall mit der daraus folgenden Gewährung von Schadenersatz und Sicherheit zugeben, noch gegen den Aberglauben vom deutschen Eroberungskrieg und der deutschen Kriegsschuld ankämpfen will, bleibt selbst bei der größten Friedenssehnsucht ein Friedenshindernis. Und das ist die ernste Seite der wüsten Schimpfereien von Austerlitz, über die ich persönlich lache.

E. Heilmann.

* * *

Nachwort. Die Neue Zeit hat Heilmann trotz ihres steten Raummangels bereits 27 Seiten zur Begründung seiner Anklagen gegen unsere französischen Genossen eingeräumt. Meine Entgegnungen nahmen im ganzen 7 Seiten in Anspruch. Außerdem schilderte Bernstein den tatsächlichen Inhalt der »Humanité« in den Tagen vor Kriegsausbruch auf 9 Seiten. Endlich erhielt noch Genosse Austerlitz auf 7 Seiten das Wort als ein Richter, dem kein Vernünftiger irgendwelche Voreingenommenheit zugunsten des französischen, zuungunsten des deutschen Standpunktes nachsagen wird.

Selbst wenn man die Äußerungen der drei Letztgenannten zusammenzählt, bleiben sie an Ausdehnung immer noch hinter dem Raum zurück, den Heilmann allein ausfüllte.

Er hätte sich also nicht beklagen dürfen, wenn wir seine neueste Zuschrift ablehnten, die keine einzige neue Tatsache mehr vorbringt. Trotzdem geben wir ihm noch einmal das Wort.

Wir wissen zurzeit nicht, ob Genosse Austerlitz, dem Heilmanns jüngster Wutausbruch hauptsächlich gilt, beabsichtigt, ihm zu antworten. Bernstein und ich können uns damit begnügen, Heilmanns jetzige Leistung tiefer gehängt zu sehen.

Seine Behauptung, der »neue Vorwärts« habe sich mit Bernstein und mir solidarisch erklärt; seine pathetische Erklärung, daß sich an der deutschen Nation jeder versündige, der nicht mit Heilmann durch dick und dünn gehe; endlich die niederschmetternde Feststellung, daß man kein deutsches Gewissen habe (auch das Gewissen hat eine Nationalität!) und seinen Ruhm überlebe, wenn man sich herausnehme, anderer Meinung zu sein als Heilmann: alles das kann man doch nicht ernsthaft erörtern. Und erst recht nicht die Heilmannsche Entrüstung über die »wüsten Schimpfereien« der — anderen, die »das Höchstmaß der Jämmerlichkeit« erreichen.

Sie erinnert mich an jenen Prediger des Anstandes, der in einer Versammlung einmal rief:

»Ich verlange, daß man in der Diskussion nie und unter keinen Umständen den Anstand außer acht läßt und persönlich verletzend wird. Mein Gegner dagegen, dieser verlogene, schamlose Hallunke, gebraucht sein breites Maul wie eine Dreckschleuder.«

Trotz seiner Kraftleistungen hat Heilmann in der ganzen Parteipresse nur in einem Blatt Zustimmung gefunden, in der Chemnitzer »Volksstimme«. Die wiegt für ihn freilich alle anderen auf, denn — die Nation bin ich, sagt Heilmann.

K. Kautsky.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 15 Ausgegeben am 12. Januar 1917 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Öffentliche Bewirtschaftung.

Von Karl Marchionini.

»Um euer Wohl zu fördern und Ordnung zu erhalten: so wie man euch glauben macht, hat man bisher immer so viel Gesetze und Verordnungen gedruckt und geschrieben, daß ihr einen ganzen Winter warme Stuben damit machen könnt.« Dieser Worte Wilhelm Weitlings aus dem Schriftchen »Die Menschheit wie sie ist und sein sollte« müssen wir gedenken, wenn wir die Situation auf dem Gebiet der Ernährung betrachten.

Trotz der zahllosen Verordnungen haben sich die Mißstände gehäuft, und wenn daran auch die Länge des Krieges und die Absperrung Deutschlands vom Weltmarkt mitschuldig sind, so könnten die Zustände doch besser sein, wenn wir statt der Profitwirtschaft eine Bedarfswirtschaft hätten und wenn lediglich das Allgemeinwohl maßgebend wäre. Mit tausend Masten segelte Herr v. Batocki vor Monaten in das neue Kriegsernährungsamt. Mit Beginn der neuen Ernte sollte eine Wendung zum Besseren eintreten. Die kam nicht, und kürzlich hat der Präsident des Kriegsernährungsamts erklärt, diesen Winter müßten wir uns mit den Mißständen abfinden. In einem Rundschreiben an die Bundesregierungen gibt er offen zu, daß das bisherige System der Höchstpreise und der Beschlagnahme zum Teil versagt habe.

Nun, hätten wir dies System nicht gehabt, so wären die Zustände noch weit trostloser gewesen, und die Mängel sind auch darauf zurückzuführen, daß nicht rechtzeitig, nicht umfassend und nicht rücksichtslos genug eingegriffen wurde, was wohl dem Einfluß der organisierten Großgrundbesitzer und Bauern zuzuschreiben ist, hinter denen ein Teil der höheren Bureaukratie, vor allem die Landwirtschaftskammern und das preußische Landwirtschaftsministerium steht, dessen Leiter wiederholt öffentlich in einen Gegensatz zum Kriegsernährungsamt getreten ist, was schon seine Bedeutung hat.

Herr v. Batocki ist von der Unhaltbarkeit des jetzigen Systems überzeugt, und er tritt für die öffentliche Bewirtschaftung der Erzeugnisse, für den Ausbau des Systems der zwischen Bedarfsgemeinde und Erzeugerorganisation abzuschließenden Lieferungsverträge ein. Seine Vorschläge sind unzureichend. Sie sind auf die Verteilung gerichtet und lassen die Produktion außer acht. Lieferungsverträge haben wir bereits; die Anfänge dieses Systems gehen bis auf die Zeit vor dem Kriege zurück. Als die Fleischnot herrschte, wurden Versuche zwischen Städten und Landwirtschaftskammern unternommen, wobei allerdings nicht viel herauskam, da die Kommunen nicht dem Handel in den Arm fallen und die Landwirtschaftskammern neben langfristigen Verträgen in erster Linie hohe Preise erreichen wollten. Wie immer wurde das Interesse der Verbraucher

nicht genügend gewahrt. Daß die Lieferungsverträge nicht die schweren Mißstände beseitigen können, liegt auf der Hand. Es wird in der Presse darauf aufmerksam gemacht, daß ein Wettlauf zwischen den einzelnen Gemeinden entstehe, was die Preise in die Höhe treiben könnte, und ein Blatt sagt mit Recht, man wolle den Gemeinden die Verantwortung für Probleme aufhalsen, denen gegenüber sich das Kriegsernährungsamt als ohnmächtig erwiesen habe.

Es müssen also weitergehende Maßregeln ergriffen werden. Das Kriegsernährungsamt widmet sich hauptsächlich der Verteilung der Lebensmittel, und das ist eine Aufgabe, zu der eine Instanz unbedingt erforderlich ist. Ebenso notwendig ist aber ein Amt, das die Produktion regelt und beaufsichtigt, und wenn das mit ausreichenden Vollmachten ausgestattet wird und seine Aufgabe erfüllt, wird Herr v. Batocki die Schwierigkeiten bei der Verteilung leichter überwinden können. Daß er ihrer nicht Herr wird, liegt vor allem daran, daß die Reichsbehörde nicht entscheidenden Einfluß auf die Produktion hat. Es gilt, das Übel an der Wurzel zu fassen. Tut man das, so werden eine Reihe Mißstände verschwinden.

Jetzt gelingt es zum Beispiel nicht, einwandfreie Bestandsaufnahmen zu machen. Herr v. Batocki klagte den Berliner Pressevertretern: »Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Vorratsaufnahmen, die äußerst lästig empfunden werden (von den Landwirten! Der Verf.), immer falscher wurden. Daher war es auch dem Kriegsernährungsamt bisher noch nicht möglich, die diesjährige Ernte an Getreide und Kartoffeln genau übersehen zu können.« Dieser Übelstand ist darauf zurückzuführen, daß die Produktion und viele Erzeugnisse sich in privaten Händen befinden. Dann die Übertretung der Vorschriften. Herr v. Batocki hat darüber den Pressevertretern gesagt: »Es gilt heutzutage fast als Ehrensache, die Nahrungsmittelverordnungen zu verletzen, und die Behörden sind hierin nahezu machtlos.« Wie verhängnisvoll diese Mißachtung der Vorschriften ist, hat wiederum der Präsident des Kriegsernährungsamts nachgewiesen. In einer Mahnung an die Landwirte führt er aus: »Wenn von unseren Millionen landwirtschaftlicher Betriebe auch nur ein Teil der Verteilungsvorschriften verletzt wird, so kann das ganze Gebäude der Volksernährung dadurch schwer geschädigt werden.«

Auch das ist ein wichtiger Grund für das Reich, sich mehr um die Produktion zu kümmern. Außerdem aber muß für eine Vermehrung der Nahrungs- und Futtermittel gesorgt werden. Es ist der Produktionszwang gefordert worden, der aber lebhaft bekämpft worden ist. Maßgebende Vertreter der Landwirtschaft, die den weitestgehenden Zwang für die Arbeiter und deren Frauen verlangen, wollen vom Produktionszwang nicht das geringste wissen. Auch Herr v. Batocki hat ihn abgelehnt, weil diese Forderung nach seiner Ansicht unvernünftig sei und den Ruin der so geknebelten Landwirtschaft herbeiführen würde.

Kein Mensch denkt daran, die Landwirtschaft zu ruinieren oder sie zu fesseln. Im Gegenteil! Ihre Betriebe sollen soviel wie möglich Nahrungsmittel produzieren, und es haben sich bereits einsichtige Landwirte für die öffentliche Bewirtschaftung der ländlichen Betriebe ausgelassen. Bisher hat man zur vermehrten Produktion durch hohe Preise angereizt. Sie sollten das Mittel sein, um die Lebensmittel zu vermehren. Es hat genau so ver-

sagt wie alle anderen Mittel; nur den Produzenten hat es die Taschen gefüllt, wodurch die Verbraucher schwer belastet worden sind. Notwendig ist es, die Profitwirtschaft mehr und mehr in die Bahnen der Bedarfswirtschaft zu leiten. Für die Produktion soll nicht der Profit, sondern der Bedarf maßgebend sein. Freilich werden dann unter dem Kriegszustand und auch nach dieser Zeit nicht Milch und Honig fließen, aber die ärgsten Mißstände können beseitigt werden. Es kann eine Vermehrung der Nahrungsmittel herbeigeführt werden, und die Verteilung kann glatter vor sich gehen. Außerdem können die Preise nach den Produktionskosten gestaltet werden. Eine solche Regelung ist notwendig, auch wenn wir im Laufe der nächsten Zeit Frieden bekommen sollten, denn die Nahrungsmittelknappheit und -teuerung verschwindet nicht mit dem Kriege. Es handelt sich hier lediglich um eine Kriegsmaßnahme auf der Grundlage des privatkapitalistischen Eigentums, also um keine sozialistische Einrichtung. Die Landwirte sollen nur vorübergehend und wo es notwendig ist, ihr Eigentum in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Das erforderliche Einkommen zu ihrer Unterhaltung, zur Betriebsführung, zur Bezahlung von Zinsen und öffentlichen Lasten muß ihnen verbleiben. Nur Reichtümer auf Kosten der Verbraucher sollen nicht aufgehäuft werden. Für Handel und Industrie müßten dieselben Grundsätze maßgebend sein. In der »Deutschen Tageszeitung« hat der Vorsitzende des Bundes der Landwirte Freiherr v. Wangenheim erklärt: »Das deutsche Volk ist zu jedem Opfer bereit.« Da sich die Agrarier zu den »Edelsten und Besten der Nation« rechnen und außerdem noch recht lange Krieg führen wollen, so werden wir abwarten, ob sie mit gutem Beispiel vorangehen und zu dem Opfer, das ihnen hier zugemutet wird, sich bereit erklären werden. Bisher hat man allerdings aus den agrarischen Kreisen ganz andere Stimmen vernommen. Sie waren auf Erhöhung der Preise für Agrarprodukte und auf Beseitigung der vielen Verordnungen gerichtet, damit die Landwirte auf dem Wege des freien Handels die höchsten Preise herausschlagen können. Herr v. Batocki fordert die öffentliche Bewirtschaftung der Produkte. Diese Maßnahme reicht nicht aus; es muß die öffentliche Bewirtschaftung der ländlichen Betriebe erfolgen.

Wohl greifen heute schon einige Verordnungen in die Produktion ein. Die Besitzer dürfen ihr Gelände nicht brachliegen lassen, aber das Reich kümmert sich nicht darum, ob viel oder wenig aus einem Gut herausgewirtschaftet wird, ob der Eigentümer sachverständig genug ist, die Produktion zu leiten, und ob die notwendigsten Nahrungsmittel in möglichst ausreichender Menge hergestellt werden. Wir haben Luxusgüter und viele Fideikommisse, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunimmt. Nach den Darlegungen, die im Jahre 1912 im Landesökonomiekollegium Professor Sering machte, werden alljährlich in Preußen 26 000 bis 48 000 Hektar in gebundenen Besitz umgewandelt, und die Produktion auf zahlreichen Fideikommissen steht, darüber ist man sich in landwirtschaftlichen Kreisen klar, noch lange nicht auf der Stufe, auf der sie stehen müßte. Bei intensivster Bewirtschaftung ließen sich größere Erträge erzielen. Andererseits gibt es Bauernstellen mit noch rückschrittlicher Produktion. Hier hätte in erster Reihe die öffentliche Bewirtschaftung einzusetzen. Ist sie überhaupt möglich? Darauf ist zunächst zu antworten, daß wir sie im besetzten Gebiet

bereits haben. Über den Erfolg hat sich kürzlich — die »Deutsche Tageszeitung« lobend geäußert. Sie berichtet in Nr. 639, daß im letzten Drittel des Monats Oktober Vertreter einer Anzahl führender deutscher Zeitungen auf Einladung des Oberbefehlshabers Ost eine Besichtigungsreise durch die ihm unterstellten besetzten Gebiete gemacht hätten. Über die Bewirtschaftung des Landes wird mitgeteilt:

Jedem Verwaltungschef unterstehen unmittelbar eine Zentralabteilung für die Angelegenheiten der allgemeinen Landesverwaltung, eine Wirtschaftsabteilung (Wirtschaftsausschuß), der die Bearbeitung aller landwirtschaftlichen Angelegenheiten und die Wirtschaft der von ihren Bewohnern oder Pächtern verlassenen Güter unterliegt, eine Forstabteilung und eine Handels- und Rohstoffabteilung.... Die weitverzweigte Landesverwaltung im Gebiet Ob. Ost ist eine Schöpfung des Feldmarschalls v. Hindenburg und seines Stabschefs Ludendorff. Sie hat es fertiggebracht, in einem Lande mit buntem Völkergemisch und vorwiegend niedriger Kulturstufe, das durch den Krieg aufs schwerste betroffen war und, weithin verwüstet, aus tausend Wunden blutete, in kurzer Zeit ein überall gut und sorgsam verwaltetes Gebiet zu machen, dessen natürliche Hilfsquellen nicht nur die zurückgebliebene Bevölkerung ernähren, sondern auch schon unseren Armeen sehr beträchtliche Mengen von Verpflegung und Rohstoffen zuführen. Sie hat die großen Verkehrs- und Wirtschaftsunternehmungen, die russische Barbarei zerstört oder beschädigt hatte, wiederhergestellt und neue hinzugefügt; sie hat Handel und Industrie wieder in Gang gebracht **und der vielfach herrenlos gewordenen Scholle reiche landwirtschaftliche Erträge abgerungen....**

Unter den schwierigsten Verhältnissen ist also die öffentliche Bewirtschaftung erfolgreich gewesen, und dabei hat man in der Eile, mit der vorgegangen werden mußte, nicht immer die besten Kräfte mit der Leitung der Produktion betrauen können. In der Königsberger »Hartungschen Zeitung« (Nr. 603 vom 24. Dezember 1916) schreibt ein ostpreußischer Landwirt, mit Entrüstung höre man so oft darüber sprechen, daß in den besetzten östlichen Gebieten junge Herren, oft noch nicht einmal Landwirte, drei bis vier Güter bewirtschaften. Und trotzdem ist ein Resultat erzielt worden, über das die »Deutsche Tageszeitung«, die doch über die nötige Sachkunde verfügt, entzückt ist. Im Inland aber kann die öffentliche Bewirtschaftung unter viel günstigeren Bedingungen erfolgen.

Daß die deutsche Landwirtschaft mehr als bisher leisten und daß die Produktion mit allen Mitteln gefördert werden muß, darüber ist man sich klar, und gerade aus landwirtschaftlichen Kreisen sind nach dieser Richtung Forderungen erhoben worden. In der »Deutschen Tageszeitung« (Nr. 585) verlangte Dr. Georg Heim für die Frühjahrsbestellung und für die Ernte 1917 eine umfassende Organisation, und Kriegsamt, Kriegsernährungsamt und Landwirtschaftsministerium haben bereits einen Ausschuß eingerichtet, der dauernd die in Betracht kommenden Fragen beraten und Mittel und Wege zur Erreichung der Höchstleistung unserer Landwirtschaft ausfindig machen soll. Der Ausschuß hat die Aufgabe übertragen erhalten, dafür zu sorgen, daß der Landwirtschaft die genügenden Arbeitskräfte zur Verfügung gestellt werden und ihr die unbedingt notwendigen Produktionsmittel, Düngemittel, Futtermittel, Maschinen, motorische und tierische Kräfte nicht fehlen. Damit kommt die Landwirtschaft immer mehr auf den Weg der öffentlichen Bewirtschaftung, auf dem sie sich auch bisher

schon befand, denn das Reich stellte ihr die Arbeitskräfte zur Verfügung, zahlte gar noch für diese einen Verpflegungszuschuß, und nach dem Hilfsdienstgesetz kann der Arbeitszwang in der Landwirtschaft angeordnet werden. Jetzt gilt es noch einen bedeutenden Schritt weiter zu gehen und die Landwirtschaft öffentlich zu bewirtschaften.

Der Produktionszwang ist wiederholt gefordert worden. Auf das Wort Zwang soll nicht das entscheidende Gewicht gelegt werden. Es ist gegen die Forderung der Einwand erhoben worden, man könne vom grünen Tisch aus nicht schematisieren und reglementieren. Jeder Besitzer kenne seinen Boden; er wisse, was er ihm zumuten könne, und die Verhältnisse in der Landwirtschaft seien so verschieden, so eigenartig, daß mit einem allgemeinen Plane nichts anzufangen sei. Das sind Argumente, die sich natürlich hören lassen. Es fällt auch einem Kenner der ländlichen Wirtschaft nicht ein, die schematische Bewirtschaftung der Landwirtschaft zu verlangen. Ebensowenig sollen die Betriebsinhaber, soweit sie leistungsfähig und arbeitswillig sind, durch staatliche Leiter ersetzt werden. Im Gegenteil. Jede brauchbare Arbeitskraft soll auf dem Platze bleiben, wo sie ist und wo sie die nützlichsten Leistungen ausführen kann. Wir haben über $5^1/_2$ Millionen ländlicher Wirtschaften, und niemand denkt daran, auf sie Reichsgendarmen zu stellen, die darauf aufzupassen haben, daß nach dem von der Zentralstelle ausgeklügelten Plane gearbeitet wird.

Zuerst müßten einmal alle Betriebe dem Produktionsamt unterstellt werden. Es müßte das Recht haben, überall dort einzugreifen, wo es notwendig ist. Betriebe, die sich hartnäckig weigern, den Vorschriften über Produktion und Verteilung nachzukommen, müßten unter Zwangsverwaltung gestellt werden. Wenn dem Betriebsinhaber solche Maßregeln drohen, wird er sich die Bestimmungen schon genauer ansehen. Jetzt haben wir den Zustand, daß in der Großstadt einem Höker, der in seinem Geschäft jemand zum sofortigen Genuß eine Flasche Bier verkauft, durch die Polizei auf vier Wochen die Bude zugemacht werden kann, wenn aber der Produzent auf seinem Gut Vorschriften über die Verteilung nicht beachtet, erhält er eine geringe Geldstrafe, wenn ihn der Arm der strafenden Gerechtigkeit überhaupt erreicht. Und wie wenig man sich auf dem Lande um die allerwichtigsten Verordnungen kümmert, sagen ja die zahlreichen Verfügungen der Landräte, deren Sprache an Deutlichkeit und Derbheit nichts zu wünschen übrigläßt. Schon um eine bessere Beachtung der Kriegsvorschriften zu erzwingen, ist die öffentliche Bewirtschaftung der Landwirtschaft notwendig.

Es soll mit den vorhandenen Kräften auf der jetzigen Grundlage möglichst weitergebaut werden, wobei zuerst eine Vermehrung der Produkte erstrebt werden muß. Dem Produktionsamt müßten Provinzial- und Kreisstellen unterstehen, und dieser Organisation, die sich auf das ganze Land zu erstrecken hat, fällt die Aufgabe zu, die Produktion zu regeln und zu beaufsichtigen. Was an Nahrungsmitteln gebraucht wird, ist bekannt. Ebenso weiß man, was die Betriebe leisten können. In Frage kommen also vor allem Maßnahmen, die auf Erhöhung der Leistungen hinausgehen, und hierfür können sowohl allgemeine Richtlinien wie Vorschriften im einzelnen aufgestellt werden. In den einzelnen Orten und Kreisen sind die Betriebe bekannt, die nicht leistungsfähig genug sind und aus denen mehr herauszuwirtschaften geht. Hier gilt es, zuerst einzugreifen. Man steckt entweder die

nötigen Betriebsmittel in die Wirtschaft hinein oder entfernt den unfähigen Leiter, der durch einen brauchbaren ersetzt werden muß. Durch energisches, zielbewußtes Handeln läßt sich hier schon viel erreichen. Oft stehen die Betriebsinhaber im Felde, und ihre Frauen sind nicht imstande, die Wirtschaft so zu leiten, wie das erforderlich ist. Auch hier ist zu helfen. Nach dieser Richtung ist viel zu wenig geschehen, weil man diese Eingriffe bisher scheute. Sie sind aber mit Rücksicht auf das Allgemeinwohl unbedingt notwendig.

Kleinere und auch die kleinsten Betriebe können tatkräftige Förderung und Unterstützung nach mancher Richtung brauchen. Alles, was an Maschinen vorhanden ist, muß das Reich in den Dienst der ländlichen Betriebe stellen, und die öffentliche Anwendung der Maschinen in allen Betrieben liegt im Interesse der Gesamtheit. Kleine Betriebe mit rückständiger Betriebsform könnten brauchbare Vorschläge, öffentliche Unterstützung auf dem Gebiet der Beackerung, der Lieferung von Kunstdünger und Sämereien sehr gut brauchen.

Da jetzt nicht der Bedarf, sondern der Profit maßgebend ist, wird hauptsächlich das gebaut, was am meisten Geld bringt. Das ist ein schwerer Schaden besonders in der Kriegszeit, der geradezu verhängnisvoll werden kann, und Aufgabe der öffentlichen Bewirtschaftung muß es sein, dafür zu sorgen, daß die notwendigsten Nahrungsmittel produziert werden, soweit die Landwirtschaft dazu in der Lage ist. Durch die öffentliche Bewirtschaftung wird eine größere Planmäßigkeit und damit auch eine Steigerung der Produktivität erreicht. Das Verfügungsrecht über alle Produkte hat lediglich die öffentliche Gewalt. Die Bezahlung an den Landwirt richtet sich nach den Produktionskosten, und für die Verteilung wird öffentlich gesorgt. Dann haben wir die Gewißheit, daß die Lebensmittel gleichmäßiger und vor allem zu erschwinglichen Preisen an die Bevölkerung abgegeben werden. Die Privatinteressen der Besitzer müssen sich dem Allgemeinwohl unterordnen.

Es sind für die öffentliche Bewirtschaftung bereits eine Reihe Vorschläge gemacht worden. Ein ostpreußischer Landwirt fordert in der »Hartungschen Zeitung« (Nr. 603) ein Amt, das die Produktion fördert und einen weitausschauenden Mann aus der landwirtschaftlichen Praxis an der Spitze haben muß. Landwirt sein könnte jeder, der ein Gut ererbe oder mit ererbten oder angeheirateten Geldern kaufe. Seinem Boden und seinen Viehbeständen die größtmöglichste Produktion abzugewinnen, das könnten aber nur wenige. Schon dies Argument beweist, wie notwendig es ist, daß ein Amt jederzeit in der Lage sein muß, überall dort einzugreifen, wo es im Interesse der Allgemeinheit not tut. Der eben zitierte Landwirt beweist auch, wie verfehlt es ist, durch hohe Preise zur vermehrten Produktion anzureizen, er fordert die Schweinemästung wenn nötig im Zwangsweg. Dann führt er aus:

Die Kartoffel soll im Deutschen Reich zirka 50 bis 60 Zentner pro Morgen gebracht haben, mithin bei 4 Mark für den Zentner pro Morgen 200 bis 240 Mark. Das Getreide bringt bei 10 Zentner pro Morgen im Durchschnitt 110 bis 150 Mark. Die Rübe und Kohlrübe hat aber auch in diesem Jahre sicher 200 Zentner pro Morgen, oft mehr gebracht; in guten Durchschnittsjahren bringt sie aber 300 bis 400 Zentner; also bei 200 Zentner für Rüben zu 2,05 gleich 410 Mark und bei Kohlrüben zu 2,75 gleich 550 Mark pro Morgen. Wenn also der hohe

Preis den Anbau steigern soll, dann dürfte dies sehr auf Kosten unseres Getreides und der Kartoffeln erfolgen. Ist uns hiermit gedient? Der Anbau von Johanniroggen, den ich dem Kriegsernährungsamt ganz besonders für den Osten und die besetzten Gebiete schon im Mai zur Entlastung der Arbeitskraft, zur Mehrung der Milch, Weide, des Rauhfutters und zur Sicherung der Winterbestellung empfahl, ist nicht gefördert worden. Es hätten tausende Morgen Roggen gerade in diesem nassen späten Jahre mehr und besser bestellt sein können, die so nicht mehr, zum Teil schlecht bestellt wurden. Hierin liegt doch ein sehr großer Fehler. Als im Juli schon die Kartoffelminderernte zu übersehen war, hätte sofort die Anregung zur Stoppelrübensaat, und zwar so eindringlich als möglich durch die Landesämter gegeben werden müssen. Auch ohne erst die Minderernte abzuwarten, hätte dieses zur Futterproduktion für Schweine oder Vieh schon geschehen müssen. Wir können nicht genug Futter produzieren, denn das Futter bringt uns Fleisch, Milch und Fett, daher jede, auch die kleinste Möglichkeit ausnutzen. Wenige tüchtige Landwirte haben es ohne Anregung getan und ihr Futter erheblich verstärkt. Wenn jedes Gut von 1000 Morgen nur 6 bis 8 Morgen Stoppelrüben gleich im Juli in die umgeschälte Roggenstoppel sät und diesem etwas Kalkstickstoff auf den Weg gibt, kann es noch einen recht netten Ertrag haben und hieraus natürlich Fleisch, Fett und Milch mehr produzieren, mithin eine sehr große Hilfe. 6 bis 10 Morgen bei 1000 Morgen Gutsgröße sind auch leicht zu bestellen. In diesem Jahre hätte die ganze vorhandene Stoppelrübensaat ausgesät werden müssen.

Es ist von Interesse, daß diese Vorschläge sehr verwandt sind mit einigen jener Anträge, die am 13. August 1914 Parteivorstand und Generalkommission der Regierung unterbreitet haben. Bereits vor Jahrzehnten ist sogar von konservativer Seite der Grundsatz aufgestellt worden, daß der Eigentümer sich Pflichten auferlegen lassen müsse, die im Interesse der Gesamtheit notwendig sind, und damals ist darauf hingewiesen worden, daß die Vermehrung der Produkte durch Zwang erreicht werden könnte. Der im Jahre 1889 verstorbene volkswirtschaftliche Schriftsteller Rudolf Meyer, der Mitarbeiter der konservativen Presse war und eine Reihe nationalökonomischer Schriften verfaßt hat, empfahl, von konservativen Motiven dazu bewogen, zunächst alle landwirtschaftlichen Betriebe mit mehr als 100 Hektar oder 400 Morgen pflügbaren Ackers unter Staatsaufsicht zu stellen. Ihre Fruchtfolge sollten sie dazu bestimmten Landwirtschaftsinspektoren einreichen. Diese sollten mit den Besitzern, wie schon bisher mit den Domänenpächtern, den Wirtschaftsplan feststellen. Die Landwirte sollten unter Strafe im ersten Falle der doppelten, im Wiederholungsfalle der dreifachen Grundsteuer diesen Wirtschaftsplan befolgen, und es sollte dadurch auf Vermehrung des Brotkornbaues hingewirkt werden. Dr. Walter Dix (Hadmersleben) hat in den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft das Verbot des Anbaues von wenig ertragreichen Kartoffelsorten gefordert. Sie sollen durch ertragreichere ersetzt werden. Auf jedem Boden soll das, wofür er am geeignetsten ist, gebaut werden. Die Schematisierung soll also gerade vermieden werden. Nach Dix soll die Stelle, die den Mindestnährstoffbedarf der Gesamtbevölkerung übersieht, die Produktion auf die einzelnen Kommunalbezirke verteilen. In dem einen Kommunalbezirk gedeihen — wie Dix ausführt — besonders bestimmte Früchte, beispielsweise Kartoffeln. Diese müssen dort also in erster Linie angebaut werden. Seiner Bevölkerung

entsprechend kann er Nährstoffe ausführen, und zwar in erster Linie kohlehydrathaltige. Er muß deshalb dem Kommunalverband, der daran Bedarf hat, voraussichtlich soundso viele Kartoffeln oder Roggen oder dergleichen liefern. In einem anderen Bezirk gedeihen Erbsen besonders gut, deren Kultur ist dort bekannt, also muß diesem Bezirk ein ausgedehnter Anbau zur Pflicht gemacht werden, eventuell so stark, wie es die örtlichen Verhältnisse und die Fruchtfolge zulassen. Denn Erbsen, überhaupt Hülsenfrüchte liefern große Mengen von verdaulichem Eiweiß, sind also berufen, Fleisch zu ersetzen. Dix fordert durchgebildete Betriebsleiter. Die heutigen Zustände, die jedem gestatten, ohne jede Kenntnis die Leitung eines landwirtschaftlichen Betriebs zu übernehmen, liegen, wie er ausführt, nicht im Interesse der Allgemeinheit und der wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft. Werden doch nicht nur kleine Anwesen von unfähigen Leitern bewirtschaftet, sondern sind doch viele von den großen und sehr großen Gütern Besitzern und Leitern anvertraut, die alles mögliche studiert oder nicht studiert haben, meist lange Jahre Offiziere gewesen sind und dann plötzlich die Leitung eines großen Gutes übernehmen müssen.

Bekannt ist, daß der Dezernent für Volkswirtschaft bei der Reichsfleischstelle R. Kindler eine Stelle für Produktionserhöhung gefordert hat, die nach mehrfacher Richtung tätig sein soll. Sie soll im wesentlichen Produktionsmittel beschaffen, und wenn Kindler auch den Zwang zur Herstellung von Nahrungsmitteln ablehnt, so ist sein Vorschlag auch ein Schritt zur öffentlichen Bewirtschaftung, bei der ja der Zwang nur als letztes Mittel in Anwendung kommen soll. Daß die Wirtschaft rationeller gestaltet werden kann, ist die Ansicht vieler Sachverständigen. Zum Beispiel sind nach Hans Ostwald Wohlunterrichtete der Meinung, daß im Deutschen Reiche (Deutschland erzeugt alljährlich für 1200 Millionen Mark Stalldung) die Hälfte des Stalldüngers durch unrationelle Wirtschaft ungenutzt zugrunde geht. Das bedeutet etwas in einer Zeit, in der Knappheit an künstlichem Dünger besteht! Vorschriften über eine genaue Beachtung der Dungwirtschaft wären hier am Platze, und die öffentliche Bewirtschaftung würde uns am ehesten die Gewähr für ihre Durchführung bieten. Auch könnten die Auswurf- und Abfallstoffe der Großstädte noch mehr in den Dienst der Landwirtschaft gestellt werden. Schüchterne Anfänge sind während des Krieges nach dieser Richtung gemacht worden. So drängt alles zur öffentlichen Bewirtschaftung, zur Bedarfswirtschaft an Stelle der Profitwirtschaft. Die jetzigen Zustände können vom Volke nicht mehr ertragen werden. Diese Wirtschaft, die wir haben, krankt an Haupt und Gliedern. Es fehlt eine Produktion, die nach den höchsten Erträgen strebt, die Verteilung klappt nicht, und dazu kommen noch Preise, die in keinem Verhältnis zu den Herstellungskosten stehen. Zum Beispiel sind die Produktionskosten eines Zentners Kartoffeln auf 1 bis 1,25 Mark berechnet worden; als der Produzent 2,75 Mark erhielt, wurde öffentlich von landwirtschaftlicher Seite erklärt, daß dieser Preis für den Erzeuger eine ganz hübsche Rente für Kartoffelboden darstelle. Wir haben viel höhere Produzentenpreise, die aber gewissen einflußreichen Kreisen doch nicht genügen. Während die einen über die hohen Herstellungskosten schreien, sagen andere vom Lande, daß diese Kosten an vielen Stellen durch Einstellung billiger Arbeitskräfte geringer ge-

worden seien. Dazu kommt dann noch das Sinnlose, daß ein Preis den anderen treibt, und die maßgebenden Stellen sind nur zu leicht geneigt, dies volksschädigende Treiben zugunsten der Grundbesitzer zu unterstützen. Das Volk aber hat zu verlangen, daß nicht der Profit, sondern das Allgemeinwohl entscheidend ist, und das erfordert eine gründliche Änderung der gegenwärtigen unhaltbaren Zustände. Es werden hier lediglich Vorschläge zur Erhaltung der Gesellschaft gemacht; wenn ihre Durchführung das Privatinteresse einzelner Schichten der Besitzenden schädigt, so ist das noch lange kein Grund, sie abzulehnen.

Zur Fragestellung in der Vorgeschichte des Krieges.

Von **Ed. Bernstein.**

Eine Verdächtigung, die Ed. David jüngst gegen mich ausgeklügelt und Freunde von ihm in Umlauf gesetzt haben, knüpft an die Vorgeschichte des Krieges an. Die Art, wie David diese dabei behandelt, läßt es der Mühe wert erscheinen, seiner Methode einige kritische Bemerkungen zu widmen. Ist sie doch bezeichnend für das ganze System, nach dem die Wortführer der Fraktionsmehrheit deren Politik zu rechtfertigen suchen.

Vorerst einiges über die Natur der Verdächtigung.

1. David und sein Habakuk.

In der »Leipziger Volkszeitung« vom 9. Dezember findet man folgende Erklärung aus meiner Feder:

Im soeben erschienenen Heft der Wochenschrift »Die Glocke« vom 2. Dezember 1916 veröffentlicht Eduard David einen Artikel »Fehlende und verstümmelte Dokumente«, worin er mich der tendenziösen Geschichtsfälschung beschuldigt, weil in dem Heft 3 der von mir herausgegebenen Dokumente zum Weltkrieg 1914, das dem Depeschenwechsel des britischen Auswärtigen Amtes bestimmt ist, Depeschen und Stücke aus Depeschen fortgelassen sind, die nach David besondere Bedeutung für die Streitfragen über die Entstehung des Weltkriegs haben. Er wirft mir geflissentliche Unterschlagung wichtiger Dokumente vor und schließt mit den Worten:

> So behandelt dieser unparteiische Chronist die Schuldfrage. So erfüllt er seine erhabene Mission als Herold des »internationalen Neutralismus«. So »korrigiert« Bernstein die Geschichte.

Da Davids Freunde von der J. K. dafür gesorgt haben, diese Verdächtigung in die Tagespresse zu bringen, die mich nun als »Geschichtsfälscher« hinstellt, sehe ich mich veranlaßt, folgendes bekanntzugeben:

1. Das betreffende Heft der Dokumente wurde seinerzeit von mir aus Gründen gekürzt, die mit keiner anderen Tendenz etwas zu tun hatten, als seinen Umfang so zu halten, daß es noch von Arbeitern gekauft werden konnte. Daß das Heft nicht alle Depeschen des Blaubuchs und einen großen Teil nur in Auszügen brachte, ward im Vorwort **ausdrücklich bemerkt.**

2. Noch ehe Davids Artikel das Licht der Welt erblickte, ist im Vorwärtsverlag das 15. Heft meiner Dokumente erschienen, das **alle die Depeschen und Stücke von Depeschen erbringt,** die in dem vorerwähnten Heft fortgelassen waren. Wie der Leiter des Vorwärtsverlags, Genosse L. Bruns, bestätigen wird, war die Herausgabe dieses Ergänzungsheftes schon seit nahezu[1] Jahresfrist von

[1] Wie ich mich nachträglich überzeugt habe, geht meine Korrespondenz mit Bruns über diesen Punkt noch erheblich weiter zurück.

mir in Aussicht genommen. Ich habe damals schon Genossen Bruns es als meine Ansicht entwickelt, der er auch, wie ich hinzufügen kann, grundsätzlich sofort zustimmte, daß wir zu dieser Vervollständigung der Blaubuchausgabe verpflichtet seien und nicht daran denken könnten, ohne sie die Dokumente zu einem Bande zu vereinigen. Das vorliegende 15. Heft der Dokumente zum Weltkrieg straft durch die Tat die unsagbare Verdächtigung Lügen, die David in dem zitierten Artikel gegen mich schleudert.

3. Die Verdächtigung kennzeichnet sich schon dadurch als eine um so schlimmere Tat, daß die Worte »so behandelt dieser unparteiische Chronist die Schuldfrage... so ‚korrigiert' Bernstein die Geschichte« den Glauben erwecken, als würden in den Dokumenten von mir Betrachtungen über Schuld und Nichtschuld angestellt oder suggeriert, während tatsächlich diese Ausgabe nach ihrem Programm weiter nichts sein will und nach ihrer Ausführung auch weiter nichts ist als eine Sammlung von Veröffentlichungen der verschiedenen Regierungen über ihre auf den Krieg bezügliche diplomatische Korrespondenz. Aber es kam David offenbar darauf an, mir die politische Ehre abwendig zu machen. Daher seine defamierenden Sätze, mit denen er nun freilich, wie das vorher Mitgeteilte zeigt, gründlich hereingefallen ist.

Von den Blättern, welche Davids Artikel ganz oder im Auszug wiedergaben, darf ich erwarten, daß sie die vorstehende Erklärung gleichfalls zur Kenntnis ihrer Leser bringen.

Berlin-Schöneberg, 5. Dezember 1916. Ed. Bernstein.

In der Zwischenzeit, die seit der Abfassung von Davids Artikel und dem Erscheinen dieser Erklärung verstrichen war, war David und seinen Freunden das in vorstehendem erwähnte Ergänzungsheft zu Gesicht gekommen. Es ganz totschweigen, ging nicht an. Aber die Verdächtigung zurücknehmen mochte man auch nicht. Was also tun? Ein erprobtes Auskunftsmittel einer besonderen Gattung von Journalisten ist es, in solchem Falle die nicht aufrechtzuerhaltende Verdächtigung durch eine andere zu ersetzen. So auch hier. In der Nummer der »Glocke« vom 9. Dezember wird mit der Überschrift »Bernstein als Textrevisionist« von dem Ergänzungsheft Notiz genommen. Aber fragt mich nur nicht wie. Um mit Heine zu reden, jeder Satz

»ist ein Nachtlopf, und kein leerer«.

Man wird es mir indes nachfühlen, wenn ich keine Neigung verspüre, in diese Kloake hineinzusteigen. Der Verfasser des Artikels zeichnet sich Habakuk, und vom Propheten dieses Namens wissen wir schon aus dem Voltaire, daß er „est capable de tout", zu allem fähig ist. Nur an einer Leistung des Biedermannes kann ich nicht stillschweigend vorübergehen, da sich auch ein Teil der Tagespresse sofort ihrer bemächtigt hat. Ich hatte im Vorwort zum Ergänzungsheft, wo ich die Gründe für dessen Veranstaltung darlege, erwähnt, daß ein großer Teil der Käufer der Dokumente den Wunsch ausgedrückt habe, die Korrespondenz des englischen Blaubuchs über den Krieg vollständig zu haben. Was? schreit Habakuk, Leser sollen sich noch an diesen Landesverräter gewendet haben? Unsinn. »Urteilsfähige Leser verlieren in solchem Falle jeden Respekt.«

Wahrscheinlich hat auch hier wieder Eduard Bernstein ein wenig die Tatsachen korrigiert. Sollte der große Teil der Käufer nicht aus guten Spezialfreunden Bernsteins bestehen, die von Davids Absicht, die Bernsteinsche Mache zu enthüllen, gehört hatten?

Der letzte Satz ist auch in der »Glocke« unterstrichen, und so geistreich die Unterstellung ist, Gleichgesinnte haben es sich nicht entgehen lassen, ihr in

der Tagespresse die möglichst weite Verbreitung zu geben. Man vergegenwärtige sich nun einmal den unterstellten Vorgang. Spezialfreunde von mir hören, ich weiß nicht wo, David habe den Plan, die Tatsache, daß ich eine gekürzte Ausgabe der Blaubuchdepeschen herausgegeben habe, zum Gegenstand einer furchtbaren Anklage zu machen. Sie stürzen zu mir und schreien: »Rom ist in Gefahr, du mußt dem Unheil zuvorkommen!« Und ich setze mich schleunigst hin, korrespondiere mit dem Herausgeber der »Eiche« wegen Benutzung seiner Übersetzung, sehe diese für meine Ausgabe durch — eine Vergleichung wird zeigen, wie vieles ich anders ausgedrückt habe, als es in der Ausgabe der »Eiche« geschehen —, stelle ein Ergänzungsheft zusammen, schicke Manuskript für drei Druckbogen in die Buchhandlung, lasse setzen, korrigieren, umbrechen, revidieren, der Zensur vorlegen, heften, alles, alles — eins, zwei, drei, in solcher Geschwindigkeit, daß das Heft fertig wird und auf den Markt kommt, ehe noch David seine Anklage wider mich an die Glocke hängen konnte. Hält irgendein Mensch mit gesunden Sinnen dergleichen auch nur für denkbar? Aber worauf verfallen Biedermänner nicht, wenn es gilt, einem unbequemen Gegner den guten Namen abzuschneiden. Man ist dann eben Habakuk — zu allem fähig.

In Wirklichkeit habe ich schon im Sommer 1915 dem Leiter der Buchhandlung Vorwärts den Wunsch ausgedrückt, ein Ergänzungsheft des Blaubuchs herauszubringen, das alle die Urkunden oder Stücke von solchen enthalten solle, die in dem 3. Heft unserer Ausgabe der Dokumente zum Weltkrieg hatten fortgelassen werden müssen. Er stimmte mir im Prinzip auch zu, hielt aber, wie er mir schrieb, aus verlagstechnischen Rücksichten einen Aufschub für wünschbar. Dies der einzige Grund, weshalb sich das Erscheinen dieses Ergänzungshefts verzögerte. Es bedurfte nicht nur nicht der Ahnung, daß David oder sonst einer der guten Freunde ein Jahr später mit schwarzen Plänen wider mich umgehen werde, es bedurfte auch nicht der Anregung durch auch nur einen Käufer der Dokumente, um mich zur Vervollständigung des 3. Heftes zu veranlassen. Ich habe es von vornherein als eine Pflicht empfunden, den ganzen Inhalt des Blaubuchs den Käufern der Dokumente zugängig zu machen. Denn bei dieser Ausgabe leitet mich nur ein Gedanke: der Gedanke möglichster Genauigkeit, Unparteilichkeit und Vollständigkeit. Mein politisches Urteil, mit dem ich ja sonst gewiß nicht hinter dem Berge halte, lasse ich bei dieser Ausgabe ganz und gar schweigen. Sie soll Materialiensammlung sein und weiter nichts.

Zum Überfluß sei aber noch folgendes bemerkt. Die Dokumente zum Weltkrieg unterstehen, wie heute alle Preßerzeugnisse, der Zensur, die in diesem Falle naturgemäß das Auswärtige Amt übt. Dieses Amt hat denn auch gelegentlich, wo ihm dies angezeigt erschien, von den ihm daraus erwachsenden Rechten Gebrauch gemacht. Ich kann hinzufügen, daß es dabei stets loyal verfahren ist und mir nichts zugemutet hat, was mich hinsichtlich der Einhaltung meines Programms in einen Gewissenskonflikt gebracht hätte. Seinerseits würde aber auch das Amt mir das Zeugnis ausstellen können, daß es bei mir stets diejenige Loyalität gefunden hat, wie sie das Programm der Ausgabe mir zur Pflicht macht. So habe ich, als das Amt Anfang 1915 das deutsche Weißbuch in erweiterter Ausgabe erscheinen ließ, aus eigenem Entschluß nicht nur seine Zusätze zur ersten Aus-

gabe sofort zu einem Ergänzungsheft zusammengestellt, sondern auch das Amt ersucht, mir diejenigen der inzwischen in der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung« veröffentlichten Mitteilungen hinsichtlich der Vorgeschichte des Krieges zu bezeichnen, denen es eine für die Aufnahme in die Sammlung maßgebende Bedeutung beilegt. Auf diese Weise sind die beiden Ergänzungshefte zum deutschen Weißbuch entstanden, welche Heft 12 und Heft 13 der Dokumente zum Weltkrieg bilden. Hätte das Amt im Heft 3 der Dokumente von deutschfeindlicher Tendenz eingegebene Kürzungen oder Auslassungen entdeckt, so würde es ganz sicherlich dagegen Einspruch erhoben haben. Aber davon war gar keine Rede. Es hat die Kürzungen verständigerweise für das genommen, was sie in Wirklichkeit waren. Anders nun derjenige, der mit der Absicht des Inquisitors an das Heft heranging, unter allen Umständen ein Verbrechen aus ihm herauszuschnüffeln. Man kennt das Wort Richelieus: »Gebt mir drei Worte meines Gegners, und ich mache mich anheischig, ihn an den Galgen zu bringen.« Noch leichter ist es natürlich, wenn ein Heft von nahezu acht Druckbogen auf noch nicht fünf Druckbogen verringert werden mußte, irgendwelche Kürzung ausfindig zu machen, auf Grund deren sich das Verbrechen böswillig tendenziöser Auslassung konstruieren ließe. Ehedem haben wir Sozialdemokraten freilich solches Verfahren als die Methode von Strebern mißachtet und mit einem derben Vers über den Denunzianten versemt, den sich jeder selbst hinzudenken mag. Indes das war einmal. Heute sehen ein David und sein Habakuk ihren Ruhm darin, die weiland Tessendorf und Konsorten noch zu überbieten. Und wenn man ihnen die alten Begriffe unserer Partei von politischem Anstand entgegenhält, werden sie mit dem biederen Sganarelle Molières unverdutzt antworten: »Wir haben das alles jetzt geändert.«

Damit genug von dem Verbrechen, überhaupt ein Heft vorläufig mit Kürzungen veröffentlicht zu haben. Die politische Substanz der Anschwärzung sei in einem folgenden Artikel etwas näher untersucht.

(Schluß folgt.)

Die Schweiz im Weltkrieg.

Von Spectator.

I.

Ringsherum tobt der Weltbrand.... Einer kleinen Insel inmitten eines großen Ozeans gleich, ist die Schweiz der ständigen Gefahr ausgesetzt, von den hoch und immer höher steigenden Blutwellen verschlungen zu werden. Eine äußerst gefahrvolle Stellung, die nur mit großem Geschick eingehalten werden könnte. Insbesondere ist die Lage in den letzten Monaten ernst, wenn nicht zu sagen drohend geworden. Die Stimmung der herrschenden Klassen wechselt mit der wirtschaftlichen Konjunktur, und die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, auf die die Schweiz stößt, rufen in breiten Kreisen eine Erbitterung und Gereiztheit hervor, von der man sich nicht leicht eine Vorstellung machen kann.

Der Weltkrieg hat die Schweiz zunächst in eine sehr schwierige Lage versetzt. Die schweizerische Industrie ist in viel höherem Maße als die der anderen kontinentalen Länder mit dem Weltmarkt verknüpft. Sie erhält die Rohstoffe fast ausschließlich aus dem Ausland, und nachdem sie diese

zu hochqualifizierten Waren verarbeitet, führt sie die Fabrikate nach aller Herren Ländern aus. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, führt die Schweiz zweimal soviel Waren aus als Deutschland. Der Außenhandel spielt auch für die Industrie eine relativ größere Rolle als in den Ländern mit großem innerem Markte. Nun hat aber der Weltkrieg den Welthandel auch der neutralen Staaten stark eingeschränkt. In den ersten fünf Kriegsmonaten schrumpfte die Einfuhr nach der Schweiz auf die Hälfte und die Ausfuhr auf 62,6 Prozent der entsprechenden Zahlen von 1913 zusammen. Arbeiterentlassungen, Fabrikschließungen und Betriebseinschränkungen bis zu 50 Prozent des normalen Umfanges waren die Folgen; ein Chaos herrschte auf allen Gebieten, verbunden mit einer unheimlich gedrückten Stimmung.

Seit etwa Mitte Oktober 1914 begann sich indes die Wirtschaftslage zu klären und zu bessern, indem von den kriegführenden Ländern Aufträge eintrafen, und etwa um die Mitte 1915 erhielt die Wirtschaftslage ein normales Aussehen. In der folgenden Zeit setzte sogar eine starke Belebung ein, eine Kriegshochkonjunktur.

Was volkswirtschaftlich eine Kriegskonjunktur bedeutet, kann man an dem Beispiel der Schweiz genau ersehen: die Unternehmer machen gute Geschäfte, der Betrieb ist in vollem Gange, der Handel steigt, die Spareinlagen wachsen, aber trotzdem verarmt die Schweiz materiell. Sie wird immer mehr von Gütern entblößt, die keinen Ersatz finden, sondern in Papier verwandelt werden.

Folgende Tabelle, die wir auf Grund der offiziellen Handelsstatistik zusammengestellt haben, spricht eine deutliche Sprache:

	Einfuhr (Ohne lebende Tiere und ohne Uhren)			Ausfuhr (Ohne lebende Tiere und ohne Uhren)		
	1913	1914	1915	1913	1914	1915
Millionen Doppelzentner	77,51	62,82	57,65	8,56	7,57	10,28
Millionen Franken . .	1799,1	1028,5	1630,2	1195,0	1063,7	1535,8

In den Jahren 1914 und 1915 hat die Schweiz somit zusammen um 34,6 Millionen Doppelzentner weniger Waren ein-, hingegen um 0,74 Millionen Doppelzentner mehr ausgeführt, als sie es entsprechend dem normalen Handel tun sollte. Und gerade das Jahr der »Kriegskonjunktur« 1915 bringt einen Ausfall in der Einfuhr von rund 23 Prozent und eine Zunahme der Ausfuhr von 20 Prozent. Mit anderen Worten: die Schweiz hat ihre Warenvorräte veräußert, zum Teil selbst ihre Produktionsmittel, ohne diese durch neue zu ersetzen. So wurden Maschinen eingeführt: 1913 406 975 Doppelzentner, 1914 282 358 und 1915 gar bloß 183 446 Doppelzentner; hingegen ausgeführt 1913 561 238, 1914 420 975 und 1915 445 225 Doppelzentner. Die Einfuhr hat sich um 55 Prozent, die Ausfuhr bloß um 27 Prozent vermindert. Folglich hat sich die Versorgung des Landes mit Maschinen bedeutend verschlechtert. Speziell die Einfuhr von Ackergeräten ist von 9960 auf 3820, die von landwirtschaftlichen Maschinen von 1100 auf 920 Doppelzentner gesunken. Auch die Einfuhr von Düngemitteln usw. ist stark zurückgegangen, obgleich dem schweizerischen Boden heute mehr Nährstoffe entnommen werden als vor dem Kriege. So wird tatsächlich auf allen Gebieten eine Raubwirtschaft getrieben. In den ersten sieben Monaten 1914 wurden an Maschinen eingeführt: 180 000 Doppelzentner, in der gleichen Zeit 1915: 76 000 und 1916: 105 400 Doppelzentner; ausgeführt wurden in

den entsprechenden Perioden: 348 700, 232 700 und 404 970 Doppelzentner. In der Ausfuhr treten insbesondere Werkzeugmaschinen hervor, die von 7800 auf 91 300 Doppelzentner angewachsen sind. Der Export von Textilmaschinen ist dagegen stark, zum Teil auf ein Drittel, ebenso der von Dynamomaschinen gesunken. Man sieht, die Nachfrage nach Maschinen kommt in der Hauptsache aus den kriegführenden Ländern zum Zwecke der Kriegführung.

Das Geldresultat ist günstig. Denn die Schweiz hatte eine günstige Handelsbilanz (die Einfuhr mit 1680 Millionen überstieg 1915 die Ausfuhr mit 1670 Millionen bloß um 10 Millionen gegen einen Einfuhrüberschuß von 543 Millionen im Jahre 1913), vermochte darum den Kurs ihres Wechsels hochzuhalten, etwa 100 Millionen ihrer Effekten aus dem Ausland zurückzukaufen, selbst größere Summen fremder Kriegsanleihen aufzunehmen, dabei auch noch über 400 Millionen Franken für die eigene Mobilisation aufzubringen. Man sieht: auch in der Schweiz vollzieht sich eine Liquidation der materiellen Güter und ihre Umwandlung in Geldkapital oder Effekten in großem Umfang.

Die Folge ist für die Schweiz dieselbe wie in anderen Ländern, ein wachsender Mangel an Rohstoffen. Waren die allgemeinen Verkehrsschwierigkeiten die Hauptsorge der Industriellen zu Beginn des Krieges, so hört man jetzt aus ihrem Lager fast nur noch ein Geschrei nach Material. »Die Abhängigkeit unserer Industrie vom Ausland in tausend Dingen,« schreibt der Fabrikinspektor des ersten schweizerischen Kreises in seinem Bericht, »an die man in normalen Zeiten gar nicht dachte, wurde einem auf Schritt und Tritt in erschreckender Weise klar. Oft schienen es nur Kleinigkeiten zu sein, aber sie waren eben unentbehrlich zur Herstellung des Produktes.« In der letzten Zeit scheint die Rohstofffrage besonders aktuell geworden zu sein.

Zwar weist die Handelsstatistik 1915 noch eine reichliche Zufuhr von Baumwolle (522 600 Doppelzentner gegen 464 300 im Jahre 1913) und Seide (87 900 gegen 75 100 Doppelzentner) auf; aber die Einfuhr von mineralischen Stoffen, speziell von Kohle und von Eisen, sowie von anderen Metallen ist zurückgegangen. Die Einfuhr von Eisen ist 1915 um eine Million Doppelzentner (20 Prozent) geringer gewesen. Die Versorgung mit den wichtigsten Rohstoffen in den ersten sieben Monaten 1916 stellt sich gegenüber der entsprechenden Zeit 1914 wie folgt (in 1000 Doppelzentner):

Januar-Juli	Baumwolle	Garne	Kohle	Roheisen u. Rohstahl
1914	154,3	19,0	19726,2	679,9
1916	145,8	21,3	207746,0	761,2

Die Versorgung ist also in den ersten Monaten 1916 nicht schlecht ausgefallen. Immerhin bestand tatsächliche Knappheit an verschiedenen Dingen.

Die Wirtschaftslage beginnt sich zuzuspitzen, manche Unternehmungen beginnen schon mit Betriebseinschränkungen und Arbeiterentlassungen.

II.

Die Rohstoffbeschaffung ist für die Schweiz eine Frage des freien Weltverkehrs. Sie besitzt fast gar keine eigenen Rohstoffe und muß sich diese auswärts holen. Die wichtigste Zufuhrstraße war vor dem Kriege für die Schweiz der Rhein, der heute aus militärischen Gründen gesperrt ist. So verbleibt ihr nur die Zufuhr über Italien und Frankreich, dessen Häfen und Eisenbahnen einem plötzlich gesteigerten Verkehr nicht gewachsen

sind. Abgesehen davon, nehmen sich die Ententemächte das Recht, der Schweiz über den Handel Vorschriften zu machen. Nach langen Verhandlungen wurde nämlich der gesamte durch die Ententemächte gehende Handel der Schweiz in den Händen einer unter schweizerischer Staatsaufsicht stehenden Gesellschaft (Société Suisse de Surveillance Economique, kurz S. S. S. genannt) vereinigt, die darüber zu wachen hat, daß diese Produkte nicht an die Zentralmächte ausgeführt werden sollen. In gleicher Weise hat Deutschland eine unter seiner alleinigen Kontrolle stehende Gesellschaft (Deutsche Treuhandstelle für Einfuhr deutscher Waren in die Schweiz) gebildet, die an schweizerische Firmen, die für die Ententeländer arbeiten, keine Waren, weder Kohle noch Eisen usw. liefert. Die Schweiz wird also von beiden Seiten mit Argusaugen beobachtet und in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit gehemmt.

Daß infolgedessen manches sehr lohnende Geschäft ihr verloren gegangen ist, versteht sich von selbst. Trotzdem hat sich, wie gesagt, ein ziemlich lebhafter Handel entwickelt. Aus gewissen Rücksichten wollen wir nicht näher auf die Einzelheiten dieses Handels eingehen. Man wird nach dem Kriege vieles mehr erfahren und darob nicht wenig in Erstaunen versetzt sein, wie trotz aller Handelskriege ein lebhafter Verkehr zwischen den kriegführenden Ländern, zum Teil mit Wissen der betreffenden Regierungen, gepflegt wurde.

Die schweizerische Regierung wahrt aufrichtig ihre Neutralität und ist willens, den übernommenen Verpflichtungen nachzukommen. Allein die Waren gehen durch zahlreiche private Hände, die sich ebenso der Kontrolle zu entziehen vermögen wie die Warenwucherer. Der Staat ist eben so lange machtlos, als er den Handel oder die Produktion nicht selber übernimmt.

Hierzu kommt noch ein anderes Moment. Deutschland hat einen Kompensationshandel eingeführt, läßt gewisse Gegenstände nur gegen Kompensationen heraus. Nun ist aber die Schweiz im allgemeinen arm an eigenen Produkten (mit Ausnahme der Erzeugnisse der Viehzucht und einiger anderer, wie Schokolade); sie mußte darum die für Deutschland notwendigen Gegenstände erst selbst im Ausland holen, das heißt durch die Ententeländer einführen. Für gewisse Ausnahmefälle war ihr von der Entente die Zufuhr solcher Kompensationswaren zugesagt. Als aber kürzlich Deutschland mit einer generellen Forderung in dieser Beziehung an die Schweiz herantrat, weigerte sich die Entente, der Schweiz die Zufuhr dieser Waren zu gestatten, und verbot selbst die Ausfuhr der von Deutschen in der Schweiz aufgekauften Waren, worauf deutscherseits mit der Einstellung der Kohlen- und Eisenlieferung nach der Schweiz gedroht wurde. Doch ist dieser Konflikt schließlich glücklich beigelegt worden, und die Schweiz bekommt auch in Zukunft Kohle und Eisen von Deutschland.[1]

[1] Seit diese Zeilen geschrieben sind, ist der fünfte »Neutralitätsbericht« erschienen, in dem über das Abkommen mit Deutschland folgendes mitgeteilt wird: Deutschland verpflichtet sich, 253 000 Tonnen Kohle monatlich und die notwendige Menge von Eisen und Stahl zu liefern. Außerdem tauschen beide Länder verschiedene Erzeugnisse aus, so Schokolade gegen Zucker, Vieh und Viehprodukte gegen Futtermittel und Dünger, Kartoffeln usw. Hingegen verpflichtet sich die Schweiz, »Kriegsmaterial« nicht nach den Ententeländern ausführen zu lassen. Als »Kriegsmaterial« werden nicht nur Waffen, Munition und deren Bestandteile, sondern Stacheldraht, Eisenbahnmaterial, Drehbänke, Fräs-,

Die Einfuhr Deutschlands aus der Schweiz war von 1905 bis 1913 bloß um 30 Millionen auf 213,3 Millionen Mark, die Ausfuhr nach der Schweiz hingegen um 177 auf 536 Millionen angestiegen. Deutschland führt nach der Schweiz zweieinhalbmal soviel aus, als es von ihr erhält.

Nach der schweizerischen Statistik stellt sich der Handel der Schweiz mit ihren wichtigsten Nachbarländern wie folgt (in Millionen Franken):

Von 1909 bis 1913 ist die Einfuhr aus Deutschland von 379,5 auf 630,9 Millionen Franken oder um 66 Prozent, dagegen die aus Frankreich bloß um 10 Prozent, die aus Italien um rund 14 Prozent gestiegen. Nur die Einfuhr aus England hat sich prozentual noch mehr erhöht, nämlich um 95 Prozent, absolut aber bloß um 55,2 auf 112,7 Millionen Franken, macht also bloß etwas mehr als den sechsten Teil der Einfuhr aus Deutschland aus. Dabei ist es Deutschland, das nach der Schweiz mehr als irgendein anderer Staat, selbst mehr als sämtliche Ententeländer zusammen, Fabrikate liefert, so 1913 für 353,3 Millionen gegen bloß 198,7 Millionen, die aus der Entente kamen. Dagegen kauft schon England allein in der Schweiz mehr Fabrikate als Deutschland, nämlich 1913 für 193 Millionen gegen 191,2 Millionen Franken. Der Handel der Schweiz mit den hauptkriegführenden Ländern in den letzten Jahren stellt sich wie folgt (in Millionen Franken):

	Einfuhr			Ausfuhr		
	1913	1914	1915	1913	1914	1915
Deutschland . .	630,9	481,1	418,2	305,7	274,5	457,3
Österreich-Ungarn	108,5	102,9	65,7	78,3	67,2	156,6
Frankreich . . .	348,0	220,7	189,0	141,2	115,2	220,5
Italien	207,0	194,1	258,8	89,1	82,8	89,8
England	112,7	76,2	112,1	236,1	234,2	388,1
Rußland . . .	71,5	53,5	8,4	58,7	41,5	29,3

Aus diesen wenigen Zahlen geht nun hervor: Die Schweiz war schon in Friedenszeiten darauf angewiesen, gute nachbarliche Beziehungen zu beiden Mächtegruppen zu unterhalten, sie ist auf jeden Fall auf den Markt der Vierverbandsländer in starkem Maße angewiesen. Während des Krieges hat sich diese wirtschaftliche Abhängigkeit noch sehr vergrößert. Denn einerseits hat Deutschland aufgehört, die Schweiz mit notwendigen Waren zu versorgen; andererseits geht fast ihr ganzer Außenhandel durch die Ententeländer, speziell durch die Vermittlung Englands. Selbst in ihrer Brotgetreideversorgung ist sie von diesen abhängig. Ein wirtschaftlicher oder gar politischer Bruch mit der Entente ist darum aus wirtschaftlichen Gründen,

Hobel-, Schleif- und Bohrmaschinen, Scheren, Pressen und Stanzen betrachtet. Der Begriff »Kriegsmaterial« ist also recht weit gefaßt. Ferner dürfen Waffen, Munition und Sprengstoffe, selbst wenn sie aus nichtdeutschem Material, aber mit deutschen Maschinen hergestellt werden, nach den mit Deutschland kriegführenden Ländern nicht ausgeführt werden. Diese Bestimmung hat starke Unzufriedenheit in den Ententeländern hervorgerufen, die an die Schweiz eine Note gerichtet haben, über deren Inhalt aber noch nichts Genaues bekannt geworden ist. In der Presse ist zunächst von geradezu unglaublichen Forderungen der Entente mitgeteilt worden, wonach beinahe der gesamte Handel mit den Zentralmächten unterbunden werden müßte, sobald durch die Westmächte eingeführte Waren in irgendeiner Form benutzt werden. Die »Tagwacht« hat aber die Richtigkeit dieser Angaben kategorisch bestritten, und es scheint, daß auch die Verhandlungen mit der Entente bald zu Ende sein werden.

von der Stimmung der Westschweiz schon abgesehen, unmöglich. Die scharfe Sprache der deutsch-schweizerischen Presse nach dem Scheitern der Pariser Verhandlungen zwischen der Schweiz und der Entente über die Kompensationen darf niemanden täuschen; die Gefahr liegt nicht nach dieser Seite hin, wie ja die Affäre des Obersten de Loyer deutlich zeigt. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten sucht man im kriegerischen Sinne auszunutzen, aber keineswegs zugunsten der Zentralmächte. Darum war es auch verfehlt, als einige Parteiblätter in Deutschland den letzten wirtschaftlichen Konflikt im Sinne des »Berner Bund« behandelt haben: auf diese Weise erschwert man nur den Kampf der schweizerischen Arbeiterschaft für die Aufrechterhaltung der Neutralität. Übrigens scheint der wirtschaftliche Konflikt nun beigelegt zu sein.

III.

Die wirtschaftliche Entwicklung der Schweiz während des Krieges zeigt noch weitere interessante Momente auf. Es läßt sich heute schon genau feststellen, daß der Krieg die Qualität der Arbeit herabgedrückt hat: man ist zur Herstellung von minder qualifizierten Waren, gröberem Garn usw. übergegangen. Daß darin eine gewisse Gefahr für die weitere Entwicklung der Schweiz liegt, soll nur angedeutet werden. Wichtiger ist, daß die Schweiz sich nicht nur neue Märkte erobert hat, sondern selbst eine Reihe *neuer* Industrien eingeführt hat. Die Berichte der Fabrikinspektoren und der Handelskammern bringen eine ziemlich lange Liste solcher Industrien. Sicher werden von ihnen nicht alle auch nach dem Kriege konkurrenzfähig sein; manche aber werden sich inzwischen so weit festigen, daß sie wohl von größerer Bedeutung werden können.

Die Schweiz macht in dieser Beziehung keine Ausnahme. Aus fast allen Ländern kommen die gleichen Nachrichten über Neugründungen. Zum Teil aus politischen Momenten, zum Teil aus wirklichem Mangel an Produkten werden neue Industrien ins Leben gerufen, mit deren Konkurrenz die Industrien der kriegführenden Länder nach dem Kriege zu kämpfen haben werden.

Immer wieder müssen die Marxisten gegen die bürgerlichen Vorstellungen über die wirtschaftlichen Vorgänge kämpfen. Hat man zu Beginn des Krieges die Umwandlung des Warenkapitals in Effekten als einen »Sieg« gefeiert, so glaubt man vielfach heute, die Konkurrenzfähigkeit einer Industrie hänge nicht etwa von den materiellen Produktionsbedingungen und in erster Linie von der Leistungsfähigkeit der Arbeiterschaft ab, sondern von dem Grade der Kapitalkonzentration. Die deutschen Industriellen schaffen Trusts und glauben, damit sich schon die zukünftige Herrschaft auf dem Weltmarkt gesichert zu haben. Das ist indes ein gewaltiger Irrtum. Die Konkurrenzbedingungen nach dem Kriege müssen erst genau erforscht werden; man muß *die Änderungen in der wirtschaftlichen Struktur der neutralen Länder* kennen lernen, will man über die künftigen Aussichten urteilen. Nicht die Macht des Geldkapitals und speziell der Bankfinanz entscheidet, sondern in erster Linie die realen materiellen Verhältnisse, und in dieser Beziehung werden die neutralen Länder vielfach günstiger dastehen als die kriegführenden. So wird wahrscheinlich *auch die Schweiz nach dem Kriege vielseitiger entwickelt sein*, als sie es vor dem Kriege war, und einen wichtigen Faktor auf dem Weltmarkt bilden.

IV.

Die Lage der schweizerischen Arbeiter zu Beginn des Krieges war verzweifelt schlecht. Zu Tausenden wurden sie einfach auf die Straße gesetzt; die Glücklichen, die Arbeit erhielten, fanden gekürzte Arbeitszeit und geringeren Lohn vor. »Wir trafen Reduktionen (des Lohnes) von 5, 10, 25, selten 30 und mehr, in vereinzelten Fällen aber sogar von 50 Prozent,« berichtet der Fabrikinspektor des ersten Kreises. Derselbe Inspektor erzählt auch, wie mit dem Ausbruch des Krieges plötzlich die ganze Arbeiterschutzgesetzgebung aufgehört hat, zu wirken.

»Die Bestimmungen über die Arbeitszeit«, lesen wir in seinem Bericht, »gehören zu den fundamentalsten des Gesetzes. An den Schranken, die es ihr setzt, haben wir stetsfort strenge Wacht gehalten, über die Fortschritte, die ihre Verkürzung ohne Hinzutun des Gesetzes machte, haben wir freudig berichtet. Jetzt aber herrschten nur im ersten Viertel der Berichtsperiode (1914/15) ungefähr normale Verhältnisse, dann kam der Krieg und mit ihm ein wahres Chaos. Er hat an den einen Orten und zu gewisser Zeit die Arbeitsdauer bis auf Null herabgesetzt und damit die Leute um den Verdienst gebracht, an anderen oder zu anderer Zeit Überschreitung der gesetzlichen Normen nach jeder Richtung verursacht. Er hat die ruhige Entwicklung gestört, den Fortschritt gelähmt, außerhalb des Gesetzes stehende Errungenschaften verschiedener Art zunichte gemacht.«

Zahlreich sind auch die Schikanen, denen die Arbeiterschaft in diesen Tagen ausgesetzt war. Hinzu kam die drückende Teuerung, die mit jedem Tage schlimmer wurde. Man begreift darum, daß die Stimmung der Arbeiter erbittert wurde und sich in einem Groll gegen den Krieg und vor allem gegen das Verhalten der Bruderparteien in den Nachbarländern Luft machte.

Gegen die Lohnreduktionen kämpften im allgemeinen die Gewerkschaften mit Erfolg an, und verhältnismäßig bald wurden sie auch rückgängig gemacht. Schwerer wurde der Kampf gegen die Teuerung. Zwar hat der Bundesrat auf Drängen der organisierten Arbeiterschaft eine Reihe von Maßnahmen getroffen, vor allem das Getreideeinfuhrmonopol eingeführt; da aber all diese Maßnahmen sich bloß auf die Regulierung des Handels beschränken, so vermochten sie zwar den Verdienst des Handels herabzudrücken, in vielen Fällen sogar auszuschalten und auf diese Weise der Steigerung der Preise im Detailhandel ein Ziel zu setzen, die Grundursachen der Teuerung blieben aber unangetastet, die Engrospreise schnellten gewaltig in die Höhe (die Getreidepreise stiegen von Juli 1914 bis Juli 1916 um 106 bis 132 Prozent, die Kartoffelpreise gar um 240 Prozent an), so daß das wirtschaftliche Resultat der staatlichen Maßnahmen auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung mehr den Produzenten als den Konsumenten zugute kam. Die Partei und die Gewerkschaften haben gemeinsam eine Notstandskommission gebildet, die eine Reihe von Forderungen an den Bundesrat gestellt hat, die teilweise auch durchgeführt sind. Aber ohne durchgreifende Umgestaltung der Produktion, vor allem ohne Beschlagnahme sämtlicher Lebensmittel zu bloß angemessenen Preisen ist nicht viel zu machen.

So hat die Teuerung auch in der Schweiz eine große Unzufriedenheit in den Arbeiterkreisen hervorgerufen, die sich in dem Kampfe der Frauen auf den Märkten Luft machte. Die Gewerkschaften haben ihrerseits Lohnbewe-

gungen eingeleitet, da die Konjunktur heute günstig ist, die Nachfrage nach Arbeitern das Angebot übersteigt.

Die Maßnahmen des Bundesrats zur Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln sind in vieler Hinsicht interessant. Nicht nur wurde die Einfuhr vieler Gegenstände (so Getreide, Reis, Zucker) monopolisiert und der Handel mit anderen (Kartoffel- und Käsehandel) der Staatskontrolle unterstellt, die Engros- und Detailpreise festgesetzt, sondern man versucht sogar, dem inländischen Konsumenten gewisse Vorteile auf Kosten des ausländischen Verbrauchers zu verschaffen. So dient der Gewinn aus dem Käseexport sowie verschiedene Gebühren aus dem Milchexport und der Milchverarbeitung auch dazu, um den Käse- und Milchpreis im Inland nicht allzu hoch ansteigen zu lassen. Natürlich sorgt man dabei in erster Linie für die Interessen der Milchbauern, denen man den größten Teil des Gewinns aus dem Export abgibt. Es ist eine eigenartige »nationale« Politik, die den eigenen Produzenten große Vorteile verschafft, den Konsumenten aber Brocken abwirft, um sie für diese Politik zu gewinnen.

Neuerdings hat der Bund beschlossen, an ärmere Familien Brot, Reis, Maisgrieß, Haferflocken und Zucker zu um 10 Prozent reduzierten Preisen abzugeben. Die Gemeinden reduzieren ihrerseits den Preis um 10 Prozent. Die abzugebende Menge ist beschränkt. In der Eingabe des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes vom 19. Dezember wird die Erhöhung der Reduktion auf 20 bis 25 Prozent von allen monopolisierten Produkten und für alle Arbeiter mit weniger als 2000 bis 3000 Franken jährlichen Einkommen verlangt. Die Kosten sollen die Wohlhabenden (mit einem Einkommen von über 5000 Franken) in der Weise decken, daß sie für die Lebensmittel höhere Preise zahlen müssen. Nicht nur das Ausland, sondern auch die Reichen im Inland sollen zur Deckung der mit der Teuerung verbundenen Mehrausgaben herangezogen werden. Die Durchführbarkeit einer solchen Differenzierung der Preise nach den Einkommensstufen ist eine recht schwierige Sache; bei gutem Willen kann man aber schon Mittel und Wege dazu finden.

Das genügt aber manchen Genossen nicht, die entschiedene »*direkte Aktionen*« verlangen, ohne definieren zu können, was man darunter zu verstehen hat, und ohne sich über die Aussichten solcher Aktionen genauer auszulassen. Die Lage der Schweiz ist aber die, daß sie zum Teil gar nichts gegen die Teuerung anfangen kann; wichtiger ist es noch, daß die Gefahr nicht von der Hand zu weisen ist, gewisse Kriegstreiber könnten sich einer Volksbewegung bemächtigen, um die Schweiz in den Weltkrieg hineinzureißen. Schließlich hat gerade der »rote Sonntag« (der 3. September), obwohl er eine machtvolle Demonstration der Arbeiterschaft brachte, immerhin gezeigt, daß die sozialistische Arbeiterschaft auch hier noch in der Minderheit ist und gewärtig sein darf, von der »Volksmiliz« niedergesäbelt zu werden....

Die gefahrvolle politische Lage und die Zuspitzung der Klassengegensätze haben hier ein ziemlich lebhaftes Interesse an den Problemen der Vaterlandsverteidigung, des Militarismus usw. hervorgerufen.[2] Im Grunde genommen begegnen wir hier den gleichen Ansichten über diese Fragen, die in den anderen Ländern herrschen. Den Anhängern der aktiven Beteiligung

[2] Neuerdings griff die militärische Gewalt in einen rein wirtschaftlichen Konflikt ein, mobilisierte die Arbeiter und zwang sie, Streikbrecherarbeit zu leisten.

der Partei an der Vaterlandsverteidigung ist allerdings hier die Stellungnahme dadurch erleichtert, daß die Schweiz eine Miliz besitzt und keine imperialistische Politik treibt. Der Genosse H. Scherrer in St. Gallen erklärt sich ganz entschieden für die Erhaltung einer Armee zu Verteidigungszwecken; ebenso ist Genosse G. Müller (Bern) grundsätzlich für Militärkredite, bezweifelt aber die militärische und wirtschaftliche Möglichkeit der Verteidigung für die Schweiz. Umgekehrt tritt Genosse R. Grimm prinzipiell gegen die Landesverteidigung auch in Kleinstaaten auf, die selbständig diese Verteidigung gar nicht durchführen können und zusammen mit den Großmächten nur zu einer Schachfigur in den Plänen der letzteren werden. »In der Meinung, sein Vaterland zu verteidigen,« sagt er, »opfert sich im Kriegsfall der Proletarier des kleinen Landes für die Interessen der verbündeten imperialistischen Großmächte.« Ferner: Während Scherrer und Müller das Hauptgewicht auf die Ausbildung des internationalen Rechtes legen, sieht Grimm die Aufgabe der Partei in der Förderung der internationalen proletarischen Bewegung und der grundsätzlichen Bekämpfung des Militarismus. Grimm geht noch weiter und lehnt überhaupt die Friedensforderungen der Internationale ab, die angeblich »utopisch« seien, und schlägt für den Fall kriegerischer Verwicklungen unter Umständen Dienstverweigerung und Massenstreik der Militär- und Kriegswerkstättenarbeiter und des Verkehrspersonals vor. Dagegen wendet er sich sehr scharf gegen die Parole der Jugendlichen, deren Losung im Kampfe gegen den Militarismus die »Entwaffnung« ist. Mit diesen Fragen soll sich ein spezieller Parteitag im Februar 1917 beschäftigen.

In diesem kurzen Referat soll natürlich keine Kritik dieser Gedankengänge gegeben werden. Es sei nur bemerkt, daß der Begriff der Landesverteidigung von allen drei Genossen und wohl überhaupt in der Partei in rein bürgerlich-militärtechnischem Sinne verstanden wird; die politische Seite dieser Frage, die verschiedene Auffassung der Mittel und des Zweckes der Verteidigung, die sich aus der verschiedenen Lage der einzelnen sozialen Klassen ergibt, wird dabei gar nicht berücksichtigt. Die einen Genossen bejahen die militärtechnische Verteidigung, die anderen verneinen sie, als ob es sich für eine politische Partei darum handle! Die Ablehnung der Landesverteidigung in der Praxis, in der Form der Entwaffnung verwirft auch Grimm, aber er möchte die Entwaffnung für den Kriegsfall durchgeführt sehen! Es ist eben die Unklarheit über die Aufgaben der Partei als politische Oppositionspartei gegenüber der bürgerlichen Gesellschaftsform und über ihr Vermögen, gewisse Postulate zu verwirklichen, die den Meinungsverschiedenheiten zugrunde liegt, die heute die Internationale spalten. Es ist das, worauf Genosse Kautsky schon hingewiesen hat, nämlich, daß man die Bedeutung der Klassengegensätze in der auswärtigen Politik noch nicht begriffen hat und daraus noch nicht die richtigen Schlußfolgerungen zu machen vermag. Die Arbeit, mit der sich jetzt die schweizerische Sozialdemokratie intensiv beschäftigt, wird aber auf jeden Fall der gesamten Internationale zugute kommen, indem sie zur Klärung der schwierigen Probleme beiträgt.

Die Krise in unserer Jugendbewegung.

Von Rudolf Zeutschel.

Durch den Krieg ist die Frage der Jugenderziehung mit in die vorderste Linie gerückt. Der Krieg hat die bürgerliche Jugendbewegung und Jugendpflege wenigstens oberflächlich zu einem großen Ganzen zusammengefaßt. Dagegen sind die verschiedentlichen Versuche, in diese neue militärische Jugenderziehung auch die proletarische Jugendbewegung hineinzuziehen, von dieser entschieden zurückgewiesen worden.

Welches sind die Aufgaben der proletarischen Jugendbewegung? Im Beschluß des Nürnberger Parteitags von 1908 wird darüber gesagt:

»Die Förderung der Bildungsbestrebungen der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen (insbesondere Einführung in die politische und gewerkschaftliche Tätigkeit) ist eine wichtige Aufgabe im Emanzipationskampf der Arbeiterklasse.

Der Parteitag verpflichtet die Organisationen, dafür zu sorgen, daß die Arbeiterjugend im Sinne unserer proletarischen (sozialistischen) Weltanschauung (für den Klassenkampf) erzogen wird.

Um dieses Ziel zu erreichen, sind Vorträge zu veranstalten, die dem Erkenntnisvermögen der Jugend angepaßt sind (und vor allem die Gebiete der Naturwissenschaft, Gesundheitspflege, Literatur, Kunst, Technik, Rechtswissenschaft, Volkswirtschaft, Geschichte, Politik und gewerkschaftlichen Tätigkeit umfassen).

Daneben ist durch Veranstaltungen ernsten und heiteren Inhalts sowie durch Sport und Spiel Unterhaltung und Geselligkeit zu pflegen....

Die Kommissionen sollen dahin wirken, daß die Gewerkschaftskartelle für den Lehrlingsschutz eintreten. ...«

Noch klarer und unzweideutiger sind die Aufgaben in den »Leitsätzen«, angenommen von der Fünften Frauenkonferenz 1908, umschrieben.

Durch die Fortlassung der eingeklammerten Stellen, die in der Vorlage des Parteivorstandes enthalten waren, wurden dieselben dem Sinne nach keineswegs abgelehnt. Man wollte sich, wie aus den Referaten ohne weiteres hervorgeht, lediglich eine Reserve gegenüber den Behörden schaffen. Daß man 1908 nicht gewillt war, sich unter das neugeschaffene Reichsvereinsgesetz zu beugen, sagen unzweideutig die verschiedenen Anträge zum Nürnberger Parteitag (Parteivorstand, Köln, Teltow-Beeskow, Berlin II, III, IV, Dortmund), die beginnen:

»Der Parteitag erhebt flammenden Protest gegen die von der Blockmehrheit des Reichstags beschlossene politische Entrechtung der proletarischen Jugend.«

Es kann gar nicht bestritten werden, daß die Jugendbewegung von obigem Programm immer weiter abgekommen ist. Die Angst vor dem § 17 hat ihr Teil dazu getan. Man hat sich unter dem Vereinsgesetz allmählich häuslich eingerichtet. Wandern, Unterhaltungsabende, Pflege der Geselligkeit trat immer mehr in den Vordergrund, und die »Erziehung im Sinne unserer sozialistischen Weltanschauung« kam dabei zu kurz. Man vergaß die Zeiten der »Jungen Garde« und fühlte sich allmählich unter dem Vereinsgesetz ganz wohl, empfand es gar nicht mehr als Fessel. Und nun, in der »Gluthitze des Weltkriegs«, erklärt die »Arbeiter-Jugend« sogar schon (Nr. 19 vom 11. September 1915):

»Wiederholt haben die obersten Körperschaften der deutschen Arbeiterklasse, haben Parteitage und Gewerkschaftskongresse die bestimmte Erklärung abgegeben, daß sie nicht an die Politisierung der Jugend denken, daß sie sich auch in ihrer Jugendbewegung streng auf den Boden des Gesetzes stellen. Und diese Erklärungen bedeuteten im Munde jener Körperschaften nicht eine bloße Anlehnung an den Rechtszwang, ein Sichfügen in einmal bestehende Gesetzesbestimmungen, sondern sie waren der Ausdruck der pädagogischen Einsicht, daß der Jugend unter achtzehn Jahren die Beschäftigung mit der Politik weder förderlich noch angenehm sei...«

Und weiterhin:

»Wenn es bloß auf den Wortlaut des Gesetzes ankäme, könnte ja die Arbeiterschaft und ihre Jugend mit dem bestehenden Zustand zufrieden sein. (!!) Die Arbeiterschaft will keine Politik für ihre Jugend, und das Gesetz will diese Politik ebenfalls nicht. Insoweit könnte man also annehmen, daß das Gebot des Gesetzes und die Praxis der Jugendbewegung sich in angenehmer Übereinstimmung befänden. Leider hat die Erfahrung das Gegenteil bewiesen.... Das Gesetz will die Politik von der Jugend fernhalten, die Praxis hat aber ergeben — um unter vielen nur zwei drastische Fälle zu erwähnen —, daß auf Grund des Politikparagraphen eine Jugendveranstaltung mit einem Vortrag über Mozart, ja daß eine Teilaufführung verboten wurde. Da nun im Konflikt zwischen der klaren Theorie des Gesetzes und der tausendgestaltigen, von unzähligen Einzelpersonen abhängenden Praxis seiner Anwendung allemal, wie gleichfalls die Erfahrung erweist, das Gesetz der schwächere Teil ist, so ist auch aus diesem Grunde die Entfernung des ‚Jugendpolitikparagraphen' aus dem Vereinsgesetz dringend zu wünschen« u. s. w.

Die gleichen Töne hörte man bei der Diskussion der Vereinsgesetznovelle im Frühjahr dieses Jahres. Wo ist da der »flammende Protest gegen die politische Entrechtung der Jugend« geblieben?! Haben wir wirklich keine anderen Gründe, weshalb wir den § 17 bekämpfen? Ich glaube doch!

Das sozialdemokratische Programm fordert das Stimmrecht für alle Personen vom zwanzigsten Lebensjahr an. Wenn man nun die Jugend unter achtzehn Jahren nicht mit Politik verseuchen will, wie kann man da von ihr verlangen, daß sie nach zwei Jahren schon *weiß*, für wen sie zu stimmen hat? Das ist eine Unmöglichkeit! »Die Jugend will keine Politik!« wird gesagt. Weshalb besuchen denn die achtzehnjährigen Genossen die Zahlabende der Partei so wenig? Etwa, weil da Politik getrieben wird? Das Gegenteil ist der Fall! Die Jugendlichen wollen sich in der Partei fortbilden in dem, was sie in der Jugendbewegung zu lernen angefangen haben. Dazu finden sie an den Zahlabenden häufig keine Gelegenheit. Also nicht die Politik, sondern all das Formelle, was da erledigt wird, stößt die jungen Parteigenossen von den Zahlabenden ab. (Hinzu kommt noch die Art und Weise, wie junge Genossen häufig von älteren, siebenmalweisen »Erfahrenen« behandelt werden!) Das ist bedauerlich, aber deshalb soll man die Jugendbewegung nicht schelten, was übrigens sehr inkonsequent ist; denn wenn man auf der einen Seite mehr ästhetischen Genuß für die Jugend verlangt und vom Spielen als vom »goldenen Recht der Jugend« spricht, so kann man auf der anderen Seite nicht erwarten, daß die Jugend Sinn für die Kleinarbeit (in Partei *und Jugendorganisation*) hat.

Selbstverständlich haben alle die Fragen, die während des Krieges in Sachen der Jugendbewegung aufgetaucht sind, ein lebhaftes Interesse bei den Jugendlichen ausgelöst, die Jugend ist aus ihrem Phlegma aufgewacht, sie hat sich auf sich selbst besonnen, und sie hat mehr als einmal unzweideutig erklärt, daß sie nicht gewillt ist, den »Führern« auf dem oben gezeichneten Wege weiter zu folgen. Das beweist nichts anderes, als daß die Jugend sich ihren gesunden Sinn bewahrt hat auch in der »Gluthitze des Weltkriegs«!

Im Zusammenhang hiermit wird behauptet, der Parteistreit werde »von gewissenlosen Parteigenossen« in die Jugendbewegung hineingetragen, die Jugend werde systematisch zur »Minderheit« erzogen. Nun gebe ich zu und bedaure es außerordentlich, daß viele Jugendliche sich »rühmen«, zur »Minderheit« zu gehören, ohne eigentlich zu wissen, warum und zu welcher Schattierung der »Minderheit«. Sie sehen nur die eine Frage: »Bewilligung oder Verweigerung der Kriegskredite?«, und aus lauter Opposition zur Regierung und zum heutigen Staat (in dem sie *besonders* stiefmütterlich behandelt werden) und vielleicht auch aus Liebe zu allem »Radikalen« entscheiden sie sich für letzteres. Aber dies ist in gleichem Maße auch bei älteren Parteigenossen der Fall; denn Phrasendrescher gibt es schließlich überall.

Was hat überhaupt die Krise in der Jugendbewegung mit dem Parteistreit zu tun? In einer Diskussion äußerte mal ein Jugendgenosse: Ebenso, wie viele Vertreter der »Mehrheit« die Kriegskredite nur deshalb bewilligen, weil sie als Folge einer Opposition gegen die Regierung die Auflösung der Organisationen und Konfiskation der Parteivermögen befürchten (die »Bewegung« tritt also hinter der »Organisation« weit zurück!), sehen sie auch in der Jugend*bewegung* nur die *Organisation*, nur einen »Verein«, den man mit gutgefüllten Kassen beliebig dirigieren könne.

Der Gedanke hat zweifellos einen Kern Wahrheit in sich. Auch in anderer Richtung hängt der Streit in der Jugendbewegung mit dem in der Partei zusammen. Es steht ganz außer Zweifel, daß die Masse der Jugendlichen, teils durch oben erwähnte Gründe, teils durch ihre wirtschaftliche Stellung ganz von selbst in die Opposition zum Krieg und seine Folgeerscheinungen und in weiterer Konsequenz in Opposition zu den Parteiinstanzen gedrängt wird, wie umgekehrt die Partei- und Gewerkschaftsinstanzen im Gegensatz zur Jugend stehen, weil ihnen der bei der Jugend herrschende Geist nicht paßt. Und schließlich noch ein drittes Moment: Vollkommen richtig ist ohne Zweifel, was vor kurzem mal ein Redner in einer Hamburger Parteiversammlung sagte, daß nämlich die Zustände, die jetzt vielerorts in der Partei herrschen (Unzufriedenheit, Verbitterung und Mißtrauen gegen die Instanzen), nicht möglich wären, wenn in der Partei derselbe Geist herrschte wie in der Jugendbewegung, nämlich das Verlangen nach unbedingter Demokratie.

Und nun die »Reorganisationsvorschläge«. Auch sie sind weder von »jugendlichen Brauseköpfen« noch von dreißig- bis vierzigjährigen Jugendlichen ausgetüftelt worden, sondern machten sich mit der Entwicklung einfach notwendig, falls die Jugendbewegung nicht argen Schaden nehmen wollte.

Die Jugend verlangt Betätigung, und diese hat sie bis jetzt leider nicht gefunden, wenigstens nicht in dem Maße, wie es nötig wäre. Sie wurde zwar in den unteren Verwaltungen zugelassen; in letzter Instanz konnten aber die »Erwachsenen«, Partei- und Gewerkschaftsinstanzen, Beschlüsse der Jugendlichen ohne weiteres aufheben, und da die Jugendorganisationen an das Geldbewilligungsrecht dieser Instanzen gebunden waren, mußten sie sich damit zufrieden geben. Aber dieser Zustand wurde auf die Dauer immer unerträglicher, und über kurz oder lang würde es zum Krach gekommen sein auch *ohne* Krieg. (Die Reorganisationsvorschläge sind keineswegs erst im Kriege aufgetaucht; sie datieren schon lange vor dem Kriege.) Der Krieg hat diese Entwicklung ganz erheblich beschleunigt, die Jugendlichen sahen in den Parteiinstanzen nicht mehr ihre berufenen Vertreter, das Mißtrauen wuchs, und so wurde das, was im Frieden, bei *ruhiger* Entwicklung, *später* gekommen wäre, schon jetzt Wirklichkeit: verschiedene Jugendorganisationen machten sich »selbständig«, respektive sie wurden dazu gedrängt, sie verwalteten ihre Gelder, erledigten ihre gesamten Angelegenheiten durchaus selbständig, und die Folge davon? ... Der Zusammenbruch? O nein, das Gegenteil! Dieser Gang der Entwicklung ist natürlich den Parteiinstanzen, die sich in ihrer Macht geschmälert sehen, nicht willkommen. Man beruft sich auf den *Nürnberger Beschluß* von 1908, der besagt:

»... Zu diesem Zwecke sind in den einzelnen Orten besondere Kommissionen zu bilden. Die Kommissionen werden aus Vertretern der örtlichen Parteiorganisationen und der Gewerkschaftskartelle *unter Hinzuziehung von Vertrauensleuten der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen* zusammengesetzt....«

Man hält sich an den bloßen Wortlaut des Beschlusses und vergißt, daß damals ausdrücklich betont wurde, daß die Jugend nicht unter Kuratel gestellt werden solle.

Was lehrt uns nun die jetzige Krise in unserer Jugendbewegung?

1. Die Jugendbewegung ist keine Veranstaltung der Partei, sondern sie ist aus der Jugend heraus und aus dem Zwang der Verhältnisse geboren. Sie ist kein toter Verein, sondern eine lebendige Bewegung, ein lebendiges Glied der modernen Arbeiterbewegung, ein wichtiger Faktor im Emanzipationskampf der Arbeiterklasse.

2. Die Träger der Jugendbewegung sind die Jugendlichen selbst, darin offenbart sich das Wesen der Bewegung. So soll und muß es bleiben.

3. Die jetzige Krise in unserer Jugendbewegung ist nichts Gemachtes, nichts, was auf die Zerstörung der Organisation hinzielt; sondern sie ist eine Epoche in der Entwicklung der Jugendbewegung, die ebenso geschichtlich begründet ist wie jede andere Entwicklungsstufe jeder anderen Erscheinung in der menschlichen Gesellschaft.

4. Die Entwicklung der Jugendbewegung läßt sich wie jede andere Entwicklung durch nichts aufhalten.

Und wenn auch die Parteigenossen in ihrer Gesamtheit diesen Gang der Entwicklung nicht gutheißen würden, wenn sie es auch nicht gern sehen, daß die Jugendlichen ihre Angelegenheiten selbst regeln — sie werden sich damit abfinden müssen. Ist denn die Jugendbewegung schon unabhängig von der Partei, wenn sie nur nicht mehr von dieser am Gängelband geführt wird? Droht denn wirklich in Deutschland schon das Gespenst einer »jungsozialistischen Bewegung nach schwedischem Muster«, vor dem man die Genossen zeitig graulen machen muß? Nein und abermals nein! Es ist noch niemandem eingefallen, der Partei das Kontrollrecht in Sachen der Jugendbewegung abzusprechen, welches ihr zweifellos zusteht. Überdies sind doch auch die Leiter (Personen über achtzehn Jahre) durchweg Parteigenossen! (Die Jugendlichen würden sich für einen Nichtgenossen als Leiter schönstens bedanken!) Was kann also die Jugendbewegung tun im Gegensatz zur Partei? Auf der einen Seite sorgt schon die Polizei dafür, daß sie nicht über die Stränge schlägt, und auf der anderen Seite?... Nun, man nenne erst mal Beispiele, wo die Jugendbewegung nichtsozialistische Tendenzen verfolgte; man zeige nur die Keime zu solchen Tendenzen, und dann komme man wieder mit diesem Vorwurf! Das kann man nicht, und das wird man nicht können, solange man der Jugend ihre Bewegung läßt; denn »die Bewegung der proletarischen Jugend wird von ihr selbst getragen sein, oder sie wird nicht sein«!

Literarische Rundschau.

Sonderkarten der Westfront. (1. Ostende-Arras, 2. Laôn-Reims, 3. Reims-Verdun, 4. Toul-Nancy, 5. Kolmar-Belfort.) Berlin W 35, Geo-Verlag. Preis 1 Mark.

In früheren Kriegszeiten rasch fortschreitenden Bewegungskriegs, dessen entscheidende Schläge in Schlachten auf engem Gebiet geschlagen wurden, brauchte der Zeitungsleser, der sich ein Bild der Ereignisse machen wollte, einerseits Karten, die das rasche Fortschreiten der Heeressäulen erkennen ließen, Karten, die weite Gebiete, oft ganze Staaten umfaßten (etwa im Maßstab von 1 : 1 000 000), und andererseits Pläne der einzelnen Schlachtfelder (etwa im Maßstab von 1 : 100 000 bis 200 000). Der heutige Stellungskrieg in ungeheuerster Ausdehnung macht dagegen Kriegskarten nötig, die sehr ins Detail gehen, schon Verschiebungen von einem Kilometer erkennen lassen und doch einen weiten Umkreis erfassen. Die meisten dieser Karten sind wegen ihrer Größe unhandlich und teuer. Die vorliegende Kartensammlung im Maßstab von 1 : 250 000 ist frei von diesen Nachteilen und erleichtert das Verfolgen des Stellungskriegs an der Westfront sehr. k.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 16 Ausgegeben am 19. Januar 1917 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zwei neue Bände Marxscher Schriften.

Von K. Kautsky.

1. Eine Gesamtausgabe der Marxschen Werke.

Es ist nun gerade ein Menschenalter her, daß wir Marx verloren haben, ein Menschenalter rapidester Entwicklung aller Produktionsverhältnisse, des Werdens einer völlig neuen Phase kapitalistischer Entwicklung, der imperialistischen. Unzählige neue Theorien sind erstanden, unzählige Male ist Marx totgeschlagen worden, und dennoch beherrscht seine Lehre die ökonomische Theorie und ihre praktische Anwendung mehr als je.

Dabei geht es ihm freilich wie jedem Denker, der sich zu allgemeiner Anerkennung durchgerungen hat. Je allgemeiner seine Anerkennung, desto größer die Zahl derjenigen, die vermeinen, ihn zu begreifen, weil sie ihm glücklich abgeguckt, wie er sich räuspert und wie er spuckt; desto größer aber auch die Zahl derjenigen, die, der Gesamtheit seiner Lehre feindlich gesinnt, doch sein Ansehen für sich auszubeuten suchen, indem sie einzelne seiner Worte aus dem Zusammenhang, in dem sie gefallen sind, reißen und in dieser Form als unantastbare Wahrheiten für die Verfechtung von Zwecken in Anspruch nehmen, die niemand schärfer gebrandmarkt hätte als Marx.

Das ist das Schicksal eines jeden Genies, eines Kant, Goethe, Hegel. Warum sollte Marx ihm entgehen? Eher noch als reine Philosophen oder Dichter mußte er diesem Schicksal verfallen, da seine Lehre in die praktischen Kämpfe der Zeit aufs tiefste eingreift.

Angesichts des allgemeinen und stets wachsenden Interesses für die Marxschen Schriften könnte man sich wundern, warum sie noch nicht in einer Gesamtausgabe vereinigt dem Publikum zugänglich gemacht sind. In der Tat wurde eine solche schon bald nach Marx' Tode gefordert und diese Forderung seitdem wiederholt geäußert. Niemand hat deren Berechtigung stärker empfunden als Marx' Schüler. Wenn sie trotzdem auch jetzt, nach einem Menschenalter seit Marx' Tode, noch nicht erfüllt ist, liegt das bloß an den großen inneren Schwierigkeiten, denen die Arbeit begegnete, darunter die größte jene, daß wir Marxisten, unseren Meistern getreu, nicht bloß Theoretiker sind, sondern auch Praktiker, wenn man den Begriff des Praktikers nicht auf den Organisator und Agitator beschränkt, sondern jeden darunter versteht, der je nach seiner Begabung auf einem bestimmten Gebiet in die Kämpfe der Gegenwart mit Wort oder Schrift oder sonstwie praktisch eingreift.

Sein Anteil an der Praxis des proletarischen Klassenkampfes seit den sechziger Jahren war es, der Marx die Ruhe und die Kraft nahm, sein Lebenswerk, das »Kapital«, zu vollenden. Die gleiche praktische Tätigkeit, die sich namentlich in einer ausgedehnten Korrespondenz, aber auch zahl-

reichen Artikeln äußerte, hinderte auch Engels daran, nach Marx' Tode seine Absicht durchzuführen, den gesamten Marxschen Nachlaß herauszugeben. Neun Jahre lagen zwischen dem zweiten Bande des »Kapital«, den er 1885 veröffentlichte, und dem dritten. Im Jahre nach dem Erscheinen des letzteren starb Engels.

Die Marxschen Erben teilten nun die Arbeit der Herausgabe des handschriftlichen Nachlasses sowie der Sammlung der zerstreuten und dem Publikum unzugänglichen kleineren Schriften von Marx.

Eleanor Marx sammelte zunächst Artikel, die in englischen (»The People's Paper«) und amerikanischen Blättern (»New York Tribune«) erschienen waren. Die Artikel wurden in verschiedenen Bänden veröffentlicht, zuerst »Revolution und Konterrevolution in Deutschland« (1896), dann »The Eastern Question (1897), »The Life of Lord Palmerston« und »Secret Diplomatic History of the Eighteenth Century« (1899). Das Erscheinen der beiden letzteren Bändchen erlebte unsere unglückliche Freundin nicht mehr.

Die Herausgabe des in deutscher Sprache vorliegenden Nachlasses hatten die Marxschen Erben mir übergeben. Ich war damals mit der Fertigstellung meines Buches über die Agrarfrage beschäftigt, dann nahmen mich die Kämpfe mit dem Revisionismus in Anspruch. Um die Herausgabe des Nachlasses zu beschleunigen, beschränkte ich mich daher auf die Fertigstellung der »Theorien über den Mehrwert«, die von 1905 bis 1910 erschienen. Daneben kam zunächst jener Teil des Nachlasses in Frage, der die Anfänge des Marxschen Wirkens umfaßt und vornehmlich mit deutschen Verhältnissen zusammenhängt. Diesen hatte ich zuerst mit Eleanor Marx und dann mit Laura Lafargue bereits durchgearbeitet und gesichtet. Ich rief nun, nach Eleanors Tod, ihrer Schwester, die Herausgabe dieses Teiles Mehring zu übergeben, dem besten Kenner der deutschen Parteigeschichte und der neueren politischen Geschichte Deutschlands überhaupt. Mehring übernahm den Auftrag, und ihm verdanken wir es, daß wir jenen Teil des Nachlasses schon 1902 mit ebenso formvollendeten wie sachkundigen Einleitungen und Noten erhielten. Im selben Jahre gab ich in der Neuen Zeit die Marxschen Briefe an Kugelmann heraus. Auf einzelne Marxsche Artikel und Briefe aus dem Nachlaß, die die Neue Zeit veröffentlichte, kann hier nicht eingegangen werden.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des ersten Bandes der »Theorien über den Mehrwert« publizierte Sorge eine Sammlung von Briefen, in denen die wichtigsten von Marx herrührten.

Endlich drei Jahre nach der Veröffentlichung des letzten Bandes der »Theorien über den Mehrwert« erschien der Briefwechsel zwischen Marx und Engels, herausgegeben von Bebel und Bernstein, dies herrliche Denkmal ebenso selbstlosester Freundschaft und Treue wie unermüdlichsten und gewaltigsten Forschens und Schaffens.

So sammelte sich in den drei Jahrzehnten seit Marx' Tode allmählich Stein auf Stein zu dem Bauwerk der Gesamtausgabe Marxscher Schriften. Es wurde auch äußerlich immer mehr eine Gesamtausgabe, da alle die genannten Schriften, soweit sie deutsch veröffentlicht wurden, im gleichen Verlag erschienen, dem unseres Freundes Dietz, ohne dessen tatkräftige und unermüdliche Unterstützung sie schwerlich so weit gediehen wäre. Eine große Lücke blieb auszufüllen: noch fehlt uns eine Zusammenstellung der Arbeiten,

die Marx in der Internationale leistete, sowie die Fortsetzung der Mehringschen Ausgabe der gesammelten Schriften von dem Zeitpunkt, wo diese aufhört, also von 1851 an bis zum Beginn der Internationale.

Die Ausgaben von Artikeln aus jener Zeit, die Eleanor Marx besorgt hatte, waren mit Ausnahme der Artikel über Revolution und Konterrevolution in Deutschland aus dem Jahre 1851, die ich ins Deutsche übersetzte, nur englisch erschienen; sie umfaßten aber bei weitem nicht alle Artikel, die Marx in dem Zeitraum von 1851 bis 1862 veröffentlicht hat, und die Ausgaben waren sehr unvollkommen.

Eine jüngere Kraft hat sich jetzt daran gemacht, diese Lücke auszufüllen, Freund Rjasanoff, ein ebenso unermüdlicher wie gewissenhafter und findiger Forscher, der unter den Lebenden zum besten Kenner der Internationale und der ihr vorhergehenden Strömungen und Arbeiten in der internationalen Bewegung geworden ist. Er beherrscht ebensosehr ihre intimsten persönlichen Details wie die großen Zusammenhänge, in denen sie sich abspielte und die in ihr zutage traten. Wer solche Detailkenntnis als »Düntzertum« herabsetzen will, vergißt, daß nicht das Wissen der Details den Düntzer ausmacht, sondern die Beschränkung des Wissens auf diese Details. Marx schätzte das Detailwissen sehr hoch und strebte selbst auf den verschiedensten Gebieten danach. Er war gesichert davor, nicht darin unterzugehen.

Rjasanoff ist zu guter Marxist, um jemals über den Details die großen Zusammenhänge aus dem Auge zu verlieren. Das Detail macht sie vielmehr lebendig, gibt den Abstraktionen konkreten Gehalt.

Die Dokumente der Internationale, an deren Herausgabe Rjasanoff arbeitet, werden natürlich nicht ausschließlich Marxsche Äußerungen verzeichnen, aber diese werden ihren Mittelpunkt bilden. Wir werden Marx dabei in steter Wechselwirkung mit den verschiedensten Richtungen der Arbeiterbewegung kennenlernen, nicht bloß als Theoretiker und Lehrer, sondern auch als Taktiker und Praktiker.

In den vier Bänden der gesammelten Schriften von 1852 bis 1862, die Rjasanoff herausgibt, und von denen jetzt die ersten zwei erschienen sind,[1] lernen wir dagegen Marx als Journalisten kennen, der unter dem Einfluß des Tages für den Tag schreibt, aber nicht wie 1848 in der »Neuen Rheinischen Zeitung« für Parteigenossen. Das Fehlen jeglicher Parteipresse zwang ihn, für bürgerliche Organe zu schreiben, die ihm unbefangen gegenüberstanden: in Amerika für die »New York Tribune«, in Deutschland für die Breslauer »Neue Oder-Zeitung«, später für die Wiener »Presse«. Nur in England stand ihm im »People's Paper« ein proletarisches Organ zur Verfügung. Aber mußte er nun für bürgerliche Blätter schreiben, so tat er es doch nicht mehr wie 1842 bis 1843 in der bürgerlichen »Rheinischen Zeitung« als Suchender und Werdender, sondern als Verfasser des »Kommunistischen Manifests« auf der festen theoretischen Grundlage, die er seitdem vertieft und weiterentwickelt, jedoch nicht mehr gewandelt hat. In den Artikeln jener Blätter, die als Marxsche erschienen, haben wir es aber nicht bloß mit dessen Produkten allein zu tun.

[1] Gesammelte Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels, 1852 bis 1862, herausgegeben von N. Rjasanoff. Die Übersetzungen aus dem Englischen von Luise Kautsky. Preis pro Band 8 Mark.

In dem Maße, in dem sich die Gesamtausgabe der Marxschen Schriften ihrem Abschluß nähert, ist sie immer mehr eine Ausgabe auch der Engelsschen Schriften geworden. Nur der Kürze halber sprechen wir hier immer nur von Marxschen Schriften. Tatsächlich sind es immer Schriften von Marx und Engels, die hier in Betracht kommen. Man kann nicht von dem Denker und Politiker Marx sprechen, ohne auch Engels im Sinne zu haben.

Schon im Jahre 1844 hatten die beiden ein Buch, die »Heilige Familie«, gemeinsam abgefaßt. Daß sie von da an stets in innigster geistiger Gemeinschaft arbeiteten, daß ihre Arbeiten untrennbar verbunden sind und in einer Gesamtausgabe nicht voneinander gesondert herausgegeben werden können, war längst bekannt. Aber erst der Briefwechsel der beiden hat gezeigt, wie weit diese Gemeinschaft ging und in wie hohem Grade dabei Engels der Gebende war. Man kann ruhig sagen, daß ohne Engels Marx nie das geleistet hätte, was er geleistet hat. Das vermindert freilich nicht im geringsten die Riesenhaftigkeit des Marxschen Wirkens, die aufs gewaltigste zutage tritt, wenn man sich erinnert, in welcher steten ökonomischen Bedrängnis, wie isoliert und verkannt Marx zu schaffen hatte.

Gerade die jetzt von Rjasanoff herausgegebenen Schriften sind in der Zeit entstanden, in der Marxens Notlage am größten war, in der er mitunter buchstäblich hungerte. Nie bedurfte er mehr der Hilfe, nie wurde sie ihm mehr zuteil durch Engels, der ihm nicht nur Geld, sondern auch Arbeitskraft und Wissen zur Verfügung stellte. Fast alle ihre Schriften aus jener Zeit gingen unter dem Namen Marx in die Welt, viele davon sind von Engels verfaßt, bei vielen der wirkliche Autor nicht mehr festzustellen. Ohne Engels' ökonomische und literarische Unterstützung wäre Marx damals zugrunde gegangen.

Und in dieser Zeit der ärgsten Not, der angestrengtesten Tagesarbeit ums Brot leistete er die Hauptarbeit an seinem großen Lebenswerk, dem »Kapital«.

2. Marx und Engels in der Zeit der Reaktion.

Die vorliegende Sammlung von Artikeln aus dem Jahrzehnt 1852 bis 1862 ist wichtig für den Marxforscher. Sie ergänzt den Briefwechsel und zeigt gleich diesem, wie wenig die Periode der Reaktion nach der Revolution von 1848 bis zum Wiedererwachen der demokratischen und proletarischen Bewegungen für Marx (und natürlich auch für Engels) eine Zeit der Ruhe, wie sie vielmehr eine Zeit rastlosen Rüstens und Wirkens war: steten Vorbereitens für die Revolution, von deren Nahen die Freunde fest überzeugt waren, eine Überzeugung, die sich als roter Faden durch alle die Artikel durchzieht.

Diese Überzeugung teilten sie mit der übrigen Emigration der Revolutionen von 1848. Aber sie unterschieden sich von ihr dadurch, daß sie es für die dringendste Aufgabe der Revolutionäre hielten, nicht *die* Revolution vorzubereiten, sondern sich *für die* Revolution vorzubereiten durch Verstärkung ihrer Fähigkeiten, Vermehrung ihres Wissens, durch eifriges Studium der Ökonomie, Politik und Kriegswissenschaft.

Freudig begrüßten sie jedes Symptom selbständiger Tätigkeit des Proletariats, jedes Symptom rebellischen Sinnes der Unterdrückten und liehen ihm sofort ihre Unterstützung. Die vorliegende Sammlung bringt zahlreiche

Belege für die tätige Anteilnahme Marxens an der chartistischen Bewegung sowie an Demonstrationen oppositioneller Volksmassen.

Aber so wichtig ihnen alle spontanen Regungen des Proletariats und der rebellischen Volksmassen überhaupt erschienen, so skeptisch standen sie allen Versuchen der revolutionären Emigranten gegenüber, durch eine kühne Initiative künstlich die Revolution heraufzubeschwören, sei es durch einen Putsch oder durch eine Verständigung mit dem oder jenem Machthaber.

So ist es bemerkenswert, was Marx über den Mailänder Aufstand vom 6. Februar 1853 schreibt. Jene Bewegung erscheint ihm wichtig, weil sie die revolutionäre Tatkraft und die tiefgehende Unzufriedenheit des Mailänder Proletariats bezeugt. Aber sie erscheint ihm unzulänglich, wenn sie das Werk einer Verschwörung ist:

Die Mailänder Erhebung ist bedeutsam als Symptom der nahenden revolutionären Krisis auf dem ganzen europäischen Kontinent. Und bewundernswert ist sie als Akt des Heroismus einiger weniger Proletarier, die, nur mit Messern bewaffnet, einen Angriff gegen die Zitadelle und gegen eine Armee von 40 000 Mann der besten Truppen von ganz Europa wagten, indes die Söhne Mammons inmitten des Blutes und der Tränen ihrer erniedrigten und gemarterten Nation tanzten, sangen und Feste feierten.

Armselig erscheint sie allerdings, wenn sie das Endergebnis der ewigen Verschwörung Mazzinis, seiner bombastischen Proklamationen und seiner anmaßenden Kapuzinaden gegen das französische Volk bilden soll. Hoffen wir, daß die Reihe der improvisierten Revolutionen, wie die Franzosen sie nennen, nun zu Ende ist. Hat man je gehört, daß große Improvisatoren auch große Dichter sind? Und wie in der Poesie, so in der Politik. Revolutionen werden nicht auf Befehl gemacht. Seit den schrecklichen Erfahrungen von 1848 und 1849 ist zur Hervorrufung nationaler Erhebungen etwas mehr nötig als papierene Erlasse entfernter Führer. (I, S. 100.)

Das richtete sich gegen die Methode mancher Revolutionäre, nicht gegen ihre Erwartungen. Diese schienen Marx aufs beste begründet zu sein. Im April 1853 schrieb er:

Momentan scheint die Revolution unterdrückt zu sein, aber sie lebt und ist so gefürchtet wie nur je. Das bezeugt der Schrecken der Reaktion bei den Nachrichten von dem letzten Aufstand in Mailand. (I, S. 159.)

Ein Jahr später, im Februar 1854, drückte er sich noch hoffnungsfreudiger aus:

Wir dürfen nicht vergessen, daß in Europa noch eine sechste Macht existiert, die in bestimmten Augenblicken ihre Herrschaft über die gesamten fünf sogenannten »Großmächte« behauptet und jede von ihnen erzittern läßt. Diese Macht ist die Revolution. Nachdem sie sich lange still und zurückgezogen verhielt, wird sie jetzt durch die Krisis und die Hungersnot wieder auf den Kampfplatz gerufen. Von Manchester bis Rom, von Paris bis Warschau und Budapest ist sie allgegenwärtig, erhebt ihr Haupt und erwacht vom Schlummer. Mannigfach sind die Symptome des wiederkehrenden Lebens; überall sind sie erkennbar in der Unruhe und Aufregung, die die proletarische Klasse ergriffen hat.

Eines Signals bedarf es nur, und die sechste und größte europäische Macht tritt hervor in glänzender Rüstung, das Schwert in der Hand, wie Minerva aus dem Haupte des Olympiers. Dieses Signal wird der drohende europäische Krieg geben, und dann werden alle Berechnungen über das Gleichgewicht der Mächte durch das Hinzutreten eines neuen Elements über den Haufen geworfen werden, das in seiner Schwungkraft und Jugendlichkeit alle Pläne der alten europäischen

Mächte und ihrer Generale ebenso vereiteln wird wie in den Jahren 1792 bis 1800. (I, S. 327, 328.)

Jede spontane Massenbewegung erfüllte Marx und Engels mit neuen Hoffnungen.

Als im Juni 1855 in England die Bestimmungen über die Sonntagsruhe erheblich verschärft wurden, protestierten dagegen die Arbeiter in gewaltigen Demonstrationen, die auf Marx den tiefsten Eindruck machten. Er schrieb darüber am 25. Juni:

Das Bündnis einer liederlichen, verfallenden und genußsüchtigen Aristokratie mit der Kirche, gestützt auf schmutzige Profitkalkuls von Biermagnaten und monopolisierenden Großkrämern, rief gestern eine Massendemonstration im Hydepark hervor, wie London sie seit dem Tode Georgs IV., des »ersten Gentleman von Europa«, nicht mehr erlebt hat. Wir waren Zuschauer vom Beginn bis zum Schluß, und wir glauben nicht zu übertreiben, daß *gestern im Hydepark die englische Revolution begonnen hat*. (II, S. 299.)

Leider blieb diese Bewegung ebenso ohne revolutionäre Nachwirkungen wie der Mailänder Aufstand. Sie flaute ab, nachdem sie ihr nächstes Ziel erreicht hatte, die Zurücknahme des Gesetzes über den Sonntagsverkehr.

So bereit aber Marx und Engels auch waren, sich auf das erste Signal einer wirklichen Bewegung mit voller Kraft in den Kampf zu stürzen, so ließen sie sich doch durch keinerlei Erwartungen von ihren unermüdlichen Studien abhalten. Gehört es zum Charakteristikum des Durchschnittsemigranten, daß er nichts vergißt und nichts lernt, so standen Marx und Engels am Ende der Reaktionszeit, beim Beginn des Wirkens der »Internationale« an theoretischer und praktischer Einsicht hoch über dem Standpunkt, den sie in der Zeit der Revolution von 1848 erreicht hatten.

Man vergleiche den Standpunkt des Artikels von Engels über »Die englische Zehnstundenbill« aus der Revue »Neue Rheinische Zeitung« 1850 mit dem Standpunkt des »Kapital« von 1867, und man sieht deutlich die Frucht der Arbeiten des Jahrzehnts, das die Rjasanoffsche Sammlung der Marx-Engelsschen Schriften umfaßt.

Marx hat selbst über seine Arbeiten in jenem Jahrzehnt Mitteilung gemacht in dem berühmten Vorwort zur »Kritik der politischen Ökonomie« (1859):

Die Herausgabe der »Neuen Rheinischen Zeitung« 1848 und 1849 und die später erfolgten Ereignisse unterbrachen meine ökonomischen Studien, die erst im Jahre 1850 in London wieder aufgenommen werden konnten. Das ungeheure Material für Geschichte der politischen Ökonomie, das im British-Museum aufgehäuft ist, der günstige Standpunkt, den London für die Beobachtung der bürgerlichen Gesellschaft gewährt, endlich das neue Entwicklungsstadium, worin letztere mit der Entdeckung des kalifornischen und australischen Goldes einzutreten schien, bestimmten mich, ganz von vorn wieder anzufangen und mich durch das neue Material kritisch durchzuarbeiten. Diese Studien führten teils von selbst in scheinbar ganz abliegende Disziplinen, in denen ich kürzer oder länger verweilen mußte. Namentlich aber wurde die mir zu Gebot stehende Zeit geschmälert durch die gebieterische Notwendigkeit einer Erwerbstätigkeit. Meine nun achtjährige Mitarbeit an der ersten englisch-amerikanischen Zeitung, der »New York Tribune«, machte, da ich mit eigentlicher Zeitungskorrespondenz mich nur ausnahmsweise befasse, eine außerordentliche Zersplitterung der Studien nötig. Indes bildeten Artikel über auffallende ökonomische Ereignisse in England und auf dem Kontinent einen so bedeutenden Teil meiner Beiträge, daß ich genötigt ward, mich mit praktischen Details

bekanntzumachen, die außerhalb des Bereichs der eigentlichen Wissenschaft der politischen Ökonomie liegen.

Es ist die detaillierte Illustrierung eines erheblichen Teiles dieses so vielseitigen und fruchtbaren Arbeitsprozesses, was uns das vorliegende Werk bietet. (Fortsetzung folgt.)

Zur Fragestellung in der Vorgeschichte des Krieges.

Von **Ed. Bernstein.**

(Schluß.)

2. Falsche Anklagen und falsche Angaben.

Was behauptet David entdeckt zu haben? Daß in meiner ersten Ausgabe der Depeschen des englischen Blaubuchs geflissentlich Stücke fortgelassen seien, auf die er *jetzt* — nahezu zwei Jahre nach Erscheinen dieser Ausgabe — Wert legt, weil gerade sie Beweisstücke für Rußlands Schuld und Englands Mitschuld am Kriege seien. Sehen wir zu, wie es sich damit verhält.

Das erste Stück, dessen Nichtaufnahme nach David ein Verbrechen sein soll, ist das Dokument Nr. 88 des Blaubuchs, ein Telegramm Greys vom 29. Juli 1914 an den britischen Botschafter in Berlin, Sir Edward Goschen. Hier sein vollständiger Wortlaut:

Ich sprach heute zum deutschen Botschafter von der Nachricht, die ich erhalten hatte, daß Rußland Deutschland über seine Mobilisierung in Kenntnis gesetzt habe. Ich sprach auch zu ihm von der vom Grafen Benckendorff gemachten Mitteilung, daß die österreichische Kriegserklärung alle direkten Unterhandlungen zwischen Rußland und Österreich offenbar vergeblich mache. Ich sagte, daß die Hoffnung, die die deutsche Regierung gestern auf diese direkten Unterhandlungen gesetzt habe, heute geschwunden sei. Heute arbeite der deutsche Kanzler im Interesse der Vermittlung zwischen Wien und St. Petersburg. Wenn er Erfolg habe, schön und gut; wenn nicht, so sei es wichtiger als je, daß Deutschland die von mir heute morgen dem deutschen Botschafter ausgesprochene Anregung aufnehme und einen Weg vorschlage, auf dem die vier Mächte zusammenarbeiten könnten, um den Frieden Europas zu erhalten. Ich setzte jedoch auseinander, daß die russische Regierung eine Vermittlung zwar wünsche, es aber als Bedingung machte, daß die militärischen Operationen gegen Serbien aufgeschoben würden, da andernfalls eine Vermittlung die Sache nur hinziehen und Österreich Zeit geben würde, Serbien zu zertrümmern. Es sei natürlich zu spät, alle militärischen Operationen gegen Serbien einzustellen. In kurzer Zeit würden, so nähme ich an, die österreichischen Streitkräfte in Belgrad sein und etliches serbisches Gebiet besetzt haben. Aber selbst dann könnte es möglich sein, eine Vermittlung ins Werk zu setzen, wenn Österreich sagte, es müsse zwar das besetzte Gebiet halten, bis es völlige Genugtuung von Serbien habe, zugleich aber erklärte, es würde nicht weiter gehen, solange die Mächte einen Versuch machten, zwischen Österreich und Rußland zu vermitteln.

David druckt den letzten Satz in Kursivlettern und fragt entrüstet, ob ich denn die Bedeutung dieses Dokuments nicht erkannt, nicht gesehen habe, daß hier »von einem hochbedeutsamen Vorschlag Greys zum ersten Male die Rede ist«. Aber wenn diese Wertung richtig ist, wem geschah dann mit der Fortlassung des Dokuments ein Unrecht? Doch nicht der Berliner Regierung, sondern lediglich dem Sir Edward Grey. Niemand als der englische Staatssekretär des Äußern hätte einen Anlaß gehabt, sich zu beschweren, daß er bei mir zu kurz kam. Denn jedenfalls bekundet die Äußerung Greys die Bereitwilligkeit, im Interesse des Friedens Österreich-Ungarn so weit wie nur möglich entgegenzukommen.

Nun ist es aber erstens nicht richtig, daß der Gedanke an jener Stelle zum ersten Male in dem Blaubuch auftauchte. Er ist grundsätzlich schon in dem in meiner Ausgabe wiedergegebenen Telegramm des russischen Staatssekretärs des Äußern Ssasonow vom 28. Juli 1914 an den russischen Botschafter in London enthalten, wo es — Nr. 70, Stück 2 der Dokumente des Blaubuchs — unter Bezugnahme auf Österreichs Kriegserklärung an Serbien heißt: »Schritte des Londoner Kabinetts, um die Vermittlung und durch sie die Suspendierung der militärischen Maßnahmen in Serbien in die Wege zu leiten, sind jetzt dringend geboten,« und erhält bestimmtere Form im gleichfalls in meiner Ausgabe zu findenden Telegramm Goschens an Grey vom 29. Juli 1914, das als Nr. 76 im Blaubuch *vor* dem obigen Telegramm Greys an Goschen steht. Es heißt da:

Mein französischer Kollege hat dem Unterstaatssekretär im Verlauf einer Unterhaltung erklärt, daß, wenn Österreich in Serbien eingerückt sei und damit sein militärisches Ansehen befriedigt habe, der günstige Zeitpunkt dafür gekommen sein könne, daß die vier nicht interessierten Mächte die Lage erörtern und mit Vorschlägen für die Verhütung ernsthafterer Verwicklungen hervortreten. Der Unterstaatssekretär scheint den Gedanken der Erwägung wert zu halten, denn er erwiderte, das würde etwas anderes sein als die von Ihnen vorgeschlagene Konferenz.

Greys unter Nr. 88 abgedrucktes Telegramm gibt diesem Gedanken eine bestimmtere Fassung, was unter den gegebenen Umständen allerdings ein Verdienst war. Aber im Telegramm Greys an den britischen Botschafter in St. Petersburg Sir G. Buchanan vom 30. Juli 1914, Dokument Nr. 103, kehrt er in dieser bestimmteren Fassung wieder. Grey sagt dort, der deutsche Botschafter teile ihm mit, die deutsche Regierung würde versuchen, Österreich zu beeinflussen, daß es usw. (wie oben unter Nr. 88), und setzt hinzu:

Ich hatte das gestern als eine mögliche Erleichterung der Lage in Vorschlag gebracht, und wenn es erlangt werden kann, würde ich ernstlich hoffen, daß vereinbart werden kann, auf allen Seiten mit weiteren militärischen Vorbereitungen Einhalt zu tun.

Alles das ist in meiner Ausgabe des Depeschenwechsels des Blaubuchs genau zu lesen. Man ermesse danach, welche Ehrlichkeit dazu gehört, mir zu unterstellen, ich hätte diesen »hochbedeutsamen Vorschlag« meinen Lesern vorenthalten. Ist das allein schon eine grobe Unwahrheit, so wird es zu noch Schlimmerem, weil es nicht etwa bloß geschieht, um mir Unachtsamkeit vorzuwerfen, sondern um mich in den Verdacht der geflissentlichen Unterschlagung zu dem Zwecke politischer Fälschung zu bringen.

Im Vorwort zu jener Ausgabe ward von mir ausdrücklich bemerkt, daß bei den Streichungen darauf Rücksicht genommen wurde, ob ein Gegenstand sich in den Depeschen *wiederhole*. Das hatte in diesem Falle vorgelegen, es war also zulässig gewesen, das eine Mal den Text des Vorschlags fortzulassen. Ich tat es dort, wo er lediglich als Greys Idee erscheint, um ihn dort zu bringen, wo seine Übernahme durch die deutsche Regierung gemeldet wird. Und das soll Parteilichkeit zugunsten der Entente sein![1]

[1] Im Hochgefühl seiner Staatsanwaltlichkeit hält sich David auch berechtigt, mir »schlechte Übersetzung« vorzuwerfen, weil ich einmal das englische Wort „while" nicht mit »während«, sondern mit »solange« übersetze. Daß „while" »während« bedeutet, lernt man in jeder englischen Sprachlehre für Anfänger. Damit ist aber

Diese Methode, Streichungen, die durch die Ökonomie des Heftes geboten waren, als tendenziöse Mache zu verdächtigen, ohne Rücksicht darauf, ob der in Frage kommende Gegenstand an anderer Stelle erwähnt ist, zieht sich durch die ganze Davidsche Anklageschrift. Sie läuft dort mit der Praktik parallel, den ausgelassenen Sätzen durch Verschweigung ergänzender Tatsachen eine Bedeutung beizumessen, die sie in Wirklichkeit gar nicht hatten, und dann mit gewichtiger Miene zu verkünden: »Seht, diese bedeutungsvolle Tatsache unterdrückt Bernstein.«

David zitiert als Beweisstück gegen mich die Erklärung des Reichskanzlers in der Sitzung des Hauptausschusses des Deutschen Reichstags vom 9. November 1916, wonach Herr v. Bethmann Hollweg den Greyschen Vorschlag vom 29. Juli 1914 mit folgenden empfehlenden Worten nach Wien weitergegeben habe:

Wir müssen daher dem Wiener Kabinett dringend und nachdrücklich zur Erwägung geben, die Vermittlung zu den angebotenen Bedingungen anzunehmen.

Von dieser Empfehlung des Greyschen Vorschlags steht aber im Weißbuch der deutschen Regierung vom 2. August 1914, an das ich mich bei Fertigstellung des qu. Heftes meiner Sammlung zu halten hatte, auch nicht die leiseste Andeutung. Da heißt es kurzweg nur: »Wir haben noch am 30. einen englischen Vorschlag nach Wien weitergegeben, der als Basis der Verhandlungen aufstellte« usw. Dem entspricht die Meldung Goschens an Grey vom 30. Juli 1914 (Dokument Nr. 98): »Der Staatssekretär benachrichtigt mich, daß er sofort nach Empfang von Fürst Lichnowskys Depesche ... die österreichisch-ungarische Regierung angefragt habe, ob sie gewillt sei, Vermittlung auf der Grundlage der Besetzung Belgrads oder eines anderen Punktes durch österreichische Truppen zu akzeptieren und ihre Bedingungen von dort aus zu veröffentlichen.« Ich gestehe gern ein, daß ich nicht den Prophetenblick habe, aus diesen beiden Meldungen eine dringende Empfehlung von Berlin an die Adresse Wiens herauszulesen. Übrigens sagt auch das Rotbuch der österreichischen Regierung, wo es diesen Greyschen Vorschlag erwähnt (Urkunde Nr. 51 des Rotbuchs, Heft 9 unserer Ausgabe, S. 47), nur: »Herr v. Tschirschky hat auftraggemäß gestern hier Mitteilung über eine Unterredung zwischen Sir E. Grey und Fürst Lichnowsky gemacht« usw. usw. Da kein Grund vorliegt, Herrn v. Bethmann Hollwegs Angabe, daß er eine solche Empfehlung nach Wien habe gelangen lassen, in Zweifel zu ziehen, ist nur die Folgerung möglich, die übrigens noch durch andere Tat-

keineswegs gesagt, daß »während« die zutreffendste Übersetzung ist, wenn „while" sich auf die Zeitdauer eines Vorganges bezieht, der Tage oder selbst Wochen in Anspruch nehmen kann.

Die Zuständigkeit Davids als Übersetzungszensor mag man aus folgendem Vergleich ermessen. In der oben zitierten Depesche Nr. 88 heißt es:

Im englischen Original:	In meinem Ergänzungsheft:	Bei David:
If Austria while saying that she must hold the occupied territory until she had complete satisfaction from Serbia, stated that she would not advance further etc. etc.	Wenn Österreich sagte, es müsse zwar das besetzte Gebiet halten, bis es vollständige Genugtuung von Serbien habe, zugleich aber erklärte, es würde nicht weiter gehen usw. usw.	Wenn Österreich-Ungarn — das von ihm besetzte Gebiet behaltend, bis es von Serbien vollständig befriedigt — erklärte, daß es nicht weiter vorrücken würde usw. usw.

sachen unterstützt wird, daß zwischen der »Weitergabe« und dem Warnungstelegramm Bethmanns, von dem dieser in der Reichstagssitzung vom 19. August 1915 Mitteilung gemacht hat, ein zeitlicher Zwischenraum lag. Greys Gespräch mit Lichnowsky fand am 29. Juli statt, die Mitteilung Jagows an Goschen am 30. Juli, und die Meldung Wiens erfolgt erst am 31. Juli. Das war in jenen Tagen, wo in den Kabinetten fieberhaft gearbeitet wurde und die Ereignisse sich überstürzten, ein sehr bedeutender, man kann sogar sagen, verhängnisvoller Zeitunterschied. Denn am 30. Juli mittags meldete schon ein Extrablatt des »Lokalanzeigers« die allgemeine Mobilmachung von Deutschlands Heer und Flotte, und wenn dieses Extrablatt auch etwas später beschlagnahmt und die Richtigkeit der Meldung amtlich in Abrede gestellt wurde, so hatte es doch seine Wirkung getan. Es gab der russischen Regierung den Anlaß, nun ihrerseits die allgemeine Mobilmachung zu verfügen.[2]

Kurz, es gehört eine sonderbare Abschätzung geschichtlicher Tatsachen dazu, wenn David mit Bezug auf jenes Kanzlertelegramm schreibt: »Der Erfolg war hocherfreulich. Die Wiener Regierung nahm den Greyschen Vorschlag an.« Daß des Kanzlers Warnung in Wien Erfolg hatte, sei unbestritten. Aber deren Erfolg trat leider zu spät ein, um noch irgendeine Wirkung auf den Gang der Ereignisse ausüben zu können. Denn schon drängten sich die militärischen Rücksichten in den Vordergrund und schoben die Erwägungen der Politiker beiseite.

Im deutschen Weißbuch vom 2. August 1914 legte die deutsche Regierung dar, sie habe der österreichisch-ungarischen Regierung auf eine Anfrage versichert, daß eine Aktion, welche diese für notwendig hielte, um der gegen den Bestand der (Doppel-)Monarchie gerichteten Bewegung in Serbien ein Ende zu machen, ihre Billigung finden würde. »Wir waren uns hierbei wohl bewußt,« heißt es weiter, »daß ein etwaiges kriegerisches Vorgehen Österreich-Ungarns gegen Serbien Rußland auf den Plan bringen und uns hiermit unserer Bundespflicht entsprechend in einen Krieg verwickeln könnte.« Aber in Anbetracht der vitalen Interessen Österreich-Ungarns, die nach ihrer Ansicht auf dem Spiele standen, und weil auch das Interesse Deutschlands keine Schwächung Österreich-Ungarns zuließ, habe die Regierung dem Bundesgenossen »weder zu einer mit seiner Würde nicht zu vereinbarenden Nachgiebigkeit raten noch auch ihm unseren Beistand in diesem schweren Moment versagen« können. Deutschland habe daher »Österreich völlig freie Hand in seiner Aktion gegen Serbien« gelassen und »an der Vorbereitung dazu nicht teilgenommen«.

Der Meinungsaustausch, von dem hier die Rede ist, hat im ersten Drittel des Juli 1914 stattgefunden. Ist nun mit irgendeinem Grade von Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die beiden Regierungen, nachdem sie sich so über ein Vorgehen verständigt hatten, welches die Möglichkeit eines Krieges mit Rußland und gegebenenfalls auch mit dessen Alliierten einschloß, der weiteren Entwicklung der Dinge mit gefalteten Händen entgegensahen? Sicherlich nicht. Die Logik der Dinge, ja die Pflicht gegen das

[2] Als Zeitpunkt dieser Verfügung ward im deutschen Weißbuch der Vormittag des 31. Juli angegeben, während Herr v. Bethmann Hollweg neuerdings — am 9. November 1916 im Hauptausschuß des Reichstags — erklärt hat, sie sei schon in der Nacht vom 30. zum 31. Juli erfolgt, was die Russen jedoch bestreiten.

eigene Land gebot ihnen, gewisse Vorbereitungen für die schlimmere Eventualität zu treffen. Ähnlich auf der Gegenseite, als man dort erfuhr, was im Werke war. Und auch das geschah früher als die offizielle Kundgabe der österreichisch-ungarischen Note an Serbien. Es trat jener Zustand ein, den ich in meiner Abhandlung »Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg« (Tübingen, J. C. B. Mohr) mit folgenden Worten angedeutet habe:

Bei der heutigen Natur der militärischen Rüstungen und der gewaltigen Größe der modernen Heere ist der Streit darüber, wer mit den Kriegsvorbereitungen angefangen habe und auf welcher Seite zuerst die Grenze verletzt worden sei, die natürlichste und zugleich am schwersten zu entscheidende Sache von der Welt. In jedem Lande geht der offiziellen Mobilmachung eine inoffizielle voraus, ist die erstere nur der Schlußstein von militärischen Maßnahmen, mit denen jede Regierung in dem Augenblick beginnt, wo für sie die Kriegswolke am Horizont sich zeigt.

Es geht daher nach allem, was man heute weiß, absolut nicht an, in der Weise, wie David es tut, eine einzelne militärische Verfügung, und sei sie von noch so großer Tragweite, aus dem Gesamt des hüben und drüben sich Vollziehenden herauszugreifen und zu sagen: Hier liegt der Stein des Anstoßes. Die Frage muß ganz anders gestellt werden. Eine Untersuchung, die mehr als das Plädoyer einer Partei sein will, muß zum mindesten alle bekannt gewordenen Tatsachen heranziehen, muß auch berücksichtigen, was von der anderen Seite für deren Verfahren angeführt wird, und wenn politische Rücksichten das für den Augenblick verbieten, dann ist für den Sozialdemokraten, der den Grundsätzen des Programms seiner Partei nicht untreu werden will, Zurückhaltung im Urteil das bescheidenste Pflichtgebot.

So viel zur Fragestellung über die allgemeine Frage. Kommen wir zur besonderen Frage Englands und ob dessen Verhalten am Vorabend des Krieges durch die von mir vorgenommenen Streichungen in der ersten Ausgabe des Blaubuchs in ein falsches Licht gerückt worden ist, so können wir uns da etwas freier äußern. Denn England, das hieß in jenen Tagen in Fragen der äußeren Politik Sir Edward Grey, und Grey ist heute nicht mehr der Lenker von Englands auswärtiger Politik.

David stellt das Verhalten Greys und Bethmann Hollwegs in Parallele. Er leugnet nicht, daß Grey den Frieden zu erhalten wünschte, aber er behauptet, daß, während Bethmann das Richtige getan, Grey das Falsche getan und das Richtige unterlassen habe. Und diese Schuld Greys trete bei mir durch die Fortlassung gerade der hierfür in Betracht kommenden Stücke nicht in die Erscheinung. Dies die Anschuldigung, die mit solchen Redensarten vorgebracht wird, daß der Leser Davids annehmen muß und die von Davids Kumpanen bediente Presse auch gefolgert hat, es läge bei mir nicht etwa nur Fahrlässigkeit, sondern geflissentliche, England zuliebe vorgenommene Fälschung vor.

Wie verhält es sich nun damit in Wirklichkeit?

Nach David besteht das positive Vergehen Greys darin, daß dieser im Gegensatz zu Bethmann »auf das einzige Mittel verzichtete, Rußland zur Nachgiebigkeit zu zwingen«. Er habe sogar das Gegenteil verschuldet.

Er ließ in Petersburg die Gewißheit aufkommen, daß England auch dann mit bei der Partie sein werde, wenn Rußland auf jenen Vorschlag nicht einginge. An dem gleichen Tage, wo

Grey seinen Vermittlungsvorschlag nach Petersburg gelangen ließ, hatte er zugleich aber auch dem französischen Botschafter in London die Zusage gegeben, daß England, falls es zum Kriege zwischen Deutschland und Frankreich käme, auf seiten des letzteren fechten werde. Das wußte man an demselben Tage auch bereits in Petersburg.

So David, bei dem der hier gesperrt gedruckte Satz ebenfalls im Druck hervorgehoben ist. Er setzt hinzu, so erkläre es sich, daß die russische Regierung, statt auf Greys Vorschlag einzugehen, ihrem Mobilmachungsbefehl »die letzte Ausweitung gab«.

Diese Davidsche Geschichtsdarstellung steht jedoch mit dem tatsächlichen Gang der Dinge im hellen Widerspruch. Das wird jeder ohne weiteres ersehen, der den Bericht über die betreffende Unterhaltung Greys mit Paul Cambon nachliest. Zu diesem Zweck folgt er weiter unten im Wortlaut. Vorher jedoch einiges zum Verständnis des Sinnes dieser Auseinandersetzung.

In der diplomatischen Aktion, die mit dem Bekanntwerden von Österreichs Note an Serbien und Rußlands Erklärung, daß es einem kriegerischen Vorgehen Österreichs gegen Serbien nicht stillschweigend zusehen könne, ihren Anfang nahm, sind zwei Phasen zu unterscheiden. Die erste, die bis zum 28. Juli 1914 währte, ist dadurch gekennzeichnet, daß Grey verschiedene Vorschläge zur Schlichtung macht, die von Deutschland und Österreich-Ungarn abgelehnt werden. Inzwischen wird Grey von russischer und französischer Seite immer dringender bestürmt, Deutschlands Widerstand nicht dadurch zu ermutigen, daß er dieses in der Annahme bestärke, England werde im Kriegsfall abseits bleiben. Der Friede könne nur erhalten werden, wenn England sich unumwunden neben Rußland und Frankreich stelle. Denn dann würden Deutschland und Österreich sich zu Zugeständnissen bewegen lassen. In diesem Sinne hatte Ssasonow in Petersburg gleich bei Eintreffen der österreichischen Note den britischen Botschafter Buchanan und durch diesen Grey zu bearbeiten gesucht, war aber bei beiden auf Ablehnung gestoßen. (Dokumente des Blaubuchs, Nr. 6, Nr. 17 und Nr. 24.) Grey wollte Deutschland nicht mit Drohungen irgendwelcher Art kommen, sondern in möglichst freundschaftlichem Tone mit ihm verhandeln. Er ist dafür von Leuten scharf kritisiert worden, die durchaus keine Parteigänger der Entente sind. So stellt zum Beispiel George Bernard Shaw in seiner Schrift „Commonsense about the war" es als den größten Fehler Greys hin, daß er nicht, statt der pazifistischen liberalen Presse zuliebe mit Deutschland schön zu tun, sofort dem Vorschlag Ssasonows gefolgt sei und Deutschland samt Österreich-Ungarn erklärt habe, daß England im Kriegsfall bei Frankreich stehen werde. Und auch Italiens Minister des Auswärtigen, der verstorbene San Giuliano, ließ Grey sagen. (Dokument Nr. 80), wenn Deutschland zur Ansicht käme, Großbritannien werde gegebenenfalls mit Rußland und Frankreich zusammengehen, würde das auf jenes einen großen Eindruck machen.

In dieser Situation erst entschloß sich Grey am 29. Juli, dem deutschen Botschafter Fürsten Lichnowsky zu erklären, Deutschland dürfe nicht darauf rechnen, daß England unter allen Umständen abseits stehen werde, und machte von dieser Absicht dem französischen Botschafter Paul Cambon Mitteilung (Nr. 87 und Nr. 89 des Blaubuchs). Aber weit entfernt, Cambon ein

Versprechen abzugeben, wie es David ihm unterstellt, tut er **das genaue Gegenteil.** Er trägt Sorge, dem Franzosen zu erklären: »Ihr dürft trotzdem nicht auf unseren Beitritt spekulieren.« Man höre:

Aber, fuhr ich zu Mr. Cambon fort, ich hielte es für nötig, ihm zu sagen, daß die öffentliche Meinung hier die gegenwärtigen Schwierigkeiten mit ganz anderen Augen ansehe als vor einigen Jahren die Schwierigkeit in Sachen Marokkos. Im Falle Marokkos handelte es sich um einen Streit, an dem Frankreich in erster Reihe interessiert war und wo es schien, daß Deutschland in einem Versuch, Frankreich zu erdrücken, Frankreich gegenüber einen Streit über eine Frage vom Zaun brach, die der Gegenstand einer besonderen Abmachung zwischen Frankreich und uns gewesen war. Im gegenwärtigen Falle sei der Streit zwischen Österreich und Serbien nicht ein solcher, in den wir nach unserer Meinung uns einzumischen hätten. Selbst wenn die Frage sich zu einer solchen zwischen Österreich und Rußland zuspitzen sollte, würden wir uns nicht veranlaßt fühlen, einzugreifen. Es würde dann eine Frage der Vorherrschaft der Germanen oder Slawen sein — ein Kampf um die Vorherrschaft auf dem Balkan, und unser Gedanke sei stets gewesen, uns nicht in einen Krieg über eine Balkanfrage hineinziehen zu lassen. Darüber, was wir tun würden, wenn Deutschland hineingerissen würde und Frankreich ebenso, hätten wir noch keinen festen Entschluß gefaßt; es sei ein Fall, über den wir dann erst zu befinden hätten. Frankreich würde dann in einen Streit hineingezogen sein, der nicht es selbst anginge, sondern bei dem zufolge seines Bündnisses seine Ehre und sein Interesse es verpflichten, sich zu beteiligen. Wir seien frei von Verpflichtungen und hätten zu entscheiden, was die britischen Interessen von uns forderten. Ich hielte es für nötig, dies zu sagen, da wir, wie er wisse, alle Vorsichtsmaßregeln hinsichtlich unserer Flotte träfen und ich vorhabe, Fürst Lichnowsky zu warnen, nicht auf unser Abseitsstehen zu rechnen. Es würde nicht billig sein, wenn ich Mr. Cambon verleitete, zu glauben, dies bedeute, daß wir schon entschieden hätten, was wir in einer Eventualität tun würden, von der ich noch immer hoffe, daß sie nicht eintreten werde.

An dieser Politik, Deutschland zu warnen, nicht auf Englands Abseitsstehen zu rechnen, Rußland und Frankreich aber zu warnen, es nicht als schon ausgemacht zu betrachten, daß England im Kriege zu ihnen stoßen werde, hat Grey bis zum Augenblick festgehalten, wo die Kriegserklärungen an Rußland und Frankreich erfolgten. Er glaubte, auf diese Weise den Frieden retten zu können. Ob das Mittel das rechte war, ist eine Frage für sich.[3] Jedenfalls aber war man in Paris und Petersburg so wenig sicher, ob man auf den Beistand Englands im Kriege werde rechnen können, daß noch am 31. Juli 1914 der Präsident der französischen Republik Mr. Poincaré direkt an den König von England schreibt und ihm beschwörend noch einmal erklärt, nur wenn Deutschland sicher sei, daß die Entente sich auf dem Schlachtfeld bewähren würde, werde der Friede zu erhalten sein. Davids Behauptung hinsichtlich Greys ist vollständig **aus der Luft gegriffen** und steht mit allem urkundlichen Material darüber in **direktem Widerspruch.**

[3] Jedenfalls scheint so viel richtig, daß Greys Eröffnung an den Fürsten Lichnowsky vom 29. Juli eines der Momente war, die den deutschen Reichskanzler zu seinem Warnungstelegramm nach Wien veranlaßten, von dem oben die Rede ist. David setzt das Datum dieses Telegramms im Widerspruch mit den Tatsachen auf den 29. Juli an. Aus dem Rotbuch geht aber klar hervor, daß es am 30. Juli abgeschickt wurde.

Weiter sehen wir David allen Anforderungen der Logik zuwider Dinge in Vergleich stellen, die ganz verschiedener Natur sind, so daß der Schluß, den er aus dem Vergleich zieht, einer logischen Erschleichung gleichkommt. Er reitet darauf herum, daß Grey keine Warnung nach Petersburg wegen dessen militärischen Maßnahmen habe ergehen lassen, während Bethmann Hollweg doch eine so energische Warnung nach Wien sandte. Worauf bezog sich aber die Warnung Bethmanns? Auf militärische Vorkehrungen Österreich-Ungarns? Ganz und gar nicht. Des deutschen Reichskanzlers Telegramm nach Wien gilt der gemeldeten Weigerung der Wiener Regierung, mit Petersburg wegen der Begrenzung ihres Vorgehens in Serbien in Verhandlung zu treten. Es betrifft eine rein diplomatische Frage, sagt aber gar nichts von der Frage militärischer Vorbereitungen. Kann deshalb schon Greys Passivität in bezug auf Rußlands militärische Maßnahmen nicht schlechtweg mit Bethmanns Warnung in Vergleich gestellt werden, so kommen hierbei noch zwei Fragen in Betracht, die David vollständig ignoriert, die aber für das, was er beweisen will, von entscheidender Bedeutung sind. Es sind dies nämlich die Fragen:

1. Hatte Grey ein *Recht*, mit Petersburg so zu sprechen, wie Bethmann mit Wien sprechen durfte?
2. Hatte Grey einen *Anlaß*, Petersburg in gleicher Weise zu warnen, wie Bethmann Wien warnte?

Die erste Frage beantwortet sich dadurch, daß zwischen Berlin und Wien ein *festes Bundesverhältnis* bestand, das, wie aus den oben zitierten Sätzen des deutschen Weißbuchs hervorgeht, eine so weitgehende Verpflichtung für Deutschland in sich schloß, daß dessen Recht, an Wien sehr bestimmte Forderungen in bezug auf dessen Verhalten in der Krise zu stellen, wo es sich um Krieg und Frieden handelte, gar nicht zu bestreiten war. Zwischen London und Petersburg bestand aber kein solches Bundesverhältnis, London hatte sich sogar in der Person Greys geweigert, Petersburg irgendwelche Zusicherungen für den Kriegsfall zu geben.

Die zweite Frage wäre dann zu bejahen, wenn Petersburg einen von Grey ergangenen oder von ihm unterstützten Vermittlungsvorschlag abgelehnt hätte. Das ist aber nicht der Fall. Wohl entdeckt David, daß am 30. Juli »ein russischer Vorschlag läuft, der dem Greyschen Vorschlag (vom Tage vorher) im Wege ist«, und setzt in auffälligen Lettern hinzu: »*daß Grey also mit Widerstand in Petersburg zu rechnen hatte*«. Das ist aber eine liebliche Dichtung Davids, deren Charakter auch dem leichtgläubigsten Leser in die Augen gesprungen wäre, wenn David an dieser Stelle nicht vorsichtigerweise seine Leser in Unwissenheit darüber ließe, was jener russische Vorschlag besagte und wie er entstand. Es handelt sich nämlich um den Vorschlag, den Ssasonow am 30. Juli 1914 dem *deutschen* Botschafter Grafen Pourtalès in die Feder diktierte, als *dieser* ihn ersuchte, das Mindestmaß der russischen Forderungen zu formulieren, und der folgenden Wortlaut hat:

»Wenn Österreich in Anbetracht des Umstandes, daß sein Konflikt mit Serbien den Charakter einer europäischen Frage angenommen hat, sich bereit erklärt, aus seinem Ultimatum die Punkte zu entfernen, welche das Prinzip der Souveränität Serbiens verletzten, verpflichtet sich Rußland, alle militärischen Vorbereitungen einzustellen.«

Der Vorschlag geht in politischen Zugeständnissen nicht ganz so weit wie der Vorschlag Greys, im Punkte der militärischen Zugeständnisse aber über ihn hinaus.

Ssasonow hat dann, als er den Greyschen Vorschlag vor sich sah, am 31. Juli einen neuen Vorschlag ausgearbeitet, der eine Verbindung der Greyschen mit seiner Formel darstellen sollte. Er lautet:

Wenn Österreich einwilligt, den Vormarsch seiner Heere auf serbischem Gebiet einzustellen, und wenn es anerkennt, daß der österreichisch-serbische Konflikt den Charakter einer Frage von europäischem Interesse angenommen hat und deshalb zuläßt, daß die Großmächte prüfen, welche Genugtuung Serbien der österreichisch-ungarischen Regierung gewähren könne, ohne seine Rechte als souveräner Staat und seine Unabhängigkeit antasten zu lassen, so verpflichtet sich Rußland, seine abwartende Haltung beizubehalten.

David ist ganz entrüstet darüber, daß dort schlechthin Einstellung des österreichischen Vormarsches auf serbischem Gebiet gefordert wird, aber »von dem Rechte Österreichs, seine militärische Aktion bis zur Besetzung Belgrads und der benachbarten Gebiete fortzusetzen, keine Rede mehr ist«. Quantum mutatus ab illo! Zur Zeit, wo das passierte, war David sehr anderer Ansicht. Auch zur Zeit, wo ich meine Ausgabe des Blaubuchs zusammenstellte, hatte er sich noch nicht zu dieser *Rechts*auffassung »durchgerungen«. Lassen wir sie ihm. Wichtiger ist, daß in der neuen Form der Satz »verpflichtet sich Rußland, alle militärischen Vorbereitungen einzustellen« in »verpflichtet sich Rußland, seine abwartende Haltung beizubehalten« abgeändert ist. Daß das letztere weniger verspricht als das erstere, springt, um mit David zu reden, in die Augen. Aber ist es auch, als was David es hinstellt, ein Beweis, daß Ssasonow und Nikolaus II. die friedliche Lösung hintertreiben wollten? Wieder stoßen wir bei David auf das Gegenteil einer richtigen Fragestellung. Eine solche erheischte Berücksichtigung aller wesentlichen Vorgänge, die zwischen dem Aufsetzen der ersten und dem der zweiten Formel sich vollzogen hatten. David erwähnt nur einen und den noch obendrein fälschlich. Er erzählt, daß Österreich nun den Vorschlag, mit Rußland in Verhandlungen einzutreten, angenommen habe. Aber er verschweigt, daß laut Telegramm Buchanans vom 1. August 1914 — Dokumente des Blaubuchs, Nr. 139 — noch am Abend des 31. Juli weder der russischen Regierung noch dem österreichischen Botschafter in Petersburg Bestimmtes darüber bekannt war, was Österreich zur Verhandlung zu stellen bereit war. Ja, er geht in Irreführung seiner Leser noch weiter. Unter Berufung auf die Urkunde Nr. 51 im österreichischen Rotbuch erzählt er ihnen, Österreich habe den Greyschen Vorschlag vom 29. Juli *angenommen*. In der angezogenen Urkunde selbst aber steht von solcher Annahme *kein Wort*. Da erklärt sich die österreichische Regierung nur bereit, »dem Vorschlag Sir E. Greys, zwischen uns und Serbien zu vermitteln, *näherzutreten*«, und macht — am 31. Juli — die Annahme davon abhängig, daß Österreichs

militärische Aktion gegen Serbien einstweilen ihren Fortgang nehme und daß das englische Kabinett die russische Regierung bewege, die gegen uns gerichtete russische Mobilisierung zum Stillstand zu bringen, in welchem Falle selbstverständlich auch wir die uns durch dieselbe aufgezwungenen defensiven militärischen Gegenmaßregeln in Galizien sofort wieder rückgängig machen würden.

Weder hier noch sonst irgendwo im Rotbuch, ebensowenig im deutschen Weißbuch oder im englischen Blaubuch findet man einen Satz, der eine

»Bereitwilligkeit Wiens, in Belgrad haltzumachen«, meldet.[4] Was David aber nicht verhindert, zu erklären, die Bemerkung Greys im Telegramm Nr. 110 des Blaubuchs, er vermöge »nicht zu sehen, wie man Rußland zur Einstellung seiner militärischen Vorbereitungen auffordern könne, wenn nicht von seiten Österreichs dem Einmarsch von dessen Truppen in Serbien eine Grenze gesetzt würde«, habe durch die kundgegebene Bereitwilligkeit Wiens, in Belgrad haltzumachen, »keine sachliche Unterlage mehr« gehabt. Und so weiter und so weiter. Entweder werden Faktoren, die für die Fragestellung von Wichtigkeit sind, deren Einstellung aber für die Schlußfolgerung, die David braucht, verhängnisvoll wären, ganz übergangen, oder aber sie werden wegge—deutet.

Es lag genug vor, was Grey es überaus schwer machte, Petersburg die Sistierung der Mobilmachung nahezulegen. Was Jagow in Berlin am 1. August dem britischen Botschafter Goschen über das Verhältnis der Militärkraft Deutschlands und Rußlands auseinandersetzte (Depesche Nr. 138), wußte man natürlich auch in London. Trotzdem sandte Grey noch am 1. August ein Telegramm nach Petersburg — Depesche Nr. 135 —, worin er unter Hinweis auf eine ihm von »höchst zuverlässiger Quelle« zugegangene Nachricht, daß Österreich bereit sei, seinen (Greys) Vorschlag in günstigem Sinne zu »erwägen«,[5] Rußland Innehaltung seiner Mobilmachung in Vorschlag bringt.

David kennt das Telegramm und zitiert es. Es liefere den Beweis, führt er aus, daß Rußland nur sich zur Einstellung seiner Mobilmachung zu verstehen brauchte, und der Friede war gerettet. »In dem Telegramm Greys kommt das zum klarsten Ausdruck,« doziert er, um daran die Denunziation zu knüpfen: Bernstein unterschlägt es seinen Lesern! Und pathetisch ruft der Ankläger:

So behandelt dieser unparteiische Chronist die Schuldfrage. So erfüllt er seine erhabene Mission als Herold des »internationalen Neutralismus«! So »korrigiert« Bernstein die Geschichte.

So springt ein Biedermann mit dem guten Namen eines Parteigenossen um, setze ich hinzu. Um das Verfahren richtig würdigen zu können, muß man erstens sich vor Augen halten, daß in den Dokumenten die Schuldfrage von mir niemals behandelt worden ist. Und zweitens, was hat denn dieses

[4] Österreich konnte aus guten Gründen eine solche Erklärung nicht abgeben. Ein Sachkundiger, der übrigens in politischen Dingen vielfach von mir abweicht, macht mich auf folgendes aufmerksam:

Grey als militärischer — und, wie seine guten Freunde behaupten, auch geographischer — Laie nahm an, daß Österreich-Ungarn seinen Feldzug mit der Besetzung des der ungarischen Festung Semlin gegenüberliegenden Belgrad einleiten werde. Tatsächlich aber ward Belgrad zwar in den ersten Tagen von der Donau her bombardiert, genommen aber konnte es nur von der Landseite aus werden, was erst nach drei Monaten erfolgte. Erst am 2. Dezember 1914 rückte General Franck in Belgrad ein. Daß Petersburg, wo man über die strategische Situation Serbiens selbstverständlich besser unterrichtet war als London, des letzteren Vorschlag der vorläufigen Besetzung Belgrads nicht mit übernahm, lag daher in der Natur der Sache. Der Einmarsch der Österreicher in Serbien begann ein gutes Stück von Belgrad entfernt im Gebiet der Save und Drina.

[5] Man sieht, erst am 1. August erfährt Grey vertraulich, was nach David schon am 30. Juli bekannt gewesen sein soll.

Telegramm mit der Schuldfrage überhaupt zu tun? Welche Beweiskraft wohnt ihm hinsichtlich ihrer inne? So wie es dasteht, ist es lediglich ein Beweisstück für Greys bis zuletzt fortgesetzte Bemühungen um den Frieden, und wenn es in meiner ersten Ausgabe des Blaubuchs fehlt, hatte Grey und sonst niemand einen Anlaß, mir den Krieg zu erklären. Denn für die Frage der Schuld Rußlands besagt es allein noch äußerst wenig. Da müssen denn doch noch ganz andere Dokumente herangezogen werden. Von diesem Telegramm weiß man nicht einmal, wann es in Petersburg eingetroffen ist. Das Blaubuch sagt darüber nichts. Wohl aber sagt dessen Urkunde Nr. 139, welche Stimmung dort am 1. August obwaltete. Zieht man nun in Betracht, daß das deutsche Ultimatum an Rußland in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August übergeben worden war und schon um 12 Uhr mittags ablief, betrachtet man ferner die Forderungen des Ultimatums, so wird man erkennen, daß das Greysche Telegramm eine Bedeutung für die Entscheidung der nun gestellten Frage nicht mehr hatte und nicht haben konnte. Nicht zwischen Wien und Petersburg stand nach Absendung des deutschen Ultimatums die Frage, sondern zwischen Berlin und Petersburg. Wien verhandelte mit Petersburg, als dort die deutsche Kriegserklärung eintraf, und erklärte seinerseits erst am 6. August diesem den Krieg.

Das sind nur einige der Tatsachen, die David verschweigt, um dem Greyschen Telegramm einen Anzeigewert anzudichten, der dessen Nichtabdruck als einen Akt raffinierter Geschichtsfälschung hinzustellen erlaubt. Nach diesem System hätte er es mit *jedem* Stück, das in der gekürzten Ausgabe fehlt, ebenso machen können, und tatsächlich ist es jedesmal, wo er eine Kürzung als absichtliche Unterdrückung einer wichtigen Tatsache hinstellt, diese Methode, nach der er dabei verfährt. Es Punkt für Punkt nachzuweisen, hieße mir und den Lesern ein Opfer auferlegen, das des Guten zu viel wäre. Es genügt, mich bereit zu erklären, für jeden der hier nicht schon erledigten Punkte dies nachzuweisen. Es mag auch das manchem zu weit gehen, aber ich habe keine Lust, eine Verdächtigung über mich ergehen zu lassen, ohne mit dem Verdächtiger gebührend abzurechnen.

Wessen David mich grundlos und, muß ich hinzufügen, in wahrheitswidriger Weise bezichtigt, das begeht er in seiner Geschichtsdarstellung selber. Er unterdrückt, wie ich nachgewiesen habe, Tatsachen, die ihm für seine Beweisführung unbequem sind, er setzt Daten falsch, um geschichtliche Vorgänge in einem Lichte darstellen zu können, wie es seinen Zwecken dient, und er schreckt nicht davor zurück, Urkunden das Gegenteil davon sagen zu lassen, was sie wirklich sagen. Die Vorgeschichte des Weltkriegs ist ein großes und wichtiges Kapitel, das gerade in diesen Tagen wieder aktuelle Bedeutung erlangt hat. Für niemand mehr als für diejenigen, die am Werke der Verständigung der Völker arbeiten und ihr Volk für die Bedingungen der Herstellung eines wahren Friedens zu erziehen suchen, ein Ziel, das rückhaltloses Aufsuchen und Bekennen der Wahrheit zum ersten Gebot macht. David folgt einem anderen Gebot. Für ihn heißt es: ausschließlich die Schuld bei den anderen suchen. So sinkt er auf die Stufe jener Sorte von Patrioten herab, die zu allen Zeiten den Verfechtern einer edlen Auffassung des Patriotismus Feinde waren. Und er hat nur einen mildernden Umstand für sich: er *muß*. Denn wo bliebe seine Politik, wenn er anders verführe?

Der französische Parteitag.

Von L. Martoff.

Der letzte Kongreß der französischen Sozialisten, der vom 24. bis 29. Dezember v. J. in Paris tagte, bestätigt jenes Bild der Entwicklung der Partei, das ich in den in der Neuen Zeit (Nr. 11 und 12) veröffentlichten Artikeln zu geben versuchte. Das bedeutende Wachstum der »Minderheit«, der immer mehr um sich greifende Einfluß, den die sogenannte »Kientaler« oder »Zimmerwalder« Fraktion innerhalb der Opposition gewinnt, die Verschärfung des Verhältnisses zwischen den beiden Hälften der Partei und die innere Zersetzung des Majoritätssozialismus erschienen in noch grellerem Lichte, als es auf allen früheren Zusammenkünften der Partei der Fall gewesen war.

Die dem Kongreß vorangegangenen politischen Ereignisse beschleunigten den Gang der Krise, vor allem dadurch, daß sie den sozialistischen Ministerialismus kompromittierten.

In dieser Hinsicht machte die bekannte Erklärung Trepows einen großen Eindruck, in der er mitteilte, daß bereits im Frühjahr 1915 die englische und die französische Regierung die Angliederung Konstantinopels an Rußland als eines der Kriegsziele gebilligt hatten. Ganz unabhängig davon, ob die Trepowsche Erklärung den Sinn des von der Entente eingegangenen Abkommens genau oder ungenau wiedergab, mußte sie das Vertrauen zu den Parteiführern erschüttern, die — wie es Guesde wiederholt getan — stets behaupteten, ihre Beteiligung an der Regierung werde sie nicht hindern können, in dem Moment, wo der Zweck der Verteidigung der Unversehrtheit und Unabhängigkeit Frankreichs und seiner Verbündeten gesichert sein werde, die Partei jeder Verantwortung für den Krieg zu entheben. Auf dem Kongreß wurde der Fraktion und den sozialistischen Ministern die Verheimlichung des Abkommens über Konstantinopel vor der Partei, das ihnen unmöglich unbekannt sein konnte, vorgehalten. Bis zu welchem Grade sich der französische Durchhaltesozialismus gleich dem deutschen gezwungen sah, die von der imperialistischen Natur des Krieges aufgedrängten Schlüsse in seiner Haltung zu ziehen, ist aus der Antwort auf diese Anklage ersichtlich, die Marcel Sembat in seiner Rede erteilte: um Deutschland zu besiegen, brauchen wir Rußland; Rußland hält es für notwendig, die Meerengen zu besitzen: folglich müssen wir seine Bestrebungen unterstützen, damit es uns helfe, die unsrigen zu erreichen. Eine Frage aufrollen, die mit der Entzweiung der Verbündeten drohe, bedeute dasselbe, was die Gefährdung der Einigkeit im Innern des Landes bedeutet. Die Mehrheit, von der ein bedeutender Teil durch diese Sprache ebenso peinlich berührt wurde wie die Minderheit, verschluckte auch diese Transformation des sozialistischen Patriotismus.

Als das zweite politische Ereignis, das die Entwicklung der Parteiverhältnisse beeinflußte, erschien das persönliche Fiasko M. Sembats selbst, das aber von einer nicht geringen prinzipiellen Bedeutung ist. Der sozialistische Führer, den die Partei beauftragte, unter den Bedingungen der Kriegszeit und einem Regime militärischer Diktatur als Minister der öffentlichen Arbeiten zu fungieren, wurde nun vom Volke verantwortlich gemacht für die schwere Transportkrise, die zur äußersten Verschärfung der Verpflegungsfrage führte. Die Enthüllung der wahren Ursachen dieser Krise:

des mächtigen Einflusses der Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften (darunter auch englischer Reedereien), die jeder Maßregel entgegenwirkten, die ihre Interessen zu beeinträchtigen drohte; der Selbstherrschaft der Kriegsclique, die eifrig darauf bedacht ist, die Zivilbehörden von der Verfügung über die Eisenbahnen fernzuhalten, usw. — diese Aufdeckung der wahren Ursachen der Krise lag natürlich nicht im Interesse der bürgerlichen Politiker. Um so entschiedener erklärten diese Herren, die wahren Ursachen der Transportkrise lägen in persönlicher Unfähigkeit des Führers der sozialistischen Partei, in seinem Mangel an Voraussicht und Energie. Doch sie begnügten sich nicht damit, sondern schoben die Verantwortung für den administrativen Mißerfolg Sembats auf die sozialistische Partei selbst, indem sie behaupteten, die »kollektivistische Doktrin« sei an diesem Mißerfolg schuld, die angeblich keine anderen Methoden zur Bekämpfung der wirtschaftlichen Krise kenne als Zwangstaxen und polizeiliche Bevormundung. Die durch den Kohlenmangel und die Lebensmittelteuerung erregten Massen der Kleinbürger und Arbeiter werden von der gelb-reaktionären Presse gegen den gewesenen Minister systematisch aufgehetzt. Und zur Ergänzung dieser Bilder schreibt Gustav Hervé (der noch kürzlich in dem Eintritt Sembats und Guesdes ins Ministerium den höchsten Triumph des Sozialismus gesehen hatte), indem er Aristide Briand gegen seine Kritiker in Schutz nimmt: »Das größte Verbrechen besteht darin, daß er (Briand) *zu lange den Minister für öffentliche Arbeiten schützte, der sich als unfähig erwies.*«

Und tatsächlich, als in der Kammer verschiedene Interpellationen über die Transportkrise und die Tätigkeit des Ministeriums für öffentliche Arbeiten besprochen wurden und es sich unter anderem herausstellte, daß Marcel Sembat ganz ungesetzlich, hinter dem Rücken des Parlaments, im Gegensatz zu der offiziellen Position seiner Partei und seinen eigenen früheren Erklärungen einen Vertrag über die Abtretung von Land in Algier, das Naphthaquellen enthält, an eine private kapitalistische Gesellschaft unterzeichnet hatte, da rettete nur der energische Eingriff Briands, der die Vertrauensfrage stellte, den Minister Sembat vor der Annahme einer, die Tätigkeit seines Ressorts mißbilligenden Resolution durch die Kammer. Die Mehrheit der sozialistischen Fraktion stimmte für diese Resolution oder enthielt sich der Stimme. Kein Wunder, daß im Kabinett Briand, als es im Parlament den Boden unter den Füßen verlor und vor der Notwendigkeit einer Neubildung stand, für Sembat kein Platz mehr war und sein Ressort dem neuen Prinzip der »Machtkonzentrierung« geopfert wurde. Zugleich fiel, mit anderen »Ministern ohne Portefeuille«, auch Jules Guesde aus der »nationalen Regierung« heraus, und nur Albert Thomas wurde als Leiter der Munitionsherstellung weiterbehalten. Und dieser Austritt der Führer und Vertreter der Partei aus der Regierung erschien nicht als ein Akt der Politik der Partei selbst, als ein Ergebnis eines Beschlusses, eine Episode in dem Kampfe der sozialistischen Partei mit anderen Parteien um den Einfluß im Staate: nein, dieses von der Presse fast gar nicht bemerkte und fast gar nicht erwähnte Ausscheiden, diese faktische Beseitigung stand sogar für Poincaré, Briand und andere, die sie unter sich abgemacht hatten, nicht in dem geringsten Zusammenhang mit irgendwelcher Änderung ihrer eigenen Politik. Diese Entfernung war für sie überhaupt kein

politischer, sondern ein rein administrativer Akt. Und doch besitzt diese »geräuschlose« Beseitigung der Sozialisten eine tiefe politische Bedeutung, insofern sie zeigt, daß die Beteiligung der Parteiführer an der Regierung für die kapitalistische Bourgeoisie einen beträchtlichen Teil ihrer Bedeutung eingebüßt hat. In der Tat sicherte *diese Beteiligung schon nicht mehr die Einhaltung des Burgfriedens im Lande*, weil sie das zunehmende Wachstum der Opposition nicht aufzuhalten vermochte.

Für die »Majorität«, die stets mit besonderer Vorliebe die Notwendigkeit betonte, ihre eigenen Vertreter in der Regierung eben zu dem Zwecke besitzen zu müssen, um dem Abschluß des Krieges und den Bedingungen des Friedens ihren Stempel aufdrücken zu können, war die Beseitigung der beiden sozialistischen Minister gerade in demselben Augenblick, wo die Friedensfrage offiziell auf die Tagesordnung gestellt wurde, ein besonderer Schlag. Unter dem ersten Eindruck dieses Schlages verlor Renaudel seine Mehrheit in der parlamentarischen Fraktion. Bei den Abstimmungen über das Vertrauensvotum für das reformierte Kabinett Briands stimmten 39 Mitglieder der Fraktion für dasselbe, 38 dagegen, und 13 enthielten sich der Stimme.

Zugleich rief die deutsche Note mit dem Vorschlag von Friedensverhandlungen in einem Teile der Parteimehrheit ein gewisses Verantwortlichkeitsgefühl und das Bestreben wach, nicht zuzulassen, daß nur den Chauvinisten der bürgerlichen Parteien allein die Entscheidung über die Kriegs- und Friedensfrage überlassen werde. Die Fraktion beauftragte den Minoritätsführer Mistral, in der Kammer die Erklärung abzugeben, es sei notwendig, daß die Regierungen der Entente die Vorschläge des Vierbundes aufmerksam prüfen. In der von Renaudel bei der neuen Votierung der Kredite in der Kammer verlesenen Erklärung, die die Unterschriften der gesamten Mitglieder der Fraktion, außer den drei »Kientalern« und den drei »Staatsmännern« (Guesde, Sembat und Thomas) trug, wurde dieselbe Forderung aufgestellt, doch bereits von einer Reihe von Rücksichten abhängig gemacht.

Die Bereitwilligkeit der Mehrheit, irgend etwas zu unternehmen, um die Regierung zu veranlassen, den Weg zu Friedensverhandlungen wenigstens nicht ganz abzuschneiden, spiegelte sich sofort in der Taktik der Minderheit wider. Sowohl auf dem Kongreß der Seinesöderation am 17. Dezember wie auf dem Parteitag selbst ging die Minderheit auf eine Einigung mit der Majorität auf Grundlage von Resolutionen ein, von denen bestenfalls zu sagen ist, daß man die Absicht, die Staatsmänner der Entente zu bewegen, Friedensverhandlungen nicht abzulehnen, in eine Form gekleidet hat, die sehr verschiedene Deutungen zuläßt und mit allerlei Verwahrungswendungen versehen ist, aus denen die Mehrheit nicht ohne Grund den Gedanken ableitet, daß im Falle einer weiteren Fortsetzung des Krieges ihre ganze Kriegspolitik sanktioniert werde. Es besteht nicht der geringste Zweifel, daß auch diese von dem Kongreß fast einstimmig angenommene Resolution gleich anderen analogen »Einigungsresolutionen« in der Praxis so entgegengesetzten Deutungen ausgesetzt werden wird, daß die ganze moralische Wirkung, um derentwillen die Minorität auf dies Kompromiß einging, verloren gehen wird. Nicht nur Gustav Hervé hat sich mit dieser Resolution vollkommen zufrieden erklärt, sondern auch die gesamte bürgerlich-chauvi-

nistische Presse erkannte sie als patriotisch und der Politik der Regierung entgegenkommend an. Und die Mehrheit selbst, die diese Resolution annahm, warf am Tage darauf den Vorschlag auf unverzügliche Wiederherstellung der Beziehungen mit der Internationale wieder über Bord.

Auf dem Kongreß der Seinesöderation stimmten die »Zimmerwalder« Elemente der Minorität, angesichts der Zweideutigkeit der Resolution, gegen dieses Kompromiß. Auf dem Parteitag stimmte nur ein Teil dieser Elemente (Loriot, Brizon, Blanc, Rappoport) dagegen. Der andere mit Raffin-Dugens und Bourderon folgte der Aufforderung Pressemanes, die politische Wirkung der Resolution durch die Einmütigkeit des Votums zu stärken. Die Resolution wurde mit einer Mehrheit von 2838 gegen 109 für die Resolution Loriot abgegebene Stimmen (jedes Mandat hat eine Stimme) angenommen bei 20 Stimmenthaltungen.

Doch weder auf dem Seine- noch auf dem Parteikongreß vermochte dieses Kompromiß den inneren Kampf in allen übrigen die französischen Genossen trennenden Fragen (allgemeine Parteipolitik, die Beteiligung am Ministerium, die Wiederherstellung der Internationale, die Haltung der »Humanité« usw.) abzuschwächen. Beide Lager erschienen auf dem Kongreß fester geschlossen als je und jedem Kompromiß in diesen Fragen gleich ablehnend gesinnt. Die beiden Gruppen der Minorität (die Gemäßigten und die »Zimmerwalder«) handelten, nebenbei bemerkt, solidarisch gegenüber der Majorität, obgleich sie in allen diesen Fragen mit selbständigen Meinungen auftraten.

Die Wahlen zum Kongreß zeigten ein neues und überaus entschiedenes Wachstum der Minorität. Sie führten fast zur Eroberung der stärksten der Parteiorganisationen, der des Seinedepartements, in dem die Mehrheit noch im August ein Übergewicht von 1000 Stimmen besaß. Jetzt, vor dem Kongreß, besaßen die beiden Fraktionen der Minderheit in den wichtigsten strittigen Fragen ein Übergewicht der Stimmen im Vergleich mit den Anhängern der Majorität. Von den 46 Delegierten der Organisation zum Kongreß waren 23 Anhänger der Opposition (18 Longuetisten und 5 »Zimmerwalder«). Gleiche Erfolge sind in der Provinz zu verzeichnen.

Bemerkenswert ist, daß im Vergleich zum August 1915 die »Mehrheit« in der Seinesöderation 750 Stimmen verlor, die Longuetisten dagegen 200 und die »Zimmerwalder« 800 erorberten. Die relativen Erfolge des linken Flügels der Opposition sind noch bedeutender als die der Opposition im ganzen.

Auf dem Kongreß selbst vereinigte die Minorität, die in dem Nationalrat vom August nur über 1080 Stimmen verfügt hatte, nun auf ihre Resolution und gegen die der Mehrheit 1300 bis 1400 Stimmen. Die von den beiden Fraktionen eingebrachte, die »volle Wiederherstellung der internationalen Beziehungen und die unverzügliche Einberufung des Internationalen Bureaus« fordernde Resolution bekam 1407 Stimmen gegen 1537, die die Einberufung des Bureaus davon abhängig machten, wie sich die deutsche Sozialdemokratie zu der Weigerung der Zentralmächte stellen werde, die Note Wilsons durch die Nennung der Kriegsziele zu beantworten. Die Resolution, die die Beteiligung am Ministerium in der Vergangenheit und den Eintritt in das neue Kabinett guthieß, erhielt 1637 Stimmen gegen 1282 bei 32 Enthaltungen. Dieser Resolution wurden von

den beiden Minoritätsfraktionen Resolutionen entgegengestellt, die beide das Aufgeben der Beteiligung an dem Ministerium forderten, doch mit dem Unterschied, daß die Resolution der Gruppe Longuet-Pressemane die Richtigkeit der früheren Stellungnahme der Partei zu dem Eintritt in die Regierung im Jahre 1914 bestätigte, während die der »Zimmerwalder« einen solchen Vorbehalt nicht enthielt. Die erste Resolution erhielt 708, die zweite 574 Stimmen. Die Resolution betreffend die allgemeine Politik, die das Prinzip der »nationalen Verteidigung« guthieß und in seinem Namen die Kreditbewilligung der sozialistischen Abgeordneten billigte, wurde mit 1595 gegen 233 Stimmen der «Zimmerwalder» angenommen, während 1103 Mandate sich der Stimme enthielten.

Das zahlenmäßige Wachstum der Opposition veranlaßte die »Mehrheit«, ihr auf Grund des Parteistatuts zirka die Hälfte der Vertretung in dem Zentralvorstand (Commission administrative permanente) zu überlassen. Die Opposition bekam 11 aus der Gesamtzahl von 24 Plätzen, wobei sich jedoch die Mehrheit unter Verletzung des Statuts weigerte, in die Zahl dieser 11 auch einen Anhänger der »Zimmerwalder« zuzulassen. Ebenso erzwang die Minderheit die Anerkennung ihres Rechtes auf zwei Plätze in dem Kollegium der Wanderagitatoren, das bis jetzt von der Majorität als ihre ausschließliche Domäne betrachtet wurde. In bezug auf die »Humanité« gelang es nicht, eine Reformierung der Redaktion zu erreichen, doch werden fortan die Vertreter der Opposition an dem die Rolle einer Preßkommission spielenden »Leitenden Komitee« (Comité de direction) teilnehmen können.

Ein Schluß kann aus dem letzten Parteitag der französischen Partei gezogen werden: der Zeitpunkt ist nicht fern, wo in ihrem Namen Leute sprechen werden, über deren Standpunkt man wohl verschiedener Meinung sein kann, mit denen jedoch die Anhänger des konsequenten Internationalismus zu gemeinsamen Beschlüssen werden kommen können. Und das ist das wesentlichste.

* * *

Auf die allgemeine Richtung, in der sich die Entwicklung der Krise der französischen sozialistischen Bewegung vollzieht, werfen ein grelles Streiflicht die Ereignisse auf der Konferenz der Konföderation der Arbeit, die zugleich mit dem Parteikongreß tagte. Nach leidenschaftlichen Debatten, in denen Merrheim mit einem Anklageakt gegen die zweijährige Tätigkeit der konföderalen Komitees auftrat, hieß die Konferenz diese Tätigkeit mit einer Mehrheit von 99 gegen 29 Stimmen bei 8 Enthaltungen gut. Doch konnte dieses Resultat nur dank dem Umstand erreicht werden, daß der Mehrheitsführer Jouhaux mit jener Elastizität, die ihm stets eigen war, auf der Konferenz eine Haltung einnahm, die zu seiner ganzen Tätigkeit während dieser zwei Jahre in schroffstem Widerspruch stand. Er trat als Anhänger der absoluten politischen Selbständigkeit der Konföderation und des Friedens auf. Diese bezeichnende Wandlung erlaubte unserem Genossen Merrheim und seinen mutigen Freunden, einen moralischen Sieg davonzutragen, der als eine verdiente Frucht ihrer unermüdlichen Arbeit erscheint. Die Konföderation der Arbeit nahm einstimmig eine Resolution an, in der in einer unzweideutigen Form an die Ententeregierungen die Forderung gestellt wird, daß sie die Initiative Wil-

sons benutzen sollen, um den Zeitpunkt schleunigst herbeizuführen, in dem die Friedensverhandlungen beginnen können. Die Resolution lautet:

Die Konferenz verlangt von der französischen Regierung, daß sie das Angebot Wilsons in entgegenkommendem Sinne beantworte.

Sie fordert dieselbe auf, die anderen Regierungen der Entente zu gleichem Vorgehen zu bewegen, damit die Stunde des Friedens schneller heranrücke....

Sie erklärt, daß ein Bund der Nationen, der eine Sicherung des dauernden Friedens mit sich bringen soll, die Unabhängigkeit, territoriale Unversehrtheit und politische und wirtschaftliche Freiheit aller, der großen wie der kleinen Nationen voraussetzt.

Die auf der Konferenz vertretenen Organisationen verpflichten sich, diese Idee zu verfechten und in den Arbeitermassen zu verbreiten, um so dem Zustand der Unsicherheit und Zweideutigkeit ein Ende zu machen, aus dem nur die von der Arbeiterklasse stets bekämpfte Geheimdiplomatie Nutzen ziehen kann.

Der Vergleich dieser mit der von dem Parteitag angenommenen Resolution zeigt, um wieviel tiefer die Erfolge und der Einfluß der Internationalisten in der gewerkschaftlichen Welt Frankreichs als in der Partei wurzeln. Die Rede, die Jouhaux im Zusammenhang mit dieser Resolution hielt, bezeugt den vollständigen Sieg der Gedanken, um die die Minderheit in der Konföderation kämpfte. Er gab unter anderem der Meinung Ausdruck, die Konföderation sei verpflichtet, auf die Einberufung eines internationalen Gewerkschaftskongresses einzugehen, falls »die deutschen Genossen bereit sind, seine Einberufung den Schweizern als Neutralen anzuvertrauen«.

Die einstimmige Annahme der oben angeführten Resolution durch die Konferenz bedeutet einen vollständigen Sieg der internationalistischen Ideen, der auch den Gang der Ereignisse in der Partei beeinflussen muß. Wir können nur den Wunsch ausdrücken, daß diese entschiedene, von jeder Diplomatie freie und der Sozialisten würdige Kundgebung der französischen Gewerkschafter auch außerhalb Frankreichs eine wohltuende Wirkung ausübe.

Literarische Rundschau.

Albert Rudolph, Wie ich flügge wurde. Jugenderinnerungen eines Arbeiters. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. 97 Seiten. Gebunden 1,10 Mark.

Die Bücher, welche in volkstümlicher Weise von den geistigen Entwicklungsjahren des Arbeiters erzählen, mehren sich in erfreulicher Weise. Selbst der Krieg gebietet diesem löblichen Tun nicht Einhalt. Bei früherer Gelegenheit konnten wir auf Otto Krilles (»Unterm Joch«) und H. G. Dickreiters (»Vom Waisenhaus bis zur Fabrik«) treffliche Schriften hinweisen, in denen bekannte Proletarier eine Art Jugendbeichte ablegten. Neuerdings ist nun eine dritte Schilderung derartiger Jugend- und Lehrjahre eines modernen Arbeiters hinzugekommen, Rudolphs lesenswerte, für den Werdegang des Arbeiters unserer Tage typische Schrift, die sicher schon durch die ungemein volkstümliche Art, in der sie erzählt, sich namentlich unter den jüngeren Arbeitern viele Freunde werben wird.

Ein strenger soldatischer Geist, der mit Härte alle Fragen der Erziehung zu lösen trachtet und doch nur ein verschüchtertes Wesen des Kindes erzielt, waltet über den Knabenjahren des Verfassers. Der Vater ist erst Soldat, dann Bahnbeamter, schließlich Handwerker. Die Mutter setzt Kind um Kind in die Welt. Das Fa-

milienleben, ständig überschattet von den Sorgen des Alltags, ist kein glückliches. Ein häufiger Wechsel des Wohnorts läßt in dem Knaben keinerlei Bodenständigkeit aufblühen. Früh stirbt der Vater. Nur schwer kann die Mutter den Anforderungen des Lebens gerecht werden. Bigotterie muß ihr schließlich über die ständige Misere des Daseinskampfes hinforthelfen.

Da ist es für den Knaben gleichsam eine Erlösung, als er, der Schule entwachsen, Lehrling in einer Maschinenfabrik werden kann. Aber auch hier findet er nicht das, was er sucht. Rasch merkt er, daß seine Kollegen und er nur kapitalistische Ausnutzungsobjekte sind. Sein früh und stark entwickelter Gerechtigkeitssinn erheischt Abänderung dieses unwürdigen Zustandes. Persönliche Beschwerden führen nicht zum Ziel. So wendet er sich an die Redaktion eines sozialdemokratischen Blattes. Sie geht seinen Angaben auf den Grund, schlägt in der Öffentlichkeit Lärm und erzielt die angestrebte Besserung in der Lehrlingsausbildung der betreffenden Fabrik.

Ganz von selbst kommt Rudolph so in Berührung mit der gewerkschaftlichen Organisation seines Berufs und mit der politischen Arbeiterorganisation seines Wohnorts. Hier wie dort wird er bald Mitglied und setzt mit warmem Feuereifer seine junge Kraft in den Dienst der Kreise, denen er nach Geburt und Beruf angehört.

Den Lehrjahren folgt die Wanderzeit des Handwerksburschen. Mit einem Kollegen zusammen durchstreift er einen Teil Deutschlands. Er lernt die Freuden und Leiden der handwerksbräuchlichen Wanderfahrt kennen, genießt die schöne Landschaft Mitteldeutschlands und läßt den ganzen Jammer des Herbergselends an sich herantreten. Die Schilderung seiner Erlebnisse in Soden und Hersfeld, zwei Kapitel des Buches, sind ebenso charakteristisch wie stilistisch gelungen.

Dann hat er von der Wanderzeit genug. Immer dringlicher verlangt sein Geldbeutel nach fester Arbeit. Solche findet er zunächst in Hildesheim. Aber seines Bleibens ist nur von kurzer Dauer. Dem unter den Arbeitern für die gewerkschaftliche Organisation Werbenden wird bald der Stuhl vor die Tür gesetzt. In Braunschweig, wo der Übeltäter seines Hildesheimer Auftretens halber von der Polizei ständig beobachtet wird, geht es ihm nicht besser. In Bremen trägt er sich mit dem Gedanken, sich für die Handwerkerkolonie in Holländisch-Indien anwerben zu lassen. Aber die Liebe zur Heimat läßt ihn diesen Plan nicht ausführen. Schließlich wird in Wilhelmshaven ein Schraubstock für ihn frei, erst in einem Privatbetrieb, dann, nachdem die Konfessionslosigkeit ihm beinahe einen bösen Strich durch die Zukunft gemacht hätte, in der staatlichen Torpedowerkstatt. Als Vorsitzender des Gewerkschaftskartells und als Vertrauensmann der sozialdemokratischen Partei, der sich an freien Tagen auch anderenorts rednerisch und organisatorisch betätigte, hieß es aber auch hier bald für ihn, sein Bündel wieder zu schnüren. Die Stellung ging ihm wohl verloren, aber den Aufenthaltsort brauchte er, der fortan vollständig im Dienste der Arbeiterbewegung stand, vorläufig nicht zu wechseln.

Das ist, in kurzen Strichen gezeichnet, der Inhalt des kaum hundert Seiten starken Büchleins. Nichts Besonderes steht darin. Dennoch aber ist es ein treuer Spiegel für die Entwicklung so manchen jungen Arbeiters, der sich materieller Vorteile halber nicht ducken will, sondern straffen Nackens den als richtig erkannten Weg geht. Und was dem Büchlein sein ganz besonderes Gepräge gibt, ist das: Knappheit der Form, Schlichtheit der Sprache, Fernhalten allen rhetorischen und literarischen Beiwerks. Tatsachen werden aneinander gereiht — nichts als Tatsachen. Ihre Schilderung genügt und verbürgt die Wirksamkeit auf junge Gemüter in vielleicht noch höherem Grade als auf Erwachsene. Und für Werdende ist dieses Jugendbuch eines Werdenden ja auch in erster Linie bestimmt. Seine Lektüre sei jugendlichen Arbeitern daher aufs wärmste empfohlen! L. Lessen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 17 Ausgegeben am 26. Januar 1917 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zwei neue Bände Marxscher Schriften.[1]

Von K. Kautsky. (Fortsetzung.)

3. Die gesammelten Schriften als Geschichtswerk.

So wichtig die Sammlung der Schriften von Marx und Engels aus der Zeit von 1852 bis 1862 für den Marxforscher im besonderen und die Parteigeschichte im allgemeinen wird, so erschöpft sich damit keineswegs ihre Bedeutung.

Sie ist auch von größter Wichtigkeit für den Erforscher der allgemeinen politischen und ökonomischen Geschichte jenes Zeitraums. Niemand wird an ihr künftighin vorbeigehen können, der die Staatengeschichte oder Wirtschaftsgeschichte der neueren Zeit behandelt. Allgemein bekannte Tatsachen erscheinen hier in neuem Lichte, dank der Marxschen Geschichtsauffassung, und Tatsachen, die zu ihrer Zeit unbeachtet blieben, werden hier verzeichnet, weil der proletarische Standpunkt Marx Einsichten erschloß, die dem bürgerlichen Berichterstatter unzugänglich waren.

Dabei darf man freilich nicht glauben, daß die Sammlung eine abgeschlossene Geschichtsdarstellung bildet. Sie bringt Artikel, die unter dem Einfluß des Tages für Tageszeitungen geschrieben waren. So hoch sich auch Marx und Engels durch ihr Wissen und ihren Standpunkt über den gewöhnlichen Journalisten erhoben, so erlagen sie doch seinem Schicksal, auf die ersten Nachrichten des Tages hin sich ein Urteil über die Ereignisse bilden und es niederschreiben und veröffentlichen zu müssen. Auch die größte Gewissenhaftigkeit und das universalste Wissen bildet da keinen absoluten Schutz dagegen, daß man durch falsche Berichterstattung irregeführt wird. Und schon jede einseitige oder lückenhafte Berichterstattung kann irreführend wirken.

Daß wir heute, mehr als ein halbes Jahrhundert nach den Ereignissen, mehr über sie wissen, als Marx und Engels auf Grund der ersten Nachrichten über sie wissen konnten, daß daher ihre Artikel gar manches bringen, dessen Unhaltbarkeit heute feststeht, ist unvermeidlich.

Andererseits fungierte Marx nicht als Berichterstatter, er gab nicht eine lückenlose Schilderung aller wichtigen Ereignisse, sondern deren kritische Würdigung, die eine Berichterstattung durch andere voraussetzte. Seine Mitarbeit an den betreffenden Zeitungen erfuhr zeitweise Unterbrechungen, manche Beiträge gingen verloren oder wurden von der Redaktion entweder gar nicht oder in einer Umarbeitung veröffentlicht.

[1] Gesammelte Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels, 1852 bis 1862, herausgegeben von N. Rjasanoff. Die Übersetzungen aus dem Englischen von Luise Kautsky. Zwei Bände. 74 Bogen Großoktav. Preis beider Bände broschiert 16 Mark, gebunden 20 Mark.

Alles das bewirkt, daß der Leser der Artikel aus ihnen allein kein vollständiges Geschichtsbild der Zeit erhält, die sie behandeln.

Hier setzt ein wichtiger Teil der Tätigkeit des Herausgebers ein. In ausführlichen Einleitungen und Kommentaren unterrichtet er uns über die Beziehungen zwischen Marx und den Redaktionen, für die er arbeitete. Er führt uns die Ereignisse, von denen Marx handelt, in ihren allgemeinen Zusammenhängen vor und unterrichtet uns bei den einzelnen Artikeln über die Umstände ihres Entstehens sowie auch darüber, wie weit ihre Auseinandersetzungen heute noch als richtig angesehen werden können. Nicht nur zusammenhängende Geschichtsdarstellung und detaillierten Kommentar gibt uns Rjasanoff, sondern auch eingehende, gewissenhafte Kritik mit vollster Beherrschung des Materials. Die tiefe persönliche Sympathie, die ihn mit Marx und Engels verbindet, die völlige Übereinstimmung in der Sache, die sie verfechten, macht ihn nie zum Apologeten, mindert nie seine kritische Selbständigkeit.

Einleitungen und Kommentare sind der herausgegebenen Schriften würdig und machen ihre Sammlung aus einer Geschichtsquelle zu einem Geschichtswerk.

4. Die aktuelle Bedeutung der gesammelten Schriften.

a. Wahlrecht, Parlamentarismus und Klassenherrschaft.

So wichtig die Rjasanoffsche Ausgabe der gesammelten Schriften von Marx und Engels als Geschichtswerk für die Parteigeschichte wie für die allgemeine Geschichte ist, so erschöpft sich damit ihre Bedeutung nicht. Wir leben heute noch in der gleichen kapitalistischen Gesellschaft, die in dem Jahrzehnt von 1852 bis 1862 England beherrschte und im übrigen Europa wie in Amerika ihren Siegeszug antrat. Wieviel sich auch im einzelnen während des halben Jahrhunderts seitdem geändert haben mag, die Tendenzen, die Klassen, die Klassengegensätze sind dieselben geblieben, sogar die Mittel des Klassenkampfes haben sich nicht wesentlich gewandelt. Und so tief war die Einsicht in die Gesetze des Kapitalismus, die Marx und Engels schon damals gewonnen hatten, so groß die Überlegenheit ihrer Methode, daß sie die Verhältnisse jener Zeit nicht darstellen konnten, ohne Wahrheiten zu äußern, die auch heute noch uns eine tiefere Einsicht gewähren und dadurch praktische, aktuelle Bedeutung bekommen.

Man höre zum Beispiel Marx (in der »Neuen Oder-Zeitung« im Juni 1855) über die Bedeutung des allgemeinen Wahlrechts. Er sagt über die Forderung der Chartisten, die Charte:

Die Charte ist ein sehr lakonisches Aktenstück und enthält außer der Forderung des allgemeinen Wahlrechts nur folgende fünf Punkte und ebensoviel Bedingungen seiner Ausübung: 1. Abstimmen durch Ballot (Kugelung); 2. keine Eigentumsqualifikation für Parlamentsmitglieder; 3. Zahlung der Parlamentsmitglieder; 4. jährliche Parlamente; 5. gleiche Wahlbezirke. Nach den Experimenten, die das allgemeine Wahlrecht 1848 in Frankreich untergraben, sind Kontinentale leicht geneigt, die Wichtigkeit und Bedeutung der englischen Charte zu unterschätzen. Sie übersehen, daß die Gesellschaft in Frankreich zu zwei Drittel aus Bauern und über ein Drittel aus Städtern besteht, während in England mehr als zwei Drittel in den Städten und weniger als ein Drittel auf dem Lande haust. In England müssen die Resultate des allgemeinen Wahlrechts also in demselben umgekehrten Verhältnis zu seinen Resultaten in Frankreich stehen, wie Stadt

und Land in den beiden Reichen. Hieraus ist der diametral entgegengesetzte Charakter erklärlich, den die Forderung des allgemeinen Wahlrechts in Frankreich und England angenommen hat. Dort war es die Forderung der politischen Ideologen, woran jeder »Gebildete« sich mehr oder minder, je nach seinen Überzeugungen, beteiligen konnte. Hier bildet es die breite Unterscheidungslinie zwischen Aristokratie und Bourgeoisie auf der einen und den Volksklassen auf der anderen Seite. Dort gilt es als eine politische, hier gilt es als eine soziale Frage. In England hat die Agitation des allgemeinen Wahlrechts eine geschichtliche Entwicklung durchlaufen, bevor es zum Schibboleth der Masse wurde. In Frankreich wurde es erst eingeführt und begann dann seinen geschichtlichen Kursus. In Frankreich scheiterte die Praxis, in England die Ideologie des allgemeinen Wahlrechts. In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, mit Sir Francis Burdett, mit Major Cartwright, mit Cobbett, hatte das allgemeine Wahlrecht noch ganz den unbestimmten idealistischen Charakter, der es zum frommen Wunsche aller Teile der Bevölkerung machte, die nicht direkt zu den regierenden Klassen gehörten. Für die Bourgeoisie war es in der Tat nur ein exzentrischer, verallgemeinernder Ausdruck für das, was sie in der Parlamentsreform von 1831 erlangt hat. Noch 1838 hatte die Forderung des allgemeinen Wahlrechts in England nicht ihren realen, spezifischen Charakter angenommen. Beweis: Hume und O'Connell waren Mitunterzeichner der Charte. 1842 verschwanden die letzten Illusionen. Lovett machte damals einen letzten, aber vergeblichen Versuch, das allgemeine Wahlrecht als gemeinsame Forderung der sogenannten Radikalen und der Volksmassen zu formulieren. Seit diesem Moment existiert kein Zweifel mehr über den Sinn des allgemeinen Wahlrechts, ebensowenig über seinen Namen. Es ist die Charte der Volksklassen und bedeutet Aneignung der politischen Macht als Mittel zur Verwirklichung ihrer sozialen Bedürfnisse. Das allgemeine Wahlrecht, in Frankreich 1848 als Losungswort allgemeiner Verbrüderung, ist in England daher als Kriegsparole verstanden. Dort war der nächste Inhalt der Revolution das allgemeine Wahlrecht; hier ist der nächste Inhalt des allgemeinen Wahlrechts die Revolution. Wenn man die Geschichte des allgemeinen Wahlrechts in England durchläuft, wird man finden, daß es in demselben Maße seinen idealistischen Charakter abstreift, wie sich hier die moderne Gesellschaft mit ihren unendlichen Gegensätzen entwickelt, Gegensätze, wie sie der Fortschritt der Industrie erzeugt. (II, S. 274 ff.)

Ähnlich drückte er sich schon in einem Artikel an die »New York Tribune« vom August 1852 aus:

Wenden wir uns nun den Chartisten zu, dem politisch tätigen Teil der britischen Arbeiterklasse. Die sechs Punkte der Charte, um die sie kämpfen, enthalten nichts als die Forderung des allgemeinen Wahlrechts und der Bedingungen, ohne die das allgemeine Wahlrecht für die Arbeiterklasse illusorisch wäre, wie die geheime Abstimmung, Diäten für die Parlamentsmitglieder, alljährliche allgemeine Wahlen. Das allgemeine Wahlrecht bedeutet aber für die Arbeiterklasse in England die politische Macht; denn die Proletarier bilden dort die große Majorität der Bevölkerung, sie haben dort in langen, wenn auch nicht offen geführten Bürgerkriegen sich zu dem klaren Bewußtsein ihrer Klassenlage durchgerungen, und sogar die ländlichen Bezirke kennen daselbst keine Bauern mehr, sondern nur Grundherren, produzierende Kapitalisten (Pächter) und Lohnarbeiter. Die Erringung des allgemeinen Wahlrechts in England wäre daher eine Errungenschaft, in der mehr sozialistischer Geist steckte als in irgendeiner Maßnahme, die auf dem Kontinent mit diesem Namen beehrt wurde.

Ihr unvermeidliches Ergebnis wäre die politische Vorherrschaft der Arbeiterklasse. (I, S. 9.)

Diese Analyse des allgemeinen Wahlrechts, die Marx schon 1852 vornahm, steht hoch über jener, die Lassalle ein Jahrzehnt später in seinem »Antwort-

schreiben« entwickelte. Für Lassalle ergaben sich die Wirkungen des Wahlrechts nicht aus einer Untersuchung der Produktionsverhältnisse, sondern der Einkommensverhältnisse. Aus der Statistik der Einkommensteuer schloß er, daß 89 bis 96 Prozent der Bevölkerung zu den armen und unbemittelten Klassen gehören — verleihe man ihnen das Wahlrecht, dann dränge man damit ohne weiteres den Staat in der Richtung des Sozialismus:

Das allgemeine Wahlrecht von 89 bis 96 Prozent der Bevölkerung als Magenfrage aufgefaßt und daher auch mit der Magenwärme durch den ganzen nationalen Körper hin verbreitet — seien Sie ganz unbesorgt, meine Herren, es gibt keine Macht, die sich dem lange widersetzen würde!

In Wirklichkeit war die soziale Zusammensetzung Preußens damals noch ähnlich der gleichzeitigen Frankreichs. Seine städtische Bevölkerung umfaßte 1861 30 Prozent der Gesamtbevölkerung. Doch seine großstädtische Bevölkerung war geringer als die französische. Noch 1872 umfaßte Berlin nur 800 000 Menschen, Paris 1 800 000. Die nächstgrößte Stadt in Preußen war Breslau mit 200 000 Einwohnern; in Frankreich dagegen umfaßten die nächstgrößten Städte Lyon und Marseille je 300 000 Einwohner. Endlich zählte Frankreich 1872 sechs Städte mit 100 000 bis 200 000 Einwohnern, Preußen nur drei.

Nicht wie in England, sondern wie in Frankreich wirkte das allgemeine und gleiche Wahlrecht, als es in Deutschland zur Durchführung kam. Auch bei uns wurde es erst eingeführt und begann dann seinen geschichtlichen Kursus. Nicht die damalige soziale Struktur Deutschlands machte es zum Mittel siegreichen Fortschreitens des Proletariats, sondern die seitherige Umwandlung Deutschlands aus einem Agrarstaat in einen Industriestaat.

Als Forderung einer »Realpolitik«, die nach Augenblickserfolgen schreit, war Lassalles Wahlrechtsforderung verfehlt. Sie fand ihre Rechtfertigung nur vom Gesichtspunkt einer weitschauenden Politik sozialer Entwicklung und sozialen Kampfes.

So richtig die Lassallesche Forderung, so falsch ihre Begründung. Trotzdem wird diese in Wahlrechtskämpfen auch heute noch angewandt, werden in rückständigen Agrarländern dem industriellen Proletariat von der Gewinnung des allgemeinen Wahlrechts sofortige große Resultate versprochen. Andererseits wird oft übersehen, daß in einem industriell entwickelten Lande, dem das allgemeine und gleiche Wahlrecht fehlt, seine Eroberung auf weit größere Schwierigkeiten stoßen muß als in einem Lande mit starker bäuerlicher Bevölkerung, denn in jenem bekommt es einen revolutionären, in diesem zunächst einen konservativen Inhalt.

Natürlich kommt bei der Bewertung der Wirkungen des Wahlrechts nicht der Unterschied zwischen Stadt und Land allein in Betracht. Auch in einem Agrarland kann die Eroberung des allgemeinen Wahlrechts revolutionäre Wirkungen nach sich ziehen, wenn es ein Land ist, in dem nicht Kleinbauern die Masse der Grundbesitzer ausmachen, sondern Kleinpächter oder Landarbeiter einem Großgrundbesitz gegenüberstehen.

Die Haltung, die Marx 1855 dem Wahlrecht gegenüber einnahm, kann man bereits als die des »marxistischen Zentrums« bezeichnen, das die Mitte hält zwischen jenen, die das allgemeine Wahlrecht blind verherrlichen, und

jenen, die es als ohnmächtig verdammen. Er betrachtet das Wahlrecht, wie jede andere Institution, nicht für sich, um absolut darüber zu urteilen, sondern stets im Zusammenhang mit den gesamten sozialen und politischen Verhältnissen, die in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden sind und sehr verschieden wirken.

So steht er auch dem Parlamentarismus gegenüber. Nachdem er an der oben aus der »Neuen Oder-Zeitung« des Jahres 1855 zitierten Stelle über das Wahlrecht gesprochen hat, fährt er fort:

Neben den ganz- und halboffiziellen Parteien wie neben den Chartisten macht sich in England noch eine Clique von »Weisen« bemerkbar, ebenso unzufrieden mit der Regierung und den herrschenden Klassen wie mit den Chartisten. Was wollen die Chartisten? rufen sie aus. Die parlamentarische Allmacht erhöhen und erweitern, indem sie sie zur Volksmacht erheben. Sie brechen nicht den Parlamentarismus, sie erheben ihn zu einer höheren Potenz. Das Wahre ist, das Repräsentativsystem zu brechen!

Über diese Weisheit macht sich Marx sehr lustig. Es kann keinen schärferen Kritiker des englischen Parlamentarismus jener Zeit geben als ihn, aber die Kritik war bei ihm der Weg zum Begreifen, nicht zum bloßen Verurteilen.

Er schildert (im September 1852) das miserable Wahlrecht, das in den fünfziger Jahren noch in England herrschte, und stellt sich dann die Frage:

Verfolgt man die Geschichte der britischen Wahlen um ein Jahrhundert oder länger zurück, so fühlt man sich versucht, zu fragen, nicht, warum die englischen Parlamente so schlecht waren, sondern, wie sie es bei alledem fertig brachten, noch so gut zu sein und, wenn auch nur undeutlich, die wirklichen Triebkräfte der englischen Gesellschaft widerzuspiegeln. Geradeso, wie auch oft Gegner des Repräsentativsystems erstaunt sein müssen, wenn sie entdecken, daß legislative Körperschaften, in denen die abstrakte Mehrheit, der Zufall der bloßen Zahl ausschlaggebend ist, doch entsprechend der Notwendigkeit der Situation entscheiden und beschließen — das heißt wenigstens während der Dauer ihrer vollen Lebenskraft. Es wird stets selbst bei der äußersten logischen Anstrengung unmöglich sein, aus dem bloßen Zahlenverhältnis die Notwendigkeit eines Votums herzuleiten, das der wirklichen Sachlage entspricht. Aber aus einer gegebenen Sachlage wird sich die Notwendigkeit gewisser Beziehungen der Mitglieder von selbst ergeben. Was war denn die hergebrachte Bestechung bei den englischen Wahlen anderes als die ebenso brutale wie populäre Form, in der sich die relative Stärke der kämpfenden Parteien zeigte? Die Mittel ihres Einflusses und ihrer Herrschaft, die sie jeweils bei anderen Anlässen in normaler Weise geltend machen, wurden hier einige Tage lang in abnormer und mehr oder weniger burlesker Weise angewendet. Die Voraussetzung aber blieb, daß die Kandidaten der rivalisierenden Parteien die Interessen der Masse der Wähler vertraten und die privilegierten Wähler wiederum die Interessen der Masse der Nichtwähler oder vielmehr, daß diese nicht stimmberechtigte Masse noch keine besonderen eigenen Interessen hatte. (I, S. 19.)

Sobald aber die Masse ihre eigenen Interessen hat, wird es notwendig, daß sie sich durch den nötigen Druck von außen auf das Parlament geltend macht. In diesem Druck von außen sah er nicht den Ersatz des Parlamentarismus, auch nicht den Beweis für dessen Überlebtheit, sondern eine Bedingung seines kräftigen Funktionierens.

Immer wieder kommt er auf den Druck von außen zu sprechen, das heißt auf kraftvolles politisches Leben der Massen. Er weist hin auf die mangelnde Wahlbeteiligung bei eingeengtem Wahlrecht und fährt fort:

Die Wählerschaft fühlt instinktiv, daß die Führung weder in den Händen des Parlaments noch der Parlamentsmacher liegt. Wer hob die Korngesetze auf? Sicher nicht die Wähler, die für ein Schutzzollparlament gestimmt hatten, noch weniger dieses schutzzöllnerische Parlament selbst, sondern lediglich und ausschließlich der Druck von außen. An diesen Druck von außen, an eine Beeinflussung des Parlaments durch andere Mittel als die bloße Stimmabgabe glaubt jetzt sogar schon ein großer Teil der Wähler selbst. Sie betrachten den bisherigen gesetzlichen Modus der Abstimmung als eine überlebte Formalität, und in dem Moment, wo das Parlament sich dem Druck von außen entgegenstemmen und der Nation im Sinne dieser beschränkten Wählerschaft Gesetze diktieren wollte, würde sie sich dem allgemeinen Ansturm gegen das ganze System dieser veralteten Maschinerie anschließen. (I, S. 22.)

Und an anderer Stelle sagt er:

Sie (die liberale Bourgeoisie) überläßt die Überwachung der Tories ihren Politikern von Profession. Diese aber (siehe Joseph Humes Schreiben an den Hull Advertiser) jammern mit Recht darüber, daß sie ohne Druck von außen ebensowenig agitieren können, als der menschliche Organismus ohne den Druck der Atmosphäre arbeiten kann. (I, S. 35.)

Später weist er darauf hin, daß die bedeutendsten politischen Reformen in England unter Regierungen der Tories (Konservativen) durchgesetzt wurden, weil deren Regime die Volksmasse zu stärkerer Opposition herausforderte, sie zu energischerem politischem Leben aufrüttelte:

Nur wenn die Tories am Ruder sind, beginnt der gewaltige Druck von außen — die pressure from without — und werden die unvermeidlichen Umwälzungen ins Werk gesetzt. So die Katholikenemanzipation unter Wellington, so der Widerruf der Korngesetze unter dem Ministerium Peel, so, wenn nicht die Reformbill, mindestens die Reformagitation, die bedeutender war als ihr Resultat. (II, S. 164.)

Wie über Wahlrecht und Parlamentarismus äußert sich Marx in seinen Artikeln natürlich auch über zahlreiche andere Probleme der praktischen Politik, die uns heute noch beschäftigen. Er spricht über proletarische Politik und zeigt uns, wie das Prinzip des Klassenkampfes anzuwenden ist. So einfach steht bei ihm die Sache nicht wie bei jenen Leuten, die den Staat einfach in zwei »Nationen« zerfallen lassen, zwei Heerlager, Bourgeoisie und Proletariat, die einander gegenüberstehen.

Selten decken sich Partei und Klasse. Selbst wo alle Angehörigen einer Klasse ihre Klasseninteressen erkannt haben und ihnen dienen, brauchen sie nicht über die Taktik übereinzustimmen, die zur Wahrung der Klasseninteressen erforderlich ist.

Die beiden Parteien, die im englischen Parlament einander gegenüberstanden, die Tories wie die Whigs, verfochten dasselbe Interesse der Oligarchie des großen Grundbesitzes. Aber diese Oligarchie hätte sich allein gegenüber den anderen Klassen nicht zu behaupten vermocht. Sie suchte Bundesgenossen in anderen Klassen, und darüber spaltete sie sich. Die Tories suchten ihre Unterstützung beim Königtum, der Staatskirche, dem Landjunkertum; die Whigs dagegen hielten sich an die mächtig aufstrebende Bourgeoisie. Diese errangen im Parlament und durch das Parlament die Verfügung über die Staatsgewalt und die Ausbeutung der Staatsmaschinerie, dafür mußten sie eine Politik treiben, die den materiellen Interessen der Bourgeoisie entsprach.

Immer wieder macht Marx den Unterschied zwischen regierenden und herrschenden Klassen. Er ist in der Tat unerläßlich für das Verständnis der englischen, aber auch mancher anderen Politik.

Doch Marx macht nicht nur jene Unterscheidung. Innerhalb der Kapitalistenklasse selbst gibt es ebenfalls Unterschiede, die für die praktische Politik sehr wichtig werden. So sagt Marx einmal über die britische Verfassung:

Die britische Konstitution ist in der Tat nur ein verjährtes, überlebtes, veraltetes Kompromiß zwischen der nicht offiziell, aber faktisch in allen entscheidenden Sphären der bürgerlichen Gesellschaft herrschenden Bourgeoisie und der offiziell regierenden Grundaristokratie. Ursprünglich nach der »glorreichen« Revolution von 1688 war nur eine Sektion in der Bourgeoisie — die Finanzaristokratie — in das Kompromiß eingeschlossen. Die Reformbill von 1831 ließ eine andere Sektion zu, die Millocray (Mill gleich Fabrik), wie die Engländer sie nennen, das heißt die Großwürdenträger der industriellen Bourgeoisie. Die Geschichte der Gesetzgebung seit 1831 ist die Geschichte der Konzessionen, die an die industrielle Bourgeoisie gemacht worden sind von der neuen Armenhausakte bis zum Widerruf der Korngesetze und vom Widerruf der Korngesetze bis zur Sukzessionssteuer auf den Grundbesitz. Wenn die Bourgeoisie — selbst nur die höchste Schichte der Mittelklassen — so im allgemeinen als die herrschende Klasse auch politisch anerkannt wurde, so geschah dies indes nur auf eine Bedingung hin, auf die Bedingung, daß das gesamte Regierungswesen in allen seinen Details, selbst das exekutive Departement der gesetzgebenden Gewalt, das heißt das eigentliche Gesetzmachen in beiden Häusern des Parlaments, der Grundaristokratie gesichert bleibe. Die Bourgeoisie zog 1830 die Erneuerung des Kompromisses mit der Grundaristokratie einem Kompromiß mit der Masse des englischen Volkes vor. Die Aristokratie nun, die, unterworfen unter gewisse von der Bourgeoisie aufgestellte Prinzipien, ausschließlich herrscht im Kabinett, dem Parlament, der Administration, der Armee und der Marine — diese eine und verhältnismäßig wichtigste Hälfte der britischen Nation ist gerade jetzt gezwungen, ihr eigenes Todesurteil zu unterschreiben und vor den Augen aller Welt zu gestehen, daß sie nicht länger den Beruf hat, England zu regieren. (II, S. 166.)

Jedoch innerhalb der industriellen Bourgeoisie selbst gibt es auch noch Unterschiede, die praktisch von größter Wichtigkeit werden können und es tatsächlich geworden sind. Marx hat manche schon in den fünfziger Jahren erfaßt. Da ist vor allem der Unterschied zwischen der Textilindustrie und der Eisenindustrie, die in der Waffenfabrikation und seit dem Aufkommen eiserner Schiffe auch im Kriegsschiffbau so lohnende Beschäftigung findet. Die Textilindustrie neigt ebenso zum Frieden wie die Eisenindustrie zum Kriege oder doch zu Kriegsrüstungen. In einer Korrespondenz über »Die türkische Frage im Unterhaus« vom August 1853, wo der Krieg gegen Rußland erörtert wurde, bemerkt Marx über eine kriegerische Rede des Vertreters von Birmingham:

Da Birmingham zufällig der Mittelpunkt der Waffenfabrikation ist und die Bevölkerung vom Verkauf von Gewehren lebt, so höhnen die Birminghamer natürlich über die baumwollene Friedensbruderschaft von Manchester. (I, S. 219.)

Nicht umsonst wurde in späteren Tagen der Führer der imperialistischen, schutzzöllnerischen Rebellion im Lager des friedlichen und freihändlerischen Radikalismus, Chamberlain, der Mayor von Birmingham. (Fortsetzung folgt.)

Skandinavien.

Von Gg. Engelbert Graf.

(Schluß.)

5. Bevölkerung und Verkehr.

Die Bevölkerung Skandinaviens hat sich seit Beginn der Neuzeit ziemlich gleichmäßig entwickelt. Im ganzen beträgt sie rund 11 Millionen. Davon kommen auf das kleine Dänemark fast 3 Millionen, auf Norwegen rund $2^1/_2$, auf Schweden $5^1/_2$ Millionen. Die Volksdichte ist dementsprechend sehr gering, in Dänemark wohnen 71,0 Menschen auf dem Quadratkilometer (etwa die Normalzahl für einen Agrarstaat mit volkreicher Hauptstadt), in Schweden 12,2, in Norwegen nur 7,5 Menschen. Am dichtesten bevölkert sind: in Dänemark die Insel Seeland, in Schweden die Landschaft Schonen und die mittelschwedische Seenregion, in Norwegen die Umgegend von Christiania. Die Auswanderung aus den skandinavischen Ländern war zeitweise sehr stark. In Kanada allein sollen mehr als 4 Millionen Einwohner schwedischer Abkunft sein. Seit 1910 betrug die jährliche Durchschnittszahl der Auswanderer immerhin noch in Dänemark 8500, in Norwegen 12 000, in Schweden 19 000.

Wie überall, hat der Anteil der städtischen an der Gesamtbevölkerung auch in Skandinavien in der jüngsten Vergangenheit erheblich zugenommen; auf die Stadtbevölkerung entfallen in Dänemark 38, in Schweden 22, in Norwegen 28 Prozent. Sehen wir von Kopenhagen ab, das den für große Schiffe allein in Betracht kommenden Sundverkehr von einem vorzüglichen Hafen aus überwacht und gleichzeitig einen großen Teil des Verkehrs vom Festland nach Schweden hinüber vermittelt, so liegen die norwegischen und schwedischen Städte auf den beiden Küstenbögen, deren einer sich vom Drontheim- zum Christianiafjord und der andere sich von Gotenburg bis Sundsvall, also nicht so weit nördlich wie an der norwegischen Küste erstreckt.

Die norwegischen Städte liegen, worauf besonders Ratzel hinwies, im Hintergrund oder an der Mündung der Fjorde. Eine Ausnahme davon bildet Bergen, das zwei große Fjordlandschaften, die des Hardanger- und Sognefjords, beherrscht und gleichweit von dem nördlichen Bevölkerungszentrum von Drontheim und dem südlichen von Christiania entfernt ist; das gibt der Stadt auch heute noch ihre Bedeutung, wie schon in frühester Zeit ihr Besitz den des ganzen Landes verbürgte. Heute ist Christiania die wichtigste Stadt, gewissermaßen das Symbol für das Heraustreten Norwegens aus nordischer Isolierung und seine Annäherung an Gesamteuropa.

Stockholms überragende Bedeutung in Schweden ist hauptsächlich auf geschichtliche Gründe zurückzuführen. Im siebzehnten Jahrhundert, in der Blütezeit des Reiches, war Stockholm die unbestrittene Königin des Nordens. Hundert Jahre später war seine Weltlage schon gänzlich verändert. Ein Ostseegebiet nach dem anderen geriet in Verlust; am russischen Ufer wurde die Konkurrenzstadt Petersburg gegründet, und die Häfen der südlichen Ostseeküste wurden preußisch. Erst die Entwicklung des schwedischen Kanal- und Eisenbahnnetzes hat Stockholms Bedeutung wieder zur Geltung gebracht und es seit 1856 in die Reihe der europäischen Großstädte eintreten lassen. Man hat Stockholm oft mit Venedig verglichen, aber wenige Vergleiche hinken so wie dieser: Venedig eine landscheue, im Rück-

gang befindliche Stadt, in der enggedrängte Häuser aus schmutzigem Kanalwasser sich erheben; Stockholm dagegen, das auf jede Weise den Verkehr mit dem Lande sucht, das im Verlangen nach Licht und Luft von den Inseln weit hinaus und den Felslandschaften der Umgegend Besitz ergriffen hat. Der wirtschaftliche Schwerpunkt des Landes rückt heute allerdings mehr und mehr von der Ostküste ab; vor allem Gotenburg und Malmö ziehen als eisfreie Häfen mit vorzüglichen Verbindungen landeinwärts den Ausfuhrverkehr zum großen Teil an sich; aber der bedeutendste Einfuhrhafen ist Stockholm doch geblieben. So belief sich der gesamte Handelsumsatz im Jahre 1913 für Stockholm auf 309 740 000 Kronen, für Gotenburg auf 386 960 000 und für Malmö auf 162 290 000 Kronen. Davon kamen aber auf die Einfuhr Stockholms 216 580 000, auf die Gotenburgs 194 870 000 und auf die Malmös 100 190 000 Kronen, während die Ausfuhr in derselben Reihenfolge 93 160 000, 192 080 000 und 62 100 000 Kronen betrug.

Größeren Auslandsverkehr hat von den nordischen Städten allein Kopenhagen, dessen Hafenverkehr 1912 rund 6 Millionen Registertonnen aufwies, je etwa 4 Millionen kamen noch auf Petersburg, Gotenburg und Malmö.

Die kleinste Handelsflotte von den skandinavischen Staaten besitzt Dänemark — Ende 1912 642 Dampfer, 2652 Segelschiffe von im ganzen 506 624 Nettotonnen; Schweden in derselben Zeit 1219 Dampfer und 1539 Segelschiffe, im ganzen 1 048 913 Tonnen; Norwegen (1913) 2126 Dampfer, 1106 Segelschiffe, im ganzen 1 709 606 Tonnen. Damit steht Norwegen heute an vierter Stelle im Welthandel unmittelbar hinter der Handelsflotte der Vereinigten Staaten. Seine Nettotonnage ist in den letzten hundert Jahren um das Elffache gestiegen. Auf einen Norweger kommen viermal so viel Schiffstonnen als auf einen Engländer und fünfzigmal so viel als auf einen Reichsdeutschen. Der Schiffbau ist allerdings in allen skandinavischen Ländern bedeutend zurückgegangen. Dänemark ließ 1900 noch 19 000, 1911 nur 17 700 Bruttotonnen vom Stapel, Schweden 1873 33 158 Netto-, 1911 10 110 Bruttotonnen. Die Blütezeit von Norwegens Schiffbau waren die siebziger Jahre; 1875 stand es mit 73 500 Nettotonnen (fast alles Segler) an dritter Stelle von allen Ländern, das Jahr 1911 wies nur noch 38 000 Bruttotonnen (fast durchweg Dampfer) auf; für dasselbe Jahr ist die entsprechende Zahl für Deutschland 406 763 Bruttotonnen!

Die jetzige Gestaltung des Auslandverkehrs der skandinavischen Länder ist durchweg jungen Datums und hängt mit der kapitalistischen Ausbeutung der dort vorhandenen Rohstoffe zusammen. In der Ostsee bestand allerdings ein ähnlicher Verkehr bereits auf anderer Grundlage zur Zeit der Hansa. Mit Deutschland steht Skandinavien bereits heute sozusagen im Binnenverkehr: Fähren schließen die deutschen Eisenbahnlinien von Berlin her unmittelbar an die dänischen und schwedischen an. Es wird nur eine Frage der Zeit sein, und ähnliche Anschlüsse werden Kiel mit Kopenhagen, Jütland mit Christiania, Petersburg mit Stockholm verbinden.

Auch der Binnenverkehr wird vielfach durch Küstenfahrzeuge bewältigt; in Norwegen vornehmlich durch kleine Küstendampfer, die den Aufschwung vieler Handels- und Fischerorte begünstigten. Der Verkehr im Innern vollzieht sich in Schweden und Norwegen noch über weite Strecken ausschließlich auf Landwegen, wo eine eigentümliche Art Personenpostver-

kehr in dem Skjutswesen sich noch bis auf die Gegenwart erhalten hat. Für Schweden sind von großer Bedeutung die Seen und Kanäle. Trotz der langen Eissperre; denn Holz, Erz und Steine sind im Winter über Schnee leicht zu befördern und können ohne Schaden auf das Auftauen der Wasserstraßen warten. Der bedeutendste Kanal ist der Göta kanal, der die Ostsee mit der Nordsee verbindet; er ist bereits über hundert Jahre im Betrieb, hat aber seither eine Reihe Verbesserungen erfahren; die jüngste, eine ganz moderne Schleusenanlage, die die Trollhättafälle umgeht, ist in diesen Tagen eröffnet worden. An Eisenbahnen besaß Dänemark 1913 3771 Kilometer, Norwegen 3092, Schweden 14 330 Kilometer. Es kommen auf:

	100 qkm	10000 Einwohner
In Dänemark	9,7	11,4 Kilometer
In Norwegen	1,0	13,2 -
In Schweden	3,2	26,2 -
In Deutschland (ohne Kleinbahnen) . .	11,6	9,7 -

In Norwegen ist die Süd- mit der Westküste bisher nur durch eine einzige Eisenbahnlinie, von Christiania nach Dronkheim, verbunden; eine zweite Linie von Christiania nach Bergen ist im Bau. Im übrigen ist das Eisenbahnnetz dort kaum noch erweiterungsfähig; der Personenverkehr im Innern wird hauptsächlich von Kraftwagen übernommen werden. In Schweden verbinden zwei Hauptlinien die Ost- mit der Westküste: Gotenburg-Stockholm und Malmö-Stockholm; von Malmö und Stockholm führen Bahnen nach Christiania; von Stockholm eine weitere Hauptlinie dann weiter nach Norden über Riksgränsen bis zum norwegischen Hafen Narvik; von dieser zweigt eine Linie nach Drontheim ab, eine weitere wird wohl noch von Dalarne aus über Röros nach Drontheim geführt werden. Der Anschluß der nordschwedischen Bahnen von Lulea über Haparanda bis Tornea an die finnischen Bahnen und damit an das russische Eisenbahnnetz ist während des Krieges vollendet worden.

Es gibt Leute, die der Ansicht sind, die drei skandinavischen Reiche hätten als germanische Reiche gleich zu Beginn des Weltkriegs mit fliegenden Fahnen zu den Mittelmächten übergehen müssen, und die darüber verstimmt sind, daß zum Beispiel Norwegen die »empfangenen Wohltaten mit solch schnödem Undank gelohnt habe« und Schweden in kurzsichtiger Weise in dem Kampfe zwischen Germanen und Slawen mit Gewehr bei Fuß stehen geblieben sei. Aber in der Politik gibt es keine Sentimentalitäten, und der Kapitalist ist der erste, der sich über Rasse- und nationale Bedenken hinwegsetzt. Die skandinavische Frage ist ein politisches Problem für Mittel- und Nordeuropa, aber es muß zum mindesten stark bezweifelt werden, daß es in diesem Kriege schon gelöst wird, selbst wenn der eine oder andere Staat noch seine Neutralität aufgeben sollte. Verhältnismäßig klar ist die zukünftige Stellung Dänemarks, sie wird sich nämlich kaum von der vor dem Kriege unterscheiden. Eine Zugbrücke für Deutschland nach der skandinavischen Halbinsel hinüber ist Dänemark nicht; Dänemark wird sein politisches Leben für sich führen. Seine Produkte führt es bequemer nach dem industriellen England aus als nach den Industriegebieten Deutschlands, von denen es durch einen Gürtel agrarischer Landschaften getrennt ist. Verkehrspolitisch nimmt es nur den Schnellverkehr des westlichen Deutschlands nach Schweden und Norwegen auf; Berlin und Ost-

deutschland wählen meist den direkten Weg über Trelleborg. Im übrigen kommt es für den Touristenverkehr zwischen der Nord- und Ostsee und hier vor allem mit den russischen Ostseeprovinzen in Frage. Die intimen Beziehungen Dänemarks zu England und Rußland sind also keineswegs von nationaler Verärgerung, wie es so oft heißt, diktiert.

Auch von Norwegen wird man trotz Denkmalspenden, Aalesund und alljährlicher Nordlandsreisen keine besondere Sehnsucht nach einem Zusammengehen mit den Mittelmächten erwarten dürfen. Seine ganze so überaus lange Küste, an der sich das wirtschaftliche Leben zusammendrängt, liegt England offen, ein großer Teil der norwegischen Produktion geht nach England, und England kann jederzeit die Gesamteinfuhr von Lebensmitteln nach Norwegen sperren. Die norwegische Schiffahrt ist auch nur eine Filiale der englischen; denn in den norwegischen Reedereien dominiert das englische Kapital. Die Anlehnung Norwegens an England ist auch nicht von heute oder gestern; sie ist bereits offenkundig seit seiner Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1905; ja die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Unabhängigkeitserklärung das Werk Englands war. Denn solange die beiden skandinavischen Reiche vereinigt waren, wäre eine offene Parteinahme Norwegens nicht möglich gewesen. Aber nicht allein Rücksichten auf seine Schiffahrt, auf Ein- und Ausfuhr haben Norwegen in die Arme Englands getrieben; das geschah nicht zum wenigsten auch, um Schutz gegen den Druck von Osten zu gewinnen. Dieser Druck äußert sich von zwei Seiten her, von Schweden und von Rußland. Die Wälder, die einst Schweden von Norwegen trennten, sind heute nicht mehr ungangbar, und Schweden hat an zwei sehr wichtigen Punkten in Norwegen bereits erheblichen wirtschaftlichen Einfluß gewonnen, in Drontheim und in Narvik. Rußland aber ist auf seinem Wege nach Westen an den Atlantischen Ozean schon ein gehöriges Stück vorwärts gedrungen, zu Land streckt es einen drohenden Fühler am Muonio entlang gegen Tromsö aus und isoliert so die norwegische Finnmark; ebenso hat es sich weiter nördlich am Enaresee gegen den Varangerfjord und Vadsö bis nahe ans Meer vorgeschoben. Auch die kostspieligen Hafenanlagen an der Murmanküste und die Bahn, die dahin während des Krieges von Finnland aus gebaut wurde, sind als Operationsbasis für ein Vordringen Rußlands in absehbarer Zeit nach dem Atlantischen Ozean hin anzusehen. So wird auch verständlich, warum Norwegen seine Unabhängigkeitserklärung und damit seine Anlehnung an England just zu dem Zeitpunkt aussprach, als Rußland durch seine ostasiatischen Niederlagen am meisten geschwächt erschien.

Schweden gilt noch als dasjenige Land, von dem die Mittelmächte am wenigsten zu fürchten und am meisten zu hoffen haben. Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Deutschland ist der Hauptabnehmer für schwedische Roh- und Halbprodukte; Schwedens Küsten liegen am günstigsten zu Deutschland. Auch der Hauptverkehr Schwedens ist auf die Nordsüdlinie eingestellt. Mehr noch bedingen außerpolitische Momente seine Anlehnung an Deutschland. Der einzige Staat, an den, abgesehen von Norwegen, Schweden unmittelbar angrenzt, ist Rußland, und der größte Teil von Schwedens Küste liegt der russischen gegenüber. Die Zeiten sind vorüber, wo Schweden eine ständige Bedrohung Rußlands bildete; heute sind Helsingfors, Petersburg, Reval, Riga ebensoviel Tore, die sich Schweden gegenüber und zu

jeder Zeit nur nach außen öffnen lassen. Hier ist Schwedens empfindlichste Stelle, und seine Besorgnisse gründen sich, wie schon Napoleon bemerkte, auf eine »geographische Feindschaft«. Als es vor hundert Jahren Finnland einbüßte und Norwegen mit sich vereinigte, hat es mit dieser großskandinavischen Idee die Ostsee allzusehr vernachlässigt. Seitdem ist Finnland eine russische Provinz geworden und eingestandenermaßen eine russische Operationsbasis gegen Nordschweden, und die Alandsinseln wurden ein schon sehr weit vorgeschobenes, stark befestigtes Außenwerk für das russische Vordringen in der Ostsee. Englands Interesse an Schweden mußte aber in dem Augenblick stark abflauen, wo Deutschland es in sein Interessengebiet einbezog. Kein Wunder, daß man in Schweden die Vorgänge in Rußland mit äußerster Sorge betrachtete und daß eine Reihe von Politikern den offenen Anschluß an Deutschland predigte!

Es gibt aber auch Politiker, darunter ganz hervorragende, die davon nichts wissen wollen und eine Anlehnung an England und Rußland für das Gebotene im Interesse ihres Landes halten, vielleicht von dem unausgesprochenen Gesichtspunkt aus, daß, wenn einmal doch ein Mittelstaat wie Schweden in Abhängigkeit geraten müßte, diejenige von Osten und Westen zugleich am vorteilhaftesten wäre. Auch dafür gibt es Gründe. Es mag zum Beispiel schon in Hinsicht auf die geographische Lage geratener erscheinen, von zwei Reichen getragen zu werden, denen man die längsten Grenzen zukehrt, während nur ein schmaler Küstenstreifen Deutschland gegenüberliegt (wobei aber auch in Betracht gezogen werden müßte, daß Rußlands Bündnis mit England nur ein vorübergehendes sein kann und wahrscheinlich auch ist). Ferner aber ist es nicht ausgeschlossen, daß die wirtschaftliche Entwicklung Schwedens andere Bahnen als seither einschlagen wird. Bisher war es hauptsächlich ein Lieferant von Rohstoffen, die nach Deutschland gingen und da veredelt wurden. Wie nun, wenn die Veredelung im eigenen Lande geschehen wird? Und darauf drängt die Entwicklung doch hin. Dann wird aus einem Rohstofflieferanten ein Konkurrent Deutschlands, und diese Gefahr für Deutschland besteht vor allem für einige Zweige der chemischen (Düngemittel!) Industrie, für die Zellulose-, Papier- und besonders für die Eisenindustrie. Diese Industrien werden Absatzmärkte suchen, und sie werden sie, die Eisenindustrie auf dem aufnahmefähigen benachbarten russischen Markt und die übrigen in Überseegebieten, finden. Das wird auch eine Umstellung des Verkehrs aus der Nordsüd- in die Westostrichtung zur Folge haben, die um so leichter vonstatten gehen wird, als die Haupthäfen — Gotenburg, Stockholm — in dieser Verkehrsrichtung liegen und in ihr die wenigsten natürlichen Hindernisse zu überwinden sind. Auf demselben Wege könnte dann Rußland, besonders für Getreide, ein Hauptrohstofflieferant werden, und ebenso könnte ein großer Teil des Transitverkehrs von Rußland nach den transatlantischen Ländern über Schweden geleitet werden (wodurch allerdings Kopenhagen ein starker Stoß versetzt würde). Man sieht, das sind Gründe, die sich hören lassen, und sie werden — auch abgesehen von der preußisch-militaristischen Gefahr — es nicht zum wenigsten gewesen sein, die Leute wie den Genossen Branting und andere zu ihrer bekannten Stellungnahme veranlaßt haben, schon mit Rücksicht auf die schwedische Sozialdemokratie, die an einer möglichst qualifizierten Arbeiterschaft interessiert ist.

Die Nachwahl in Grimma-Oschatz-Wurzen.

Von Rich. Lipinski.

Die Nachwahl war während des Weltkriegs die erste, bei der die sozialdemokratische Parteiorganisation den sogenannten Burgfrieden nicht anerkannte. Der Verlauf und Ausgang des Wahlkampfes erregte besondere politische Aufmerksamkeit im Reiche; über ihn ist so viel Oberflächliches und Törichtes gesprochen und geschrieben worden, daß es sich lohnt, auf ihn näher einzugehen. Wenn es etwas spät erfolgt, dann nur deshalb, weil mich ein Augenleiden einige Zeit zwang, schriftliche Arbeiten auf das Notwendigste zu beschränken. Die historische Würdigung kommt aber noch zur rechten Zeit.

Die Parteigenossen von Leipzig wandten sich bereits Anfang 1915 gegen die Kriegspolitik der Partei, insbesondere kam dies durch einen Beschluß der Bezirkskonferenz vom 28. Juni 1915 zum Ausdruck. Die Kreise des Bezirks, auch der 11. sächsische Reichstagswahlkreis, nahmen in Kreiskonferenzen und -versammlungen im gleichen ablehnenden Sinne Stellung, so daß der Bezirk geschlossen in der Opposition stand. In dieser Situation wurde die Parteiorganisation durch den Tod des konservativen Abgeordneten Giese für den 11. Reichstagswahlkreis vor die Alternative einer Nachwahl gestellt. Da gab es kein großes Verhandeln. Am 17. September wurde der Tod Giefes bekannt, am 18. September beschlossen der Bezirksvorstand und am folgenden Tage die Bezirksparteileitung einstimmig, in den Wahlkampf einzutreten. Am 1. Oktober faßte der Kreisausschuß der Organisation des 11. Wahlkreises mit 18 gegen 2 Stimmen den gleichen Beschluß. Herzerfrischend war es, wie bei dieser Beratung gerade die Vertreter der kleinen Parteiorte, trotz Kenntnis der zu bewältigenden Schwierigkeiten, einer nach dem andern sich für die Wahlbeteiligung aussprachen. Der Beschluß erwies sich bald als ein überaus glücklicher. Am 3. Oktober wurde bekannt, daß die konservative Landesorganisation für Sachsen die Nachwahl zu einem Kampfe für den rücksichtslosen Unterseebootkrieg und einer Demonstration für imperialistische Eroberungspolitik benutzen wollte. Sie hatte das Mandat dem aus dem Staatsdienst wegen des Unterseebootkriegs entlassenen Großadmiral v. Tirpitz angeboten. Als dieser dankend ablehnte, wurde ein Vertreter des Unabhängigen Ausschusses, Fabrikant Dr. Wildgrube aus Dresden aufgestellt. Gegen diesen Heißsporn legten die Nationalliberalen Einspruch ein, es wurde auch im stillen versucht, den Bürgermeister von Wurzen Dr. Seetzen zur Annahme der Kandidatur zu veranlassen, als dieser aber ablehnte, blieb es bei der Kandidatur Wildgrube. Dadurch wurde zunächst die Kriegspolitik des Unabhängigen Ausschusses und die Forderung des rücksichtslosen Unterseebootkriegs in den Vordergrund des Wahlkampfes gedrängt. Dies konnte um so eher geschehen, weil der Unabhängige Ausschuß, Ortsgruppe Dresden, am 2. Oktober 1916 an den Sächsischen Landtag und die Erste Kammer eine Petition Dr. Beutel und Genossen gesandt hatte, die in folgender Forderung auslief:

> Die hohen Ständekammern wollen eine gemeinsame Deputation berufen und den Herrn Minister des Auswärtigen ersuchen, vor dieser Deputation die Gründe zu entwickeln, aus denen heraus die sächsische Staatsregierung der Politik des Herrn Reichskanzlers zustimmt. Alle Parteien der Zweiten Kammer haben am 5. April erklärt, daß der Sächsische Landtag ein Recht auf solche Auskunftserteilung hat.
>
> Die hohen Ständekammern wollen ferner der Staatsregierung erklären, daß sie die bisherige auswärtige Politik des Reichskanzlers als den Interessen des Reiches schädlich erachten, und wollen die Regierung auffordern, all ihren verfassungsmäßigen Einfluß im Bundesrat, darüber hinaus aber auch ihren auf langjährige Freundschaft und Bündnisse gegründeten Einfluß bei den Regierungen der einzelnen Bundesstaaten aufzubieten, um unverzüglich sowohl die rücksichtsloseste Durchführung

des Unterseeboot- und Luftschiffkriegs gegen England zu beginnen, wie auch die Beschränkung der Zensur auf militärische Belänge unter Einhaltung des Burgfriedens und Erhaltung des Siegeswillens zu erreichen.

Die hohen Ständekammern wollen ferner Seiner Majestät dem König in einer ständischen Schrift Kenntnis von ihrer Überzeugung und von ihren Verhandlungen über diesen Gegenstand geben.

Diese Petition war von Kurt Fritzsche, dem Landessekretär der konservativen Partei Sachsens, und Dr. Wildgrube als Mitgliedern des Engeren Ortsausschusses des Unabhängigen Ausschusses unterschrieben worden.

Die Struktur des Wahlkreises.

Der 11. sächsische Reichstagswahlkreis wird im wesentlichen gebildet aus den Bezirken der beiden Amtshauptmannschaften Grimma und Oschatz, einige kleine Grenzgebiete gehören zu anderen Wahlkreisen. Die beiden Amtshauptmannschaften umfaßten im Jahre 1913 ein Gebiet von 1419 Quadratkilometern mit 168 440 Einwohnern. Der 11. Wahlkreis ist demnach einer der ausgedehntesten Sachsens, denn seine Längsachse beträgt über 60 Kilometer. Der Wahlkreis zählt zehn Städte, meist Landstädte, 302 Landgemeinden und 109 Rittergüter. Während die landwirtschaftliche Bevölkerung in ganz Sachsen nur 11,9 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht, hat die landwirtschaftliche Bevölkerung in der Amtshauptmannschaft Grimma noch 28,2 Prozent, in der Amtshauptmannschaft Oschatz 35,6 Prozent Anteil an der Gesamtbevölkerung. Industrie ist stark in Wurzen, sonst in den Städten nur schwach vertreten. Auf dem Lande besteht Steinbruch-, Kalkbruchindustrie, vereinzelt Koalin- und Kohlengräberei. Die Städte Dahlen, Grimma und Mügeln sind auch Rentnerstädte. Nach der Berufs- und Gewerbezählung von 1907 ergibt die soziale Gliederung der erwerbstätigen Bevölkerung ohne Familienangehörige folgendes Bild:

	Personen männlich	Personen weiblich
Selbständige und erwerbstätige Familienangehörige	12066	5367
Leitendes Personal	2355	627
Kaufmännisches Personal usw.	1140	309
Beamte, Militär, Rentner	10540	7367
Insgesamt	26101	13670
Lohnarbeiter	27779	12159

In der Landbevölkerung ist der mittlere und Großgrundbesitz sehr stark vertreten. Unter den Rittergutsbesitzern herrscht der Adel, selbst drei Fürsten sind im Wahlkreis ansässig. Die Rittergüter verfügen über folgende Bodenfläche:

Amtshauptmannschaft	Güter	Insgesamt Hektar	Davon Acker	Davon Wiese	Davon Wald
Grimma	68	24368	13588	2446	7678
Oschatz	41	10582	7211	1078	2050
Insgesamt	109	34950	20799	3524	9728

Unter Berücksichtigung dieses Umstandes wird man verstehen, daß der Begriff Lohnarbeiter auf dem Lande nicht gleichbedeutend ist mit sozialdemokratischer Gesinnung. Denn der Einfluß des Großgrund- und Mittelbesitzes auf diese Schicht ist viel zu groß und die Landarbeiter sind viel zu abhängig, als daß sie sich diesem Einfluß entziehen könnten. Während des Krieges drückt diese Abhängigkeit noch mehr, weil die Ernährungsschwierigkeiten sie geradezu vom Grundbesitz abhängig machen. Bei der Reichstagswahl 1912 zählte der Wahlkreis 28 344 Wahlberechtigte. Davon entfielen auf die Städte 11 437, auf das Land 16 907 Wahlberechtigte. Die Wahlbeteiligung betrug bei der Hauptwahl 92,08, bei der Stichwahl 93,6 Prozent. Das politische Leben war also sehr rege. Von den abgegebenen

Stimmen entfielen in der Hauptwahl auf: Sozialdemokratie 11 217, Konservative 10 339, Liberale 4531 Stimmen und in der Stichwahl: Sozialdemokratie 12 840, Konservative 13 328 Stimmen. Der Konservative war also mit Hilfe der Liberalen mit 488 Stimmen Sieger geblieben.

Der Krieg hat dieses Bild sehr zuungunsten der Sozialdemokratie verschoben. Welche Wirkung der Krieg auf die soziale Gliederung ausgeübt hatte, konnte niemand vor der Wahl feststellen, da aber die Lohnarbeiter in der Mehrzahl sind, so konnte man annehmen, daß ihre Schicht am meisten vom Heeresdienst betroffen wurde. Dazu kommt, daß die Bevölkerung auf dem Lande sich durchschnittlich eines viel höheren Lebensalters erfreut als die Arbeiter der Industrie. Von je 100 Personen gehörten in Sachsen an:

	Alter	
	von 25 bis 70 Jahren	über 70 Jahren
Landwirtschaft, Selbständige	95,72	3,18
- Arbeiter	36,54	0,94
Industrie, Selbständige	86,57	3,78
- Arbeiter	54,69	0,40
Beamte, Militär, freie Berufe	56,46	0,65
Rentner	67,56	31,32
Während der Durchschnitt aller Personen nur beträgt	45,09	2,29

Die Zahl der Rentner im Wahlkreis beträgt allein 3157, und der größere Teil der höheren Beamten ist daheim geblieben. Die Wählerlisten sind nicht überall einwandfrei aufgestellt worden, vereinzelt hatte man alle Wähler, auch die zum Heeresdienst berufenen, aufgeführt, und oft fehlten in den Städten die Wähler ganzer Häuser. So ergaben die Wählerlisten bei dieser Wahl 18 282 Wahlberechtigte. Dann wurden kurz vor dem Wahltermin am 15., 17. und 21. November meist Arbeiter eingezogen. Es verblieben am Wahltag noch 16 568 Wähler, das sind gegen 1912 11776 Wähler weniger. Von den in den Wählerlisten eingetragenen Wählern entfielen 7886 auf die Städte und 10 392 auf das Land. Die Aussichten für den Wahlkampf waren demnach völlig unsichere. Ein Teil der Parteigenossen rechnete damit, daß die Ernährungsschwierigkeiten, die ungleiche Verteilung der Nahrungsmittel, die Benachteiligung der kleinen Landwirte bei der Beschlagnahme der Kartoffeln usw. auf die Wahl einwirken würden. Das hat sich als ein Trugschluß erwiesen. Denn erstens kam der alte Gegensatz zwischen Stadt und Land verschärft zum Ausdruck, und mancher Bauer hat sich im stillen gefreut, den Städtern einen Denkzettel zu geben, dann aber ist auch der Kleinbauer nicht unberührt von Kriegsprofiten geblieben, wodurch die Mißstimmung wieder aufgewogen wurde. Das Klasseninteresse steht im allgemeinen höher als das persönliche Interesse. Die Einwirkung der Ernährungsschwierigkeiten in den Städten trifft gerade die Frauen am härtesten, deren Männer im Felde stehen, und die Frauen haben ja kein Wahlrecht.

Der Wahlkampf.

Die Parteiorganisation hat durch den Krieg stark gelitten, viele Verbindungen im Kreise waren zerstört, in einer Anzahl Orten waren die Ortsgruppen eingegangen. Es mußten deshalb die Verbindungen wieder gesucht werden. Diese Arbeit wurde mit Energie vom Bezirks- und Kreisvorstand aufgenommen, und das Resultat war überraschend. Die Annahme, daß keine Genossen in den Orten vorhanden seien, erwies sich als irrig, sie hatten mit Rücksicht auf den Krieg ihre Parteitätigkeit als »überflüssig« eingestellt. Ebenso erwies sich die Annahme als falsch, daß zu wenig Wähler vorhanden seien; die Abschrift der Wählerlisten klärte auch diesen Irrtum auf. Freilich mußte das Fehlen von annähernd 12 000 Wählern auf die Versammlungstätigkeit einwirken und erforderte, daß zur Wahlarbeit von

den benachbarten Reichstagswahlkreisen Hilfe herbeigerufen werden mußte, die gern gewährt wurde. Am 1. Oktober hatte der Kreisausschuß die Wahlbeteiligung beschlossen, und schon am 3. Oktober setzten in den Parteiorten die Besprechungen mit den Parteigenossen ein. Solche Besprechungen haben in 45 Orten stattgefunden, bei denen die politische Situation dargelegt wurde. Am 22. Oktober konnte mit den öffentlichen Versammlungen begonnen werden und fanden bis zum Wahltag 28 Versammlungen statt, die in einzelnen Orten glänzend besucht waren.

Es galt auch, die Schwierigkeiten des Belagerungszustandes zu überwinden. Die Organisation verfocht die Auffassung, daß die Wahlversammlungen durch das Gesetz über den Belagerungszustand und die daraus geflossenen Verordnungen nicht berührt würden, sondern durch das Reichstagswahlgesetz und das ergänzende Reichsvereinsgesetz gesichert seien. Es wurde darum vom Tage der amtlichen Bekanntgabe des Wahltermins an keine Wahlversammlung polizeilich angemeldet. Von der Behörde ist uns nichts in den Weg gelegt worden, weder ist die Einreichung des Rednermanuskripts verlangt worden, noch wurde auf Einhaltung von Fristen gedrängt oder der Aussprache Schwierigkeiten bereitet. Die Gegner, die es ängstlich vermieden, für ihre Versammlungen freie Aussprache anzukündigen oder zuzulassen, entsandten in unsere Versammlungen Redner. So traten in unseren Versammlungen der konservative Landessekretär Fritzsche (Dresden), der Sekretär des Bundes der Landwirte Michaelis (Halle) und vom Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie der frühere sozialdemokratische Redakteur Burgemeister (Berlin) unseren Rednern entgegen. Ferner wurden zur Beruhigung der kleinen Landwirte von den Gegnern die aus Bauernkreisen stammenden konservativen Landtagsabgeordneten und Sekretäre des Bundes der Landwirte auf die Dörfer entsandt, um kleine Versammlungen abzuhalten.

Die schriftliche Agitation erlitt ebenfalls keine Einschränkung. Hier stützte der § 43 der Gewerbeordnung die Wahlflugschriften. Auf eine Anfrage des Geschäftsführers der Leipziger Buchdruckerei A.-G. beim Generalkommando wurde ihm der Bescheid, daß auf die Zensur der Wahlflugschriften verzichtet würde, nur sollten genügend Belegexemplare für ein nachträgliches Eingreifen der Behörde aufgehoben werden.

Selbstverständlich mußte bei Abfassung der Flugschriften auf den Belagerungszustand Rücksicht genommen werden. Die Parteiorganisation hat vier Flugschriften in einer Gesamtauflage von über 100 000 Exemplaren glatt verbreitet. Die Unterstützung des Wahlkampfes durch die Presse konnte nicht sehr stark sein. Die größeren Zeitungen beschäftigten sich zwar mit dem Wahlkampf, doch hatte dies von bürgerlicher Seite nur den Zweck, den den Liberalen unbequemen konservativen Kandidaten zu verdrängen, und als dies nicht gelang, erklärte man sich mit Hosianna für den »Reaktionär vom reinsten Wasser«, wie ihn das liberale »Leipziger Tageblatt« bezeichnet hatte. Die Kreisparteipresse hat stark unter dem Krieg gelitten, während durch die amtliche Verteilung der Lebensmittel und die sich daraus ergebenden vielen lokalen amtlichen Bekanntmachungen die kleine Amtsblattpresse des Kreises an Abonnenten und damit an Einfluß auf die Bevölkerung gewonnen hat. Die Kräfte waren hier demnach sehr ungleich verteilt.

Meine Stellung zur Kriegspolitik

hat sehr viel Anfechtung erfahren. Im Vordergrund des Wahlkampfes standen die vier Fragen: Der Charakter des Krieges und die Forderung des Friedens, die Neuorientierung, die Lebensmittelfrage und die Folgen des Krieges. Parteidifferenzen schied ich von vornherein aus, sie gehören in die Parteiorganisation, nicht in Wählerversammlungen und Wahlflugschriften. Ich mußte mich deshalb auf eine knappe, den Wählern verständliche Formulierung beschränken und daraus die Schlußfolgerungen ziehen. Der einzige Anfechtungspunkt ist meine Stellung zum Kriege. Hierzu bemerke ich kurz dies:

Oberster Grundsatz der Völkerbeziehungen gemäß dem Programm und den Kongreßbeschlüssen der Sozialdemokratie ist das nationale Selbstbestimmungsrecht der Völker im Rahmen des für alle gleichmäßig geltenden internationalen Rechts. Die Erhaltung des Selbstbestimmungsrechts setzt das Recht voraus, den Eingriff in dieses Recht abzuwehren, also das Selbstbestimmungsrecht der Nation zu verteidigen und damit auch das Recht, die Nation unversehrt zu erhalten. Dieser Rechtszustand hat nach meiner Beurteilung des Verlaufs des Weltkriegs für Deutschland niemals bestanden. Ich habe die Auffassung, daß der Mord von Serajewo nur als Vorwand diente, um die längst geplante imperialistische Auseinandersetzung zwischen den Weltmächten herbeizuführen und durchzusetzen. Unter dieser Voraussetzung, die ich in Flugschriften und Reden darlegte, lehnte ich jede Eroberungspolitik, jede Annexion fremdsprachiger Völker und Länder ab, trat für die Verteidigung Deutschlands ein und erklärte als das Ziel der Sozialdemokratie:

Sie will Deutschland unversehrt und unabhängig erhalten wissen und tritt für die Forderung einer internationalen Handelspolitik, des ungehinderten Warenaustausches zwischen den verschiedenen Nationen nebst ihren Kolonien und Protektoraten ein. Sie erstrebt eine Verständigung der Völker zum freien, friedlichen Wettbewerb, zur gemeinsamen Kulturarbeit.

Diese Formulierung entspricht dem von der Leipziger Parteileitung deklarierten und in Umlauf gesetzten Text der Friedenspetition des Parteivorstandes.

Betrachtete ich den Krieg als Eroberungskrieg, so war die Erklärung folgerichtig, daß ich die Bewilligung von Kriegskrediten ablehnen und mich der Arbeitsgemeinschaft anschließen würde. Diese Auffassung habe ich in Wort und Schrift während des ganzen Wahlkampfes vertreten, und niemand kann sagen, daß die Wähler über meine Haltung im unklaren geblieben sind.

Die Gegner

zogen in den Wahlkampf als Vorkämpfer für den rücksichtslosen Unterseebootkrieg zur Niederwerfung Englands und Bekämpfer der Kriegspolitik des Reichskanzlers. Nachdem dieser Schlachtruf aber bei einem Teil der Wähler verschnupft hatte, wurde die Löwenhaut abgestreift und die Forderung nur so weit vertreten, »als sie diese Kampfesmittel in die Hand der obersten Heeresleitung legen und unseren Nationalheroen Hindenburg und Ludendorff in unerschütterlicher Zuversicht die rechtzeitige Anwendung dieser Kampfesmittel anheimstellen«. Aus der Aufforderung des Unabhängigen Ausschusses an die Landesregierung, die Bundesstaaten gegen die Reichsleitung auszuspielen, wurde die Wahrung eines verfassungsmäßigen Rechtes, von der Landesregierung Auskunft über auswärtige Politik zu erlangen. So wurden aus blindwütenden Eroberungspolitikern bescheidene Verfechter der nationalen Verteidigung Deutschlands, die ganz sich dem Vertrauen zur obersten Heeresleitung unterwarfen. Scheidemann, Lensch, Heilmann und andere dienten für den Verteidigungskrieg Deutschlands als Kronzeugen. Der Artikel der »Sozialdemokratischen Feldpost«: »Eine deutsche Niederlage« prangte in der Amtsblattpresse und wurde als konservatives Flugblatt verbreitet. So wurde der Wahlkampf auf die einfache Formel gebracht: Sieg oder Niederlage Deutschlands.

Die Konservativen wollten nach ihrer Darlegung die Zerstücklung Deutschlands verhindern, während der böse Kreditverweigerer die Zerreißung und Aufteilung Deutschlands wollte. Meine Darlegungen, daß durch eine Verständigung die durch den Krieg zwischen den Völkern aufgeworfenen Streitfragen gelöst werden müßten, wurden als unausführbare Phantasieprodukte beiseite geschoben.

Der Wahlkampf wurde von den Konservativen mit allen demagogischen Mitteln geführt, in deren Anwendung selbst der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie sie nicht überbieten konnte. Die Verurteilung Liebknechts wurde herangezogen, die Arbeitsgemeinschaft arbeite im Sinne Liebknechts, wer Lipinski

wähle oder gar sich der Stimme enthalte, übe Landesverrat, der falle seinen feldgrauen Brüdern in den Rücken und könne ihnen bei ihrer Heimkehr nicht mehr in die Augen sehen, Hindenburg sehe auf die Wähler, daß sie nicht Lipinski wählen. »Feldgraue« Dichter krochen hinterm warmen Ofen hervor und dichteten Oden »aus dem Schützengraben« — und so mit Grazie weiter! Die Beschlagnahme und Verteilung der Lebensmittel wurden als sozialistische Maßnahmen denunziert, die ein Vorspiel für den sozialistischen Zukunftsstaat seien. Die hohen Preise für Lebensmittel seien von Sozialdemokraten in den Ausschüssen vorgeschlagen und gutgeheißen worden. Einer sachlichen Auseinandersetzung ging man peinlich aus dem Wege. So wurde die Wahl ein Vorspiel für die späteren Wahlkämpfe und eine Probe aufs Exempel für die Neuorientierung unter den Parteien selbst.

Das Wahlresultat

war unter diesen Voraussetzungen ein glänzendes. Von den 7886 eingeschriebenen Wählern hatten 1479 von ihrem Wahlrecht keinen Gebrauch gemacht, in den drei größten Städten des Kreises Grimma, Oschatz und Wurzen waren allein 1070 Wähler daheim geblieben, während auf dem Lande von 10 396 Wahlberechtigten 9196 gewählt haben. Hierbei muß aber beachtet werden, daß durch die Einbeziehung zum Heeresdienst kurz vor der Wahl die Zahl der Wahlberechtigten von 18 282 auf 16 568 sank, die Verteilung dieser Differenz auf Stadt und Land im einzelnen aber nicht nachgeprüft werden kann.

Von den verbleibenden 16 568 Wählern haben 14 603 gleich 86,5 Prozent ihr Wahlrecht ausgeübt. Davon entfielen auf Lipinski 6288, auf Wildgrube 7974 Stimmen, und 291 waren ungültig.

Nach Stadt und Land verteilen sich die abgegebenen Stimmen, für 1912 das Ergebnis der Stichwahl zugrunde gelegt:

	Sozialdemokratie		Konservative	
	1912	1918	1912	1918
Stadt	6440	3113	4896	3091
Land	6400	3175	8429	4883
Insgesamt	12 840	6288	13 325	7974

Es ist leicht erkennbar, daß für die Sozialdemokratie das Verhältnis gegen 1912 fast das gleiche blieb, während das Mehr der Konservativen wie 1912 aus den Landgemeinden geholt worden ist. Auf dem Lande sind es die Alten gewesen, die den Ausschlag im Wahlkampf gaben. Auf den Wahlsieg haben wir von vornherein nicht gerechnet, der sozialistischen Aufklärung hat der Wahlkampf sehr gedient.

Die Wahl ist als eine Angelegenheit der Arbeitsgemeinschaft gefeiert worden. Das ist ein Irrtum. An der Beschlußfassung für die Wahlbeteiligung hat kein Mitglied der Arbeitsgemeinschaft mitgewirkt oder auf die Entschließung eingewirkt, sie war die Konsequenz der Haltung der Parteiorganisation im Bezirk. In den Wahlversammlungen hat außer den im Bezirk wohnenden Genossen Geyer und Ryssel nur der Genosse Haase von der Arbeitsgemeinschaft und Genosse Schmidt (Meißen) von der Fraktionsminderheit in je einer Versammlung gesprochen. Sonst ist der ganze Wahlkampf von Kräften aus dem Bezirk bestritten worden. (Ebenso ist der Vorwurf der »Dresdener Volkszeitung« gegen die Arbeitsgemeinschaft deplaciert, sie habe sich einer Inkonsequenz schuldig gemacht, indem sie für die Wahlbeteiligung eingetreten sei, während sie im Reichstag für die Verlängerung der Legislaturperiode gestimmt habe. Erstens hat die Arbeitsgemeinschaft auf die Beschlußfassung im Wahlkreis nicht eingewirkt, zweitens nahm der Wahlkreis endgültig am 1. Oktober zur Wahlbeteiligung Stellung, während der Reichstag erst am 11. Oktober seine Lebensdauer verlängerte. Man sieht, auf ein bißchen mehr Schiefheit für die Verteidigung der Fraktionsmehrheit kommt es nicht an.) Die Parteiorganisation des Bezirks und des Kreises ist mit dem Ausgang des Wahlkampfes sehr zufrieden, er war eine rechte Friedensarbeit.

Nochmals Gemeinschaftsarbeit.

Von Emil Kloth.

Meine Erwiderung auf die Kritik des Genossen Karl Emil gegen die angeblichen gewerkschaftlichen Harmonieapostel hat auch den Genossen Karl Kautsky auf den Plan gerufen. Wie Karl Emil verwechselt Kautsky Harmonie mit Gemeinschaftsarbeit. Das sind aber unterschiedliche Begriffe. Wo ungetrübte Harmonie herrscht, da sind gegensätzliche Organisationen verpönt. Die Gemeinschaftsarbeit zweier Interessengruppen setzt aber diese Vertretungen geradezu voraus. Keinem Befürworter der Gemeinschaftsarbeit zwischen Arbeitern und Arbeitgebern zur Wahrung gemeinsamer Berufsinteressen ist es jemals eingefallen, die Auflösung oder Verschmelzung der gegensätzlichen Organisationen zu fordern, die Gemeinschaftsarbeit wird immer nur so weit geübt, als beide Interessengruppen dabei auf ihre Rechnung kommen. Geschieht das nach Ansicht eines Teiles nicht, lassen sich die gemeinsamen Interessen nicht auf bestimmte Ziele einstellen, dann tritt der Kampf in seine Rechte, wofür die kampfdurchwogte Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung eine endlose Kette von Beispielen bietet. Ganz anders bei den wirklichen Harmonieleuten. Ihnen sind die Arbeiterorganisationen und das Verhandeln mit diesen auf paritätischer Grundlage in Tarif- oder Arbeitsgemeinschaften zur Regelung gemeinsamer Berufsangelegenheiten ein Scheuel und Greuel; der gelbe Werkverein als Ausdruck der Interessenharmonie zwischen Kapital und Arbeit ist ihr Ideal.

Es ist schade um die Zeit, die darauf verwendet werden muß, mit den Theoretikern immer noch solche Auseinandersetzungen führen zu müssen, obgleich die einsichtigen und verantwortungtragenden Kreise in der Partei sich schon seit zwanzig Jahren darüber klar sind, daß man wegen der Gewerkschaften keine Sorge zu haben brauche, sie könnten etwa die Klasseninteressen des Proletariats verraten oder auch nur verleugnen. Nichtsdestoweniger darf man sich dieser Pflicht wegen des Einflusses der Theoretiker auf die Presse nicht entschlagen, zumal sie ihre Meinungen mit einer solch »wissenschaftlichen« Überlegenheit und Unfehlbarkeit vorzutragen pflegen, so daß sie auf nicht beschlagene Leser, besonders in aufgeregten Zeiten, nicht ohne Einfluß bleiben würden, wenn man sie nicht immer widerlegte. Den Unterschied zwischen Theoretikern und gewerkschaftlichen Praktikern kann man vielleicht in die Formel zusammenfassen: Während die gewerkschaftlichen Praktiker die Massen zu wirklichen, immer ausgedehnter werdenden Kämpfen gegen das Kapital führten, begnügten sich die Theoretiker mit dem »Kampf« in weltabgeschiedener Studierstube oder auf dem geduldigen Papier gegen das Kapital — und die Gewerkschaftsführer.

Bemerkenswert, aber für den Kenner nicht erstaunlich ist die Übereinstimmung zwischen schwerindustriellen Scharfmachern und radikalen sozialistischen Theoretikern in bezug auf die Verurteilung der Gemeinschaftsarbeit zwischen Arbeitern und Unternehmern. Man lese beispielsweise das, was das Hauptorgan der Unternehmerverbände, die »Deutsche Arbeitgeberzeitung«, vom 24. Dezember 1916 über die »Gemeinschaftsarbeit im deutschen Malergewerbe« schreibt, die von den Arbeitervereinigungen im Malergewerbe — freie, christliche und Hirsch-Dunckersche — beantragt worden ist, dann wird man dies bestätigt finden. Gewiß gehen Scharfmacher und Theoretiker von verschiedenen Gesichtspunkten aus, aber in der prinzipiellen Stellung gegen die Arbeitsgemeinschaften reichen sie sich brüderlich die Hände.

Kautsky macht sich nun, um mich zu widerlegen, eine zwar originelle, aber sehr sonderbare Theorie über meine Ausführungen betreffs Gemeinschaftsarbeit zurecht: man kann sie als die Lokaltheorie bezeichnen. Die Beispiele nämlich, meint Kautsky, welche ich für das Fortschreiten der Gemeinschaftsarbeitsidee anführte, seien gar keine Beweise dafür, denn wenn im Landtag, in Gemeinderäten und Gewerbegerichten sich Vertreter der Parteien zusammenfänden oder wenn im Parlament Regierung und Opposition zusammenträfen, so sei das keine Gemeinschaftsarbeit,

sondern nur ein Zusammentreffen im gleichen Lokal. Das stimmt bis auf die Gewerbegerichte. Entweder verfällt Kautsky hier wieder einmal seiner schon oft gerügten polemischen Unsitte, seinem Gegner etwas zu unterstellen, was er gar nicht behauptet hat, und sich daraus einen Popanz zu machen, auf den er losschlägt, um so den Gegner »wissenschaftlich« zu vernichten — oder er vermag keine scharfen Begriffsbestimmungen zu ziehen. Die Beispiele, welche ich neben dem Gewerbegericht für die Gemeinschaftsarbeit anführte, waren: der Eintritt von Sozialisten in bürgerliche Ministerien in England, Frankreich, Belgien, Italien und Dänemark, die Vertreterkörperschaften der Arbeiterversicherung, Tarifgemeinschaften und der früher im Reichstag gestellte sozialdemokratische Antrag auf Einrichtung paritätisch aus Arbeitern und Unternehmern zusammengesetzter Arbeitsämter. Diese Beispiele läßt Kautsky glatt unter den Tisch fallen. Warum denn? Nun, das ist sehr naheliegend, denn sie ließen sich nicht in das Prokrustesbett der Kautskyschen Lokaltheorie hineinzwängen. Oder doch? Je nun, dann wäre es ein Schauspiel für Götter, denselben Kautsky, der mit dem ganzen Aufwand seiner scholastischen Spitzfindigkeit bisher den Ministerialismus in Grund und Boden verdammte, diesen jetzt als harmloses Zusammentreffen bürgerlicher und proletarischer Vertreter in ein und demselben Lokal verteidigen zu sehen. Oder hält Kautsky es für richtig und entschuldbar, wenn der Ministerialismus von ausländischen Genossen geübt wird, während er bei den deutschen Genossen verdammenswert ist? Oder glaubt Kautsky jetzt »die Zeit der Abrechnung mit jenen dunklen Ehrenmännern, die da einen Geheimbund gegen die Partei bilden«, für gekommen, wie er sich einmal um die Zeit des Mannheimer Parteitags aussprach und womit er die Gewerkschaftsführer meinte — weil sie sich erlauben, sich für Arbeitsgemeinschaften mit Unternehmern auszusprechen und — schrecklich zu sagen — solche auch bereits schon eingegangen sind?

Auch auf Tarifgemeinschaften mit ihren gemeinsamen Festsetzungen der Lohn- und Arbeitsbedingungen, mit ihren Schieds- und Spruchinstanzen, paritätischen Arbeitsnachweisen usw. trifft die Kautskysche Lokaltheorie ebensowenig zu wie auf die neuerdings entstandenen Arbeitsgemeinschaften. Selbst die erst nach unausgesetzten Bemühungen unserer parlamentarischen Vertreter für alle Städte mit mindestens 20 000 Einwohnern obligatorisch eingeführten Gewerbegerichte lassen sich nicht in die Kautskysche Theorie einfügen.

Die ideale »Arbeitsgemeinschaft« scheint dagegen Kautsky darin zu sehen, wenn in unserer Partei deren Reichstagsvertreter bei den wichtigsten Fragen gegeneinander stimmen, wenn sie zwei Fraktionen bilden, wenn an manchen Orten schon zwei Parteiorganisationen »harmonisch« nebeneinander wirken und dergleichen liebliche Erscheinungen mehr, in denen wir nach Kautsky und Genossen »die höhere Einheit der Partei als Gebot der Stunde« zu erblicken haben.

Was ich über die früher so viel Staub aufwirbelnde Frage der Beteiligung oder Nichtbeteiligung an den preußischen Landtagswahlen geschrieben habe, halte ich aufrecht. Es ist mir nicht eingefallen, zu behaupten, Kautsky habe in der Neuen Zeit Anatheme gegen die Beteiligung geschleudert, denn ich hatte dabei die Spitzenartikel Mehrings im Auge. Ich fühle mich also durch Kautskys bezügliche Ausführungen nicht widerlegt. Es ist eben kein Märchen, daß vornehmlich die Theoretiker und ihr Anhang es waren, die gegen die Beteiligung sich erklärten, während Praktiker wie Bebel darin bald umlernen mußten, wie er in bezug auf die Beurteilung der Gewerkschaften gründlich umgelernt hat und umlernen mußte, wollte er sich mit den Tatsachen nicht in schreienden Widerspruch setzen. Wahrhaftig würde es dem Ansehen unserer Theoretiker nur zum Vorteil gereichen, wenn sie gerade aus dem letzteren Beispiel Bebels die Lehre entnehmen wollten und nach den Tatsachen die Gewerkschaften beurteilen würden, anstatt als unberufene Ratgeber sie nach der Elle veralteter Anschauungen messen und kritisieren zu wollen.

Mit demagogischen Mätzchen wie: »die Vertreter der ‚Gemeinschaftsarbeit' in Partei und Gewerkschaft wollten gleichzeitig als Vertrauensmänner des kämpfenden Proletariats und des Reichskanzlers, der Arbeiter und der Unternehmer fungieren«, mag Kautsky und seine anonymen und pseudonymen russischen, galizischen, holländischen, französischen und sonstigen Mitarbeiter, von denen man nicht weiß, welcher Art sie sind, noch woher sie kommen oder wohin sie gehen, bei dem Haufen der Urteilslosen einen Augenblickserfolg erzielen, nicht aber bei den Verständigen und Verantwortungbewußten. »Dor lach' ik öwer« — sage ich mit dem Inspektor Bräsig. Wenn Kautsky mir und Gleichgesinnten noch kühne Zirkuskünste zutraut, so spricht daraus der Neid desjenigen, der nach dem Urteil seiner bisherigen intimsten Anhänger bis über den Hals im »Sumpfe« steckt.

Wir aber bleiben auf dem festen Boden realer Tatsachen und werden daher nicht in den Sand gestreckt werden von jenen, die im »Sumpfe« stecken, sondern lachen ihrer.

Literarische Rundschau.

Wilhelm Wundt, **Leibniz.** Zu seinem 200. Todestag. Leipzig 1917, Verlag Alfred Kröner. 132 Seiten. Preis 4 Mark.

G. W. Leibniz, **Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand.** In dritter Auflage neu übersetzt, eingeleitet und erläutert von Ernst Cassirer. Leipzig 1915, Verlag von Felix Meiner. XXIX und 647 Seiten. Preis 7,50 Mark.

G. W. Leibniz, **Deutsche Schriften.** Herausgegeben von Dr. Walter Schmied-Kowarzik. 1. Band: Muttersprache und völkische Gesinnung; 2. Band: Vaterland und Reichspolitik. Leipzig 1916, Verlag von Felix Meiner. XL und 112, XXIII und 176 Seiten. Preis je 2 Mark.

Wundts Beitrag zum 200. Todestag Leibnizens muß vor allem als ein Meisterstück philosophischer Prosa bezeichnet werden. Es ist eine glänzende Darstellung sowohl der Zeit als auch der Gedankenarbeit Leibnizens, die in der umfangreichen Leibniz-Literatur sicherlich einen der vordersten Plätze einnehmen wird. Mit spielender Leichtigkeit überwindet Wundt die unzulänglichsten Abschnitte der Leibnizschen Philosophie (allein die Darstellung der Monadenlehre ist vorbildlich!), um in knappen — und doch erschöpfenden — Umrissen ihren innersten Kern herauszuschälen. Solches kann ihm heutzutage — beim neuerlichen Überhandnehmen des zunft- und zopfmäßigen Philosophierens — nicht hoch genug angeschlagen werden! Diese mustergültige Klarheit verdanken wir freilich in erster Linie dem Umstand, daß die Wundtsche Studie eigentlich ein Bekenntnisbuch darstellt: ihr Verfasser schrieb sie ebensosehr pro domo sua wie zu Ehren Leibnizens. Selbstverständlich hat es sich für ihn dabei keinesfalls um ein schlechthiniges »Zurück-auf-Leibniz!« gehandelt: dazu ist Wundt ein viel zu gründlicher Historiker. Aber in Leibniz den ersten Verkünder des neuzeitlichen Idealismus (das heißt des Psychologismus) zu feiern, der durch Wundt seit vielen Jahrzehnten so glänzend vertreten wird: dieser Absicht begegnen wir in der Wundtschen Arbeit sozusagen auf jedem Schritt. Und eben deshalb bietet sie eigentlich viel mehr als eine bloß gelehrte Untersuchung und »Quellenforschung«, wie wir dergleichen Wundt wohl ohne weiteres zutrauen dürften. Sie wirft vielmehr ein helles Licht auf die ganze Geschichte des neuzeitlichen Idealismus. Namentlich in Ansehung der Parallele: Leibniz-Kant gibt Wundt sehr wertvolle Aufschlüsse. Seine Studie ist zu einem guten Teil überhaupt nichts anderes als eine Streitschrift gegen Kant und alle späteren Begründungen des Idealismus in Kant. Eine Streitschrift — wohlgemerkt! — in höherem Sinne: nicht als starre Verneinung, wohl aber als ein Versuch historischer Überwindung. Dieser Teil der Wundtschen Schrift bietet vielleicht das größte Interesse. Selbst für denjenigen, der die Parallele (oder Antithese): Leibniz-Kant, von der Wundt ausgeht, ganz anders wie dieser aufhebt und weder Leibniz noch Kant die Be-

gründung seiner Weltanschauung überantworten kann: selbst für den grundsätzlichen Opponenten also muß die Beweisführung Wundts einen eigenartigen Reiz haben. Man wird sich — unter ihrem Eindruck — der Überzeugung nicht verschließen können, daß auf idealistischem Boden die Waffenbruderschaft Leibnizens heutzutage in der Tat viel sicherere Stützpunkte gewähren mag, als es der Kantische Kritizismus je vermochte. Eben deshalb, weil der Idealismus gegenwärtig nur mehr als Eklektizismus — Wundt sagt: Pluralismus — möglich ist, erscheint ihm die Figur Leibnizens als das immerhin verheißungsvollere Vorbild.

Diese persönliche Beziehung Wundts zu Leibniz ist, wie gesagt, die Quelle aller Vorzüge seiner Schrift. Zugleich wird sie ihnen jedoch auch zur Schranke. Denn zu sehr läuft die Wundtsche Darstellung auf die — einigermaßen apologetische — Absicht hinaus, in Leibniz' Namen die Wiedergeburt des Idealismus zu vollbringen. Unter dem Einfluß dieses Begehrens verschiebt Wundt unmerklich sogar den historischen Sachverhalt und räumt dem Gegensatz: Leibniz-Kant eine geradezu beherrschende Stellung in der neueren Philosophie ein. Das ist — selbst auf lediglich idealistischem Boden — ungerecht gegen Hegel. Unbedingt wäre auch Hegels Verhältnis zu dem soeben erwähnten Gegensatz zu berücksichtigen. Wenn Wundt hingegen ihn nur ganz beiläufig streift und Feuerbachs (dessen Leibniz-Monographie einer der wertvollsten Belege für die Entwicklung des klassischen Idealismus abgibt) überhaupt mit keinem Wort erwähnt, so ist diese Unterlassung sowohl für den Standpunkt wie auch insbesondere für die Fragestellung Wundts außerordentlich bezeichnend.

Gleichwohl muß gesagt werden, daß innerhalb dieser — selbst gezogenen — Grenzen die Darstellung Wundts den Bereich der Leibnizschen Philosophie mit ungewöhnlicher Schärfe erhellt. Und dem Andersdenkenden wird sie vielleicht noch größere Belehrung bringen können als dem erklärten Parteigänger des — Pluralismus. Unabhängig davon wird sich jedoch ein anderer Vorbehalt — mehr formaler Natur — nicht abweisen lassen. Es macht sich nämlich bei Wundt eine gewisse Diskrepanz zwischen dem historischen und dem theoretischen Teil seiner Abhandlung bemerkbar. Denn historisch sieht Wundt Leibnizen so außerordentlich nüchtern, man könnte fast sagen: materialistisch an, daß der nachträgliche Versuch, das theoretische Vermächtnis Leibnizens in unverminderter Geltung für die Weisung des Weges durch Jahrhunderte gedanklicher Entwicklung zu behaupten, einiges Befremden erweckt. Der Widerspruch zwischen dem historisch bedingten Leibniz und dem über alle historischen Bedingungen hinausragenden Wert seines Denkens, wie ihn Wundt aufgefaßt wissen möchte, ist zu groß, als daß man nicht die teilweise Übertriebenheit dieser Wundtschen Postulate empfände. Bemerkt er doch einmal selber, daß die Philosophie Leibnizens »eigentlich mehr den Charakter einer phantasievollen Verknüpfung seiner wissenschaftlichen Ideen als den eines streng logischen Systems« besitze. Um so mehr wundert man sich, wenn Wundt des »Phantasievollen« nachher gleichwohl keine Erwähnung mehr tut und die Leibnizsche Philosophie in Wirklichkeit eben als ein durchaus logisches, an keine Zeit- und Ortsumstände geknüpftes System betrachtet. Darin äußert sich ebenfalls die zwingende Logik Wundts eigener philosophischer Voraussetzungen. Um die Kurve der philosophischen Entwicklung, die zu Wundt führte, rechtmäßig und unwiderruflich mit Leibniz beginnen zu können, mußte Wundt notwendigerweise den historischen Rahmen sprengen, den er selber dem Wirken Leibnizens anfänglich so meisterhaft zu ziehen versteht.

Im Anschluß an die Wundtsche Gedächtnisschrift seien noch die Neuausgaben Leibnizens eigener Arbeiten erwähnt, die jüngst in der Philosophischen Bibliothek erschienen sind. Namentlich die von Cassirer besorgte dritte Auflage der Neuen Abhandlungen über den menschlichen Verstand zeichnet sich nicht nur durch die neue und wirklich dankenswerte Übersetzung aus, sondern auch durch die gründliche Sachlichkeit seiner Einleitung und Anmerkungen. Was Leibnizens publizi-

stische Schriften anbelangt, so werden sie in der vorliegenden Ausgabe überhaupt zum ersten Male einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht, und man wird diesen Umstand schon deshalb begrüßen müssen, weil jene Schriften die soziale Verankerung Leibnizscher Philosophie außerordentlich scharf hervorheben. Nur kann man sich mit den Einleitungen des Herausgebers nicht so recht befreunden. Sie sind zumindest geschmacklos. Die Sucht, Leibnizen als Kronzeugen des heutigen leitartikelnden Patriotismus anzurufen und ihm gute Sittennoten in Vaterlandsliebe auszustellen, müßte sich anstandshalber anderweitig zu betätigen versuchen. In unmittelbarer Nachbarschaft Leibnizens würde man gerne weniger Gesinnungstüchtigkeit und mehr sachliche Analyse sehen. Indessen begnügt sich der Herausgeber mit rhetorischen Deklamationen nach dem folgenden Muster: »Gleich Leibniz dem deutschen Philosophen Hegel, der, unwillig über den Kanonendonner der Schlacht von Jena, sich über lästigen Lärm beklagte, jenem Hegel, der Napoleon als die Versinnbildlichung des Weltgeistes verehrte?« Hegel als »vaterlandsloser Geselle« ad majorem gloriam Leibnizens: das ist wohl der Gipfel jener Situationskomik, zu der schlecht beratener Eifer führt. O. Blum.

Dr. Kurt Geyer, **Politische Parteien und Verfassungskämpfe in Sachsen von der Märzrevolution bis zum Ausbruch des Maiaufstandes 1848 bis 1849.** Leipzig 1914, Verlag der Leipziger Buchdruckerei A.-G. 211 Seiten.

Geyers Buch ist der wenig veränderte Abdruck der von dem Verfasser bei der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig eingereichten Dissertation, auf Grund deren er sich die Doktorwürde erworben hat. Im Vergleich zu den üblichen Dissertationen ist diese eine sehr umfangreiche und sehr fleißige Arbeit, der man anmerkt, daß ihr Verfasser sie nicht in erster Linie als Mittel zum Zweck, also zur Erlangung des Doktortitels geschrieben hat. Umfang und Inhalt lassen erkennen, daß er mit ganzer Seele bei der Arbeit war, daß die Sache, die er behandelte, ihn anzog, weil sie ihm Gelegenheit bot, seiner Weltanschauung einen Dienst zu erweisen und seiner politischen Überzeugung Ausdruck zu geben.

Fleißig und gründlich ist die Arbeit insbesondere wegen der Fülle des gesammelten und behandelten Geschichtsstoffes. Abgesehen von zahlreichen größeren Werken, hat Geyer mehr als dreißig Zeitungen und ebensoviel Flugschriften und Flugblätter aus der Zeit von März 1848 bis Mai 1849 durcharbeiten müssen. So ist sein Buch zu einer überaus reichhaltigen Sammelstelle weitverstreuten und bisher verborgenen Tatsachenstoffes geworden. Und wenn Geyer der Aufgabe gemäß, die er sich selber gestellt hat, eigene Betrachtungen auf das Mindestmaß beschränkt, so genügen seine kurzen Hinweise auf die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zusammenhänge im Verein mit einer geschickten Anordnung und Verknüpfung des Tatsächlichen, den aufmerksamen Leser ein lebensvolles, umfassendes und übersichtliches Bild jener bewegten, an Ereignissen, Strömungen und Strebungen so reichen Zeit gewinnen zu lassen.

In der Hauptsache ist Geyers Buch der Darstellung der politischen Zustände und Begebenheiten gewidmet. Er schildert einleitend die Bestrebungen des vormärzlichen Liberalismus in Sachsen, als den Träger der mit den Märzereignissen einsetzenden politischen Erhebung des Bürgertums; die verschiedenen Richtungen des Liberalismus, ihre grundsätzliche Stellung zur Staatsform, zum Wahlrecht und zur deutschen Frage; ihr Verhalten bei den Wahlkämpfen, ihre Auseinandersetzungen innerhalb und außerhalb des Parlaments. Lichtvoll heben sich aus dem Gewirr der Meinungen und Parteiungen, wie es jener gärenden und suchenden Zeit eigentümlich war, die drei großen Gegensätze heraus: konservativ, liberal, demokratisch oder, auf die soziale Formel gebracht: Großgrundbesitz, Großbürgertum, Kleinbürger- und Bauerntum. Die Arbeiter folgten zunächst der am weitesten nach links reichenden demokratisch-republikanischen Bewegung, um da, wo die Industrie sie in größeren Massen gesammelt hatte, im weiteren Verlauf der

Dinge eine kurze Zeit auf proletarisch-demokratischer Grundlage ihre ersten Versuche als selbständige Klassenbewegung zu machen.

Wer die politische Bewegung jener Zeit in den Rheinlanden mit ihren wirtschaftlich-sozialen Unterströmungen kennt, wird auf Grund der Geyerschen Darstellung aus der Geschichte seiner sächsischen Heimat auffällig viel Übereinstimmungen zwischen hier und dort feststellen können, und zwar nicht nur bezüglich des allgemeinen Zustandes und Verlaufs der Dinge, sondern auch in zahlreichen Einzelheiten. Insbesondere trifft das auch für die Arbeiterbewegung jener Zeit zu. Übrigens mag man bedauern, daß Geyers Fleiß und Wissen nicht mehr noch, als es geschehen, dem proletarischen Teil der 1848er Bewegung zugute gekommen ist. Indessen muß man sein Buch beurteilen nach der Aufgabe, die er sich gestellt hatte. Und die bestand darin, die Parteien und Verfassungskämpfe jener Zeit zu schildern. Diese Kämpfe wurden in der Hauptsache von bürgerlichen Parteien gegen die feudale Reaktion und gegeneinander geführt, und so liegt es in der Natur der Sache, daß Geyer die Arbeiterbewegung, die, soweit sie nicht in der bürgerlichen Bewegung aufging, sich doch nur erst sozusagen versuchsweise regte, auch nur insoweit behandelt, wie es ihrem Einfluß auf die im allgemeinen bürgerliche Gesamtbewegung entsprach.

Geyers Buch ist, und darin liegt seine Hauptbedeutung, auch eine für den politischen Kampf unserer Zeit lehrreiche und nützliche Arbeit. Wenn auch die Geschichte sich nicht erschöpft mit Wiederholungen bis ins Einzelne und Kleinste, so ist doch aus den Kämpfen der vierziger Jahre, weil sie heute noch nicht ausgekämpft sind, manche Erfahrung für die Gegenwart zu ziehen. Und im großen und ganzen besteht ja doch die Kunst der Politik darin, die Erfahrungen aus der Vergangenheit auf die Gegenwart anzuwenden. Es ist seit Ausbruch des Weltkriegs vielfach mit Bedauern bemerkt worden, wie gering in Deutschland die Kenntnis der auswärtigen Politik in allen Parteilagern ist. Das Bedauern ist berechtigt. Aber man darf auch hinsichtlich gewisser überschwenglicher Erwartungen bezüglich dessen, was man »Neuorientierung« nennt, mit derselben Berechtigung bedauern, daß die Kenntnis der innerpolitischen Geschichte, namentlich der Geschichte der Parteien, bei uns so gering ist. Wäre es anders, dann würde die Sozialdemokratie über manche Schwierigkeit, die ihr der Weltkrieg bereitet hat, leichter hinwegkommen, als es jetzt leider der Fall ist.

Geyers Schreibweise, das sei zum Schluß noch erwähnt, ist anschaulich, flüssig und klar. Gelegentlich verfällt er noch der Neigung junger Akademiker, sich »gelehrt« auszudrücken. Dann entstehen Sätze wie folgende: »Allmählich begannen diese oppositionellen, anfänglich nur in der Kritik des Bestehenden verbundenen Tendenzen nach positiven Zielen hin zu konvergieren.« (S. 11.) Oder: »Ihm mußte daran liegen, daß die Bewegung kräftige Unterstützung im Lande fand und daß die ganze Bewegung nach Zielen hin konvergierte, die ein Sichdurchsetzen der radikal-freisinnigen Ideen gewährleisteten.« (S. 19.)

Genosse Geyer ist heute Redakteur eines süddeutschen Parteiblatts. Man darf hoffen, daß er in dieser Stellung die Versuchung zum Verüben solch unschöner, unanschaulicher und schwerverständlicher Satzbildungen endgültig überwunden hat.

Erdmann.

Richtigstellung. In meinem Artikel »Zur Fragestellung in der Vorgeschichte des Krieges«, 2. Teil, in Nr. 16 der Neuen Zeit sind folgende Stellen zu berichtigen: Auf Seite 376, Zeile 12 von oben muß es statt: Telegramm Greys an Goschen heißen: Telegramm Goschens an Grey. — Auf Seite 378, Zeile 1 von oben muß es statt: zwischen der »Weitergabe« und dem Warnungstelegramm Bethmanns heißen: zwischen der »Weitergabe«, dem oben zitierten Telegramm sowie dem Warnungstelegramm Bethmanns. Ed. Bernstein.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 18 Ausgegeben am 2. Februar 1917 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zwei neue Bände Marxscher Schriften.

Von **K. Kautsky.**

(Schluß.)

4. Die aktuelle Bedeutung der gesammelten Schriften.

b. England.

Die gegebenen Beispiele zeigen bereits, welche Fülle von Anregungen und Einsichten die gesammelten Schriften jedem bieten, der an sie herantritt mit dem Wunsche, aus ihnen zu lernen.

Neben diesem Element macht sich jedoch in unseren Reihen jetzt noch ein anderes breit, das an Marx und Engels nicht mit dem Bedürfnis herantritt, sie zu *studieren*, sondern sie *auszubeuten*, das sie nicht liest, um zu begreifen, was sie gewollt, um den Weg zu erkennen, auf dem sie zu so fruchtbarem Resultat gelangt, und diesen Weg weiterzugehen, sondern um nach einzelnen Sätzen und Sätzchen zu haschen, die man für seine Augenblickszwecke ausnutzt, mögen diese auch noch so unvereinbar sein mit den grundsätzlichen Auffassungen, die Marx und Engels hegten.

Das Lernen aus einem Werk ist ein langsamer Prozeß. Seine Ausbeutung vollzieht sich rascher. Es ist daher sehr wohl möglich, daß die erste Wirkung der neuen Bände Marx-Engelsscher Schriften die ihrer Ausbeutung sein wird. Jedenfalls werden sie in starkem Maße derartiges Bestreben auslösen, gerade heute, denn diese Schriften umfassen den Zeitraum des Krimkriegs, eines Koalitionskriegs um den Balkan, der in vielen Dingen Parallelen mit den heutigen Verhältnissen bietet. Und sie bringen als Artikel aus England vornehmlich eine Kritik englischer Verhältnisse, Institutionen und Personen.

Zweifellos kann man aus den Ereignissen der Zeit des Krimkriegs und aus den kritischen Äußerungen von Marx und Engels über jene Zeit für unsere Tage viel lernen. Auf Schritt und Tritt finden wir bei ihnen Sätze, die uns zum Nachdenken über heutige Verhältnisse anregen. So zum Beispiel, wenn sie sich dagegen wenden, daß man unbesehen jede Regierung, die Rußland den Krieg erklärt, ohne weiteres deshalb als Vorkämpfer der Freiheit und der Zivilisation betrachtet. In einem Artikel vom Juni 1854 heißt es:

> Es war ein Irrtum, den Krieg gegen Rußland als einen Kampf zwischen Freiheit und Despotismus zu bezeichnen. Ganz abgesehen davon, daß in diesem Falle ein Bonaparte einmal die Sache der Freiheit verträte, so steht dieser Annahme die eingestandene Tatsache entgegen, daß der Krieg nur der Erhaltung des Gleichgewichts der Mächte und der Wiener Verträge gilt, eben dieser Verträge, die die Freiheit und Unabhängigkeit der Nationen aufheben....
>
> Man kann jetzt nicht durch die Straßen Londons gehen, ohne durch Menschenmengen gehindert zu werden, die sich vor patriotischen Bildern stauen, auf denen man die interessante Gruppe »der drei Retter der Zivilisation« sieht: den Sultan,

Bonaparte und Viktoria. Um Ihnen die volle Würdigung der Charaktere dieser drei Persönlichkeiten zu ermöglichen, die jetzt angeblich die Zivilisation retten sollen, nachdem sie die »Gesellschaft gerettet« haben, nehme ich meine Skizze ihres Generalissimus Marschall Saint-Arnaud wieder auf. (II, S. 1, 2.)

Zu lernen in sinngemäßer Anwendung auf unsere Zeit ist ungemein viel in den neuen zwei Bänden der gesammelten Schriften. Aber aus der Geschichte lernen, heißt vor allem zwischen früher und jetzt vergleichen, nicht aber Resultate früherer Zeiten unbesehen auf die Gegenwart übertragen. Es heißt, jene Resultate als das Produkt der damaligen Verhältnisse erkennen. Nur soweit diese Verhältnisse heute noch die gleichen sind, hat man gleiche Resultate zu erwarten.

Wer die Marxschen Sätze aus den fünfziger Jahren auf die Gegenwart anwenden will, muß vor allem zuerst fragen, ob sie damals richtig waren. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß Artikel und Korrespondenzen, während eines Zeitraums für eine tägliche Zeitung geschrieben, nicht die gleiche Bedeutung beanspruchen können wie ein Geschichtswerk, das nach diesem Zeitraum unter Benutzung aller zugänglichen Quellen geschaffen wird; daß falsche oder unzureichende Informationen Marx und Engels mitunter irreführten.

Haben wir die richtigen von den irrtümlichen Urteilen gesondert, dann heißt es untersuchen, ob die Verhältnisse, für die sie galten, die gleichen geblieben sind. Nur insoweit dies der Fall, können ihre Urteile aus jener Zeit auch heute noch für uns richtunggebend sein. Ihre Sätze nicht über allgemeine grundlegende Tendenzen oder Methoden, sondern über Einzelerscheinungen bieten uns nicht ohne weiteres Beweise oder Richtlinien, sondern zunächst nur Aufgaben.

Für denjenigen, der nicht tiefere Einsicht gewinnen, sondern nur Belegstellen zu politischen Zwecken sammeln will, ist das natürlich ein zu umständliches Verfahren. Es sind bestimmte Kriegszwecke und Kriegsziele unserer Zeit, denen Marx und Engels auf diese Weise dienstbar gemacht werden sollen.

Die Führung hat dabei Cunow übernommen, in zwei Artikeln des »Vorwärts«, die er gleichzeitig »nur mit ein bißchen anderen Worten« und mitunter mit genau den gleichen Worten auch in der »Glocke« verwertete. Nach Cunow hätten Marx und Engels in den beiden Bänden der gesammelten Schriften für den Haßgesang gegen England eine wissenschaftliche Begründung geliefert und für die Balkankrise eine Lösung vorgeschlagen, wie sie heute von Annexionistenkreisen der Mittelmächte gewünscht wird.

Offenbar aus dem Grunde, weil meine Auffassungen mit dieser Auslegung der Marx-Engelsschen Schriften unvereinbar sind, leitet Cunow deren Besprechung mit einem Angriff auf meinen »Vulgärmarxismus« ein — versteckt im »Vorwärts«, offen in der »Glocke«. Dort zieht er los gegen die »Kautskysche Marxscholastik«, »den parteioffiziösen Vulgärmarxismus, wie er sich allmählich unter Kautskys Einfluß herausgebildet hatte«, und er bezeichnet den heutigen theoretischen Zwiespalt in unseren Reihen »als eine tiefgreifende Scheidung in den marxistischen Reihen selbst«, wobei es sich »um eine gegen die Kautskysche Interpretation des Marxismus gerichtete innere Gegenbewegung« handelt, die »über den Kautskyschen Vulgärmarxismus hinaus zu einer realpolitischen Erfassung der Gegenwartsprobleme zu gelangen trachtet«.

Cunow weiß nicht, mit welcher Verachtung Marx von den Realpolitikern sprach als von Leuten, die über ihre Nase nicht hinaussehen. Realpolitiker sind Augenblickspolitiker, die für weitere Ziele kein Verständnis haben, denen nur das mit den Händen greifbare Nächstliegende »real« und nur der Augenblickserfolg ein »realer« Erfolg ist.

Merkwürdig ist's, daß ich das, was jetzt als Vulgärmarxismus bezeichnet wird, seit mehr als einem Menschenalter betreibe, Cunow aber meine wissenschaftliche Unzulänglichkeit erst an dem Tag entdeckte, an dem er von der Verwerfung zur Bewilligung der Kriegskredite umschwenkte. Ihm kam »das Licht vom Himmel« ebenso plötzlich wie ehedem Saulus auf dem Wege nach Damaskus, wo es diesen so unvermutet blendete, daß er umfiel. Was will es bedeuten, daß mein »Vulgärmarxismus« die Zustimmung eines Friedrich Engels fand? Cunow findet die Zustimmung aller Realpolitiker von Kolb bis Peus, und klassischere Beurteiler dessen, was klassischer Marxismus ist, lassen sich nicht denken.

In einer Nestroyschen Posse sagt ein Hausknecht zu allem, das ihm sonderbar oder lächerlich vorkommt: »Das ist klassisch.« In diesem Sinne erscheint mir auch Cunows realpolitische »Umbiegung« des Marxismus — um eines seiner Worte zu gebrauchen — als klassisch.

Cunows Artikel im »Vorwärts« und in der »Glocke« sehen in den kritischen Bemerkungen der gesammelten Schriften über englische Zustände, ja sogar in den Ausführungen des Engelsschen Buches über die Lage der arbeitenden Klasse Englands nicht die Kritik des Kapitalismus, die sie enthalten, sondern nur eine Kritik englischer Besonderheit. Cunow behandelt diese Schriften nicht als Waffe gegen den Kapitalismus und seine Organe, sondern als Waffe gegen England.

Und doch hat sich Marx bereits im Vorwort zum »Kapital« gegen diese nationalistische Ausbeutung seiner Darstellungen englischer Verhältnisse gewendet. Er zeigt dort, daß er mit Vorliebe englische Verhältnisse behandelte, weil England damals noch das klassische Land des Kapitalismus war.

Sollte jedoch der deutsche Leser pharisäisch die Achseln zucken über die Zustände der englischen Industrie- und Ackerbauarbeiter oder sich optimistisch dabei beruhigen, daß in Deutschland die Sachen noch lange nicht so schlimm stehen, so muß ich ihm zurufen: de te fabula narratur (es ist deine Geschichte, die hier erzählt wird).

Dann weist Marx darauf hin, wie weit England in den fünfziger und sechziger Jahren, der Zeit, von der die hier besprochenen Artikel handeln, über dem kontinentalen Europa stand:

Wo die kapitalistische Produktion bei uns eingebürgert ist, zum Beispiel in den eigentlichen Fabriken, sind die Zustände viel schlechter als in England, weil das Gegengewicht der Fabrikgesetze fehlt. In allen anderen Sphären quält uns, gleich dem ganzen übrigen kontinentalen Westeuropa, nicht nur die Entwicklung der kapitalistischen Produktion, sondern auch der Mangel ihrer Entwicklung. Neben den modernen Notständen drückt uns eine ganze Reihe vererbter Notstände, entspringend aus der Fortvegetation altertümlicher, überlebter Produktionsweisen mit ihrem Gefolge von zeitwidrigen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen....

Wir würden vor unseren eigenen Zuständen erschrecken, wenn unsere Regierungen und Parlamente, wie in England, periodische Untersuchungskommissionen über die ökonomischen Verhältnisse bestellten, wenn diese Kommissionen mit der-

selben Machtvollkommenheit wie in England zur Erforschung der Wahrheit ausgerüstet würden, wenn es gelänge, zu diesem Behuf ebenso sachverständige, unparteiische, rücksichtslose Männer zu finden, wie die Fabrikinspektoren Englands sind, usw.

Man sieht, die »Anglomanie«, die Cunow den Vulgärmarxisten vorwirft, hatte auch im Kopfe eines Marx selbst Platz. Wenn dieser sich im Vorwort zum »Kapital« dagegen verwahrte, daß seine Schilderung englischer Zustände in »pharisäischer« Weise zur Beschönigung deutscher Zustände statt zur Anklage gegen den Kapitalismus benutzt werde, so nahm er an, daß bürgerliche Elemente solche Versuche unternehmen würden. Er ließ sich nicht träumen, daß es einmal auch Marxisten geben werde, die solches Pharisäertum in voller Kraft übten und sich gar noch damit brüsteten, das sei der wahre, klassische Marxismus. Klassisch in der Tat!

Natürlich kritisierten Marx und Engels in ihren Artikeln nicht nur Erscheinungen, die den Kapitalismus und einzelne seiner Klassen und Parteien, sondern auch Erscheinungen, die besonders England kennzeichnen. Aber ehe man daraus Schlüsse auf die Gegenwart zieht, muß man, und das sollte selbstverständlich sein, vor allem untersuchen, ob sie eine besondere Klasse Englands oder das ganze Volk, ob sie eine kurze Phase oder einen längeren Zeitraum in seiner Geschichte kennzeichnen.

Mit solchen Untersuchungen quält sich der klassische Marxismus nicht.

Im »Vorwärts« schreibt Cunow:

> Nicht nur die englische Verfassung, auch das Wahlgetriebe, die politische Unselbständigkeit der unteren englischen Volksschichten, die sich von den Berufspolitikern völlig ins Schlepptau nehmen lassen, das englische Parteiwesen, die parlamentarische Regierungsform finden schärfste Kritik. Abfälliger ist wohl selten eine englische Wahlbewegung mit ihren Bestechungen, Kneiptreiben, Trunkenheit und Roheit gekennzeichnet worden als in dem Artikel »Wahlkorruption« der »New York Tribune« vom 4. September 1852.

Marx hat in diesem Artikel nur wiederholt, was vor ihm Engländer selbst ausgeführt haben. Man erinnere sich — um ein bekanntes Beispiel zu nennen — des Dickensschen Romans »Die Pickwickier«, der 1836 erschien. Wir finden dort die schärfste Geißelung der Wahlunsitten, die sich unter dem Einfluß des damaligen Wahlsystems entwickelt hatten, eines Systems, das in England längst überwunden wurde und heute annähernd nur noch in Ungarn zu finden ist.

Marx schilderte die Korruption bei den Wahlen von 1852 nicht deshalb, weil er annahm, sie kennzeichne das englische Volk — er spricht vom englischen Proletariat stets mit Sympathie und Hochachtung —, sondern weil er annahm, sie kennzeichne das verrottete Wahlsystem, Zensuswahl und öffentliche Wahl. Er forderte die Reformierung des Wahlsystems, die seitdem auch durch eine Reihe von Gesetzen durchgeführt wurde, so daß eine englische Wahl heute ganz anders aussieht als damals.

Seine Schilderung der Wahl schließt Marx mit den Worten:

> Eine Wahl wie die von 1852 mußte die allgemeinste Entrüstung hervorrufen und selbst der konservativen »Times« zum ersten Male einige Worte zugunsten des allgemeinen Wahlrechts entlocken, während die große Masse des britischen Proletariats wie mit einer Stimme ausrief: Seht, die Reformfeinde sind es, die den Reformern die besten Argumente geliefert haben — so sieht eine Wahl unter der

Klassenherrschaft aus, so ein Haus der Gemeinen unter diesem Wahlsystem. (I, S. 21.)

So riefen die britischen Proletarier, so rief Marx, Cunow dagegen ruft: So sieht eine Wahl in England aus! Was Marx zum Kampfe für ein freieres Wahlrecht aufrief, wird von Cunow ausgebeutet als Mittel zur Herabsetzung Englands.

c. Preußen.

Wollten wir die Marxschen Bemerkungen nicht als Kennzeichnungen der besonderen historischen Zustände und Institutionen jener Zeit, sondern als allgemeine Kennzeichnungen der Nationen gelten lassen, kämen wir zu ganz eigenartigen Resultaten. Wenn Marx naturgemäß als Londoner Korrespondent vornehmlich von englischen Zuständen spricht, so streift er doch gelegentlich auch die anderer Staaten. So schreibt er zum Beispiel über Preußen:

Der hervorstechendste Zug in dem Vertrag (dem österreichisch-preußischen Handelsvertrag von 1853) ist der Sieg, den Österreich wieder über Preußen gewonnen hat. Diese perfide, niedrige, feige, schwankende Scheinmacht hat sich wieder einmal ihrer brutaleren, aber offenherzigeren Rivalin unterworfen. . . . Seit der Wiederherstellung der Macht von »Gottes Gnaden« ist Preußen von Erniedrigung zu Erniedrigung gesunken. Sein König, »zu seiner Zeit ein weiser Mann«, scheint zu denken, sein Volk finde Trost und Entschädigung für den teuflischen Despotismus daheim in der Herabwürdigung, die seine Regierung nach außen hin erdulden muß. (I, S. 139, 140.)

Im Februar 1854 schrieb Marx über die Politik Preußens und wies darauf hin, daß diese 1780, 1800 und 1805

unweigerlich damit endete, die geizige, wankelmütige und feige preußische Regierung in die Arme Rußlands zu treiben. Preußen dürfte auch dieses Mal schwerlich dem gewohnten Schicksal entgehen. Es wird Fühler nach allen Seiten ausstrecken, wird sich öffentlich dem Meistbietenden versteigern, wird in beiden Lagern intrigieren, wird Kamele verschlucken und Mücken seigen, wird das bißchen Charakter, das ihm noch vielleicht geblieben ist, verlieren, wird Schläge bekommen und zuletzt dem Wenigstbietenden zugeschlagen werden, der in diesem wie in jedem anderen Falle Rußland ist. Es wird für Rußland kein Bundesgenosse, sondern eine Last sein, denn es wird es sich angelegen sein lassen, seine Armee schon vorher zu eigenem Nutz und Frommen schlagen zu lassen! (I, S. 324, 325.)

Wenige Seiten später heißt es gar:

Die russischen Generale sind nicht zu fürchten; und die Preußen haben überhaupt keine Generale; ihre Offiziere sind erbliche Subalterne. (I, S. 327.)

Würde Cunow es nicht lächerlich finden, wenn ein englischer Schriftsteller sich auf diese Stellen bezöge, nicht um bestimmte Zustände der Reaktionszeit, sondern um die deutschen Zustände überhaupt zu kennzeichnen?

Sicherlich ist die Tradition ein Faktor der Politik, den man nicht unterschätzen darf. Und viele Verhältnisse, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bestanden, haben sich bis heute erhalten oder wirken doch nach. So sind trotz aller seitdem eingetretenen Veränderungen die Bemerkungen von Marx und Engels über manche Einzelerscheinung der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auch heute noch zutreffend. Aber auch da finden wir sie in der Regel vermengt mit überholten Beobachtungen.

Als ein Beispiel dieses Gemischs geben wir einen Artikel vollständig wieder, der ein uns naheliegendes Thema behandelt, die Situation Preußens

vor dem Krimkrieg. Er wurde im Mai 1854 unter dem Titel »Preußische Politik« in der »New York Tribune« veröffentlicht und lautete:

Die Politik, die Preußen in den noch schwebenden Wirren Europas verfolgte, hat in den englischen und französischen Zeitungen viele unfreundliche und heftige Kommentare hervorgerufen. Die Zeitungen sind in diesem Falle einig mit der westlichen Diplomatie, deren Hauptzweck jetzt ist, Preußen aktiv in den Kreuzzug gegen Rußland zu verwickeln, wobei sie kein Mittel unversucht läßt: Überredung, Drohungen mit dem Krieg, Revolution und was sonst noch eine ängstliche Regierung einzuschüchtern oder zu schrecken vermag. Wie immer Preußen sich unter dem Druck der Ereignisse oder der zwingenden Notwendigkeit entscheiden mag, so läßt der jetzige Stand der Tatsachen eine genaue Untersuchung geboten erscheinen, die wir im folgenden vornehmen wollen.

Allgemein wird auf das nahe verwandtschaftliche Verhältnis zwischen dem königlichen Haus in Berlin und dem Zaren großes Gewicht gelegt; wir aber können diesem engen Bande durchaus nicht solche übermäßige Wichtigkeit beimessen. Zwischen dem jetzigen König und dem Zaren Nikolaus, der ein großer Liebling des verstorbenen Vaters des Königs war, hat seit länger als dreißig Jahren kein freundliches Gefühl existiert. Als er noch Kronprinz war, verließ Friedrich Wilhelm sogar Berlin, wenn sein königlicher Schwager daselbst erschien. Seit seiner Thronbesteigung haben verschiedene Ereignisse, die hier aufzuzählen viel zu langwierig wäre, dazu beigetragen, die Entfremdung auf beiden Seiten eher zu verstärken als zu vermindern. Außerdem ist es eine altbekannte Wahrheit, daß fürstliche Familienbeziehungen niemals den Gang der Ereignisse und die Forderungen der Politik störten oder stören durften. Wir brauchen gar nicht weit zurückzugreifen, um dies durch ein Beispiel zu illustrieren; die Trennung Belgiens von Holland zum Beispiel fand statt, trotzdem das Haus Oranien durch verschiedene Zwischenheiraten und andere Familienbande mit Preußen und Rußland verbunden war. Alle diese Bande waren zu schwach, um den Besitz der belgischen Krone zu erhalten.

Selten oder nie führen Monarchien Krieg wegen der Prinzipien oder auch nur, um entfernte oder nahe Gefahren abzuwenden; sie tun es meist nur aus unmittelbarem Interesse und um unmittelbarer Vorteile willen. Auch werden die Monarchien durch gewisse Traditionen beeinflußt, besonders durch solche, die tief in den Gemütern der herrschenden Klasse der Nation wurzeln. In Preußen ist die herrschende Klasse das Militär, und das Land ist stolz darauf, sich einen Militärstaat zu nennen. Trotz aller gegenteiligen Behauptungen haben drei Viertel dieser Klasse, soweit sie durch Generale, Oberste, Majore und andere Offiziere vertreten wird, die nationalen Kämpfe von 1813 bis 1815 noch in lebhafter Erinnerung; alle die höheren Offiziere kämpften damals Seite an Seite mit den Russen gegen die Franzosen, für die sie auch heute noch keine Sympathien haben. Und es dürfte schwierig, wenn nicht unmöglich sein, sie dazu zu bewegen, diese Voreingenommenheit aufzugeben. Tatsächlich herrscht in der preußischen Armee ein Geist des Mißtrauens, wenn nicht des Hasses gegen die Franzosen. Erst kürzlich gab Graf Dohna, der militärische Patriarch Preußens, diesen Gefühlen öffentlichen Ausdruck und fand dabei den lebhaftesten Beifall eines zahlreichen Offizierkorps, dessen Mehrzahl weit entfernt von Russenfeindlichkeit ist. General v. Heß, der unlängst von Österreich nach Berlin gesandt wurde, um die Militärkonvention abzuschließen, sagte denn auch, wenn man dem Gerücht glauben darf, »er habe Rußland in Berlin gefunden«.

Im Volke werden auch noch einzelne Tatsachen aus den französischen Feldzügen erzählt und Lieder aus jener Zeit gesungen. Auch die Theater ergötzen das Publikum zeitweilig noch durch Stücke, in denen von der Unterdrückung durch Frankreich die Rede ist und die nationale Feindschaft aufs neue entflammt wird. Die Generation von reifen Männern und Frauen, die heute etwa fünfzig Jahre zählt

und die während und in den Jahren nach den napoleonischen Kämpfen erzogen wurde, kann allgemein nicht Französisch, denn zu ihrer Zeit war das Studium dieser Sprache fast gänzlich von den öffentlichen Schulen und sogar aus dem Privatunterricht verbannt. Außerdem lebt Preußen — das ist das Preußen vom rechten Rheinufer bis zu den Grenzen Rußlands — in beständiger Furcht, die rheinischen Provinzen zu verlieren, deren Besitz, zur Herstellung einer nationalen Grenze, der ständige Sehnsuchtstraum jedes Franzosen ist vom Bauern bis hinauf zum Kaiser. Sollte diese Gefahr einmal brennend werden, so wäre es nur die Hilfe Rußlands, in der Preußen eine nennenswerte Bürgschaft gegen den ungesättigten Appetit Frankreichs fände.

In dem bevorstehenden Kriege hat Preußen nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren, besonders wenn es sich auf den Krieg einläßt, solange sein Ausgang noch so vag und unbestimmt ist wie jetzt. Die Westmächte können ihm keine positiven Vorteile bieten, wenn es gemeinsame Sache mit ihnen macht. Und wenn Frankreich oder sein Herrscher möglicherweise eine Niederlage erlitten, so würde dieses Ereignis in Berlin freudig begrüßt werden, wo die Bonapartes von Herzen verhaßt sind.

Den polnischen Köder, den Napoleon jüngst auswarf, schnappte Preußen nicht auf. Es kann kaum mit dem fertig werden, was es heute schon an polnischem Gebiet und an polnischer Bevölkerung sein eigen nennt. Die Preußen hassen und verachten die Polen, und es herrscht allgemeine Abneigung dagegen, nach dieser Seite neue Erwerbungen den alten hinzuzufügen. Andererseits bringt die Zerstückelung der Türkei keine Gefahr für Preußen mit sich, wenn es auch freilich keinen Nutzen aus ihr ziehen kann. Österreich hätte natürlich nichts gegen die Erwerbung Bosniens, der Herzegowina und Serbiens einzuwenden; wo aber findet Preußen auf der europäischen Landkarte seine Entschädigung?

Preußen, das wie eine lange, in der Mitte abgebundene Wurst sich über Deutschland erstreckt, hätte wohl das stärkste Gelüste, Hannover oder Sachsen zu verspeisen, falls bei einem allgemeinen Weltbrand diese beiden Länder sich auf die andere Seite schlügen. Hannover hat es schon einmal fast mit Dankbarkeit von Napoleon als Geschenk akzeptiert, und seine Sehnsucht nach Sachsen wurde 1815 in Wien enttäuscht, wo Frankreich und England Einspruch erhoben und Österreich heimlich dagegen arbeitete. Diese Macht wird sich stets um jeden Preis irgendeiner Vergrößerung Preußens in Deutschland widersetzen. Das weiß man in Berlin sehr genau und ist daher nicht allzusehr darauf erpicht, die Geschicke der beiden Staaten miteinander zu verketten.

Aus allen diesen Gründen hat daher das Berliner Kabinett durchaus keine Eile, sich in einen Krieg zu stürzen, der keine Kompensationen verspricht. Das Königreich ist von Natur aus nicht reich, ist es aber durch Fleiß, Tätigkeit und Sparsamkeit geworden. Diese wohltätigen Resultate, die nur der Frieden hervorbringen kann, können und müssen durch einen ungelegenen Krieg zerstört werden. Schon geht der Exporthandel Rußlands und auch fast der ganze Importhandel notgedrungen durch preußische Kanäle; zieht der Krieg sich in die Länge, so wird Preußens ärmster Teil, der an Litauen grenzt, die Früchte der Neutralität einheimsen und durch diese neuen kommerziellen Aussichten zu einer ungeahnten Prosperität gelangen.

Wie sich die nationale Stimmung in Preußen zu dem jetzigen Zwischenfall verhält, läßt sich aus den verschiedenen widersprechenden Berichten nur schwer erkennen. Aus den Debatten der Preußischen Kammer lassen sich keine bestimmten Folgerungen ziehen. Die sogenannte Bethmann-Hollweg-Partei (so benannt nach ihrem Führer), die sich in der englischen Presse solcher Beliebtheit erfreut, setzt sich hauptsächlich aus vermögenden Bourgeois und Parvenüs zusammen. Sie sind ein kraftloses juste-milieu und in gewissem Sinne ein schwacher Abklatsch der berühmten französischen Doktrinäre. Viele von ihnen hassen den alten Adel, der jetzt

die Regierung beherrscht; sie dürsten nach Macht, aber wenn sie ihnen zufällt, so werden sie sich wie in den Jahren 1848 und 1849 unter den Einfluß des Hofes und der militärischen Aristokratie beugen. Als sie sich kürzlich der Anleihe widersetzten, die die Regierung vorschlug, hatte dieses juste-milieu nicht den Mut, die klare antirussische Resolution von Vincke, dem Führer von etwa zwanzig Mitgliedern der Linken, zu unterstützen, sondern verschanzte sich vorsichtig hinter einem Schwall von gemeinplätzlichen Phrasen.

Bethmann-Hollweg und seine Anhänger sind am stärksten in den Rheinprovinzen, die er auch vertritt. Zweifellos gravitieren die Interessen des linken Rheinufers zu einer Verbindung mit Frankreich. Dieses Ufer ist reich an Kohle und Eisen; schon jetzt werden diese Lager in bedeutendem Umfang durch französisches Kapital ausgebeutet; und sie würden noch wertvoller werden, wenn sie dem französischen Kaiserreich einverleibt würden. Doch Preußen hat Millionen und aber Millionen ausgegeben, um Düsseldorf und Koblenz zu Festungen ersten Ranges zu machen, und es wird sich von diesen Provinzen nicht so leicht trennen. Die großen Baumwoll-, Woll-, Seiden- und Leinenfabriken sind hauptsächlich am rechten Rheinufer gelegen; sie konkurrieren bereits mit Erfolg mit den französischen und englischen und verdrängen sie gelegentlich von den fremden Märkten. Sie haben bei einer engeren Verbindung mit ihren Handelskonkurrenten nichts zu gewinnen, doch alles zu verlieren.

Durch diese widerstreitenden Interessen, diese verschiedenen Impulse und Gefühle also wird das Berliner Kabinett in seiner Entscheidung beeinflußt. Nur die Zeit kann lehren, auf welche Art es sich aus diesem Dilemma heraushelfen wird, oder ob es den feindlichen Übergriffen unterliegen wird, die ihm von Westen, von Süden und vom Nordosten Europas gleich gefährlich drohen. (I, S. 423 ff.)

d. Die Lösung der Balkanfrage.

Bei dem eben zitierten Artikel ist es dem deutschen Leser natürlich leicht, das, was heute noch gilt, von dem zu scheiden, was nur für die Zeit der Abfassung der Ausführungen zutraf. Für fernerliegende Verhältnisse ist das schon nicht so einfach, weder für englische noch für russische oder türkische. Da heißt es mit der Anwendung einzelner Urteile auf die Gegenwart besonders vorsichtig sein.

Andererseits bestätigen gerade die Änderungen, die seitdem eintraten, oft in überraschender Weise die Vorhersagen, die Marx und Engels auf Grund ihrer Methode und ihrer tiefen Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse gewagt hatten. Bei der Benutzung solcher Vorhersagen muß man sich freilich an das halten, was Marx und Engels wirklich dargelegt haben. Cunow geht darüber hinaus. Im »Vorwärts« teilt er uns mit:

> Es fiel ihnen (Marx und Engels) durchaus nicht ein, wie noch heute so manchem unserer Bulgärmarxisten, von einer völligen staatlichen Selbständigkeit der kleinen Balkannationen und ihrer Vereinigung zu einem Staatenbund zu träumen.

Was Marx und Engels nach Cunow verlangten, war vielmehr die »Oberherrschaft« »der kulturfähigsten, kräftigsten der Nationen auf dem Balkan«. Das sei zunächst die Oberherrschaft der Serben gewesen. Später aber, 1876, hätten Marx und Engels sich über die Serben geärgert, weil diese Rußland dienstbar wurden. Daraus schließt Cunow ohne weiteres:

> Würden Marx und Engels den heutigen Kampf auf dem Balkan erlebt haben, so würden sie — das geht mit völliger Sicherheit aus ihrer Auffassung hervor — für die Errichtung eines großen Bulgarenreichs eintreten, das über die kleinen Balkanstaaten die Hegemonie besitzt.

Mit »völliger Sicherheit« weiß also Cunow, daß Marx und Engels heute bulgarische Annexionisten wären.

Was haben nun unsere Meister mit »völliger Sicherheit« wirklich gesagt?

Zunächst war in ihren Erörterungen, die hier in Frage kommen, nicht die Rede von der Zukunft der »kleinen Balkanstaaten«, sondern von der Zukunft der Europäischen Türkei. Dazu gehörte damals schon nicht mehr Griechenland. Aber auch die Donaufürstentümer zogen sie dabei nicht in Betracht, die bereits ihre eigenen Fürsten hatten:

Die Bewohner der Moldau und der Walachei, der beiden einzigen Fürstentümer, wo die dakoromanische Rasse eine politische Existenz errungen hat, haben eigene Fürsten unter der nominellen Suzeränität der Pforte und der wirklichen Oberherrschaft Rußlands. ... Die Dakoromanen der türkischen Fürstentümer haben wenigstens einen eingeborenen Adel und politische Institutionen; und trotz aller Anstrengungen Rußlands ist der revolutionäre Geist bei ihnen durchgedrungen, wie der Aufstand von 1848 zur Genüge bewies.... Die walachische Nationalität kann einmal eine hervorragende Rolle bei der endgültigen Entscheidung über jene in Frage kommenden Gebiete spielen. (I, S. 149.)

Man sieht, Marx und Engels sprachen den Rumänen durchaus nicht ihre nationale Zukunft ab. Das Gebiet, das sie als das des kommenden großen südslawischen Reiches betrachteten, war das zwischen der Donau und der griechischen Grenze liegende. Sie sagen, es enthalte 12 Millionen Einwohner, darunter 7 Millionen Slawen. Das stimmt. Von den 5 Millionen anderer Nationen waren 2 Millionen Türken, 1 Million Griechen, $1^1/_2$ Millionen Albanesen, $^1/_2$ Million Armenier. Hätte man noch die 4 Millionen Rumänen und die 1 Million des Königreichs Griechenland dazugezählt, dann wären die Slawen arg in die Minderheit geraten.

Die Auffassung von Marx und Engels, auf die sich Cunow beruft, könnte also im besten Falle für das Verhältnis zwischen Bulgarien und Serbien in Betracht kommen, nicht aber für das zwischen Bulgarien und allen Staaten, die 1912 den Balkanbund bildeten.

Wenn nun Marx-Engels das ganze Gebiet der damaligen Europäischen Türkei südlich der Donau in einen slawischen Staat verwandeln wollten, dachten sie dabei durchaus nicht an eine Oberherrschaft von Serben über Bulgaren oder umgekehrt. Es heißt in dem Artikel der »New York Tribune« vom 7. April 1853 über »Die Nationalitäten in der Türkei«:

Die Südslawen bewohnen nicht nur den größten Teil der Türkei, sondern auch Dalmatien, Kroatien, Slawonien und den Süden Ungarns. *Sie sprechen alle dieselbe Sprache*, die der russischen sehr verwandt und für westliche Ohren die bei weitem musikalischste aller slawischen Sprachen ist. (I, S. 150.)

Die besondere bulgarische Nationalität hatte sich damals noch nicht gebildet, darum sahen Marx und Engels in den Serben den einzigen Vertreter der südslawischen Nationalität. Es fiel ihnen dabei nicht im mindesten ein, eine *Oberherrschaft* des einen Teiles der Südslawen über den anderen proklamieren zu wollen. Sie sagten von diesen:

Die Südslawen sind im Innern des Landes die ausschließlichen Träger der Zivilisation. Sie haben wohl noch keine Nation gebildet, sind aber in Serbien schon der kraftvolle und verhältnismäßig gebildete Kern einer Nation. Die Serben haben eine eigene Geschichte, eine eigene Literatur. Ihre jetzige innere Unabhängigkeit verdanken sie einem elfjährigen tapferen Kampfe gegen einen ihnen an Zahl weit

überlegenen Feind. Sie haben in den letzten zwanzig Jahren große kulturelle Fortschritte gemacht, und die Christen in Thrazien, Bulgarien, Mazedonien und Bosnien betrachten sie als den Mittelpunkt, um den sie sich alle in zukünftigen Unabhängigkeitskämpfen scharen werden. Man kann behaupten, daß, je mehr Serbien und die serbische Nationalität sich gefestigt hat, desto mehr der direkte russische Einfluß auf die türkischen Slawen in den Hintergrund gedrängt wurde. Denn Serbien hat, um eine hervorragende Stellung als christlicher Staat behaupten zu können, seine politischen Institutionen, seine Schulen, seine wissenschaftlichen Kenntnisse, seine industriellen Einrichtungen von Westeuropa beziehen müssen. Daraus erklärt sich auch die Anomalie, daß Serbien trotz der russischen Schutzherrschaft seit seiner Emanzipation eine konstitutionelle Monarchie ist. (I, S. 168.)

Der hier zitierte Artikel stammt von Engels. Neben der von diesem vorgeschlagenen Lösung der Ersetzung der Türkei durch ein einheitliches Reich der Südslawen griechischer Religion faßte Marx aber noch eine andere Lösung ins Auge unter der Voraussetzung, daß an Stelle der Türkei nicht eines, sondern mehrere slawische Gemeinwesen träten. In einem Artikel vom 5. August 1853 wies er darauf hin, daß »der Wiederaufbau der Europäischen Türkei durch die Errichtung eines griechischen Reiches oder *durch eine föderale Republik der slawischen Staaten* zu unternehmen« sei. (I, S. 197.)

Diese Stelle hat Cunow offenbar übersehen, sonst hätte er nicht gewagt, den schon zitierten Satz zu schreiben:

> Es fiel Marx und Engels nicht ein, wie heute noch so manchem unserer Vulgärmarxisten, von einer völligen staatlichen Selbständigkeit der kleinen Balkannationen und ihrer Vereinigung zu einem Staatenbund zu träumen. Sie beurteilten die Sachlage schon damals viel zu realistisch.

Wir wissen jetzt, daß Marx und Engels Vulgärmarxisten genug waren, jenen Staatenbund in ganz »unrealistischer« Weise wirklich zu »träumen«.

Jene »realistische Beurteilung der Sachlage«, die Cunow ihnen zuschreibt, wonach eine der Balkannationen die *Oberherrschaft* über die anderen erlangen und behaupten solle — diese »realpolitische« Auffassung konnten Marx und Engels schon deshalb nicht zu der ihrigen machen, weil sie internationale Sozialisten waren. Die Internationalität verlangt die Anerkennung der Gleichberechtigung aller Nationen. Der Sozialismus verwirft jede Oberherrschaft. Wir können nicht die Klassenherrschaft bekämpfen und eine Herrschaft von Nationen über andere Nationen proklamieren.

Es liegt hier nahe, zu fragen, ob Cunow bloß für den Balkan und bloß für die Bulgaren eine Oberherrschaft »träumt«. Was dem Balkan recht ist, muß Europa billig sein. Warum nicht für ganz Europa die Oberherrschaft einer einzigen Nation, der »kulturfähigsten, kräftigsten« unter ihnen verlangen?

Man sieht, auf welche Abwege man kommt, wenn man dem Cunow von heute, dem »Realpolitiker« folgt. Es sind alldeutsche Gedankengänge, die er uns hier unter der Etikette des klassischen Marxismus mundgerecht zu machen sucht.

Das internationale sozialistische Denken wird für Cunow immer unverständlicher. Er verhöhnt es als »Allerweltsdemokratismus«. Der internationale sozialistische Charakter unseres Marxismus ist dasjenige, was er als

Vulgärmarxismus verurteilt. Die Realpolitik, die er diesem gegenüberstellt, ist in Wahrheit nationale Machtpolitik, das Gegenteil des internationalen Sozialismus, der im Kommunistischen Manifest begründet ward. Und für dieses Gegenteil ruft Cunow jetzt die Väter des Manifestes als Zeugen an. Das geht natürlich ohne sehr gewaltsame »Umbiegungen« nicht ab. Dabei wird Marx und Engels schließlich nicht nur sozialistisches und internationales, sondern überhaupt jedes grundsätzliche Denken aberkannt.

Die Auffassung, die ihnen Cunow zuerst unterschiebt, daß der »kulturfähigsten, kräftigsten der Nationen auf dem Balkan die Oberherrschaft« gebühre, ist zwar nicht sozialistisch und international, ist auch nicht wissenschaftlich präzis, denn man kann wohl die bereits erreichte Kultur eines Volkes messen, bisher ist es aber noch nicht gelungen, einen Maßstab für die »Kulturfähigkeit« eines Volkes zu finden. Aber diese Auffassung spricht immerhin einen Grundsatz aus. Doch er zerschmilzt Cunow unter den Händen, denn plötzlich heißt es, daß nicht einer bestimmten Balkannation als der kulturfähigsten und kräftigsten die Oberherrschaft gebührt, sondern daß diese Herrschaft heute der einen und morgen der anderen Nation zuzufallen habe, heute den Serben und morgen den Bulgaren — nach ihrer jeweiligen Verwendbarkeit für unsere Politik. Oder bemißt sich die Kulturfähigkeit nach dieser Verwendbarkeit?

So entpuppt sich der klassische Marxismus Cunows als plattester Opportunismus, der auf jede dauernde Schöpfung verzichtet und sich von den Bedürfnissen des Tages treiben läßt und dabei nicht einmal von den Tagesbedürfnissen des internationalen Proletariats, sondern von denen nationaler Machthaber.

Mit den Anschauungen, die Marx und Engels wirklich vertraten, hat diese Auffassung nicht das mindeste zu tun. Hier zeigt sich's am auffallendsten, wie Cunows Darstellung der beiden Bände der gesammelten Schriften von Marx und Engels in höchstem Grade irreführend wirkt. Es wäre schlimm für diese, wenn sie nur mit Cunowscher Brille gelesen würden.

Doch dürfen wir hoffen, daß diese Bände zahlreiche Leser finden werden, die unbefangener und verständnisvoller an sie herangehen, nicht als Realpolitiker, sondern als Sozialisten, von dem Bestreben geleitet, sie nicht bloß auszubeuten, sondern aus ihnen zu lernen, die kapitalistische Gesellschaft und den kapitalistischen Staat, die überall die gleichen Tendenzen erzeugen, besser zu begreifen und zu erkennen, welch tiefe Kluft in jedem kapitalistischen Gemeinwesen, und sei es das freieste, das kämpfende Proletariat von den übrigen Klassen der Gesellschaft scheidet. Es ist die Brücke vom »Kommunistischen Manifest« zum »Kapital«, die in den vier Bänden gesammelter Schriften vor uns aufgebaut wird. Sie bieten uns die ausgedehnteste Anwendung der Methode des historischen Materialismus auf zahlreiche Einzelfragen praktischer Politik, die uns Marx in für die Öffentlichkeit bestimmten Arbeiten hinterlassen hat. Ihre Wirkung, soweit sie über die Ausbeutung einiger Sätzchen hinausgeht, wird wie die eines jeden fundamentalen Werkes keine augenblickliche, sie wird aber eine nachhaltige und tiefgehende sein.

Mehr Demokratie in der Partei.

Von **Richard Seidel** (Berlin).

Der Parlamentarismus ist der Ausgangspunkt der modernen politischen Partei. Er wächst empor aus dem Boden der bürgerlichen Revolutionen, und die Parteien, die sich aus dem Chaos revolutionärer Wirren kristallisieren, tragen den Ludergeruch der Revolution in den Parlamentspalast. Das Parkett glättet jedoch bald Menschen und Tendenzen. Und von den politischen Kämpfen um das Parlament bleiben schließlich nur die wohlorganisierten politischen Parteien mit ihren gehobelten Manieren übrig.

Die bürgerlichen Revolutionäre stellen im Kampfe um den Parlamentarismus die Massen des Volkes wohl in ihren Dienst, hüten sich aber zumeist, sie in einer politischen Organisation von Dauer zusammenzufassen. Dort, wo sie es nicht umgehen können, suchen sie ein Gängelband zu knüpfen, an dem die Massen den erleuchteten Geistern folgen sollen. Da gibt es schlimme Erfahrungen. Wir erinnern uns der Erscheinung, daß die liberalen Arbeiterbildungsvereine zur Wurzel eines Zweiges der Sozialdemokratie Deutschlands wurden. Wenn sich die Massen des Proletariats treffen, erwacht ihr Klassengefühl. Sie wenden sich gegen Bevormundung und Unterdrückung, sie fordern die Demokratie nicht bloß vom Staate, sondern auch von den Organisationen, denen sie zugehören. So steht es schon auf den ersten Seiten der Geschichte unserer Partei geschrieben.

Auch in den Revolutionen Englands und Frankreichs suchte sich das Proletariat sehr bald dem Einfluß bürgerlicher Elemente durch Schaffung eigener politischer Organisationen zu entziehen.

Nachdem der Parlamentarismus gesichert ist, erschöpft sich das Leben der Parteien des Bürgertums in der Tätigkeit im Parlament selbst. Die weisen und gerechten Herren thronen hoch über den Köpfen der Masse, taub für die Forderungen des Volkes, blind für soziale Notwendigkeiten. Die einzige Daseinserscheinung, die die politischen Parteien mit den Volksmassen in Berührung bringt, ist die Wahlbewegung. Sie zu organisieren und zu leiten, ist ein Apparat nötig. Ihn zu schaffen, ist die wesentliche Aufgabe der Organisationen dieser Parteien.

Der Kampf um das Mandat ist der Kampf um Macht und Einfluß im Staate. Je demokratischer ein Wahlgesetz ist, um so lebhafter ist das Ringen um die Stimmen der Wahlberechtigten. Jetzt ist der unterste auf der sozialen Stufenleiter ein »Bürger«. Man verherrlicht seine Menschenrechte, man lobt seinen Wert für den Staat, man drückt ihm die Hand, aber man hütet sich, ihn zu organisieren.

Nimmt man ihn in die Parteiorganisation auf, dann gibt man ihm Recht und Einfluß von Dauer, dann hält man sein politisches Interesse über die Wahlen hinaus wach, dann macht man ihn zu einem lästigen Kritiker und zum Wächter über die Handlungen der Erkorenen im Parlament. Das soll nicht sein.

Die bürgerlichen Parteien bedienen sich daher anderer Formen der Organisation und anderer Mittel, die Massen bei den Wahlen in ihren Bann zu zwingen. Sie richten sich nach den politischen und sozialen Lebensbedingungen der Klasse, die sich um ihr Banner gruppiert.

Der agrarische Adel Preußens beherrscht durch Macht und Tradition den Verwaltungsapparat des Staates und bedient sich seiner skrupellos für die parteipolitischen Geschäfte der Konservativen. Die starke wirtschaftliche Abhängigkeit der Landbevölkerung tut ein übriges, um in vielen ländlichen Bezirken den Wahlsieg der Agrarier zu sichern. So erübrigt es sich für die Konservativen fast ganz, den komplizierten Apparat einer politischen Parteiorganisation zu schaffen.

Die liberalen Parteien haben es schon weniger gut. Sie müssen eine eigene politische Organisation aufbauen, die aber von einer Organisation der Volksmassen recht weit entfernt bleibt. Sie unterhalten sich vorwiegend mit dem Gelde der mehr oder minder schweren Industriellen, der Handelsleute, der Börsenmänner. Auf dem gleichen Grunde gedeiht ihre Presse. Da kann es nicht ausbleiben, daß

die opferbereiten Geldgeber auf die Fraktionen und Organisationen großen Einfluß ausüben. Menschen sind nun einmal Menschen. Je nach der Größe ihrer Gaben beherrschen die Geber hinter den Kulissen des Parteilebens die Situation, wie der größte Aktionär die Generalversammlung der Aktiengesellschaft meistert.

Am meisten kann es sich noch das Zentrum leisten, die Massen in die politischen Vereine aufzunehmen. Wie den Liberalen Gott Mammon und den Konservativen die staatliche Bureaukratie dient, so steht den Klerikalen Organisation und geistige Macht der katholischen Kirche zur Seite. Das Zentrum wird damit allerdings eine exklusive Partei, die nur die katholische Bevölkerung umfassen kann. Es kann nie über eine gewisse Größe hinauswachsen. Von einem gewissen Zeitpunkt an kann die klerikale Partei nur noch verlieren. Um so fester sucht sie mit den Mitteln der geistlichen Macht ihre Anhänger zu binden.

Ein ganz anderes organisatorisches Gesicht mußte von vornherein die Sozialdemokratie, die Partei der proletarischen Revolution zur Schau tragen. Sie ist wohl die Partei einer Klasse, aber der größten Klasse. Sie kennt keine Unterschiede der Konfession, sie schiebt sogar die Unterschiede der Nationalität beiseite. Sie kann als demokratische Partei ihre Tätigkeit auch nicht auf die Klasse des Proletariats beschränken, sondern muß allen die Tore offenhalten. Gesinnung und Treue sind die einzigen Eigenschaften, die sie von ihren Anhängern fordert; eine andere Begrenzung erträgt sie nicht.

Als Partei radikalster Demokratie muß sie allen Mitgliedern gleiches Recht des Einflusses auf die Geschicke der Partei, auf Führerschaft und Taktik gewähren. Sie kennt keinen Einfluß des Geldes. Die Mittel zum Kampfe sammelt sie mühsam aus den Groschen der Armen. Als Partei der Rebellion gegen den Staat liegt sie mit allen seinen Einrichtungen im Kampfe, statt sich, gleich den Konservativen, seine Mittel für die eigenen politischen Zwecke dienstbar machen zu können.

Dennoch hat die Entwicklung unserer Partei ihren Organisationen Merkmale aufgedrückt, die sich mit der theoretischen Forderung unbehinderten Einflusses aller Mitglieder auf die Parteibewegung nicht völlig in Einklang bringen lassen.

Die Entwicklungsgeschichte unserer heutigen Organisation beginnt unter dem Sozialistengesetz. Das Parteileben jener Zeit erhielt durch die täglichen Verfolgungen und durch die unausgesetzten Kämpfe mit Polizei und Gerichten ihr Gepräge. Jede kleine Aktion, jede Flugblatt- oder Broschürenverbreitung, jede Versammlung galt als Tat, da sie in sich schloß die bewußte Auflehnung gegen eine rücksichtslos angewandte Gesetzgebung. Die hohe Wertung dieser Aktionen hat sich lange erhalten. Bis in die jüngste Zeit hinein galten in den Kreisen der Genossen häufiges Fehlen bei der Flugblattverbreitung und ungenügender Versammlungsbesuch als verdammenswerte Handlungen. Dem Parteileben war eine gewisse revolutionäre Romantik eigen, die gerade die stärksten Persönlichkeiten anzog. Die Partei verlangte damals von ihren Mitgliedern nicht nur Beitragszahlung und gelegentlichen Versammlungsbesuch, sondern stete Tatbereitschaft. Die Zugehörigkeit zur Partei bedeutete eine Gefahr für die Freiheit der Person und die Existenz der Familie. In dem Hören und Wollen des täglichen Kampfes bildeten sich Persönlichkeiten, die still und ernst ihre Pflicht — das Wort im weitestgefaßten Sinne verstanden — taten. Das werden wir erst deutlich sehen, wenn unsere heute noch dürftige biographische Literatur einmal vollkommener sein wird. Soweit sie heute vorhanden ist, streift sie nur flüchtig die höchsten Gipfel des Parteilebens mit ihrem Licht. Das Leben des einfacheren Kämpfers läßt sie im Dunkeln.

Obwohl die theoretische Klarheit in der Gesamtpartei noch lange nicht den heutigen Grad erreicht hatte, schulten die Männer und Frauen ihren Geist. Die sozia-

listische Literatur der Zeit wurde eifrig gelesen und war allgemein bekannt. Die Schriften Lassalles galten als Evangelien.

Das Manko an theoretischem Wissen wurde durch ein stark entwickeltes Klassenbewußtsein ausgeglichen. Die ewigen Kämpfe mit den Repräsentanten der Besitzenden und Herrschenden führten den Proletariern ihre ganze Rechtlosigkeit immer von neuem vor Augen. Die tiefe, unüberbrückbare Kluft zwischen bürgerlicher und sozialistischer Welt empfanden sie täglich schärfer.

Ein neues Parteimitglied wurde mit mißtrauischer Vorsicht aufgenommen, da die versteckte Form der Organisationen das Spitzelwesen begünstigte. Wer sich aber bewährt hatte, dem schenkte man ganzes Vertrauen, dem folgte man schweigend aufs Wort, wenn die Situation des Kampfes es erforderte. Nur einige verwirrte Elemente splitterten sich ab, die Mehrzahl der Genossen hielt treu zum Ganzen.

Die Lebensbedingungen der Partei sowie ihre geringe Mitgliederzahl bedingten eine verhältnismäßig einfache Organisationsform. Alles war einfach und durchsichtig. Jeder konnte ohne Mühe auf den Grund des Parteigebildes blicken und brachte den Dingen auch so viel Interesse entgegen, daß er es tat. Jedes eingereihte Parteimitglied kannte seinen Vertrauensmann und hielt sich fest an ihn.

Die *Aufhebung des Sozialistengesetzes* drängte die innere und äußere Parteientwicklung in neue Bahnen. Ungestörtes Versammlungsleben und öffentliche Vereinstätigkeit werden möglich. Die Werbetätigkeit kann sich freier entfalten. Während unter dem Sozialistengesetz die Agitation von Mund zu Mund, das Bearbeiten der Genossen in den Werkstätten und das Aufsuchen der zu Werbenden in den Wohnungen nötig waren, kann sich die Agitation jetzt auf offenem Markte frei entfalten.

Eine ausgedehnte Presse entsteht und übernimmt einen erheblichen Teil der Agitation. Das Flugblatt, das früher mühevoll und stillschweigend von Haus zu Haus getragen wurde, verliert an Wichtigkeit.

Damit sinkt auch die Bedeutung des einzelnen Genossen und seines Wirkens. Das rapide zahlenmäßige Wachsen der Partei läßt den einzelnen immer mehr in der Masse untergehen. In der Presse spricht die Redaktion, in den Versammlungen der Redner im Namen der ganzen Partei zum Proletariat. Warum soll sich da der mehr oder weniger ungeübte einfache Genosse noch bemühen?

Allerdings hat die Kleinagitation von Haus zu Haus niemals ganz aufgehört, und wir haben ihr viel zu verdanken. Sie hat uns gelehrt, unsere Organisationen in ganz kleine Bezirke zu zerlegen. Ohne diese Zergliederung in winzige Gruppen ist das Funktionieren der Parteiorganisation als Wahlmaschine nicht denkbar. Und bei der Wahlagitation, bei der die Zettel- und Flugblattverbreitung von größtem Wert ist, kommt uns die förmlich fortgeerbte Übung vieler Genossen in der Hausagitation glänzend zustatten. Keine andere Partei konnte es uns bisher darin gleichtun.

Und dennoch will uns scheinen, als brächte die Zerlegung des Parteikörpers in kleine Zellen gewisse Nachteile mit sich. In ihrem engen Rahmen spielt sich ein zu großer Teil des Vereinslebens ab. Hier unterrichten sich die Genossen über die Vorgänge in der Partei, hier äußern sie ihre Meinung. Der Vertrauensmann, oder wie immer man den Vorsteher dieser kleinen Gruppen nennen mag, muß die Ansichten der Genossen in den Zusammenkünften der Vertrauensleute vertreten. *Er bildet die erste, die unterste Instanz.* Zwischen ihm und dem Vorstand eines Agitationsbezirks oder gar dem Parteivorstand liegen unendlich viele Instanzenstufen. Wird in den untersten Tiefen der Masse etwas gesagt, dann gelangt es meist in ganz verändertem und abgeschwächtem Zustand und ohne die geeignete Vertretung an die Stelle, für die es bestimmt ist. *Der lange Weg wirkt wie ein Sieb.* Dem Einfluß der Organisationszellen steht auch der Umstand entgegen, daß so eine kleine Gruppe von Genossen gar keine Beschlüsse fassen kann, die irgendwo an verantwortlicher Stelle Eindruck machen.

In den oberen Instanzregionen wird dagegen andauernd fieberhaft gearbeitet und beschlossen. Und die kleinen Vertrauensmänner haben ihren Gruppengenossen meist eine ganze Fülle von fertigen Beschlüssen vorzutragen, über deren Herkunft und Ziel sich die Genossen oft nicht im klaren sind.

Nun gibt es allerdings Versammlungen der Gesamtvereine. Dort, wird man antworten, hat jeder einzelne Genosse ungehinderte Redefreiheit. Dort, wird uns immer gesagt, ist die Stätte unbegrenzter Möglichkeit des Einflusses von unten nach oben. Aber der Umstand, daß sich die Genossen in den engen Bezirken treffen können, ja treffen sollen, erzieht zur Trägheit. Sie besuchen die Generalversammlungen meist lückenhaft und sind darum nur in unvollkommener Fühlung mit dem Vorstand. Sodann gehört zur Vertretung einer Meinung in einer großen Versammlung Übung, die man nicht erlangen kann, wenn man nicht hingeht. So bleibt der entscheidende Einfluß auf die Organisation immer in den Händen der gleichen wenigen Personen: der Funktionäre und der regelmäßigen Versammlungsbesucher. Das ließe sich mit Hilfe zahlreicher Einzelerscheinungen aus dem Leben eines jeden Parteivereins leicht belegen. Diese Beweisführung in den Einzelheiten dürfte sich indes erübrigen, denn jeder Kenner des Parteilebens hat die Dinge, um die es sich handelt, schon oft genug mit eigenen Augen gesehen.

Auch der Spielraum zur Erlangung unmittelbaren politischen Einflusses wurde mit der Aufhebung des Sozialistengesetzes größer. Eindringen in alle Fugen und Spalten der bürgerlichen Gesellschaft, möglichst viele einflußreiche Plätze mit Parteigenossen besetzen, wurde die Parole des täglichen Kampfes der Partei. Unsere Wahlerfolge in Gemeinde, Stadt, Staat und Reich wurden täglich glänzender. Die Gewerkschaften entfalteten ein frisches Leben und eroberten der Arbeiterschaft bedeutende Verbesserungen der materiellen Lage. Mit der Eroberung und Besetzung der Plätze allein ist es aber nicht getan. Die Erkorenen sollen auf den Plätzen wirken. Das stellt diesen Männern in erster Linie die Aufgabe, innerhalb der bestehenden Ordnung möglichst viele Vorteile für das Proletariat zu erringen. Darüber müssen sie täglich nachdenken, davon müssen sie immer wieder reden. Ist es ein Wunder, daß diese Arbeit vielen von ihnen den Blick für die weitgesteckten Ziele der Sozialdemokratie trübt?

Durch die Ausweitung des Lebensspielraums der Partei bekommen die Aufgaben der Organisationen eine ungeahnte Vielseitigkeit. In allen bedeutenden Parteiorten entstehen zahlreiche Körperschaften mit bestimmten Zwecken und oft recht weitreichenden Befugnissen. Über dem Boden der Masse der Organisierten türmt sich höher und höher eine mächtige Pyramide von Instanzen. Der sich immer fester ballenden Masse der Namenlosen steht eine kleine Schar emporgehobener Genossen gegenüber. Und das hat nicht etwa das eigennützige Wollen einzelner zuwege gebracht, sondern allein die natürliche Entwicklung der Dinge.

Die Beherrschung der Parteiarbeit und die Hantierung der Parteiorganisation bedingt allerlei Kenntnisse, deren Wesen wir den Lesern der Neuen Zeit nicht zu schildern brauchen. Je umfassender die Parteiarbeit wird, um so schwerer wird die Besetzung der leitenden Posten mit geeigneten Genossen. So bildete sich mit der Zeit eine Schicht von Wissenden, die gelernt hat, den Apparat mit Leichtigkeit zu beherrschen, die das Ganze regiert. Und hier zeigt sich im kleinen die Übermacht einer Schicht innerhalb einer Gemeinschaft, die im Besitz des Wissens ist, eine Erscheinung, die in der Geschichte in größerem Maßstab oft zutage getreten ist. Wir haben uns viel gegen den Absolutismus einzelner gewendet, haben das System Lassalle-Schweitzer erst erbittert bekämpft und niedergezwungen, dann historisch untersucht und für überwunden erklärt. Inzwischen hat der Lauf der Geschichte in der Partei einen Absolutismus der Bureaukratie gezeugt, dem wir nahezu völlig verfallen sind. Gewiß ist dieser Absolutismus gemildert durch einen Rest von Demokratie, gewiß liegt das Geschick der Partei formalrechtlich in der Hand

der Massen. Doch in der Wirklichkeit macht das ganze System denen, die in der Minderheit sind, das Leben so sauer wie möglich. *Das Merkmal der wahren Demokratie ist es aber, daß sie die Rechte der Minderheiten schützt.*

Die Massen haben diese Beengung ihres Einflusses längst gefühlt. Die energischeren Elemente haben es auch früher nicht an Versuchen fehlen lassen, die Hände frei zu bekommen. Jedermann entsinnt sich der Debatten über das Thema »Massen und Führer«, in denen das Problem *theoretische Behandlung* erfuhr. Heute, wo der ganze Lebensinhalt des Sozialismus auf dem Spiele steht, kommt der Kampf um die Demokratie in der Partei zum offenen praktischen Austrag.

Auf die weniger energischen Elemente der Mitgliedermassen hat die Gebundenheit eine ermattende, verschüchternde Wirkung ausgeübt. Der Eintritt in die Partei macht den Menschen nicht sofort zum Revolutionär. Die alte geduldige Demut des Deutschen bringt er mit. Soll er zum Schaffen an sich selbst und in der Partei angeregt werden, dann muß er seine Bedeutung im Parteiganzen fühlen. Soll er reifen lernen wollen, dann muß er die Möglichkeit haben, sich wirksam zu betätigen.

Nun kann es sich, wie wir vorbeugend bemerken wollen, nicht um die Frage handeln, ob nicht doch etwa die Auffassung der Syndikalisten über die Organisationen des Proletariats die richtigere ist. Wir sind weit entfernt von dem Glauben, daß der eingeborene Geist der Masse alles ist, neben dem die Geschlossenheit, Größe und Finanzkraft der Organisation nur verschwindend ins Gewicht fällt. Dagegen halten wir einen organisatorischen Zustand für schädlich, der den Geist der Massen niederhält und an der Entfaltung hindert. Bei allen Reformversuchen muß die Geschlossenheit, die einheitliche Kraft der Organisation streng gehütet werden, womit wiederum nicht gesagt sein soll, daß *jedes* — wirkliche oder angebliche — Mittel zur Erhaltung der Geschlossenheit gebilligt werden kann. Gegenüber der sich fest und fester ballenden Macht des Staates und des Unternehmertums ist eine geschlossene Organisation des Proletariats dringendes Gebot. In den letzten Jahrzehnten sehen wir überall in der Welt, daß sich bei allen großen *prinzipiellen Aktionen* des Proletariats Staat und Unternehmertum den Organisationen der Arbeiter geschlossen entgegenwarf. Gegen diesen einheitlichen Willen der bürgerlichen Welt kann das Proletariat nur in undurchdringlicher organisierter Front ankämpfen.

Es besteht aber die Frage, wie die Organisation in den Dienst des Klassenkampfes zu stellen ist. Sind die Organisationen des Proletariats geschaffen, um die in schöne Worte gekleideten Grundsätze mit Taten zu vertreten, oder werden die Organisationen unter feierlicher Vorantragung der Prinzipien nur gebildet, um danach mehr oder minder untergeordneten Zwecken zu dienen? *Die Massen selber müssen es sein, die von Fall zu Fall wenn irgend möglich die Anwendung der organisatorischen Machtmittel bestimmen.* Sie müssen die Möglichkeit haben, streng darüber zu wachen, daß in kritischen, entscheidenden Momenten die Organisation kein Hindernis für die richtige Taktik werde, daß sie und ihr Bestand nicht wichtiger erscheine als die Aufrechterhaltung und Durchsetzung der Grundsätze.

Das kann nun wieder nicht geschehen, indem in den entscheidenden Stunden Generalversammlungen und Parteitage tagen und in großen Debatten den rechten Augenblick zum Handeln verpassen. In gewissen Augenblicken wird eine Führerschaft bedingungslose Gefolgschaft erwarten müssen.

Aber gerade darum ist eine völlig demokratisch durchgebildete Parteiverfassung dringendes Erfordernis. Wenn die Massen wissen, daß in einem langen (relativen) Friedenszustand ihr Wille stets höchstes Parteigesetz war, wenn sie fühlen, daß Männer ihres absoluten Vertrauens die Zügel der Bewegung führen, dann verlieren sie auch in kritischen Tagen

den Glauben an ihre Führerschaft nicht. Und dazu kann uns nur mehr Demokratie helfen.

Wir sind also weit davon entfernt, mit unseren Bedenken gegen eine ungerechtfertigte Bindung von oben nach unten der Disziplinlosigkeit das Wort reden zu wollen. Wir fordern nur, daß das Proletariat in seiner eigenen Welt, seiner Klassenorganisation frei herrscht. Nur durch rege und wirkungsvolle Betätigung in dieser Eigenwelt erwirbt das Proletariat jenen elastischen politischen Geist und jenes sichere Selbstbewußtsein, dessen es auch im Ringen mit dem Gegner bedarf.

Rein organisatorisch-formell muß eine größere Übersichtlichkeit des Parteiapparats gefordert werden. Die Arbeiter haben keine Zeit, die Windungen eines komplizierten Organismus zu studieren. An Stelle des Gewimmels von Instanzen hat in jedem Bezirk eine wirklich verantwortliche Stelle zu treten, die der Kontrolle der Gesamtheit jederzeit untersteht. Das Gesetz des Dienstalters, das bei uns — ganz ungewollt — vielfach in Anwendung gekommen ist, darf bei der Besetzung der Ämter keine Rolle spielen. Und der Wechsel in den Ämtern muß leicht zu vollziehen sein, leichter noch als etwa in parlamentarisch regierten Staaten der Wechsel der Regierungen.

Um nur auf eine krankhafte Stelle im Parteiorganismus hinzuweisen, sei der Parteiausschuß erwähnt. Obwohl erst in neuerer Zeit entstanden, hat er sich ganz in das bureaukratische System des Parteigetriebes eingefügt. Es scheint ein Fehler zu sein, daß die Delegierten zum Parteiausschuß für längere Zeit gewählt werden. Selbst ein Jahr ist eine zu lange Amtsperiode. Der Ausschuß bekommt nur dann einen Sinn, wenn die Delegierten für jede Sitzung in eigens dazu bestimmten Generalversammlungen der Bezirke neu gewählt werden. Die Tagesordnung der Ausschußsitzung muß vorher bekannt sein und auf den Wahlversammlungen von geeigneten Referenten behandelt werden. Nach Stellungnahme zur Tagesordnung kann eine Delegiertenwahl stattfinden, die genau die Auffassung der Versammelten zu den zur Debatte stehenden Fragen widerspiegelt. Nur in den dringendsten Ausnahmefällen sei es erlaubt, auf die alten Delegierten zurückzugreifen.

Man sage nicht, daß das nicht geht. Gewiß müssen die Arbeiter dann einmal mehr in eine Versammlung gehen. Allerdings stellt ein solches System größere Anforderungen an den einzelnen Genossen. Aber wir müssen eben verlangen, daß der einzelne größere Strenge gegen sich selbst übt. Und die Arbeiterschaft wird uns gern auf diesem Wege folgen, wenn sie fühlt, daß er sie zu größerem Einfluß auf die Geschicke der Partei führt.

Weit wichtiger jedoch als äußerliche organisatorische Reformen sind unseres Erachtens Reformen der Geschäftsordnungen unserer Einrichtungen. Die Behandlung von Anträgen ist zum Beispiel in manchen Bezirksorganisationen der Partei höchst merkwürdiger Art. Sie ist wie geschaffen, um eine Minderheit schon auf den untersten Stufen des Instanzenturmes des Atems zu berauben. Darin muß Abhilfe geschaffen werden. Es muß zum Beispiel möglich sein, einen Vereinsvorstand zu zwingen, einen Antrag auf die Tagesordnung einer Generalversammlung zu setzen, wenn er von einer bestimmten Anzahl von Genossen unterstützt wird, wobei es ganz gleichgültig sein muß, ob der Antrag das Wohlwollen irgendeiner offiziellen »Instanz« gefunden hat oder nicht.

Sodann erscheint uns die Einführung der Verhältniswahl zu allen Vertretungskörperschaften der Partei angesichts der scharfen Scheidung der Parteiströmungen der Erwägung wert. In Verbindung mit der oben gegebenen Anregung zur Behandlung von Anträgen ist sie auch praktisch durchführbar. Die Kämpfe in der Partei, die gegenwärtig ihren nie geahnten Höhepunkt erreicht haben dürften, haben gezeigt, daß auch das Proletariat keine geistig einförmige Masse mit absolut gleicher politischer Tendenz ist. Sollen die verschiedenen Strömungen, sofern sie innerlich überhaupt noch zusammengehören, in der Partei

zusammenarbeiten können, dann muß jeder von ihnen die Möglichkeit gegeben werden, sich in den Organisationen nach Maßgabe ihrer Stärke Geltung zu verschaffen.

Alle Reformen an Haupt und Gliedern der Partei müssen darauf hinauslaufen, den Massen größere Beweglichkeit zu verleihen. Um ein selbständiges Regen der Arbeiterschaft im rechten Augenblick oder auch nur ein entschlossenes Befolgen einer ausgegebenen Parole zu erzielen, ist es notwendig, daß die Massen allezeit genau politisch orientiert sind. Ihr eigener politischer Blick muß schärfer werden. Das Proletariat bis in seine Tiefen hinein muß befähigt sein, seine Stellung in der Gegenwartsgesellschaft zu beurteilen, alle Angriffsflächen des kapitalistischen Systems zu erkennen. Wir mußten den Massenstreik diskutieren, nicht um ihn leichtfertig heraufzubeschwören, sondern um die Massen mit der Idee nebst allen ihren praktischen Möglichkeiten vertraut zu machen. So müssen die Arbeiter nach und nach alle Seiten des tieferen, historischen Sinnes ihres täglichen Kampfes kennen lernen, um ihn *bewußt zu erleben.* Der August 1914 hat gezeigt, daß es daran noch fehlt, daß sich die Massen in neuen und großen Situationen nicht zu helfen wissen.

Bei allen politischen Lebensäußerungen der Partei, sei es in Schrift, Rede oder parlamentarischer Aktion, muß in Zukunft das *Grundsätzliche* wieder mehr im Vordergrund stehen. Die Nationalitätenfrage, die Fragen des Militarismus, der internationalen Politik, die Steuerfragen bedürfen tiefschürfender grundsätzlicher Behandlung. Und nicht nur vor den Ohren einer kleinen Schicht von mehr oder weniger Vorgebildeten, sondern vor den Ohren der gesamten Arbeiterschaft. Der Arbeiter muß in jedem Augenblick die breite Kluft zwischen bürgerlich-imperialistischem und sozialistischem Denken vor Augen sehen.

So müssen wir in Zukunft weit mehr *Erziehungsorganisation* sein, unbeschadet unserer Arbeit auf den tausend Gebieten der Tagespolitik. Die Massen selber sowie die leitenden Personen, die Agitatoren und Redakteure, Organisatoren und Abgeordnete müssen sich dieser Aufgabe der Partei allzeit bewußt sein.

Zur Erziehung bedarf es der Erzieher, wird man antworten. Andere Erziehungsorganisationen bilden ihre Kräfte in großzügigen Einrichtungen heran. Die Schule erzieht ihr Lehrermaterial nach wohldurchdachter Methode, und auch der Militarismus, ohne Zweifel die mächtigste Erziehungsanstalt des Gegenwartsstaats, bedient sich eines festumrissenen, nie zu durchbrechenden Systems, in dem »Erzieher« und Zöglinge sich bewegen. Auch wir hatten ja Anstalten getroffen, um Erzieher der Massen heranzubilden.

Jedoch das allerwichtigste Mittel zur Erziehung der Massen zu klarem politischem Denken sind nicht die besonderen Anstalten für schulmäßigen Unterricht, *sondern das freie, selbständige politische Regen der Arbeiterschaft selber.* Dieser Regsamkeit müssen unsere Organisationen Anregung und Spielraum geben. *Darauf muß der Parteimechanismus eingerichtet sein.* Nur am eigenen verantwortlichen politischen Schaffen kann der politische Geist sich bilden, wie sich nur im eigenen Erleben die Persönlichkeit entwickelt. Die besonderen Bildungsveranstaltungen können nicht mehr sein wie ein nützlicher, vielleicht sogar unentbehrlicher Helfer.

Die Sozialdemokratie ist eben ihrem Wesen nach mehr als eine politische Partei im Sinne der anderen parlamentarischen Gruppen. Diese kleben fest am Boden der gegenwärtigen Ordnung. Sie alle dienen den selbstsüchtigen Zwecken kleiner Schichten der Gesellschaft, keine hat das Wohl der Volksmassen zum Ziel. Die Sozialdemokratie allein strebt über den Rahmen der bestehenden Ordnung hinaus.

In ihren Handlungen auf dem Gebiet der täglichen politischen Kämpfe ist sie jedoch, ganz unbewußt und doch nicht ohne Schuld, immer mehr im Schlammboden der Gegenwart versunken. In ihrem Streben, sich in allen Fugen der kapitalistischen Gesellschaft festzusetzen, ist sie in die Gefahr geraten, sich praktisch in den Gegenwartsstaat einzufügen. Darum blieb sie in einer Schicksalsstunde für Staat

und Volk, in der es galt, der ganzen bürgerlichen Welt machtvoll entgegenzutreten, in der Entschlossenheit ihres Handelns weit zurück hinter der Konsequenz ihres Denkens.

Der gegenwärtig tobende Kampf ist kein Kampf *gegen*, sondern ein Kampf *um* die Organisation.

Nachdem sich das Proletariat nach jenen erschütternden Tagen wieder langsam in der Umwelt zurechtgefunden hatte, ist der Unwille über eine gewisse Politik langsam hochgekommen. Nun ringen die »Richtungen« in den Organisationen miteinander. Jede Strömung will sich durchsetzen. Dazu gehört auch, daß sie die Ämter mit ihren Leuten zu besetzen strebt. Von beiden Seiten ein durchaus legales Beginnen, obwohl es durchaus nicht immer mit völlig legalen Mitteln angestrebt wird. Es ist jedoch unverkennbar, daß dieser Kampf weit weniger schmerzlos sein würde, wenn die Achtung vor der Demokratie *in unseren Organisationen* von jeher größer gewesen wäre.

Das Pathos des Weltkrieges.

Von **Karl Erler**.

Unlängst erschien als 8. Band in der Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte ein trotz vieler und arger Mängel lesenswertes Buch »*Der deutsche Mensch*«,[1] das den Weltkrieg vom Standpunkt des Philosophen und Ästhetikers zu werten unternimmt. Mit allem, was an eine materialistische Auffassung des Gesellschaftslebens erinnert, steht der Verfasser auf gespanntem Fuße. Nicht nur liebt er es, Nichtzusammengehöriges zu verkoppeln und verschiedenartige Ereignisse verschiedenartiger Epochen durcheinanderzuwürfeln. Wo er fremde Volkspsychen analysiert und zur deutschen in Vergleich stellt, artet die Darstellung durchweg in Verzerrungen aus. Gleichwohl äußert der Verfasser in den Hauptabschnitten der Schrift eine Reihe von Gedanken, deren kurze Würdigung im Interesse politischer Klärung angezeigt erscheint und auch vom Standpunkt der Arbeiterklasse Interesse beanspruchen darf.

Ob das vielgehörte Wort richtig sei: »Wir deutsches Volk können nicht hassen?« Von dieser etwas seltsamen Fragestellung aus gelangt der Verfasser zu einer Erörterung über den Haß als einen politischen Faktor im Völkerleben. Eine natürliche Erscheinung im Leben des einzelnen Menschen wie der Nationen, dürfe der Haß nicht in häuslichem Hader verzettelt und an Kirchturmsinteressen verschwendet, sondern müsse für vitale Volksinteressen, für die Geltendmachung der deutschen Nation im Rate der Völker nutzbar gemacht werden. Da jeder Staat wie von Kraftfeldern stark empfindbar umgeben und atmosphärisch eingehüllt sei, rief Deutschlands kultureller Aufstieg, seine politische und wirtschaftliche Energie, die die Wirkungssphären anderer Völker kreuzte und störte, die selbstverständliche Gegenwirkung und den selbstverständlichen Haß der Geschädigten hervor. Welche Folgerungen seien aus dieser Sachlage für die praktische Politik zu ziehen? Der Verfasser will nicht als deutscher Chauvinist angesprochen sein und verwahrt sich gegen eine Unterstellung, als ob Deutschland welterobernd die britische durch eine deutsche Vorherrschaft verdrängen und eine neue Plage über den gezüchtigten Planeten heraufbeschwören solle. Aber er verquickt die Verwahrung mit einem Programm deutscher Zukunft, das außer der Wiedereroberung der verlorenen Weltmärkte die britische Seegeltung endgültig gebrochen, Rußland dauernd vom Westen nach dem Osten gedrängt, die mit dem Schwert eroberten Gebiete in vollem Umfang behauptet und Deutschland angegliedert, die bestehenden Bündnisse gefestigt und verinnerlicht, die Türkei organisch wieder aufgebaut, Kleinasien

[1] Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte. 8. Band. Berlin, S. Fischer. Preis 1 Mark.

und Mesopotamien neu belebt, ein zusammenhängendes deutsches afrikanisches Kolonialreich geschaffen wissen will. Dieses Programm hat mit den Phantasien der Alldeutschen vor dem Kriege und der Weisung, die die bekannten sechs Wirtschaftsverbände an den Reichskanzler richteten, die größte Ähnlichkeit. Da die strategische Basis der englischen Welt- und Seegeltung auf dem Übergewicht in der Nordsee ruht, da die aufstrebende russische Bourgeoisie nie auf den Anschluß an die europäische Kultur und auf europäische Geltung wird verzichten wollen, vielmehr in jeder Macht, die sich ihrem Anspruch auf europäische Geltung in den Weg stellt, ihren Tod- und Erbfeind erblicken wird, da Frankreichs Machtstellung durch seine Vorherrschaft im westlichen Mittelmeer und die internationale Geltung der belgisch-holländischen Barriere bedingt wird, was bedeutet da das Programm des Verfassers anderes, als daß die Mächtegruppierung, die zu diesem fürchterlichsten aller Kriege führte, als Grundlage der internationalen Beziehungen in aschgraue Fernen fortbestehen soll! Wenn, wie der Verfasser sagt, alle Völkerkonflikte letzten Endes Machtkämpfe sind, wenn gekämpft wird, um Macht zu »übermächtigen«, was bedeutet dann wiederum das Programm des Verfassers anderes als ein Ringen um die »Übermächtigung« der gegnerischen Koalition, um das Übergewicht der von Deutschland geführten Mächtegruppe auf dem europäischen Kontinent? Kann unter solchen Bedingungen der Friede mehr sein als der Beginn neuer und gewaltiger Aufrüstungen, als ein Auftakt zur Wiederholung dieses Krieges mit noch furchtbareren Mitteln und Methoden der Zerstörung? In der Tat: »Dieser Krieg von heute wird der Vater manches späteren Krieges sein, schon deshalb, weil er unserer auswärtigen Politik Aufgaben für Jahrhunderte stellt.« Die Offenheit, womit der Verfasser diese Konsequenz jenes weltpolitischen Programms im Gegensatz zu vielen, die ähnlichen Anschauungen huldigen, enthüllt, berührt angenehm. Vom Standpunkt der Arbeiterpolitik ist solche Offenheit doppelt zu begrüßen, weil sie zur rechten Beurteilung aller auf Angliederungen gerichteten Kriegsziele verhilft und weil innerhalb der Sozialdemokratie an der Stellung zu Krieg und Aufrüstung sich die Wege in der Zukunft noch entschiedener scheiden werden als bisher.

Im Haß, im Kampf sieht der Verfasser den tiefsten Wesenszug im Bilde der Großen der Menschheit. Selbsterkenntnis als Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Umwelt, als wesentlich polemischer Prozeß mache überragende Persönlichkeiten höchst empfindlich gegen jede Störung ihres Energiebereichs. »Ein wirklich lebendiger, in sich einiger und wollender Mensch, der verantwortlich ist für ein klares und bewußtes Vollbringen, erträgt keine Durchkreuzung seines Kraftfeldes: wo er nicht anziehen kann, stößt er eben ab.« Der psychologisch geforderte Zwang zur Ausschließung vitaler Sphären anderer sei sowohl »Voraussetzung für die ausnahmsweise klare und distinkte Selbsterkenntnis« wie das »Ergebnis einer gesteigerten Selbstbehauptung, die beim geschichtlich werkvollen Menschen immer zugleich Werkbehauptung ist«. Führende Persönlichkeiten aber sind dem Verfasser die Vertreter geschichtlichen Aufwärtsringens, sind ihm vor allem die typischen Repräsentanten bürgerlichen Wesens, die Rufer in seinem Streit mit den übrigen Gruppen und Klassen der Gesellschaft.

Es trifft zu: Klassenkampf ist Werkbehauptung, ist Ausschließung, Störung, Durchkreuzung vitaler Sphären der einen Klasse durch die andere zum Zweck eigener Werkerrichtung, Werkbehauptung und Werkförderung. Wie von der Zugehörigkeit zur Klasse für den einzelnen die Beziehung und damit die Einstellung zur Umwelt, die Optik seines gesellschaftlichen Anschauens abhängt, so werden die Aktionen der Klasse bedingt und geregelt durch das gesellschaftliche Sein der letzteren. Mit dem gesellschaftlichen Sein wechseln die Voraussetzungen, Methoden und Ziele der Aktionen. Je entgegengesetzter die Struktur verschiedener Klassen ist, um so geringer die Möglichkeit gemeinsamer Aktionen. Gegensatz und Kampf bezeichnen das natürliche Verhältnis der Klassen zueinander. In vollem Umfang

gilt für sie das Wort des antiken Philosophen, daß der Streit der Vater aller Dinge ist. Selbst wo verschiedene Klassen ihr Werk gemeinsam gegen drohende Zerstörung von außen verteidigen, wo die Furcht vor den möglichen Folgen einer verweigerten Aktionsgemeinschaft die Voraussetzung und Vorbedingung für diese schafft, bleibt auch in der Abwehr die Verschiedenheit der Klassen und ihrer Werke und damit der politischen Methoden und Ziele bestehen. Wie immer sich die Aktionslinien der Klassen zueinander verhalten, ob sie auseinanderstreben, sich kreuzen oder parallel verlaufen, stets fordert die Selbständigkeit des eigenen gesellschaftlichen Seins Freiheit des Urteils und der Entscheidung mit Bezug auf die Aktionen und ihre Fortdauer. Auch gemeinschaftliche Aktionen heben das Recht und die Pflicht nicht auf, in der Gemeinsamkeit der Aktion und durch sie das eigene Werk, den Vorteil der eigenen Klasse mehr zu fördern als den des zufälligen Weggenossen, der auch in der gemeinsamen Aktion der gesellschaftliche Gegner bleibt. Möchte es vielleicht auch übertrieben scheinen, auf die Politik selbst in Zeiten katastrophalen Geschehens den Spruch des Dichters anzuwenden: »Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück«, stets und namentlich für Epochen der Umwälzung gilt Bismarcks Wort, daß alle Politik auf dem Grunde des „do ut des" beruht, und bitter muß es sich an einer Klasse rächen, wenn sie im Augenblick historischer Neuordnungen vor der Anwendung dieses Maßstabs, aus was für Anlässen immer, zurückschreckt.

Der Verfasser wirft die Frage auf, ob, da Deutschland im stolzen Bewußtsein eines Jahrhunderts allgemeiner Wehrpflicht den Soldaten aus Pflicht geschaffen habe, der Pflichtbegriff sich auch auf den Krieger im eigentlichen Wortsinn, auf die Vernichtung von Menschenleben erstrecke. Er antwortet verneinend. Das Gegenteil überspanne nicht allein die logischen Möglichkeiten des Pflichtbegriffs, sondern treibe Mißbrauch mit ihm. Für die Pflicht bleibe der Satz der zehn Gebote unerschütterlich. »Pflicht ist es, nicht zu töten, weil«, wie er in Anlehnung an Kants kategorischen Imperativ sagt, »nur diese und nicht die gegenteilige Forderung an alle Individuen unterschiedslos ergehen kann.« »Es gibt keine Pflicht des Tötens, es gibt folglich auch nirgends den Krieger aus Pflicht.« Wie dann aber den Krieg überhaupt rechtfertigen? Auch hier versucht der Verfasser nicht, vorhandene Widersprüche zu verschleiern. Vernichtung des Gegners heiße die Notwendigkeit des Krieges, und wenn diese Notwendigkeit das Sittengesetz breche, so gebe der nationale Haß diesem Widerspruch seine sittliche Weihe und Rechtfertigung. Angesichts der Maschinisierung des Krieges sei er das einzige Pathos, das dem Krieger sein furchtbares Geschäft erleichtere, die einzige Form menschlicher Intimität und Wärme, die es im Felde zwischen Feinden geben könne. Der Haß verzögere den Prozeß, der den einzelnen im Kriege zum Bestandteil einer bloßen Zerstörungsmaschine herabdrücke, und rette einen kleinen Rest von persönlichen, noch nicht versachlichten Beziehungen, er bilde das letzte Mittel, den Krieg zu vermenschlichen. »Es war eine etwas beschämende Episode des Krieges, als Ende 1914 die oberste Heeresleitung mit Strenge vorgehen mußte gegen Truppenteile der westlichen Front, weil sie mit dem gegenüberliegenden Feind allmählich in ein allzu wohlwollendes Verhältnis geraten waren. Die damaligen Verbrüderungen fortgesetzt, würden sie unsere Leute moralisch zerrüttet haben.« Wie seltsam die Auffassung, die sich in diesen Sätzen ausspricht, Andersdenkende anmuten mag, so besitzt sie doch ihre triftigen Gründe vom Standpunkt bürgerlicher Politik. Sie ist die bourgeoise Ausdeutung des Satzes, daß Klassenkampf Werkbehauptung und Werkförderung sei. Mit dem gleichen logischen und historischen Rechte natürlich wird die Arbeiterklasse die dem eigenen andersgearteten gesellschaftlichen Sein entsprechenden Folgerungen aus jener Prämisse ziehen. Das Klassenideal der Arbeiterschaft erheischt, daß das Pflichtgebot, nicht zu töten, zum Grundgesetz der internationalen Beziehungen der Völker werde, daß das nationale Pathos des Krieges im internationalen und weltbefreienden Ethos des Friedens verschwinde.

Damit wird die Frage nach dem Verhältnis der Klasse zu Staat und Nation berührt. Beide Beziehungen laufen im wesentlichen auf dasselbe hinaus. Denn gesellschaftliche Beziehungen der Klassen sind politische Beziehungen, und politische Beziehungen werden geregelt und vermittelt durch den Staat. Wie immer die Formen des Staates mit der allgemeinen Entwicklungshöhe sich wandeln, stets ist der Staat eine Organisation der Herrschaft und das Mittel, eine bestimmte Produktions- und Rechtsordnung im Sinne bestimmter Klassen zu statuieren, zu erhalten und nach innen und außen zu festigen und zu sichern. Die Staatsmacht richtet sich gegen die unterdrückte Klasse drinnen, sie richtet sich gegen die unterdrückten und die herrschenden Klassen draußen. Niederhaltung und Ausbeutung der unterdrückten Klasse bildet das gemeinsame Interesse der Herrschenden wie zu allen Zeiten, so heute der Großbourgeoisie in allen Ländern. Dieses Interesse macht sich um so nachdrücklicher geltend, je weiter die nationale Produktion über die Grenzen des Staates hinausgreift, je tiefer sie ihre Wurzeln auch in fremde Staatsgebiete gesenkt hat, je intensiver der allenthalben auf Kosten der Unterdrückten geführte internationale Wettbewerb, der die gesicherte Herrschaft über die Ausgebeuteten in allen Ländern zur Voraussetzung hat, vor sich geht. Daher die auf den ersten Blick überraschende und doch nicht seltene Erscheinung, daß selbst in Kriegszeiten die Regierungen feindlicher Staaten, die selber vor revolutionären Mitteln im Kampfe gegeneinander nicht zurückschrecken, doch revolutionäre, gegen die feindlichen Regierungen gerichtete Bestrebungen zu hemmen versuchen, wenn sie von Vertretern der unterdrückten Klasse ausgehen. Die russische Revolution drang durch, soweit großbürgerliche Interessen im Spiele waren. Sie scheiterte und wurde blutig niedergeworfen, soweit es sich um Forderungen der Arbeiterklasse handelte, und zwar vermöge der Rückendeckung, die die internationale Solidarität des Großbürgertums dem Zarismus gewährte. Je größer aber die politischen Erfolge und damit auch die wirtschaftlichen Wirkungen, um so intensiver notwendigerweise wiederum der Konkurrenzkampf der nationalen Bourgeoisien, um so zielbewußter, energischer, wirksamer die Kräfte, die die Konkurrenz der nationalen Bourgeoisien auf den Weltmärkten zum Kriege der Nationen um den Markt der Welt zu steigern trachten. Die Niederlage der russischen Revolution schuf den Boden und die Voraussetzung dafür, daß diese unter dem Namen des Imperialismus zusammengefaßte Kriegspolitik sich zur furchtbarsten Katastrophe der Geschichte auszuwachsen vermochte.

Die internationale Solidarität des Kapitals wider die Arbeiterklasse bildet die Wurzel des Weltkriegs. Der internationale Kampf der Arbeiterklasse wider den Weltkrieg war der Angelpunkt der proletarischen Politik bis zum 4. August 1914. Die Verfilzung des Großkapitals, die technischen Formen des Großbetriebs verliehen der Solidarität des Kapitals wider die Arbeiterklasse eine natürliche Grundlage, von der aus die großen Monopolbetriebe eine einheitliche reaktionäre Arbeiterpolitik zu treiben vermochten. Der Krieg steigert durch den Anstoß, den er der Entwicklung zum Monopol in allen industriell-kapitalistischen Ländern gibt, diese Entwicklung und legt den Grund zu einer neuen, umfassenderen und einflußreicheren Interessenkoalition der Monopolisten aller Länder wider die Arbeiterschaft. Der Macht des Kapitals konnte und kann die Arbeiterklasse nur durch Organisation begegnen. Ihre Politik brach zusammen, weil ihre Organisation der geschichtlichen Sachlage nicht mehr entsprach, weil sie den internationalen Kampf wider den Krieg ausschließlich vom Boden nationaler Organisationen aus führte, weil ihr zwar nicht das internationale Programm, wohl aber die geschlossene aktionsfähige internationale Organisation fehlte, weil ihre internationale Aktionsunfähigkeit gegenüber der Weltkatastrophe die Politik der nationalen Organisationen auf das Schlagwort von der Vaterlandsverteidigung und damit theoretisch und praktisch auf die Politik des Imperialismus zurückwarf.

Zu denen, die die Konsequenzen aus dem Siege des Nationalismus restlos ziehen möchten, gehört auch der Verfasser der genannten Schrift. Deutschland sei

des Landes Angriffen von außen ausgesetzt. Daher müsse die ganze Organisation des Staates in der Zukunft mehr noch als bisher in den Dienst militärischer Interessen gestellt werden. »Kein Zweckverband, am wenigsten ein rein wirtschaftlicher, keine politische, künstlerische, religiöse, wissenschaftliche oder sonstige Zielsetzung hat in dem Grade zusammenschließend gewirkt wie die Verbindung der Wehrfähigen, die mit dem Tode des einzelnen das Leben der Gesamtheit zu erkaufen bereit sind.« Noch stets in der Geschichte sei das Heer nicht nur der Retter, sondern auch der stärkste, der eigentliche Kitt der Gesellschaft gewesen. Wie der Tod als Vorbedingung aller Regeneration und damit allen gesellschaftlichen Fortschritts sich als der mächtigste Stifter gesellschaftlicher Bildungen erweise, so stelle der Krieg nur Weltverhältnisse heraus, »die immer sind und immer gelten, die aber in ruhigeren Epochen unterhalb der Schwelle unserer Erkenntnis sich ereignen und von unserem matten Geist nicht gewürdigt werden«. Es ist begreiflich, wenn Vertreter einer Gesellschaftsordnung, in der die Reichtumsbildung auf dem Verzehr fremder Arbeitskraft ruht, in der das gesellschaftliche Sein der einen Klasse aus dem Verschleiß und dem Sterben einer anderen quillt, in Militarismus, Tod und Krieg die eigentlichen Lebenswecker der Gesellschaft erblicken. Nicht so die Arbeiterklasse: Im Mittelpunkt ihrer Weltanschauung und ihrer Politik stehen nicht Tod und Krieg, sondern der Friede, der Genuß und die Lebensfreude aller. Mag die gewaltige Katharsis dieses Weltkriegs ihre Organisationen lichten und Verwirrung in ihre Reihen tragen, die Zukunft gehört ihr trotz alledem. Diese Zukunftsgewißheit und Zukunftssicherheit aber schöpft sie aus der einfachen Wahrheit, womit der Verfasser über seine Weltanschauung und über die Politik seiner Klasse den Stab bricht: daß die Seligkeit der Menschen nicht in der Gemeinschaft des Todes, sondern in der Gemeinschaft des Lebens beruht.

Literarische Rundschau.

K. Balsch, **Gesundheitslehre für Frauen.** Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1916, Teubner. 1,25 Mark.

In seinem im großen und ganzen durchaus empfehlenswerten Büchlein bespricht der Verfasser eingehend und doch Unwesentliches geschickt vermeidend die Hygiene des weiblichen Geschlechts von der Jugend bis zum Greisenalter. Voraus geht eine kurze Einführung in den Bau und die Funktion des weiblichen Geschlechtsapparats. Am eingehendsten sind naturgemäß Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett behandelt. Hier spürt man aus jeder Zeile den modernen Geburtshelfer heraus, der in kurzen, klaren Sätzen mit dem ganzen Wust alter Ammenmärchen aufräumt, die diese Vorgänge geheimnisvoll umgaben. Es zeigt sich der Verfasser als Freund des Frühaufstehens der Wöchnerinnen und tritt sehr energisch für das Stillen ein.

Den Geschlechtskrankheiten ist ein eigenes Kapitel gewidmet, was bei der großen Bedeutung dieser gerade im jetzigen Kriege seuchenartig auftretenden Krankheiten durchaus notwendig ist. Hier kann nur rücksichtslosestes Vermeiden jeglicher Geheimniskrämerei aufklärend und vorbeugend wirken.

Ausgezeichnet ist das Kapitel über die Verhütung der Frauenkrankheiten. Vor allem vermeidet hier der Autor ein Zuviel, das die Leserin nur unnötig hypochondrisch macht, wie es leider fast alle derartigen Bücher, vor allem auch von naturheilkundiger Seite, bisher getan haben. Mit kurzen, prägnanten Worten werden hier einige Richtlinien vorgezeichnet, an die sich die Leserin halten kann, ohne durch eine verwirrende Aufzählung aller möglichen Symptome gequält und beängstigt zu werden. Auch hier werden unsinnige, sehr verbreitete Ansichten, wie zum Beispiel die von der Bedeutung der Erkältung als Krankheitsursache, geschickt widerlegt.

Eingehender ist der Gebärmutterkrebs berücksichtigt und die Bedeutung der unregelmäßigen Blutungen, vor allem nach den Wechseljahren, klar und deutlich hervorgehoben. Auch des jüngsten und hoffnungsvollen Kindes der Heilkunst, der Strahlenbehandlung der Geschwülste, ist gedacht.

Dankenswerterweise bespricht ein kurzer Abschnitt die nervösen Störungen. Denn die Erkenntnis bricht sich immer mehr Bahn, daß eine große Reihe von »Frauenleiden«, angefangen von Rücken- und Kreuzschmerzen, Ausfluß, Menstruationsstörungen bis zu den schwersten Formen der sogenannten Hysterie, für die man früher stets ängstlich irgendeine, wenn auch noch so geringfügige Ursache am Geschlechtsapparat der Frau gesucht hat, in den weitaus meisten Fällen seelisch bedingt sind. Neben abnormer psychischer Veranlagung kommen vor allen Dingen körperliche und geistige Übermüdung, dauernde Unterernährung, Sorgen, mangelnde Befriedigung aller möglichen Bedürfnisse in Betracht. Diese Umstände können zu nervösen Störungen der verschiedensten Organsysteme führen, ebensogut zu Herz- oder Magen-»Neurosen« wie zu funktionellen Neurosen der Geschlechtsorgane.

Im Kriege haben wir hinreichend Gelegenheit gehabt, die Bedeutung dieser Momente kennen zu lernen. Vorher ganz gesunde Frauen bekommen mit dem Augenblick, wo der Mann ins Feld muß und Kummer, Aufregung, Nahrungssorgen und nicht zum mindesten auch die erzwungene geschlechtliche Abstinenz wirksam werden, die schwersten Störungen in ihren bisher ganz regelmäßig verlaufenden Sexualfunktionen. Was will es da bedeuten, wenn man plötzlich irgendeine minimale Veränderung am Geschlechtsapparat entdeckt! Vor allem die Rückwärtslagerung der Gebärmutter, die sogenannte »Knickung«, spielt hier eine berüchtigte Rolle. Unzählige Operationen werden ihretwegen gemacht, zahllose Ringe getragen, es wird massiert, gespült usw., kurz die Frau wird mit Gewalt zu dem Glauben gebracht, krank zu sein, so daß sich zu dem Heer der übrigen Störungen noch die Hypochondrie gesellt, die Furcht, wirklich krank zu sein. Und dabei war eben diese Frau mit eben dieser »falsch« liegenden Gebärmutter gesund bis zu dem Tage, wo schwere seelische Erschütterungen an sie herantraten.

Bei der Besprechung der entzündlichen Erkrankungen hätten die im Anschluß an Geburten, insbesondere Fehlgeburten auftretenden Entzündungen der Geschlechtsorgane etwas ausführlicher behandelt werden können. Das gerade sozial so wichtige Gebiet des Abortus, der Fehlgeburt ist überhaupt etwas zu kurz gekommen. Die im Volke sehr verbreitete Auffassung von der Harmlosigkeit dieses Vorkommnisses ist durch klinische Erfahrung längst widerlegt. Verfasser hätte die Gefahren des Abortus, besonders des kriminellen, der Abtreibung, eingehender schildern sollen, anstatt eine Verschärfung der Strafbestimmungen zu verlangen. Schon die jetzigen sehr schweren Strafen vermögen nicht abschreckend zu wirken; die eigentlich Gefährlichen, die gewerbsmäßigen Abtreiber, die aus der Not ihrer Mitmenschen ein lohnendes Geschäft machen, würden sich doch, wie bisher, der Strenge des Gesetzes zu entziehen wissen. Die Opfer dagegen, die gewöhnlich aus sozialer Not, Angst und Scham handeln, würden bei Verschärfung der Strafen noch seltener als bisher ärztliche oder klinische Hilfe aufsuchen, wodurch die Zahl der Todesfälle und der dauernd Arbeitsunfähigen gesteigert würde. Mit Moral und Strafgesetz sind eben sozial bedingte Übel nicht ausrottbar, sie sind einzudämmen nur durch die Aufklärung der Frauen über die große Gefahr, die ihnen droht; verschwinden werden sie erst mit einer weitgehenden Umwandlung und Sozialisierung der heutigen Gesellschaft.

Abgesehen von diesen wenigen Ausstellungen ist das Büchlein durchaus als eines der besten auf diesem Gebiet zu empfehlen, wenn auch betont werden muß, daß es nicht speziell für Arbeiterinnen geschrieben ist, wie sich besonders in den Abschnitten über Erziehung und Berufswahl zeigt. Dr. K.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 19 Ausgegeben am 9. Februar 1917 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Eine englische Debatte über Kriegsziele.

Von **Ed. Bernstein.**

Zwischen den englischen Wochenblättern »The Nation« und »The New Statesman« besteht ein sehr interessanter und der Beleuchtung werter Unterschied in der Behandlung der Kriegsfrage und der mit ihr zusammenhängenden Fragen der Kriegsziele. Als bekannt darf vorausgesetzt werden, daß die »Nation« ein Organ des demokratisch-radikalen Flügels des englischen Liberalismus, der »New Statesman« eine von fabianischen Sozialisten gegründete und in ihrem Geist redigierte Wochenrevue ist. Am landläufigen Schema gemessen, würde danach der »New Statesman« politisch links von der »Nation« stehen. Soweit die heimische Wirtschafts- und Sozialpolitik in Betracht kommt, trifft das auch zu. Da vertritt der »New Statesman« Forderungen, die oft noch weit über das hinausgehen, was in Deutschland die Sozialdemokratie fordert. Von Mäßigung lassen die fabianischen Sozialisten, die man bei uns gewöhnlich als gemäßigte Sozialisten bezeichnet, in den hierhin gehörigen Fragen wenig verspüren.

So treten die Webbs und andere Fabianer dafür ein, daß im gegenwärtigen Krieg alle Einkommen bis auf das zum Lebensunterhalt Notwendige vom Staate konfisziert werden sollen und daß das letztere ähnlich bemessen werden soll, wie es das alte (Gothaer) Programm unserer Partei mit den Worten bezeichnete: »Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen.« Die bisherigen Lebensverhältnisse der einzelnen sollen bis zu einem gewissen Grade Berücksichtigung finden. Im »New Statesman« vom 13. Januar 1917 führt ein Artikel über die Aufbringung der Kriegsfinanzen aus, daß die gegenwärtige Ungleichheit der Einkommen, infolge deren ein Fünftel der Bevölkerung über zwei Drittel des Nationaleinkommens verfügt, die Ursache ist, weshalb das Land »diesen Krieg im wesentlichen ebenso bezahlt, wie wir die letzten paar Jahrhunderte den Krieg bezahlt haben, nämlich indem wir die zukünftige Produktion zum Vorteil derer verpfänden, welche es sich leisten können, der Regierung Geld zu leihen«.

Der praktikable andere Weg, für eine Zeitlang jedermanns unerarbeitetes Eigentum zu beschlagnahmen, jede leistungsfähige Person während der Dauer des Krieges gegen die in der Armee für die verschiedenen Grade festgesetzte Bezahlung zu beschäftigen und allen Nichtproduzenten Unterhaltsmittel zu gewähren, wie das der Zweck des Vertrags ist, den das Parlamentsmitglied Mr. W. C. Anderson für die Independent Labour Party und die Sozialisten im allgemeinen im Hause der Gemeinen vergebens zur Verhandlung zu bringen sucht, ist für diese Versammlung einfach undenkbar. Aber es ist das Verfahren, das der wohlunterrichtete politische Ökonom, wenn er sich von seinen kapitalistischen Vorurteilen befreien könnte und nur auf die Weisungen seiner Wissenschaft hörte, für das einzig wirtschaftliche erklären würde.

Sollten die Menschen in hundert Jahren noch so töricht sein, sich in Kriegen zu ergehen, führt der Artikel weiter aus, so würden sie mittlerweile genug politische Ökonomie gelernt haben, um trotz der reichen Leute, die es dann noch als Überbleibsel geben mag, dem Gedanken der Gleichheit der Opfer entsprechend zu handeln. Alles, die Menschen, die Einkommen, alle materiellen Hilfsquellen der Nation im Land, Schiffe, Kohlen, Vieh, Maschinen und alle Vorräte ohne Unterschied würden mit Ausschluß jeder Profitmacherei in den öffentlichen Dienst kommandiert werden.

Wird dann der Friede wiederhergestellt sein, so wird die Nation sich um ihre Erfahrungen bereichert finden — wir brauchen hier nicht zu erörtern, welches die guten und welches die schlechten Wirkungen der fürchterlichen Erfahrungen des Krieges sind — und um alle die in Atome zersprengten materiellen Gegenstände und die getöteten, verstümmelten und verseuchten produktiven Mitbürger ärmer sein. Aber sie würde sich mit keiner drückenden Erbschaft von Schulden belastet finden, und sobald der Krieg vorüber, könnte ihre ganze Bevölkerung daran gehen, das Zerstörte wiederherzustellen, ohne einen Pfennig Zinsen dafür zahlen zu müssen, daß eine Klasse von Schuldtitelinhabern im Nichtstun erhalten wird.

Von diesen Gedanken aus bespricht der Artikel die derzeitigen Finanzmaßnahmen der Regierung und findet für sie, obwohl die englische Besteuerung der Kriegsgewinne weit über das hinausgeht, was bei uns auf diesem Gebiet geschieht, nur Worte schärfer Kritik. Und ebenso vertritt das Blatt in den Arbeiterfragen die sozialdemokratische Auffassung in ihrer radikalsten Anwendung.

In der Frage des Krieges selbst aber weicht der »New Statesman« sehr bedeutend von der Auffassung der äußersten Linken der englischen Sozialdemokratie ab und steht er sogar, wie wir sehen werden, rechts von der liberalen »Nation«. Allerdings würde man die Frage aufwerfen können, was denn in diesem Kriege nun eigentlich als radikal anzuerkennen wäre. Die Opposition gegen die eigene Regierung allein ist es sicherlich noch nicht, auch wenn sie noch so scharf geführt wird. Die Stellung zur einzelnen Regierung läßt sich nicht von der Stellung zur großen allgemeinen Frage trennen, die in dem Kriege zur Entscheidung steht. Die Feldzüge der Osmanen im fünfzehnten Jahrhundert gegen Byzanz waren Eroberungskriege von Vertretern einer niederen Kultur gegen ein Staatswesen, das mit allen seinen organischen Mängeln eine sehr viel höhere Kultur entwickelt hatte und vertrat. Eine Oppositionspolitik, die Byzanz den Osmanen in die Hände zu liefern geeignet war, konnte daher, sofern sie nicht von dem Gedanken diktiert war, der Sieg der Osmanen werde eine Regeneration von Byzanz zur Folge haben, unmöglich als radikal im Ziele bezeichnet werden. So ist aus der bloßen Tatsache, daß die Leute, welche die politische Haltung des »New Statesman« bestimmen, in diesem Krieg entschieden für die Entente Partei ergreifen, allein noch kein Beweis mangelnder radikaler Gesinnung zu erblicken. Es kommt hierfür ganz auf die Gesichtspunkte an, von denen diese Parteinahme diktiert ist, und das Wie ihrer Art und ihres Grades.

Welches sind diese Gesichtspunkte? Sie kommen klar zum Ausdruck in einem Artikel, den der »New Statesman« in seiner Nummer vom 30. Dezember 1916 unter dem Titel »The Case for the Allies« — Der Rechtsgrund der Alliierten — veröffentlicht hat. Der Parteivorstands-»Vorwärts« hat in seiner Nummer vom 28. Januar diesen Artikel zitiert, aber in der bekannten

Weise nur ein herausgerissenes Stück von ihm gegeben, das ausreichte, den Lesern die Schlechtigkeit des »New Statesman« im Gegensatz zur edlen Gesinnung des »Vorwärts« und seiner hohen Gönner vorzudemonstrieren. Vom wirklichen Geist und Sinn des Artikels und darüber, was sein Zweck ist, erfahren die Leser absolut nichts.

Dieser Zweck ist eine Darlegung an die Adresse der Amerikaner, warum die Alliierten auf das Friedensangebot Deutschlands und seiner Verbündeten zurzeit nicht eingehen können, beziehungsweise konnten. Der »New Statesman« hat in den Kreisen der sozialistischen Intellektuellen Amerikas ein gewisses Ansehen und steht insbesondere mit einem Organ dieser Intellektuellen, der in New York herauskommenden Wochenschrift »The New Republic«, in geistigem Verkehr. Es ist daher deshalb nicht gleichgültig, wie er diese Stellungnahme begründet. Die Begründung ist aber auch deshalb von Interesse, weil sie sich mit einer Offenherzigkeit über die Kriegslage und die bisherigen Lehren des Krieges ausspricht, wie sie gleich rückhaltlos in keinem anderen englischen Blatte zu finden sein dürfte. Die starke Seite der Fabianer war von jeher ihr sehr entwickelter Sinn für das Tatsächliche. Sie sind ihrer Absicht nach und in ihrer Propaganda auch in der Ausführung die Realisten des englischen Sozialismus, haben in diesem Punkt weit mehr von Marx als die Leute, die in England als die Propheten des Marxismus aufgetreten sind. Aber so stark ihr Realismus ist, solange er mit materiell greifbaren oder wägbaren Tatsachen zu tun hat, so leicht verläßt er sie, wenn es sich um die Wertung der unwägbaren Tatsachen handelt, die doch im Völkerleben eine so bedeutungsvolle Rolle spielen.

Dies vorausgeschickt, lasse ich nun den wichtigsten Teil des Artikels folgen. Er beginnt mit der Bemerkung, daß der Krieg, weit entfernt davon, die ruhig urteilende und unterrichtete Meinung in den Ländern der Alliierten einem baldigen Frieden geneigt zu machen, mehr und mehr dahin gewirkt hat, die Überzeugung einzuprägen, daß »kein Opfer zu groß sein kann, wenn durch es eine Entscheidung herbeigeführt werden kann«. Denn der Krieg habe einige Tatsachen hinsichtlich des politischen Gleichgewichts in Europa endgültig bloßgelegt und festgestellt, deren wichtigste wie folgt formuliert werden könnten:

1. Der Krieg im Westen hat es klargemacht, daß der Besitz einer überwiegenden schlagkräftigen Armee, die bis auf den letzten Knopf zu sofortiger Aktion bereit ist, die einzige Form militärischer »Bereitschaft« ist, die es zu haben lohnt. Die Nation, welche die größte Armee in der kürzesten Zeit nach erfolgter Kriegserklärung (oder, besser noch vor der Kriegserklärung!) mobil machen kann, braucht nur in das Gebiet ihres Gegners einzudringen, so weit sie kann und, wenn sie zum Stehen gebracht ist, sich einzugraben. Ist dies geschehen, so hat das überzogene Land keine andere Wahl, als entweder sich zu einem Ermattungskrieg, der vielleicht verschiedene Jahre dauern kann, zu entschließen oder aber sich für geschlagen zu erklären und zu den Bedingungen des Eingedrungenen Frieden zu machen. Welche Prämien diese Tatsache auf die Vermehrung der stehenden Heere und aller Kriegsmaschinerie setzt, bedarf keiner Auseinandersetzung.

2. Der Krieg im Osten hat klargemacht, daß Rußland, obwohl unbesiegbar wie je, ohne Unterstützung von Verbündeten keine Militärmacht ersten Ranges ist und innerhalb mindestens einer oder zwei Generationen keine werden kann. Denn unter modernen Bedingungen hängt die militärische Macht vollständig von der industriellen Kraft ab, und die industrielle Kraft kann nicht in einem Tage oder einem

Jahrzehnt geschaffen werden. Deutschland wird daher nicht länger durch ernsthafte Furcht vor den »russischen Horden« in Schach gehalten werden.

3. Der Krieg im Südosten hat bewiesen, daß Frankreich und England Deutschland auf dem Balkan nicht bekämpfen können, daß sie dort wegen des ungeheuren und dauernden natürlichen Vorteils, den Deutschland (mit Österreich) in der Gestalt guter Landverbindungen von Berlin bis zum Bosporus besitzt, tatsächlich überhaupt nicht durch eine direkte Aktion wirksam intervenieren können.

4. Der Krieg als Ganzes hat gezeigt, daß Deutschland ein sehr viel machtvollerer Militärstaat ist, als wir vorausgesetzt hatten, vielleicht sogar, als es selbst vorausgesetzt hatte, und daß darauf gerechnet werden kann, daß im Verhältnis von Unterworfenen befindliche Völker, wenn auch aus ihnen zusammengesetzte Regimenter nicht so wertvoll sein werden wie deutsche Regimenter, doch unter deutschen Kommandierenden kämpfen und im ganzen gut kämpfen werden. In diesem Zusammenhang ist zu bemerken, daß trotz aller Gerüchte über Reibungen die Türken sich als willige, treue und wertvolle Hilfstruppen erwiesen haben.

5. Schließlich muß die Tatsache verzeichnet werden, daß der vom deutschen Namen eingeflößte Glaube und Schrecken im ganzen Südosten Europas durch den Krieg ungeheuer gesteigert worden ist.

»Diese Tatsachen«, fährt der Artikel fort, »hängen in keiner Weise von den Bedingungen irgendeines Friedens ab, der auf der Grundlage der jetzigen militärischen Situation zwischen den Alliierten und Deutschland vereinbart werden könnte. Sie werden auf jeden Fall wahr bleiben und die europäische Lage beherrschen, solange die Militärmacht Deutschlands ungebrochen bleibt. Das ist es, was die Alliierten meinen, wenn sie erklären, daß sie nicht für Bedingungen, sondern für den Sieg kämpfen.« Selbst wenn Deutschland, um die Wohltat des Friedens zu erlangen, die es ersehne, die weitherzigsten Friedensbedingungen zugestehe, wenn es sogar sich dazu verstehe, Elsaß-Lothringen mit Frankreich zu teilen, Italien Triest einzuräumen und den Verlust einiger Kolonien zu verschmerzen, selbst dann würde es »außer aller Frage den Krieg gewonnen haben«. Denn es würde »potentiell, wenn nicht tatsächlich Oberherr des europäischen Festlandes sein, ohne die Aussicht, daß seine Suprematie jemals wieder in Frage gestellt würde«. »Mitteleuropa« würde »so sicher und fast ebenso leicht ins Leben treten wie nach dem Kriege von 1870 das Deutsche Reich«, und nichts könne seine effektive Ausdehnung durch den Balkan nach El Arisch und Bagdad verhindern, denn »die kleinen Balkanstaaten haben gut gelernt, daß es sich nicht zahlt, den Wünschen Berlins sich zu widersetzen, und daß denjenigen, die es tun, kein Beistand wird«. Mit der strategischen Lage, die sich daraus ergebe, und seinen Hilfsmitteln werde Deutschland in zehn Jahren in der Lage sein, wenn nicht der Welt, so doch Europa zu diktieren. Und was würde dann aus den kleinen Staaten werden? »Wie lange würde es dauern, bis Deutschland sich dafür entschiede, das zu besetzen, was es als seine ‚natürlichen Grenzen' betrachtet, und sich in den Besitz der Rheinmündungen zu setzen? Und welcher Vertrag, welche Liga der Nationen würde es alsdann daran verhindern?«

Amerikanern möge das als ein bloßes Traumgespenst erscheinen, aber sie ständen den Dingen zu fern, um die Lehren des Krieges völlig zu erfassen. Sie möchten fragen, ob keine Hoffnung auf die Demokratisierung Deutschlands sei.

»Vielleicht,« wird geantwortet, »aber auch hier ist die Erfahrung dieses Krieges nicht ermutigend. Der Militarismus und die Demokratie sind unvereinbar, und in

dem ‚Mitteleuropa', das als das Ergebnis eines Friedens ohne Entscheidung käme, würde der Militarismus infolge der Erinnerung an seinen wunderbaren Erfolg und des offenbaren Bedürfnisses einer militärischen Organisation, die einer so weiten Ausdehnung entspräche, fester begründet sein als je.«

Eine Liga für die Festlegung des Friedens würde gewiß höchst segensreich wirken können, aber im Angesicht eines von überseeischen Zufuhren unabhängigen, übermächtigen Deutschland wäre sie »eine Liga zum Lachen«. Es gebe nur einen Weg, die Freiheiten Europas zu erhalten und sicherzustellen, und der bestehe

in einem Siege, der in Deutschland selbst den Militarismus diskreditieren und die Demokratie stärken sowie die Alliierten in den Stand setzen würde, die deutsche Herrschaft auf die Gebiete zu beschränken, in denen die deutsche Sprache gesprochen wird.

Auf seiten der Alliierten bestehe »kein Verlangen, Deutschlands Integrität auch nur im geringsten anzutasten oder den berechtigten Strebungen des deutschen Volkes Grenzen zu setzen«. »Unsere Soldaten und unsere Matrosen geben ihr Leben nicht dafür hin, einen Handelsboykott ins Werk zu setzen oder deutsche Schiffe zu verhindern, das Meer zu befahren.« Soweit Pläne dieser Art entworfen worden seien, fänden sie keineswegs allgemeine Unterstützung in London, Paris oder Petrograd, sie seien unpraktizierbar, und die Unterstützung, die sie gefunden, werde den Krieg nicht überdauern. Worin aber bei den Alliierten Einstimmigkeit herrsche, das sei die Absicht, Deutschlands »unberechtigten Bestrebungen Einhalt zu tun, nämlich seinem Streben, anderen europäischen Nationen seine Oberhoheit und seine (dies in Kursiv gesetzt!) Kultur aufzuerlegen«. Seine Macht dazu gründet sich auf der »Existenz und Willfähigkeit des Reiches Österreich«, wo eine Minderheit von Deutschen und Magyaren mehr als fünfzig Millionen Menschen beherrscht. Demgemäß wünschten die Alliierten, »Österreich auf der Grundlage seiner es zusammensetzenden Nationalitäten zu rekonstruieren und dadurch die Schaffung jenes noch größeren Reiches zu verhindern«, das für Deutschland mehr und mehr das erkannte und akzeptierte Kriegsziel geworden sei. »Dies der Grund, weshalb Deutschland den Frieden wünscht, denn wenn es ihn jetzt um irgendeinen Preis erlangen kann, ist sein Zweck erreicht. Und dies ist es, warum die Alliierten weiterkämpfen werden.«

So der »New Statesman«. Es mag dahingestellt bleiben, ob die militärische Lage Deutschlands ganz so glänzend ist, wie er sie schildert. Ebenso ist es, was die Behauptungen betrifft, auf die sich seine Folgerungen gründen, von keiner wesentlichen Bedeutung, ob bei den maßgebenden Personen in Deutschlands Regierung solche Absichten oder Pläne bestehen, wie sie da unterstellt sind. Menschen sind sterblich, und ihre Ansichten und Absichten können wechseln. Es handelt sich da offenbar vor allen Dingen um das Mögliche oder, in der Sprache des Artikels, das Potentielle, das heißt was Deutschland zu tun vermag, wenn ihm danach eines Tages der Sinn stehen sollte. Wir sehen ein Blatt, das sonst von allen chauvinistischen Anwandlungen frei war, die Fortsetzung des Krieges befürworten, weil dies das einzige Mittel sei, Europa auf absehbare Zeit vor dem Geraten unter Deutschlands Vorherrschaft zu schützen. Und die Gefahr soll dadurch abgewehrt wer-

den, daß — Österreich-Ungarn rekonstruiert wird, was hier nur ein anderer Ausdruck für Auflösung Österreichs in seine nationalen Bestandteile ist.

Gegen diesen Gedanken wendet sich mit großer Schärfe die »Nation« in ihrer Nummer vom 6. Januar laufenden Jahres. In einem auch sonst bemerkenswerten Artikel »Die Realitäten des Krieges« schreibt sie:

Es genügt, zu sagen, daß wenn dies der Krieg ist, für den vier und eine halbe Million junger Europäer gestorben und weitere drei Millionen dauernd für Lebensbetätigung und Arbeit verstümmelt sind, wir ihm besser morgen ein Ende machen. Denn wir können ihn nicht gewinnen und Deutschland ihn nicht verlieren, es können nur noch mehr Millionen junger Leute aus den Ländern der Entente und der Zentralmächte weggetötet werden, bis die Blüte der Hoffnung und der jugendlichen Energien aus Europa hinwegwelkt. Bis jetzt ist noch kein »Mitteleuropa« da. Österreich mag niemals sein Zustandekommen erlauben. Es ist noch ein politischer Traum, der mit unserer Preisgabe der Politik des Handelsboykotts hinschwinden oder Abschwächung erfahren mag. Mit einem realen »Korridor« verbunden ist er offenbar gefährlich; ohne ihn mag er dahin kommen, wesentlich auf solchen unfaßbaren Elementen der Politik zu ruhen, deren genaues Walten wir nicht voraussagen können und die der Gewalt am wenigsten zugängig sind. Der Vorschlag, es durch einen Krieg zu zertrümmern, in den wir eingetreten sind, um Deutschland zu verhindern, daß es Belgien zertrümmere, mag leicht zum Plane werden, seiner industriellen und wissenschaftlichen Leistungskraft die Ausbreitung auf einem Felde zu versagen, das wir schließlich weder die Kraft noch das Interesse haben, ihm streitig zu machen.

Das ist sicherlich die Stimme der Vernunft gegenüber der Schilderung des »New Statesman«, aus der man, so rein verstandesmäßig sie klingt, doch deutlich die Stimme sei es der Verbitterung oder der Furcht heraushört, so sehr er an einer hier nicht abgedruckten Stelle behauptet, daß selbst wenn die von ihm als Plan Deutschlands bezeichnete Möglichkeit Wahrheit würde, England verhältnismäßig unabhängig bliebe. Die »Nation« bekämpft denn auch die Furcht als unbegründet.

»Aber die ganze panikartige Ansicht von einem deutschen Leviathan nach dem Kriege«, schreibt sie, »entspringt im Grunde dem Entschluß, Deutschlands bluffmäßige Verkündung seines Erfolges zu ihrem Nennwert zu nehmen. Über diesen haben wir unsere eigenen kritischen Proben, auch wenn wir Professor Meineckes Zugeständnis der notorischen Tatsache ignorieren, daß Deutschlands ursprünglicher Plan einer schnellen Eroberung Frankreichs, der der Angriff auf Rußland zu folgen habe, an der Marne ‚zusammenbrach' und bei Verdun so vollständig besiegelt wurde, daß Deutschland der vollen ‚Friedenerzwingungskraft' irgendeiner militärischen Entscheidung beraubt ward. Was ist ihm alsdann geblieben? Auf dem Gebiet der militärischen Wissenschaften hat es in einem halben Dutzend Linien der Kriegführung den ersten Preis an Frankreich und an uns eine merkbare Überlegenheit in Angriff und Verteidigung der Infanterie abtreten müssen.«

Die Beherrschung der See habe es nicht ernsthaft bestritten und eine Reihe regelrechter Schlachten gewonnen und verloren. Drei schwache Staaten habe es überrannt, aber alle die ihm entgegenstehenden großen Armeen sähe es in größerer Stärke als je vor sich. Sein Überschußerfolg bestehe in der Verfügung über die bulgarischen Aushebungen und die Assimilierung der türkischen Militärmacht, die mit der hemmenden Verpflichtung verkoppelt sei, den ökonomisch schwachen und politisch verkommenen türkischen Staat zu erhalten. Aber selbst im Orient sei das Prestige nicht ein lediglich geographisches Haben, es sei der Ausdruck der Weltmacht. Und die

sei bei Deutschland beschränkt durch die großen Verluste an Menschen und Material, durch das Mißtrauen, das es in drei Teilen Europas einflößt, und seine inneren Schwierigkeiten, wie Lebensmittelnot, Kreditmangel und dergleichen. Sei das nichts? »Ist dies ein Staat,« schließt der Artikel, »vor dem das Europa nach dem Kriege in Furcht zu sein braucht und dessen Drohung so groß ist, daß wir die moralische Atmosphäre und den politischen Zweck des Konflikts aus einem Befreiungskrieg in einen Krieg des reinen Prestiges verwandeln müssen?«

Auch in diesem Falle mag bei der Färbung die Tendenz oder der Gesichtspunkt des Schreibers hineingespielt haben: wo im »New Statesman« Deutschlands Position übertrieben rosig hingestellt wird, mag die »Nation« sie zu schwarz malen. Ich will das hier nicht näher untersuchen, da es mir nur darauf ankommt, die Auffassungen zu kennzeichnen, nicht aber ihre Voraussetzungen in den Einzelheiten auf die Richtigkeit zu prüfen. Ganz falsch ist keine, jede stützt sich auf eine Reihe bestimmter Tatsachen, und jede knüpft an Möglichkeiten an. An der Art, wie sie dies tut, und welche Möglichkeiten sie in den Vordergrund stellt, zeigt sich der Standpunkt oder die Denkweise der Schreiber an.

Da ist nun das Bezeichnende, daß, während der »New Statesman« fast ausschließlich sich mit der Machtfrage oder den Machtfragen beschäftigt, die »Nation« nicht verfehlt, wenigstens in bezug auf einen Punkt, der aber von wesentlicher Bedeutung ist, auf eine Lösung hinzuweisen, die den Gesichtspunkt der Macht in den Hintergrund schiebt. Im »New Statesman« heißt es zwar, daß Deutschlands legitime Bestrebungen nicht beeinträchtigt werden sollen, da aber nicht gesagt wird, wer bestimmen soll, was legitim ist und was nicht, kann diese Zusicherung nur wenig Eindruck machen. In der »Nation« dagegen werden unmißverständlich die deutschen Bestrebungen auf Entwicklung Mesopotamiens als eine Sache hingestellt, in der ihnen nicht ins Gehege zu kommen Interesse und Einsicht gebieten, es wird die wissenschaftliche und industrielle Leistungsfähigkeit Deutschlands als der Maßstab für sein weltwirtschaftliches Recht im weiteren Sinne dieses Wortes anerkannt.

Der Unterschied ist kein Zufall. Er rührt daher, daß die »Nation« mit heute selten zu findender Festigkeit an den Grundsätzen des Völkerverkehrs festhält, die sie vor dem Kriege vertreten hatte. Sie ist Verfechterin des Freihandels in jener großzügigen Auffassung geblieben, wo er mehr ist als eine ökonomische Doktrin, wo er der ökonomische Ausdruck einer ganzen völkerpolitischen Weltanschauung ist. Im Wesen dieser Auffassung liegt es, das Recht der Nationen auf Entfaltung ihrer wirtschaftlichen Leistungskraft unabhängig von Machtfragen und Machtinteressen zu behandeln, ihren konsequenten Vertretern ist es unabweisbares Gebot, auch durch den Krieg dieses grundlegende Recht nicht Schaden leiden zu lassen. So können und werden sie in viel höherem Grade als die Vertreter der Schutzzöllnerei oder eines handelspolitischen Eklektizismus für einen Friedensschluß wirken, der möglichst wenig Stacheln hinterläßt. Der »New Statesman« ist mit großem Talent redigiert, und wenngleich er auf englischer Seite zum Krieg im wesentlichen eine ähnliche Haltung einnimmt wie in Deutschland die sozialistische Mehrheitsfraktion, wenigstens frei von jedem Pharisäertum. Er spielt sich nicht als Friedenspolitiker auf, um ins Endlose Kriegsmittel zu

bewilligen. Sein besonderer Fehler ist der übertriebene Kultus der Tatsache, bei dem nur zu leicht jenes Element von Ideologie Schaden leidet, ohne das nun einmal die Partei nicht existieren kann, welche die Zukunft der Menschheit vertreten will.

Auch ist es mit den Tatsachen keine so einfache Sache. Der »New Statesman« will, um Mitteleuropa nicht zustande kommen zu lassen, Österreich-Ungarn auf der Grundlage der Nationalitäten »rekonstruieren«. Das war geschrieben, ehe noch die Antwortnote der Ententestaaten an Wilson vereinbart und abgeschickt war, in deren Programm von Kriegszielen dieser Gedanke den Mittelpunkt bildet. Man will die Slawen, Rumänen und Italiener Österreich-Ungarns *befreien*. Tatsächlich sind diese Nationalitäten allerdings zwar nicht unterdrückt, so doch unterworfen. Aber wenn man solches Postulat aufstellt, würde doch erstens zu untersuchen sein, *wer* von diesen Elementen überhaupt befreit sein will, und vor allem, *wie* er befreit sein will, ob durch Losreißung *von* Österreich oder durch Freiheit *in* Österreich. Nehmen wir jedoch an, es seien alles zentrifugale Elemente, wollten alle von Österreich hinweg. Was würde bei Durchführung jenes Programms für die Entente erreicht werden? Es würde durch die Konstellation zwar Österreich erheblich kleiner werden, als es jetzt ist, aber erstens um so viel homogener und dadurch schlagkräftiger und zweitens um so mehr sich genötigt sehen, sich an Deutschland anzulehnen, und erst recht seine Politik von diesem abhängig machen müssen.

Wieder zeigt sich die »Nation« sehr viel weitblickender, die in ihrer Nummer vom 13. Januar in einem Artikel über Österreich und Mitteleuropa in sehr instruktiver Weise zeigt, wie verhängnisvoll solche machtpolitische Programme in der Völkergeschichte wirken. Nach ihr ist der Vater dieses Punktes im Programm der Entente kein anderer als Friedrich *Naumann*. Dessen Buch über Mitteleuropa, dem sie übrigens verschiedenes Gute nachrühmt, habe neben dem unmittelbaren, für den Verfasser schmeichelhaften Erfolg noch einen viel weitertragenden Erfolg gehabt, den dieser nicht beabsichtigt habe. Nämlich den Erfolg, den extremeren Elementen in den Ländern der Entente einen Schlachtruf geliefert zu haben, dank dessen dem Frieden, den Deutschland jetzt wünsche, ein furchtbares Hindernis in den Weg gestellt sei. Seit den Tagen Edmund Burkes (der in England den Kampf gegen die französische Revolution predigte. Ed. B.) habe sich selten wieder so sehr wie hier die Macht eines talentierten und vom Gefühl geleiteten Schriftstellers offenbart, Fanatismus zu erzeugen. Indes sei es Zeit, sich daran zu erinnern, daß Naumann nicht deutscher Reichskanzler, seine Idee noch nicht das Programm der Zentralmächte sei. Die einzige Bedingung, unter der Mitteleuropa als ein Wirtschaftsbund mit Sicherheit verwirklicht werden würde, wäre die Proklamierung des im März 1916 in Paris ins Auge gefaßten Boykotts jener Mächte. Schreite man zu ihm, so würde Selbstverteidigung die Zentralmächte zur Schließung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsbundes nötigen.

Zur Frage Österreichs übergehend führt die »Nation« aus, daß dessen Slawen zumeist durch Religion und Kultur dem *Westen* angehören und die allgemeine soziale Struktur Österreichs einer mehr östlichen Zivilisation *vorziehen*. Welche Pläne der neue Kaiser in bezug auf sie habe, wisse man nicht, die Frage der inneren Politik Österreichs sei wieder aufgeworfen,

verschiedene Pläne würden laut, aber eine endgültige Lösung, die hinter einem völligen Föderalismus zurückbleibe, würde schwerlich gefunden werden. Auch auf politischem Gebiet sei Mitteleuropa nicht unvermeidlich. Wirtschaftlich habe Deutschland von ihm wenig zu gewinnen, dagegen die Aussicht, die Vorteile der Meistbegünstigung mit anderen Ländern durch seine Errichtung zu verlieren. Deutschland wird »in Österreich stets den Vorteil haben, den Nachbarschaft, gute Eisenbahnen, gemeinsame Sprache, enge soziale Verbindungen ihm gewähren, und gegen die Entwicklung dieser Vorteile kann niemand etwas einwenden«. Werde die Idee eines mit einem Zollwall umgebenen Mitteleuropa fallen gelassen, dann könne man hoffen, beim Friedensschluß zur Bestimmung eines internationalen Mindestmaßes von Handelsfreiheit zu gelangen. Die militärische Gefahr Mitteleuropas aber könne durch die Wiederherstellung Serbiens und die Öffnung der türkischen Meerengen gehoben werden. (In ihrer Nummer vom 6. Januar hatte sich die »Nation« sehr entschieden gegen die Idee der Besetzung Konstantinopels durch Rußland und für die Internationalisierung der Meerengen ausgesprochen.) »Der eine Weg der Bekämpfung Mitteleuropas«, so schließt dieser Artikel der »Nation«, »geht durch Blutvergießen und Zerstückelung, in welchem Prozeß Europa selbst zugrunde gehen kann. Der andere Weg ist der, die zwei partiellen Gruppen durch einen Bund der Nationen zu ersetzen.«

Letzteres stößt sich gewiß an vielen Schwierigkeiten, die obendrein gerade jetzt wieder vermehrt werden. Aber das darf für keinen Vertreter des Völkerfriedens ein Grund sein, den Gedanken herabzusetzen oder abzuweisen. Der Skeptizismus, mit dem der »New Statesman« ihn behandelt, würde weniger groß sein, wenn nicht ein Umstand ihm Nahrung gäbe. Er ist in dem Satz des oben zitierten Artikels angezeigt, wo gesagt wird, daß die Erfahrungen dieses Krieges für die Hoffnung, daß in Deutschland der Militarismus der Demokratie weichen werde, wenig ermutigend seien. Wie die Dinge zurzeit liegen, wird auch damit auf eine Tatsache hingewiesen. Gewiß, die Partei, in der man einst die große Gegenkraft gegen den Militarismus erblickte, hat in höherem Grade, als es die Not gebot, vor ihm die Segel gestrichen. Aber das wird nicht ewig sein. Und ganz im Irrtum ist der »New Statesman«, wenn er meint, daß der Sieg der Entente nötig sei, um in Deutschland den Militarismus der Demokratie weichen zu machen. Die Demokratie wird auch ohne solche zweifelhafte Kuren wieder die Kraft gewinnen, den alten Kampf fortzusetzen. Gewalt von außen kann ihn nur erschweren.

Der imperialistische Krieg.

Von **K. Kautsky.**

1. Die reaktionäre Masse.

Wir haben in vorhergehenden Artikeln (»Sozialdemokratische Anschauungen über den Krieg vor dem Kriege« und »Neue sozialdemokratische Auffassungen vom Kriege« in Nr. 13 und 14 dieses Jahrgangs) die verschiedenen Standpunkte kennengelernt, von denen aus Sozialdemokraten zu ihrer Haltung im Kriege kamen und kommen.

Wir haben dabei gegenüber dem Standpunkt der prinzipiellen Unterstützung der Regierung des eigenen Landes im Kriege zwei andere Standpunkte gefunden, die unter bestimmten Umständen zu einem übereinstimmenden Resultat kommen können und doch recht verschieden sind.

Der eine sieht die Haltung der Sozialdemokratie eines Landes im Kriege gegenüber den einzelnen kriegführenden Staaten nicht als von vornherein gegeben an, sondern macht sie von einer Untersuchung darüber abhängig, welcher Kriegsverlauf und welches Kriegsziel vom Standpunkt des internationalen Proletariats aus zu fördern ist. Auf der anderen Seite fanden wir den Standpunkt, der heute, im Zeitalter des Imperialismus, jede derartige Untersuchung für überflüssig erklärt, da jeder Krieg von vornherein nur noch ein Krieg zwischen imperialistischen Staaten und für imperialistische Zwecke sein könne, der ohne weiteres in jedem Staate die entschiedenste Opposition gegen die Regierung erheische.

Ich habe anerkannt, es sei sehr wohl in einem bestimmten Falle möglich, daß die Untersuchung vom Standpunkt des internationalen Proletariats aus zu dem gleichen Resultat kommt, das der Standpunkt des imperialistischen Krieges ohne weitere Untersuchung als selbstverständlich voraussetzt. Ist es nun in einem solchen Falle, da man praktisch doch einig ist, nicht eine bloße theoretische Spintisiererei, wenn man trotzdem den theoretischen Unterschied betont und zur Geltung bringt?

Dieser Einwand ist insofern berechtigt, als es in der praktischen Politik sehr oft angezeigt sein mag, alle Elemente, die in derselben Richtung streben, zu gemeinsamem Wirken zusammenzufassen ohne Rücksicht auf die verschiedenen Argumente, mit denen die einzelnen ihr Streben begründen. Aber das darf nicht so weit gehen, daß man im Interesse der Einigkeit manchen dieser Elemente untersagt, ihre besonderen Argumente vorzubringen, oder gar den Anschein zu erwecken sucht, als würden sie Argumente anerkennen, die ihnen bisher fremd waren und durch die sie in Widerspruch mit sich selbst gerieten.

Gegen den Standpunkt, den wir hier kurz als den des imperialistischen Krieges bezeichnen wollen, spricht dasselbe Bedenken, das Marx gegen den Satz geltend machte, daß der Arbeiterklasse gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse bilden.

Dieser Satz entspricht ganz dem Denken und der Erfahrung des Proletariers. Mit welcher Klasse immer er bisher zu tun bekam, jede stellte sich seinem Aufstieg in irgendeiner Beziehung, politisch oder ökonomisch, feindselig entgegen, und wo sie ihm Freundschaft bezeugte, erwies sich diese leicht als Falle und Verrat. Das Wort von der reaktionären Masse hat daher auch große historische Wirkung geübt. Es wirkte zündend und anfeuernd auf das deutsche und auch auf manches andere Proletariat. Jahrzehntelang erkannte es die ganze deutsche Sozialdemokratie an, Bebel und Liebknecht nicht minder wie Schweitzer und Hasselmann.

Noch mehr als diese standen Marx und Engels allen bürgerlichen Klassen und Parteien ohne Ausnahme kritisch gegenüber. Die radikalsten Demokraten wurden von ihnen ebenso schonungslos behandelt wie die konservativsten Krautjunker. Und doch nahmen sie von Anfang an am Wort von der reaktionären Masse den stärksten Anstoß. Die scharfe Kritik, die Marx an dem Satz im Gothaer Programm übte, ist bekannt. Als sich nach dem

Falle des Sozialistengesetzes die deutsche Sozialdemokratie ein neues Programm gab, legte Engels besonderen Nachdruck darauf, daß das Wort von der reaktionären Masse daraus wegblieb.

Es fand sich auch nicht in meinem Programmentwurf, den ich in der Neuen Zeit im September 1891 mit Bernstein zusammen veröffentlichte. Von Bernstein rührte hauptsächlich die Formulierung der Forderungen, von mir der theoretische Teil her. Der »Vorwärts« druckte den Entwurf nach, wobei merkwürdigerweise irgend jemand in den Text die »reaktionäre Masse« einschmuggelte.

Das machte sofort Engels mobil, der mir am 14. Oktober 1891 darüber schrieb:

Im Abdruck Deines Entwurfs im »Vorwärts« finde ich zu meiner großen Verwunderung plötzlich die »eine reaktionäre Masse« hineingeschneit. Ich schreibe Dir gleich darüber, obwohl ich fast fürchte, ich komme zu spät. Diese agitatorische Phrase verdirbt wie ein schriller Mißton den ganzen Akkord kurz und scharf gefaßter wissenschaftlicher Sätze. Denn es ist eine agitatorische Phrase und von äußerster Einseitigkeit und daher in der apodiktisch-absoluten Form, worin allein sie wirksam klingt, absolut falsch.

Falsch, denn sie spricht eine an sich richtige geschichtliche Tendenz als vollendete Tatsache aus. In dem Augenblick, wo die soziale Umwälzung eintritt, erscheinen alle anderen Parteien uns gegenüber als reaktionäre Masse. Möglicherweise sind sie es auch schon, haben alle Fähigkeit verloren zu irgendwelcher progressiven Aktion, obwohl das nicht notwendig. Aber in diesem Augenblick können wir das nicht sagen, nicht mit der Gewißheit, womit wir die anderen Programmsätze aussprechen. Es können selbst in Deutschland Verhältnisse eintreten, wo die Linksparteien trotz ihrer Erbärmlichkeit gezwungen werden, einen Teil des kolossalen antibürgerlichen bureaukratischen und feudalen Drecks aufzuräumen, der noch liegt. Und dann sind sie eben keine reaktionäre Masse.

Solange wir nicht stark genug sind, selbst das Ruder zu ergreifen und unsere Grundsätze zu verwirklichen, kann genau gesprochen von einer reaktionären Masse uns gegenüber nicht die Rede sein. Sonst würde sich die ganze Nation einteilen in eine Majorität von Reaktionären und eine Minorität von Ohnmächtigen.

Die Leute, die die Kleinstaaterei in Deutschland brachen, der Bourgeoisie Ellbogenraum für ihre industrielle Umwälzung gaben, Einheit der Verkehrsbedingungen — sachlicher wie persönlicher — einführten, uns selbst damit größere Bewegungsfreiheit geben mußten, taten sie das als reaktionäre Masse?

Die französischen Bourgeoisrepublikaner, die 1871 bis 1878 die Monarchie und die Klerusherrschaft definitiv besiegten, die Presse, Vereine, Versammlungen freigaben in einem Maße, wie dies in Frankreich in nichtrevolutionären Zeiten bisher unerhört, die den Schulzwang einführten und den Unterricht in einem Maße verallgemeinerten und hoben, woran wir in Deutschland lernen könnten, handelten sie als reaktionäre Masse?

Die Engländer beider offiziellen Parteien, die das Stimmrecht enorm erweitert, die Wählerzahl verfünffacht, die Wahlbezirke egalisiert, den Schulzwang und verbesserten Unterricht herbeigeführt, die noch in jeder Session nicht nur bürgerliche Reformen, sondern auch stets neue Konzessionen an die Arbeiter votieren — sie gehen langsam und schlafmützig voran, aber kein Mensch kann sie als »eine reaktionäre Masse« schlechthin verdonnern.

Kurz, wir haben kein Recht, eine allmählich sich verwirklichende Tendenz als schon vollendete Tatsache hinzustellen, um so mehr, als zum Beispiel in England diese Tendenz nie sich absolut zur Tatsache vollenden wird. Wenn hier der Umschwung kommt, so wird die Bourgeoisie noch immer bereit sein zu allerhand

Detailreformen. Nur daß dann das Bestehen auf Detailreformen eines Systems, das gestürzt wird, allen Sinn verliert.

Die Lassallesche Redensart hat in der Agitation *unter Umständen* ihre Berechtigung, obwohl bei uns kolossal viel Mißbrauch damit getrieben worden, zum Beispiel seit dem 1. Oktober 1890 im »Vorwärts«. Aber *ins Programm gehört sie nicht*, da ist sie absolut falsch und irreleitend. Da nimmt sie sich aus wie die Frau des Bankiers Bethmann auf dem Balkon, den man ihm ans Haus bauen wollte: »Bauen sie mir einen Balkon, so setzt sich drauf meine Frau und verschimpft mer die ganze Fassad!«

Der Brief ging von einer falschen Voraussetzung aus, der Befürchtung, ich hätte mich in Sachen der »reaktionären Masse« breitschlagen lassen, was mir nicht im mindesten einfiel.

Wohl hatte auch ich in meinem Entwurf das Proletariat in Gegensatz zu allen anderen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft gebracht, aber in einer Weise, die aus diesen Klassen keineswegs eine geschlossene Masse machte.

Es hieß dort:

Alle anderen Klassen stehen auf dem Boden des Privateigentums an Produktionsmitteln. Das Proletariat ist die einzige Klasse, deren Interesse immer entschiedener auf dessen Aufhebung drängt.

In der Kommission erhielt der Satz die Form, die der Kongreß akzeptierte:

Alle anderen Klassen stehen, trotz der Interessenstreitigkeiten unter sich, auf dem Boden des Privateigentums an Produktionsmitteln und haben die Erhaltung der Grundlagen der heutigen Gesellschaft zum gemeinsamen Ziel.

Hier wurden also die Gegensätze innerhalb der »anderen Klassen« besonders hervorgehoben. Indes blieb die Idee der reaktionären Masse noch in vielen Köpfen lebendig.

Praxis und Theorie begünstigen sie. Die Praxis des Alltags bringt den Arbeiter mit den Mitgliedern der verschiedensten Klassen in feindlichen Kontakt, sei es aus ökonomischen, sei es aus politischen Rücksichten. Und die ökonomische Theorie fördert die daraus entspringende Denkart, denn entsprechend dem Wesen wissenschaftlicher Abstraktion handelt sie nur von zwei Klassen, Kapitalisten und Arbeitern, die als zwei geschlossene Massen erscheinen, so daß ein Hüben und Drüben nur gilt.

Aber tatsächlich sind schon die Kapitalisten keine geschlossene Masse. Die Interessen der industriellen Kapitalisten fallen keineswegs zusammen mit denen der Geldkapitalisten oder gar mit denen der Grundbesitzer. Unter den industriellen Kapitalisten selbst gibt es Unterschiede und Gegensätze, zum Beispiel zwischen der Schwerindustrie und der Textilindustrie.

Aber Kapitalisten und Arbeiter sind auch nicht die einzigen Klassen in der Gesellschaft. Die kapitalistische Produktionsweise bedarf einer Zwischenklasse zwischen beiden, der Intellektuellen, die keine ausgesprochenen Klasseninteressen kennen, teils der einen, teils der anderen Klasse zufallen, vielfach aber auch eine Mittelstellung einnehmen, in der sie bald die eine, bald die andere Klasse bekämpfen, unzuverlässige Freunde für jede von ihnen sind.

Neben diesen neuen Klassen gibt es noch alte. Die ökonomische Entwicklung geht doch nicht in der Weise vor sich, daß, wenn eine neue Produktionsweise mit neuen Klassen auftaucht, die alten sofort verschwinden. Die neue Produktionsweise lagert sich über der ihr vorhergehenden, ohne die früheren Klassen gleich sämtlich zu vertreiben. Sie macht sie sich zunächst

dienstbar, erfüllt sie mit ihrem Geist und kann sie so zu wesentlichen Bestandteilen der neuen Produktionsweise machen, wie zum Beispiel viele Handwerker und Bauern. Es stehen aber auch nicht alle Klassen in direkter Beziehung zum Produktionsprozeß. Es gibt unproduktive Klassen, die nur den Bedürfnissen des Luxus oder der Macht dienen und im Produktionsprozeß nicht mitwirken. Als solche haben wir zum Beispiel Künstler, Dichter zu betrachten sowie die Organe der Regierungsgewalt, Bureaukratie, Armee, vielfach auch Staatskirche; und ihre Spitze, die Monarchie.

Da diese Elemente nicht direkt mit dem Produktionsprozeß zusammenhängen, brauchen sie auch von seinen Umwälzungen nicht direkt berührt zu werden. Die neuen kapitalistischen Mächte begnügen sich oft damit, die überlieferten Mittel des Luxus und der Macht in ihre Dienste zu nehmen; nicht selten verstehen es die Diener, dem Anschein nach die Herren zu bleiben, mitunter sogar es wirklich zu sein. Sehr unterstützt werden sie dabei durch die Macht der Tradition, die in der Gesellschaft eine ungeheure Rolle spielt.

Jede dieser Klassen und Schichten hat ihre besonderen Interessen, ihre besonderen Überlieferungen, ihre besonderen Machtmittel, die in jedem Staat wieder je nach seiner geographischen und historischen Eigenart verschieden sind. Ihre ökonomischen und politischen Konflikte und die Kombinationen, in denen sie sich zu deren Auskämpfung gruppieren, bilden den Inhalt der Geschichte. Der Klassenkampf des Proletariats tritt dabei immer mehr in den Vordergrund, aber er ist weder der einzige Kampf, der sich in der Gesellschaft abspielt, noch gilt er immer dem gleichen Gegner, noch sind die Machtmittel, über die das Proletariat wie seine Gegner verfügen, und die Methoden des Kampfes, die sie anwenden, immer die gleichen. Dem Proletariat kann es dabei nicht gleichgültig sein, mit welchen Gegnern es zu tun hat oder wie die Kämpfe ausgehen, die die anderen Klassen untereinander ausfechten. Es muß ihre Gegensätze studieren und bewußt und wohlüberlegt in sie eingreifen. Sonst bleibt die Sozialdemokratie, solange sie nicht die Mehrheit hat, »eine Minorität von Ohnmächtigen«, wie Engels treffend sagt.

Das ist so naheliegend und selbstverständlich, daß es kaum von irgendwem geleugnet würde, wenn nicht immer wieder Versuche gemacht würden, dies Eingreifen des Proletariats in die politischen und ökonomischen Kämpfe der bürgerlichen Welt in einer Weise vorzunehmen, die die politische und geistige Selbständigkeit des Proletariats gegenüber dieser Welt aufs äußerste gefährdet.

Wenn man von der Sozialdemokratie verlangt, sie solle Macht dadurch zu erlangen suchen, daß sie sich den herrschenden Klassen als verwendbare Dienerin unentbehrlich macht, oder dadurch, daß sie darauf verzichtet, den Horizont des Proletariats über seine nächsten Augenblicksinteressen hinaus zu erweitern und ihm den tiefen Abgrund zu zeigen, der es von der gesamten bürgerlichen Welt trennt: wenn man solche Methoden empfiehlt, um die Ohnmacht der Minorität zu überwinden, dann stärkt man in den kraftvollen, nach Selbständigkeit ringenden Schichten des Proletariats nur das Bedürfnis, den Gegensatz zu allen bürgerlichen Klassen zu betonen, der nun seinen wenig glücklichen Ausdruck in dem Wort von der einen reaktionären Masse findet.

Marx und Engels haben sich von diesen beiden Extremen stets fernzuhalten gewußt. Sie verfochten stets das praktische Eingreifen in alle Kämpfe der Gegenwart, wandten sich stets gegen die Auffassung, als gingen uns alle die Gegensätze innerhalb der bürgerlichen Welt, zwischen Schutzzöllnern und Freihändlern, Monarchisten und Republikanern, Pazifisten und Kriegstreibern usw. nichts an; aber sie verfehlten dabei nicht, jeder dieser Richtungen, ob Regierung oder Opposition; ob reaktionär oder fortschrittlich; ob feudalistisch oder kapitalistisch, aufs kritischste gegenüberzustehen und bei allem Interesse, das die Arbeiterklasse an dem jeweiligen Erfolg der einen oder der anderen haben mochte, stets auch die Grenzen aufzuweisen, die jedem dieser Erfolge gesteckt waren, und zu zeigen, wie wenig irgendein bürgerlicher Erfolg zur Ausfüllung des Abgrunds beizutragen vermöchte, der die proletarische von der bürgerlichen Welt trennt.

So war ihre Stellung eine Mittelstellung, die des marxistischen »Zentrums«. Diese ist beileibe nicht zu verwechseln mit der des »Sumpfes«. Der Sumpf sucht eine Mittelstellung nur, solange eine Entscheidung nicht gefallen ist. Ist sie getroffen, dann hält er sich stets zur augenblicklich stärkeren Seite. Er verträgt es nicht, in der Minorität zu sein. Marx dagegen kam gerade durch seine Mittelstellung nicht selten in die Minorität, so nach dem Zusammenbruch der Revolution von 1848 im Kommunistenbund, so am Ende der ersten Internationale in seinem Kampfe auf der einen Seite gegen den Bakunismus und auf der anderen gegen die dem Liberalismus verfallenen englischen Gewerkschaftsführer. (Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Sozialdemokratie in Österreich.

Von R. Danneberg (Wien).

Die österreichische Sozialdemokratie.

Es sind außerordentlich schwierige Verhältnisse, unter denen die Arbeiterbewegung in Österreich wirken muß. Und dazu gibt es in Österreich keine einheitliche Sozialdemokratie. Zu verschiedenen Zeiten faßte der Sozialismus in den verschiedenen Völkern Österreichs Wurzel. In jedem Volke entstand eine organisatorisch selbständige sozialdemokratische Partei. Alle sozialistischen Parteien bildeten zusammen die Gesamtpartei, die neben den nationalen Parteitagen der einzelnen Parteien einen Gesamtparteitag abhielt, der eine Gesamtexekutive wählte. Diese war bis zum Jahre 1897 identisch mit dem deutschösterreichischen Parteivorstand. Die Gesamtpartei, der damals die deutsche, die tschechoslawische, die polnische und die südslawische Sozialdemokratie angehörten, zu welchen später noch die italienische und die ruthenische hinzugekommen sind, bestand bis zum Jahre 1905. In diesem Jahre ist der letzte Gesamtparteitag abgehalten worden.

Im Streit um die Einheit der Gewerkschaftsorganisation, welcher von den Tschechen begonnen wurde und der auch den Internationalen Sozialistenkongreß in Kopenhagen beschäftigt hat, zerfiel die Gesamtpartei faktisch. Zwar gab es in dem ersten Parlament des gleichen Stimmrechts, das im Juni 1907 zusammentrat, noch einen »Verband der sozialdemokratischen Abgeordneten«, der in allen wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Fragen einheitlich vorgehen sollte. Er zerfiel aber in fünf nationale

Klubs, die über alle nationalen Fragen selbständig entscheiden konnten. Tatsächlich stimmten schon im Jahre 1908 sozialistische Abgeordnete in einer allerdings unbeträchtlichen Frage gegeneinander. Der Vorgang hat sich später wiederholt. Nach den Neuwahlen im Jahre 1911 kam ein einheitlicher Abgeordnetenverband gar nicht mehr zustande. Die tschechoslawische Partei hatte sich gespalten. Da die Gesamtexekutive im Juni 1912 die Aufnahme der neuen tschechisch-zentralistischen Partei beschloß, welche für die Einheit der Gewerkschaftsorganisation eintrat, schied die andere größere separatistische tschechoslawische Partei aus der Gesamtexekutive aus. Während des Krieges kam die Gesamtexekutive zu keinerlei Wirksamkeit mehr.

Als die polnischen Abgeordneten zu Beginn des Jahres 1916 in den Polenklub, die Gesamtvertretung aller polnischen Parteien im österreichischen Abgeordnetenhaus eintraten, sich also mit bürgerlichen und feudalen Parteien verbanden, fragten sie nicht die Gesamtexekutive. Auf der Reichskonferenz der deutschösterreichischen Sozialdemokratie im März 1916 erklärte Genosse Viktor Adler, daß die polnischen Sozialdemokraten durch ihren Eintritt in den Polenklub sich »selbst aus jedem organisatorischen Zusammenhang mit der österreichischen Sozialdemokratie ausgeschlossen haben«. Daszynski, der beredte Streiter gegen die polnische Schlachta, ist einer der Vizepräsidenten des Klubs,[1] den er früher aufs äußerste bekämpft hatte.

Seither hat auch die tschechoslawische Sozialdemokratie einen bedeutungsvollen Schritt vollzogen. Am 18. November 1916 wurden ein »Tschechischer Nationalausschuß« und ein »Tschechischer Verband« aller Reichsratsabgeordneten gegründet. In beiden Körperschaften ist die tschechoslawische Sozialdemokratie vertreten, im Verband stellt sie den ersten Vizepräsidenten. Da der »Verband«[2] in nationalpolitischen und verfassungsrechtlichen Fragen für alle tschechischen Parteien allein kompetent ist, in Österreich aber alles und jedes zu einer nationalpolitischen Frage wird, und erklärt wurde, daß die Mehrheit entscheidet, hat die tschechoslawische Sozialdemokratie, die den vierten Teil des Verbandes darstellt, den Rest ihrer Freiheit verloren, den sie als Gefangene des tschechischen Chauvinismus noch besessen hatte. Wie weit die tschechische Arbeiterbewegung mit der nationalistischen Politik kommt, lehrt die Tatsache, daß unter allen tschechisch-

[1] Am 28. November 1916 beschloß der Polenklub die Absendung eines Telegramms an den neuen Kaiser Karl. Es schloß mit den Worten:

»Indem der Polenklub Eure Majestät allerunterfänigst bittet, diese seine schmerzlichsten Gefühle zur allergnädigsten Kenntnis zu nehmen, benützt er diesen ersten Anlaß, um Eurer Majestät mit der Versicherung unverbrüchlicher dynastischer Treue und tiefster Ehrerbietung den ehrfurchtsvollsten Wunsch zu Füßen zu legen, daß durch die göttliche Vorsehung für Eure Majestät, vereint mit Ihrer Majestät der Allerdurchlauchtigsten Kaiserin und Königin, das Glück erblühen möge, Allerhöchstihren hehren historischen Beruf zum Wohle der in der Monarchie friedlich geeinten Völker ruhmvoll zu erfüllen.«

[2] Wie der Tschechische Verband beschaffen ist, zeigt sein Manifest an die tschechische Nation, in welchem die Gründung bekanntgegeben wird. Darin heißt es, »daß wir nur den Willen der ganzen, nach nationaler Einigung heute mehr als je vorher verlangenden Nation erfüllen und daß wir gleichzeitig im Interesse der glorreichen Dynastie und der großen historischen Mission des Reiches handeln, die vor allem in der Einheit und Wahrung der Unteilbarkeit ihrer Königreiche und Länder sowie in der vollen Gleichberechtigung aller Nationen beruht«.

separatistischen Gewerkschaften nur mehr sieben mehr als 1000 Mitglieder haben, nur eine mehr als 5000!

Über die Haltung der beiden tschechischen, der polnischen und der italienisch-sozialistischen Partei Österreichs bei Kriegsausbruch unterrichtet die Materialiensammlung Karl Grünbergs: »Die Internationale und der Weltkrieg« (Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, VI, 3 und VII, 1). Hier soll nur die Haltung der deutschen Sozialdemokratie in Österreich, über die im Ausland wenig bekannt geworden ist, eingehend geschildert werden.

Die Parteiverhältnisse in der deutschösterreichischen Sozialdemokratie.

Will man die Parteiverhältnisse verstehen, so muß man die Entwicklungsbedingungen der Partei kennen. Die deutsche Sozialdemokratie in Österreich ist, was ihre Stärke anbelangt, natürlich nur nach der Stärke des deutschen Volkes in Österreich zu beurteilen. Da dieses 10 Millionen Menschen umfaßt, müßte die deutschösterreichische Partei, um organisatorisch auf gleicher Stufe mit der Sozialdemokratie im Deutschen Reiche zu stehen, etwa ein Sechstel der Stärke der deutschen Bruderpartei haben. Das ist auch, was die politische Organisation anbelangt, vor dem Kriege beinahe so gewesen, wobei man der deutschösterreichischen Arbeiterbewegung noch zugute halten muß, daß die wirtschaftliche Entwicklung Deutschösterreichs hinter der Deutschlands beträchtlich zurückgeblieben ist. Aber was die innere Kraft der Partei anbelangt, stand die Österreichs weit hinter der Deutschlands zurück. Den siebeneinhalb Dutzend sozialdemokratischen Tagesblättern Deutschlands zum Beispiel konnte die deutschösterreichische Partei nur drei an die Seite stellen. Die Fülle des geistigen Lebens, das in der deutschen Partei wogte, hat uns jenseits der Grenze stets mit Neid erfüllt. Dafür fehlten bei uns wichtige Voraussetzungen. Österreich ermangelt einer starken Städteentwicklung. In Deutschland leben mehr Menschen in Städten über 100 000 Einwohner, als Österreich überhaupt Deutsche zählt. Die Industrie ist bei uns auf den Dörfern zu Hause, in den wenigen nennenswerten Kleinstädten hindert man meist aus engherzigen Cliqueninteressen ihre Entwicklung. So kommt es auch, daß die Sozialdemokratie in Böhmen nur einen einzigen reinen Städtewahlkreis zu erobern vermochte und nur Landbezirke sozialdemokratische Abgeordnete ins Parlament sandten. So wird die Parteiarbeit ungeheuer erschwert. Was man anderwärts Landagitation nennt und als beschwerliche interessante Ausnahmearbeit wertet, ist in Österreich die normale Parteiarbeit. In den kleinen Organisationen der vielen kleinen Orte vermag sich ein wirkliches Parteileben begreiflicherweise nur sehr schwer zu entwickeln. Das Bewußtsein des großen Zusammenhanges, das den Proletarier der Großstadt über den Alltag zu erheben vermag, erwirbt der Arbeiter in der kleinen Dorfgemeinde nur schwer. Versagt der Parteiapparat aus irgendeinem Grunde (zum Beispiel infolge der massenhaften Einberufungen von Vertrauensmännern und Parteiangestellten), dann bleiben in den kleinen Gemeinden nicht wenigstens Mittelpunkte der Bewegung wie in den großen Städten zurück, sondern es bleibt fast nichts.

Die Wiener Organisation gewinnt so eine überragende Bedeutung in der Partei. Die Einwohnerzahl Wiens beträgt ein Fünftel der gesamten deutschen Einwohnerzahl Österreichs. Die Wiener Parteiorganisation aber

bildete schon in Friedenszeiten mehr als ein Drittel der gesamten deutschösterreichischen Partei. Im Kriege ist sie die größere Hälfte der ganzen Partei geworden. Die Parteiblätter mit kleinen Auflagen, die sich unter sehr schwierigen Verhältnissen erhalten müssen und von denen übrigens zwei während der Kriegszeit zu Tagblättern ausgestaltet wurden, sind durchaus in journalistischer Abhängigkeit vom Zentralorgan, der Wiener »Arbeiter-Zeitung«, deren langjähriger Chefredakteur Genosse Friedrich Austerlitz ist. So haben — obwohl das nach dem Parteistatut nicht so sein müßte — in Wirklichkeit der Parteivorstand und noch mehr die »Arbeiter-Zeitung« einen überragenden, wenn nicht den faktisch allein entscheidenden Einfluß. Die »Arbeiter-Zeitung« ist geradezu der Ausdruck der Partei. Wer an die österreichische Sozialdemokratie denkt, denkt vor allem an die »Arbeiter-Zeitung«. Sie gehört zu den gelesensten Blättern Wiens. Das alles war schon in Friedenszeiten so und hat sich im Kriege mit dem durch die Kriegsverhältnisse bedingten Rückgang der Partei in immer höherem Maße herausgebildet.

Infolge des Mangels eines wirklichen Parteilebens, der Unselbständigkeit der Parteipresse und der Organisationen hat es in der deutschösterreichischen Sozialdemokratie während der Kriegszeit solche Kämpfe nicht gegeben, wie sie in allen anderen größeren sozialistischen Parteien vorkamen. Ja der größte Teil der österreichischen Arbeiter hat von den großen innerparteilichen Kämpfen um die sozialistische Politik, die in anderen Ländern geführt werden, lange Zeit gar nichts gehört und auch in den letzten Monaten nur wenig. In Österreich ist man nicht gewöhnt, Meinungsverschiedenheiten in politischen und Parteifragen zu haben, geschweige denn in den Organisationen und in der Parteipresse zur Diskussion zu stellen. Diskutieren heißt in den Augen vieler Vertrauensmänner — infolge der falschen Auslegung des Begriffes der Parteidisziplin — streiten und die Partei schädigen. Darum hat man zumeist unterlassen, weitere Kreise über die großen Parteifragen zu unterrichten. Man ist gewöhnt, der Losung der »Arbeiter-Zeitung« und des Parteivorstandes zu folgen und die Gründe ihrer Politik, ohne sie zu kennen, zu billigen.

Das ist geschichtlich so geworden. Zu den oben geschilderten Ursachen, die in der Entwicklung der Siedlungsverhältnisse zu suchen sind, kommt noch der jahrelang geführte Wahlrechtskampf hinzu, der straffe Zusammenfassung aller Kräfte, eine förmlich militärische Disziplin erforderte. Jetzt und schon in den letzten Friedensjahren, welche die Partei vor ganz andere Aufgaben stellten als die Zeiten des Wahlrechtskampfes, gereichten diese Parteiverhältnisse, deren Fortbestand sicherlich mehr dem Willen der Vertrauensmänner selbst als dem des Parteivorstandes entspricht, der Arbeiterbewegung zum Nachteil. Sie haben zu einer Schädigung der Partei geführt, die sicherlich über das durch den Krieg bedingte Maß weit hinausgeht. Es mag auch in anderen Ländern heutzutage nicht leicht sein, die Meinung der Arbeiter verläßlich festzustellen. In Österreich ist dies ganz und gar unmöglich. Die Arbeiter haben in der Kriegszeit so wenig von den Dingen erfahren, um welche die Geister in der Internationale ringen, es ist weder durch die Presse, noch durch Broschüren — der Absatz der deutschen Parteikriegsliteratur ohne Unterschied der Richtung ist in ganz Österreich lächerlich gering —, noch durch Vorträge der Boden bereitet worden, daß größere Massen zu einem Urteil gelangen konnten.

Die Verhältnisse konnten sich um so eher so gestalten, als die deutschösterreichische Sozialdemokratie bei Ausbruch des Weltkriegs infolge der §-14-Wirtschaft parlamentarisch nicht Stellung zu nehmen brauchte. Man mußte nicht gerade eine Meinung haben, und parteipolitische Erörterungen konnten sich hier nicht an eine sinnfällige Handlung knüpfen. Natürlich hat auch die österreichische Partei eine bestimmte Haltung eingenommen. Aber als Beweis für sie gibt es keine markanten, weithin wirkenden Taten. Schon aus diesem Grunde war es jedem schwer, der die der deutschen Mehrheitstaktik entsprechende Haltung des österreichischen Parteivorstandes nicht zu billigen vermochte, den Parteigenossen eine gegensätzliche Stellungnahme überhaupt begreiflich zu machen. »Es ist doch nichts geschehen!« konnte man ihm immer entgegnen, und Angriffe auf die Parteivorstandspolitik gewannen in den Augen der Genossen leicht den Charakter mutwillig vom Zaun gebrochener, aus Deutschland hereingetragener Zwistigkeiten, deren bösartige Folgen man später an dem deutschen Beispiel den Genossen vor Augen führen konnte.

Darum gibt es in der österreichischen Partei keine oppositionelle Bewegung, wie es in ihr auch keine Mehrheitsbewegung gibt.

Kaum eine Organisation außerhalb Wiens hat selbständig zu den Fragen in der ganzen Kriegszeit gründlich Stellung genommen, bei keinem österreichischen Provinzparteiblatt ist eine regelmäßige klare Stellungnahme zu den großen Problemen erfolgt, wenn man von den Entgleisungen in der ersten Kriegszeit absieht. Der Streit um die Richtlinien sozialistischer Politik ist in der österreichischen Partei in Wirklichkeit nur ein Diskussionsgegenstand innerhalb der leitenden Parteikörperschaften und begegnet sonst starker Gleichgültigkeit. Wo oppositionell gesinnte Genossen an einen größeren Kreis heranzukommen versuchten (zum Beispiel auf den Reichskonferenzen der Partei), sind sie weniger auf Widerspruch als auf Widerwillen gestoßen. Viktor Adlers Führerautorität, die wohl größer ist, als die eines Bebel in Deutschland oder die eines Jaurès in Frankreich war, und bei den Vertrauensmännern wohl noch stärker als bei den Massen wirkt, macht das erklärlich. Bei der unbegrenzten Verehrung, die der überragende Führer, Vorkämpfer und Berater der Arbeiterklasse genießt, den auch rein menschlich ein festes Band mit allen in der Bewegung Wirkenden verknüpft und zu dem sich alle ohne Unterschied hingezogen fühlen, empfindet man es förmlich als eine Undankbarkeit gegen den Mann, dem die österreichische Arbeiterklasse seit drei Jahrzehnten so unendlich vieles zu verdanken hat, sich in Gegensatz zu ihm zu stellen. Daß sich auf einer Parteikonferenz für eine politische Stellungnahme gegen Viktor Adlers Meinung auch nur eine erhebliche Minderheit entscheidet, kann als ausgeschlossen gelten, zumal man es in Österreich nicht liebt, wichtige Meinungsverschiedenheiten einem größeren Kreise, zum Beispiel dem Parteitag zur Austragung vorzulegen wie in Deutschland. In Österreich ist man vielmehr gewöhnt, daß Parteivorstand und Fraktion stets mit geschlossener Meinung zu den Genossen kommen.

Das alles muß man im Auge behalten, wenn man die Entwicklung und Verhältnisse der deutschösterreichischen Partei mit denen der deutschen oder französischen Sozialdemokratie in der Kriegszeit vergleichen will.

Die Haltung der Partei im ersten Kriegsjahr.

In dem Aufruf, den die Partei unmittelbar vor Kriegsausbruch am 26. Juli 1914 erließ, war von den Kriegsursachen nicht die Rede, auch von der Notwendigkeit der Landesverteidigung in irgendeinem Sinne nicht. Es war nur darin ausgesprochen:

Die Geschichte lehrt, daß kriegerischen Ereignissen immer große Veränderungen im inneren Leben der Staaten und Völker folgen. Der Krieg wird ein neues Österreich schaffen. Er wird unsere Kampfbedingungen wesentlich verändern. Gerüstet zu sein und gerüstet zu bleiben für die Zeit nach dem Kriege, ist heute unsere wichtigste Aufgabe.

Dann kam der 4. August. Die von Genossen Haase verlesene Erklärung wurde nicht zugleich mit der Meldung über die Abstimmung bekannt. Die »Arbeiter-Zeitung« hat in einem von nationaler Begeisterung erfüllten Artikel »Der Tag der deutschen Nation« die Abstimmung begrüßt. An diesen berühmt gewordenen Artikel knüpft in Österreich die Diskussion in der Partei an. Der Artikel fand fast allgemein Mißbilligung. Nicht nur bei den Genossen, die vom Standpunkt der Linken aus argumentierten, sondern auch bei denen, die mit der Abstimmung einverstanden waren. Wer den Kampf gegen den Zarismus in den Vordergrund stellte — wie in Deutschland spielte das auch in Österreich eine große Rolle —, konnte nicht damit einverstanden sein, daß durch eine deutschnationale Haltung die slawischen Völker Österreichs abgestoßen werden. Nationale und staatliche Tendenzen, die in national einheitlichen Staaten zusammenfallen, sind in Österreich eben verschieden, ja meist einander entgegengesetzt. Die »Arbeiter-Zeitung« änderte ihr Verhalten nach einigen Wochen und wurde politisch farblos. Dann begann sie, ihren Lesern die Schrecken des Krieges mehr und mehr vor Augen zu führen und die Kriegspsychose zu bekämpfen. Bis sie in einem späteren Stadium in stetem Kampfe mit der Zensur einen pazifistischen Standpunkt vertrat und in der Argumentation sich von dem deutschen Mehrheitsstandpunkt mehr und mehr entfernte, mitunter sich dem der »Arbeitsgemeinschaft« näherte. Aber sie hatte niemals eine einheitliche Haltung. Denn in den täglichen militärischen Artikeln Karl Leuthners kommt eine Gesinnung zum Ausdruck, die den in den Friedensartikeln enthaltenen Gedankengängen schnurstracks widerspricht. Das gleiche gilt für viele Artikel, die Genosse Karl Renner in der »Arbeiter-Zeitung« veröffentlicht hat. Sie sind in der Sammlung »Österreichs Erneuerung« (vor allem im dritten Bande »Der Imperialismus im Osten und Österreich-Ungarn«) enthalten und auch dem deutschen Leserkreis bekannt geworden. Vom deutschen Parteistreit hat die »Arbeiter-Zeitung« vor der Spaltung der Reichstagsfraktion nur selten Notiz genommen. Seither hat sie öfter berichtet und auch Stellung genommen, und zwar durchaus nicht immer gegen die Minderheit. In den Berichten über die »Vorwärts«-Affäre hat sie mit dem Tadel gegen das Vorgehen des Parteivorstandes nicht zurückgehalten. Gegen die Baumeister-Korrespondenz (J. K.) hat sie sich heftig gewendet. Es wäre falsch, wollte man die »Arbeiter-Zeitung«, so wie sie jetzt ist, als ein Blatt betrachten, das auf dem Standpunkt der deutschen Parteimehrheit steht.

Da es kein Parlament gab und gibt und das Organisationsleben verkümmerte, ist die »Arbeiter-Zeitung« die einzige Verbindung zwischen der Partei und der Arbeiterschaft. Jedem Wort, das sie schrieb und schreibt,

kommt daher große Bedeutung zu. Sie war darum wiederholt Gegenstand eingehender Kritik der oppositionellen Genossen und Genossinnen. Im Anfang hat der Kriegsausbruch auch die deutschösterreichischen Arbeiter stark gepackt. Das wirtschaftliche Elend, das die ständige Kriegsgefahr mit den wiederholten Teilmobilisierungen seit dem Jahre 1908 gebracht hatte, schien durch den Krieg beseitigt werden zu können. Er wurde vielfach, da er jahrelang gedroht hatte und immer wieder vermieden worden war, nun als etwas endlich doch Unvermeidliches in weiten Kreisen der Bevölkerung empfunden. Die Partei hat nichts dazu getan, der geistigen Verwirrung, die sich aus solchen Gedankengängen und Gefühlen heraus ergab, Einhalt zu gebieten. Das wirkt heute noch nach.

Für alle interessierten Genossen war es eine große Freude, endlich im Dezember 1914 die erste Kriegsnummer des »Kampf« zu lesen, in der die imperialistischen Triebkräfte der Entwicklung auseinandergesetzt waren und ein Artikel Friedrich Adlers über die deutsche Sozialdemokratie[3] erschien. Auch die folgenden Nummern des »Kampf« waren der Erörterung der Frage gewidmet, welche Stellung die Partei zum Kriege einnehmen müsse. In der »Volkstribüne«, dem Wochenblatt der niederösterreichischen Landesorganisation, hat dann im März 1915 der Schreiber dieser Zeilen in einer Artikelserie[4] vom Standpunkt der Minderheit aus die Fehler der Parteipolitik aufzuzeigen, die Politik der französischen Genossen zu erklären versucht und die Bekanntgabe der Kriegsziele der Regierenden verlangt. Daran schloß sich eine durch Monate fortgesetzte Diskussion, die einzige, die in der österreichischen Parteipresse stattgefunden hat. Friedrich Adler, Therese Schlesinger und der seither verstorbene Parteisekretär Winarsky vertraten den Standpunkt der Minderheit gegenüber den Mitgliedern des Parteivorstandes, die sich fast vollzählig an der Diskussion in der »Volkstribüne« beteiligten. Genosse Viktor Adler schrieb damals (am 5. Mai 1915):

Wir, die übergroße Mehrheit der Partei diesseits und jenseits der an jenem Tage versunkenen Grenzpfähle, empfanden die ungeheure Gefahr des deutschen Volkes, das sich von einer fast erdrückenden Übermacht von Feinden bedroht sah. In jedem deutschen Menschen schrie jeder Blutstropfen auf: Wir müssen uns wehren, wir müssen dem Reiche die Waffen zur Verteidigung geben. Wir müssen ... sagten auch die Sozialdemokraten, aber können wir auch, wir, die wir nicht nur den Feind auf der anderen Seite sehen, sondern auch die Hunderttausende unserer proletarischen Brüder, mit denen wir uns eins fühlten bis heute und eins fühlen werden in alle Zukunft?! Aber die schmerzlichste Stunde verlangte unerbittlich, was notwendig war, und Genosse Haase verkündete: »So machen wir denn wahr, was wir immer gelobt haben, wir lassen in der Stunde der Gefahr unser Vaterland nicht im Stiche.« Ein unbegreiflicher Deutscher, der anders gehandelt hätte; ein unbegreiflicher Sozialdemokrat, der es getan hätte ohne schneidenden Schmerz, ohne schweren Kampf mit sich selbst, mit seinem ganzen Fühlen! Dieser tragische Konflikt wirkt nun fort in der Partei.... Nun gehört Danneberg zu den Genossen, die jene symbolische Abstimmung der deutschen Sozialdemokratie nicht billigen, und darum kann ihn der Vorwurf treffen, daß er für die Not des Volkes und des Landes kein richtiges Empfinden habe. Man muß nun in der Tat sagen, daß es ein schweres Unglück gewesen wäre, wenn die deutsche Arbeiterschaft vom

[3] Der Artikel ist dann auch als Sonderabdruck erschienen. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung. Preis 12 Heller.

[4] Die gesammelten Artikel als Broschüre herauszugeben, hat die Zensur nicht gestattet.

»naiven Kosmopolitismus« bis zu dem Grade beherrscht gewesen wäre, daß sie »das Vaterland in der Stunde der Gefahr im Stiche gelassen« hätte, ein Unglück für das ganze Volk und nicht zumindest für die Arbeiterschaft selbst.

Schon vorher (am 14. Februar 1915) hatte Adler in der »Arbeiter-Zeitung« seinen Standpunkt dargelegt:

Die französischen Sozialisten haben sich von der ersten Minute des Krieges an, selbstverständlich wie wir Sozialdemokraten alle in allen Ländern, auf den Boden der Verteidigung ihres Landes gestellt. Das war nicht nur ihr Recht, sondern ihre Pflicht, wie es Recht und Pflicht der deutschen Sozialdemokraten war, bei den Abstimmungen im Deutschen Reichstag am 4. August und 2. Dezember mit der größten Wucht und Feierlichkeit zu bekennen, daß sie, da der Krieg, den sie verdammen, nun einmal da, ihre volle Kraft und ihren letzten Tropfen Blut an die Verteidigung des deutschen Bodens und des deutschen Volkes, das als uns wertvollstes Glied die deutsche Arbeiterklasse umfaßt, setzen. Und die sozialdemokratische Fraktion in Berlin hat *auch für uns Österreicher* gesprochen, die das Schicksal freilich in weit weniger einfache Verhältnisse gestellt hat und denen überdies jede Möglichkeit, zu sprechen, entzogen war. Wir haben also hüben wie drüben ein gutes Gewissen als Sozialdemokraten wie als Glieder der Internationale, die immer mit aller Leidenschaft gegen den Krieg und für den Völkerfrieden eingetreten ist, die aber niemals und für niemanden die Landespreisgebung als proletarische Pflicht vorgeschrieben hat. Jeder von uns hat in jenen furchtbaren Augustwochen die erdrückende Schwere des tragischen Konflikts empfunden, aber keiner, der nicht die proletarische Politik als ein Gedankenspiel im luftleeren und vor allem menschenleeren Raum ansieht, konnte eine andere Entscheidung treffen oder auch nur erwarten. Wenn von einzelnen Genossen trotzdem an der Entscheidung der deutschen Sozialdemokraten und, wohlgemerkt nur an dieser, nicht etwa auch an der der Franzosen gemäkelt wird, so wird man das bei allem Respekt vor jeder ehrlichen Überzeugung nur entweder als Äußerung eines naiven Doktrinarismus oder, was noch schlimmer wäre, als demagogische Ausnützung des Grauens ansehen müssen, das angesichts des Entsetzlichen, das uns der Krieg gebracht, nicht nur uns alle, sondern auch die leidenden Massen täglich mehr beherrscht.

Im Mai[8] 1915, kurz nach der Wiener Zusammenkunft der österreichischen, ungarischen und deutschen Sozialdemokraten, fand an Stelle eines Parteitags eine Reichskonferenz statt. Reichskonferenzen sind im Parteistatut vorgesehen. An ihnen nehmen alle Genossen teil, die an den Sitzungen der Parteivertretung (Parteivorstand und Parteikontrolle) sowie der Landesvorstände teilzunehmen berechtigt sind. Im Kreise der 106 erschienenen Genossen und Genossinnen wurden zwei Tage lang die durch den Krieg erwachsenen Probleme diskutiert. Die hierbei zum Ausdruck gelangten Ansichten entsprechen durchaus denen, die in jener Zeit und heute noch in der Parteimehrheit Deutschlands zu finden sind. Die Argumente der wenigen

[8] Vor dem 1. Mai erließen Parteivorstand und Gewerkschaftskommission einen Aufruf, in dem es heißt:

»Auf die Arbeitsruhe am 1. Mai soll in diesem Jahre freiwillig verzichtet werden. Wir wollen von dem durch viele Tarifverträge geschützten Recht und von dem durch die Übung eines Vierteljahrhunderts geheiligten Brauch der Arbeitsruhe nicht das kleinste Stück preisgeben. Wir wollen aber den durch den Krieg herbeigeführten Ausnahmeverhältnissen und Ausnahmegesetzen Rechnung tragen, die eine Reihe von Verwicklungen und Schwierigkeiten herbeiführen könnten, die wir gerade jetzt vermeiden wollen.«

Die Maifestschrift ist als Friedensschrift in beiden Kriegsjahren erschienen und in großer Zahl verbreitet worden.

oppositionellen Redner machten in den Tagen nach Gorlice noch keinerlei Eindruck. In der mit allen gegen 12 Stimmen, darunter 3 Abgeordnete, angenommenen Resolution hieß es, immerhin etwas anders als in der deutschen Mehrheitsresolution David vom September 1916:

Die Reichskonferenz erblickt in der schweren auswärtigen Krise des Reiches sowohl die allgemeine Wirkung der imperialistischen Ausdehnungs- und Rüstungspolitik und der agrarischen Absperrungstendenzen als auch die Folge der maß- und verantwortungslosen Völkerverhetzung des nationalen Chauvinismus.

Diese Krise hat alle Völker Österreich-Ungarns in den Zustand der Notwehr versetzt, in die Zwangslage, den weltstaatlichen Wirtschafts-, Rechts- und Kulturboden gegen die Eroberungssucht des Zarismus zu verteidigen. Die Notwendigkeit gemeinsamer Abwehr drängt für den Augenblick die politische Friedensarbeit zurück.

Die Opposition hatte eine eigene Resolution nicht eingebracht.

Vor Schluß des ersten Kriegsjahres erließ der Parteivorstand ein Friedensmanifest. Es begrüßt das Friedensmanifest der deutschen Bruderpartei, das wenige Wochen vorher erschienen war, unterscheidet sich aber einigermaßen von ihm. Es enthält keine Vorwürfe gegen die sozialistischen Parteien der Ententeländer, spricht von der Wiederauferstehung des polnischen Volkes, ermangelt im Gegensatz zum deutschen Manifest eines klaren und scharfen Protestes gegen die Annexionspolitik, erklärt aber, wovon wieder im deutschen Manifest nicht die Rede ist, »daß die großen Probleme, vor die Europa gestellt ist, nicht im Wege der Waffen gelöst werden können«. Resigniert schließt das Manifest mit dem Bekenntnis:

Der Krieg war nicht unsere Wahl. Nicht in unseren Händen lag das Geschick des Staates. Wir hatten nicht die Macht, das Unheil zu verhüten, wir haben sie nicht, es allein zu wenden. Es bleibt bei uns nichts, als auszuharren, unserer proletarischen Sache die Treue zu wahren und unsere Organisationen durchzuhalten bis zu der Stunde, wo das Proletariat sein Erhebungs- und Befreiungswerk fortzuführen imstande ist. Mit uns ist die Zeit und unser die Zukunft! (Schluß folgt.)

Gemeinschaftsarbeit und Internationalität.

Genosse Kloth hatte behauptet, mit einem weitsichtigen Unternehmertum könnten die Arbeiter sehr wohl ein gut Stück Weges zusammengehen. Er bestreitet, daß dies ein Rückfall in die alte Harmoniedusselei sei, denn »wo ungetrübte Harmonie herrscht, da sind gegensätzliche Organisationen verpönt«. Die Existenz der Gewerkschaften an sich beweise also schon, daß die Gewerkschafter keine Harmonieillusionen hegten!

Nach dieser Logik hätten auch die englischen Gewerkschafter schon durch ihr bloßes Dasein bewiesen, daß die Harmonielehre unter ihnen keine Stätte finde, und den gleichen Beweis lieferten die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine. Was Karl Emil behauptete, war aber nichts anderes, als daß die Denkweise dieser Gewerkvereine in den deutschen Gewerkschaftsleitungen Fortschritte mache. Diese Behauptung ist durch die bloße Existenz der Gewerkschaften nicht zu widerlegen.

Wollte nun Genosse Kloth nachweisen, daß die Gemeinschaftsarbeit zwischen Unternehmern und Arbeitern wachse, so mußte er zeigen, daß die Zahl der Gebiete zunehme, auf denen Unternehmer und Arbeiter gemeinsame Interessen haben. Diesen Nachweis umging Kloth dadurch, daß er bloß auf die Institutionen hinwies, in denen neben Unternehmern auch Arbeiter vertreten sind. Die Zunahme dieser Institutionen bezeichnete Kloth als Zunahme der Gemeinschaftsarbeit, ob-

wohl es nur eine Zunahme der Lokalitäten ist, in denen Arbeiter neben Unternehmern, aber nicht zur Verteidigung der gleichen Klasseninteressen arbeiten.

Mit dieser »Lokaltheorie« soll ich Kloth bitter unrecht getan haben, da ich nicht die ganze Liste der Institutionen wiederholte, auf die er hinwies, sondern sie durch ein »usw.« abkürzte. Ich wüßte aber wirklich nicht, was daran geändert worden wäre, wenn ich die Liste vollständig gebracht hätte. Kloth nannte zum Beispiel noch die Tarifgemeinschaften. Will er die als Produkte der Interessengemeinschaft von Unternehmern und Arbeitern und nicht als Ergebnisse sehr hartnäckiger Kämpfe oder doch entschiedener Kampfbereitschaft bezeichnen? Und sind sie in anderer Weise zu erneuern als durch Kampf oder Kampfbereitschaft?

Besonderen Wert legt Kloth auf den von ihm mit gesperrter Schrift hervorgehobenen »sozialdemokratischen Antrag auf Errichtung paritätisch aus Arbeitern und Unternehmern zusammengesetzter Arbeitsämter«. Aber es handelt sich bei der Diskussion nicht um das, was wir wollen, sondern um das, was erreicht ist, und daß die paritätischen Arbeitsämter schon eingeführt wären, wird selbst Kloth nicht behaupten wollen.

Nur für einen Punkt, gebe ich zu, paßt die »Lokaltheorie« nicht: für den Ministerialismus. Innerhalb eines Ministeriums bedeutet das Zusammenarbeiten von Sozialisten und Bürgerlichen nicht bloß das Arbeiten im gleichen Lokal, sondern auch das Arbeiten für gemeinsame Interessen. Darin beruht ja gerade die Eigenart des Eintritts von Sozialisten in diese Körperschaft, der etwas ganz anderes bedeutet als ihre Teilnahme am Parlamentarismus oder an Gewerbegerichten, Tarifämtern, Arbeitsnachweisen, Versicherungseinrichtungen usw.

Der Ministerialismus bewiese also wirklich etwas gegen mich und für Kloth, wenn er im Zunehmen wäre. Das aber bestreite ich. In der ganzen Zeit vom Ministerium Millerand bis zum Ausbruch des Weltkriegs war der sozialistische Ministerialismus nicht im Fortschreiten begriffen. Im Gegenteil. Die Erfahrungen mit den Millerand und Briand hatten eine gewisse Ernüchterung hervorgerufen und gar manchen früheren Verfechter des Ministerialismus ihm abwendig gemacht.

Die zahlreichen Fälle von sozialistischen Ministern aber, die Kloth anführt, sind nicht ein Produkt der fortschreitenden sozialen Entwicklung im Frieden, sondern ein Produkt des Krieges, der abnormen Zustände, die dieser gebracht hat und die in so manchem Lande zum Burgfrieden, zur Einstellung des Klassenkampfes führten.

Man muß Augenblickspolitiker sein, voll der Verachtung für die Theorie, die uns die dauernden Grundgesetze der kapitalistischen Gesellschaft enthüllt, um diese Augenblickserscheinungen für den Anfang einer neuen Ära zu halten, um zu glauben, auch im Frieden würden künftighin die Dinge auf dem Kopfe stehen, weil der Krieg sie auf den Kopf gestellt hat.

Der Hinweis auf den sozialistischen Ministerialismus als Bürgschaft wachsender Gemeinschaftsarbeit ist sicher sehr bezeichnend für Kloth und seine Richtung, und insofern mag er sich mit Recht beschweren, daß ich nicht schon in meiner ersten Entgegnung darauf eingegangen bin. Aber irgendeinen triftigen Beweis zu seinen Gunsten habe ich damit nicht unterschlagen.

Dabei hat Kloth das Pech, daß zur selben Zeit, als er die Fortschritte des sozialistischen Ministerialismus pries, Guesde und Sembat das französische Ministerium verließen — zur Erleichterung aller Beteiligten. Die Anzeichen mehren sich, daß in verschiedenen kriegführenden Staaten der Burgfrieden und die »Gemeinschaftsarbeit« noch vor dem Abschluß des Krieges ihr Ende nehmen werden, ja daß durch innere Kämpfe die Herbeiführung des Friedens vielleicht mehr beschleunigt wird als durch die Kämpfe an der Front.

Wie dem auch sein mag, alles weist darauf hin, daß wir nach dem Kriege nicht mehr, sondern weniger »Gemeinschaftsarbeit« haben werden, als wir vor ihm hatten. Was wir vor dem Kriege über Klassenkämpfe und Klassengegensätze sagten, wird nach ihm erst recht gelten. Für die Augenblickspolitiker, die mit jedem Wechsel

der augenblicklichen Situation umlernen, wird dann die Zeit erneuten Zurücklernens kommen. Da sie sich stets ganz von der augenblicklichen Situation beherrschen lassen, wird gar mancher von denen, die heute zu den Gemäßigtesten unter den Gemäßigten zählen, dann als Radikalster unter den Radikalen gelten wollen.

Vielleicht wird Kloth dann auch wieder etwas von internationaler Gesinnung verspüren. Getreu nach Heines »Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen« wirft er jetzt mir vor:

»Ausländer, Fremde sind es meist,
Die in der Neuen Zeit gesät den Geist
Der Rebellion.«

Er glaubt, unsere Mitarbeiter aufs tiefste herabzusetzen, wenn er auf ihre Abstammung hinweist. Schon die bloße Tatsache, daß einer Russe oder Franzose, Holländer oder österreichischer Pole ist, erscheint ihm als etwas Verächtliches.

Mit diesen ausländischen Verfechtern der proletarischen Interessen lehnt Kloth jede Gemeinschaftsarbeit ab. Es gibt zurzeit offenbar für ihn nur *eine* Gemeinschaftsarbeit: die mit deutschen Kapitalisten. K. K.

Literarische Rundschau.

H. Boruttau, **Die Arbeitsleistungen des Menschen.** Einführung in die Arbeitsphysiologie. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, Berlin 1916, Verlag Teubner. Gebunden 1,25 Mark.

Der Inhalt des Bändchens wird durch seinen Titel genügend umschrieben. Angesichts der Bestrebungen vieler Unternehmer, das *Taylorsystem* einzuführen, werden die Ausführungen über die Messung der Arbeitsleistung besonderem Interesse begegnen. Erfreulicherweise steht Boruttau den angeblich für die Arbeiterschaft nutzbringenden Wirkungen dieses Systems sehr skeptisch gegenüber. Er erhebt gegen die systematische Erhöhung der individuellen Leistung grundsätzliche Bedenken, da trotz aller im Taylorsystem erzielten Ersparnis an überflüssigen (Mit-)Bewegungen eine stärkere physiologische Gesamtabnutzung und vermehrte Anspannung des Nervensystems stattfindet. Gerade bei der von jenem System erzielten zweckmäßigeren Arbeitsweise fehlt das Warnungssignal der Ermüdung: wie Versuche beweisen, braucht bei zweckmäßiger Arbeitsweise die Muskelleistung noch keinerlei Ermüdungserscheinungen anzuzeigen, obschon die *nervösen* Mechanismen hochgradig angestrengt sind. (S. 69.) Auch wirtschaftlich hat der Arbeiter von dem Taylorsystem keine Vorteile. Im Anschluß an Berechnungen von Rosenfeld stellt Boruttau fest, daß der im Taylorsystem Arbeitende mehr leistet, *ohne daß die gewährte Lohnerhöhung der erhöhten Leistung entspricht.* In einem bestimmten Falle beträgt (nach Rosenfeld) die Vermehrung der Leistung 300 000 Meterkilogramm pro Tag, zu deren Bestreitung ein Mehr an Brennwert der Nahrung von 2470 Kalorien gehört, die auch an die Verdauungsorgane und die Herzleistung außergewöhnliche Ansprüche stellen. (S. 80.)

Den Schluß der kleinen Arbeit bilden Mitteilungen über die Arbeitsgebiete des von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Dahlem-Berlin errichteten *Instituts für Arbeitsphysiologie*, das von Professor Rubner geleitet wird.

Ernst Meyer.

Druckfehlerberichtigung. In die Blumsche Besprechung einiger Schriften von und über Leibniz in der »Literarischen Rundschau« der Nr. 17, S. 413 hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Im ersten Absatz in der fünften Zeile von oben muß es heißen: »die unzugänglichsten Abschnitte«, *nicht* die »unzulänglichsten«.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 20 — Ausgegeben am 16. Februar 1917 — 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die deutsche Sozialdemokratie in Österreich.

Von R. Danneberg (Wien).

(Schluß.)

Mehrheit und Minderheit im zweiten Kriegsjahr.

Zehn Monate später, Ende März 1916, trat neuerlich eine Reichskonferenz zu viertägigen Beratungen zusammen. Das Vertretungsrecht war diesmal dasselbe wie für Parteitage. 246 Delegierte waren erschienen, darunter 157 aus Wien.

In die Zeit zwischen der ersten und zweiten Konferenz fällt die Zimmerwalder Tagung, an der kein Österreicher teilgenommen und von der man in Österreich zunächst nur sehr wenig erfahren hat; die Niederwerfung Serbiens; der Eintritt der polnischen Sozialdemokratie in den Polenklub und damit ihr Scheiden aus der Gesamtpartei; die Spaltung der sozialdemokratischen Fraktion im Deutschen Reichstag (am Tage vor der österreichischen Konferenz); die Propaganda für Mitteleuropa und die Zusammenkunft deutscher und österreichischer Sozialdemokraten zu Berlin im Januar 1916 zur Beratung der wirtschaftlichen Annäherung Österreichs und Deutschlands. Alle diese Ereignisse bewirkten, daß es auf der Konferenz zu großen Auseinandersetzungen kam, bei denen die mannigfachsten Meinungen von der Linken bis zur äußersten Rechten zutage traten.

Über den Punkt »Die österreichische Handelspolitik und der Ausgleich mit Ungarn« referierte Genosse Renner. Seine Begeisterung für Mitteleuropa hatte sich seit Januar schon abgekühlt. Was übrig blieb, war, nachdem der vorletzte Absatz der Parteivorstandsresolution die Wiederaufnahme und sorgsame Pflege der Handelsbeziehungen zum gesamten Ausland nach dem Kriege durch eine freiheitliche Vertragspolitik verlangt hatte, folgendes:

> Insbesondere aber sind die Beziehungen zu denjenigen Wirtschaftsgebieten, mit denen wir geographisch und geschichtlich, durch Handel und Verkehr seit jeher am engsten verbunden sind, deren wechselseitiger erfolgreicher Austausch mit uns unsere handelspolitische Zukunft entscheidet, zum Deutschen Reich und zum Balkan, nach dem Kriege von allen Fesseln einer übelberatenen zollpolitischen Abschließung zu befreien, durch den Ausbau eines mitteleuropäischen Eisenbahn- und Kanalsystems sowie durch die schrittweise Angleichung der wirtschaftlichen und sozialen Gesetzgebung zu vertiefen und dauernd freundschaftlich zu gestalten.

Dazu stellte der Schreiber dieser Zeilen folgenden Zusatzantrag:

> Ein schutzzöllnerisches Mitteleuropa würde nur imperialistischen Zwecken dienen und die Fortsetzung des Krieges mit wirtschaftlichen Mitteln bedeuten, also nicht einen Schritt vorwärts zur europäischen Völker- und Staatengemeinschaft, vielmehr das Beharren bei den Zuständen, die zu den Hauptursachen des Krieges gehören.

Darum drehte sich eine große Debatte. Ihr Ergebnis war ein Erfolg der Opposition. Renner beantragte selbst zu der von ihm vertretenen Parteivorstandsresolution folgenden Schlußsatz, der einstimmige Annahme fand:

Gegen ein schutzzöllnerisches Mitteleuropa müssen wir uns um so mehr zur Wehr setzen, als dadurch die imperialistischen Tendenzen in der Welt und damit die Kriegsgefahren vermehrt würden.

Auch beim Punkt »Österreich nach dem Kriege« kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen Minderheit und Mehrheit. Viktor Adler als Referent schlug eine ausführliche Resolution vor, die einleitend an den österreichischen Zuständen heftigste Kritik übte und dann sagte:

Es ist somit für Österreich ein Zustand geschaffen, der auch im Europa des Weltkriegs seinesgleichen nicht findet, auch in der Türkei und in Rußland nicht, ja nicht einmal in Ungarn.

Die Resolution beschäftigte sich dann nicht bloß mit Reformvorschlägen für die innere Politik, sondern auch mit den Kriegszielen. Darüber heißt es:

Eine die Notwendigkeiten der Völker erfüllende, dauernd befriedigende Ordnung des Südostens von Europa kann nur durch Ausgestaltung Österreich-Ungarns zu einem demokratischen Bundesstaat erzielt werden, in dem allen Nationen gleiches Recht und gleiche Entwicklungsmöglichkeit verbürgt und ihre Kraft zu einem großen politischen und wirtschaftlichen Ganzen zusammengefaßt wird und an das sich ein freies und unabhängiges Polen im Norden und ein unabhängiger Bund freier Balkanvölker im Süden im eigensten wie im gemeinsamen Interesse zu einem großen Verband anschließen könnten. Ob der Abschluß des Weltkriegs uns dieser notwendigen Lösung näher bringen oder von ihr entfernen wird, ist heute noch ungewiß, sicher ist nur, daß sich, wie immer der Ausgang sein wird, der Dualismus sowie die kurzsichtige und engherzige Klassenpolitik der Beherrscher Ungarns als das größte Hindernis für jede Ordnung im Sinne europäischer Vernunft erweisen werden.

Die Resolution schloß mit den Worten:

Die Reichskonferenz beauftragt den Parteivorstand, diese Forderungen der Regierung zu übermitteln und bei diesem Anlaß neuerlich mit dem größten Nachdruck zu begehren, daß die Regierung die unzweifelhaft vorhandenen Möglichkeiten zu Friedensverhandlungen suche und ergreife.

Friedrich Adler beantragte, diesen Schluß durch folgendes zu ersetzen:

Die Reichskonferenz beauftragt den Parteivorstand, diese Forderungen der Regierung zu übermitteln und von ihr mit dem größten Nachdruck zu begehren, sie solle nach Vereinbarung mit den ihr verbündeten Regierungen in einer öffentlichen Kundgebung erklären, die Mittelmächte seien jederzeit bereit, in Friedensverhandlungen einzutreten unter der einzigen Vorbedingung, daß alle Mächte von vornherein auf Eroberungen fremder Gebiete und auf Kriegsentschädigungen verzichten.

Bei der Abstimmung erhoben sich für den Minderheitsantrag nur wenige Hände. Eine praktische Bedeutung hat die angenommene Resolution des Parteivorstandes nicht erlangt.

Zum letzten Punkt der Tagesordnung »Die Partei und die Internationale« referierte ebenfalls Genosse Viktor Adler. Seine Resolution »begrüßte die sozialistischen Arbeiter in allen Ländern und in

allen Schützengräben« und gab der »unerschütterlichen Überzeugung Ausdruck, daß sie sich wieder zur solidarischen Führung des internationalen Klassenkampfes zusammenfinden werden, wenn das Ungeheuerliche dieses Krieges vorbei ist«. Sie tritt für die Wiederanknüpfung der internationalen Beziehungen ein, »verurteilt aber auf das schärfste Bestrebungen — mögen sie von rechts oder links kommen —, die meinen, die internationale Einigung des Proletariats dadurch herbeiführen zu können, daß sie die proletarischen Parteien in den einzelnen Ländern zersetzen und spalten«.

In seinem Referat wendete sich Viktor Adler gegen die äußerste Rechte,* aber noch energischer gegen Zimmerwald. Um dieses drehte sich dann die ganze Debatte. Friedrich Adler brachte im Namen von 15 Delegierten gegenüber der Vorstandsresolution folgenden Antrag ein:

Die Reichskonferenz der deutschen Sozialdemokratie in Österreich vereinigt ihre Stimme mit dem Rufe der leidenden Massen in allen Ländern nach Beendigung des Krieges, dessen Fortsetzung nur zwecklose Häufung unsagbarer Opfer und dauernde Verwüstung der schwer erarbeiteten Kulturgüter herbeiführen kann. Die Friedenssehnsucht der Arbeiterklasse kann jedoch nur so weit wirksam sein, als sie von einem klaren politischen Willen getragen ist. Es ist in diesem Kriege offenbar geworden, daß die großen Probleme, vor die Europa gestellt ist, die Sicherung der nationalen Autonomie der Völker und die Ordnung der Weltwirtschaft durch Begründung der Handels- und Verkehrsfreiheit für alle Staaten der Welt, nicht im Wege der Waffen gelöst werden können. Daß im Gegenteil der Friede nur kommen und die Rückkehr zu den Kulturaufgaben nur erfolgen kann, wenn in allen kriegführenden Staaten die Erkenntnis sich durchsetzt, daß die Weiterführung des Krieges zwecklos ist und ihm nur eine Vereinbarung auf demokratischer Grundlage ein Ende zu setzen vermag. Die nachdrücklichste Vertretung dieser Forderung und die schroffste Gegnerschaft gegen jede Regierung, die nicht öffentlich erklärt, jederzeit zu Friedensverhandlungen auf Grund dieser Prinzipien bereit zu sein, ist die oberste Pflicht der Sozialdemokratie.

Als Erfüllung dieser Pflicht begrüßen wir die Ablehnung aller Kriegskredite, begrüßen wir die mutigen Reden der Genossen der Mehrheit der preußischen Landtagsfraktion und der Minderheit der deutschen Reichstagsfraktion, insbesondere auch die letzte Rede des Genossen Haase, begrüßen wir die Kundgebungen sozialistischen Friedenswillens der Minderheiten in allen Ländern, begrüßen wir den opfervollen Kampf der russischen Dumafraktion, vor allem aber das vorbildliche Verhalten der Sozialdemokratie in Italien. Von der Erfüllung dieser Pflicht darf

* Schon am 14. Februar 1915 hatte er in der »Arbeiter-Zeitung« geschrieben: »Daß sie (die Depeschenbureaus) vor Entstellungen und blanken Lügen nicht zurückschrecken, wird niemanden überraschen, der überlegt, daß das nicht nur zu den Methoden moderner Kriegführung gehört, sondern daß auch die Vergiftung der internationalen Beziehungen der proletarischen Parteien und womöglich die Behinderung des Wiederaufbaus der Internationale ein den herrschenden sowie den kapitalistischen Interessengruppen erwünschtes Nebenprodukt ist. Sich dadurch irreführen zu lassen, ist für erfahrene Leute unerlaubte Naivität, und es muß als ein gemeinschädliches Beginnen entschieden zurückgewiesen werden, wenn man kindlich-gläubig gegenüber allen Übertreibungen und Lügen sogar des berüchtigten ‚Matin', hingegen ohne genaue Kenntnis der bekanntesten Tatsachen des Lebens der Internationale zügellose Anklagen gegen die ‚Tripelententesozialisten' erhebt, die jedes Maß übersteigen und an sich ein ebenso großer Exzeß, ein ebenso großes Vergehen gegen die in Zukunft noch mehr als je notwendige Verbindung des Proletariats sind wie die mit Recht oder Unrecht denunzierten Exzesse der anderen selbst.«

sich keine sozialistische Partei abhalten lassen, wenn auch das wirksamste Instrument dieser Politik, die sozialistische Internationale, zerstört ist. Wir geben uns keiner Täuschung darüber hin, daß diese Zerreißung und Spaltung der Einheit der Arbeiterbewegung die notwendige Folge der bisherigen Stellungnahme der Mehrheiten der sozialistischen Parteien zum Kriege gewesen ist. Eine internationale Aktion von Proletariern, die einander besiegen wollen, ist außer dem Bereich der Möglichkeit.

Wir begrüßen jede Bemühung zum Zwecke der Wiederanknüpfung der Beziehungen zwischen den sozialistischen Arbeitern aller Länder, die zur Wiederaufrichtung der Internationale und der Solidarität der Arbeiter im Klassenkampf führen soll. Einen Ausdruck dieser Bemühungen und zugleich einen Beweis, daß auf den altbewährten Grundsätzen der Demokratie und des Sozialismus auch im Kriege die Internationale Ausdruck finden kann, sehen wir in der Zimmerwalder Konferenz.

Die Solidarität der erneuten Internationale kann nur auf der festen Grundlage starker und einiger Parteien in allen Ländern aufgebaut werden. Diese Einigkeit der sozialistischen Organisationen war niemals notwendiger als in den Zeiten verschärften Klassenkampfes, die dem Proletariat aller Länder zweifellos nach dem Kriege bevorstehen. Diese Einigkeit kann nur erlangt werden, wenn die Sozialisten aller Länder sich entschließen, die Beschlüsse der internationalen Kongresse in allen internationalen Fragen als bindend anzuerkennen.

Mit allen gegen 15 Stimmen wurde der Antrag abgelehnt. Das Ergebnis der Debatte war, daß zum ersten Male ein größerer Kreis von Parteigenossen in Österreich über die großen Parteiprobleme etwas erfuhr.

Eine politische Tätigkeit hat die Partei in den folgenden Monaten nicht entwickelt. Auch das Organisationsleben ist nicht reger geworden. Dem Mißmut und der Verzweiflung hierüber gab Friedrich Adlers Artikel im Oktoberheft des »Kampf« erregten Ausdruck. Den Worten der Verzweiflung ließ der krankhaft Erregte, der sich enttäuscht fühlte und in deprimiertester Stimmung war, eine Woche später eine Tat der Verzweiflung folgen. Was er sich dabei dachte, ist nicht bekannt. Auf die innere Politik in Österreich hat sie gewiß Einfluß geübt. Die Partei ist durch sie in keiner Weise beeinflußt worden.

Die Entwicklung im dritten Kriegsjahr.

Anfangs November 1916, zehn Tage nach dem Attentat Friedrich Adlers, fand wieder eine Reichskonferenz statt. 255 Delegierte waren erschienen. Des Attentats wurde auf der Konferenz nicht Erwähnung getan. Die früheren Reichskonferenzen hatten bereits über die Volksernährungs- und sozialpolitischen Fragen beraten, auf der dritten Konferenz stand die Erörterung dieser Tagesfragen (Die Volksernährung und die Lage der Munitionsarbeiter) im Mittelpunkt der Verhandlungen. Die gesamte Arbeiterbewegung hat sich in der Kriegszeit mit den Ernährungsfragen derart beschäftigt, daß ihr ganzes Denken dadurch entscheidend beeinflußt worden ist. Infolge des vielfachen Versagens der staatlichen und gemeindlichen Verwaltung kam den Arbeiterorganisationen die wichtige Aufgabe zu, unabläßig den amtlichen Apparat in Bewegung zu erhalten. Die Genossenschaftsbewegung erlangte eine große Bedeutung. Rein äußerlich drückt sich das schon darin aus, daß viele wichtige Parteivertrauensmänner und Abgeordnete der Partei sich während der Kriegszeit der Genossenschaftsbewegung zuwendeten. Die Arbeiterbevölkerung ihres Wahlkreises mit

Mehl und Kartoffeln zu versorgen, die Rechte der Kriegerfrauen gegen schikanöse und engherzige Auslegung des Gesetzes über den Unterhaltsbeitrag für die Familien Eingerückter zu vertreten, ist die Tätigkeit der Abgeordneten geworden und nimmt ihre ganze Arbeitskraft in Anspruch. Das Interesse für die eigentliche Politik, für die Verfechtung des demokratischen Gedankens gegenüber der absolutistischen Regierung ist dabei nach und nach verloren gegangen. Ja es hat öfter einem Spott über jene Platz gemacht, die sich mit der »hohen Politik« beschäftigen. Man wirft ihnen Mangel an Verständnis für die Sorgen und Nöte der Arbeiter vor.

Im Dezember 1916 trat Genosse Renner in das siebengliedrige Direktorium des neugeschaffenen Ernährungsamts ein. »Selbstverständlich«, so sagt der Parteivorstand in seiner Mitteilung über diesen bedeutsamen Schritt, »kann weder von einer sachlichen Bindung noch von einer politischen Verantwortung der Partei irgendeine Rede sein.« Die Direktoren stehen dem Ernährungsminister als Gutachter und Mitarbeiter zur Seite. Es wird sich bald zeigen, welche Wirkung dieser Beschluß des Parteivorstands, zu dem ihn die genossenschaftlichen Organisationen drängten, auf die Partei ausüben wird.

Die Erörterung der Friedensfrage nahm auf der letzten Reichskonferenz nur einen kleinen Raum ein. In seinem Referat bezog sich Genosse Viktor Adler auf das Antwortschreiben, das der Parteivorstand am 8. Juli 1916 an das Internationale Bureau nach dem Haag auf das bekannte Rundschreiben des Genossen Huysmans vom 1. Mai gesandt hat. In der Antwort wird der Ruf nach dem Frieden erhoben und auch gesagt:

Solange die Waffen nicht niedergelegt werden, wird der Gedanke der Abwehr und der Selbstbehauptung notwendig weiter im Vordergrund stehen und sogar, wie wir es bei einzelnen unserer Bruderparteien erleben, jede gemeinsame Verhandlung der Internationale als unmöglich erscheinen lassen.

In dem Schreiben heißt es weiter, daß es vor allem auf die Beendigung des Krieges ankomme.

Erst in zweiter Linie kann es sich darum handeln, auf die besondere Gestalt und die Bestimmungen des Friedens einwirken zu wollen. Um so mehr wird diese Erwägung bestimmend sein müssen, wenn wir begreifen, daß, wenn der Einfluß der proletarischen Massen den Krieg nicht verhindern konnte und heute nicht groß genug wäre, um den Abschluß des Krieges näherzubringen, er wohl noch viel weniger ausreichen könnte, mitten im Kriege auf die besondere Gestalt und die einzelnen Bestimmungen des Friedens einzuwirken.

Dann wird der Beschluß der Reichskonferenz vom März betreffend Polen und den Balkan zitiert, desgleichen der Beschluß der Wiener Konferenz der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie im April 1915, die den Ausbau des europäischen Völkerrechts forderte. Dann heißt es unter anderem:

Was schon unsere internationalen Kongresse gefordert haben, die Abschaffung des Seebeuterechts und damit im Zusammenhang die Einschränkung der maritimen Rüstungen, die Neutralisierung der interozeanischen Kanäle, also ein System von Maßregeln, die zusammen dem Begriff »Freiheit der Meere« Inhalt geben, wenn dieses Wort einen Inhalt haben soll, wird zu den dringendsten Bestimmungen dieses Völkerrechts gehören müssen.

Im Referat sagte Viktor Adler, man möge endlich aufhören, vom 4. August zu reden, da es in Österreich einen 4. August nicht gegeben habe.[7] Die von Adler vorgeschlagene Resolution lautet:

Die heutige Konferenz der deutschen Sozialdemokratie in Österreich erneuert ihren Ruf nach dem Frieden. Der Krieg, welches auch seine Ursachen und welche Faktoren auch seine Entzünder sein mögen, hat den Staaten und den Völkern das harte Gebot der Selbstbehauptung aufgezwungen; aber die Selbstbehauptung bedingt nicht nur die Notwendigkeit der Landesverteidigung, sondern auch die Beendigung des Krieges, soll nicht Selbstbehauptung zur Selbstvernichtung werden, zur Ertötung aller Wurzeln der Zukunft der Völker.

Hängt auch das Einstellen des Mordens, der Beginn von Friedensverhandlungen nicht von einer einzelnen Regierung allein ab, so hat doch jede die Pflicht und die Macht, die Herbeiführung des Friedens, dieses gegenwärtig dringendsten Kriegsziels, anzubahnen und näherzubringen. Sie zur Erfüllung dieser Pflicht zu veranlassen, ist das oberste Gebot für alle Glieder der proletarischen Internationale in allen Ländern, die nur so die Träger des mit jedem Tage vernehmlicher werdenden Rufes der allüberall unsagbar leidenden Massen des arbeitenden Volkes sind.

Die heutige Konferenz verlangt darum, daß endlich klar ausgesprochen werde:

daß Österreich bereit ist zum Frieden, daß sein Ziel auch heute, wie anfangs verkündet, nur die Verteidigung und keineswegs Eroberungen sind, die nicht nur für die Zukunft neue Kriegsgefahren heraufbeschwören, sondern für den eigenen Staat die Quelle des Verderbens werden müßten;

schließlich, daß Österreich-Ungarn bereit ist, mitzuwirken an der Aufrichtung eines neuen europäischen Völkerrechts und gewillt, sich einer neuen europäischen Gemeinsamkeit einzuordnen.

Die Fortsetzung des Krieges ist ebenso unerträglich für alle Völker wie zwecklos für alle Staaten. Das Bewußtsein dieser Tatsache heller, mächtiger, ja zwingend zu machen, wird stündlich mehr der einzig notwendige Inhalt der Politik des internationalen Proletariats. Die heutige Konferenz weiß sich eins mit allen den Millionen, die in allen Sprachen Europas, in allen Schützengräben und in allen Hinterländern nach dem Ende des Entsetzens rufen, und sie weiß sich mit ihnen allen brüderlich verbunden. Sie grüßt wehmutsvoll die Millionen der Opfer der Leidenden in allen Ländern, und sie begrüßt voll Hoffnung die Schar der für den Frieden immer kräftiger Wirkenden.

Die deutschen Sozialdemokraten in Österreich haben den Glauben an die Internationale nicht verloren. Vielmehr ist es ihnen felsenfeste Gewißheit, daß die durch den Krieg an Tiefe und Umfang ungeheuer gesteigerte und beschleunigte Umwälzung aller proletarischen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen sowie die unausbleibliche Verschärfung des Klassenkampfes den Proletariaten aller Länder den Zusammenschluß in der aus allen Trübungen und Wirren wiedererstandenen Internationale mit eiserner Notwendigkeit aufzwingen wird, ja die Internationale fester, zielbewußter und kampffähiger als je machen muß.

Die heutige Konferenz erklärt, daß die Vertrauensmänner des Proletariats ihre internationale Pflicht am besten erfüllen und den Wiederaufbau der Inter-

[7] Schon am 15. Oktober 1916 hat Genosse Austerlitz in der »Arbeiter-Zeitung« in einer Polemik gegen Genossen Fritz Adler geschrieben: »Wenn Kautsky der Mehrheit vorwirft, sie habe an Stelle des Klassenkampfes den Burgfrieden gesetzt, so wird in unserem Wirken davon keine Spur zu entdecken sein. Auch daß wir an Stelle der Internationalität des Proletariats »die nationale Solidarität aller Klassen« verkündet haben, wird kein wahrheitsliebender Mensch behaupten können. Wir haben keine Kredite bewilligt und aus der Kreditbewilligung keine neue Politik abgezogen.«

nationale am sichersten vorbereiten, wenn sie die Geschlossenheit, Einheit und Kraft der proletarischen Bewegung im eigenen Lande, in nimmermüder, aufklärender und organisatorischer Arbeit zu erhalten und zu steigern bemüht sind.

Man vergleiche diese Resolution mit der wenige Wochen vorher auf der Reichskonferenz der deutschen Sozialdemokratie angenommenen Mehrheitsresolution David, und man wird trotz mancher Parallelen den Unterschied zwischen der deutschen und der österreichischen Mehrheit erkennen!

Da die Resolution Adler die sieben Monate vorher von der Opposition beantragte und damals abgelehnte Aufforderung an die Regierung im wesentlichen enthielt, sah die Opposition diesmal von der Einbringung einer eigenen Resolution ab und stellte nur drei Abänderungsanträge zur Resolution Adler. Der Schreiber dieser Zeilen beantragte im Namen von 33 Delegierten, darunter 2 Abgeordneten, es möge statt »Eroberungen« »direkte und indirekte Eroberungen« heißen; ferner stellte er folgenden Zusatzantrag:

Die Reichskonferenz gibt der Fraktion den Auftrag, im Falle der Einberufung des Reichsrats im Abgeordnetenhaus und in den Delegationen unablässig im Sinne dieser Forderung zu wirken und jede Regierung auf das entschiedenste zu bekämpfen, die dieser Forderung nicht unzweideutig nachkommt.

Die Reichskonferenz gibt der Erwartung Ausdruck, daß die sozialistischen Parteien aller anderen kriegführenden Länder eine Aufforderung in gleichem Sinne an ihre Regierungen richten und ihre politische Macht dazu benützen werden, diese Forderung mit allem Nachdruck zu vertreten.

Diese Anträge wurden abgelehnt. Sie vereinigten bloß etwa 50 Stimmen auf sich. Tags vorher war dem Parteivorstand ein Antrag Kiesewetter zugewiesen worden, der den Parteivorstand aufforderte, vor dem Zusammentritt des Parlaments neuerlich eine Reichskonferenz abzuhalten, damit die Vertrauensmänner Gelegenheit erhalten, zu den großen kriegspolitischen Fragen Stellung zu nehmen, ehe sich die Fraktion im Parlament entscheidet. Dagegen wurde ein Antrag der Genossin Therese Schlesinger, der »den Genossen und Genossinnen in allen Ländern, die um des Kampfes willen verfolgt werden, den sie gegen den Krieg und die Entrechtung des Volkes führen, die wärmsten Sympathien« ausspricht, einstimmig angenommen. Irgendeine Einschränkung oder die Feststellung, daß man nicht den Anschauungen aller beipflichte, wurde nicht gemacht.

Am 3. Dezember 1916 forderte ein Vertrauensmännertag der steirischen Arbeiterschaft die Bekanntgabe der Kriegsziele und beschloß eine Resolution, in der es heißt:

Besonders gibt der Vertrauensmännertag dem allgemeinen Verlangen nach dem Frieden Ausdruck und ebenso der Erwartung, daß keine Friedensmöglichkeit unbenützt gelassen wird. Das wird um so eher möglich sein, wenn jede Eroberungsabsicht ausgeschlossen wird.

Am 10. Dezember forderte die Kreiskonferenz des nordböhmischen Kreisgebiets Warnsdorf-Rumburg die Bekanntgabe der Kriegsziele und nahm eine Resolution an, welche die von der Reichskonferenz abgelehnten Oppositionsanträge enthielt.

Am gleichen Tage wurden die Friedensbestrebungen auch auf der Landeskonferenz der niederösterreichischen Partei erörtert, die gegen-

wärtig die größere Hälfte der Gesamtpartei darstellt. Die vom Referenten Paul Richter vorgeschlagene und einstimmig angenommene Resolution geht wieder einen Schritt über die Resolution der Reichskonferenz hinaus. Sie spricht nicht mehr von der Notwendigkeit der Landesverteidigung, sondern nur von der, dem Kriege ein Ende zu machen. Sie »beauftragt die in Niederösterreich gewählten Reichsratsabgeordneten, mit allem Nachdruck auf die Erfüllung der Forderungen nach einem annexionslosen Frieden und die Aufrichtung eines neuen europäischen Völkerrechts unablässig zu drängen« und die Freigabe der Erörterung der Kriegsziele zu verlangen. Sie richtet schließlich an die Genossen den Appell, Friedensversammlungen abzuhalten.

Am 21. Dezember hielt die Reichsratsfraktion eine Beratung ab, die sich auch mit dem unterdessen bekannt gewordenen Friedensangebot der Mittelmächte beschäftigte. Über das Ergebnis sagte der von der Fraktion ausgegebene Bericht:

Die Sozialdemokratie fordert von der Regierung, daß sie beweise, daß es ihr voller Ernst ist mit dem Bestreben, das Ende dieser zwecklosen Schlächterei herbeizuführen. Sie darf sich durch eine kühle oder sogar in der Form ablehnende Haltung der gegnerischen Diplomatie nicht abschrecken lassen, auf dem eingeschlagenen Wege weiterzuschreiten, und muß durch eine klare Darlegung ihrer Friedensbedingungen den Gegnern jeden Vorwand nehmen, sich dem einzigen Wege, der zum Frieden führen kann, dem Wege der Verhandlungen, zu entziehen.

Der Klub der deutschen Sozialdemokraten im Abgeordnetenhaus ist mit der großen Masse des Proletariats überzeugt, daß auch in den anderen Ländern, wie dies die jüngsten Tatsachen zeigen, der Friedenswille der Massen, der immer vorhanden war, jetzt täglich schärfer zum Ausdruck kommt und eine bewegende Kraft zu werden im Begriff steht.

Die Abgeordneten werden dafür sorgen, daß womöglich an allen Orten die Arbeiterschaft Gelegenheit findet, auch in Versammlungen ihren Friedenswillen zu bekunden.

Im wesentlichen stimmt diese Fraktionskundgebung mit der Kundgebung der »Arbeitsgemeinschaft« überein, die nach Ablehnung der Debatte über die Kanzlerrede zum Friedensangebot veröffentlicht wurde.

Der niederösterreichische Landesvorstand beschloß die Abhaltung von Friedensversammlungen im ganzen Lande. In der ersten, die noch vor dem Bekanntwerden der Antwort der Entente tagte, sprach Viktor Adler und forderte die Bekanntgabe der Friedensbedingungen. In den folgenden Versammlungen, die nach der Meldung über die Ententenote abgehalten wurden, gelangte folgende Resolution zur Annahme:

In Übereinstimmung mit der jüngst erfolgten Kundgebung der sozialdemokratischen Fraktion fordert die Versammlung von der Regierung, daß sie beweise, daß es ihr voller Ernst ist mit dem Bestreben, das Ende der zwecklosen Schlächterei herbeizuführen. Sie darf sich daher durch die in der Form ablehnende Haltung der gegnerischen Regierungen nicht abschrecken lassen, auf dem eingeschlagenen Wege weiterzuschreiten, und muß durch eine klare Darlegung ihrer Friedensbedingungen den Gegnern jeden Vorwand nehmen, sich dem Wege der Verhandlungen zu entziehen.

Darum richtet die Versammlung an die Regierung die Aufforderung, sich durch die Treibereien all der Elemente, die aus dem Kriege reichen Gewinn ziehen, und

der Hetzpresse, welche für den Abbruch der kaum begonnenen Unterhandlungen eintritt, nicht beeinflussen zu lassen und die Note der Entente durch Bekanntgabe der Friedensbedingungen zu beantworten.

Die Versammlung hofft und fordert, daß diese Bedingungen getreu den bei Kriegsausbruch abgegebenen offiziellen Erklärungen und der Darlegung in der Friedensnote vom 12. Dezember Vorschläge zu einem Frieden ohne Annexionen und Vergewaltigungen irgendeiner Art enthalten. Denn nur auf dieser Grundlage ist ein Friedensschluß möglich.

Die Versammlung fordert die schleunige Einberufung des Reichsrats, damit der Wille der Völker, um deren Blut und Gut es sich handelt, zu entsprechendem Ausdruck gelangen könne.

Die Versammlung erwartet, daß die sozialistischen Parteien aller Länder ihre Stimme kräftig für den Frieden erheben.

Man erkennt, daß die Anschauungen in der österreichischen Partei sich von denen der deutschen Parteimehrheit allmählich zu unterscheiden beginnen. Auf dem Wege nach links sind freilich nicht alle mitgegangen, und allzuviel hat der Wandel vorderhand überhaupt nicht zu bedeuten. Mangels einer eingehenden Erörterung der durch den Krieg aufgeworfenen Probleme in der Partei gibt es Konfusion genug. So schrieb in der Neujahrsnummer seines Wahlkreisorgans, der Wiener-Neustädter »Gleichheit«, Genosse Engelbert Pernerstorfer:

Außer den Kriegshetzern, die es in allen kriegführenden Ländern gibt, die in Deutschland uferlose Annexionen und in Rußland, Frankreich und Italien Landerwerbungen wollen, in England die unbestrittene Seeherrschaft und die Vernichtung der militärischen Macht Deutschlands wollen, sind auch jene als friedenstörende Elemente zu bezeichnen, die stürmisch die Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege verlangen. Es ist gar kein Zweifel, daß die Friedensberatungen am grünen Tische die Landkarte Europas nicht unwesentlich verändern werden, nur daß diese Veränderungen nicht auf blutige Weise, sondern auf dem Wege der Verständigung vor sich gehen sollen. Das ist eine geschichtliche Notwendigkeit. Sich ihr grundsätzlich zu widersetzen, heißt das Friedenswerk stören.

Übrigens sei, da Pernerstorfer häufig in deutschen bürgerlichen Blättern Artikel veröffentlicht, bemerkt, daß er als ein um die Demokratie und die Arbeiterbewegung in Österreich sehr verdienter Mann zwar in der Partei persönlich die größte Achtung genießt und die wichtigsten Ämter bekleidet (er ist einer der Vorsitzenden des Parteivorstandes und der Fraktion), daß aber seine besonderen Anschauungen von niemand geteilt werden, auch in seinem alten Wahlkreis nicht. An den Parteidebatten der drei Reichskonferenzen hat sich Pernerstorfer gar nicht beteiligt, obwohl er namentlich auf der ersten Reichskonferenz wegen seiner nationalen Anschauungen heftig angegriffen wurde.

* * *

Weniger als von einem anderen Lande kann man von Österreich voraussagen, was die nächste Zukunft bringen wird. Hier liegt alles im Dunkeln. Jede etwa durch den Krieg hervorgerufene Änderung seiner Grenzen gewinnt in dem Nationalitätenstaat die größte Bedeutung, weil sie das Kräfteverhältnis der Völker beeinflußt. Die Durchführung der angekündigten Sonderstellung Galiziens[8] zum Beispiel würde bei völliger Ausschei-

[8] Siehe hierüber den Artikel von Friedrich Austerlitz im Dezemberheft des »Kampf«.

dung der galizischen Abgeordneten aus dem Reichsrat die Deutschen zur Mehrheit im österreichischen Parlament machen und damit die innere Politik auf das stärkste beeinflussen. Es ist zu fürchten, daß der nationale Streit in Österreich dank der Politik der Regierung Stürgkh nach dem Kriege noch stärker aufflammen wird als je. Es darf aber wohl als ausgeschlossen gelten, daß die deutsche Sozialdemokratie in Österreich sich in der Richtung zum Nationalismus entwickeln wird wie etwa die polnische und die tschechische Sozialdemokratie. Infolge der besonderen Bedingungen, unter denen sie wirken muß, wird sie im Gegenteil nur auf der Grundlage des Klassenkampfes imstande sein, sich zu behaupten und zu entwickeln. Bei dem Verfall der übrigen sozialistischen Parteien in Österreich ist sie berufen, die Hüterin des internationalen Gedankens im Lande zu werden. Sollte wirklich in kurzer Frist das Parlament wieder zusammentreten, wird sie den in Österreich fast ganz erstorbenen Sinn für die Demokratie wieder erwecken müssen.

Es fragt sich allerdings, ob die Partei die Kraft haben wird, den großen Aufgaben, die ihrer harren, gewachsen zu sein. Sie hat vor anderen sozialistischen Parteien voraus, daß ihr Gefüge im Kriege durch innere Gegensätze nicht erschüttert worden ist. Aber die Kehrseite dieser Einigkeit und Geschlossenheit ist der Mangel an politischem Interesse in den weitesten Kreisen, die Hoffnungslosigkeit, welche erst bekämpft werden muß, ehe die Massen wieder politisch aktionsfähig werden können. Das wird nicht leicht sein. Denn zu oft schon sind bei uns in den letzten Jahren die Massen enttäuscht worden. Sie haben sich förmliche Wunder vom neuen »Volkshaus« erhofft, das sie vor einem Jahrzehnt mit großem politischem Kraftaufwand und Mut erstritten. Sie mußten dann erkennen, daß es ein Klassenparlament war, trotz allgemeinem und gleichem Stimmrecht, das gegen die Arbeiterinteressen entschied. Und diese Erkenntnis hat ihren politischen Willen nicht gestärkt, sondern gelähmt und ihren Groll auf die Partei statt auf die herrschenden Klassen gelenkt, wovon die Parlamentsdebatte auf dem Parteitag 1913 Zeugnis gibt. Sie haben, als sich die Wirkungen des Wucherzolltarifs und der Vorgänge auf dem Weltmarkt als Teuerung bemerkbar machten, mit Leidenschaft auf der Straße dagegen anzukämpfen versucht, bis sie in Gleichgültigkeit versanken, immer wieder enttäuscht durch die geringen Wirkungen kleiner Erfolge. Aber nach dem Kriege wird die Situation eine andere sein.

Die politischen Probleme, die sich noch während des Krieges und sicherlich nach dem Kriege ergeben, werden sicherlich sehr dazu angetan sein, den Blick aufs Ganze zu lenken. Angesichts der ungeheuerlichen Verteuerung aller Lebensmittel und Bedarfsartikel, die gewiß noch lange nach dem Kriege anhalten und nur langsam sinken wird, steht die Gewerkschaftsbewegung vor Aufgaben von bisher unerhörter Größe, zumal die Unternehmerorganisationen stärker und fester geworden sind als je. Die innerstaatliche Neuordnung, die in Österreich unausweichlich ist, die Tilgung der Kriegsschulden in dem wirtschaftlich rückständigen Lande werden Fragen zeitigen, bei deren Behandlung die Klassengegensätze auf das schärfste zutage treten werden. Der kleinliche Nützlichkeitsgeist, der infolge einer allzu starken Beeinflussung durch die Genossenschaftsbewegung das Beste der Partei, ihren politischen Schwung, zu ertöten droht und ihre ganze Denkweise ungünstig

beeinflußt, wird hoffentlich bei Anwendung einer klaren sozialdemokratischen Taktik wieder verschwinden. Nur so wird die Partei die Massen der Arbeiterschaft dauernd zusammenfassen können und sein, was sie stets sein wollte und sein soll.

Der imperialistische Krieg.

Von K. Kautsky.

(Schluß.)

2. Die Notwendigkeit des Imperialismus.

Obwohl die »reaktionäre Masse« nicht streng zum Thema des vorliegenden Artikels gehört, habe ich von ihr ausführlicher gehandelt. Denn die Anschauung, im Zeitalter des Imperialismus seien von vornherein alle Regierungen einander gleich wert, sie alle könnten in ihrer äußeren Politik nichts anderes verfolgen als imperialistische Ziele, ihre Konflikte seien nichts als Kämpfe um eine Beute, das Ergebnis ihrer Kämpfe sei für das Proletariat gleichgültig, und wo sie in Konflikt gerieten, müßte ihnen allen von vornherein in gleicher Weise entgegengetreten werden: diese Anschauung ist nichts anderes als die Übertragung des Wortes von der einen reaktionären Masse aus der inneren in die äußere Politik.

Sicher ist der gegenwärtige Krieg nicht zu verstehen, wenn man den Imperialismus nicht begriffen hat. Dieser bildet die jüngste und gewaltigste Triebkraft der Politik der kapitalistischen Staaten, aber nicht ihre einzige Triebkraft, und wenn er auch mit Notwendigkeit aus der kapitalistischen Entwicklung hervorgeht, so ist er doch nicht unentbehrlich für ihre Weiterentwicklung.

Was sich im Imperialismus durchsetzt, ist ein Streben, das nicht ihn allein kennzeichnet, das Streben nach Extraprofit. Dieses freilich ist untrennbar mit dem Kapitalismus verbunden, es kann nur verschwinden mit diesem, nur durch den Sozialismus überwunden werden. Aber der Imperialismus ist nur eines der Mittel, Extraprofit zu gewinnen, nicht das einzige. Wird dem Kapital dieser Weg versperrt, sucht es sich andere Wege.

Nie war das Kapital mit dem Durchschnittsprofit zufrieden, stets strebte jeder Kapitalist nach besonderen Extraprofiten.

Man kann sie erreichen entweder durch eine besonders günstige Stellung auf dem Markt, beim Einkaufen oder Verkaufen oder durch eine besonders günstige Stellung im Produktionsprozeß.

Der Kaufmann kann Extraprofite nur durch Begünstigung auf dem Markt erlangen. In der Zeit, in der das Kaufmannskapital die wichtigste Form des Kapitals ist und auf die Staatslenker Einfluß gewinnt, suchen einzelne große Kaufleute und Gesellschaften von Kaufleuten sich durch die Macht ihres Staates eine monopolistische Stellung auf dem inneren Markt und auch an einzelnen Stellen des Weltmarkts zu schaffen. Der Gegensatz der konkurrierenden Kaufleute verschiedener Staaten wird zum Gegensatz der Staaten selbst, führt oft zum Krieg.

Das ändert sich schon durch das Wachstum des Handels, der solche Monopole als Schranken empfindet. Noch mehr wird diese monopolistische Tendenz des sogenannten »Merkantilismus« überwunden durch das Aufblühen des industriellen Kapitalismus. Er bedarf dieser Methoden zur Gewinnung

von Extraprofit nicht, er verwirft sie als kostspielig und gefährlich. Er wird friedfertig in der äußeren Politik. Gleichzeitig aber rücksichtslos gegenüber seinen Arbeitern.

Viel wichtiger als besonders günstige Bedingungen auf dem Markte werden für ihn besonders günstige Bedingungen im Produktionsprozeß.

Diese Bedingungen gewinnt der industrielle Kapitalist am einfachsten dadurch, daß er seine Arbeiter mehr ausbeutet, als das durchschnittlich üblich ist. Das wird erreicht durch Verlängerung der Arbeitszeit, Steigerung der Intensität der Arbeit oder Einstellung außergewöhnlich billiger Arbeitskräfte, Frauen und Kinder.

Diese Art des Strebens nach Extraprofit beherrscht die Jugendzeit des industriellen Kapitalismus. Das Wettrennen der Fabrikanten nach dem Ziele der billigsten Produktion, wobei einer den anderen zu schlagen sucht durch Verlängerung des Arbeitstags, durch Einführung von Nachtarbeit usw., setzt anfänglich mit solcher Wucht ein, daß es die ganze Arbeiterklasse binnen kurzem zu ruinieren droht. Es reizt diese zum Widerstand auf und erweckt auch den Protest der nicht direkt an der kapitalistischen Industrie beteiligten bürgerlichen Schichten, die weiter sehen und teils zur Konservierung der durch Raubbau bedrohten Produktivkräfte des Landes, teils aus Furcht vor der Revolution des Proletariats zu Arbeiterschutzgesetzen greifen und dadurch das Land und den industriellen Kapitalismus selbst vor verfrühtem Zusammenbruch seiner Arbeitskräfte retten. Auch ein Fall, der das Wort von der reaktionären Masse, ebensosehr aber die Meinung ad absurdum führt, als sei jedes kapitalistische Streben, das ökonomisch bedingt sei, auch ökonomisch unvermeidlich und nicht durch überlegene Macht zu hemmen.

Der Kampf um den Normalarbeitstag, um die Einschränkung des Dranges der Kapitalisten nach Extraprofit war eine bloße Machtfrage. Er wurde entschieden durch den Druck des Proletariats, zu dem sich die Einsicht der weiterblickenden Elemente der Bourgeoisie selbst gesellte. Allerdings schwebte die Macht der dem industriellen Kapital entgegenwirkenden Elemente nicht in der Luft, sie beruhte nicht bloß auf sentimentalen Empfindungen, sondern auf ökonomischen Verhältnissen.

Es gehörte zu den großen historischen Leistungen von Karl Marx, in seinem »Kapital« die volle Bedeutung des Kampfes um den Normalarbeitstag jenen Elementen gegenüber darzulegen, die vom Parlamentarismus und gesetzlichem Arbeiterschutz nicht verächtlich genug sprechen konnten. Dasselbe »Kapital« zeigte aber auch deutlich die Grenzen, die innerhalb des industriellen Kapitalismus jedem industriellen Arbeiterschutz gezogen sind, und den trotz aller Reformen notwendigerweise sich verschärfenden Klassenkampf, der in der Expropriation der Expropriateure seinen Ausgang findet.

So zeigt sich Marx im »Kapital« als echter »Zentrumsmann«.

Der gesetzliche Arbeiterschutz engt das Wettrennen zur Erlangung von Extraprofit durch vermehrte Abrackerung der Arbeiter erheblich ein, unterdrückt jedoch dies Streben nicht ganz. Es findet immer Mittel und Wege, sich zu betätigen. So jetzt im Taylorsystem.

Je mehr dem Kapital der eine Weg eingeengt wird, desto mehr wird es bei freier Konkurrenz auf den anderen Weg hingedrängt, im Produktionsprozeß durch außergewöhnlich leistungsfähige oder billige Produktivkräfte

einen Extraprofit zu ergattern: die Einführung von Maschinen und Arbeitsmethoden, die bei gleichem Aufwand ein größeres als das durchschnittlich übliche Produkt liefern.

Hier, auf dem Gebiet der technischen Umwälzung, lag die große revolutionäre Bedeutung der kapitalistischen Produktionsweise, lag der große Fortschritt, den sie der Menschheit brachte.

Dem Kapitalisten ist es jedoch nicht um den Fortschritt zu tun, sondern um den Profit. Kann er den durch einen Rückschritt vergrößern, wird er den Rückschritt vorziehen. Nichts lächerlicher als die Meinung, jede Unterstützung kapitalistischen Profitstrebens diene dem »Fortschritt«.

Der Extraprofit, den der technische Fortschritt dem einzelnen Kapitalisten bringt, fällt ihm nur so lange zu, als der Fortschritt eine Ausnahme bleibt. Verallgemeinert sich dieser, so schwindet nicht nur der Extraprofit, die allgemeine Profitrate selbst gerät in Gefahr, zu sinken.

Das ist unvermeidlich, solange man auf dem Boden der freien Konkurrenz bleibt. Dagegen ändert sich die Situation, sobald an Stelle der Konkurrenz das Monopol tritt. Und dafür kommt die Zeit im Fortgang der kapitalistischen Entwicklung. Diese zentralisiert nicht nur die Kapitalien immer mehr in wenigen Händen; Unternehmerverbände, Aktiengesellschaften, Banken bewirken die Zentralisierung der Leitung und Beherrschung der Kapitalien noch weit rascher als die Zentralisierung des Eigentums an ihnen. So erwächst in den Staaten fortgeschrittener kapitalistischer Industrie das Regime der großen Monopole und die Beherrschung der Staatsgewalt durch sie. Sie entwickeln eine neue Methode der Gewinnung von Extraprofit oder sie modernisieren vielmehr die alten, die in der Zeit vor der Ära des Freihandels im Interesse der Kaufmannschaft angewandt wurden.[1] Wieder suchen die großen Kapitalisten eine monopolistisch begünstigte Stellung auf dem Markt zu gewinnen mit Hilfe der Staatsgewalt: einerseits durch Schutzzölle, die die äußere Konkurrenz auf dem inneren Markt schwächen, die Unternehmerorganisationen erleichtern und diesen die Kraft geben, auf dem Weltmarkt Schleuderkonkurrenz zu üben. Andererseits durch Kolonialpolitik, die Angliederung agrarischer Gebiete als direkte Kolonien oder als Vasallenstaaten an den Industriestaat und Monopolisierung dieser Länder als Absatzgebiete, Rohstoffquellen und Anlagestätten für exportiertes Kapital.

Diese Politik bezeichnet man als die des Imperialismus. Sie ist ein modernisierter Merkantilismus auf größter Stufenleiter. Sie ist nicht eine Notwendigkeit für den Fortgang der industriellen Produktion unter der Herrschaft des Kapitalismus, sondern nur eine der Methoden zur Gewinnung von Extraprofit. Durch ihre Bekämpfung und Einschränkung wird die Industrie ebensowenig gehemmt wie durch einen Normalarbeitstag. Auch bei dessen Einführung hatten die Wortführer des Kapitalismus erklärt, er

[1] Ich habe zuerst darauf hingewiesen in meinen Artikeln über »ältere und neuere Kolonialpolitik«, Neue Zeit, März 1898. Bekannt ist, daß zuerst Hilferding die Herrschaft des Finanzkapitals als notwendiges Produkt der kapitalistischen Entwicklung darlegte und seinen Zusammenhang mit der Politik des Imperialismus aufzeigte. Die jüngste bemerkenswerte Darstellung der imperialistischen Tendenzen brachte die Artikelserie von Karl Emil über »Handelspolitische Fragen« in der Neuen Zeit (XXXV, 1).

ruiniere die Industrie und schädige die Arbeiter selbst. Der Unterschied ist nur der, daß damals die Arbeiter die Hohlheit dieser Flausen erkannten, während heute angesehene Gewerkschafter unter der Führung angesehener marxistischer Theoretiker »beweisen«, daß die imperialistischen Methoden zur Gewinnung von Extraprofiten der kapitalistischen Magnaten eine Notwendigkeit für die Arbeiter sind.

3. Verschiedenheiten der imperialistischen Politik einzelner Staaten.

In Wirklichkeit ist die Frage des Imperialismus ebenso wie früher die der »Freiheit der Arbeit« eine bloße Machtfrage.[2] Ob und inwieweit sich die Politik des Imperialismus im Staate durchsetzt, das ist eine Frage der Kraft der Klassen, die nicht direkt am Imperialismus interessiert sind, und noch mehr jener Klassen, die durch ihn geschädigt werden, endlich aber auch eine Frage der ökonomischen Einsicht jener Klassen. Diese Faktoren sind in den verschiedenen Staaten sehr verschieden. Die imperialistische Politik ist daher keineswegs in allen Staaten gleich stark, und sie tritt nicht in allen in gleicher Weise auf.

Welche Unterschiede zum Beispiel zwischen Deutschland und England, die beide auf gleicher Höhe des Kapitalismus stehen! In England historisch überliefert ein parlamentarisches Regime, in Deutschland eine dem Parlament übergeordnete Monarchie. In England bis zum Kriege eine kleine Armee, auf freiwilliger Werbung beruhend, in Deutschland die stärkste, auf allgemeiner Wehrpflicht beruhende Armee der Welt. In England keine Bauernschaft und nicht viel Handwerk, die industrielle Arbeiterschaft freier und stärker als irgendwo sonst. Dabei aber in der Kapitalistenklasse die Reederei und das Kaufmannskapital dem industriellen Kapital gegenüber stärker als in Deutschland.

In Deutschland kommen auf 11,3 Millionen Erwerbstätige in der Industrie 9,9 Millionen in der Landwirtschaft, in England auf 7,5 Millionen Erwerbstätige in der Industrie 1,4 Millionen in der Landwirtschaft.

Andererseits finden wir in Deutschland gegenüber jenen 11,3 Millionen Erwerbstätigen in der Industrie 3,5 Millionen in Handel und Verkehr und eine Handelsflotte von 3 Millionen Tonnen. In England dagegen kommen auf 7,5 Millionen in der Industrie 4 Millionen im Handel und eine Handelsflotte von 12 Millionen Tonnen.

Innerhalb des industriellen Kapitals selbst überwiegt in Deutschland die Schwerindustrie, in England die Textilindustrie. In Deutschland hatten wir 1914 11,4 Millionen Baumwollspindeln, in England 56 Millionen. Dagegen in Deutschland 1912 eine Roheisengewinnung von 17,6 Millionen Tonnen, in England von 9 Millionen. Endlich ist in Deutschland die Beherrschung der Industrie durch die Banken viel weiter fortgeschritten als in England.

Alles das bewirkt, daß der Imperialismus in England ganz andere Formen annimmt als in Deutschland, in ersterem Lande manche seiner wesentlichen Züge gar nicht oder nur schwach entwickelt.

So ist England das Land des Freihandels geblieben, obwohl der Schutzzoll zum Wesen des Imperialismus gehört. Es gewährt vielen seiner Ko-

[2] Die Kapitalisten haben immer die Arbeiter durch Schwärmen für »Freiheit« zu ködern gesucht. Ehedem verfochten sie die Freiheit der Arbeit, heute kämpfen sie für die Freiheit der Meere.

lonien völlige Selbstverwaltung, ja eigene Zollpolitik, die sogar eine Schutzzollpolitik gegenüber dem Mutterland wird, ganz entgegengesetzt der Kolonialpolitik der anderen europäischen Nationen.

Wie der englische weist auch der amerikanische Imperialismus ganz eigenartige Züge auf, der Eigenart des Landes und seiner Geschichte entsprechend. Die Philippinen, die 1898 Spanien abgenommen wurden, erhielten schon 1907 die Selbstverwaltung, nicht nur Autonomie der Dorfgemeinden, sondern auch eine gesetzgebende gewählte Versammlung. Völlige Selbständigkeit wurde ihnen ganz freiwillig in Aussicht gestellt — ein Verfahren, unerhört in der Kolonialgeschichte. Und dies Versprechen mag ganz ernst gemeint sein. Denn eine überseeische Kolonialpolitik kann für die Expansionsbestrebungen des Kapitals der Vereinigten Staaten leicht ein Abdrängen von dem Wege herbeiführen, der für sie am meisten Erfolg verspricht: der »friedlichen Durchdringung« des zentralen und südlichen Amerika. Nur die Besorgnis, die Philippinen könnten dem japanischen Expansionsbestreben zum Opfer fallen, bildet ein starkes Motiv, sie nicht sich selbst zu überlassen.

Ebenso bezeichnend für den amerikanischen Imperialismus wie das Spielen mit dem Gedanken der Freigabe einer Kolonie ist der bisherige Mangel einer starken Armee. Die reichen Vereinigten Staaten mit ihren 100 Millionen Einwohnern verfügen nicht über ein Heer, das dem armen Mexiko mit bloß 15 Millionen imponiert.

Wie Schutzzoll und Kolonialpolitik gehört eine starke Armee zum Wesen des Imperialismus, weil er, im Gegensatz zum Freihandel, nationale Gegensätze schafft. Zum Teil sucht er freilich seine Extraprofite zu erwerben auf Kosten eines Teiles der Bevölkerung — arbeitende Klassen und nicht an den Monopolen teilhabende Kapitalisten — des eigenen Landes; zum Teil auf Kosten der arbeitenden Klassen der besetzten Kolonialgebiete, zum Teil aber auch auf Kosten der Kapitalisten anderer Länder. Namentlich das letztere Streben erzeugte steigende Gegensätze zwischen ihnen, was sich in lebhaftem Wettrüsten zu Lande und zur See äußerte.

So schafft sich der Imperialismus wachsende Machtmittel oder vergrößert die von ihm vorgefundenen. Diese bekommen je nach den politischen Verhältnissen des Landes, seiner Geschichte, seinen Traditionen mehr oder weniger ein selbständiges Leben und sind dann imstande, Konflikte hervorzurufen, die wohl in erster Linie auf den Imperialismus zurückzuführen sind, aber durchaus keine Förderung imperialistischer Interessen bedeuten müssen, den Extraprofit der großen Monopolisten schädigen können.

Die Rückwirkung des jetzigen Krieges hat auch in den Vereinigten Staaten das Streben nach starken militärischen Rüstungen wachgerufen. Sie sollen nur der Abwehr dienen, sind ein Produkt der Furcht, der eventuelle Sieger in dem riesenhaften Ringen könnte eine solche Macht gewinnen, daß er Gelüste bekäme nach Beherrschung der Welt, nach einer Vergewaltigung auch Amerikas. Mag aber die neue Kriegsmacht nur zu Zwecken der Verteidigung geschaffen sein; wenn sie einmal da ist, wird sie leicht in den herrschenden Klassen das Streben erwecken, sie zu Eroberungen zu benutzen.

Immerhin. Entwickelt der Imperialismus in allen Großstaaten die Tendenz zum Militarismus, so findet dieser doch nicht überall die gleichen histo-

rischen Vorbedingungen. Seine Kraft in den verschiedenen Staaten ist sehr verschieden.

Auch das spricht sehr dagegen, sie alle als »imperialistisch« in den gleichen Topf zu werfen.

4. Vorimperialistische Expansionsbestrebungen und nationale Gegensätze.

Zu diesen Verschiedenheiten und Komplikationen des Imperialismus kommt, daß er alte Probleme und Tendenzen neu belebt, die lange vor ihm bestanden, aber ohne ihn innerhalb der bestehenden Ordnung kaum eine Rolle spielen würden. Dank ihm bekommen sie wieder Leben und Bewegung.

Der Drang nach staatlicher Expansion ist nicht bloß dem Imperialismus eigen. Der dynastische Absolutismus des achtzehnten Jahrhunderts besaß den gleichen Drang. Den Staat betrachtete er als seine Domäne. Die Völker hatten bei der Staatsverwaltung nichts dreinzureden, ihre Nationalität spielte keine Rolle. Seinen Staat zu vergrößern und zu arrondieren, war das Bestreben jedes Fürsten, es fand seine Grenzen nur in der überlegenen Macht der anderen. Jede Machtverschiebung bedeutete die Einladung zu einer Grenzverschiebung, bedeutete damit aber auch die Möglichkeit eines kriegerischen Konflikts. Diese Konflikte nahmen kein Ende, bis das Aufkommen des modernen industriellen Kapitalismus mit seinem hochentwickelten Verkehrswesen die moderne Demokratie und die moderne nationale Bewegung schuf, die den Staat aus einer Domäne des Fürsten in das Territorium der Nation zu verwandeln suchten. Jede Nation sollte frei über ihr Territorium verfügen. Damit war jedem Staat eine bestimmte Grenze gegeben, war jedes Streben beseitigt, über diese Grenze hinauszugehen. Als das richtige Mittel, den nationalen Staat herzustellen, galt nicht der Krieg, sondern die Revolution, ausgenommen den Krieg zur Befreiung Polens gegen Rußland, wo eine Revolution ausgeschlossen schien.

Diese nationale Bewegung beruhte nicht auf dem Haß der Nationen gegeneinander, die Demokratien der aufstrebenden Nationen hielten eng zusammen gegen ihre Fürsten. Ein internationaler Bund der Fürsten stand dem internationalen Zusammenhang der Demokratien gegenüber. In dieser Situation, von 1815 bis 1848, gab es keinen großen europäischen Krieg.

Die Niederlage der bürgerlichen Revolution, der Verzicht der Bourgeoisie auf jede weitere Revolution brachte eine neue Situation. Die Bourgeoisie hielt an ihren nationalen Idealen fest. Aber nicht mehr die Revolution sollte sie durchsetzen, sondern einzelne Dynastien, deren kriegerischer Kraft man vertraute, und die kühn genug waren, die internationale Solidarität der Fürsten aus der Zeit der Heiligen Allianz durch ihre dynastischen Sonderbestrebungen zu durchbrechen, die sie hinter nationalen Zielen versteckten und durch diese verstärkten.

Nachdem schon der Krimkrieg die Heilige Allianz gesprengt hatte, folgte die Periode der dynastischen Nationalkriege von 1859 bis 1870. Ja, auch den Russisch-Türkischen Krieg von 1877 kann man noch dazuzählen.

Das dynastische Eroberungsstreben der Zeit des Absolutismus erstand in diesen Kriegen wieder, aber die Bourgeoisie war bereits so erstarkt, daß sie ihm ihren Stempel aufdrückte. Vom nationalen Gedanken wurden sie getragen, in ihm fand das Eroberungsstreben seine Grenzen.

Da kam am Ende des vorigen Jahrhunderts die Ära des Imperialismus. Dieser proklamierte die Annektierung primitiver, agrarischer Bezirke, in denen der moderne Kapitalismus noch keinerlei nationales politisches Leben geweckt hatte, die daher ohne Schaden für den Staat ebenso ihm angegliedert werden konnten, wie im achtzehnten Jahrhundert der Absolutismus ohne Rücksicht auf die Nationalität seinen Staat zusammenerobert hatte, soweit er ihn nicht zusammenerbte oder -heiratete. Die Beschränkung des Expansionsdrangs, die der nationale Gedanke der modernen Demokratie den Eroberungsgelüsten europäischer Staaten im neunzehnten Jahrhundert auferlegt hatte, fiel für die Objekte des Imperialismus weg. Der Nationalismus selbst erhielt einen neuen Inhalt. Aus dem Streben nach Selbständigkeit der Nation wurde er das Streben nach Herrschaft der Nation. Dies Streben, früher bloß im Nationalitätenstaat zu finden, wurde nun auch dem Nationalstaat eingeimpft.

Damit wurde aber auch die Bahn für Tendenzen wieder freigelegt, die schon im achtzehnten, ja im siebzehnten Jahrhundert, schon zur Zeit des Peter von Rußland bestanden hatten. Und gleichzeitig wurden durch die imperialistischen Gegensätze zwischen den Staaten auch Probleme neu aufgeworfen oder vor dem Vergessen geschützt, die als ungelöste Probleme aus der Zeit der nationalen Bestrebungen der Bourgeoisie zurückgeblieben waren. So die elsässische Frage, die italienische Irredenta, die polnische Frage. Wenn sie uns jetzt als praktische Probleme beschäftigen, so rührt das sicher daher, daß die Ära des Imperialismus ihnen neue Kraft verlieh. Aber man kann sie nicht imperialistische Probleme nennen, und sie können Gegensätze und Konflikte erzeugen, die den Imperialisten sehr gleichgültig sind, ja ihren Tendenzen direkt widerstreben.

5. Kriegerische Abwehr imperialistischer Bestrebungen.

Andererseits ruft die Politik der imperialistischen Staaten Gegentendenzen in jenen Staaten und Gebieten hervor, die die Objekte der imperialistischen Politik sind. Derartige Tendenzen bilden wohl Produkte des Imperialismus, sind aber auf seine Abwehr, nicht seine Förderung gerichtet. Wenn ein solcher Staat dabei in Krieg mit einem imperialistischen Staat gerät, kann man da von ihm ohne weiteres sagen, daß er einen imperialistischen Krieg führt? Allerdings kann auch nicht von vornherein das Gegenteil behauptet werden. Denn in dem Bestreben nach Abwehr der imperialistischen Tendenzen des einen Staates kann ein rückständiger Staat das Werkzeug des Imperialismus eines anderen werden. In den Kolonialkriegen, die Engländer und Franzosen in Nordamerika während des achtzehnten Jahrhunderts ausfochten, war das Streitobjekt der Boden, den sie den Indianern wegnahmen. Hüben wie drüben wußte man aber Indianer zu Bundesgenossen zu gewinnen, die dadurch aus Opfern zu Werkzeugen der Eroberung wurden. Ähnliches vollzieht sich auf größter Stufenleiter im heutigen Kriege, und nicht nur wilde Stämme, sondern recht entwickelte Staaten, die tatsächliche Opfer des Imperialismus sind, dienen dem einen oder anderen Imperialismus als Werkzeuge. Aber damit ist doch nicht gesagt, daß ihre eigenen Interessen imperialistische sind und daß es für die soziale Entwicklung der Menschheit gleichgültig ist, ob diese Staaten mit Füßen getreten werden oder nicht.

6. Machtunterschiede der kapitalistischen Staaten.

Bei den Staaten ist jedoch nicht nur der Unterschied zu machen zwischen hochentwickelten und rückständigen, zwischen den Trägern und den Opfern, mitunter auch Werkzeugen des Imperialismus. Man muß auch Unterschiede machen innerhalb der hochentwickelten Staaten selbst.

Oben wurde schon bemerkt, die imperialistische Politik sei keine ökonomische Notwendigkeit in dem Sinne, daß die Produktion ohne sie innerhalb des kapitalistischen Rahmens erfolgreich nicht mehr betrieben werden könne, vielmehr entspringe die imperialistische Politik nur dem Profitstreben gewisser kapitalistischer Schichten, die die kapitalistische Entwicklung immer mächtiger werden lasse; die Frage, ob ein Staat imperialistische Politik betreibe, sei also eine Machtfrage seiner inneren Politik und hänge davon ab, wie stark die Schichten in ihm seien, denen der Imperialismus Profit bringe, und jene, die ihm widerstrebten. Schon aus den Verschiedenheiten der Machtverhältnisse zwischen den für den Imperialismus eintretenden und den ihn bekämpfenden Schichten können die größten Verschiedenheiten unter Staaten entstehen, die ihrer ökonomischen Höhe nach für den Imperialismus gleich reif sind.

Der Imperialismus ist indes seinem ganzen Wesen nach eine Machtfrage nicht bloß der inneren, sondern offenbar auch der äußeren Politik. Seine Politik ist ja Machtpolitik und sonst nichts. Machtpolitik kann aber nur der Mächtige treiben. In einem Staate mag das Finanzkapital noch so sehr erstarkt sein, es wird nicht die Kraft finden, die imperialistische Politik zu verfolgen, nach der es verlangt, wenn es seinem Staate an der nötigen Macht dazu fehlt.

Die imperialistische Politik ist daher von vornherein nicht die Politik aller kapitalistisch entwickelten Staaten, wie sie es sein müßte, wenn sie für den Kapitalismus und seine Industrie eine »Notwendigkeit« wäre, sondern nur die Politik der kapitalistischen Großstaaten. Je größer der Staat, je gewaltiger seine kriegerischen Machtmittel, um so stärker werden sich — bei gleichen Machtverhältnissen der inneren Politik — seine imperialistischen Tendenzen entwickeln und geltend machen. Je kleiner der Staat, je geringfügiger seine Machtmittel, desto weniger wird man bei ihm von Imperialismus merken.

7. Wandlungen des Imperialismus.

Wie der Kapitalismus und das Profitstreben, ist auch der Imperialismus seinem Wesen nach maßlos. Die Kapitalisten eines Landes möchten am liebsten ihre Extraprofite auf Kosten der Kapitalisten aller anderen Länder erhöhen, möchten die ganze Welt monopolisieren. Das Streben nach Weltherrschaft ist im Wesen des Imperialismus begründet. Aber gerade dieses Streben stößt am ehesten auf energischen Widerstand. Es mag unter Umständen in einem besonders starken, sieggewohnten Gemeinwesen einen Rausch von Größenwahn entzünden, dem aber unvermeidlich kläglicher Katzenjammer folgen muß.

So sehr der Imperialismus den Krieg der Kapitalisten eines Landes gegen die aller anderen Länder im Prinzip erheischt, so wenig vermag er das durchzusetzen. Die Imperialisten eines jeden Großstaats haben sich gezwungen gesehen, trotz mancher anfänglichen Reibungen sich mit den Im-

perialisten eines oder mehrerer anderer Großstaaten zu verständigen, mit ihnen ein Bündnis einzugehen.

Damit haben sie aber schon den Weg zu einer sehr erheblichen Modifikation des Imperialismus beschritten. Sie haben damit bewiesen, daß ihre Tendenzen die Verständigung der Imperialisten verschiedener Staaten untereinander nicht ausschließen und daß sie diese Verständigung sehr wohl zu vollziehen wissen dort, wo ihnen eine überlegene Macht entgegentritt. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß der jetzige Krieg schon damit endet, daß die Imperialisten der führenden Großmächte beider Lager sich über die Teilung und Ausbeutung der Welt verständigen. Ja, wir müssen sogar mit der Möglichkeit rechnen, daß die Welt das für uns beschämende Schauspiel erlebt, die Internationale der Imperialisten früher in Wirksamkeit treten zu sehen als die der sozialistischen Parteien.

Natürlich ist die imperialistische Verständigung nicht das, was wir anstreben. Wir brauchen die Verständigung der Völker, vor allem der Proletarier, unter der Führung der sozialistischen Internationale. Die imperialistische Internationale mag den Weltfrieden bringen, ja unter Umständen sogar sichern, aber um so planmäßiger und riesenhafter wird sich in diesem Falle die Ausbeutung der Welt durch das international syndizierte Finanzkapital gestalten.

Jedoch um so gewaltiger müßte auch die Abwehrbewegung des Proletariats einsetzen, dessen internationaler Klassenkampf dann durch keinerlei nationale Differenzen mehr getrübt und durchkreuzt würde.

Damit soll selbstverständlich keine Prophezeiung ausgesprochen werden. Es ist heute absolut unmöglich, zu sagen, wie der Krieg enden wird. Die internationale Verständigung der Imperialisten ist nur eine unter vielen anderen Möglichkeiten des Kriegsabschlusses.

Sicher kann man nur eines sagen: auch wenn der Statusquo der Landesgrenzen erhalten bleibt, der Statusquo der inneren und äußeren Politik ist für immer dahin. Mit dem Friedensschluß fangen wir nicht einfach dort wieder an, wo wir am 31. Juli 1914 aufgehört, sondern wir gehen in eine neue Epoche der Politik unter völlig geänderten Bedingungen ein. Das gilt auch für den Imperialismus. Soweit er den Krieg überlebt, das heißt, soweit Europa nach ihm noch die Kraft behält, eine Herrschaftsstellung in der Welt in Anspruch zu nehmen, wird er total verändert aus ihm herausgehen.

8. Mängel der Formel vom imperialistischen Kriege.

An allen diesen räumlichen und zeitlichen Verschiedenheiten im Charakter des Imperialismus sowie seiner Komplizierung mit den mannigfachsten anderen Problemen — an alledem geht achtlos derjenige vorbei, der meint, die Stellung zu jedem kriegführenden Staate und in jeder einzelnen Phase des heutigen Krieges sei schon mit der Konstatierung gegeben, daß wir im Zeitalter des Imperialismus leben. Das Bedürfnis, die unendliche Fülle der Motive und Tendenzen in den verschiedenen Staaten, bei den verschiedenen Klassen, unter den wechselnden Situationen auf das eine Schema des Imperialismus zu reduzieren, zwingt förmlich zur Blindheit gegenüber den Erscheinungen der Außenwelt, so daß man sie nur noch in jenem Dunkel sieht, in dem alle Kühe grau und alle Kriegsprobleme imperialistisch sind.

So erklärt zum Beispiel Karl Radek in einem Artikel über »das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Landesverteidigung« im Züricher »Volksrecht« (5. August 1916):

Die Kleinstaaten, die Kolonien besitzen, sind imperialistische Staaten, und die belgischen Proletarier, die ihr Blut für die Unabhängigkeit Belgiens verspritzen, verspritzen es, wenn auch ungewollt, nicht minder dafür, daß die belgischen Bourgeois es den Kongonegern abzapfen können.

Soll damit bewiesen sein, daß Belgien augenblicklich einen imperialistischen Krieg führt? Geriet es in den Krieg um des Kongo willen? Wäre es vom Kriege verschont geblieben, wenn es die Kongokolonie nicht besaß? Sind der Besitz dieser Kolonie und die Unabhängigkeit Belgiens unzertrennlich miteinander verbunden, so daß man für das eine nicht kämpfen kann, ohne für das andere zu kämpfen? Und ist deshalb, weil Belgien beim Kriegsausbruch eine Kolonie besaß, seine Unabhängigkeit für das internationale Proletariat etwas Gleichgültiges geworden?

Aber für Radek ist nicht bloß der Kampf um die Unabhängigkeit Belgiens ein imperialistischer Kampf. Er entdeckt Imperialismus auch in der Schweiz. Es heißt bei ihm weiter:

Aber die Kleinstaaten, die keine Kolonien besitzen oder sogar, wie die Schweiz, dank ihrer geographischen Lage keine besitzen können? Sie alle sind Nutznießer des Imperialismus. Ein Drittel des mobilen Besitzes der Schweiz ist im Ausland investiert. Das im Ausland investierte Kapital steht in der Stärkung der Weltmacht des Staates, mit dessen Kapital es zusammenarbeitet, sein Interesse. Es möchte durch Anschluß oder Annäherung an die imperialistische Gruppe, der es am nächsten steht, sich die besten Aussichten auf den Anteil an der Weltausbeutung sichern, die ihm dank der geographischen Lage oder der Kleinheit seines Landes sonst nicht offenstehen würden.

Ist im Lande umgekehrt fremdes Kapital stark investiert, wie deutsches in der Schweiz, französisches und englisches in Norwegen, deutsches und englisches in Schweden, so bildet es einerseits Bindemittel zwischen dem Kleinstaat und den imperialistischen Staaten, beeinflußt die Politik der kleinstaatlichen Bourgeoisie im Sinne des einen oder des anderen imperialistischen Lagers.

Sehr fein ausgedacht, aber sollte es bloß für die Kleinstaaten gelten? Warum nicht auch für die großen? Danach hätte das deutsche, in Rußland angelegte Kapital das größte Interesse am Siege Rußlands und das französische, in der Türkei angelegte das größte Interesse am Siege der Türkei.

Und nun gar das enorme Interesse, das der Schuldner am Gedeihen des Gläubigers hat! Wenn die Schweiz am deutschen Imperialismus lebhaft dadurch interessiert ist, daß Deutschland viele Gotthardbahnaktien besitzt, wie groß muß erst das Interesse der Ägypter am englischen Imperialismus sein, wo doch England so viele Aktien des Suezkanals und ägyptischer Eisenbahnen besitzt, die ein »Bindemittel« darstellen.

Ferner: welches gewaltige Interesse hat ein Schweizer Besitzer von Berliner Hochbahnaktien, bayerischen Pfandbriefen, preußischen Konsols und dergleichen daran, daß das Deutsche Reich eine imperialistische Politik betreibt? Besitzt er Aktien der Bagdadbahn, dann hat er wohl ein Interesse daran, daß sie floriert und hohe Zinsen trägt. Aber ob das unter deutscher oder englischer Leitung geschieht, das ist wohl sehr wichtig für deutsche und englische Kapitalisten, nicht aber für die der Schweiz.

Und was fängt unser biederer Schweizer mit seinen imperialistischen Interessen an, wenn sein Besitz an ausländischen Papieren zur Hälfte deutsche, zur anderen Hälfte italienische umfaßt?

Endlich soll gar die Politik nicht bloß des einzelnen Besitzers, sondern die des ganzen Staates selbst durch alles das »im Sinne des einen oder anderen imperialistischen Lagers« beeinflußt werden!

Bis zum Ausbruch des Krieges sah mancher in der internationalen Verflechtung der Kapitalien eine Friedensbürgschaft. Das war leider ein Irrtum. Aber soweit diese Verflechtung überhaupt eine Wirkung auszuüben vermag, kann dies nur im Sinne des Friedens, nicht in dem der Anteilnahme an den imperialistischen Kämpfen geschehen. Wenn die Schweiz in den Weltkrieg hineingerissen würde, wäre sicher alles andere eher daran schuld als der Schweizer Besitz an Papieren eines Dutzends fremder Staaten oder die deutschen, französischen, englischen Kapitalien in der Schweiz.

Der Schweizer Imperialismus ist eine ganz verzweifelte Konstruktion. Aber zu solchen Künsteleien wird man gezwungen, wenn man alle Fragen und Gegensätze, die in dem jetzigen Kriege zutage treten, als imperialistische hinstellen will. Vielleicht noch schlimmer ist es jedoch, wenn man, um ja keinen Zweifel am imperialistischen Ursprung des Krieges aufkommen zu lassen, jede Untersuchung jener Faktoren verpönt, die den Krieg veranlaßten, also des Verhaltens und der Ziele der einzelnen Regierungen und Parteien.

Das, erklärt man, sei unmarxistisch. Der Marxismus bekümmere sich bloß um die großen, notwendigen Zusammenhänge. Wer das meint, kennt den Marxismus schlecht.

Wir wollen nicht unsere schon so lang geratene Darstellung noch durch eine Untersuchung über die Auffassung des Marxismus von der historischen Rolle des Individuums ausdehnen. In einem anderen Zusammenhang wird sich wohl dazu Gelegenheit finden. Hier nur so viel, daß Marx die Details der Politik ebenso genau untersuchte wie ihre großen Zusammenhänge, denn die einen sind ohne die anderen gar nicht zu verstehen.

In der Inauguraladresse sagte bekanntlich Marx:

> Die arbeitenden Klassen haben die Pflicht, in die Mysterien der internationalen Politik einzudringen, die diplomatischen Aktionen ihrer Regierungen aufmerksam zu verfolgen, ihnen, wenn nötig, mit allen Mitteln entgegenzuwirken, über die sie verfügen, und, wenn sie nicht imstande sind, die Aktion zu verhindern, sich zu vereinigen zu gleichzeitiger öffentlicher Anklage und zur Geltendmachung der einfachen Gesetze der Moral und des Rechtes, die ebenso die Beziehungen der einzelnen regeln wie den Verkehr der Nationen beherrschen sollen.

In diesem Sinne handelte auch Marx. Niemand studierte eifriger die diplomatischen Aktionen der Regierungen, niemand klagte energischer die Fehler und Verbrechen der einzelnen an, wo er ihnen begegnete. Man lese nur seine Anklage gegen Palmerston, und man wird sofort sehen, daß die Erforschung individueller Akte in keiner Weise unmarxistisch, sondern vielmehr auch vom marxistischen Standpunkt aus geboten ist.

Unmarxistisch wäre es nur gewesen, wenn Marx sich auf die Erforschung der Individuen *beschränkt*, wenn er sie nicht in Zusammenhang gebracht hätte mit den großen, allgemeinen Tendenzen der Gesellschaft.

Das Absehen von der Kontrollierung der äußeren Politik der einzelnen Regierungen aus dem Grunde, weil wir im Zeitalter des Imperialismus

leben und daher alle Regierungen von vornherein nur imperialistischen Tendenzen dienen können, ist aber nicht nur theoretisch verfehlt, es hilft praktisch den Regierungen. Es erscheint freilich sehr radikal, ebenso radikal wie das Wort von der reaktionären Masse. Es scheint den Kampf gegen jede Regierung unter allen Umständen zu fordern.

Jedoch in seinem Briefe »zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms« (veröffentlicht Neue Zeit, Januar 1891) erklärte Marx, Lassalle habe durch Prägung des Wortes von der »reaktionären Masse« das Kommunistische Manifest nur zu dem Zwecke verfälscht, »um seine Allianz mit den absolutistischen und feudalen Gegnern wider die Bourgeoisie zu beschönigen«. Auf jeden Fall hat das Wort das Liebäugeln Lassalles mit jenen Elementen sehr erleichtert.

Ähnlich sehen heute diejenigen unter uns, die die Partei zu einer Schutztruppe der Regierung gestalten möchten, in dem radikalen Wort vom imperialistischen Krieg die willkommene Parole, die sie brauchen, um jede Untersuchung des Verschuldens der einzelnen Regierungen am Ausbruch des Weltkriegs als »unmarxistisch« abzulehnen. Nichts kann den Regierungen willkommener sein.

Nicht minder paßt ihnen das Wort von der Notwendigkeit des Imperialismus, der unvermeidlich und unerläßlich sei, solange nicht der Sozialismus möglich werde. Das erscheint vom radikalen Standpunkt als die dringendste Aufforderung zur sozialen Revolution, verwandelt uns aber in den Augen eines jeden, der nicht an die sofortige Revolution glaubt, in »eine Minorität von Ohnmächtigen gegenüber einer Majorität von Reaktionären« und legt damit die Unterwerfung unter die Gebote des Imperialismus nahe.

Angesichts alles dessen erscheint es mir aus theoretischen wie praktischen Gründen unfunlich, dem Standpunkt beizutreten, daß aus dem Bestehen des Imperialismus schon von vornherein hervorgehe, welche Stellung im Kriege wir gegenüber jeder Regierung einzunehmen hätten, und daß diese Stellung einer besonderen Prüfung in jedem besonderen Falle nicht bedürfe. Das agitatorische Wort vom imperialistischen Kriege wie das von der reaktionären Masse kann ja unter Umständen am Platze sein — ich bin dem ersteren auch niemals entgegengetreten —, aber es bietet nicht einen Grundsatz, der uns jeder weiteren Prüfung der konkreten Tatsachen enthebt.

Getreu seinen Traditionen nimmt das marxistische »Zentrum« auch im Weltkrieg eine Mittelstellung ein. Es lehnt ebenso jene Verpflichtung zu unbedingter Opposition ab, die aus dem imperialistischen Charakter des Krieges gefolgert wird, wie jene Verpflichtung zu unbedingter Unterstützung der Regierung, die aus dem Grundsatz der »Landesverteidigung« gefolgert wird. Das »Zentrum« entscheidet im Kriege über jeden besonderen Fall nach seinen besonderen Merkmalen, aber nicht opportunistisch je nach dem Augenblickserfolg, den man dabei erwartet, sondern prinzipiell vom Standpunkt der dauernden Gesamtinteressen des internationalen Proletariats.

Das ist der Leitstern, dem wir unentwegt zu folgen haben und folgen. Von ihm geführt, kann man einmal bei der Einschätzung einer besonderen Situation und ihrer Konsequenzen irren. Doch selbst durch den zeitweisen Irrtum wird man nicht von dem Wege abgedrängt werden, der immer wieder zur Vereinigung der Proletarier aller Länder führt. Differenzen

innerhalb der Internationale können dabei durch Verschiedenheiten der Information herbeigeführt werden, sie werden aber stets Meinungsverschiedenheiten bleiben, die eine bessere Information überwindet, werden nie zu Gegensätzen nationaler Interessen anwachsen.

Auf diesem Standpunkt wirkte die erste Internationale, die zweite wurde nur dort lahmgelegt, wo man ihn verlassen hat. Wir brauchen nur wieder seine allgemeine Anerkennung, brauchen keinen neuen internationalen Standpunkt und keine neue Internationale.

Literarische Rundschau.

Dr. Kaufmann, **Krieg, Geschlechtskrankheiten und Arbeiterversicherung.** Zweiter Abdruck. Berlin 1916, Verlag von Franz Vahlen. 62 Seiten. 2,10 Mark.

Vor dem Kriege fanden die Forderungen der modernen Sozialhygiene herzlich wenig Beachtung. Lag die lebenverkürzende und -vernichtende Wirkung bestimmter Gesellschaftszustände noch so deutlich vor Augen, man tat gewöhnlich nichts zu ihrer Beseitigung. Die Gesundheit des lebenden und kommenden Geschlechts schien einer gründlichen Fürsorge kaum wert. Der Weltkrieg hat eine so beträchtliche Verarmung an arbeits- und zeugungskräftigen Männern bewirkt, daß jeder Staat, will er sich die frühere wirtschaftliche und militärische Leistungsfähigkeit bewahren, notgedrungen den gesundheitlichen Schutz des einzelnen Staatsbürgers, vor allem des männlichen, sich angelegen sein lassen muß. In der Tat sind bei uns schon mitten im Kriege zur Erhaltung und Stärkung der geschwächten Volkskraft einige bisher vergeblich erstrebte Reformen eingeführt worden. Man überschätze diese »Neuorientierung« nicht! Sie kennt nur kleine Mittel, Pflaster und Salben gegen große Schäden und geht dem Übel nicht an die Wurzel, ganz abgesehen von dem militärischen Zwecke, den sie vorzugsweise verfolgt.

Von einem solchen kriegshygienischen Fortschritt handelt das vorliegende Büchlein, das den Präsidenten des Reichsversicherungsamts zum Verfasser hat. Es schildert die eben von den Versicherungsanstalten ins Leben gerufene Einrichtung der Beratungsstellen für Geschlechtskranke. Schon seit einer Reihe von Jahren sind die schweren Verwüstungen aufgedeckt, die die Geschlechtskrankheiten im Volke anrichten: die Erkrankten sind von vorzeitiger Invalidität und frühem Tode bedroht, ihr Nachwuchs bleibt in bezug auf Qualität und Quantität unter dem Durchschnitt. Besonders nachteilig wirkt die Gonorrhöe auf die Zeugungsfähigkeit; man hat berechnet, daß sie allein in Deutschland jährlich einen Ausfall von 200 000 Geburten bedingt. Andererseits steht fest, daß der Arzt in den meisten Fällen alle schlimmen Folgen abwenden kann, falls der Erkrankte rechtzeitig und ausreichend sich behandeln läßt. Aber gerade daran haperte es bisher! Nur ungefähr die Hälfte aller Geschlechtskranken in den bemittelten Ständen ließ sich völlig ausheilen, in der ärmeren Bevölkerung gar nur ein Viertel. Hierin will nun die neue Einrichtung Wandel schaffen. Wer geschlechtskrank ist oder es zu sein glaubt, soll in der Beratungsstelle unentgeltlich und unter strengster Verschwiegenheit sachverständigen Rat erhalten; der früher geschlechtskrank Gewesene soll dort in bestimmten Zwischenräumen immer wieder ärztlich untersucht werden. Da die Versicherungsanstalten die Beratungsstellen unterhalten, erstreckt sich zwar die Fürsorge in erster Linie auf die gegen Krankheit und Invalidität versicherten Personen, aber auch deren Familienangehörige, überhaupt alle, die der versicherten Bevölkerung in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung nahestehen, können die Einrichtung kostenlos in Anspruch nehmen. Selbst das Reisegeld und entgangener Arbeitsverdienst werden den Ratsuchenden erstattet, und bei Mittellosigkeit des Kranken wollen die Versicherungsanstalten auf eigene Kosten das Heilverfahren

einleiten; gewiß gute Bürgschaften für eine erfolgreiche Tätigkeit der Beratungsstellen. Die ärztliche Überwachung der geschlechtskrank gewesenen Kriegsteilnehmer nach ihrer Entlassung wird zunächst die Hauptarbeit bilden, sie ist die Aufgabe, »die auf den Nägeln brennt«; leitete doch die Begründer vor allem anderen der Wunsch, einer Verschleppung der ansteckenden Geschlechtskrankheiten durch die in die Heimat zurückkehrenden Soldaten vorzubeugen.

Näheres über die Organisation und Entstehungsgeschichte der Beratungsstellen mag in der recht klar und anregend geschriebenen Broschüre selbst nachgelesen werden. Verständigerweise hält sich der Verfasser von einer Überschätzung der vornehmlich durch seine Mitwirkung zustande gekommenen Einrichtung fern. Er sieht in den neuen Maßnahmen der Versicherungsträger nur Anfänge, die einer Weiterentwicklung dringend bedürfen. Womit auch wir einverstanden sind, die wir an Stelle der Flickarbeit eine radikale Beseitigung der auf sozialem Gebiet liegenden Ursachen erstreben. S. Drucker.

Grütli-Kalender für das Jahr 1917. Herausgegeben vom Schweizerischen Grütliverein. Zürich, Verlag der Grütli-Buchhandlung. Preis 50 Centimes.

Der Grütli-Kalender, einer der bekanntesten und verbreitetsten sozialdemokratischen Parteikalender, erscheint in diesem Jahre zum fünfundzwanzigsten Male. Das gibt nicht nur den Parteigenossen in der Schweiz Anlaß und Gelegenheit, auf die Verdienste dieses alljährlich erscheinenden roten Hausfreundes dankbar hinzuweisen, sondern ihm auch seitens der großen Gemeinschaft nichtschweizerischer Freunde deutscher Zunge für die fernere Zukunft ein erfreuliches Gedeihen zu wünschen. Denn ein gut Stück Aufklärung und Belehrung hat dieser überaus volkstümliche Kalender in dem Vierteljahrhundert seines Bestehens geleistet. Er ist mit unserer Parteibewegung in der Schweiz gewachsen, gleichzeitig aus sich selbst heraus dieses Wachstum fördernd und befruchtend. Friedrich Schatzmann, der Präsident des Grütlivereins, hatte im Jahre 1890 die Begründung eines schweizerischen sozialdemokratischen Volkskalenders angeregt. Seine Anregung wurde seinerzeit einer Kommission unterbreitet, deren Beschlüssen zufolge im Jahre 1892 der erste »Grütlianer-Kalender« herausgegeben wurde. Die erste Schriftleitung besorgte J. Harter; ihm folgte Otto Lang im Amte, der schließlich vor nunmehr siebzehn Jahren durch Robert Seidel, den bekannten Dichter zahlreicher Arbeiterlieder, abgelöst wurde; dieser redigiert heute noch in vielseitiger Frische den von 20 000 auf 60 000 Leser gestiegenen Kalender, welcher auf seine Anregung hin seinen Namen in »Grütli-Kalender« änderte. In seinen Zielen und Bestrebungen blieb sich der Kalender die ganze Zeit hindurch gleich; alle seine Jahrgänge sind nach dem gleichen Grundsatz zusammengestellt: »Für das Volk ist nur das Beste gut genug!« Wer in dem reichen Inhalt der fünfundzwanzig Kalender, die 1800 Seiten Text füllen, blättert, wird das bestätigt finden. Lebensbeschreibungen, Naturschilderungen, Aufsätze kultureller Art, Geschichtsabrisse, Artikel aus den Gebieten des Gewerkschafts- und des Genossenschaftswesens, volkswirtschaftliche Unterweisungen, populäre medizinische Abhandlungen, spannende Erzählungen, flammende Gedichte und gute Bilder bieten Belehrung und Unterhaltung. Und wie alle Jahrgänge des Grütli-Kalenders, so zeichnet auch den vorliegenden letzten, den Jubiläumskalender eine anerkennenswerte Sorgfalt der Zusammenstellung aus, in der das Zeitgemäße ganz besonders betont wird. Möge darum der Kalender sich ständig wachsender Beliebtheit und fortschreitender Verbreitung erfreuen! Möge er Licht, Aufklärung und Wahrheit in die entlegensten Täler und Hütten des Schweizerlandes tragen! Dann erfüllt er die ihm anvertraute hohe Kulturmission. Und dazu wollen wir ihm gelegentlich seines fünfundzwanzigjährigen Erscheinens ganz besonders Erfolg und Glück wünschen! L. L.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 21 Ausgegeben am 23. Februar 1917 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Parteispaltung?

Von K. Kautsky.

Im »Vorwärts« finden wir eine Rubrik, betitelt: »Die Schicksalsstunde der Partei«, in der über die Maßnahmen einzelner Organisationen gegen die Opposition berichtet wird. Und darin geben wir dem »Vorwärts« vollständig recht, der jetzige Zeitpunkt bedeutet eine wahre Schicksalsstunde unserer Partei, die ernsteste, die sie seit ihrem Bestehen erlebt hat. Selbst die Verwirrung, die bei Beginn des Sozialistengesetzes in unseren Reihen einriß, war weniger bedrohlich als der jetzige Zustand.

Man spricht von einer Spaltung, die sich vollziehe. Will man die Vorgänge, die sich augenblicklich abspielen, eine Spaltung nennen, dann ist es eine Spaltung eigener Art. In den 42 Jahren, die ich in der internationalen Sozialdemokratie tätig bin, habe ich das zweifelhafte Vergnügen gehabt, eine ganze Reihe von Spaltungen mitzumachen oder doch zu beobachten, in Österreich, England, Frankreich, bei den Parteigenossen Rußlands. Stets vollzog sich die Spaltung in der Weise, daß eine Minorität erklärte, mit der Mehrheit nicht mehr zusammenarbeiten zu wollen, und daher die alte Partei verließ, um eine neue zu begründen.

Ganz anders verhält sich die jetzige Minderheit in unserer Partei. Es steht nicht fest, ob sie den kleineren Teil der Gesamtheit der Parteigenossen umfaßt. Fest steht nur, daß sie im Parteivorstand und in der Reichstagsfraktion die Minderheit bildet. Wenn die Mehrheit dieser Instanzen sich als Mehrheit der Partei gebärdet, so identifizieren sie sich einfach mit der Partei.

Aber einerlei, ob die sogenannte Minderheit wirklich die Minderheit der Partei bildete oder nicht, auf jeden Fall erklärte sie, daß sie nicht daran denkt, aus der Partei auszutreten und sie zu spalten. Es ist die Mehrheit, die trotzdem behauptet, die Minderheit sei aus der Partei ausgetreten, und die sie dementsprechend behandelt. Ich kann mich eines derartigen Verfahrens in der Geschichte der Parteispaltungen nicht entsinnen. Es ist ein völliges Novum. Man darf es nicht verwechseln mit den Ausschlußverfahren, die früher zeitweise vollzogen wurden. Diese richteten sich nur gegen einzelne Personen, wurden mit bestimmten Handlungen dieser Personen begründet, und die Entscheidung wurde nicht von einer Exekutivbehörde getroffen, sondern von einem eigens eingesetzten Schiedsgericht oder der obersten Instanz, dem Parteitag. Unser Parteistatut trägt dafür Sorge, daß das Ausschlußverfahren nicht von einer Parteiexekutive dazu mißbraucht werden kann, sich eine unbequeme Opposition vom Halse zu schaffen.

Die Rechte, die dem Vorstand anfänglich von den Genossen in bezug auf den Ausschluß von Mitgliedern gegeben worden waren, wurden immer

mehr eingeengt, obwohl sich ehedem der Parteivorstand allgemeinsten Vertrauens erfreute. Gehörten ihm doch Männer wie Auer, Bebel, Liebknecht, Singer an.

Der Gothaer Einigungskongreß von 1875 hatte dem Parteivorstand noch die Ausschließungsbefugnis verliehen. Er bestimmte im § 2 seines Organisationsstatuts:

Parteigenossen, welche gegen das Interesse der Partei handeln, können vom Vorstand ausgeschlossen werden. Berufung an den Parteikongreß ist zulässig.

Ein neues Statut gab sich die Partei nach dem Falle des Sozialistengesetzes auf dem Kongreß von Halle. Im § 2 jenes Statuts ist es nicht mehr der Parteivorstand, der ausschließt, sondern die Parteigenossen. Es heißt dort:

Zur Partei kann nicht gehören, wer sich eines groben Verstoßes gegen die Grundsätze des Parteiprogramms oder wer sich ehrloser Handlungen schuldig gemacht hat.

Über die Zugehörigkeit zur Partei entscheiden die Parteigenossen der einzelnen Orte oder Reichstagswahlkreise.

Gegen diese Entscheidungen steht den Betroffenen die Berufung an die Parteileitung und den Parteitag zu.

Damit war einem Mißbrauch des Ausschließungsrechts durch den Parteivorstand vorgebeugt, aber der Ausnutzung jenes Rechtes zu Zwecken lokaler Eifersüchteleien und persönlichen Zankes großer Spielraum gelassen.

Als daher die Partei nach den Erleichterungen für das Vereinswesen, die das Reichsvereinsgesetz von 1899 mit sich brachte, abermals ein neues Organisationsstatut schuf, legte ihr eine von der Reichstagsfraktion beauftragte Kommission einen Entwurf vor, in dem sie wieder die Befugnisse des Parteivorstandes zu verstärken suchte. Der § 2 lautete nach diesem Vorschlag:

Zur Partei kann nicht gehören, wer sich eines groben Verstoßes gegen die Grundsätze des Parteiprogramms oder wer sich einer ehrlosen Handlung schuldig gemacht hat.

Über die fernere Zugehörigkeit zur Partei entscheidet nach Anhörung der Parteigenossen der einzelnen Orte oder Reichstagswahlkreise der Parteivorstand.

Gegen diese Entscheidung steht den Betroffenen die Berufung an die Kontrollkommission und den Parteitag zu.

Die Ausschließungsbefugnis, die hier dem Parteivorstand verliehen wurde, begegnete lebhaftem Widerspruch. Auer, der Referent über das Statut auf dem Mainzer Kongreß 1900, bemerkte vergeblich, der Parteitag schütze davor, daß der Vorstand sich unbequemer Elemente, sei es aus seinen Kollegen oder der Kontrollkommission oder den Parteitagsdelegierten, kraft jenes Paragraphen entledige:

Was wurde nicht alles in Versammlungen und der Presse gesagt! Da hieß es, der Parteivorstand (der damals aus fünf Mitgliedern bestand) könnte einmal zunächst zwei seiner Mitglieder ausschließen, dann schließt er aus der Kontrolle alle diejenigen aus, die ihm nicht fügsam sind, dann schließt er alle Delegierten des Parteitags aus, die ihm nicht genehm sind, und dann kommt die Diktatur, der Terrorismus und der Himmel weiß sonst was.

Die Idee, ein Parteivorstand könne das in ihn gesetzte Vertrauen einmal so sehr mißbrauchen, daß er zwei seiner Mitglieder ausschlösse, weil sie ihm unbequem seien, erschien Auer so absurd, daß er sie gleichsetzte einer Beraubung der Parteikasse durch den Vorstand, die ihm undenkbar war. Er höhnte, man könne ja schließlich auch befürchten,

daß die übrigbleibenden drei Vorstandsmitglieder den Dritten ausschließen, die Parteikasse teilen und nach China auswandern....

Ich möchte den Parteitag erleben, den diese drei Männer einberufen; da käme vielleicht Schillers Wort zur Geltung: Nehmet Holz vom Fichtenstamme, doch recht trocken laßt es sein.

Die Verheißung einer tüchtigen Tracht Prügel für jedes Parteivorstandsmitglied, das an der Lahmlegung der Opposition mithelfe, schien den Delegierten kein genügender Schutz. Auer selbst sagte darüber:

Man behauptet zwar, daß man dem Parteivorstand in seiner jetzigen Zusammensetzung nicht so vieler Schlechtigkeiten für fähig halte, aber, so sagt man, es könnte nach dem heutigen guten Vorstand ein schlimmer kommen, der das ihm eingeräumte Recht mißbrauchen könnte.

Der damalige »gute Vorstand« versteifte sich nicht auf das Recht des Ausschließens, der § 2 wurde in der vorgeschlagenen Form abgelehnt und ihm eine andere Fassung gegeben. Der erste und der letzte Passus des Paragraphen blieben unverändert, der mittlere hieß aber nun:

Über die fernere Zugehörigkeit zur Partei entscheidet ein Schiedsgericht, das der Parteivorstand einberuft. Die Hälfte der Beisitzer wird von denjenigen bezeichnet, welche den Ausschluß beantragen, die andere Hälfte von dem durch diesen Antrag Betroffenen. Den Vorsitzenden bezeichnet der Parteivorstand.

Hiermit war eine bemerkenswerte Neuerung geschaffen, eine bedeutende Rechtsgarantie, indem der Ausschluß von einem Schiedsgerichtsverfahren abhängig gemacht wurde. Dabei wurde es unmöglich gemacht, daß etwa ausschließlich Gegner des Angeklagten über ihn zu Gericht saßen.

Diese Bestimmung ist im wesentlichen heute noch gültig; einzelne Änderungen, die vorgenommen wurden, haben die Befugnisse des Parteivorstandes noch weiter eingeengt. So bestimmte der Jenaer Kongreß von 1905, daß das Schiedsgericht allerdings vom Vorstand berufen werde. Aber:

der Antrag auf Einsetzung eines solchen Schiedsgerichts kann nur durch eine Parteiorganisation gestellt werden.

Der Vorstand kann also aus eigener Machtvollkommenheit kein Schiedsgericht einsetzen.

Die nächste Fassung unseres Organisationsstatuts, die in Leipzig 1909 beschlossen wurde, widmet dem Ausschlußverfahren nicht weniger als fünf von den dreißig Paragraphen des Statuts (§ 23 bis 27). Der Rechtsgang wurde darin detailliert festgesetzt, daneben wurden die Gründe für den Ausschluß erweitert. Bisher konnte auf Ausschluß nur erkannt werden wegen »eines groben Verstoßes gegen die Grundsätze des Parteiprogramms oder einer ehrlosen Handlung«. Nun fügte der § 23 hinzu:

Auch kann der Ausschluß eines Mitglieds erfolgen, wenn es durch beharrliches Zuwiderhandeln gegen Beschlüsse seiner Parteiorganisation oder der Parteitage das Parteiinteresse schädigt.

Sonst wurde kein neues Moment in die Bestimmungen hineingetragen. Erneut wird betont:

Der Ausschluß darf nur von einer Parteiorganisation (Orts- oder Wahlkreisorganisation) — mit Zustimmung des Angeschuldigten auch vom Vorstand der Parteiorganisation — beantragt werden.

Und der § 26 erklärt ausdrücklich:

Der Ausschluß aus der Partei in Fällen des § 23 Absatz 1 darf nur im Wege des vorstehend festgesetzten Verfahrens erfolgen.

So ängstlich waren die Genossen darauf bedacht, jede Umgehung des Ausschließungsverfahrens und der darin festgesetzten Rechtsgarantien der Angeschuldigten unmöglich zu machen.

Die jüngste Fassung des Organisationsstatuts, beschlossen in Chemnitz 1912, bringt in bezug auf das Ausschlußverfahren keine Neuerung von Belang. Alle diese Bestimmungen dienen dem Zwecke, eine eventuell in der Partei auftretende Opposition zu schützen, sowohl gegen den Parteivorstand wie auch gegen die Vorstände einzelner Organisationen und ihren Anhang, so daß es diesen Vorständen unmöglich wurde, sich einer unbequemen Opposition durch ihren Ausschluß zu entledigen. Von 1875 an machte sich dies Bestreben nach dem Schutze oppositioneller Minoritäten immer stärker geltend und forderte immer genauere Fassungen.

Man hat jüngst auf die Vorkommnisse am Magdeburger Parteitag 1910 hingewiesen, auf dem Parteivorstand und Kontrollkommission gemeinsam eine Resolution einbrachten, in der die Budgetbewilligung aufs schärfste verurteilt und die Teilnahme an monarchischen Loyalitätskundgebungen für unvereinbar mit unseren sozialdemokratischen Grundsätzen erklärt wurde.

Von Frank, der als Korreferent zu der von Bebel als Referent befürworteten Resolution sprach, war absolut nicht herauszubringen, ob die Badenser Genossen gewillt seien, sich an die Resolution zu halten, wenn sie vom Parteitag beschlossen werde.

Daraufhin stellte Zubeil mit 207 Delegierten folgenden Zusatzantrag, den Haase begründete:

Der Parteitag erklärt, daß diejenigen Genossen, die dieser Resolution zuwiderhandeln, sich damit ohne weiteres außerhalb der Partei stellen.

Es handelte sich hier um das Zuwiderhandeln gegen ein ausdrückliches Verbot nicht etwa des Parteivorstandes oder der Reichstagsfraktion, sondern des Parteitags selbst.

Trotzdem erklärte Bebel namens des Parteivorstandes den Antrag Zubeil für unannehmbar. Dem Vorstand gehörten damals an Bebel, Singer, Gerisch, Molkenbuhr, Ebert, Pfannkuch, Müller und die Genossin Zietz. Diese Genossen erklärten damals:

Nach unserer Auffassung ist der Antrag 93 formell bedenklich. Wird er angenommen, so ist damit keineswegs, wie die Antragsteller anzunehmen scheinen, der betreffende Parteigenosse aus der Partei ausgeschlossen. Die Organisation kennt kein Außerhalb-der-Partei-Stellen. Außerhalb der Partei steht nur, wer auf Grund des § 23 ff. aus der Partei ausgeschlossen wird. (Protokoll, S. 360.)

Eine andere Methode, einen Genossen aus der Partei zu entfernen, als ein Schiedsgericht gibt es nicht. So haben die damaligen Mitglieder des

Parteivorstandes entschieden. Außer Bebel und Singer sitzen sie heute noch im Vorstand, vermehrt durch Scheidemann und Bartels.

Und diese Entscheidung wurde allgemein anerkannt.

Haase erklärte im Namen der Genossen, die dem Antrag Zubeil zustimmten:

In unserem Antrag stand nicht, daß jemand ausgeschlossen werden soll unter Umgehung der Bestimmungen des Statuts. Er enthielt kein juristisches Urteil, sondern war der Ausspruch eines moralischen Urteils über einen etwaigen künftigen Disziplinbruch.

Der Zusatzantrag 93 selbst war früher schon zurückgezogen worden, da Bebel im Namen des Parteivorstandes erklärt hatte, er stimme in der Sache den Antragstellern zu, und nach seiner Auffassung seien die Voraussetzungen für ein Ausschlußverfahren auf Grund des Organisationsstatuts gegeben, wenn abermals eine Mißachtung des Verbots der Budgetbewilligung vorkommen sollte. Damit hatten die Antragsteller ihren Zweck erreicht. Es war ihnen nie eingefallen, die Bestimmungen über das Ausschlußverfahren umgehen zu wollen.

Angesichts des Nachdrucks, mit dem 1910 der Parteivorstand selbst erklärt hatte: »Außerhalb der Partei steht nur, wer auf Grund des § 23 ff. aus der Partei ausgeschlossen wird«, durfte man wohl überrascht sein über das Gutachten, das der Parteiausschuß in seiner jüngsten Sitzung vom 19. Januar abgab.

Die Konferenz oppositioneller Parteigenossen vom 7. Januar hatte ihrer Überzeugung Ausdruck gegeben, es sei notwendig, daß die zur Opposition gehörenden Genossen angesichts ihrer organisatorischen Bedrängung durch den Parteivorstand sich durch engeren Zusammenschluß innerhalb des Rahmens des Parteistatuts dagegen wappnen.

Darauf äußerte der Parteiausschuß die Meinung:

Das ist die Gründung einer Sonderorganisation gegen die Partei, und die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft wie ihre Anhänger haben sich nunmehr auch von der Partei selbst getrennt. Die Schaffung dieser Sonderorganisation und die Zugehörigkeit zu ihr ist unvereinbar mit der Mitgliedschaft in der Gesamtpartei. Daher ist es nun Aufgabe aller treu zur Partei stehenden Organisationen, dem unehrlichen Doppelspiel aller Parteizerstörer ein Ende zu machen und die durch die Absplitterung der Sonderorganisationen erforderlichen organisatorischen Maßnahmen zu ergreifen.

Der Parteivorstand trat dieser Resolution nicht nur nicht entgegen, er stimmte ihr zu, trotzdem sie mit der in Magdeburg von dem gleichen Vorstand und, wie schon bemerkt, zum größten Teil den gleichen Vorstandsmitgliedern unter Zustimmung des Parteitags abgelehnten Auffassung operierte, jemand könne sich durch irgendeine Handlung von selbst aus der Partei stellen, obwohl er ihr noch weiter angehören wolle.

Man durfte gespannt sein, welche praktischen Konsequenzen aus dem Gutachten gezogen würden. Mit dem Parteistatut wäre es nur dann vereinbar gewesen, wenn es, wie der Antrag Zubeil in Magdeburg, bloß ein moralisches, nicht ein juristisches Urteil aussprechen wollte, eine Warnung, deren Ignorierung die Einsetzung eines Schiedsgerichts zur Folge haben sollte. Dieses Schiedsgericht hätte dann zu untersuchen gehabt, ob die Voraussetzungen des Ausschlusses zutrafen, ob hier ein Verstoß gegen die

Grundsätze des Parteiprogramms oder eine ehrlose Handlung oder beharrliches Zuwiderhandeln des angeklagten Parteigenossen gegen Beschlüsse seiner Parteiorganisation oder der Parteitage vorliege. Ein beharrliches Zuwiderhandeln gegen Beschlüsse der Reichstagsfraktion als Grund des Ausschlusses kennt das Organisationsstatut als Ausschließungsgrund nicht. Das Schiedsgericht hätte dann fernerhin zu untersuchen gehabt, durch welche Vorkommnisse die beanstandeten Handlungen des Angeklagten hervorgerufen wurden, ob sie nicht etwa aus dem Streben nach Abwehr »beharrlichen Zuwiderhandelns« anderer Genossen »gegen Beschlüsse der Parteitage« entsprangen. Und endlich, ob das Vergehen den Ausschluß oder nur eine Rüge verdiente. Gegen das Urteil stand dann den Verurteilten die Berufung an den nächsten Parteitag zu.

Von alledem war in dem Gutachten sonderbarerweise keine Rede. Die schwersten Vorwürfe der Parteizertrümmerung und des Parteiverrats wurden gegen die Opposition geschleudert, aber nicht der leiseste Versuch gemacht, sie von einem Schiedsgericht prüfen zu lassen. Damit wurde von vornherein zugegeben, daß der vom Organisationsstatut vorgeschriebene Weg der Ausschließung, der von ihm ausdrücklich als der einzig berechtigte Weg bezeichnet wird, für die Ausschließung der Opposition aus der Partei keinen Erfolg versprach, das heißt, daß man wußte, kein Schiedsgericht werde die Angeklagten schuldig sprechen.

Da sie aber schuldig gesprochen werden sollten um jeden Preis, wurde das Organisationsstatut einfach umgangen gerade auf dem Wege, der in Magdeburg vom Parteivorstand unter Zustimmung des gesamten Parteitags als ungangbar bezeichnet worden war. Und das geschah in einer Weise, die jedem Rechtsgang Hohn sprach. Was im Antrag Zubeil in Magdeburg als Warnung gedacht war, wurde zur Proklamierung der Allmacht der Vorstände der Organisationen. Diese Vorstände, die die Ankläger sind, tun sich gleichzeitig aus eigener Machtvollkommenheit als Richter erster und letzter Instanz und als Henker auf, die die Ausführung des Urteils selbst in die Hand nehmen.

Man höre nur, was zum Beispiel die Vorstände des Bezirks und der Kreise für Schleswig-Holstein beschlossen haben (veröffentlicht in der »Schleswig-Holsteinschen Volks-Zeitung«). Sie haben folgende »Richtlinien« erlassen:

> Gruppen und Personen, welche durch bestimmte Handlungen ihr Eintreten für die Bestrebungen der Opposition bekunden, haben damit im Sinne des Organisationsstatuts ihren freiwilligen Austritt aus dem Verband der Gesamtpartei erklärt.
>
> Jeder Kreis- und Ortsverein hat demnach in jedem Falle, in dem derartige Handlungen beweisbar feststehen, die in Betracht kommenden Personen oder Personengruppen als nicht mehr auf dem Boden des Organisationsstatuts stehend und darum als freiwillig aus der Partei ausgeschieden zu betrachten. Es gilt das von der Übernahme einer Delegation, Bildung von Vereinen und Zirkeln, Verbreitung von Listen oder Flugschriften, Hergabe von Geld für die Zwecke einer der Oppositionsgruppen, von Anträgen auf oppositionelle Beschlüsse in einer Parteikörperschaft, Verweigerung von Parteibeiträgen und ähnlichem mehr.
>
> Von derartigen Personen werden natürlich keine Beiträge angenommen, sie haben ebenso natürlich keine Rechte als Parteimitglieder und kein

Recht, in irgendeine andere Parteiorganisation aufgenommen zu werden, weil bei ihnen die Voraussetzungen des Organisationsstatuts nachweisbar nicht mehr zutreffen.

Zuständig sind die Vorstände der Orts-, Kreis- und Bezirksorganisation. Sie haben die Pflicht, in jedem Fall den ausgetretenen wie die örtlichen Genossen von der Entscheidung zu verständigen. Sollte sich ein Ortsverein durch Mehrheitsbeschluß zur Opposition bekennen, so hört er auf, sozialdemokratischer Verein zu sein. Sache des Bezirks und des Kreises würde es in dem Falle sein, eine Neuorganisation der wirklichen Parteimitglieder zu schaffen.

Für die Führung der Geschäfte ist zu beachten, daß in der Diskussion und bei Beschlußfassungen in Parteiversammlungen von Rednern oder Referenten der Minderheit nicht mehr die Rede sein kann, denn es ist bisher nicht üblich gewesen, Nichtmitgliedern der Partei Rechte einzuräumen oder Aufgaben zuzuweisen. Im übrigen ist bei Meinungsverschiedenheiten das Recht der freien Rede unter Genossen zu achten. Es wird jemand, der Ansichten der Minderheit teilt und sich als Redner dazu bekennt, so lange als Parteimitglied anzusehen sein, als er nicht eine der vorgedachten Handlungen begeht.

Dies die »Richtlinien« für Schleswig-Holstein. Wir haben sie vollständig abgedruckt, weil sie ein historisches Dokument sind. Es bezeugt eindringlich, daß für unsere Partei eine »Schicksalsstunde« hereingebrochen ist, daß die Mehrheit der Partei aufgehört hat, demokratisch zu fühlen. Denn die Schleswig-Holsteinschen Richtlinien sind kein vereinzeltes Kuriosum. Was sie besagen, wird in weiten Parteikreisen bereits praktiziert und vielfach auch bekundet.

Freilich, die Richtlinien gestatten gnädig das Recht der »freien Rede« sogar einem Genossen, der Ansichten (nicht die Ansichten) der Minderheit teilt. Aber er möge sich hüten vor jeder Handlung im Interesse der Opposition. Ein »Antrag auf einen oppositionellen Beschluß« genügt, und er fliegt hinaus. Redet er gar so überzeugend, daß die Versammlung einen Mehrheitsbeschluß im Sinne der Opposition faßt, dann ist sein Schicksal besiegelt.

Wer für die Opposition tätig ist, wird ohne weiteres aus der Partei ausgeschlossen. Wer verfügt den Ausschluß? Die Vorstände der Organisationen, gegen die sich die Opposition richtet. Eine Berufung an eine höhere Instanz, an die Kontrollkommission oder den Parteitag gibt's nicht. Selbst der russische Zar ist heute nicht mehr in der angenehmen Lage, sich auf so bequeme Weise jeglicher Opposition zu entledigen, durch bloße administrative Verschickung ohne eine Spur gerichtlichen Verfahrens, ohne auch nur die Angeklagten anhören zu müssen.

Diese administrative Allmacht wird den Vorständen der Organisationen verliehen von ihnen selbst, durch die famose Finte des »freiwilligen Austritts«. Ausschließen kann man niemand aus der Partei ohne ein Schiedsgerichtsverfahren. Aber jeder Organisationsvorstand nimmt die Befugnis in Anspruch, alle Genossen, die gegen ihn stimmen, »als freiwillig aus der Partei ausgeschieden zu betrachten« und ihnen damit ihre Parteirechte zu nehmen.

Doch tun wir ihm nicht unrecht? Er maßt sich dies »Recht« nicht an, nein, er beruft sich auf das »Organisationsstatut«, von dort schöpfen die Vorstände ihre Rechte — nach ihrer Behauptung. Leider begnügen sie sich damit, das

Wort »Organisationsstatut« in den verschiedensten Variationen zu wiederholen. Sie hüten sich aber sehr wohl, die Bestimmungen des Statuts zu zitieren, auf die sie sich stützen könnten, denn solche Bestimmungen gibt es nicht.

Selbstverständlich steht im Statut nicht der Unsinn, daß irgendeine Parteiinstanz einen Parteigenossen, der in der Partei verbleiben will, gegen seinen Willen als »freiwillig aus der Partei ausgeschieden betrachten« und behandeln darf.

Die Vorstände der Mehrheitsorganisationen mögen das Wort »Organisationsstatut« noch so laut im Munde führen, sie mögen das Ausschließen oppositioneller Mitglieder durch einfache Vorstandsverfügung noch so oft als »freiwilligen Austritt« bezeichnen, es bleibt eine Ausschließung unter völliger Mißachtung des Organisationsstatuts. Es bedeutet die Zerreißung dieses Statuts, des festen Bandes, das die Partei bisher zusammenhielt. Es bedeutet die Proklamierung der Willkürherrschaft der Parteibureaukratie dort, wo sie über die Mehrheit in den Organisationen verfügt.

Anders wieder geht sie dort vor, wo sie in der Minderheit ist. Dort fordert sie und betreibt praktisch die Gründung neuer Parteiorganisationen außerhalb des Rahmens der alten und im Gegensatz zu ihnen.

In seiner Nummer vom 4. Februar greift der »Vorwärts« die Arbeitsgemeinschaft und mich besonders an, um uns »durchaus gewollter und beabsichtigter Unehrlichkeit« anzuklagen. In derselben Nummer bringt er einen Artikel, der zur Gründung neuer Parteivereine in Berlin auffordert. Der Artikel trägt den Titel: »Hinein in die Organisation.« Sein Inhalt aber propagiert den Ruf: Heraus aus der Organisation, aus der alten Parteiorganisation nämlich. Er fordert zur Gründung einer neuen Organisation auf, die der Parteivorstand zur alten Organisation stempeln soll. Er fordert die Spaltung im Interesse der Einheit:

> Die Spaltung kann so nur ein Mittel sein, um die Einheit der Arbeiterbewegung auf einer höheren Stufe zu verwirklichen.

Dieser Art Ehrlichkeit bin ich allerdings ebensowenig fähig wie jener, die den Hinauswurf als »freiwilligen Austritt« betrachtet.

Bezeichnend ist in dem Artikel des »Vorwärts« das Zugeständnis, daß das, was jetzt in Berlin unter der Ägide des Parteivorstandes betrieben wird, die Spaltung ist. Doch tröstet er sich damit, daß sie ein Mittel sei, die Einheit der Arbeiterbewegung auf einer höheren Stufe zu verwirklichen. Wir erfahren nicht, was diese höhere Stufe bedeuten soll. Wir nehmen an, es sei damit eine Parteiorganisation gemeint, in der es keine Opposition mehr gibt.

In der Tat könnte man sich ja vorstellen, daß es seine Vorteile hätte, wenn die Mehrheit und die Minderheit sich getrennt organisieren. Würden sie damit die inneren Kämpfe los, dann könnten sie an Geschlossenheit gewinnen, was sie an Wucht durch das Gewicht der Zahl verlören. Es wäre freilich sehr fraglich, ob die Vorteile die Nachteile aufwögen, aber würde die Spaltung unvermeidlich, könnte man sich mit ihr abfinden, wenn jede der beiden Gruppen geschlossener dastände als früher die Gesamtpartei.

Das war bei früheren Spaltungen nicht selten der Fall. Aber die jetzige vollzieht sich unter ganz abnormen Bedingungen. Die früheren waren in der Regel das Ergebnis eines Parteitags, auf dem sich zwei Richtungen ge-

schlossen gegenüberstanden. Der Zersetzungsprozeß, der heute in unseren Reihen vor sich geht, rührt dagegen vor allem daher, daß ein Parteitag und die ihm vorhergehende freie Agitation nicht möglich ist. Der größte und energischste Teil der Parteigenossen ist von der Parteitätigkeit ausgeschaltet, und was noch von Parteitätigkeit übrigbleibt, vollzieht sich naturgemäß in sehr engen Schranken. Der Parteistreit rührt da nicht bloß daher, daß es zwei Richtungen in der Partei gibt, die sachlich immer mehr auseinandergehen, sondern auch daher, daß das Fehlen des Parteitags und die Unmöglichkeit, zu entscheiden, welche Richtung die tatsächliche Mehrheit habe, die größte Toleranz der leitenden Parteiinstanzen notwendig machte, daß diese statt dessen nicht nur Rechte in Anspruch nahmen, die bloß dem Parteitag zukommen, sondern noch darüber hinausgingen. Und gleichzeitig verstärkte der Kriegszustand von selbst die Machtposition des Parteivorstandes in der Partei.

Alles das bewirkte, daß der sachliche Gegensatz der beiden Richtungen, der dem jetzigen Parteikonflikt zugrunde liegt, nicht mit voller Reinheit und Klarheit vor den Genossen zum Austrag gebracht werden konnte und daß er verquickt wurde mit Fragen der Parteidisziplin und des Parteirechts. In den letzteren Fragen war aber die Opposition weniger geschlossen als in den ersteren.

Was jetzt aus der Partei »freiwillig« herausgetreten wird, umfaßt noch nicht die ganze Opposition, sondern nur ihren entschiedensten Teil.

Der zurückbleibende Teil vermeint noch, sich mit den Parteiinstanzen abfinden zu können. Diese aber werden durch das Schwergewicht ihres eigenen Tuns immer weiter nach rechts getrieben. Damit müssen immer wieder neue Teile der Opposition in eine Position gedrängt werden, in der sie zwischen moralischer Selbstabdankung oder Anschluß an die offene Opposition zu wählen haben.

Mit anderen Worten, was der »Vorwärts« jetzt als Spaltung bezeichnet, ist nicht, wie Parteispaltungen gewöhnlich, ein scharfer, einmaliger Schnitt, durch den die Partei in zwei streng gesonderte Teile zerfällt, sondern ein langwieriger, immer wieder erneuter Prozeß der Absonderung von Parteiteilen.

Hand in Hand damit geht in einzelnen Gebieten ein wachsender Gegensatz zwischen Parteipresse und Parteimitgliedschaft. Einer der Gründe, die die Machtposition des Parteivorstandes im Kriege verstärken, liegt in der steigenden materiellen Abhängigkeit eines Teiles der Parteipresse von ihm. Dadurch ist es ihm möglich geworden, in Orten, in denen die Opposition in der Mehrheit ist, das Parteiorgan ihren Händen zu entwinden und es zu einem Kampforgan gegen die Mehrheit der Genossen am Ort zu gestalten. Das Parteiorgan bildete aber überall ein wichtiges Band, das die Masse der Genossen zusammenhielt. Diese Funktion hört dort auf, wo es die Mehrheit der Parteigenossen als eine feindliche Macht empfindet. Andere Blätter zu gründen, ist aber unter dem Kriegszustand nicht angängig.

Dabei wird es vielen Genossen, die nicht die Zeit oder nicht die Gelegenheit haben, den Parteistreit zu verfolgen, schwer möglich, genau zu unterscheiden, welche Organisation die alte ist, der sie Treue schulden, und welche als neue Sonderorganisation zu betrachten ist. Das, was sich »alte Partei« nennt, besteht bereits ebenso aus neuen wie aus alten Organisationen.

Der »Vorwärts« nennt diesen Zustand eine »Klärung«. Uns erscheint er als ein Zustand steigender Verwirrung. Er ist ebenfalls geeignet, gar manchen Genossen abzustoßen, der nicht weiß, wo er hingehört, und der schließlich ganz fortbleibt. Es sind nicht die Mitglieder der Opposition, sondern die Genossen, die sich zwischen Opposition und Mehrheit nicht zurechtfinden, die ihren wirklichen »freiwilligen Austritt« vollziehen.

Wenn dem »Vorwärts« die Spaltung als Mittel erscheint, »die Einheit der Arbeiterbewegung auf einer höheren Stufe zu verwirklichen«, so fürchten wir sehr, daß die jetzigen Formen des Kampfes gegen die Opposition nicht zu höherer Einheit, zu höherer Geschlossenheit führen, sondern zu allmählicher Aufreibung des Parteiorganismus. Der Anfang dazu ist gemacht mit der Zerreißung des Parteistatuts, dessen Bestimmungen über den Ausschluß aus der Partei Hohn gesprochen und denen gegenüber das Willkürregiment der Vorstände proklamiert wird. Das ist nicht *Spaltung, sondern Zersetzung der Partei.*

Wie weit dieser Vorgang die Partei schwächen und herunterbringen wird, hängt ab von der Widerstandskraft der Opposition und der Länge des Krieges.

Nach dem Kriege werden neue Bedingungen des Parteikampfes wirksam. Können Parteitage sprechen und entscheiden, dann nimmt die Periode der Verwirrung ein Ende, dann treten die sachlichen Gegensätze in voller Deutlichkeit in Erscheinung. Dann hört die Periode der Desorganisation auf, und eine neue Zeit der Geschlossenheit beginnt. Die Frage wird nur die sein: Wird es dann *eine* Arbeiterpartei geben oder werden wir *zwei* Arbeiterparteien haben?

Die Vereinigten Staaten und der Weltkrieg.

Von **Spectator.**

Sollten die Vereinigten Staaten in den Weltkrieg eintreten, dann könnte nicht nur dieser selbst, sondern die *gesamte Weltpolitik* eine neue Wendung nehmen. Amerika versucht, als entscheidende Macht in Europa aufzutreten.

Wir sahen dies kommen, glaubten aber nicht, daß es so rasch eintreten werde. Der unerwartet lange, entsetzliche Krieg hat aber diese Entwicklung beschleunigt, indem er Europa ruiniert und Amerika groß macht. Der Krieg bedeutet tatsächlich eine Revolution, aber nicht in dem Sinne, in dem sich diese die Imperialisten wie Lensch malen. Diese glaubten, Deutschland werde ebenso an Stelle von England treten, wie einst Spanien, Holland und Frankreich durch England von der Weltherrschaft verdrängt wurden. Man übersah aber, daß die Situation heute wesentlich anders ist, daß hinter den beiden rivalisierenden Weltmächten eine andere Großmacht lauert, die beide an Produktivkraft weit überragt und die aus der beiderseitigen Zerfleischung den größten Nutzen ziehen muß.

Um sich eine Vorstellung von der wirtschaftlichen Macht dieses Riesenreichs zu machen und die wirtschaftlichen Vorteile dieses Landes, die es aus dem Kriege gezogen hat, abwägen zu können, mögen hier zur Illustration folgende Zahlen angeführt werden:

	Bevölkerung in Millionen		Landwirtschaftlich benutzte Fläche in Millionen Hektar		Ertrag der 4 wichtigsten Getreidearten in Millionen Tonnen 1913		Bestand an Großvieh in Millionen Stück		Erzeugung von Roheisen in Millionen Tonnen 1913	
Deutschland 1910 .	64,9	110,1	35,05	46,03	30,26	34,19	24,7	31,8	19,30	29,94
England 1911 . .	45,2		10,98		3,93		7,1		10,64	
Ver. Staaten 1910 .	91,97		198,63		41,99		81,6		31,64	

	Verbrauch von							
	Kupfer		Zink		Zinn		Blei	
	in 1000 Tonnen							
Deutschland	259,3	404,0	221,3	415,9	19,3	43,7	223,5	414,9
England	144,7		194,6		24,4		191,4	
Ver. Staaten	348,1		313,3		45,0		401,3	

Daraus geht deutlich hervor, daß die Vereinigten Staaten schon vor dem Kriege beiden rivalisierenden Großmächten zusammengenommen an Produktivkraft gewachsen waren. Die allgemeine Stellung der Vereinigten Staaten in der Weltwirtschaft geht noch aus folgenden Zahlen hervor: In der Gewinnung von Petroleum (60 Prozent der Weltproduktion), Kupfer (58 Prozent), Kohlen (38 Prozent), Roheisen (41 Prozent), Zink (32 Prozent) und Blei (32 Prozent) nahmen sie die erste Stelle in der Weltproduktion ein, ebenso in der Produktion von Baumwolle (49,8 Prozent) und von Mais (69 Prozent). In der Produktion der anderen Getreidearten sowie in der der Edelmetalle hatten sie die zweite Stelle. Sie marschierten hinter England im Baumwollverbrauch und hinter England und Deutschland im Welthandel. Das allgemeine Nationalvermögen der Vereinigten Staaten wurde für 1912 auf 187,74 Milliarden Dollar geschätzt, während das Englands auf rund 90 und Deutschlands auf rund 75 Milliarden Dollar (300 Milliarden Mark) angenommen wurde.

Dabei sind die europäischen Staaten durch die zweieinhalb Jahre Weltkrieg erschöpft, während die Vereinigten Staaten gewaltige Vorteile aus ihm gezogen haben.

Die Entwicklung der Vereinigten Staaten während des Krieges geht aus folgender Übersicht hervor. Es stellte sich die Produktion von:

Jahr	Kohle in Millionen Tonnen zu 907 Kilogr.	Roheisen in Millionen Tonnen zu 1016 Kilogr.	Blei in 100000 Tonnen zu 907 Kilogr.	Zink in 100000 Tonnen zu 907 Kilogr.	Kupfer in Millionen Pfund	Petroleum in Millionen Barrels
1913	478,7	30,7	4,3	3,6	1224,5	248,4
1914	513,5	23,1	5,4	3,6	1158,6	265,8
1915	521,4	29,9	5,3	4,9	1423,7	?
1916	597,5	39,5	5,8	6,7	1941,9	292,3

Zugleich mit dieser starken Ausdehnung der Produktion ging eine gewaltige Preissteigerung aller Produkte, die Amerika auf Kosten Europas bereicherte. Der Gegensatz zu den kriegführenden Ländern tritt noch deutlicher hervor, wenn wir uns erinnern, daß die Produktion dieser letzteren

sich stark verminderte. So hat die Roheisenproduktion Deutschlands 1916 kaum 13,4 Millionen Tonnen überstiegen, nachdem sie 1914 auf 14,39 und 1915 auf 11,87 Millionen Tonnen gesunken war. Die Stahlerzeugung wird wohl 16¼ Millionen Tonnen betragen haben (gegen 14,95 Millionen 1914 und 13,26 Millionen 1915). Über die englische Eisenerzeugung liegen uns keine Angaben vor; sie ist aber sicherlich ebenfalls gesunken. Der Vorsprung Amerikas ist somit noch bedeutender geworden.

Das bemerkenswerteste ist aber, daß die Vereinigten Staaten England in der Ausfuhr weit überholt haben. Sie stellte sich 1916 auf 5481 Millionen Dollar oder auf 23,02 Milliarden Mark, die englische Ausfuhr aber nur auf 507 Millionen Pfund gleich 10,36 Milliarden Mark. Dabei ist die amerikanische Ausfuhr von Monat zu Monat bedeutend gestiegen, von 335 Millionen Dollar im Januar 1916 auf 521 Millionen im Dezember 1916. Eine Ausfuhr von fast 2,2 Milliarden Mark in einem einzigen Monat!

Einen genaueren Überblick haben wir nur über den Handel für die Zeit vom 1. Juli 1915 bis zum 30. Juni 1916 und die entsprechende Zeit 1915 und 1914. Für diese Zeit, die das amerikanische Zolljahr ausmacht, betrugen in Millionen Dollar Ein- und Ausfuhr:

	Einfuhr			Ausfuhr		
	1914	1915	1916	1914	1915	1916
Rohstoffe	632,86	575,36	944,10	792,72	510,45	536,19
Nahrungsmittel, roh . .	247,95	223,93	251,83	137,49	507,00	380,80
- verarbeitet	227,64	285,72	309,71	293,22	454,56	596,07
Halbfabrikate	319,27	237,18	359,44	374,22	355,86	662,55
Fabrikate	449,32	335,88	315,35	724,91	807,46	1996,37
Verschiedenes	16,87	16,10	17,44	7,12	80,83	100,42
Zusammen	1893,91	1674,17	2197,87	2329,68	2716,16	4272,40

Die Einfuhr Amerikas, die im ersten Kriegsjahr bedeutend gesunken war, hat im zweiten Kriegsjahr ihre frühere Höhe überschritten, wohl infolge der Preissteigerung der eingeführten Waren. Dabei ist sehr beachtenswert, daß die Einfuhr von Fabrikaten um 134 Millionen ab-, die von Rohstoffen aber um rund 310 Millionen Dollar gegenüber der Einfuhr von 1914 zugenommen hat. Die europäische Warenkonkurrenz auf dem amerikanischen Markte hat stark nachgelassen, dafür geraten die Vereinigten Staaten in größere Abhängigkeit von der Zufuhr an Rohstoffen. Von dem Gesamtimport entfielen 1916 42,96 Prozent auf Rohstoffe gegen bloß 33,4 Prozent im Jahre 1914.

Die Ausfuhr erhöhte sich schon 1915 stark, besonders aber 1916, wo sie die von 1914 um 83 Prozent überholt hat. Dabei ist umgekehrt die Ausfuhr von Rohstoffen um 256 Millionen zurückgegangen, hingegen die von Fabrikaten um 1270 Millionen angestiegen (oder um 168 Prozent!). Die europäischen Länder sind in ihrer Produktionskraft stark geschwächt; Amerika mußte ihnen mit seinen Fabrikaten zu Hilfe kommen. Es waren bekanntlich die großen Munitionslieferungen, die diesen Aufschwung bewirkten. Aber sie waren es nicht allein. Denn der Export der Vereinigten Staaten ist fast in allen Produkten angestiegen und nicht nur nach den kriegführenden, sondern auch nach den neutralen Ländern.

Es stellte sich nämlich in Millionen Dollar:

	Einfuhr aus			Ausfuhr inklusive Wiederausfuhr nach		
	1914	1915	1916	1914	1915	1916
Deutschland . . .	189,92	91,37	13,94	344,79	28,86	0,29
Österr.-Ungarn .	20,11	9,79	1,43	22,72	1,24	0,15
	210,03	101,16	15,37	367,51	30,10	0,44
England	293,66	256,35	308,44	594,27	911,79	1518,05
Frankreich . . .	141,45	77,16	102,08	159,82	369,40	630,67
Italien	56,41	54,97	57,43	74,23	184,82	270,49
Rußland, Europ.	20,83	2,51	3,61	30,09	37,47	183,26
- Asiat.	2,49	0,88	2,30	1,21	23,35	130,25
	514,84	391,87	473,86	859,62	1526,83	2732,72
Schweiz	25,33	19,33	21,77	1,02	2,73	8,16
Schweden	11,59	11,66	11,85	14,64	78,27	51,94
Norwegen . . .	9,02	10,67	6,85	9,07	39,07	53,68
Dänemark . . .	3,27	3,16	3,42	15,67	79,82	55,66
Holland	36,29	32,52	38,53	112,21	143,27	99,23
Europa überhpt.	895,60	614,35	616,25	1486,50	1971,43	2999,18
Asien	286,95	247,77	437,18	113,42	114,47	278,47
Afrika	19,15	24,95	64,76	27,90	28,52	43,52
Nordamerika .	427,40	473,08	591,89	528,64	477,07	732,89
Südamerika . .	222,68	261,49	391,56	124,54	99,32	180,36
Ozeanien	44,14	52,52	96,22	83,57	77,76	99,24
Überhaupt	1893,92	1674,17	2197,88	2364,58	2768,59	4333,66

Die Ausfuhr nach den Zentralmächten hat sich um ganze 367 Millionen vermindert, die nach den Ländern des Vierverbandes ist von 859,62 auf 2732,72 Millionen oder um 1873 Millionen Dollar gestiegen, nach England allein von 594,27 auf 1518,05 oder um 924 Millionen Dollar. Immerhin ist der Export auch nach den neutralen Ländern stark angewachsen, vor allem nach Nord- und Südamerika, sowie selbst nach Afrika, also nach den europäischen Kolonien. Speziell nach den englischen afrikanischen Kolonien ist der Export von 18,96 auf 28,34 Millionen, nach Ägypten von 1,93 auf 7,79 Millionen angestiegen. Die Vereinigten Staaten erobern tatsächlich die Märkte der europäischen Industriestaaten.

Das allgemeine Resultat des amerikanischen Handels ist das, daß der Exportüberschuß von 470,65 Millionen 1913/14 auf 1094,4 (1914/15) und 2135,77 Millionen im Handelsjahr 1915/16 angestiegen ist. Das ganze Jahr 1916 weist sogar einen Exportüberschuß von 3097 Millionen auf! Die Folge ist zunächst ein gewaltiger Goldzufluß nach Amerika. Der Importüberschuß betrug im Kalenderjahr 1915 420 und 1916 489,6 Millionen Dollar. Außerdem haben die Vereinigten Staaten nach der »New York Times« (wir zitieren nach der »Frankfurter Zeitung« vom 3. Februar 1917) eigene Effekten zurückgekauft im Werte von 2200 Millionen und fremde Anleihen für 2100 Millionen übernommen, in der Hauptsache Kriegsanleihen der Entente, aber auch von Südamerika und China. Die Vereinigten Staaten haben aufgehört, Schuldner Europas zu sein, und werden in der Zukunft sein Gläubiger bleiben.

Daß sie jetzt auch überall eigene Banken einrichten, daß sie bestrebt sind, im Welthandel den Pfundwechsel durch den Dollarwechsel zu ersetzen und selbst an Stelle Englands zu treten, ist bekannt. Sehr groß ist auch der Gewinn einzelner Gesellschaften; nach der »New York Times« stellte er sich für

eine Reihe von Unternehmungen 1915 auf 157 und 1916 auf 378 Millionen Dollar, wuchs also um 140,8 Prozent, während nach der gleichen Zeitung sich der Durchschnittswochenlohn von 13,47 auf 15,17 Dollar oder bloß um 12,6 Prozent erhöhte, wobei die Nahrungsmittelpreise um 38,2 Prozent anstiegen!

Natürlich sind diese Zahlen nicht als exakte Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen, sondern bloß als allgemeine Zeichen der Entwicklungslinien zu betrachten, die aber klar hervortreten lassen, warum die Unternehmer der Vereinigten Staaten sich nicht das Geschäft mit den Ländern des Vierméchteverbandes verderben lassen wollen.

Wichtiger ist aber auch in diesem Falle das unmittelbare politische Moment. Von verschiedenen in Betracht kommenden Momenten abgesehen, sei hier nur darauf hingewiesen, daß auch Amerika wie England das Gleichgewicht der Kräfte auf dem europäischen Kontinent wünscht.

Was dieses »Gleichgewicht« weltpolitisch bedeutet, hat Bülow in seiner »Deutschen Politik« dargelegt. Er sagt dort:

> Für die Richtung der englischen Politik sind die Rückwirkungen der europäischen Machtverhältnisse auf die englische Seeherrschaft maßgebend.... England durfte mit seinen Kräften und seinem Wagemut unbesorgt auf das Weltmeer gehen, weil es seine heimischen Grenzen durch die umgebende See vor feindlichen Angriffen geschützt wußte. Besitzt eine Kontinentalmacht eben diesen Schutz der Grenzen in ihrer gefürchteten, siegreichen und überlegenen Armee, so gewinnt sie die Freiheit zu überseeischer Politik, die England seiner geographischen Lage verdankt. Sie wird Weltbewerberin auf jenem Felde, auf dem England die Herrschaft beansprucht. (S. 25, 26.)

Abgesehen von gewissen Übertreibungen, ist hier die weltpolitische Bedeutung der Gleichgewichtspolitik Englands richtig gekennzeichnet: jede Macht, die auf dem Kontinent herrschte, strebte immer darüber hinaus, zur Weltherrschaft, und stieß dabei auf den Widerstand Englands. »Der stärksten Kontinentalmacht standen die weltpolitischen Wege stets am freiesten offen. Auf diesen Wegen aber hielt England die Wacht.« Den gleichen Standpunkt nehmen auch die Vereinigten Staaten ein.

Zwar hat sich Wilson in seiner letzten Botschaft an den Senat scharf gegen das »Gleichgewicht der Macht« ausgesprochen; er wünscht aber *einen Frieden ohne Sieg, einen Frieden unter Gleichen, dessen Grundprinzip Gleichheit und gemeinsame Teilhaberschaft am gemeinsamen Nutzen ist.* Keine einzelne Macht darf über Europa herrschen — das ist auch das Leitmotiv der Wilsonschen Politik, weil eine solche Macht für das »friedliche Durchdringen« des amerikanischen Kapitals in Südamerika und Asien gefährlich werden könnte. Es ist der Standpunkt des »friedlichen Imperialismus«, der sich gegen den kriegerischen der Alten Welt aufbäumt. Daß man aber durch einen Krieg den Friedensideen zum Siege verhelfen könne, wird kein einsichtiger Mensch annehmen. Die Westmächte sind ausgezogen, um den »preußischen Militarismus« zu vernichten, und sehen sich jetzt selbst dem Militarismus ausgeliefert. Wilson hat ein gutes Friedensprogramm aufgestellt, wird aber auf eine Bahn gedrängt, die dem kriegerischen Imperialismus auch in Amerika zum Durchbruch verhelfen kann. So ist es mit den herrschenden Klassen von heute: selbst wenn sie das *Gute* wollen, schaffen sie das *Böse*.

Amboß oder Hammer sein!

Eine literarische Plauderei.

Von August Erdmann.

Das Schlagwort feiert in diesem Kriege unerhörte Triumphe. Wer mit dem üblichen Untertanenverstand den gewaltigen Ereignissen nicht auf den Grund zu kommen vermag und doch seine Meinung darüber sagen will, der hilft sich mit irgendeinem alten oder neuen Schlagwort über die Lage hinweg. Und je wechselvoller und unübersehbarer die Gegenwart, je nebelhafter und bedrohlicher die Zukunft, und je beschränkter die Gelegenheit für eine klärende Aussprache, desto mehr muß das Schlagwort herhalten und der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schlafen, Ausdruck verschaffen. Was man hofft, ersehnt und erstrebt, soll kundgegeben werden, soll zünden und einschlagen wie Granaten, und das Trommelfeuer der Kraft- und Schlagworte wird um so kräftiger, je schwächer die Gründe sind, die den Kündern abgestandener oder neuerfundener Spruchweisheit zur Verfügung stehen.

Zu den beliebtesten Schlagworten der Zeit gehört das Goethesche Wort vom »Amboß oder Hammer sein«. Es ist das Lieblingswort der Jünglinge mit dem Ellenbogen, die sich durchzusetzen versuchen, koste es anderen, was es wolle; die sich die Welt nicht anders denken können, als daß sie sich um sie, um ihre Sippe, um ihr Volk als Mittelpunkt dreht. Es ist der Leib- und Magenspruch unserer äußeren und inneren Scharfmacher, unserer alldeutschen Krachpolitiker, unserer Immerfestedruffgänger, die da mit dem Anspruch auftreten, daß an ihrem wüsten Wesen die Welt genesen müsse. Aber nicht nur dieser Zeitgenossen. Das üble Kraft- und Schlagwort scheint auch seine Liebhaber in den Reihen der Sozialdemokratie gefunden zu haben — und das ist der Anlaß, weshalb hier über das Wort, dem der Name Goethes zu Ansehen verhelfen muß, einiges gesagt werden soll.

Genosse Wolfgang Heine hat zu der Schriftenreihe »Politisches Leben« (Jena, Verlag Eugen Diederichs) einen Beitrag geliefert, den er »Zu Deutschlands Erneuerung« betitelt. An der 190 Seiten starken Schrift ist neu die Vorrede, der Einleitungs- und der Schlußaufsatz. Das übrige ist eine Zusammenstellung von 20 Aufsätzen, die Heine während des Krieges in Zeitschriften und Zeitungen, darunter sechs im »Berliner Tageblatt« und vier in der »Frankfurter Zeitung«, veröffentlicht hat. Heines Stellung zu den mit dem Kriege verknüpften Gegenwarts- und Zukunftsfragen ist bekannt. Er hat darüber hinreichend geredet und geschrieben. Diese seine Stellung und insbesondere die Art, wie er sie nach außen bekundet, findet wohl nicht einmal unter seinen Gesinnungsgenossen von der sogenannten Mehrheit ungeteilten Beifall. Für uns andere wird Heines Stellung zum Weltkrieg eine dauernde Erinnerung an jene betrübliche Zeit bleiben, wo die einen wider den Geist und den Zweck unserer Bewegung, unbehelligt von Parteivorstand und Parteiausschuß, beharrlich sündigen durften, während andererseits ein angeblicher Verstoß gegen Statut und Disziplin das ganze Instanzenwesen zu einem schonungslosen Vernichtungskrieg in Bewegung setzte. Daß Genosse Heine durch die Sammlung seiner Kriegsaufsätze dazu beigetragen hat, die Erinnerung an diese betrübliche, aber auch lehrreiche Zeit wachzuhalten, dafür kann man ihm dankbar sein.

Unter den Aufsätzen Heines findet sich einer, der unter dem Titel »Das eine oder das andere Deutschland« in der »Frankfurter Zeitung« (18. Juni 1916, 1. Morgenblatt) erschienen ist. Darin wahrt Heine sich gegen diejenigen Leute auf der Seite unserer Gegner, die den gegenwärtigen Krieg als ein Mittel zur Erlösung des deutschen Volkes hinstellen, die Weimar, den Musensitz, gegen Potsdam, die Heimat des preußischen Militarismus, ausspielen, wobei mit jenem ein Deutschland gemeint ist, das man lieben und befreien, unter diesem aber ein Deutschland, das man hassen und vernichten müsse. Heines Aufsatz enthält manchen klugen

und guten Gedanken, um so auffallender ist es, daß er schließlich seine gegen ein anfechtbares Schlagwort gerichtete Auffassung in einem Schlagwort zusammenfaßt, das noch viel anfechtbarer ist. Am Schlusse seines Aufsatzes wendet sich nämlich Genosse Heine an die anderen Völker, denen er vorstellt, daß es doch schade um die Menschheit sei, wenn sie, statt mit Deutschland und seiner Arbeit in freien friedlichen Wettbewerb zu treten, uns gewaltsam schwach und klein zu machen suchten. Immerhin sei das wenigstens offen und vielleicht nicht ohne Größe. Aber man solle Deutschland in seinem Ringen um Dasein und Arbeit nicht entgegenhalten, daß es besser getan hätte, ein Alt-Weimar zu bleiben. Solchen Mahnern antwortet Heine mit einem Wort von Goethe:

Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein.

Nach dem, was oben über das Schlagwort vom Amboß oder Hammer sein gesagt worden ist, braucht nicht weiter darüber geredet zu werden, in was für eine bedenkliche Gesellschaft sich ein Sozialdemokrat begibt, der sich dieses Schlagwort in dem üblichen Sinne zu eigen macht. Es ist das eine der vielen Wunderlichkeiten, mit denen der Krieg uns beschert und über die sich zu wundern man allgemach verlernt hat. Aber abgesehen von der politischen Seite der Sache, sollte man meinen, daß jemand, der einem Schlagwort von gegnerischer Seite in sechs Spalten unterm Strich zu Leibe geht, nicht so achtlos ein anderes, viel schlimmeres und viel dümmeres Schlagwort als sein Kulturprogramm verkünden könnte.

Das Goethesche Wort vom Amboß oder Hammer sein beruht, zunächst vom rein sachlichen Standpunkt aus, auf einer durchaus falschen Auffassung des Vorganges, dem das Bild entnommen ist — ein Musterfall unanschaulichen Denkens, was weniger gegen Goethe gesagt sein soll, für den es einen Ausnahmefall bedeutet, um so mehr aber gegen diejenigen, die das Wort gedankenlos nachreden und immer wieder nachreden, ohne es auch nur ein einziges Mal nachzudenken. Amboß oder Hammer sein! — das will sagen, der leidende oder der tätige, der unterliegende oder der siegende Teil sein. Der Hammer, über dem Amboß geschwungen und auf ihn niedersausend, ist der tätige Teil, der Amboß, der die Schläge empfängt, der leidende Teil. In Wirklichkeit liegt die Sache doch etwas anders, und hierauf hat Julius Hart in der »Frankfurter Zeitung« (27. August 1916, 1. Morgenblatt) aufmerksam gemacht. Der Hammer ist an sich ebenso untätig wie der Amboß. Er wird tätig erst in der Hand des Menschen. Und dann ist er nicht der Stärkere, der den schwächeren Amboß in den Grund oder in Stücke schlägt. Eher umgekehrt. Die schwärmenden Kraftmenschen, die sich in die Rolle des Hammers hineinträumen, mögen doch mal einen Schmied fragen, ob er mehr Ambosse oder mehr Hämmer verbraucht. Es geht mancher Hammer an dem Amboß, aber kaum ein Amboß an der Kraft des Hammers zugrunde. Und drittens: der Hammer ist auch gar nicht dazu da, um auf den Amboß loszuschlagen, zwischen beiden befindet sich das Eisen, das geschmiedet und geformt werden soll. Der tätige Teil beim Schmieden ist nicht der Hammer, sondern der Mensch, der leidende Teil nicht der Amboß, sondern das zu schmiedende Eisen. Amboß wie Hammer sind gleichermaßen nichts als Werkzeuge in und unter der Hand des Menschen, und von beiden ist ohne Zweifel der Hammer der schwächere und vergänglichere Teil.

Im übrigen kann man den Dichter und Denker Goethe in diesem Falle sehr leicht durch den Mann aus dem Volke berichtigen lassen, der weniger und einfacher, dafür aber manchmal richtiger zu denken pflegt als mancher große Geist. Der Volksmund sagt von jemandem, der von zwei Seiten bedrängt wird, er sei zwischen Hammer und Amboß geraten. Und in diesem richtigen Sinne übernahm Herr v. Jagow, der ehemalige Staatssekretär des Äußern, das Bild, als er (siehe

Belgisches Graubuch, 2. Teil) am 4. August 1914 dem belgischen Gesandten gegenüber den Einbruch der Deutschen in Belgien rechtfertigte: »Deutschland muß so schnell wie möglich mit Frankreich fertig werden, es vollständig niederwerfen, um sich alsdann gegen Rußland zu wenden, wenn es nicht zwischen Hammer und Amboß kommen will.« Als Bild genommen, ist das richtig. Hammer und Amboß als gleichwertige Teile und zwischen ihnen das zu formende Eisen als leidender Teil. Herr v. Jagow ist hier besser im Bilde als Wolfgang Goethe und Wolfgang Heine, trotzdem auch er nicht von sich sagen kann, daß seine Wiege neben dem Amboß des Vaters stand.

Aber abgesehen von der mangelnden Anschaulichkeit im Verhältnis von Amboß und Hammer, Genosse Heine, der Politiker, mußte sich auch von Julius Hart, dem Literaten, nachweisen lassen, wie verkehrt und wie verderblich das Wort in seiner politischen und moralischen Nutzanwendung sei. Worauf sich dann Hart seinerseits gefallen lassen mußte, von einem dritten Mann im fröhlichen Spiel darüber belehrt zu werden, daß er auf seinem literarischen Fachgebiet sich eines groben Irrtums schuldig gemacht habe. Hart hatte nämlich seine moralische Entrüstung gegen Goethe gerichtet, indem er diesen für die Lug- und Truglehre vom Amboß oder Hammer sein verantwortlich machte. Sein Gegner weist ihm (»Frankfurter Zeitung« vom 13. September 1916, 1. Morgenblatt) nach, daß aus dieser Lehre nicht Goethe, sondern ein Wesen von ganz anderer Welt- und Lebensauffassung spricht. Da es sich hier handelt um ein eingewurzeltes Schlagwort von politischer und kultureller Bedeutung und um eine ebenso eingewurzelte Neigung, überlieferte Spruchweisheit gedankenlos nachzuschwätzen, so sei hier etwas näher auf die Herkunft und den wahren Sinn des Amboß-oder-Hammer-Wortes eingegangen, als das anläßlich des Heineschen Aufsatzes in der »Frankfurter Zeitung« geschehen ist.

Diejenigen, die das Wort vom Amboß oder Hammer sein anzuwenden lieben, verlassen sich dabei auf die Autorität Goethes, der in weiten Kreisen nun einmal als der Mann gilt, der für jede Lage des Lebens Rat und Hilfe, für jede Rede und jeden Artikel den rechten Schlußschlager hat, und von dem jeder Buchstabe lautere Wahrheit ist, die man unbesehen hinnehmen kann. Gewiß hat nun Goethe jene Verse mit dem Amboß oder Hammer sein geschrieben, aber man soll doch auch sich ein wenig danach umsehen, bei welcher Gelegenheit, in welchem Zusammenhang und durch wen er sie sprechen läßt. Schlägt man die Hammer-und-Amboß-Verse bei Goethe nach, findet man sie in sehr auffälliger Nachbarschaft, nämlich in einer Gruppe von Gedichten, die die Überschrift: »Gesellige Lieder« trägt und die allerhand leichtsinniges Zeug: Trink-, Bummel-, Schelmen- und Liebeslieder in sich vereinigt. Unter diesen »Geselligen Liedern« findet sich eins, das sich »Kophtisches Lied« betitelt. Darin spricht ein Weiser, der alle Geheimnisse erforscht und alle Wissenden befragt zu haben behauptet, als Kern aller Lebensklugheit in drei Strophen dreimal den Satz aus:

Töricht, auf Beff'rung der Toren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Dann folgt ein Gedicht mit der Überschrift: »Ein anderes«, zu ergänzen: »kophtisches Lied«. Es beginnt mit den Zeilen:

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein;
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein.

Dann kommen die Zeilen, die Genosse Heine in seinem Aufsatz uns als neues Kulturprogramm empfiehlt. Wenn Heine sich die Verse einmal bei Goethe an Ort und Stelle angesehen hätte, dann würde ihn, des bin ich gewiß, schon die merk-

würdige Nachbarschaft einigermaßen bedenklich gestimmt haben, ob das Wort sich wirklich als Motto für ernste Politiker eignet. Dem ersten kophtischen Liede geht ein lockeres Liebesgedicht »Generalbeichte« voran, das mit den Versen endigt: »Nicht zu lieben leis mit Augen, sondern fest sich anzusaugen an geliebten Lippen.« Und dem zweiten kophtischen Liede mit dem Worte vom Amboß oder Hammer sein folgt das Gedicht „Vanitas, vanitatum vanitas" mit den Anfangsworten: »Ich hab' mein Sach auf nichts gestellt, Juchhe!« Wenn nun mal das sozialdemokratische Programm imperialistisch revidiert werden muß, dann sollte man sich doch überlegen, ob man gut tut, die Gedanken dazu aus Liebes-, Bummel- und Trinkliedern zu sammeln, selbst wenn sie von Goethe stammen.

Aber nun ist noch eine Frage: Was hat es mit den beiden kophtischen Liedern, deren einem das Wort vom Amboß oder Hammer sein entstammt, für eine Bewandtnis? Goethe nahm, wie wir aus seinen Italienischen Reisebriefen wissen, viel Anteil an dem Geschick des großen Schwindlers Balsamo, der als Graf Cagliostro in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die bessere Gesellschaft in den europäischen Hauptstädten, insbesondere die Fürsten und deren hohe und niedere Lakaien begaunerte, wobei er sich aufspielte als den Erben altindischer Weisheit, den Abkömmling großer Wundertäter und den Besitzer des Steines der Weisen, der bekanntlich Dreck zu Gold, Greise zu Jünglingen und das irdische Jammertal zu einem Paradies zu machen verstund. In Paris setzte er die berüchtigte Halsbandgeschichte ins Werk und trug damit ungewollt dazu bei, das Königtum und seine weltlichen und geistlichen Stützen um den letzten Rest von Ansehen und so die französische Revolution zum Ausbruch zu bringen. Dieser mit einem anregenden politischen Hintergrund, mit viel Schauern und Scherzen, mit viel Geheimnissen und auffälligen Gestalten ausgestattete Vorgang reizte den Dramatiker Goethe, und er hatte die Absicht, ihn zu einem Operntext zu verarbeiten. Auf der italienischen Reise, in deren Verlauf er die Familie Balsamo in Palermo aufsuchte, machte er sich an die Arbeit und setzte sie in Deutschland fort. Die Ereignisse im eigenen Leben wie auf der Weltbühne ließen aber den Eifer für die Oper wieder erkalten. Um die Arbeit nicht ganz zu verlieren und zugleich für das Theater, dessen Leiter er werden sollte, ein neues aufführbares Stück zu gewinnen, schrieb Goethe die Oper 1791 rasch in ein Schauspiel um. Aus den »Mystifizierten«, wie er die Oper betitelt hatte, entstand der »Großkophta«. Der Name bedeutet einen allmächtigen, viele Jahrhunderte alten und ewig lebenden ägyptischen Weisen und Wundermann, und in dieser Gestalt pflegte Cagliostro seinen schafsgläubigen Anhängern, die er in einen freimaurerähnlichen Orden gesammelt hatte, zu erscheinen.

Aus dem Operntext sind die beiden kophtischen Lieder in Goethes Werke übergegangen. Auch sind sie von dem Kapellmeister Reichardt komponiert worden, und zwar als Baßarien. Als solche sollte sie Cagliostro, der Gauner, singen. Dem zweiten, also dem Amboß-oder-Hammer-Lied, hatte der Komponist die Anweisung beigegeben: »nicht zu lebhaft, doch stark deklamiert vorzutragen« — eine Erinnerung, für die mir Genosse Heine dankbar sein wird, wenn er etwa Lust haben sollte, auf dem nächsten Parteitag sein neues Kulturprogramm möglichst streng im Stile seines Urhebers Cagliostro vorzutragen. Vielleicht liest er vorher aber nochmal bei Goethe den »Großkophta«, er wird dann merken, in welchem Sinne die kophtischen Lieder des Dichters zu verstehen sind. Darüber kurz folgendes: Im fünften Auftritt des dritten Aufzugs erfährt man, daß Cagliostro seine Jüngerschaft in mehrere Grade eingeteilt hatte. Den Angehörigen des ersten Grades wurden die höchsten, edelsten und lautersten Lehren, die Grundsätze von Bruderliebe und Menschlichkeit, von Rechtssinn und Selbstlosigkeit beigebracht. Waren die Neulinge im Kreise der wissenden Gauner einigermaßen heimisch geworden, wurde ihnen feierlichst enthüllt, daß das alles Unsinn, daß das Gegenteil: rücksichtslose Selbstsucht und Gewissenlosigkeit, Ausnutzung und Auspowerung der Mitmenschen der wirkliche Kern

und Inhalt aller Lebensweisheit sei. An der genannten Stelle des »Großkophta« weihen Cagliostro und sein würdiger Genoß, ein Domherr, auf diese Weise einen jungen edlen Ritter in die Geheimnisse des zweiten Grades ein, und hier findet sich in dürrer Prosa, zum guten Teil wörtlich damit übereinstimmend, der Inhalt der kophtischen Lieder wieder, die zwar Goethe geschrieben hat, die aber Cagliostro, der Gauner, singen sollte und — die man jetzt fünfviertel Jahrhunderte später als neues Kulturprogramm der Sozialdemokratie aufreden möchte.

In seinem Buche kommt Heine kurz auf die Auseinandersetzung zurück, die sich an sein Amboß-oder-Hammer-Programm in der »Frankfurter Zeitung« geknüpft hat. Er bleibt dabei, daß er mit diesem Worte einen guten Griff getan habe. Denn er findet »auch in den kophtischen Liedern einen Goethe«. Andere werden in ihnen nichts als die Gaunermoral eines Cagliostro sehen, und je überzeugter sie Sozialdemokraten sind, desto entschiedener werden sie sich von jener Moral abwenden. Aufgabe der Sozialdemokratie war es bisher, die Irrenden und Nichtwissenden aufzuklären, statt sie nach großkophtischem Muster an der Nase herumzuführen und auszunutzen. Und nicht als Herren und Knechte, Sieger und Besiegte, Gewinnende und Verlierende will sie Menschen und Völker sehen, sondern als Gleichberechtigte. So etwas mag Heine in der jetzigen Zeit nicht hören. Er nennt das Moralepistel und meint, jetzt sei nur Handeln am Platze. Wir Deutsche hätten jetzt nur die Wahl zwischen Amboß oder Hammer, und, davon ist Heine überzeugt, jetzt würde auch Goethe uns den kophtischen Rat geben, Hammer zu sein.

Wenn man hoffen dürfte, daß es hälfe, möchte man dem Genossen Heine raten, einmal einen Dorfschmied zu fragen, wer es länger aushält, der Amboß oder der Hammer. Der Befragte würde als Fachmann ganz gewiß für den Amboß als den dauerhafteren Teil eintreten und als Politiker ganz gewiß davon abraten, Deutschland das Schicksal des Hammers zu wünschen. Aber auch das würde nicht helfen, Genossen Heine in seiner Überzeugung zu erschüttern, daß das Wort vom Amboß oder Hammer sein ein wundervoll anschauliches und zutreffendes Bild, eine Lebenserfahrung, eine Weltanschauung von unvergleichlicher Schönheit und Kraft ist, daß es mit einem Worte »einen Goethe« bedeutet — und beileibe keinen Cagliostro, wie sich der größte Gauner seines Jahrhunderts nannte. Aber vielleicht ist es dem Genossen Heine nur darum zu tun, seine Kriegsgedanken mit dem Ansehen Goethes zu decken. Vielleicht verzichtet er doch auf das Kulturprogramm des Großkophtas, wenn man ihm bei Goethe ein anderes zeigt. Und so sei er denn auf folgendes hingewiesen:

Man rechnet den »Großkophta« zu den Revolutionsdramen Goethes. Die beiden anderen sind »Der Bürgergeneral« und »Die Aufgeregten«. Goethe findet sich hier auf seine, allerdings nicht gerade eines großen Geistes würdige Weise mit der französischen Revolution von 1789 ab. Albert Bielschowsky, der das beste Goethe-Buch geschrieben hat, leitet den Abschnitt über diese Dramen mit den Worten ein: »Auch der reichste Geist hat dürre Jahre.« Er hat recht. Goethe hatte, was seine dramatischen Offenbarungen über das gewaltige Ereignis der großen französischen Revolution betrifft, trostlos dürre Jahre. In dieser Beziehung ist beispielsweise der »Bürgergeneral« geradezu läppisch. Aber immerhin, wenn jemand von den Unseren bei Goethe auf die Suche nach Gedanken zur Neuorientierung ausgehen will, findet er deren im »Bürgergeneral« immer noch bessere als im »Großkophta«. Nachdem Tapferkeit und gute Gesinnung würdiger Landleute die revolutionäre Attacke des Bürgergenerals auf einen Milchtopf glücklich abgeschlagen haben, tritt der kluge, mäßigende und ordnungsliebende Edelmann auf, um an die zwar brave, aber der Verführung durch den Zeitgeist nicht ganz entrückte Bürger- und Bauernschaft zum Lobe der guten alten Zeit folgende Ansprache zu halten:

In einem Lande, wo der Fürst sich vor niemand verschließt; wo alle Stände billig gegeneinander denken; wo niemand gehindert ist, in seiner Art tätig zu

sein; wo nützliche Einsichten und Kenntnisse allgemein verbreitet sind — da werden keine Parteien entstehen. Was in der Welt geschieht, wird Aufmerksamkeit erregen, aber aufrührerische Gesinnungen ganzer Nationen werden keinen Einfluß haben. Wir werden in der Stille dankbar sein, daß wir einen heiteren Himmel über uns sehen, indes unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln.

Das ist nun zwar recht wie ein Philister und Kleinstaatsmännle gesprochen, aber moralisch anrüchig wie die Lebensweisheit Cagliostros aus den kophtischen Liedern sind die Worte des sanften Edelmanns nun doch nicht. Und dann sind diese Sätze, was bei den kophtischen Liedern nicht der Fall ist, durch die Autorität Goethes auch sachlich gedeckt. Sie sind das politische Bekenntnis des Geheimen Legationsrats Goethe, der Sitz und Stimme im Staatskonsilium hatte und als leitender Mann in allen wichtigen Angelegenheiten des Ländchens Weimar galt. Für diesen Bereich fühlte er sich als Staatsmann verantwortlich, was draußen in der Welt vorging, war Sache der anderen. Und so darf man annehmen, daß Goethe wie der Edelmann in seinem »Bürgergeneral« dachte, aber wie der Großkophta Cagliostro hat Goethe niemals gedacht. Und daher ist Genosse Heine im Unrecht, wenn er glaubt, sich für sein Amboß-oder-Hammer-Programm auf Goethe berufen zu können. Zudem sollte man dieses Programm den alldeutschen Allerweltsdraufgängern lassen, die mit Fug und Recht die Priorität geltend machen können. Glauben unsere Umlerner der Autorität Goethes nicht entbehren zu können, sei ihnen das politische Programm des biederen Edelmanns aus dem »Bürgergeneral« empfohlen. Es ist meines Wissens noch von keiner Partei als Programm übernommen, niemand kann also ältere Rechte geltend machen. Und Goethe hat es nicht nur geschrieben, sondern auch wirklich gemeint. Daß es aus der dürren Zeit eines großen Geistes stammt, dürfte seinem staatsmännischen Programm für die kommende Neuorientierung nur zur Empfehlung gereichen.

Der Roman des Ultraimperialismus.

Das Weltreich und sein Kanzler. Vom Verfasser des Fenriswolf. Jena 1917, verlegt bei Eugen Diederichs. 105 Seiten, geheftet 3,50 Mark, gebunden 4,80 Mark.

Der ungenannte Verfasser des »Fenriswolf« hat ein neues Buch veröffentlicht, dessen künstlerische Eigenart der des ersten Romans gleicht, die ja in diesen Blättern ausführlich gewürdigt wurde. (XXXIV, 2, Nr. 9, Franz Diederich, Ein Epos aus dem Leben des Kapitals.) Trotzdem der Verfasser, namentlich durch Briefe einiger Frauen, das Privatleben mehr wie im »Fenriswolf« berücksichtigt, kann man doch auf die Darstellungsmethode seines neuen Buches die Worte von Marx anwenden:

»Nur soweit der Kapitalist Mensch gewordenes Kapital ist, hat er einen historischen Wert und jenes historische Existenzrecht, das, wie der geistreiche Lichnowsky sagt, keinen Datum nicht hat.« (»Kapital«, I, S. 527.)

Inhaltlich ist der Rahmen des »Weltreichs« aber weiter gespannt wie im »Fenriswolf«. Die Handlung führt mitten in die Probleme des Weltkriegs und ist durch den Eintritt der Vereinigten Staaten in das Völkerringen noch aktueller geworden. Man könnte das »Weltreich« den Roman des Ultraimperialismus nennen, denn das Problem eines zentralisierten Weltkartells beherrscht die Handlung und verleiht ihr, trotz aller Romanerfindung, das blutwarme Leben. Der Kampf um die Ideen Frank S. Dodds, des imperialistischen Theoretikers, und ihre praktische Ausführung durch den Kupferkönig Vanbrugh bildet den Inhalt des Romans. Der Leitgedanke des juristisch und nationalökonomisch gebildeten Dodd ist das Grund-

motiv des Buches. Sein Plan wird von Dodd in einem Briefe an seine Freundin mit folgenden Sätzen skizziert:

»Wir sind ja immer einig gewesen über die große Aufgabe der Neuen Welt in diesem ungeheuren Kriege. Ich sehe jetzt einen Weg.... Wenn der Krieg noch sehr lange dauert, müssen sich alle kämpfenden Völker und noch einige kleine Neutrale wirtschaftlich völlig erschöpfen. Nur wir werden gewinnen und allein bei der Gründung des Weltreichs in Betracht kommen. Nur dann aber wird der Krieg noch lange dauern, wenn wir ihm mit aller Macht Werkzeuge liefern, unser großes, die Menschheit förderndes Ziel kann nur erreicht werden, wenn wir das Elend in Europa noch vermehren. Das ist's, was mich quält.... Ich habe in der Gesellschaft für wirtschaftlichen Zusammenschluß einen Vortrag gehalten. Der Bericht hat die Aufmerksamkeit unseres Kupferkönigs in St. Paul erregt. Er hat mich zu übermorgen eingeladen.... Ich wünsche trotz der eigenen Unentschlossenheit in fiebernder Hoffnung, daß er seine finanzielle Kraft an unsere Ideen setzen möchte. Er ist einer der wenigen, die das herüberströmende Kapital zur Sammlung zwingen könnten. Er könnte das Fundament ausheben für den großen Friedensbau, das wirtschaftliche Weltreich, in dem die ganze Menschheit in Arbeitssicherheit wohnen dürfte. Was verschlagen ein paar Monate, um die wir den Krieg verlängern, wenn wir gleichzeitig der Welt eine wirtschaftliche Verfassung aufzwingen können, die allen Krieg für ewig beseitigt!« (S. 19, 20.)

Aus dem erwähnten Vortrag in der Gesellschaft der Trustmagnaten werden einige markante Stellen in einer öffentlichen Versammlung durch ein Mitglied der Friedensliga verlesen. In diesen Sätzen ist das Programm des Ultraimperialismus, dessen von Hilferding als theoretisch denkbares Endziel finanzkapitalistischer Entwicklung bezeichneten Zentralkartells in klarer Sachlichkeit entwickelt.

»Je länger der Krieg dauert, desto massenhafter muß das europäische Kapital nach Amerika auswandern, geworben durch die amerikanischen Waffenlieferungen. In unserer Zeit muß ein Krieg von jahrelanger Dauer zweifellos zwangsläufig und selbsttätig zur Ansammlung des Kapitals auf wenigen Konten führen. In einem Weltkrieg erfaßt dieses im Wesen des Kapitalismus notwendig begründete Geschehen das gesamte Weltwirtschaftsgut. Wir stehen jetzt mitten in diesem Vorgang der unerhörtesten Zusammendrängung, und ein günstiges Geschick, das ich den Sinn des Weltkriegs nennen muß, will, daß der Ort der stärksten Zusammenballung unser Land ist. Wollen wir dem Sinn des Weltkriegs gerecht werden, so müssen wir den bei uns mündenden Goldstrom nach den Gesetzen seines Wesens behandeln.... Nur eine Art von wirtschaftlichem Absolutismus, eine Kontrolle des Weltwirtschaftskapitals von einer wie immer auch gearteten Zentralstelle aus vermag die große Aufgabe zu lösen, die unserem Lande in dieser Zeit ward.... Der politische Absolutismus ... ist in Europa oft genug versucht worden. Er hat die Probe noch nie bestanden. Der wirtschaftliche Absolutismus hat seine Gelegenheit noch nie gehabt. Wir sind berufen, sie ihm zu geben und auf dem Boden der wirtschaftlichen Alleinherrschaft eine zum ewigen Frieden führende Regelung aller weltpolitischen Probleme, aber auch aller inneren Fragen zu ermöglichen. Die wirtschaftliche Macht hat das Primat. Und zur wirtschaftlichen Macht können der Natur der Dinge nach nicht die vielen, kann nicht die Masse berufen sein. Die höchste Klugheit offenbart sich immer nur in wenigen. Ihnen sei das Schicksal der Gesamtheit anvertraut....«

Der Milliardär handelt nach diesem Programm: er bringt einen Kupferring zustande, beherrscht dann die Waffenfabrikation, bemächtigt sich des Frachtraums — kurz ist auf dem Wege zur Kapitalbeherrschung, zunächst in den Vereinigten Staaten.

Die Widerstände der Friedensliga, der Kleinkapitalisten und Farmer werden gebrochen oder durch schlaue Manöver dem Finanzkapital dienstbar gemacht. Eine Auflehnung des Ideologen Dodd wird durch einen gefälligen Irrenarzt und einen Briefdiebstahl erledigt.

Trotz aller Erfolge ist aber der Schlußausblick kein Weltreich des Friedens, sondern ein Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Japan, der von den Kapitalmagnaten planmäßig herbeigeführt werden muß.

Unsere Skizze erschöpft den Inhalt nicht. Die Darstellung gibt in Briefen und Berichten gesellschaftliche Momentbilder und persönliche Stimmungen von eindringlichster Wirkung. Friedensbewegung, Kleinbürgerrevolte, deutsch-amerikanische Opposition, kapitalistische Geschäftsmanöver, Eindrücke einer Ärztin auf dem deutschen Kriegsschauplatz — alles wird lebendig charakterisiert und notwendig in den Lauf der Handlung hineinbezogen. Bei allen Wechselfällen bleibt allein unverändert der Kupfergewaltige Vanbrugh, der sich bei seiner Schwerhörigkeit »angenehm distanziert« fühlt und auf dessen »übermenschliche Ruhe« selbst sein nervös werdender Kampfgenosse, der Bankdirektor Denridge, vertraut.

Es zeugt für die künstlerische Objektivität und für die ökonomische Sachkenntnis des Verfassers, daß er die imperialistische Ideologie und die wirtschaftliche Wirklichkeit ungeschminkt konfrastiert. Sein Buch ist trotz erdichteter Handlung ein lebendiges Zeugnis für den Geist und die Triebkräfte des Imperialismus, die Rudolf Hilferding in seinem zu wenig studierten »Finanzkapital« mit den lapidaren Sätzen kennzeichnet:

»Aber an Stelle der verblichenen Ideale des Bürgertums setzt der Imperialismus diese Auflösung aller Illusionen nur, um selbst eine neue und größere zu erwecken. Er ist nüchtern bei der Abwägung des realen Widerstreits kapitalistischer Interessengruppen, und er begreift die ganze Politik als Geschäft miteinander kämpfender, aber auch miteinander sich vereinigender kapitalistischer Syndikate. Aber er wird hinreißend und berauschend, wenn er sein eigenes Ideal enthüllt. Der Imperialist will nichts für sich; er ist aber auch kein Illusionist und Träumer, der das unentwirrbare Gewirr der Rassen auf allen Entwicklungsstufen und mit allen Entwicklungsmöglichkeiten statt als farbenprächtige Wirklichkeit in den blutleeren Begriff der Menschheit auflöst. Mit harten klaren Augen blickt er auf das Gemenge der Völker und erblickt über ihnen allen die eigene Nation. Sie ist wirklich, sie lebt in dem mächtigen, immer mächtiger und größer werdenden Staate, und ihrer Erhöhung gilt all sein Streben. Die Hingabe des Einzelinteresses an ein höheres Allgemeininteresse, das die Bedingung jeder lebensfähigen sozialen Ideologie ausmacht, ist damit gewonnen, der volksfremde Staat und die Nation selbst zu einer Einheit verbunden und die nationale Idee als Triebkraft in den Dienst der Politik gestellt. Die Klassengegensätze sind verschwunden und aufgehoben in dem Dienste der Gesamtheit. An Stelle des für die Besitzenden aussichtslosen, gefährlichen Kampfes der Klassen ist die allgemeine Aktion der zum gleichen Ziel nationaler Größe vereinten Nation getreten.« (S. 428, 429.)

Eine der theoretisch vorauszusehenden verschiedenen Entwicklungsmöglichkeiten nach dem Kriege ist ein kapitalistischer Feudalismus, jener von Dodd angestrebte wirtschaftliche Absolutismus. Als ein künstlerisch entworfenes Bild dieser ultraimperialistischen Tendenzen ist der Roman ein Kulturdokument und ein Werk, das alle Antiimperialisten lesen müssen. O. J.

Literarische Rundschau.

Koloniale Zeitfragen. Herausgegeben vom Aktionsausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft. Berlin 1916, Verlag Dietrich Reimer. Nr. 1 und 2. Preis je 20 Pfennig.

Die kolonialen Probleme sind während des Krieges in den Hintergrund getreten. Trotzdem wird nur der oberflächliche Beurteiler behaupten, sie spielten in diesem Weltkrieg eine geringe Rolle. Im Gegenteil, sie waren seine wichtigste Triebfeder und werden noch lange die auswärtige Politik der Großmächte be-

stimmen. Es ist darum von Interesse, nochmals in Erinnerung zu bringen, was eigentlich unter Kolonialpolitik verstanden wird, welche Vorteile man sich davon verspricht und wie sich die bürgerlichen Parteien zu den kolonialen Problemen der Gegenwart stellen. Der Aktionsausschuß der Kolonialgesellschaft hat nun zwei in dieser Hinsicht beachtenswerte Flugschriften erlassen, die Werbeschriften für den Imperialismus sind. In der ersten dieser Schriften sind kurze Aufsätze gesammelt: v. Hagen schreibt über die Entwicklung des kolonialen Gedankens in Deutschland, Hans Delbrück über Weltpolitik und Kolonialpolitik, Karstedt über die koloniale Krisis, Froberger über Kolonialpolitik als Kulturproblem und Severing über die Bedeutung der Kolonien für die Rohstoffversorgung der Industrie. Der Aufsatz des Genossen Severing ist zunächst in den »Sozialistischen Monatsheften« erschienen, Autor und Redaktion haben ihn aber der Kolonialgesellschaft trotz deren imperialistischer Propaganda zur Verfügung gestellt. Sozialpatrioten und Sozialimperialisten sind ja heute die Paradepferde der bürgerlichen Imperialisten, und als am 7. Juni 1916 die gleiche Gesellschaft einen Vortragsabend veranstaltet hatte, war Dr. Lensch einer der ersten Redner in der erlauchten Versammlung; außer ihm sprachen noch Schwarze vom Zentrum, Naumann, Stresemann und Graf Westarp. Man sieht, es vereinigten sich zum hohen Zwecke der imperialistischen Agitation führende Persönlichkeiten der bürgerlichen Welt und legten ein Bekenntnis zum Imperialismus ab. Was haben sie aber über Kolonien und Kolonialpolitik materiell Beachtenswertes zu sagen?

Schon die historische Skizze Hagens wimmelt von Ungenauigkeiten. Wie schildert er beispielsweise den Anfang der Kolonialpolitik Deutschlands? »Durch ganz Deutschland ging«, sagt er, »ein Zug nationaler Begeisterung, wie er seit 1870 nicht wieder erlebt worden war: eine nationale Erhebung, die zum ersten Male nur kolonialpolitisch orientiert war. Erst dieser ‚Völkerfrühling' ermutigte Bismarck ..., mit den ersten Versuchen einer aktiven Kolonialpolitik eine neue, weltpolitisch gerichtete Periode einzuleiten.« Hingegen sagt A. Zimmermann, der offizielle Geschichtschreiber der deutschen Kolonialpolitik, daß es allerhand Abenteurer und Besitzer von verkrachten Unternehmungen waren, die zu dieser Zeit allein für Kolonien eintraten, während nicht nur die Regierung und die meisten Parteien des Reichstags, sondern auch die Geschäftswelt den kolonialen Unternehmungen ablehnend gegenüberstanden. Unrichtig ist es auch, daß die Kolonialpolitik in Afrika mit der Auswanderung etwas zu tun hatte. Hagen zeigt überhaupt mangelndes Verständnis für volkswirtschaftliche Fragen. Denn er sagt, daß der Aufschwung Deutschlands zu starker Auswanderung geführt habe.

Die Ansichten Delbrücks über Kolonien sind bekannt. Interessant ist es, daß er Weltpolitik und Kolonialpolitik gleichsetzt. Das mögen sich diejenigen Genossen merken, die für eine Weltpolitik schwärmen, ohne sich genaue Rechenschaft darüber abzugeben, was sie darunter verstehen. Ihnen möchte ich besonders diese Flugschriften zur Lektüre empfehlen. Sie werden hier erfahren, was Weltpolitik heute in Wirklichkeit bedeutet!

Delbrück bestreitet zwar ganz entschieden, daß Weltpolitik mit dem Streben nach Weltherrschaft gleichzusetzen ist. Das Ziel der deutschen Weltpolitik, denkt er aber, sei: bei der Aufteilung der Welt nicht mehr übergangen zu werden. Nun gerade das ist es eben, was andere Politiker »Weltherrschaft« nennen. So schreibt Felix Salomon:[1]

[1] Der britische Imperialismus. Leipzig, Berlin 1916, Verlag B. G. Teubner. 223 Seiten. Für diese Schrift beginnt der englische »Imperialismus« mit der Gründung des englischen Reiches. Sie bringt eine Fülle historischer Daten ohne tiefes Eindringen in deren ökonomische und soziale Zusammenhänge. Das letzte Kapitel: »Der moderne Imperialismus« ist die schwächste Partie des Werkes und unter starker Voreingenommenheit gegenüber England geschrieben. Salomon bestreitet

»Weltherrschaft bedeutet den vermessenen Anspruch Englands, über alle Verschiebungen und Veränderungen in allen Teilen der Welt kontrollierend und bestimmend zu Gericht zu sitzen und nur solche zuzulassen, welche den Interessen des britischen Reiches entsprechen.« (S. 212.)

Das ist ja in der Praxis nichts anderes als das, was Delbrück verlangt! Denn niemand denkt sich ja unter dem Worte Weltherrschaft die absolute Unterjochung aller Völker der Welt, sondern man versteht darunter das Bestreben, in allen Welthändeln und in allen Weltteilen entscheidend eingreifen zu können. Es ist eben eine Frage der Machtpolitik: das Streben danach, seinen Willen den anderen in kolonialpolitischen Streitigkeiten kraft militärischer Macht aufzuzwingen.

Von dem Gesichtspunkt der Machtpolitik aus fordert Karstedt den Erwerb von Flottenstützpunkten und betonen Lensch, Stresemann und Graf Westarp die Notwendigkeit weiterer Rüstungen zu Land und zu Wasser. Daß sich ein Kolonialreich im Kriegsfall werde selber halten können, bestreitet Graf Westarp. Er will die Verstärkung der Machtstellung in Europa und ebenfalls die Erlangung von Flottenstützpunkten. Das ist es auch, was »praktische« Politiker unter dem Worte »Freiheit der Meere« verstehen. In Kriegszeiten gibt es eben, wie die »Frankfurter Zeitung« (vom 12. September 1915) richtig darlegt, ebensowenig Meeresfreiheit wie Verkehrsfreiheit überhaupt. Die Mächte streben heute die Herrschaft über die Meere, nicht ihre Freiheit an.

Wenn darum Severing für die Rohstoffversorgung Deutschlands die Freiheit der Meere fordert, so wünscht er entweder ebenfalls eine Flottenpolitik oder weiß selber nicht, was er darunter versteht. Denn die Ausrede einiger, man könne die Meeresfreiheit durch internationale Abkommen erlangen, ohne die jetzige Rüstungs- und Machtpolitik aufzugeben, ist eine lächerliche Illusion: eines schließt das andere völlig aus.

Übrigens steht es überhaupt mit der Logik Severings sehr sonderbar. Er behauptet nämlich, daß die Arbeiter der verarbeitenden Industrie bei inländischer Versorgung mit Rohstoffen einen Einfluß auf die Arbeitsbedingungen haben können, während beim Bezug von Rohstoffen vom Ausland die Arbeitsverhältnisse im Inland von denen im Ausland abhängen. Man sieht, daß Severing zunächst ganz verschiedene Dinge zusammenwirft: Was hat der Bezug von Rohstoffen mit der Gestaltung des Arbeitslohns zu tun? Zu dieser sonderbarsten Theorie ist noch kein bürgerlicher Imperialist gekommen, und Severing sollte beim Patentamt seinen Namen auf diese Erfindung verewigen lassen. Severing hat dann auch vergessen, daß auf die Arbeitsverhältnisse im Inland die des Auslands stets einwirken und daß eben darum die Arbeiterbewegung international sein muß oder überhaupt nicht sein wird. Man sieht, wohin der »nationale« Gesichtspunkt führt: zur Utopie der Selbstversorgung durch Kolonien, eine Utopie, die sicher die gefahrvollste unter allen ist.

Gerade aber diese Illusion, daß es für die Industrie und die Arbeiterschaft von Bedeutung sei, ob man aus »eigenen« oder »fremden« Kolonien die Rohstoffe holt, ist heute in Gewerkschaftskreisen verbreitet, und Lensch, der vor dem Kriege sich über diese volkswirtschaftliche Unwissenheit lustig gemacht hat, wiederholt sie jetzt vor jener erlauchten Versammlung. Der Imperialismus liegt eben im Zuge der Zeit; wer ihm nicht folgt, der ist ja nicht mehr »modern«. Für ein Mitglied der Gesellschaft 1914 wäre es aber ein böser Schimpf, nicht »modern« zu sein. Sp.

---

zwar, daß England den Krieg gewollt hat, schreibt ihn aber doch auf das Konto der persönlichen Eigenschaften der Leiter der britischen Politik und verwirrt sich überhaupt in Widersprüchen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 22 | Ausgegeben am 2. März 1917 | 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Bernstein und die Schuldfrage.

Von **Eduard David.**

1. Mehrheitspolitik und Schuldfrage.

In Nr. 15 und 16 der Neuen Zeit wehrt sich Eduard Bernstein gegen das Urteil, das ich in meinem Artikel in der »Glocke« (2. Dezember 1916) über seine Herausgabe des englischen Blaubuchs abgegeben habe. Die klobigen Beschimpfungen, mit denen er mich dabei bedenkt, sollen wohl die sachliche Schwäche seiner Position verdecken. Er schließt seinen Artikel mit folgenden Worten:

Die Vorgeschichte des Weltkriegs ist ein großes und wichtiges Kapitel, das gerade in diesen Tagen wieder aktuelle Bedeutung erlangt hat. Für niemand mehr als für diejenigen, die am Werke der Verständigung der Völker arbeiten und ihr Volk für die Bedingungen der Herstellung eines wahren Friedens zu erziehen suchen, ein Ziel, das rückhaltloses Aufsuchen und Bekennen der Wahrheit zum ersten Gebot macht. David folgt einem anderen Gebot. Für ihn heißt es: Ausschließlich die Schuld bei den anderen suchen. So sinkt er auf die Stufe jener Sorte von Patrioten herab, die zu allen Zeiten den Verfechtern einer edlen Auffassung des Patriotismus Feinde waren. Und er hat nur einen mildernden Umstand für sich: er muß. Denn wo bliebe seine Politik, wenn er anders verführe?

Ich bedaure, nicht einmal den mildernden Umstand, den Bernstein mir gütigst für meine Schlechtigkeit zubilligen will, beanspruchen zu können. Für »meine Politik«, das heißt für die Politik der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, ist der Nachweis der Unschuld der deutschen Regierung am Kriegsausbruch keineswegs eine notwendige Voraussetzung. Die Tatsache einer gegen unser Land anrennenden Weltkoalition, deren Pläne nach der Antwortnote der Entente an Wilson jetzt auch dem blödesten Auge klar sind, genügt vollkommen, um eine Politik zu rechtfertigen, die die Rettung unseres Landes vor politischer und wirtschaftlicher Vernichtung zum Ziele hat und darum den festen inneren Zusammenhalt aller Bevölkerungsschichten heischt.

Die Eroberungs- und Zertrümmerungsziele der feindlichen Mächte sind nichts anderes als die Beutepläne, die in den Jahren vor dem Kriege das Bindemittel abgaben für den Zusammenschluß der uns einkreisenden Staaten. Die Rückgewinnung von Elsaß-Lothringen durch Frankreich, die Eroberung Konstantinopels und die Beherrschung des Balkans durch Rußland führten die französischen Republikaner und die Diplomaten des Zaren einander in die Arme. Die Aufteilung des Restes des nordafrikanischen Herrschaftsbereichs des Kalifats begründete die Entente cordiale zwischen Frankreich und England und lockte mit dem Beutestück Tripolis Italien in den neuen Bund. Der grandiose Plan, die Türkei vollends zu zertrümmern und ihre asiatischen Besitzungen zu verteilen, gab die Unterlage für die An-

näherung zwischen England und Rußland. Und die Absicht, Österreich-Ungarn in Fetzen zu zerreißen, brachte die Annäherung zwischen Rußland und Italien zustande, zog Rumänien aus der Gefolgschaft des ehemaligen Dreibundes und bestimmte die Politik Serbiens, des willigen und großmachtsüchtigen Vasallen Rußlands auf dem Balkan. Aus dieser aggressiv-imperialistischen Politik des großen Weltverteilungssyndikats entsprang die immer bedrohlicher gewordene Spannung vor dem Kriege. Österreich stand durch seine bloße Existenz, Deutschland durch seine auf staatliche und militärische Kräftigung der Türkei gerichtete Orientpolitik der Verwirklichung jener Raubpläne im Wege. Hier liegen die Ursachen des Weltkriegs. Und von hier aus beantwortet sich die Frage, ob dieser Krieg für die Zentralmächte ein Verteidigungskrieg ist, mit einem klaren Ja.

An diesem Sachverhalt würde sich selbst dann nichts ändern, wenn man die Schuldfrage im engeren diplomatischen Sinne zuungunsten der leitenden Männer der Zentralmächte beantworten müßte. Bernstein unterstellt mir, daß ich die diplomatische Schuld ausschließlich bei den anderen suchte. Wer das einschlägige Kapitel meines Buches über die Sozialdemokratie im Weltkrieg gelesen hat, weiß, daß das nicht der Fall ist. Aber selbst wenn man auf das Konto der österreichischen und der deutschen Diplomatie größere Fehler setzen müßte, als ich es dort getan, so bliebe nichtsdestoweniger der Charakter dieses Krieges als eines Verteidigungskampfes, als eines Kampfes für die Aufrechterhaltung der politischen Machtstellung und der gleichberechtigten Anteilnahme der Zentralmächte an der weltwirtschaftlichen Entwicklung unerschüttert. Die Entente sagte sich und mußte sich sagen, daß die Durchsetzung ihrer politischen Ziele nur mit der kriegerischen Niederwerfung des Deutschen Reiches und der Donaumonarchie zu erreichen sei. Die Aufstellung und Verfolgung dieser Ziele trieb zum Kriege und mußte ihn früher oder später auslösen. Wer sich darüber klar ist, wird die diplomatischen Vorgänge in den kritischen Tagen des Juli 1914 nicht überschätzen. Für die Begründung der Mehrheitspolitik, das heißt einer entschlossenen Politik der Vaterlandsverteidigung durch Wort und Tat sind sie von relativ untergeordneter Bedeutung.

2. Die Bedeutung der Schuldfrage für Bernstein.

Ganz anders aber steht es in dieser Hinsicht mit Bernstein und seiner Politik. Für ihn ist die diplomatische Schuldfrage der ausschlaggebende Faktor, von dem aus er die Frage beurteilt, ob Deutschland einen Angriffs- oder einen Verteidigungskrieg führe. Solange er der Meinung war, die Schuld am Kriegsausbruch liege bei Rußland, vertrat er mit mir die Politik der Mehrheit. Ja, er war einer der begeistertsten und entschlossensten Verfechter der Kreditbewilligung in den Tagen vor und nach dem 4. August 1914. Dann aber kam ihm die angeblich bessere Erkenntnis, daß die Diplomatie der Entente auf die Erhaltung des Friedens, die der Zentralmächte hingegen auf die Herbeiführung des Krieges ausgegangen sei. Ssasonow, Delcassé und Grey nahmen in seinen Augen die Gestalt friedfertiger Unschuldsengel an, die durch die bösen Kriegspolitiker Berchtold und Bethmann in das Unheil des Weltkriegs hineingestoßen wurden. Aus diesem Grunde stellte er das Steuer seiner Politik um und lehnte fortan die Mittel zur Durchführung der Landesverteidigung ab.

Angesichts dieses Sachverhalts wird Bernstein bei einigem Nachdenken finden, daß er sich mit der oben zitierten Schlußbemerkung seines Aufsatzes selbst eine Grube gegraben hat. Er hat damit den psychologischen Untergrund aufgedeckt, aus dem seine Bemühungen in der Schuldfrage entsprungen sind. Eine bessere Bestätigung dessen, was ich zur Erklärung der eigentümlichen Weglassungen in seiner Blaubuch-Ausgabe angeführt habe, hätte er nicht erbringen können.

3. Bernsteins Verständigungswahn.

Bernstein glaubt mit seiner Art der Behandlung der Schuldfrage »am Werke der Verständigung der Völker zu arbeiten«. Ich bin der Meinung, daß er damit im Gegenteil dem gegenseitigen Verstehen und einer Wiederannäherung innerhalb der sozialistischen Internationale den schwersten Schaden zugefügt hat. In England hat er der Gruppe um Mac Donald entgegengearbeitet, indem er deren Kritik an der englischen Diplomatie entwertete und den englischen Predigern des Züchtigungskriegs gegen die deutschen »frivolen Friedensbrecher« Wasser auf die Mühle lieferte. Am schlimmsten aber wirkte Bernsteins eigene Art von internationaler Objektivität auf die führenden französischen Sozialisten. Deren ganze wütende Kriegspolitik und verbissene Stellungnahme gegen die deutsche Sozialdemokratie gründet sich auf ihre fanatisch-einseitige Auffassung der diplomatischen Schuldfrage. Die deutsche Regierung hat den Krieg gewollt und vom Zaune gebrochen, sie ist aus Eroberungs- und Raubabsichten über ihre friedlichen Nachbarn im Osten und Westen hergefallen. Diese Überfall-Legende ist den Franzosen eine heilige und unerschütterliche Wahrheit. Sie haben sie bei jeder Gelegenheit feierlich wiederholt und in unzähligen Artikeln und Reden verkündet. Mit ihr peitschten sie ihr eigenes Volk zum Rachekrieg auf; mit ihr suchten sie die Neutralen gegen Deutschland mit in den Krieg zu ziehen. Mit dieser Auffassung begründen sie die »ganz andere Situation«, die ihnen das Recht und die Pflicht beimißt, ihr angegriffenes Land zu verteidigen, den deutschen Sozialisten aber die Pflicht zumutet, ihrem Lande in den Rücken zu fallen. Damit, daß die deutschen Sozialdemokraten sich weigerten, dies zu tun, damit, daß sie zu ihrem Lande standen, machten sie sich in den Augen der Renaudel und Genossen zu »Komplicen eines Verbrechens«, zu willfährigen Gehilfen des »Kaiserismus«, zu Mitschuldigen an einem frivol angezettelten Raub- und Eroberungskrieg.

Es dürfte Bernstein nicht entgangen sein, daß die Franzosen für diese ihre Auffassung von der »ganz anderen Situation« ihn selbst des öfteren als Kronzeugen zu zitieren beliebten, und er mag sich selbst die Frage beantworten, ob er damit, daß er die Franzosen in ihrer fanatisch-einseitigen Auffassung bestärkt, dem Verständigungswerk dient. Oder glaubt er etwa, die deutsche Partei dahin bringen zu können, im Büßergewand vor der Internationale zu erscheinen, um Abbitte zu leisten für das begangene Verbrechen und Gnade zu erflehen nach vollzogener »Abrechnung«? Er sollte sich selbst sagen, daß die deutsche Arbeiterschaft für eine so »edle Auffassung des Patriotismus« niemals Verständnis haben wird.

Will er also der Verständigung dienen, so mag er seine Bemühungen darauf richten, die Sozialisten des feindlichen Auslandes zu einem vertieften Studium und gründlicheren Nachdenken über die Ursachen des Krieges und

im besonderen auch über die diplomatische Schuldfrage zu veranlassen. Hier liegt die große Bedeutung, die ich der Erörterung der Schuldfrage beimesse. Für die Begründung der Mehrheitspolitik brauchen wir sie nicht. Die steht auf festem Boden auch ohne dies. Von der sozialdemokratischen Mehrheitspresse ist die Schuldfrage darum auch kaum behandelt worden. Viele sehen in ihr nur eine theoretisch-historische Frage, die später einmal nach noch genauerer Kenntnis des diplomatischen Urkundenmaterials mit der nötigen deutschen Gründlichkeit erörtert werden könne. Das ist freilich eine Verkennung der großen aktuellen Bedeutung, die die Schuldfrage für uns hat. Sie dient denen drüben als Waffe im gegenwärtigen Kampfe, als Keule, mit der sie Deutschland in den Augen der ganzen Welt moralisch totzuschlagen versuchen. Aus der Schuldfrage leitet die Entente ihr moralisches Recht ab, den Krieg bis zur Zerschmetterung der Zentralmächte und ihrer Verbündeten fortzusetzen. Auch die an Wilson gerichtete Note mit den ungeheuerlichen Kriegszielen der Verbandsmächte beruht ja auf dem Gedankengang: Deutschland war der frivole Friedensbrecher, seine Eroberungs- und Machtgier hat es dazu getrieben, das Unheil des Krieges über seine friedlichen Nachbarn zu bringen, und darum darf es im Interesse der Gerechtigkeit und der zukünftigen Sicherung seiner friedlichen Nachbarn kein Ende des Krieges geben, bevor nicht der deutsche Militarismus endgültig vernichtet, bevor nicht Deutschland und seine Gefolgschaft so klein gemacht sind, daß sie außerstande sind, jemals wieder die friedliche Umwelt zu bedrohen. Das ist der moralische Mantel, mit dem die Teilhaber an dem großen Weltverteilungssyndikat ihre ausschweifenden Machterweiterungspläne umkleiden. Diesen Mantel in Fetzen zu zerreißen, ist dringend notwendig.

Wir stehen in dieser Sache also in der Verteidigung. Von drüben und nicht zum wenigsten aus den Reihen der Sozialisten der Ententestaaten ist die Anklage gegen uns als Verbrecher gegen den Frieden der Welt, als Verräter an den sozialistischen Ideen, als Feinde aller Gerechtigkeit und Freiheit erhoben worden. Wir werden beschimpft, dem Haß und der Verachtung der gesamten Welt empfohlen; uns wird ein furchtbares Strafgericht, eine exemplarische Züchtigung zur Sühne unserer Schandtat angekündigt. Angesichts dieses Sachverhalts ist es mehr als naiv, den Versuch zu machen, die Aufrollung der Schuldfrage unsererseits als einen Angriff auf die internationale Solidarität, als eine Hinderung der Wiederannäherung hinzustellen. Wir verteidigen uns; die beste Verteidigung aber ist auch hier der Angriff. Bernstein hält seinen Schild vor die Angreifer. Dann soll er sich nicht darüber beschweren, wenn die Hiebe auch ihn treffen.

4. Ein plumper Anwurf.

Hoffentlich versteht jetzt Bernstein den sachlichen Zweck meiner Kritik. Er unterstellt mir die Absicht, ihn denunzieren zu wollen, und versteigt sich zu der Bemerkung, ich und andere sähen ihren Ruhm darin, »die weiland Tessendorf und Konsorten noch zu überbieten«. Es muß schlimm um das Vertrauen Bernsteins auf die sachliche Güte seiner Sache bestellt sein, wenn er glaubt, zu so plumpen Anwürfen seine Zuflucht nehmen zu müssen. Ihn denunzieren — du lieber Gott! Als ob er nicht selbst das Geheimnis, wie er über die Schuldfrage denkt, reichlich der weitesten Öffentlichkeit übermittelt

hätte. In seiner Entgegnung nimmt er ja auch ausdrücklich den Ruhm des »rückhaltlosen Aufsuchens und Bekennens der Wahrheit« für sich in Anspruch. Er weiß selbst, daß keine Behörde ihm deswegen ein Härlein krümmt. Und obendrein schützt ihn auch noch die Immunität des Abgeordneten vor jeder Unannehmlichkeit. Durch sein Lamento auf offenem Markt über Denunziation beweist er am besten, wie ungefährlich ihm selbst sein Bekennermut dünkt, und der Umstand, daß nicht einmal die Zensur gegen die Veröffentlichung seiner Entgegnung etwas einzuwenden hatte, entzieht seinem Geschrei vollends jede Unterlage.

Umgekehrt, verehrter Chronist, wird ein Schuh daraus! Dieser Anwurf ist nichts anderes als ein demagogischer Trick, der die Absicht verfolgt, mich bei der Arbeiterschaft zu denunzieren. Die Methode ist ja nicht neu! Was haben die Vertreter der Mehrheit nicht alles über sich ergehen lassen müssen an ehrenrührigen Beschimpfungen und an Verdächtigungen ihrer persönlichen Motive. Mir die Absicht zu unterstellen, Bernstein persönlich schaden zu wollen, ist kindisch. Seine Person kommt bei dieser Angelegenheit nur insoweit in Frage, als ich das Zutrauen der Arbeiterschaft in die Zuverlässigkeit seiner Dokumentensammlung zerstören mußte, um eine irrtümliche Urteilsbildung in der Schuldfrage nach Möglichkeit zu verhindern. Aus diesem Grunde war ich genötigt, seinen Ruhm als eines wirklich neutralen Chronisten zu zerstören. Seine Entgegnung ist nicht geeignet, ihn wiederherzustellen.

5. Eine literarische Zwillingsmißgeburt.

Aber ich habe doch ein Ergänzungsheft herausgebracht und damit die Mängel der ersten Ausgabe beseitigt, wendet Bernstein ein, und er beteuert dabei, daß er das aus ureigenster Initiative getan habe. Schön, anerkennen wir den guten Willen Bernsteins, den angerichteten Schaden nachträglich gutzumachen. Aus der Welt geschafft ist er jedoch damit nicht. Darauf weist nachdrücklich der mit »Habakuk« unterzeichnete Artikel in Nr. 37 der »Glocke« hin. Auch in der Beantwortung dieses Artikels sucht Bernstein das Wasser zu trüben. Er überschüttet dessen Verfasser mit einer Ansammlung übelriechender Beschimpfungen, weil dieser beiläufig die Vermutung ausgesprochen hat, Bernstein sei durch die von mir längere Zeit vorher bekundete Absicht, seine Dokumentensammlung einer Kritik zu unterziehen, zur Herausgabe des Ergänzungsheftes veranlaßt worden. Er verschweigt aber sorgfältig den Kern der Ausführungen Habakuks.

Was die beiläufige Vermutung Habakuks betrifft, so will ich Bernstein glauben, daß er schon viel früher den Plan zu seinem Ergänzungsheft faßte. Ob meine im Sitzungssaal des Reichstags einer Anzahl Fraktionskollegen vorgetragene Kritik ihm zu Ohren gekommen und das endliche Erscheinen beschleunigt hat, muß ich dahingestellt sein lassen. Für die Sache selbst ist das vollkommen gleichgültig. Habakuk hat vollkommen recht mit seinem Schlußurteil:

Es mag für die Verlagsbuchhandlung schmerzlich sein, daß durch die Enthüllung der Bernsteinschen Textrevision die betreffenden Hefte der »Dokumente zum Weltkrieg« völlig entwertet werden. Die Schuld an dieser Entwertung aber trifft einzig und allein den Herausgeber selbst. Wünschenswert wäre es jedenfalls gewesen, wenn der Verlag diesen einzigartigen Herausgeber veranlaßt hätte, nunmehr wenigstens einen vollständigen Neudruck mit dem genauen rektifizierten

Originaltext herauszugeben. Vielleicht hätten in diesem Neudruck die verstümmelten Stellen mit Kursivschrift wiedergegeben werden können, das würde gleichzeitig jeden Leser gründlich darüber belehrt haben, was Bernstein unter einer strengen Wiedergabe amtlicher Urkunden versteht.

Man bedenke, was man jetzt den Arbeitern zumutet, die sich Bernsteins Sammlung kaufen, um das Blaubuch zu lesen. Sie bekommen zwei Hefte, von denen keines ohne das andere gelesen werden kann. Man muß sie beide aufgeschlagen vor sich hinlegen und eines in das andere stückweise hineinlesen, um sich so das Ganze mühsam zusammenzusetzen. Bernstein erklärt jetzt: »Ich habe es von vornherein als eine Pflicht empfunden, den ganzen Inhalt des Blaubuchs den Käufern der Dokumente zugänglich zu machen.« Wenn das wahr ist, dann stellt er sich ein geradezu vernichtendes Zeugnis als Herausgeber aus. Jemand, der mit Absicht von vornherein ein solches buchhändlerisches Monstrum, eine solche literarische Zwillingsmißgeburt auf den Markt brächte, verlöre den Anspruch auf normale Zurechnungsfähigkeit.

Aber noch etwas! Bernstein begründete in dem Vorwort der ersten Torsoausgabe die Auslassungen und Kürzungen mit der Notwendigkeit, Raum zu sparen. Ich habe in meiner Kritik darauf hingewiesen, daß sein Eifer, Raum zu sparen, in einzelnen Fällen so weit geht, daß weggelassene Stellen nicht einmal durch Auslassungspunkte markiert werden. Eine nachträgliche Durchsicht des Ganzen ergibt, daß dieses Verfahren keineswegs vereinzelt angewendet worden ist, sondern geradezu die Norm bildet. Eine große Anzahl Dokumente sind in dieser Weise verstümmelt, ohne daß der ahnungslose Leser durch ein Zeichen darauf aufmerksam gemacht wird, daß er nicht das Ganze vor sich hat. So ist es geschehen mit den Nummern 55, 56, 57, 76, 80, 84, 87, 94, 95, 99, 108, 110, 111, 120, 139. Dabei handelt es sich vielfach um hochbedeutsame, für den ganzen Inhalt des Dokuments wichtige Teile, die einfach spurlos in der Versenkung des Bernsteinschen Papierkorbs verschwunden sind. Wer also nur die erste Torsoausgabe besitzt, kann nicht einmal feststellen, wo etwas fehlt; er hat eine völlig wertlose, weil gänzlich unzuverlässige Materialquelle in der Hand. Und angesichts dieser Leistung hat Bernstein noch den Mut, zu erklären, daß ihn bei seiner Arbeit nur der Gedanke »möglichster Genauigkeit, Unparteilichkeit und Vollständigkeit geleitet habe«. Ich erwidere ihm: Leichtfertiger konnte man mit einer Dokumentensammlung von solcher geschichtlicher Bedeutung gar nicht umspringen.

Zu guter Letzt sei den Besitzern beider Hefte verraten, daß sie auch damit noch nicht eine vollständige und zuverlässige Ausgabe des englischen Blaubuchs besitzen. So fehlt auch jetzt noch die Nr. 74 in beiden Heften, und unter Nr. 107 findet sich in dem Ergänzungsheft ein Torso als selbständiges Telegramm ohne Hinweis darauf, daß es nur ein Ergänzungsstück zu einer gleichen Nummer in der Hauptausgabe ist.

Danach dürfte es jedem klar sein, daß meine Kritik durch das Ergänzungsheft nicht gegenstandslos geworden ist. Wenn Bernstein die Überflüssigkeit meiner Kritik dadurch darzutun sucht, daß er auf das Vorwort seiner ersten Ausgabe verweist, wo er ja ausdrücklich gesagt habe, daß er nicht alle Depeschen und einen großen Teil nur in Auszügen brächte, so ist das eine Spekulation auf diejenigen Leser der Neuen Zeit, die meinen Auf-

saß in der »Glocke« nicht kennen. Die ihn gelesen haben, wissen, daß ich ebenso ausdrücklich in der Einleitung meiner Kritik auf das Bernsteinsche Vorwort hingewiesen habe. Daran habe ich aber die Bemerkung geknüpft: »Es tut mir leid, Bernstein sagen zu müssen, daß sein tatsächliches Verfahren diese Versicherungen Lügen straft, er hat nicht nur Dokumente weggelassen, die Mitteilungen wiederholen, sondern auch solche, die für die Beurteilung der diplomatischen Vorgänge in den kritischen Tagen von höchster Bedeutung sind. Und er hat sich des weiteren Streichungen an und in Dokumenten erlaubt, die sich mit einer unparteiischen Geschichtschreibung in keiner Weise vereinbaren lassen.« — Darum handelt es sich also. Das ist die Behauptung, die ich mit dem Tatsachenmaterial meines Artikels in der »Glocke« zu erweisen suchte. Prüfen wir nun, was Bernstein sachlich dagegen vorzubringen hat. (Fortsetzung folgt.)

Elektrizitäts-Staatsbetrieb in Sachsen.

Von **Hans Block.**

I.

Im Februar und März 1915 hat in diesen Blättern eine Diskussion zwischen den Genossen Braun (Nürnberg) und Kautsky stattgefunden, die sich um die Frage der Reichsmonopole im allgemeinen und um das Elektrizitätsmonopol im besonderen drehte.[1] In beiden Artikeln ist die Schwierigkeit gestreift, die ein solches Monopol wegen der notwendigen Auseinandersetzung mit den Gemeinden und den Bundesstaaten zu überwinden hat, die auf dem Gebiet der Elektrizitätsversorgung sich entweder längst betätigen oder neuerdings in größerem Umfang zu betätigen beginnen. Dieser Punkt verdient etwas eingehendere Erörterung im Anschluß an die Errichtung eines Staatsbetriebs für die Elektrizitätsversorgung des Königreichs Sachsen, die im Herbst 1916 beschlossen und inzwischen in Angriff genommen worden ist.

Schon Braun hat darauf verwiesen, daß Bayern und Baden sich große Wasserkräfte gesichert haben (Walchensee, Murg) und ihre Nutzung für den Betrieb großer staatlicher Elektrizitätswerke betreiben. Indes wird in beiden Staaten weder an ein gesetzliches noch ein faktisches Staatsmonopol der Erzeugung und Verteilung elektrischen Stromes gedacht. Der bayerische Staat tritt vielmehr mit seinem Werk in die sogenannten Bayernwerke ein, die ein gemischt-wirtschaftliches Unternehmen für die Stromversorgung des rechtsrheinischen Bayern sind. In ihm werden private, kommunale und staatliche Betriebe vereinigt, bei der Verwaltung ist der Staat in der Minderheit. Das Murgwerk in Baden soll hauptsächlich den Strom für den elektrischen Betrieb der Landeseisenbahnen liefern; bei vollem Ausbau könnte es allenfalls die nördliche Hälfte des Landes, keineswegs aber das ganze Staatsgebiet mit Strom versehen. Der Plan, den die Regierung des Königreichs Sachsen verfolgt und den der Landtag Ende Oktober gutgeheißen hat, geht weiter als die Absichten der bayerischen und badischen Regierung. Er will zwar kein gesetzliches Staatsmonopol der Elektrizitätsversorgung,

[1] Adolf Braun, Elektrizitätsmonopol, XXXIII, 1, S. 583, 620. Karl Kautsky, Zur Frage der Steuern und Monopole, XXXIII, 1, S. 673.

das auch nur durch ein Reichsgesetz zu schaffen wäre, denn das Recht der Erzeugung elektrischen Stroms auf eigenem Grundstück ist durch die Reichsgewerbeordnung gewährleistet, die durch ein Landesgesetz nicht angetastet werden darf. Aber er strebt doch ein faktisches Monopol an, das allerdings nicht auf einen Schlag, sondern allmählich erreicht werden soll. Um die Versorgung des Landes mit elektrischem Strom zu vereinheitlichen und zur Hebung der allgemeinen Wohlfahrt zu verbilligen sowie dabei einen gerechten Ausgleich zwischen den Interessen der verschiedenen Landesteile und Berufskreise herbeizuführen, soll der Staat die Stromerzeugung und seine Verteilung im großen zentralisieren und möglichst wirtschaftlich gestalten. So besagen die Richtlinien für die Verwaltung des Unternehmens, die zwischen Regierung und Landtag vereinbart wurden.

Der Zweck des Unternehmens ist also nach den amtlichen Versicherungen in erster Linie volkswirtschaftlicher Art; es soll der allgemeinen Wohlfahrt, der Entwicklung der Produktion in Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft, der Ausbreitung des Elektrizitätsgebrauchs in der Hauswirtschaft dienen und zugleich den Gefahren eines Monopols der großen Elektrizitätskonzerne vorbeugen, die in Sachsen bereits größere Gebiete belegt haben. Dagegen soll der neue Staatsbetrieb erst in zweiter Linie fiskalischen Zwecken dienen. Der Landtag hat sich in den Richtlinien ausdrücklich verbriefen lassen, es sei nicht beabsichtigt, dem Staate durch die Stromversorgung eine Gewinnquelle zu eröffnen. Der Betrieb soll indes, damit nicht die Gesamtheit der Steuerzahler durch das Unternehmen belastet werde, so geführt, die Strompreise sollen so bemessen werden, daß Betriebs- und Erneuerungskosten, volle Verzinsung und angemessene Tilgung des Kapitals gedeckt werden. Ob die papierene Sicherung der Richtlinien gegen die fiskalische Ausnutzung des Betriebs in der Zeit nach dem Kriege vorhalten wird, wenn die Finanzen der Bundesstaaten den Druck der Kriegslasten und Kriegsfolgen auszuhalten haben, das steht allerdings dahin.

Abweichend von Bayern und Baden wird der staatliche Betrieb Sachsens nicht auf Wasserkraft basiert. Wasserkräfte, die mit wirtschaftlichem Erfolg zur Stromversorgung ausgenutzt werden können, gibt es nur verhältnismäßig wenig im Lande. Bei der geringen und schwankenden Ergiebigkeit der sächsischen Wasserläufe werden sie stets nur aushilfsweise angewendet werden können. Der Strom muß durch Dampfmaschinen erzeugt werden. Billiger Betriebsstoff dafür bietet sich in den mächtigen Braunkohlenlagern, die im Nordosten und Nordwesten des Landes vorkommen. Von der Verwendung der sächsischen Steinkohlen ist abzusehen, da sie teurer als die Braunkohlen kommen, die fast durchweg im Tagebau gewonnen werden können. Diese größere Billigkeit fällt mehr ins Gewicht als die Lage.

Die Hauptsteinkohlenlager Sachsens finden sich im Zwickauer Revier, das heißt im Herzen des sächsischen Industriegebiets. Wären die Steinkohlen im Preise mit den Braunkohlen auch nur annähernd gleich, so wäre die Errichtung eines Hauptkraftwerkes im Steinkohlengebiet gegeben. Es könnte in solchem Umfang gebaut werden, daß das ganze Land im wesentlichen von dieser einen Stelle aus mit Strom versorgt würde. Da man aber die Braunkohle benutzen muß, so wird der Bau zweier Kraftwerke nötig, eines im Osten, eines im Westen des Landes, da die Fern-

leitung über eine gewisse Strecke hinaus — im Verhältnis zur Größe der Kraftquelle — unwirtschaftlich ist. Die Anlage der Werke am Gewinnungsort des Heizstoffs ist gegeben, nicht nur, weil so die Transportkosten auf ein Geringes herabgemindert werden, sondern auch, weil so auch der nicht zur Preßkohle geeignete Kohlenabfall, der nicht fernversandfähig ist, verwendet werden kann. Der sächsische Staat hat im Nordosten des Landes große Braunkohlenfelder, die er vor Jahren in seinen Besitz gebracht hat, um einen Teil der Kohlenschätze des Landes vor Raubbau durch das Kapital zu sichern — er sollte eine Reserve für spätere Zeit werden. In der Nähe dieser noch nicht in Angriff genommenen Felder dicht an der sächsisch-böhmischen Grenze bei Zittau liegt das große elektrische Kraftwerk Hirschfelde, das der Elektrizitätslieferungsgesellschaft Oberlausitzer Kraftwerke (E. L. G.) gehört, die eine Tochtergesellschaft der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft zu Berlin (A. E. G.) ist. Dieses Überlandwerk versorgt 70 Ortschaften, gab im Jahre 1914 12 201 Millionen Kilowattstunden ab und hatte 14 100 installierte Kilowatt, zu denen bis 1916 noch 11 400 Kilowatt traten. Die Vorlage der sächsischen Regierung sah den Ankauf dieses noch neuen, auf der Höhe der gegenwärtigen Technik stehenden Werkes, das auch noch erweiterungsfähig ist, für 5 Millionen Mark vor; es sollte den Neubau eines Betriebs in Ostsachsen erübrigen. Im Westen wollte die Regierung Anteile an den dortigen Unternehmungen der E. L. G. bis zu 49 Prozent erwerben; der völlige Ankauf war der weiteren Entwicklung vorbehalten. Jedenfalls sollte die Aufnahme des Staatsbetriebs im Westen erst nach dem Beginn im Osten geschehen.

Die beiden Staatswerke sollen imstande sein, den Bedarf des ganzen Landes an elektrischem Strom nicht nur bei dem jetzigen Stande des Bedürfnisses, sondern auch darüber hinaus für längere Zeit zu decken. Und zwar infolge der Vorteile der Zentralisation zu so billigem Preise, daß die bestehenden Unternehmungen ihre Rechnung dabei finden werden, wenn sie den Betrieb ihrer Eigenwerke aufgeben und den Strom vom Staate beziehen. So denkt die Regierung das faktische Staatsmonopol allmählich durch den freiwilligen Anschluß der nichtstaatlichen Betriebe an das Staatsnetz zu erreichen. Deren Werke würden dann entweder ganz stillgelegt werden oder nach Bedarf als Reservewerke oder als Transformatorenwerke weiterbestehen, die den von den Staatswerken im Hauptleitungsnetz verteilten hochgespannten Strom auf die für das betreffende Unterverteilungsnetz benötigte niedrigere Spannung bringen. Die Verteilung des Stromes an die Einzelabnehmer, an die Betriebe und Haushalte würde in der Regel, soweit Gemeinden und Gemeindeverbände als Betriebsinhaber in Frage kommen, den jetzigen Unternehmungen verbleiben. Der Staat soll sich im wesentlichen auf die Erzeugung und Großverteilung des Stromes beschränken.

Die Privatunternehmungen dagegen sollen möglichst in die Hand des Staates kommen, das heißt auch die Lieferung des Stromes an die Einzelabnehmer in ihren Bezirken soll der Staat zu erlangen suchen. Da eine Enteignung ausgeschlossen ist, bleibt nur der Weg des Kaufes oder des Abwartens bis zum Ablauf der von den Gemeinden mit diesen Unternehmungen geschlossenen Verträge. Ein gewisses Druckmittel hat der Staat allerdings insofern, als er den Elektrizitätsunternehmungen das Recht zur Benutzung staatlicher Wege und Grundstücke für ihre Leitungen stets nur auf jederzeitigen Widerruf gewährt hat.

Privatwerke gab es in Sachsen im Jahre 1914 57. Davon sind 36 kleinere Betriebe ohne Überlandnetz, 21 aber mehr oder minder große Überlandwerke.

Die erstere Gruppe hat 1914 bei 3993 installierten Kilowatt 2 422 000 Kilowattstunden abgegeben und 60 Ortschaften versorgt. Die Überlandwerke aber versahen 509 Ortschaften mit Strom und gaben bei 74 855 installierten Kilowatt 54 254 000 Kilowattstunden ab. Die größten unter ihnen sind wieder die Tochterunternehmungen der beiden großen Elektrizitätskonzerne, der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft (A. E. G.), die vier solcher Betriebe mit 44 350 installierten Kilowatt, 36 112 000 abgegebenen Kilowattstunden und 277 versorgten Ortschaften besitzt, und der Siemens-Schuckert-Werke (S. S. W.), die ebenfalls vier Gründungen mit 13 610 installierten Kilowatt, 11 126 000 abgegebenen Kilowattstunden und 196 versorgten Ortschaften beherrscht. Unter den verbleibenden Werken, die mehr oder minder selbständig sind — ob die großen Elektrizitätskonzerne nicht auch hier durch direkte Beteiligungen oder durch Vermittlung von Banken, die zu ihrer Interessengemeinschaft gehören, Einfluß ausüben, wäre nur durch eine mühsame Untersuchung im einzelnen festzustellen —, ragt die Aktiengesellschaft Landkraftwerke Leipzig in Kulkwitz hervor, die bei 14 000 installierten Kilowatt 6 246 000 Kilowattstunden an das Elektrizitätswerk des Gemeindeverbandes Leipzig-Land und an zwei große gemischt-wirtschaftliche Betriebe, an den Elektrizitätsverband Borna, Grimma, Rochlitz und die Elektrizitätsversorgung Wurzen-Land abgab und daneben noch preußische Landesteile versorgte. Der Rest sind vier kleinere Werke — das größte gab 1914 etwa 300 000 Kilowattstunden ab.

Diesen Privatwerken stehen 62 *Gemeindewerke* gegenüber, die 1914 bei 119 985 installierten Kilowatt 124 092 000 Kilowattstunden abgaben und 8 Gemeindeverbände für Elektrizitätsversorgung, die 1914 bei 22 440 installierten Kilowatt 21 671 000 Kilowattstunden auf 987 Ortschaften verteilten. Drei von ihnen erzeugen den Strom nicht selbst, sondern beziehen ihn von Privatwerken.

Zwischen diesen und den Gemeinde- und Gemeindeverbandsbetrieben stehen *vier gemischt-wirtschaftliche Betriebe*. Bei 5271 installierten Kilowatt leisteten sie 1914 für 573 Ortschaften 13 024 000 Kilowattstunden. Zu diesen gemischt-wirtschaftlichen Betrieben kann auch noch die Revierwasserlaufanstalt Himmelsfürst gerechnet werden, die 1915 ihren Betrieb aufnahm. Sie macht die Wasserkräfte des aufgelassenen Freiberger Bergbaus für die Stromerzeugung nutzbar und ist noch nicht völlig ausgebaut. Sie hatte im ersten Betriebsjahr bei 1450 installierten Kilowatt eine Leistung von 793 000 Kilowattstunden für 5 Ortschaften. Besitzer dieses Werkes sind die im Freiberger Revier zusammengeschlossenen Bergbauunternehmer, unter denen der Staat der Meistbeteiligte ist.

Schließlich bestehen noch *sieben Elektrizitätswerke*, die *Spezialzwecken* dienen. Zwei liefern den Strom für Straßenbahngesellschaften, fünf versorgen zwei Staatswerkstätten, und drei decken den Strombedarf dreier Staatseisenbahnhöfe. Bei 12 890 installierten Kilowatt leistete diese Gruppe 1914 19 531 000 Kilowattstunden.

Auch abgesehen von dieser Besitzverteilung bietet die Elektrizitätsversorgung Sachsens das Bild einer weitgehenden Zersplitterung. Neben großen Betrieben der größeren Gemeinden, die zum Teil über ihre Grenzen hinaus den Strom liefern — von den Leistungen der Gemeinde- und Gemeindeverbandswerke kamen allein 68 Prozent auf die der Städte Dresden, Leipzig, Chemnitz, Plauen, Reichenbach und Zittau —, und den Riesenbetrieben der Gemeindeverbände, der Privatgesellschaften und gemischtwirtschaftlichen Körperschaften stehen mittlere und kleine Betriebe — sowohl kommunalen wie privaten Charakters, die zum Teil mit großen Unkosten arbeiten. Es gibt Werke, denen die Kilowattstunde 2,5 Pfennig Selbstkosten verursacht, und solche, denen sie mehr als 20 Pfennig kostet. Allerdings machen die Werke mit geringen Selbstkosten die gewaltige Überzahl aus.

Eine Statistik zeigt, daß in den zu einem Verband zusammengeschlossenen kommunalen Werken 65 852 000 Kilowattstunden gleich 44,5 Prozent der Verbandserzeugung zu 2,5 bis 5 Pfennig Selbstkosten produziert wurden, 61 378 000 Millionen gleich 41,5 Prozent zu mehr als 5 bis 7,5 Pfennig, 8 990 000 gleich 6 Prozent zu mehr als 7,5 bis 10 Pfennig, 4 458 000 gleich 3 Prozent zu mehr als 10 bis 12,5 Pfennig, 4 265 000 gleich 2,8 Prozent zu mehr als 12,5 bis 15 Pfennig, 2 406 000 gleich 1,6 Prozent zu mehr als 15 bis 20 Pfennig und 898 000 Kilowattstunden gleich 0,6 Prozent zu mehr als 20 Pfennig Selbstkosten. Es besteht also immerhin eine erhebliche Anzahl von Werken, die unwirtschaftlich arbeitet. Es ist das zum Teil eine Folge des Umstandes, daß das private Elektrizitätskapital um seines Profits willen möglichst großen Absatz an Werkseinrichtungen suchte. Im Verein mit gemeindlicher Kirchturmspolitik führte das dazu, wie sich ein Sachverständiger ausdrückt, daß noch »in einer Zeit, in der die gemeinsame Versorgung größerer Betriebe bereits möglich war, jedes Krähwinkel mit einem eigenen Elektrizitätswerk bedacht wurde«. Indes hat diese Zersplitterung bisher nicht verhindert, daß die Verwendung des elektrischen Stromes sich in Sachsen kräftig entwickelt hat und daß fast das ganze Gebiet des Staates in die Versorgung mit dieser Kraft- und Lichtquelle einbezogen ist. Sachsen ist am gesamten elektrischen Arbeitsverbrauch der öffentlichen Elektrizitätswerke Deutschlands mit 11 Prozent beteiligt, während sein Flächeninhalt nur 2,8 Prozent der Reichsfläche ausmacht und seine Einwohnerzahl rund 7,3 Prozent der des Reiches beträgt. Der Denkschrift, in der die Regierung dem Landtag ihren Plan entwickelte, war eine Karte der Versorgungsgebiete der einzelnen Werke beigegeben. Sie zeigt einerseits die arge Zersplitterung der Stromerzeugung und -verteilung, zweitens aber auch die sich fast über das ganze Land erstreckende Ausdehnung der Leitungsnetze; die weißen Flecke, die die noch ohne Stromversorgung gebliebenen Gebiete kennzeichnen, sind von verhältnismäßig geringer Zahl und Fläche.

Der Überblick lehrt, daß in der Stromversorgung Sachsens die Leistungen der Gemeinde- und Gemeindeverbandswerke überwiegen. Auf sie kommen 142 425 installierte Kilowatt, 145 763 000 abgegebene Kilowattstunden, das sind 69,3 Prozent der Gesamtproduktion, und 1645 versorgte Ortschaften, auf die Privatwerke entfallen insgesamt 78 848 installierte Kilowatt, 56 676 000 abgegebene Kilowattstunden, 24,2 Prozent der Gesamtleistung und 569 versorgte Ortschaften. Indessen haben die Privatgesellschaften doch große und entwicklungsfähige Bezirke des Landes belegt—ihr Einfluß ist auch noch stark in den gemischt-wirtschaftlichen Betrieben, deren 5271 installierte Kilowatt, 13 024 000 abgegebene Kilowattstunden, 6,2 Prozent der Gesamtleistung und 573 versorgte Ortschaften man zu einem nicht geringen Teil als zum Machtbereich der Privatgesellschaften gehörend rechnen muß. Jedenfalls zieht das Privatkapital aus diesen Werken noch große Gewinne, und der spätere Übergang in die Hand der beteiligten Gemeindeverbände unterliegt Bedingungen, die die Interessen der Privatgesellschaften erheblich berücksichtigen.

Wichtig zur Beurteilung der oben angegebenen Zahlen über die Leistung der verschiedenen Gruppen der Werke ist eine graphische Darstellung, die der Denkschrift beigegeben war; sie weist die Entwicklung der einzelnen Gruppen im Zeitraum 1905 bis 1914 nach. Es zeigt sich da, daß die kleinen Privatwerke ohne Überlandnetz ungefähr stationär geblieben sind; ihre Leistung blieb auf rund 2½ Millionen Kilowattstunden im Jahre stehen. Die Privatwerke mit Überlandnetz dagegen steigerten ihre Leistung von 2½ auf 48 Millionen Kilowattstunden, also um mehr als das Neunzehnfache. Die Leistung der Gemeindewerke stieg in runden Zahlen von 30 auf 124 Millionen, was etwas mehr als Ver-

vierfachung ausmacht, die Werke der Gemeindeverbände weisen mit 21½ Millionen gegen 3 Millionen eine Steigerung um etwas mehr als das Siebenfache auf, und die gemischt-wirtschaftlichen Unternehmungen verzeichnen mit 13 Millionen gegen 1 Million eine dreizehnfache Steigerung. Die größte Steigerung ist also bei den Privatwerken mit Überlandnetzen zu verzeichnen. Wenn sie mit ihrer Leistung auch noch stark hinter den Werken der Kommunen zurückstehen, so läßt das viel schnellere Wachsen ihrer Produktion gegen das der kommunalen Werke doch erkennen, daß sie gefährliche Konkurrenten dieser Betriebe. Wenn man bedenkt, daß hinter den größten und technisch leistungsfähigsten die großen kapitalkräftigen Elektrizitätskonzerne stehen, so begreift man, daß die Befürchtung in Sachsen auftauchte, diese Konzerne möchten es schließlich doch noch zu einer Monopolstellung im Lande bringen. Die weitgehende, fast vollständige Aufteilung des Staatsgebiets unter die bestehenden Werke brauchte sie daran nicht zu hindern. Wenn ihre Werke den Strom erheblich billiger zu liefern vermögen als die der kommunalen Körperschaften und gemischt-wirtschaftlichen Gesellschaften, so könnten sie diese schließlich unter ihre Botmäßigkeit bringen. Der Bezug des Stromes von den Privatwerken kann dann den betreffenden Gemeinden vorteilhafter sein als die Eigenerzeugung des Stromes in minder leistungsfähigen Werken. Einige Gemeindeverbände haben schon von vornherein darauf verzichtet, eigene Werke zu bauen; sie betreiben lediglich den Unterverkauf des von Privatwerken bezogenen Stromes an die Verbraucher, so zum Beispiel der Elektrizitätsverband Gröba, der nach der Zahl der versorgten Ortschaften (679) den größten Gemeindeverband Sachsens darstellt, und der Gemeindeverband Leipzig-Land, der 99 Ortschaften versorgt.

Es ist daher wohl verständlich, wenn schon vor rund einem Jahrzehnt die Sächsische Allgemeine Bürgermeistervereinigung mit Eingaben an die Regierung herantrat, zur Abwehr monopolistischer Bestrebungen der privaten Überlandzentralen, vor allem auch zum Schutze der bedrohten Gemeindewerke, Einfluß auf die Elektrizitätsversorgung zu nehmen. Um die Mitte des Jahres 1912 gründeten dann die Gemeinden, die Elektrizitätswerke betrieben, den Verband der im Gemeindebesitz befindlichen Elektrizitätswerke Sachsens. Er verfolgte die Bestrebungen der Bürgermeistervereinigung weiter und schlug der Regierung unter anderem vor, die Einführung des elektrischen Betriebs auf den Staatsbahnen unter Ausnutzung der staatlichen Kohlenfelder zu erwägen. Sobald die Stromerzeugung auf den staatlichen Kohlenfeldern begonnen habe, wolle dann der Verband — kurz Elektroverband genannt — als Großabnehmer von Strom für den gesamten Verbrauch seiner Mitglieder auftreten. Die Regierung war diesem Gedanken indes damals abgeneigt. Am 13. Februar 1913 erklärte sie dem Verband, der Ankauf der Kohlenfelder sei zu dem Zweck erfolgt, einen erheblichen Teil der Kohlenvorräte des Landes vor frühzeitigem Abbau zu bewahren. Ob die Eisenbahnen schon in kurzer Zeit in erheblichem Umfang zum elektrischen Betrieb übergehen würden und infolgedessen die staatlichen Kohlenfelder früher in Angriff genommen werden müßten, stehe noch nicht fest. Die Regierung versicherte aber gleichzeitig, daß sie den Bestrebungen des Verbandes durchaus geneigt sei; zugleich ermunterte sie ihn, beziehungsweise die Gemeinde Dresden, die in diesem Falle als Sachwalterin des Verbandes auftrat, eigene Kohlenfelder oder -gruben zu erwerben.

Der Elektroverband faßte darauf den Entschluß, ein eigenes Unternehmen zur Zentralisierung der Stromerzeugung zu gründen. Im Februar 1914 erbat er dafür eine finanzielle Beteiligung

des Staates. Die Regierung sagte grundsätzlich, aber unverbindlich zu unter der Bedingung, daß der Staat Teilhaber des Unternehmens werde, und gewährte ein Darlehen von 100 000 Mark für die Vorarbeiten. Diese wurden eifrig, zum Teil unter Mithilfe der Regierung gefördert. Es wurde die Errichtung zweier Großkraftwerke im Osten und Westen des Landes in Aussicht genommen und dafür im Westen Kohlenlieferungsverträge geschlossen, im Osten von der Stadt Dresden Kohlenfelder für einige Millionen Mark erworben. Der Elektroverband glaubte sich bereits dicht am Ziel und reichte der Regierung einen Entwurf neuer Satzungen ein, die zur Verwirklichung seines Planes die Grundlage geben sollten. Auf diese Eingabe aber erhielt er dann im Oktober 1915 den überraschenden Bescheid, daß die Regierung die Genehmigung des Entwurfes nicht erwägen könne, da sie soeben beschlossen habe, von Staats wegen die Elektrizitätsversorgung Sachsens in die Hand zu nehmen.

Die sächsische Regierung hat diesen Umschwung ihrer Anschauung damit begründet, sie sei bei näherer Prüfung der Angelegenheit zu der Überzeugung gekommen, daß eine möglichst gleichmäßige Berücksichtigung der vielfach auseinandergehenden Interessen der einzelnen Gemeinden des Landes bei der Regelung der Elektrizitätsversorgung nur von direktem staatlichem Eingreifen zu erwarten sei. Ein Gemeindeverband, der große und kleine Gemeinden umfasse, werde gar nicht in der Lage sein, diese Interessenverschiedenheiten sachgemäß auszugleichen.

So hätten die geplanten Satzungen des Elektroverbandes den großen Gemeinden als den Großabnehmern des Stromes stets die Mehrheit in der Verbandsgeneralversammlung gegeben. Das allgemeine Staatsinteresse aber erfordere, daß die natürliche Verteilung der Industrie und des Gewerbes über das ganze Land und auf kleine und große Gemeinden durch die Bemessung des Strompreises nicht beeinträchtigt werden dürfe. Schon jetzt deuteten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß nach dem Kriege der Verbrauch von elektrischer Energie für die Gütererzeugung erheblich zunehmen werde. An die Stelle fehlender Menschenkräfte würden mechanische Arbeitskräfte treten, veraltete Arbeitsmethoden würden elektrischen Betrieben weichen, und auch die elektrische Beleuchtung, die schon während des Krieges als Ersatz für das fehlende Petroleum im großen Maßstab herangezogen worden sei, werde sich immer mehr ausbreiten. Daher sei es notwendig, die Elektrizitätsversorgung zur Staatssache zu machen, die Erzeugung und Großverteilung des Stromes durch Staatswerke zu betreiben. Ein gemischter Betrieb, eine Beteiligung des Staates an dem geplanten Unternehmen des Elektroverbandes sei nicht zweckmäßig. Der Staat müsse die volle Verfügungsgewalt haben und dürfe nicht in der Minderheit gegen eine Mehrheit von Gemeindevertretern sein, wenn er die einander entgegenstehenden Interessen der verschiedenen Gemeinden gerecht ausgleichen wolle. Auch dürfe er sich deshalb schon nicht in der Elektrizitätsversorgung in eine Abhängigkeit von kommunalen Körperschaften begeben, weil er in näherer Zukunft selbst als großer Konsument von elektrischem Strom auftreten müsse. Denn die Einführung des elektrischen Betriebs auf den Eisenbahnen sei nur noch eine Frage der Zeit. Wenn auch auf den Hauptstrecken aus Gründen der militärischen Sicherheit vorerst noch der Dampfbetrieb bleiben müsse, so werde doch die Elektrisierung für verschiedene verkehrsreiche Nebenstrecken sowie für Klein- und Vorortsbahnen in Kürze spruchreif. (Schluß folgt.)

Grundlagen der Volksernährung.

Von Dr. Alexander Lipschütz.

I.

Keine andere Frage vielleicht, die heute so tief in die Interessen des gesamten Volkskörpers eingreift, wie die Ernährungsfrage. Man mag sich im einzelnen in den hierhergehörigen Fragen stellen wie man will, man kann jedoch nicht an dem großen Ernst der Ernährungsfrage unachtsam vorübergehen. Wir sind alle zunächst vor die große Aufgabe gestellt, mit einem bestimmten und begrenzten Maß von Nahrungsmitteln auszukommen, das kleiner ist als in Friedenszeiten. Der ganze Speisezettel des Volkes hat dadurch eine Verschiebung, eine grundlegende Umwandlung erfahren. Tausend neue Fragen, die alle von großer Bedeutung sind, werden damit aufgeworfen. Es gilt eine Neuanpassung in Sachen der Ernährung, wie sie so tief und mannigfaltig sicher schon seit einem Jahrhundert nicht mehr in Deutschland vorgenommen worden ist.

Aber nicht allein, daß das begrenzte Maß von vorhandenen und im Inland erzeugbaren Nahrungsmitteln eine Verschiebung des Speisezettels notwendig gemacht hat. Es ist auch eine Teuerung vorhanden. Sämtliche Nahrungsmittel sind teurer geworden, auch solche, deren Menge infolge des Krieges gar nicht abgenommen hat, weil die Nachfrage nach ihnen auch in Friedenszeiten durch die Produktion des Inlands gedeckt wurde. So zum Beispiel die Kartoffeln. Die billigeren Nahrungsmittel sind jetzt in neue Funktionen eingerückt. Sie müssen als Ersatz dienen für teurere und in geringeren Mengen als sonst vorhandene Nahrungsmittel: für Milch, für Butter, für tierisches Fett, für Eier, für Fleisch. So hat denn die Teuerung die billigen Nahrungsmittel in nicht geringerem Maße betroffen als die teuren.

Da ist es leicht begreiflich, daß die Ernährungsfrage das Denken des Volkes in einem viel größeren Maße in Anspruch nehmen mußte, als es der Fall gewesen wäre, wenn es sich nur um die eine mit dem Kriege gegebene Frage gehandelt hätte, ob die in Deutschland vorhandene und erzeugbare Menge von Nahrungsmitteln bei vollständigem Abschluß vom Ausland ausreicht, um dem deutschen Volk ein Existenzminimum zu gewähren. Bald nach Beginn des Krieges hatten hervorragende Vertreter der deutschen Volkswirtschaftslehre und der Ernährungswissenschaft diese Frage aufgenommen.[1] Sie haben das deutsche Volk in allen ihren Betrachtungen als ein Ganzes behandelt, und sie haben versucht, sich über die Voraussetzungen klar zu werden, die erfüllt sein müßten, wenn das deutsche Volk seinen Bedarf beliebig lange allein aus den Erzeugnissen des Inlandes decken soll. Es kann hier nicht auf diese Voraussetzungen im einzelnen eingegangen werden, die sowohl in einer Regelung des Verbrauchs als in einer Regelung der Erzeugung bestehen und die, wenn auch im einzelnen nicht stets nach den Vorschlägen der Denkschrift, doch im Prinzip jetzt auch von Staats wegen zur Grundlage der gesamten Ernährungswirtschaft des deutschen Volkes geworden sind. Das Maß und die Richtung, in der sich die Neuanpassung zu vollziehen hat, sind in einheitlicher Weise für das ganze Volk gegeben. Aber der andere Teil der Ernährungsfrage, der mit der

[1] Paul Eltzbacher, Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan. Eine Denkschrift. Braunschweig 1914, Vieweg & Sohn.

Teuerung gegeben ist, hat einen individuellen Anstrich. An den einzelnen Haushalt tritt die Aufgabe heran, die Neuanpassung an die veränderten Verhältnisse von sich aus vorzunehmen. Das Interesse für Ernährungsfragen wird als ein individuelles Interesse durch die Umstände in immer steigendem Maße wachgehalten.

II.

Ein jeder Krieg hat eine Teuerung in seinem Gefolge gehabt.[2] Aber niemals früher war das wissenschaftliche Interesse für Ernährungsfragen auch schon vor dem Kriege so lebendig. Der außerordentlich hohe Stand der Ernährungswissenschaft hat es möglich gemacht, daß die Anforderungen der Ernährung des Volkes als eines Ganzen zahlenmäßig zur Grundlage einer Ernährungspolitik gemacht werden konnten.[3] Dem großen Interesse, das auch in den weitesten Kreisen des Volkes für Ernährungsfragen vorhanden war, ist es zu danken, daß alle Bestrebungen, die von Fachleuten ausgingen und darauf hinausliefen, die Ernährung des Volkes trotz des vorhandenen Mangels und trotz der mit der Teuerung gegebenen Einschränkungen durch eine geeignete Wahl und Zubereitung der Nahrungsmittel so erträglich als möglich zu gestalten, volles Verständnis und Entgegenkommen im Volke finden konnten.

Unter den gegebenen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß die Anschauungen, die seit etwa zwölf Jahren von dem dänischen Arzt Hindhede in der Ernährungsfrage vertreten werden, erneute Beachtung in Deutschland fanden. Hindhede hat schon vor acht Jahren eine ausführliche Darstellung der Grundlagen seines Ernährungssystems veröffentlicht, das auch in deutscher Sprache erschienen ist.[4] Im Laufe der folgenden Jahre hat Hindhede durch eine große Reihe von Ernährungsversuchen, die er nach allen Anforderungen der physiologischen Wissenschaft in einem eigens für Ernährungsversuche gegründeten und seiner Leitung unterstellten Laboratorium ausführte, seine Auffassungen zu stützen und zu erweitern gesucht. Eine längere Reihe von Mitteilungen über seine Versuche hat Hindhede in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht; eine kürzere Darstellung des jetzigen Standes seiner Lehre hat Hindhede in einem kleinen, für weitere Kreise bestimmten Büchlein gegeben.[5] Hindhede versuchte auch, die praktische Anwendung seines Systems zu erleichtern, indem er ein Kochbuch verfaßte,[6] in welchem allerdings, wie wir noch sehen werden, manche Kompromisse eingegangen werden.

Selbstverständlich kommt heute einer Erörterung von Ernährungssystemen in mancher Beziehung nur eine theoretische Bedeutung zu, da ja die freie Wahl einer Reihe von Nahrungsmitteln gesetzlich eingeschränkt worden ist. So der Verbrauch des Fleisches, das im Mittelpunkt aller Erörterungen über Ernährungssysteme steht. Aber trotzdem behält eine solche Erörterung auch heute noch ihre praktische, unmittelbare Bedeutung, da es

[2] Karl v. Tyszka, Teuerung und Krieg. (Zeitspiegel, 11. Heft.) Berlin 1916.
[3] Elzbacher, l. c.
[4] M. Hindhede, Eine Reform unserer Ernährung. Leipzig 1908.
[5] M. Hindhede, Moderne Ernährung. Berlin, Verlag von W. Vobach & Co.
[6] M. Hindhede, Praktisches Kochbuch zum System Hindhede. Verlag von W. Vobach & Co.

sich ja in letzter Linie bei allen solchen Erörterungen um die eine große Frage handelt, wie man am besten und am billigsten seine Speisenfolge zusammenstellt.

III.

Die Grundlagen der Auffassung von Hindhede lassen sich in folgenden zwei Punkten zum Ausdruck bringen: 1. daß wir mehr Eiweiß aufnehmen, als wir wirklich brauchen, und 2. daß wir unnötigerweise einen großen Teil der Eiweißmengen in Form des teuren und in größeren Mengen schädlichen Fleisches aufnehmen. Mit diesen zwei Momenten sind in Wahrheit zwei der wichtigsten Probleme der Ernährungslehre angegriffen, die auch für die Praxis von der größten Bedeutung sind.

Die Frage, wieviel Eiweiß ein Mensch braucht, um seine Verluste zu decken, ist für den Laien auf den ersten Blick nicht so handgreiflich. Die Bedeutung dieser Frage läßt sich jedoch leicht vor Augen führen, wenn man darauf hinweist, daß der Eiweißgehalt unserer Nahrungsmittel sehr verschieden ist. Die pflanzlichen Nahrungsmittel sind sehr viel ärmer an Eiweiß als die tierischen, wie Fleisch, Milch, Eier. Die Frage nach dem »Eiweißminimum«, das heißt nach jener Menge Eiweiß, die in der Nahrung unbedingt enthalten sein muß, wenn der Bedarf an Eiweißstoffen vollständig gedeckt werden soll, ist also zugleich die Frage, ob es nicht möglich wäre, daß wir unseren Verbrauch an den teureren eiweißreicheren Nahrungsmitteln tierischen Ursprungs einschränken.

Die Physiologen waren sich bis vor zehn bis zwölf Jahren darin einig, daß die Nahrung eines erwachsenen Menschen etwa 120 Gramm Eiweiß für einen Tag enthalten muß. Diese Zahl wurde in der Weise ermittelt, daß man eine genaue Aufnahme über alle Nahrungsmittel ausführte, welche eine Versuchsperson im Laufe eines Tages verzehrte, und in Proben der verzehrten Nahrungsmittel den Eiweißgehalt bestimmte. Weitere in dieser Richtung ausgeführte Untersuchungen hatten zwar ergeben, daß die von den Menschen verzehrten Eiweißmengen außerordentlich schwankend sind: die an einem Tage verzehrte Eiweißmenge kann etwa 70 Gramm und sie kann etwa 250 Gramm betragen. Man sagte sich jedoch, daß die Fälle mit 70 Gramm Eiweiß an einem Tage Fälle von Unterernährung sind. Für die Fälle mit Eiweißmengen über 120 Gramm lag es ziemlich klar zutage, daß die großen Eiweißmengen nur die Folge davon sind, daß die betreffenden Personen eine sehr schwere Arbeit — es waren Holzhauer — leisteten und darum natürlich viel größere Nahrungsmengen zu sich nehmen mußten als Leute, die eine weniger schwere Arbeit ausführen. Die großen Eiweißmengen können gut als eine unbeabsichtigte Folge der vermehrten Nahrungsaufnahme überhaupt — ein jedes Nahrungsmittel enthält ja Eiweiß — aufgefaßt werden.

In der Folge haben verschiedene Untersuchungen ergeben, daß der Mensch auch mit viel geringeren Mengen von Eiweiß auskommen kann.[7] In kurzdauernden Ernährungsversuchen konnte schon mit etwa 24 Gramm der Eiweißbedarf gedeckt werden. Später haben Hindhede und der amerikanische Physiologe Chittenden sehr langdauernde Ernährungsversuche mit

[7] Vergl. A. Lipschütz, Stoffwechsel und Energiewechsel des Menschen. Leipzig 1914. S. 109 bis 111.

geringen Eiweißmengen in der Nahrung ausgeführt. Chittenden lebte etwa neun Monate lang bei ausgezeichneter Gesundheit von einer Nahrung, die bloß 40 Gramm Eiweiß enthielt, Hindhedes Versuchspersonen lebten bis zu einem Jahre von einer Brot- oder Kartoffelkost, die bloß etwa 25 bis 30 Gramm Eiweiß an einem Tage enthielt.

So unterliegt es heute gar keinem Zweifel mehr, daß der Mensch seinen Eiweißbedarf auch schon mit einer Menge zu decken vermag, die um ein Vielfaches geringer ist, als man früher angenommen hatte. Die langdauernden Ernährungsversuche von Chittenden und von Hindhede sind mit Eiweißmengen ausgeführt worden, die zwei- bis dreimal geringer waren als die früher angenommene Norm von 120 Gramm.

Hier war ein Widerspruch gegeben zwischen Theorie und Praxis, den es aufzuklären galt.

IV.

Es hätte zunächst sein können, daß die Norm von 120 Gramm Eiweiß, die ja schließlich nur das Mittel war, das aus der Beobachtung einer verhältnismäßig sehr geringen Anzahl von Menschen genommen wurde, gar nicht dem großen Durchschnitt entsprach. Dieser war vielleicht *kleiner*.

In der oben schon erwähnten Denkschrift, die einen glänzenden Einblick in den Aufbau der Ernährung des deutschen Volkes gewährt, ist auch eine Berechnung des Eiweißverbrauchs vorgenommen.[8] Die Berechnung wurde in der Weise ausgeführt, daß der Verbrauch Deutschlands an den einzelnen Nahrungsmitteln ermittelt und auf Grund der vorliegenden Zahlen über den Gehalt der Nahrungsmittel an Eiweiß der Gesamtverbrauch an Eiweiß festgestellt wurde. Bei der Division durch die Bevölkerungszahl ergibt sich die auf den Kopf fallende Menge des täglichen Eiweißverbrauchs. Nach der Berechnung der Denkschrift wurden im Durchschnitt des Jahres 1912/13 von jedem einzelnen Bewohner Deutschlands rund 93 Gramm Eiweiß an einem Tage verzehrt. Es wurde mit *verdaulichem* Eiweiß gerechnet, das heißt mit jener Eiweißmenge in den einzelnen Nahrungsmitteln, die beim Verzehr derselben dem Organismus wirklich zugute kommt. Um den Verbrauch an *Roheiweiß* festzustellen, wie es in den Nahrungsmitteln enthalten ist, müssen wir einen Aufschlag von etwa 13 bis 14 Prozent hinzurechnen. Das ergibt dann einen durchschnittlichen täglichen Verbrauch von etwa 105 Gramm Roheiweiß. Nun kommt aber noch folgendes hinzu. Der Nahrungsbedarf ist in verschiedenen Altern verschieden. Wir müssen bei Berechnung des durchschnittlichen Eiweißverbrauchs eines erwachsenen Mannes somit auch die Altersgliederung der Bevölkerung berücksichtigen. Im einzelnen kann hier nicht auf die Grundlagen dieser Berechnungen hingewiesen werden. Es sei nur erwähnt, daß, entsprechend der Altersgliederung der Bevölkerung und dem geringeren Verbrauch der Kinder und Frauen, dem berechneten Durchschnitt von 105 Gramm Eiweiß auf den Kopf der Bevölkerung ein täglicher Verbrauch von etwa 137 Gramm Eiweiß auf einen Erwachsenen entspricht.

Das ist der große Durchschnitt im deutschen Volke. Die Zahl ist größer als die alte Norm von 120 Gramm. Doch muß in Betracht gezogen werden, daß von den Nahrungsmitteln ein gewiß nicht geringer Anteil verloren

[8] P. Eltzbacher, l. c. Vergl. namentlich S. 63, auch S. 25 ff.

geht, bis sie vom Produzenten in die Küche des Konsumenten gelangt sind.* So nähert sich die Zahl, die sich aus dem gesamten Verbrauch von Nahrungsmitteln in Deutschland ergeben hat, derjenigen von 120 Gramm, die bisher von den Physiologen als Grundlage für alle Berechnungen des Eiweißbedarfs eines erwachsenen Menschen berücksichtigt wurde.

Der Widerspruch zwischen dem Ergebnis des Laboratoriumsversuchs und der Ernährungspraxis ist also wirklich vorhanden.

V.

Daß ein ganzes Volk mehr Eiweiß verbraucht, als nach den Ergebnissen der Ernährungsversuche wirklich als nötig angesehen werden muß, ist eine Erscheinung, die zu erklären von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung wäre. Es ist von verschiedenen Seiten auf eine Reihe von Momenten hingewiesen worden, die dafür verantwortlich gemacht werden könnten, daß der Eiweißverbrauch des Volkes sich höher einstellt, als nach dem Ernährungsversuch zu verlangen wäre. Der Eiweißgehalt der Nahrung schwankt je nach den verbrauchten Nahrungsmitteln von Tag zu Tag in ganz außerordentlichem Maße. An einem Tage ohne Fleisch kann er um das Zweifache geringer sein als an einem Tage, an dem auch Fleisch genossen wurde. Auch der Eiweißgehalt ein und desselben Nahrungsmittels ist nicht immer gleich. Der Eiweißgehalt zum Beispiel der Kartoffel schwankt zwischen 0,69 und 3,67 Prozent. Auch der Eiweißgehalt des Weizens kann sehr beträchtlich schwanken. Man wägt im praktischen Leben seine Nahrung nicht von Tag zu Tag genau ab, und man ermittelt nicht ihren Eiweißgehalt, um sich von letzterem bei der Wahl der Menge der zu verzehrenden Nahrungsmittel leiten zu lassen. Und man schafft sich ein Sicherheitsventil gegen Eiweißverluste, indem man *mehr* zu sich nimmt, als unbedingt nötig.

Mehr noch kommt ein anderes Moment in Betracht. Bei der Zubereitung der Speisen gehen ganz unkontrollierbare Mengen von Nährstoffen verloren. Die Zubereitung, wie Schälen, Zerkleinern, Braten, Kochen usw. der Nahrungsmittel ist so außerordentlich mannigfaltig, daß sich die bei der Zubereitung in Verlust gehenden Mengen von Eiweißstoffen einstweilen noch nicht übersehen lassen. Die Zubereitung der Speisen geschieht aber in der Mehrzahl der Fälle mit einem solchen Maße von Unverstand, daß die in Verlust gehenden Mengen zweifellos sehr groß sind. Von den 137 Gramm Roheiweiß, die im Durchschnitt auf einen erwachsenen Deutschen fallen, geht, wie schon erwähnt, ein Teil verloren, bis die Nahrungsmittel in die Hand des Konsumenten gelangen; ein vielleicht noch größerer Anteil aber geht bei der Zubereitung verloren. Aber auch nicht die ganze zubereitete Nahrungsmenge wird wirklich vom Konsumenten verzehrt. Ein Teil bleibt am Küchengeschirr, ein anderer an Schüsseln und Tellern haften. Diese Mengen betragen sicherlich einige Prozent der zubereiteten Mengen. Aber auch noch ein anderes Moment kommt hinzu: nicht alles, was in der Küche tischfertig gemacht wird, wird wirklich gegessen. In jedem Haushalt, namentlich in größeren Haushaltungen, vor allem aber in Pensionen und Hotels wird tagtäglich ein Teil der tischfertigen Speisen zurückgelassen, weil man dort, wo

* Max Rubner, Deutschlands Volksernährung im Kriege. Leipzig 1916. Vergl. S. 7 und 8.

kein Mangel herrscht, niemals zu wenig bereitet, sondern auch noch einen Überschuß. Eiweiß in Form von Brot-, Fleisch- und Gemüseresten wandert vom Tisch der Menschen in den Futternapf der Haustiere. Die Speiseabfälle sind ein Posten, der mit Recht in jeder Betriebsrechnung, soweit Haustiere mit in Betracht kommen, seinen Platz hat. Die Speiseabfälle enthalten sicherlich einige Prozent vom gesamten Eiweiß der Nahrungsmittel.

Berücksichtigt man alle Verluste, die eintreten, bis die Nahrungsmittel vom Produzenten zum Konsumenten gelangt sind, und die die Nahrungsmittel durch die Zubereitung erfahren, die Mengen, die auf den Schüsseln zurückbleiben, und schließlich die Speiseabfälle, so dürfte der Gesamtverlust sehr beträchtlich sein. Berücksichtigen wir ferner alle Zufälle, die den Menschen daraus erwachsen, daß der Eiweißgehalt ein und desselben Nahrungsmittels überaus schwankend ist, daß die Ausnutzung der Nahrungsmittel bei den einzelnen Menschen und auch bei ein und demselben Individuum zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden ist, daß wirtschaftliche Gesichtspunkte bei der Wahl der Nahrungsmittel mitbestimmend sind und daß darum stets die Gefahr besteht, daß man in Form von billigen, aber eiweißärmeren Nahrungsmitteln, zum Beispiel von Brot oder Kartoffeln, nicht immer genügende Eiweißmengen aufnimmt — berücksichtigen wir die Gesamtheit all dieser Momente, so werden wir es wohl verstehen, daß die Menschen b e s t r e b t sein werden, ihren d u r c h s c h n i t t l i c h e n Eiweißverbrauch um das Zwei- bis Dreifache höher einzustellen, als es dem Eiweißminimum des Laboratoriums entspricht.

Daß der durchschnittliche Eiweißverbrauch, aus der Verbrauchsstatistik an Nahrungsmitteln berechnet, für einen erwachsenen Mann etwa 137 Gramm an einem Tage beträgt, besagt also noch nicht, daß man in Deutschland zu viel Eiweiß aß. Erst wenn es gelingen sollte, all die erwähnten Verlustmomente quantitativ zu erfassen, und wenn es sich dann ergeben sollte, daß diese Momente zu geringfügig sind, um als Erklärung dafür zu dienen, daß der Verbrauch an Eiweiß zu groß war — erst dann könnten wir sagen, daß wirklich eine zu eiweißreiche Kost in Deutschland gegessen wurde.

VI.

Wir kommen nunmehr zur zweiten Frage, die Hindhede mit aller Energie aufgeworfen hat: daß wir unnötigerweise einen großen Teil des Eiweiß in unserer Nahrung mit dem sehr teuren F l e i s c h decken.

In Deutschland waren in den letzten Jahren vor Beginn des Krieges 19 Prozent der verzehrten Eiweißmengen Fleischeiweiß, wozu noch etwa 2,5 Prozent Fischeiweiß hinzuzurechnen sind.[10] Der Fleischverbrauch hatte im Laufe des letzten Jahrhunderts von Jahr zu Jahr zugenommen, um zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts beinahe viermal so groß zu sein wie im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts.[11]

Nun ist es aber eine Tatsache, daß man auch ohne Fleisch auszukommen vermag. Wenn auch die große Mehrzahl der Menschen neben Nahrungsmitteln pflanzlichen Ursprungs auch eine gewisse kleinere oder größere

[10] Eltzbacher, l. c. Vergl. S. 63.

[11] Jos. Eßlen, Die Fleischversorgung des Deutschen Reiches. Stuttgart 1912. Vergl. S. 248.

Menge Fleisch aufnimmt, so gibt es doch auch kleinere oder größere Gruppen von Menschen, die ganz fleischlos leben. Auch Vegetarier aus Prinzip sind heute kein seltenes Vorkommnis mehr. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß man ohne Fleisch bei voller Gesundheit und bei voller Kraftentfaltung leben kann. Und noch mehr: wohl dem, der es kann! Denn die Ausgaben für die Ernährung werden dabei beträchtlich geringer werden: das Fleisch verteuert in ganz außerordentlichem Maße unseren Speisezettel.

Aber das Fleischproblem ist kein individuelles, sondern ein soziales Problem. Es ist hier wie mit dem Alkohol. Man schafft das Problem nicht aus der Welt, indem man einem den guten Ratschlag erteilt, es sich doch billiger zu machen, indem man auf das Fleisch verzichtet. Alle Schichten der städtischen Bevölkerung sind bestrebt, ihren Fleischverbrauch zu vermehren. Das geht so weit, daß der Fleischverbrauch direkt ein Gradmesser des Wohlstandes geworden ist. Und das ist nicht nur in Deutschland so, sondern überall, auch in Frankreich und in England. Dem Fleisch kommen eben auch noch andere Funktionen zu, als bloß Eiweißlieferant zu sein. Das Fleisch ist ein Nahrungsmittel, das sich ohne viel Mühe zubereiten läßt, das den Appetit anregt[12] und schließlich auch ohne Appetit verdaut werden kann.[13] Das vermehrte Verlangen nach Fleisch ist nur eine der vielen Formen, in denen das vermehrte Verlangen des Städters nach Nahrungsmitteln zum Ausdruck kommt, die wohlschmeckend und leicht verdaulich sind und deren Zubereitung und Verzehr nicht sehr zeitraubend ist. Das vermehrte Verlangen nach Butter und Käse, nach Obst, Kakao und Gewürzen, deren Verbrauch im Laufe der letzten vierzig Jahre außerordentlich zugenommen hat,[14] kann, zum Teil jedenfalls, von demselben Gesichtspunkt aus gewertet werden wie das vermehrte Verlangen nach Fleisch. Es ist das vermehrte Verlangen nach Genußstoffen.[15]

Warum dieses Verlangen in so ausgesprochenem Maße beim Städter, und zwar in jeder sozialen Schicht, vorhanden ist, das ist wieder eine Frage für sich. Aber eine wichtige Frage. Im Städter, der von der Natur entfernt ist, wird der Appetit untergraben, er lebt in geschlossenen Räumen, er arbeitet über alles Maß, er lebt in Hast. Er kämpft gegen die Appetitlosigkeit an, indem er zum Fleisch und zu anderen Nahrungsmitteln greift, die besonders reich an Genußstoffen sind.[16]

Die Art, wie der Städter arbeitet und wohnt, wobei ihm der gesunde Appetit des Bauern genommen wird, gibt uns die Erklärung dafür, daß alles danach strebt, Fleisch zu genießen.

---

[12] Rubner vor allem hat diese Momente betont. Vergl. seine Bücher: Volksernährungsfragen, Leipzig 1908, und Wandlungen in der Volksernährung, Leipzig 1913.

[13] Vergl. hier auch meinen Aufsatz über Hindhedes älteres Buch im Jahrgang 1909 dieser Zeitschrift.

[14] Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches, 1915. 36. Jahrgang. Berlin 1915. Vergl. S. 311.

[15] Lipschütz und Zlataroff, Studien über die Ernährung Bulgariens; nebst Grundlinien einer vergleichenden Ernährungslehre. (Erscheint demnächst.) Vergl. den Allgemeinen Teil.

[16] Lipschütz, Soziale Lage und Ernährung. Naturwissenschaftliche Wochenschrift, 15. Band, 1916.

VII.

Fassen wir nunmehr zusammen:

1. Die hohen Verbrauchsziffern für Eiweiß, die sich ergeben, wenn man den Gesamtverbrauch an Eiweißstoffen im deutschen Volk aus dem Verbrauch von Nahrungsmitteln berechnet oder die Kost des einzelnen untersucht, deuten nicht mit Sicherheit darauf hin, daß in Deutschland eine zu eiweißreiche Kost genossen wird. Es ist allerdings möglich, daß es so ist. Um aber diese schwerwiegende Behauptung aufstellen zu können, wäre es nötig, noch vielfachen zahlenmäßigen Aufschluß über die Verluste zu gewinnen, die die Nahrungsmittel auf dem Wege vom Produzenten zum Konsumenten, durch Zubereitung und in Form von Abfällen erfahren.

2. Man kann ohne Fleisch auskommen, ohne dadurch seine Gesundheit zu schädigen.

3. Das Bestreben, den Fleischverbrauch zu vermehren, ist der Ausdruck des Verlangens nach Genußstoffen, denen die Eigenschaft zukommt, den mangelhaften Appetit zu heben.

Diese drei Punkte müssen die Grundlage abgeben für alle Vorschläge, die unter normalen Verhältnissen, das heißt bei praktisch unbegrenzter Möglichkeit der Erzeugung oder der Einfuhr von Nahrungsmitteln, für die Praxis gemacht werden sollen.

Aus Punkt 1 folgt, daß für Friedenszeiten keine Veranlassung vorliegt, eine Einschränkung in den bisher zum Verzehr gelangten Nahrungsmengen zu wünschen.

Aus Punkt 3 ist ersichtlich, daß dem Fleisch eine ganz bestimmte Funktion unter den Nahrungsmitteln zukommt. Wollen wir eine Einschränkung im Fleischverbrauch eintreten lassen, so müssen wir Bedingungen schaffen, die den Städter wieder der Natur zuführen. Dieses praktisch ungeheuer wichtige Problem — die Gartenstadt — wird jedoch wohl erst in ferner Zukunft seine Lösung finden. Im allgemeinen liegt kein Grund vor, zum Fleischverbrauch zu animieren, da jener Haushalt, der am Fleisch sparen kann, materiell in großem Vorteil ist. Es können unter den Bedingungen des Stadtlebens aber auch Fälle vorkommen, wo das Fleisch notwendig wird, wo ohne dasselbe der ungenügende Appetit es behindern würde, daß der gesamte Bedarf durch eine billigere pflanzliche Nahrung gedeckt würde. Selbst Hindhede hat diesen Gesichtspunkten mehr oder weniger Rechnung getragen, indem er in sein Kochbuch auch Rezepte für verschiedene nicht zu teure Fleischgerichte aufgenommen hat.

Bei allen Erörterungen über den Fleischverbrauch darf nicht vergessen werden, daß die europäischen Arbeiter zum größten Teil weniger Fleisch verzehren, als dem Landesdurchschnitt entspricht.[17] Wie die vom Kaiserlichen Statistischen Amt veranstaltete Erhebung gezeigt hat, gilt das ungefähr in gleicher Weise für Beamten- und Lehrerfamilien, wenn sie in ihrem Einkommen nicht über 2000 Mark im Jahre hinausgehen.[18] Wenn, wie gesagt, es auch richtig ist, daß ein Haushalt sehr im Vorteil sein kann, falls es ihm gelingt, zum Beispiel durch vernünftigen Einkauf und Zubereitung, seine Ernährung ohne Fleisch zu gestalten, so können wir doch alle Vorschläge einer bedingungslosen Einschränkung des Fleischverbrauchs nicht befürworten.

[17] Nach Sloffe und Waxweiler, zitiert nach Eßlen, l. c.

[18] 2. Sonderheft zum Reichsarbeitsblatt. Berlin 1909.

Literarische Rundschau.

Ernst Conrad, Reichsgerichtsrat, **Das Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851** (mit dem Abänderungsgesetz vom 11. Dezember 1915) in der Rechtsprechung des Reichsgerichts. Berlin 1916, Verlag von Otto Liebmann. XII und 146 Seiten. Preis gebunden 4,50 Mark.

Der Umstand, daß das mehr alte als ehrwürdige preußische Gesetz über den Belagerungszustand vom Jahre 1851 nach der ausdrücklichen Vorschrift der Reichsverfassung nur als ein Provisorium übernommen war, ist wohl der Grund dafür, daß, als dies Gesetz mit dem Beginn des Weltkriegs seine erste umfassende Anwendung fand, Kommentare zu dem Gesetz nicht vorhanden waren, während doch sonst zu jedem einigermaßen wichtigen Gesetz die Kommentare wie Pilze aus dem Boden schießen. Nur knappe erläuternde Anmerkungen fanden sich in einigen Sammelwerken. Die Tatsache, daß zunächst niemand an eine so entsetzlich lange Dauer des Weltkriegs glauben wollte, brachte es dann weiter mit sich, daß auch in seinen beiden ersten Jahren die Literatur zu dem grundlegenden Gesetz sich auf die — durch äußere Einflüsse recht eingeengte — Erörterung von Einzelfragen beschränkte. Das hier angezeigte Buch — dem mittlerweile ähnliche gefolgt sind — ist das erste, das eine Art Kommentar darstellt. Ein wirklicher Kommentar ist es freilich nicht, sondern nur eine Sammlung der einschlägigen Rechtsprechung des Reichsgerichts, wobei die einzelnen Urteile nach den Paragraphen des Gesetzes geordnet sind. Einer eigenen Stellungnahme hierzu enthält sich der Verfasser. Trotz dieser Beschränkungen ist das Buch für jeden, der mit der Handhabung des Gesetzes zu tun hat, äußerst wichtig, ja geradezu unentbehrlich.

Ziemlich zwei Drittteile des Buches befassen sich mit dem ja auch tatsächlich wichtigsten Teile des Gesetzes, dem § 9 Ziffer b, der die Übertretung von im Interesse der öffentlichen Sicherheit erlassenen Verbote der Militärbefehlshaber unter schwere Strafe stellt. Die wichtigsten juristischen Streitpunkte, die hier auftauchen, sind fast dieselben, wie sie gelegentlich der polizeilichen Streikpostenverbote vor dem Kriege eingehend erörtert sind. Es muß konstatiert werden, daß das Reichsgericht diese Streitpunkte fast durchweg im Sinne einer Erweiterung der militärischen Befugnisse entschieden hat. Bekanntlich hatte sich das Kammergericht ursprünglich auf den richtigen Standpunkt gestellt, daß die Anordnungen der Polizeiorgane gegenüber den Streikposten richterlich dahin nachzuprüfen seien, ob sie tatsächlich im Interesse der öffentlichen Sicherheit usw. lagen. Später hat dann das Kammergericht und mit ihm fast die gesamte Rechtsprechung diesen Standpunkt verlassen und die Entscheidung über das Vorliegen des öffentlichen Interesses dem diskretionären Ermessen des Schutzmanns überlassen. Die dieser neueren Rechtsprechung zugrunde liegende Auffassung hat das Reichsgericht leider adoptiert. In konstanter Rechtsprechung entzieht es dem Richter die Prüfung, ob tatsächlich die von den militärischen Befehlshabern erlassenen Verbote im Interesse der öffentlichen Sicherheit gelegen waren. Es soll die bloße Absicht des Befehlshabers ausreichend sein, diese Verbote im Interesse der öffentlichen Sicherheit zu erlassen, mag auch diese Absicht in der Anordnung selbst nicht einmal zum Ausdruck gekommen sein. Auch sonst werden die Anwendungsgrenzen des § 9 b vom Reichsgericht sehr weit gesteckt. Es soll in dem Verbot keine ausdrückliche Bezugnahme auf den § 9 b und keine Strafandrohung erforderlich sein. Mangel der Tagesbezeichnung soll die Anordnung nicht ungültig machen, trotzdem ohne eine solche gar nicht einwandfrei geprüft werden kann, ob sie nach Beginn des Belagerungszustandes getroffen ist, wovon ja ihre Wirksamkeit abhängt. Die Form eines ausdrücklichen Verbots soll nicht erforderlich sein, ebensowenig eine besondere Form für die Bekanntmachung. Erklärt es doch das Reichsgericht für eine ausreichende Form der Bekanntmachung im Sinne des § 9 b, wenn ein Militärpolizeimeister einem Polizeiinspektor mündlich einen Befehl gibt, den dieser mündlich einem dienstfuenden Polizeibeamten bekanntgibt, damit dieser ihn den von dem Befehl betroffenen Sittendirnen ge-

legentlich der ärztlichen Untersuchung mündlich bekanntmacht (vergl. das Urteil vom 8. September 1915, S. 61 des angezeigten Buches). Auch die bloße Mitteilung an Familienangehörige soll genügen (vergl. das Urteil vom 21. Januar 1916, S. 60). Der Begriff der »öffentlichen Sicherheit« wird sehr weitgehend mit einer »Sicherung des Publikums vor Gefahren und Beunruhigungen jeder Art« interpretiert (Urteil vom 22. Februar 1915, S. 53). Die von ersten juristischen Autoritäten — vor dem Kriege — geäußerten Zweifel, ob der § 9 gegenüber dem Reichsstrafgesetzbuch überhaupt noch gültig sei, werden von dem Reichsgericht für unbeachtlich erklärt. Die Frage, ob die Verhängung und Fortdauer des Belagerungszustandes *für das ganze Reichsgebiet* (während des Krieges 1870/71 waren nur einige Grenzgebiete in Belagerungszustand erklärt) gesetzlich begründet ist, ist anscheinend vom Reichsgericht nicht behandelt.

Die neuen gesetzlichen Bestimmungen über die Schaffung einer Beschwerdeinstanz und über die Schutzhaft sind in dem vor ihrem Erlaß erschienenen Werke natürlich nicht berücksichtigt.

Das Conradsche Buch bietet für jeden, der sich in Gegenwart oder Zukunft über die Rechtsverhältnisse in Deutschland während des Weltkriegs unterrichten will, ein wertvolles Hilfsmittel. *Weinberg.*

Richard Diener, **Das Problem der Arbeitspreisstatistik und seine Lösung mit Hilfe von Berufssterblichkeits- und Lohnstatistik.** München, Leipzig 1915, Verlag von Duncker & Humblot. 84 Seiten. Preis 2,50 Mark.

Der Verfasser ging bei seinen Untersuchungen von der etwas seltsam anmutenden Frage aus: Inwieweit findet der Mehr- oder Minderverbrauch an Menschenkraft in den einzelnen Berufen seinen materiellen Ausgleich? Das heißt, der Verfasser suchte festzustellen, ob der letzten Endes in einer größeren Sterblichkeit zum Ausdruck kommenden intensiveren Verausgabung des Arbeiters stets ein höherer Lohn entspricht. In dieser Fragestellung steckt eine Verkennung des Warencharakters der Arbeitskraft. Die Schrift gibt auch keine Antwort auf die gestellte Frage, sondern besteht in zwei inhaltlich völlig auseinanderklaffenden Abschnitten über Grundfragen der Volksgesundheitsstatistik und Lohnstatistik. Der Verfasser trägt dazu die hauptsächlichsten methodologischen Gesichtspunkte zusammen und sichtet sie kritisch. Da es sich um zwei der wichtigsten Gebiete der Arbeiterstatistik handelt, sei einiges davon hervorgehoben.

Bei der Feststellung des Einflusses, den die Berufsarbeit auf Krankheitshäufigkeit und Sterblichkeit ausübt, betont der Verfasser mit Recht, daß gewisse Beschäftigungsarten, trotzdem sie mit keinerlei gewerblichen Schäden (Gewerbekrankheiten) verknüpft sind, eine hohe Krankheits- und Sterblichkeitsziffer aufweisen können, weil sie dem Arbeiter kein Einkommen gewähren, um den beruflich nötigen Kräfteverbrauch durch entsprechende Ernährung, Wohn- und Lebensweise auszugleichen.

Zur Beantwortung der Frage des Einflusses von Beruf auf Krankheit und Sterblichkeit hält der Verfasser das bisher vorliegende Material, dessen Wert er im einzelnen diskutiert, für unzureichend. Abgesehen von der Beachtung gewisser Einteilungsmomente fordert der Verfasser vor allem für jeden Arbeiter die Anlegung einer *versicherungsstatistischen Gesundheitskarte*, die bei jedem Wechsel des Berufs oder der Arbeitsstelle an die zuständige Krankenkasse beziehungsweise Unfall- und Invaliditätsversicherungsanstalt weiterzugeben wäre. Wenn so für jeden Arbeiter eine Karte (beziehungsweise ein Register) geschaffen würde, die neben seiner wechselnden Beschäftigung alle Erkrankungen und letzten Endes seine Todesursache verzeichnete, so wäre ein ideales statistisches Rohmaterial für Krankheits- und Sterblichkeitsstatistik geschaffen. Der Plan mag angesichts der zu seiner Verwirklichung notwendigen Kosten als utopisch erscheinen, aber der Nutzen einer auch nur teilweisen Bearbeitung des Materials würde diese

Ausgaben selbst für die genannten Sozialversicherungsanstalten (genauere Beitrags- und Entschädigungsberechnung!) rentabel gestalten.

Der Verfasser erwähnt bei der Erörterung dieses Planes übrigens nicht, daß eine ähnliche Individualstatistik für das Kindesalter in gewissem Umfang auf Betreiben des Stadtmedizinalrats Dr. Gottstein bereits in Charlottenburg verwirklicht worden ist. Durch die Einführung der Schularztpflege besteht für jeden Schüler eine Gesundheitskarte, die für Fortbildungsschüler fortgeführt wird. Ebenso wird für Säuglinge, die der kommunalen Säuglingsfürsorge zugeführt werden, eine Karte angelegt. Auch für zwei- bis sechsjährige Kinder sind ärztliche Überwachungs- und Beratungsstellen eingerichtet, die jene Säuglingskarten ergänzen und später ihre Ergänzung durch den Schularzt finden. Bei einer Ausdehnung dieser vorbildlichen Einrichtungen im Sinne Dieners ließe sich der Einfluß des Berufs nicht nur auf die in Frage stehende Arbeiterschicht, sondern auch auf die nachfolgende Generation feststellen.

Der zweite Abschnitt der Arbeit beschäftigt sich mit den Methoden der bisherigen Lohnstatistik. Wenn der Verfasser dabei unter anderem das Urteil fällt, daß »die gewerkschaftliche Lohnliteratur bei aller Anerkennung mancher guten Leistung mehr durch Quantität als durch Qualität imponiere«, so muß dem um so mehr widersprochen werden, als der Verfasser über die Mängel der Lohnstatistiken der Arbeitgeber viel schonender hinweggeht. Gerade die Forderung, die R. Diener immer wieder unterstreicht, daß die Statistik die wirklich gezahlten Löhne, nicht die Lohnsätze (Tarifposten, Schätzungen) widerspiegeln müsse, ist in den Statistiken der Unternehmer viel seltener berücksichtigt. Die Bergarbeiterlohnstatistiken zum Beispiel, die Diener zu den »relativ besten« zählt, sind wegen ihrer irreführenden Angaben in Arbeiterkreisen zur Genüge bekannt.

Bei seinen eigenen Vorschlägen zur Reform der Lohnstatistik geht Diener meines Erachtens zu schematisch vor. Wenn Diener die Erfassung der wirklichen individuellen Verdienste verlangt und die Statistik der Lohnsätze (Tarifsätze, Vertragsposten) verwirft, so übersieht er dabei, daß die eine oder andere Art je nach dem Zweck der Statistik den Vorzug verdient. Handelt es sich um die Feststellung des Einkommens eines Arbeiters oder einer Arbeiterkategorie zur Feststellung des Budgets oder zum Vergleich mit der Steigerung der Lebensmittelpreise, so ist natürlich die von Diener bevorzugte Methode anzuwenden. Bei Vergleichen der Lohnverhältnisse in verschiedenen Betrieben der gleichen Industrie oder in der gleichen Industrie verschiedener Orte beziehungsweise Länder oder in verschiedenen Industriezweigen genügt dagegen meist die Angabe der Lohnsätze (Grundlohn usw.). Nach dem gleichen Gesichtspunkt ist auch die Frage zu beantworten, ob der wirkliche Jahresverdienst — wie Diener will — zu berechnen ist oder die Angaben über Stunden- beziehungsweise Wochenlohn ausreichen. Ist ein hoher Jahresverdienst in einem Beruf durch viele Überstunden und Nachtschichten erzielt worden, so kann die bloße Angabe des Gesamteinkommens bei Vergleichen geradezu täuschen. Ebenso verstehe ich es nicht, daß Diener, der sonst jeder möglichen Differenzierung das Wort redet, sich bei der Zusammenfassung der Lohnangaben mit der Berechnung des Durchschnittslohns begnügen will. Wenn in einer Fabrik 20, 30, 40 und 50 Mark Wochenlohn gezahlt werden, dann beträgt der Durchschnittslohn für die Arbeiterschaft 35 Mark pro Woche. Diese Durchschnittszahl läßt aber völlig unberücksichtigt, ob von insgesamt 60 Arbeitern nur 5 oder 50 den höchsten Satz von 50 Mark erhalten. Die Statistiken der Arbeitgeber enthalten gerade durch die Anwendung des Durchschnittslohns (statt anderer Drittelwerte) häufig viel zu hohe Lohnangaben.

Im ganzen bietet die Schrift eine große Zahl von Anregungen, die bei der regen Betätigung unserer Gewerkschaften auf dem Gebiet der Lohn- und Gesundheitsstatistik Beachtung verdienen. Ernst Meyer.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 23 | Ausgegeben am 9. März 1917 | 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Sozialdemokratische und nationalliberale Taktik.

Von K. Kautsky.

1. Kriegskredite und innere Politik.

In dem Artikel über Parteispaltung im 21. Heft der Neuen Zeit wurde dargelegt, daß das gewaltsame Hinausdrängen der Opposition aus der Partei — das an Gewaltsamkeit nichts dadurch verliert, daß die Mehrheitler es ein freiwilliges Austreten nennen — die Spaltung der Partei bezeichnet, und zwar in der für sie verderblichsten Form allgemeiner Desorganisation.

Ich ließ dabei die Frage offen, welches die Konsequenzen dieses Vorganges nach dem Kriege sein werden, ob die Spaltung verspreche, nur eine vorübergehende Erscheinung zu sein, oder ob sie ein dauernder Zustand zu werden drohe. Ich schloß mit den Worten:

Wird es dann e i n e Arbeiterpartei geben, oder werden wir zwei Arbeiterparteien haben?

Gar mancher Genosse hofft, daß die Bedürfnisse der Arbeiterklasse und die Logik der Tatsachen, die doch auf beide Richtungen in gleicher Weise wirken, sie schließlich wieder zusammenbringen. Der Gedanke an eine dauernde Spaltung der proletarischen Bewegung ist ein unerträglicher.

So sagt zum Beispiel die »Fränkische Tagespost« in ihrem Leitartikel vom 12. Februar:

Der Krieg hat die Partei zersprengt, der Friede wird sie früher oder später, wenigstens die meisten ihrer Gruppen und Glieder wieder vereinigen. Alle sozialdemokratischen Parteien haben Zeiten schwerer Krisen und den Zerfall in Fraktionen in ihrer Geschichte zu verzeichnen. Aber immer wieder hat sich das Proletariat zusammengeschlossen zu einer einigen und geschlossenen sozialdemokratischen Partei.

Daß dies geschieht, ist selbstverständlich auch unser heißester Wunsch.

Aber für die Erfüllung des Wunsches möchten wir nicht einstehen. Nicht jede Spaltung hat später eine Wiedervereinigung zur Folge gehabt. Als die erste Internationale zerfiel, hat jede ihrer verschiedenen Richtungen ihre Besonderheiten aufs schärfste entwickelt zur Sozialdemokratie, zum Anarchismus, zum Sozialliberalismus. Einzelne und nicht wenige Personen wandten sich später von der einen Gruppe zur anderen, vorwiegend zur Sozialdemokratie. Aber die Gruppen selbst haben sich nie wieder zu einer gemeinsamen Organisation vereinigt.

Die Aussichten auf Wiedervereinigung nach dem Kriege hängen davon ab, ob das Streben der verschiedenen Gruppen tatsächlich in der gleichen Richtung geht und sie nur vorübergehend durch den Krieg auseinandergetrieben werden, oder ob ihr Streben auseinandergeht, sie nur durch das Schwergewicht der Massenorganisation zusammengehalten wurden und nun,

nachdem der Krieg dies zusammenhaltende Moment aus dem Wege geräumt hat, ihre Eigenart ungehemmt entwickeln und dabei immer weiter auseinandergeraten.

Eine Untersuchung darüber ist nicht überflüssig. An der Schwelle eines so furchtbaren Ereignisses, wie der Spaltung einer Millionenpartei, deren Aufbau die Lebensarbeit der Besten unter uns gewesen, der so viele Gesundheit und Lebensglück geopfert, ziemt es sich, die fernsten Konsequenzen zu überdenken. Nicht zu uferlosen Zukunftsträumen wird uns das führen, sondern zum besseren Verständnis des sachlichen Gegensatzes, der die Gegenwart unserer Partei beherrscht.

Wir dürften die Wiedervereinigung nach dem Kriege mit Sicherheit erwarten, wenn bloß die Stellung zu den Kriegskrediten uns trennte. Nach dem Kriege werden keine Kriegskredite zu bewilligen sein. Gegenwart und Zukunft werden uns so sehr in Anspruch nehmen, daß wir weder Zeit noch Interesse haben werden, über Vergangenes abzurechnen. Wenn die Kämpfe der Gegenwart uns dann in die gleiche Bahn drängen, wird das Trennende der Vergangenheit, des jetzigen Krieges, rasch vergessen sein. Wie viele Spaltungen habe ich nicht mitgemacht, in denen man sich mit äußerster Wut, bis aufs Messer bekämpfte — mitunter buchstäblich, wie in Wien zur Zeit Peukerts. Es schien unmöglich, daß die gleichen Leute jemals wieder sich nähertraten. Und doch konnte man oft nach wenigen Jahren schon die feindlichen Brüder in engster Gemeinschaft friedlich zusammenarbeiten sehen.

Aber es handelt sich diesmal um mehr als um die Abstimmung über die Kriegskredite. Es handelt sich um einen tiefgehenden Gegensatz, der dieser Abstimmung erst ihre Bedeutung gab.

Die Bewilligung der Kriegskredite brauchte an sich noch kein Bruch mit unserer Vergangenheit, keine Verleugnung unserer internationalen Gesinnung zu sein. Man durfte sie sehr verschiedenartig deuten, mochte in ihr zunächst einen unpolitischen Akt sehen, hervorgerufen durch das Bedürfnis, die Schrecken der Invasion abzuwehren, ein Bedürfnis, dessen überwältigende Kraft niemand leugnen wird, der sich die Folgen einer feindlichen Invasion auszumalen vermag. Aber man mag wollen oder nicht, eine parlamentarische Aktion wird stets zu einer politischen Aktion. Auch in der ersten Bewilligung der Kriegskredite machten sich neben der bloßen Angst vor der befürchteten militärischen Invasion schon politische Erwägungen merkbar. Man erklärte, die Kredite der Regierung zu bewilligen, weil sie Krieg gegen Rußland führe, was als gleichbedeutend hingestellt wurde mit Krieg gegen den russischen Absolutismus. Für diese Politik konnte man sich auf zahlreiche Äußerungen unserer Meister berufen; Äußerungen, die freilich längst vorher unter ganz verschiedenen Verhältnissen gefallen waren, die aber doch formell die Abstimmung rechtfertigten.

Auch diejenigen, die sie mißbilligten, fanden sich daher schließlich mit ihr ab. Selbst Liebknecht protestierte am 4. August 1914 nicht öffentlich gegen die Bewilligung.

Doch ein Teil der Kreditbewilliger gab dem Votum damals bereits neben diesem noch einen anderen Sinn, und zwar einen innerpolitischen. Wie groß ihre Zahl anfänglich war, ist nicht zu ermessen; sie ist aber seitdem ansehnlich gewachsen und umfaßt heute den Parteivorstand, also wohl auch die Mehrheit der Mehrheit. Wir dürfen es als die Ansicht des Vorstandes auffassen,

wenn der »Vorwärts« in seinem Leitartikel vom 11. Februar dieses Jahres schreibt:

Da kam der Krieg. Die deutsche Sozialdemokratie hatte in diesem Augenblick das Recht, auch an sich selber zu denken, denn sie ist der Überzeugung, daß die Zukunft des Volkes bei ihr ruht. Sie hatte das Recht, die Kriegsfrage unter dem Gesichtswinkel zu betrachten, welche Haltung der Partei dem künftigen Sieg der Demokratie und des Sozialismus am förderlichsten sei, denn von diesem Sieg erhofft sie für das deutsche Volk und alle Völker der Welt größeren Gewinn als von irgendeinem anderen! Und so war es nicht nur der gesunde Instinkt, der der Partei in diesem Augenblick den Weg zu den übrigen Volksgenossen wies — die gleiche Not mit ihr teilten —, es war auch die ruhige politische Überlegung, die sich sagte, daß man hier vor der Entscheidung stand: entweder mit dem deutschen Volke hinauf zur Macht oder gegen das deutsche Volk wieder sturzartig hinunter in den Abgrund der Ohnmacht!

Anfangs hatte es geheißen, die Mehrheit sehe in der Bewilligung der Kriegskredite eine sittliche Pflicht, die man dem Vaterland schulde:

Da machen wir wahr, was wir immer betont haben: wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich.

Nun erfahren wir, daß in der »Stunde der Gefahr« die Mehrheit auch noch die »ruhige Überlegung« pflog, auf welche Weise sie aus dieser Gefahr den größten Vorteil für unsere Partei herausschlagen könne. Und sie stimmte für die Kriegskredite nicht nur aus dem »gesunden Instinkt«, den die Gefahr erzeugt, sondern auch aus der nüchternen »Überlegung«, daß auf diesem Wege ein politischer Gewinn zu erzielen sei, daß die Bewilligung den Weg zur Macht darstelle und die Ablehnung den Weg zur Ohnmacht.

Zweierlei Motive trieben also die Mehrheit: blinde »Instinkte« und politisch-geschäftliche »Überlegungen«. Von unseren Grundsätzen ist dabei keine Rede. Es ist ein ausgesprochenes Bekenntnis zum Opportunismus. Was soll aber der Satz bedeuten:

Entweder mit dem deutschen Volk hinauf zur Macht oder gegen das deutsche Volk wieder sturzartig hinunter in den Abgrund der Ohnmacht?

Das deutsche Volk umfaßt verschiedene Klassen. Soll der Satz bedeuten, daß die Sozialdemokratie nicht mehr durch den Kampf gegen die besitzenden Klassen zur Macht gelangen will, sondern mit dem gesamten Volk, also im Verein mit den anderen Klassen? Wie stellt sich der »Vorwärts« das vor? Der Satz: »mit dem Volk zur Macht« ist Unsinn. Nicht minder aber der Satz: »gegen das Volk zur Ohnmacht«.

Die Sozialdemokratie steht doch nicht außerhalb des Volkes als etwas von ihm verschiedenes, so daß sie fragen könnte: mit dem Volk oder gegen das Volk? Sie ist der Teil des Volkes, der das proletarische Klasseninteresse erfaßt hat, und ihr steht entgegen der dem Proletariat feindliche Teil des Volkes. Ihre Macht oder Ohnmacht hängt von dem Verhältnis der Kraft beider Teile des Volkes ab. Oder sollte der »Vorwärts« meinen, es gebe keinen Klassenkampf mehr, keine Parteien, und der Burgfriede bilde für die Sozialdemokratie den Weg zur Macht?

Am 4. August 1914 wurde auch nicht entschieden, wie sich die Sozialdemokratie zum Volk zu stellen habe, sondern wie sich das Volk zur Kriegspolitik der Regierung stelle. Wenn wir den Satz des »Vorwärts« danach richtigstellen wollten, müßte er lauten:

Man stand hier vor der Entscheidung: entweder mit den bürgerlichen Parteien für die Regierung und damit hinauf zur Macht oder gegen die bürgerlichen Parteien und die Regierung und damit sturzartig in den Abgrund der Ohnmacht.

Der Artikel des »Vorwärts« vom 11. Februar wurde vielleicht geschrieben unter dem Eindruck des Engelsschen Briefes über die reaktionäre Masse, in dem es hieß, wäre das Wort von der reaktionären Masse richtig, dann »würde sich die ganze Nation einteilen in eine Majorität von Reaktionären und eine Minorität von Ohnmächtigen«.

Um aus der Ohnmacht herauszukommen, solange wir noch in der Minderheit sind, müssen wir eingreifen in die Kämpfe zwischen den bürgerlichen Parteien, also in die Kämpfe zwischen Regierungsparteien und bürgerlichen Oppositionsparteien. Das war nach Engels geboten, zwar nicht als Weg zur Macht, aber doch zur Beeinflussung der Politik im Sinne proletarischer Interessen. Indes setzt dieser Weg voraus, daß Gegensätze zwischen den bürgerlichen Parteien bestehen. Der »Vorwärts« dagegen meint, er sei gerade in dem Moment gangbar geworden, in dem die Gegensätze zwischen den bürgerlichen Parteien verschwinden!

2. Nationalliberale Taktik.

Die ganze Auffassung des »Vorwärts« ist unbegreiflich, wenn man annimmt, er stehe auf dem Standpunkt, daß die politische Macht nur gewonnen werden könne im Kampf, im Klassenkampf. Aber sie wird wohl verständlich, wenn man sich der Methode erinnert, durch die der deutsche Liberalismus Macht zu gewinnen glaubt.

In Westeuropa ist es dem Liberalismus überall gelungen, ein parlamentarisches Regime zu begründen. Die Regierung wurde abhängig vom Parlament. Es hängt von der Art des Wahlrechts und der politischen Selbständigkeit und Bedeutung der verschiedenen Volksklassen ab, inwieweit sie im Parlament vertreten sind. Die Mehrheit des Parlaments bestimmt die Regierung.

Der deutsche Liberalismus suchte ein ähnliches Regime einzuführen. Jedoch fehlte ihm die Kraft, es zu begründen. Namentlich in Preußen stand ihm eine besonders starke Regierung gegenüber, die zu stürzen oder vom Parlament abhängig zu machen eine ebenso machtvolle wie rücksichtslose Opposition erfordert hätte, die bereit war, die breiten Massen zu entfesseln und sie durch große Konzessionen für sich zu gewinnen. Zu dieser Politik fehlte dem deutschen Liberalismus der Mut. Weit später als die englische und französische begann die deutsche Bourgeoisie den Kampf um die Macht, zu einer Zeit, wo das Proletariat bereits in England und Frankreich sich kraftvoll betätigte. Sie wagte nicht, es zu entfesseln, ihrem Kampf um die Macht fehlte daher Kraft und Entschiedenheit. Sie unterlag im Jahre 1848, und als sie in Preußen im Beginn der sechziger Jahre den Kampf noch einmal aufnahm, führte sie ihn nur als Kampf um die Befugnisse des Parlaments. Sie wagte nicht, ihn durch einen Wahlrechtskampf zu verstärken oder ihn in anderer Weise zu einem Massenkampf zu steigern. Als nun gar Bismarck daran ging, wenigstens die unerläßlichsten politischen Bedürfnisse der deutschen Bourgeoisie zu befriedigen, und in zwei kurzen glänzenden Kriegen das Deutsche Reich zimmerte, da verzichtete der deutsche Liberalismus für immer auf den Anspruch, ein parlamentarisches Regime zu begründen.

So offen wie jüngst Herr Friedberg spricht freilich nicht jeder Liberale den Verzicht aus. Aber jeder läßt sich in seiner politischen Praxis von ihm leiten. Der Pol, um den sich die Politik dreht, ist in Deutschland die Regierung, nicht das Parlament. Dieses bildet nur den Handlanger der Regierung. Nicht das Parlament, sondern der Monarch erhebt und stürzt die Regierung. Keinem deutschen Liberalen fällt es ein, an diesem Grundsatz ernsthaft zu rütteln. Wohl läßt sich der Wettkampf der bürgerlichen Parteien um die Macht auch bei uns nicht aufheben, aber er ist nur noch ein Wettkampf um die Gunst der Regierung. Man sucht im Parlament möglichst stark zu sein, um der Regierung, wenn sie gutwillig ist, möglichst viel Unterstützung bieten, wenn sie widerhaarig ist, ihr möglichst unbequem werden zu können. Eine Partei, die über wenige Stimmen verfügt, hat der Regierung nichts zu bieten, wird von ihr nicht beachtet. Andererseits aber schaltet sich nach dieser Rechnung für eine Regierung, die vom Parlament unabhängig ist, selbst die stärkste Partei aus, wenn sie ihr systematisch Opposition macht. Eine Partei, die sich bei dem Wettrennen um die Gunst der Regierung nicht ausschalten will, muß auf die prinzipielle Opposition verzichten, muß nicht nur stark genug, sondern auch bereit sein, ihr etwas zu bieten. Dann darf die Partei auch erwarten, daß sie von der Regierung beachtet wird.

Das ist die Taktik des deutschen Liberalismus geworden. Sie fand ihre beste Verkörperung in der nationalliberalen Partei, die 1866 nach den preußischen Siegen von Fortschrittlern begründet wurde, die ihrer Partei den Rücken kehrten. In der Fortschrittspartei blieben die alten demokratischen Traditionen etwas länger lebendig, aber auch sie wurde im Grunde Regierungspartei, nur wurde sie nicht die Partei der bestehenden Regierung, sondern derjengen, deren Kommen sie erhoffte. Sie bildete eine Kronprinzenpartei.

Zur Wiedervereinigung der beiden Parteien kam es jedoch nicht mehr. Wohl trennte sich ein Teil der Nationalliberalen wieder von ihrer Partei und vereinigte sich 1884 mit den Fortschrittlern zur Freisinnigen Partei. Aber der Rest der Nationalliberalen blieb vom Freisinn dauernd getrennt. Dieser vertrat den mehr freihändlerischen, antiagrarischen Teil der Bourgeoisie, der Nationalliberalismus den schutzzöllnerischen, dem Agrariertum freundlichen Teil. Auch hier eine Spaltung, die zu einer dauernden wurde.

3. Die Taktik der Sozialdemokratie bis zum Kriege.

Die proletarische Demokratie machte diese Wandlung der bürgerlichen Demokratie Deutschlands nicht mit. Die Kapitalistenklasse kann heute bei uns darauf verzichten, die regierende Klasse zu werden, wenn dies Ziel für sie nur um den Preis einer Revolution erreichbar ist. Ist sie doch die ökonomisch herrschende Klasse und deshalb die Regierung von ihr abhängig. Versteht diese nur einigermaßen die Zeichen der Zeit und räumt sie den bürgerlichen Parteien einigen Einfluß und einige Kontrolle über ihr Gebaren ein, dann kann die Bourgeoisie sich schon damit abfinden.

Anders steht es mit dem Proletariat. Es ist die ökonomisch beherrschte Klasse, es ist darauf angewiesen, die ökonomische Herrschaft der Kapitalistenklasse zu brechen. Das vermag es aber nur dadurch, daß es die Staatsgewalt in seine Hände bekommt. Nur durch sie kann es das kapitalistische in gesellschaftliches Eigentum verwandeln und damit seiner Ausbeutung für

immer ein Ende machen. Es ist also in die eigenartige Lage versetzt, daß es trachten muß, politisch regierende Klasse zu werden, ehe es ökonomisch herrschende Klasse wird, oder richtiger gesagt, es kann nur regierende, nie aber herrschende Klasse werden. Denn es kann als unterste der Klassen den Besitz der Staatsgewalt nur in einer Weise anwenden, die jeder Klassenherrschaft ein Ende macht.

Regierende Klasse kann das Proletariat aber nur werden mit den Mitteln der Demokratie. Natürlich bedeutet das Bestehen demokratischer Formen noch nicht schon die Regierung des Proletariats. Aber wo es die Demokratie noch nicht besitzt und der Kraft ermangelt, sie zu erobern, fehlt ihm auch die Kraft, die Staatsgewalt zu gewinnen und sich zu befreien.

Der Kampf um die Demokratie, wo sie noch nicht besteht, ist also ein Lebenselement des proletarischen Emanzipationskampfes. Dazu gehört nicht bloß der Kampf um das freieste und ausgedehnteste Wahlrecht, nicht bloß der Kampf um die Unterwerfung der Bureaukratie unter die Selbstverwaltung sowie das Streben nach wachsender Beeinflussung und Kontrollierung der Parlamente durch die Volksmassen, sondern auch die Verwandlung der Regierungen in bloße Beauftragte der Parlamente.

Unsere Partei hat es daher bisher in ihrer Mehrheit abgelehnt, die Taktik der Nationalliberalen zu akzeptieren, die Einfluß auf die Regierung dadurch zu gewinnen suchen, daß sie sich ihr als brauchbare Handlanger präsentieren, die bei guter Behandlung und, wenn auch geringem, politischem Lohn willig und treu gute Dienste leisten, namentlich durch Beschwichtigung unzufriedener Volksmassen.

Sie ist bei ihrer Taktik unbeugsamer Opposition gegen das bestehende Regierungssystem zur größten und stärksten Partei Deutschlands geworden, hat das Vertrauen aller Ausgebeuteten und Unterdrückten gewonnen und dadurch die Regierungen und die bürgerlichen Parteien zu dem Streben gezwungen, ihr den Wind aus den Segeln zu nehmen, durch Reformen, zu denen sie sich ohne den wachsenden Einfluß der oppositionellen Sozialdemokratie auf die Volksmasse nie verstanden hätten. Man preist heute die deutsche Versicherungsgesetzgebung als etwas Außerordentliches. Außerordentlich an ihr ist nur, daß mit ihr Deutschland den übrigen Staaten vorausging. Sie war eine Wirkung des die besitzenden Klassen erschreckenden Wachstums der Sozialdemokratie. Jene Gesetze wurden von der Regierung eingebracht gerade in der Zeit, in der wir im erbittertsten Kampfe mit ihr standen. Was an den Versicherungsgesetzen als Fortschritt gebucht werden kann, gehört auf das Konto der als Revolutionspartei verfemten Sozialdemokratie.

Bismarck selbst erklärte im Reichstag am 26. November 1884:

> Wenn es keine Sozialdemokraten gäbe und wenn nicht eine Menge sich vor ihnen fürchtete, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Sozialreform bisher gemacht haben, auch noch nicht existieren.

Trotzdem haben sich Parteigenossen gefunden, die der Partei empfahlen, von ihrer bisherigen erfolgreichen Taktik abzugehen und die der Nationalliberalen zu akzeptieren. Doch dauerte es lange, ehe Bedingungen eintraten, die diesem Streben günstig waren.

Unsere Partei erstand in der Epoche der Liquidierung der bürgerlichen Revolution von 1848. Wie viele Throne wurden nicht umgestürzt in der Zeit zwischen 1866 und 1870, in Deutschland, Spanien, Italien, Frankreich!

Wie gefährlich erschien die Pariser Kommune 1871! Lange noch rechnete man oben wie unten mit der Möglichkeit eines plötzlichen Umsturzes.

Das erhöhte unser Kraftbewußtsein, ließ uns aber auch in den Reihen der Gegner gefährlicher erscheinen, als wir waren. Andererseits glaubten sie gerade angesichts unserer geringen Zahl mit uns noch durch ein rücksichtsloses Unterdrückungssystem fertig zu werden. Und schließlich ist die nationalliberale »Realpolitik« nur erfolgverheißend für eine Partei, die über viel Stimmen im Parlament verfügt. Sie muß etwas zu geben haben, wenn sie im Kuhhandel einen Preis erzielen will. So bestand weder bei uns noch bei unseren Gegnern irgendeine Neigung zu einer Politik des Entgegenkommens.

Solange diese Bedingungen fortdauerten, konnte in unseren Reihen der Gedanke an Übergang zu nationalliberaler Taktik nicht aufkommen. Er gewann Boden nach dem Falle des Sozialistengesetzes. Wir waren eine Macht geworden, hatten im Parlament etwas zu bieten. Gleichzeitig wurde gerade durch das Anwachsen unserer Macht das Streben immer aussichtsloser, uns mit Polizeimitteln niederhalten zu können. Regierung und bürgerliche Parteien verzichteten immer mehr darauf, solche Mittel in großem Stile gegen uns anzuwenden. Inzwischen war aber auch der bürgerliche Staat in Mitteleuropa gänzlich aus seinem revolutionären Stadium herausgekommen, und daher durfte man, solange der sozialistisch denkende Teil des Proletariats nicht übermächtig geworden war, mit einem raschen politischen Umschwung nicht mehr rechnen. Die revolutionären Erwartungen bei uns ebenso wie die revolutionären Befürchtungen der Gegner hörten auf, die Gegenwartspolitik zu beherrschen. Dabei erlebte die kapitalistische Produktionsweise einen ungeahnten und völlig unerwarteten Aufschwung, der es dem gewerkschaftlich organisierten Teil der Arbeiterklasse ermöglichte, eine erhebliche Besserstellung ihrer Lage zu erringen.

Unter diesen Umständen erstanden die Bestrebungen, unsere alte, bewährte Taktik über Bord zu werfen und durch eine neue zu ersetzen, die den Geist des Nationalliberalismus aus dem Bürgerlichen ins Proletarische übersetzen sollte und die man als Nationalsozialismus bezeichnen kann. Man wollte die prinzipielle Opposition gegen das bestehende Regierungssystem fahren lassen und versuchen, das Vertrauen der Regierung dadurch zu gewinnen, daß man sich bereit zeigte, sie zu stützen, wenn sie mit sich reden lasse und die unerläßlichsten Augenblicksreformen bewillige oder doch wenigstens uns nicht allzu schlecht behandle. Um zu dieser Politik die Hände frei zu bekommen, forderte man von der Partei die Freigebung der Budgetbewilligung. Diese wurde das Losungswort, durch das die beiden großen taktischen Richtungen unserer Partei sich kennzeichneten und schieden.

Gleichzeitig mit diesem Gegensatz bei uns kam ein anderer in den sozialdemokratischen Parteien Westeuropas auf, der keineswegs mit ihm gleichbedeutend ist, aber in der Regel ihm gleichgesetzt wird. In Westeuropa herrscht ein parlamentarisches Regime. Da wäre die nationalliberale Taktik gegenstandslos. Damit, daß die Partei ein gewaltiger Machtfaktor wurde und sie doch nicht die Aussicht hatte, sofort zur Mehrheit im Parlament zu werden, erstand auch in Westeuropa für sie ein Problem, aber es erwuchs nicht aus dem Wunsche, das Vertrauen der vom Monarchen eingesetzten Regierung zu gewinnen, um mit ihr politische Geschäfte machen zu können,

sondern es erwuchs aus dem Streben, die gewonnene politische Macht zu benutzen, um auf die Zusammensetzung einer neuen Regierung Einfluß zu üben und an dieser Regierung teilzunehmen.

In Deutschland sollte durch die neue Taktik die Sozialdemokratie zu einer Regierungspartei gemacht werden, von der die bestehende Regierung als gegebene Größe anerkannt wurde. Die neue Taktik in Westeuropa wollte dagegen die Sozialdemokratie zu einer regierenden Partei machen. Freilich, ehe sie zur Mehrheit im Parlament geworden war. Zu diesem Zwecke suchte sie ein Bündnis mit dem bürgerlichen Radikalismus.

Auch in Deutschland regten sich zeitweise Bestrebungen in unseren Reihen, die ein engeres Verhältnis mit dem bürgerlichen Radikalismus anrieten, um dadurch die Macht der Opposition zu stärken. Diese Bestrebungen fanden jedoch nie einen günstigen Boden, sintemalen es einen bürgerlichen Radikalismus in Deutschland seit langem nicht mehr gibt, sondern nur einzelne Radikale, die persönlich sehr achtenswert sein mögen, aber politisch keine Kraft darstellen.

Daß wir den bürgerlichen Radikalismus dort, wo er eine wirklich radikale Politik vertritt, gegenüber den konservativen und reaktionären Parteien zu unterstützen haben, und daß auch ein bürgerlich-radikales Ministerium bei radikaler Politik unserer Unterstützung sicher sein kann, darüber bestand in dem überwiegenden Teil unserer Partei nie eine Meinungsverschiedenheit. Nicht umsonst haben Marx und Engels sich gegen den Satz von der reaktionären Masse gewendet.

Nicht darüber entspann sich der Streit, und nicht darin lag das Neue in der Taktik, die zuerst im Falle Millerand praktiziert wurde. Dies lag in der Methode der Unterstützung; darin, daß ein festes Übereinkommen mit den Radikalen geschlossen und die Partei damit tatsächlich einer bürgerlichen Partei als ein Bestandteil, und noch dazu als eine Minorität einverleibt wurde, und daß ein Mitglied der Partei ins Ministerium eintrat. Man fürchtete, daß die tatsächliche Macht der Partei im Parlament und der Regierung durch die Blockpolitik und den Ministerialismus nicht oder doch nicht bedeutend gesteigert, wohl aber ihre Aktionsfähigkeit vermindert, die Gefahr der Korrumpierung vergrößert, das Vertrauen der arbeitenden Massen zur Partei, diese Grundlage unserer Kraft, aufs tiefste erschüttert würde, wenn sie ihre Selbständigkeit aufgäbe und die volle Verantwortung für ein wenn auch radikales, so doch bürgerliches Regime auf sich nähme, das in großen proletarischen Klassenkämpfen stets versagen müsse.

Für uns in Deutschland bekam freilich dieser Streitfall nie praktische Bedeutung.

Die Vertreter der neuen Taktik bei uns waren wohl geneigt zu einer Blockpolitik — und zwar nicht mit Radikalen, sondern mit Nationalliberalen —, aber nicht zu dem Zwecke, ein parlamentarisches Regime durchzusetzen und ein Ministerium aus ihrer Mitte zu bilden. Bei uns sind die neuen Taktiker schon sehr glücklich, wenn hie und da einer von ihnen zum Lohne für sein Wohlverhalten als Stadtrat von einer Regierung bestätigt wird, die über dem Parlament steht.

Die neue Taktik wurde durch die Entwicklung der Verhältnisse zeitweise sehr begünstigt. Trotzdem hat sie sich bis zum Kriege nicht durchzusetzen ver-

mocht. Blockpolitik und Ministerialismus waren in Westeuropa in den letzten Jahren vor dem Kriege im Rückgang begriffen, und auch bei uns konnte man ein merkliches Abflauen der nationalsozialen Tendenzen konstatieren. Das heißt bei den Massen, nicht bei den Führern.

Bei den Massen wuchs die oppositionelle Stimmung. Die Zeiten des ökonomischen Aufschwunges gingen vorbei, die Teuerung trat auf, und die wachsenden Unternehmerorganisationen machten es den Arbeitern immer schwerer, die Löhne den steigenden Lebensmittelpreisen entsprechend zu steigern. Der Reallohn begann zu sinken.

Gleichzeitig häuften sich die Anzeichen dafür, daß die politische Atmosphäre Europas elektrisch geladen sei und sich in furchtbaren Ungewittern zu entladen drohe, daß die Zeit relativer Ruhe, die seit 1871 in Europa geherrscht, ihrem Ende entgegengehe und einer neuen Ära von Katastrophen Platz mache.

Alles das wirkte auf die Massen, nicht aber in gleichem Maße auf ihre Führer, soweit diese die Dinge vom ausschließlich parlamentarischen oder gewerkschaftlichen Standpunkt betrachteten. So sehen wir in den letzten Jahren vor dem Kriege ein neues Problem auftauchen, das des Verhältnisses zwischen den Führern und den Massen, das leidenschaftlich diskutiert ward und um so mehr das Bedürfnis nach einer stärkeren Demokratisierung des Verwaltungsapparats der Partei und der Gewerkschaften wachrief, je mehr deren Wachstum eine zahlreiche, hierarchisch gegliederte zentralisierte Bureaukratie mit sich brachte, die sich zusehends verselbständigte und immer mehr eigene Tendenzen entwickelte, die nicht immer mit denen der Massen übereinstimmten.

Aber schließlich sind es in proletarischen Organisationen doch immer die Stimmungen und Bedürfnisse der *Massen*, die sich durchsetzen und entscheiden, wenn auch nicht immer ohne harte Reibungen. Trotz alles Widerstrebens eines großen Teils der Führer wuchsen die oppositionellen Tendenzen und verschärfte sich der Gegensatz zwischen der Partei und der Regierung in den letzten Jahren vor dem Kriege.

Da kam dieser und damit die große Wendung in der deutschen Sozialdemokratie.

Bernstein und die Schuldfrage.

Von **Eduard David.**

(Fortsetzung.)

6. Der zweite Konferenzvorschlag Greys.

Ich hatte in meiner Kritik darauf hingewiesen, daß der zweite Konferenzvorschlag Greys in Bernsteins Sammlungen in ganz ungebührlicher Weise zu kurz kommt. Da sich die diplomatischen Ausgleichsversuche der letzten Tage vor Kriegsausbruch auf diesen Vorschlag konzentrierten und sein Schicksal zum Schicksal des Friedens wurde, so bedeutet die Ausmerzung und Verstümmelung der wichtigsten auf ihn bezüglichen Dokumente eine völlige Verschleierung der entscheidenden Vorgänge. Das Wesen des neuen Greyschen Vorschlags, den dieser in der Unterredung mit Lichnowsky am Nachmittag des 29. Juli machte, ist folgendes: *Österreich darf seine Strafexpedition gegen Serbien fortsetzen bis zur Einnahme von Belgrad; dann soll eine Konferenz der vier nicht un-*

mittelbar beteiligten Großmächte die Bedingungen einer friedlichen Beilegung des Streites feststellen.

Dieser Vorschlag wird zum erstenmal mitgeteilt in dem Telegramm Greys an Goschen, das die Nr. 88 des Blaubuchs bildet. Es fehlt bei Bernstein.

Was bringt er jetzt zur Rechtfertigung dieser Ausmerzung vor? Es sei nicht richtig, sagt er, »daß der Gedanke an jener Stelle zum ersten Male in dem Blaubuch auftauche«. Er sei »grundsätzlich« schon in dem in Nr. 70 des Blaubuchs wiedergegebenen Telegramm Sasonows vom 28. Juli an den russischen Botschafter in London enthalten. Dort heiße es unter Bezugnahme auf Österreichs Kriegserklärung an Serbien: »Schritte des Londoner Kabinetts, um die Vermittlung und durch sie die Suspendierung der militärischen Maßnahmen in Serbien in die Wege zu leiten, sind jetzt dringend geboten.« Daß dies der Greysche Gedanke »grundsätzlich« nicht ist, liegt auf der Hand. Sasonow verlangt kurzerhand die Suspendierung, das heißt die Einstellung der militärischen Maßnahmen gegen Serbien. Grey aber konzedierte Österreich die Fortsetzung derselben bis zur Besitznahme Belgrads und Umgebung. Mit diesem Gedanken stimmte die russische Regierung so wenig überein, daß sie den Greyschen Vorschlag bis zuletzt nicht akzeptierte, worüber später noch ein Wort zu sagen sein wird.

Mit dieser Ausflucht Bernsteins ist es also nichts. Und ebensowenig ist sein weiterer Entschuldigungsgrund stichhaltig, er habe mit dem Abdruck des Telegramms Goschens an Grey in Nr. 76 des Blaubuchs schon seiner Chronistenpflicht ausreichend genügt. In diesem Telegramm wird eine Äußerung des französischen Botschafters in Berlin gelegentlich einer Unterredung im Auswärtigen Amt wiedergegeben, »daß, nachdem österreichisch-ungarische Truppen serbischen Boden betreten und demnach dem militärischen Ansehen der Donaumonarchie Genüge geleistet worden sei, der günstige Augenblick nach seinem Dafürhalten kommen dürfte, um den vier nicht beteiligten Mächten zu gestatten, über die Lage zu beraten und Vorschläge auszuarbeiten, damit keine gefährlicheren Verwicklungen entstünden«.

Diese Anregung kommt dem Greyschen Vorschlag freilich schon näher. Aber sie deckt sich noch keineswegs mit ihr. Grey mutet Österreich nicht zu, nach bloßem Einrücken auf serbischen Boden haltzumachen. Er billigt ihm vielmehr die Fortsetzung der Operationen bis zu einem Abschluß zu, der nicht nur seinem militärischen Prestige genügte, sondern ihm auch ein so wertvolles Pfand in die Hand gab, daß es seine ursprünglichen Bedenken gegen die Überlassung seiner Sache an eine Viermächtekonferenz aufgeben konnte. Außerdem aber ist die Anregung in Nr. 76 ein in der Diskussion mit dem deutschen Auswärtigen Amt hingeworfener Gedanke des französischen Botschafters. Im Dokument 88 aber tritt der Gedanke sehr wesentlich erweitert als Vorschlag des leitenden Ministers derjenigen Macht auf, die die führende Rolle bei der Vermittlung spielte und die die letzte Entscheidung in der Hand hatte.

Übrigens läßt auch Grey gar keinen Zweifel darüber, daß er den Vorschlag in Nr. 88 als sein geistiges Eigentum ansieht und ihn so behandelt wissen will. In dem Telegramm an Buchanan vom 30. Juli (Blaubuch 103) wird der Vorschlag mit folgenden Worten scharf präzisiert:

Der deutsche Botschafter teilt mir mit, daß die Reichsregierung sich bemühen werde, Österreich-Ungarn dahin zu beeinflussen — nachdem es Belgrad eingenom-

men und serbisches Grenzgebiet besetzt haben würde —, ein Versprechen abzugeben, nicht weiter vorzudringen, während die Mächte Serbien zu bestimmen suchen, Österreich-Ungarn hinreichende Genugtuung zu leisten, um es friedlich zu stimmen. Die österreichisch-ungarischen Truppen würden natürlich serbisches Gebiet erst wieder räumen, wenn die Donaumonarchie volle Befriedigung erlangt hätte.

Daran anschließend sagt Grey:

Ich schlug dies gestern als mögliches Mittel, die Lage zu entspannen, vor, und wenn es erreicht werden kann, dann hoffe ich ernsthaft, daß weitere militärische Vorbereitungen allerseits eingestellt werden.

Auf ganz naive Leser berechnet ist der dritte Entschuldigungsgrund Bernsteins. Er weist darauf hin, daß er ja das eben erwähnte Telegramm Greys an Buchanan vom 30. Juli gebracht habe. Er zitiert daraus und ruft entrüstet: »Alles das ist in meiner Ausgabe des Depeschenwechsels des Blaubuchs genau zu lesen! Man ermesse danach, welche Ehrlichkeit dazu gehört, mir zu unterstellen, ich hätte diesen ‚hochbedeutsamen' Vorschlag meinen Lesern vorenthalten.« Und dann verweist er auf sein Vorwort, wo er doch ausdrücklich bemerkt habe, daß er bei seinen Streichungen Rücksicht darauf genommen habe, »ob ein Gegenstand sich in den Depeschen *wiederhole*«. Aber, verehrter Chronist, das Dokument 88 datiert doch einen Tag früher als das Dokument 103! Letzteres hätte also höchstens als »Wiederholung« wegbleiben dürfen. Sachlich wäre das zwar auch nicht gerechtfertigt gewesen, da beide Dokumente ihre besondere Bedeutung haben. Keines durfte wegbleiben. Daß ich Bernstein unterstellt hätte, er hätte den Vorschlag Greys seinen Lesern ganz vorenthalten, ist eine Unterstellung seinerseits. Daß Bernstein das Dokument 103 gebracht hat, habe ich in meiner Kritik ausdrücklich gesagt. Ich mußte freilich auch hinzufügen, daß zwei wichtige Absätze dabei unter den Tisch gefallen sind.

Was aber schließlich das hier und an anderer Stelle vorgebrachte Argument Bernsteins betrifft, über die Weglassung des Dokuments 88 könnte sich doch höchstens Grey beklagen, da er dabei als der einzig Benachteiligte erscheine, so ist das ebenfalls mehr als naiv. Mit dem Greyschen Vorschlag beginnt eine besondere Phase der diplomatischen Verhandlungen zwischen London, Berlin, Wien und Petersburg, die damit endet, daß die beiden Zentralmächte den Vorschlag annehmen, Rußland ihn durch militärische Maßnahmen durchkreuzt und Grey es unterläßt, mit dem ihm zur Verfügung stehenden entscheidenden Wort den Widerstand Petersburgs zu brechen. Dieser Sachverhalt ist aus einer vollständigen Ausgabe des Blaubuchs klar zu ersehen. Bei der Bernsteinschen Torsoausgabe ist das nicht der Fall. Wer nur sie kannte, tappte vollständig im Nebel. Es war ihm unmöglich, auf Grund der gegebenen Unterlagen sich ein richtiges Urteil darüber zu bilden, auf wessen Schuldkonto das Scheitern aller Vermittlungsvorschläge zu schreiben ist. Darüber haben wir uns zu beklagen und nicht Grey.

Zu diesem Punkt noch eine heitere Anmerkung! »Die Zuständigkeit Davids als Übersetzungszensor mag man aus nachfolgendem Vergleich ermessen,« sagt Bernstein, und dann zitiert er folgenden Passus des Greyschen Vorschlags aus Nr. 88 in der Fassung seines Ergänzungshefts:

Wenn Österreich sagte, es müsse zwar das besetzte Gebiet halten, bis es vollständige Genugtuung von Serbien habe, zugleich aber erklärte, es würde nicht weiter gehen usw.

Dem stellt er den Wortlaut »bei David« gegenüber, der also lautet:

Wenn Österreich-Ungarn — das von ihm besetzte Gebiet behaltend, bis es von Serbien vollständig befriedigt — erklärte, daß es nicht weiter vorrücken würde...

Es ist richtig, »meine« Übersetzung hält sich nicht so sklavisch an den englischen Originaltext, den Bernstein noch daneben stellt, wie die Bernsteinsche. Ich bin auch nicht in sie verliebt, da sie ein beinahe ebenso schlechtes Deutsch ist wie das Bernsteinsche Kunstwerk. Gleichwohl halte ich sie für den vorliegenden Zweck für die beste, die es gibt. Sie stammt nämlich nicht von mir, sondern sie ist der Blaubuchübersetzung entnommen, die im Auftrag des englischen Auswärtigen Amtes in Bern 1914 erschienen ist. Hinter »meinem« Wortlaut steht also die Autorität der englischen Regierung; Grey selbst hat sein Siegel darunter gedrückt. Deshalb nahm ich sie. Der Herausgeber der Dokumente des Weltkriegs scheint diese sogenannte Berner Ausgabe gar nicht zu kennen, sonst hätte er sich diesen Reinfall sicherlich erspart.

7. Die Einwirkung Berlins auf Wien.

Die Einwirkung, die am 29. und 30. Juli von der deutschen Regierung auf das Wiener Kabinett ausgeübt wurde, ist von größter Bedeutung für die Beurteilung der Schuldfrage. Die im französischen Gelbbuch vertretene Auffassung, die auch in der Antwortnote der Entente auf das deutsche Friedensangebot zum Ausdruck kommt, geht dahin, daß Deutschland der böse Geist gewesen sei, der das schließlich zur Nachgiebigkeit bereite Österreich in den Krieg hineingestoßen habe. Sie wird durch die Zeugnisse über die Einwirkung, die in jenen Tagen von Berlin auf Wien ausgeübt wurde, schlagend widerlegt. Diese Einwirkung führte am 30. Juli zu einer Situation, in der der Friede fast gerettet erschien. Wer die Frage beantworten will, wie es kam, daß dieser letzte Hoffnungstag nicht zum Frieden, sondern zum Kriege führte, muß sich über den Stand der Dinge am 30. Juli klar werden.

In Bernsteins Kopfe herrscht darüber offenbar einige Wirrnis. Er erhebt ein großes Geschrei darüber, daß ich das Warnungstelegramm des Reichskanzlers nach Wien auf den 29. statt auf den 30. Juli angesetzt habe. »Aus dem Rotbuch geht klar hervor, daß es am 30. Juli geschickt worden ist,« sagt er. Der Hinweis auf das Rotbuch und eine vorhergehende Bemerkung über das »Warnungstelegramm Bethmanns, von dem dieser in der Reichstagssitzung vom 19. August 1915 Mitteilung gemacht hat«, offenbaren die verblüffende Tatsache, daß unser Chronist nicht weiß, daß es sich hier um zwei verschiedene Telegramme handelt, die beide von größter Wichtigkeit sind. Das Telegramm, auf das das Rotbuch Bezug nimmt, wurde vom Reichskanzler nicht in jener Plenarsitzung des Reichstags, sondern in der Hauptausschußsitzung vom 9. November 1916 mitgeteilt. Es bezog sich unmittelbar auf den Greyschen Vorschlag. Das andere, in der Reichstagssitzung vom 19. August 1915 zitierte Telegramm betraf die direkte Verhandlung zwischen Wien und Petersburg.

Dieses letztere Telegramm wurde erstmalig auf Veranlassung der deutschen Regierung in der »Westminster Gazette« vom 1. August 1914 mitgeteilt. Anlaß zu diesem Telegramm gab eine am 29. Juli abends in Berlin eintreffende Mitteilung des deutschen Botschafters in Petersburg, wonach der dortige österreichische Botschafter sich angeblich weigerte, in direkte Ver-

handlungen einzutreten. Anläßlich dieser Mitteilung ging vermutlich noch in der Nacht vom 29. auf 30. Juli nach Wien eine Weisung an Tschirschky, die in ihrem entscheidenden Teile lautet:

Die Verweigerung jeden Meinungsaustausches mit St. Petersburg aber würde ein schwerer Fehler sein. Wir sind zwar bereit, unsere Bündnispflicht zu erfüllen, müssen es aber ablehnen, uns von Österreich-Ungarn durch Nichtbeachtung unserer Ratschläge in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen. Eure Exzellenz wollen sich gegen Graf Berchtold sofort mit allem Nachdruck und großem Ernst in diesem Sinne aussprechen.

Herr v. Tschirschky antwortete unter dem 30. Juli darauf: »Berchtold erkläre, es müsse ein Mißverständnis, und zwar von russischer Seite vorliegen; nachdem er auch durch Graf Szapary — den österreichisch-ungarischen Botschafter in Petersburg — von diesem Mißverständnis Meldung erhalten und gleichzeitig unsere dringende Anregung erfolgt sei, in Konversation mit Rußland einzutreten, habe er Graf Szapary sofort entsprechende Instruktion erteilt.«

In engem Zusammenhang mit dieser Einwirkung Berlins, die ihr Vorspiel in dem direkten Eingreifen des Deutschen Kaisers in den vorangehenden Tagen gehabt hatte, erfolgte das Gespräch zwischen Berchtold und dem russischen Botschafter Schebeko am 30. Juli, das die Bereitschaft Wiens zur direkten Verhandlung außer Frage stellte, und noch am gleichen Tage erfuhr man das in Petersburg.

Während in dieser Weise die Sache der Friedensvermittlung auf dem Geleise der direkten Verhandlung zwischen Wien und Petersburg mit Erfolg weitergeschoben wurde, wurde zugleich auf dem anderen Geleise der Mitwirkung einer Mächtekonferenz ein entscheidender Fortschritt erzielt. Ihm galt jenes zweite Telegramm Bethmanns, auf das das Rotbuch (51) hinweist. Es bezog sich auf den Vorschlag Greys und lautete:

Falls die österreichisch-ungarische Regierung jede Vermittlung ablehnt, stehen wir vor einer Konflagration, bei der England gegen uns, Italien und Rumänien allen Anzeichen nach nicht mit uns gehen würden, so daß wir mit Österreich-Ungarn drei Großmächten gegenüberstünden. Deutschland würde infolge der Gegnerschaft Englands das Hauptgewicht des Kampfes zufallen.

Das politische Prestige Österreich-Ungarns, die Waffenehre seiner Armee sowie seine berechtigten Ansprüche gegen Serbien könnten durch die Besetzung Belgrads oder anderer Plätze hinreichend gewahrt werden. Wir müssen daher dem Wiener Kabinett dringend und nachdrücklich zur Erwägung geben, die Vermittlung zu den angebotenen Bedingungen anzunehmen. Die Verantwortung für die sonst eintretenden Folgen wäre für Österreich-Ungarn und uns eine ungemein schwere.

Dieses Telegramm hat neben der unmittelbaren Wirkung, die es auf das Wiener Kabinett ausübte, noch eine große allgemeine Bedeutung für die Beurteilung der ganzen Schuldfrage. Sie liegt auf psychologischem Gebiet. Aus dem Telegramm geht klar hervor, daß die deutsche Regierung bereits damals die Isolierung der Zentralmächte, den Eintritt Englands in den Krieg gegen uns, das Versagen Italiens und des Dreibundsatelliten Rumänien voraussah. Kann man annehmen, daß ein Staatsmann, der eine so ungünstige Konstellation voraussieht, auf den Krieg hinarbeitet? Kein objektiver Beurteiler wird das annehmen. Man steuert nicht in einen Krieg hinein, bei dem man mit der Wahrscheinlichkeit rechnen muß, sich einer er-

drückenden Übermacht gegenüberzusehen. Auf der anderen Seite aber darf man voraussetzen, daß auch den Staatsmännern in Petersburg, Paris und London diese voraussichtliche Gruppierung der Mächte im Falle eines kriegerischen Konflikts vor Augen stand. Sie gab ihnen die größte Wahrscheinlichkeit auf Sieg. Man durfte mit der gründlichen Niederschmetterung Deutschlands und seines innerlich für sehr brüchig gehaltenen Bundesgenossen an der Donau rechnen. Von dieser Erwägung aus wird man den psychologischen Untergrund, die innerste seelische Einstellung der leitenden Männer der Entente beurteilen dürfen.

8. Hat Österreich den Greyschen Vermittlungsvorschlag angenommen?

Bernstein beantwortet diese Frage mit einem energischen Nein und zeiht mich der Irreführung meiner Leser, weil ich das Gegenteil behaupte. Die Sätze, mit denen er das zu beweisen sucht, brechen ihm den Hals. Er schreibt:

Unter Berufung auf die Urkunde Nr. 51 im österreichischen Rotbuch erzählt David seinen Lesern, Österreich habe den Greyschen Vorschlag vom 29. Juli *angenommen*. In der angezogenen Urkunde selbst aber steht von solcher Annahme *kein Wort*. Da erklärt sich die österreichische Regierung nur bereit, »dem Vorschlag Sir E. Greys, zwischen uns und Serbien zu vermitteln, näherzutreten«, und macht — am 31. Juli — die Annahme davon abhängig, daß Österreichs »militärische Aktion gegen Serbien einstweilen ihren Fortgang nehme und daß das englische Kabinett die russische Regierung bewege, die gegen uns gerichtete russische Mobilisierung zum Stillstand zu bringen, in welchem Falle selbstverständlich auch wir die uns durch dieselbe aufgezwungenen defensiven militärischen Gegenmaßregeln in Galizien sofort wieder rückgängig machen würden«. Weder hier noch sonst irgendwo im Rotbuch, ebensowenig im deutschen Weißbuch oder im englischen Blaubuch findet man einen Satz, der eine »Bereitwilligkeit Wiens, in Belgrad haltzumachen«, meldet.

An diese Ausführungen schließt Bernstein dann noch eine Anmerkung, wonach ihm ein Sachkundiger gesagt habe, daß Belgrad überhaupt nicht so rasch genommen werden konnte, wie Grey offenbar annahm, und daß es in der Tat ja auch erst nach drei Monaten erstmalig von den Österreichern besetzt wurde.

Zu dieser Anmerkung ist zunächst zu bemerken, daß die verzögerte Einnahme Belgrads sich hinlänglich daraus erklärt, daß Österreich zugleich in einen Krieg mit Rußland verwickelt wurde und nun natürlich seine militärische Aktion gegen Serbien nicht mit der Energie und Übermacht durchführen konnte, die möglich gewesen wäre, wenn es mit Serbien allein zu kämpfen gehabt hätte. Im übrigen wäre die Erwägung, daß die Einnahme Belgrads gar nicht so schnell und leicht hätte geschehen können, wie Grey sich vielleicht vorstellte, natürlich für Österreich kein Grund zur Ablehnung, sondern im Gegenteil ein Grund mehr zur Annahme des Greyschen Vorschlags gewesen. Denn gerade dadurch erhielt ja das Österreich zugedachte Recht, seine militärische Aktion gegen Serbien einstweilen fortzusetzen, erhöhte Tragweite.

Bernstein sieht in der Erwähnung dieser Absicht und in der Forderung, daß die russische Mobilmachung zum Stillstand kommen müsse, erschwerende Bedingungen, von denen Österreich seine Zustimmung abhängig mache. Das ist eine völlige Verkennung des Sachverhalts. Diese Bedingungen sind ja nichts weiter als die Wiederholung des Kerngedankens des Greyschen Vor-

schlags und seiner wesentlichen Voraussetzung. Und um diesen Vorschlag und nichts anderes handelt es sich in der betreffenden Weisung Berchtolds an den österreichisch-ungarischen Botschafter in Berlin vom 31. Juli. Nach Hinweis auf die von Grey angeregte »Vermittlung à quatre« heißt es:

Ich ersuche Eure Exzellenz, dem Herrn Staatssekretär für die uns durch Herrn v. Tschirschky gemachten Mitteilungen verbindlichst zu danken und ihm zu erklären, daß wir trotz der Änderung, die in der Situation seither durch die Mobilisierung Rußlands eingetreten sei, gerne bereit seien, dem Vorschlag Sir E. Greys, zwischen uns und Serbien zu vermitteln, näherzutreten.

Was soll weiter die sophistische Wortklitterung Bernsteins bedeuten, die Urkunde enthalte keinen Satz, der »eine Bereitwilligkeit Wiens, in Belgrad haltzumachen«, ausspreche? Der Vorschlag Greys enthielt ja das Haltmachen in Belgrad als integrierenden Bestandteil, und das ihn dringend empfehlende Telegramm Bethmanns sprach ebenfalls ausdrücklich davon. Wenn Berchtold also den Vorschlag Greys annahm, so nahm er damit auch das Haltmachen in Belgrad an.

Was aber die spitzfindige Unterscheidung zwischen »Annahme« und »Nähertreten« betrifft, so dürfte wohl die Berliner Regierung als die Empfängerin der Botschaft auch ihre berufenste Interpretin sein. Der Reichskanzler verlas am 9. November 1916 im Hauptausschuß auch die von Wien auf sein Empfehlungstelegramm eingelaufene Antwort und leitete sie mit den Worten ein: »**Die österreichisch-ungarische Regierung entsprach unseren eindringlichen Vorstellungen,** indem sie ihrem Botschafter in Berlin folgende Weisung gab.« Folgt der oben zitierte Teil des Rotbuchdokuments 51.

Dieses Zeugnis Bethmanns dürfte normalen Beurteilern genügen. Sollte aber auch das der weit über das normale Maß hinausgehenden Zweifelsucht Bernsteins bei allem, was die Schuldfrage nicht in seinem Sinne löst, nicht genügen, so wird er sicher vor der Autorität des Mannes sich beugen, dessen Politik er verteidigt. In der Blaubuchbibel findet sich folgendes Telegramm Greys an Buchanan vom 1. August (Nr. 135):

Es wird aus bester Quelle berichtet, daß die Regierung Österreich-Ungarns mitgeteilt hat, daß, trotzdem die Lage durch die Mobilisation Rußlands umgestaltet sei, sie in Anerkennung der von England im Interesse des Friedens unternommenen Schritte bereit wäre, meinen (!) Vorschlag, zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zu vermitteln, in Erwägung zu ziehen. Die Folge dieser Annahme würde natürlich die sein, daß Österreich-Ungarns militärische Aktion gegen Serbien gegenwärtig weiterginge und daß die englische Regierung in die russische dringen würde, ihre gegen Österreich-Ungarn gerichtete Mobilisation zu unterbrechen, in welchem Falle Österreich-Ungarn natürlich seine militärischen Gegenmaßnahmen in Galizien, welche durch die russische Mobilisation aufgezwungen wurden, widerrufen würde.

Berichten Sie dem Minister des Äußern darüber und fügen Sie bei, daß, wenn Rußland, **der Annahme des Vermittlungsvorschlags seitens Österreich-Ungarns eingedenk,** sich zur Einstellung seiner Mobilisation verstehen könne, es noch möglich schiene, den Frieden zu erhalten. Vermutlicherweise muß die Angelegenheit sowohl mit der deutschen als mit der russischen Regierung besprochen werden.

Hier referiert Grey also zunächst über den Inhalt des Berchtoldschen Telegramms, Rotbuch 51, einschließlich der von Bernstein mit Stirnrunzeln zitierten Bedingungen im Schlußabsatz. Grey nimmt natürlich keinerlei An-

stoß daran; er anerkennt das Ganze vielmehr als *seinen* Vorschlag. Und gleich Bethmann sieht er in der Bereitschaftserklärung Berchtolds, den Vorschlag »in Erwägung zu ziehen«, die »*Annahme*« desselben. Ob Bernstein sich auch dieser Autorität widersetzen wird?

Offenbar hat der scharfsichtige Mann den unmittelbaren Zusammenhang dieses Telegramms Greys mit dem Telegramm Berchtolds gar nicht erfaßt. Sonst hätte er seine kühne Behauptung von der Nichtannahme des Greyschen Vorschlags durch die Wiener Regierung unmöglich wagen können. So nur erklärt sich auch, daß er selbst diese Urkunde nicht für wichtig genug hielt, um sie in seine erste Torsoausgabe aufzunehmen. Bei einer so gewissenhaften Durchforschung der Dokumente darf man sich freilich über nichts mehr bei ihm wundern. (Schluß folgt.)

Elektrizitäts-Staatsbetrieb in Sachsen.

Von **Hans Block.**

(Schluß.)

II.

Die Vorlage der Regierung stand also von vornherein im Gegensatz zu den Gemeinden, beziehungsweise zum Elektroverband. Die Regierung hat sich freilich sehr bemüht, nachzuweisen, daß ihr Plan den Gemeinden nicht schädlich, sondern vielmehr vorteilhaft sei, aber sie konnte die Befürchtungen der Gemeinden nicht zerstreuen. Der Elektroverband hat den Plan der Regierung durch eine eingehende Petition an den Landtag heftig bekämpft und hat sein eigenes Projekt wenigstens halbwegs zu retten gesucht, indem er sich bereit erklärte, dem Staate in der von ihm vorgeschlagenen öffentlich-rechtlichen Anstalt für die Elektrizitätsversorgung Sachsens, die von den Gemeinden und Gemeindeverbänden gebildet werden sollte, eine erhebliche Beteiligung zu gewähren, die nahe an die Hälfte der Anteile und der Stimmen heranreichte. Die Regierung blieb indes fest, und die Aufnahme, die ihre Vorschläge in der Zweiten Kammer des Landtags fanden, zeigte schon, daß die Bemühungen des Elektroverbandes aussichtslos waren. Zwar hatten die Nationalliberalen und Fortschrittler ernste Bedenken, aber sie lehnten den Plan doch nicht ohne weiteres ab, und die beiden anderen Parteien der Kammer, Sozialdemokraten und Konservative, die zusammen eine ausreichende Mehrheit gegen die Liberalen bilden konnten, erklärten sich grundsätzlich für die Vorlage, wenn sie sich auch scharfe Prüfung der Einzelheiten vorbehielten. In der Haltung der Liberalen kamen neben den Befürchtungen der Gemeindebehörden auch die der Industriellen zum Vorschein, die das Staatsmonopol als die Möglichkeit zu einer versteckten Elektrizitätssteuer beargwöhnten. Aber diese Opposition war von vornherein schwankend und unsicher, denn die Parlamentarier wie die von ihnen vertretenen Interessentengruppen waren andererseits nicht blind für den Nutzen einer Zentralisierung der Stromerzeugung und -verteilung, und billiger Strom ist natürlich den Industriellen besonders erwünscht. Es handelte sich für sie wie für die Gemeindevertreter im wesentlichen darum, soviel Sicherungen für ihre Interessen wie möglich in die Vorlage hineinzubringen. In diesem Bestreben standen übrigens die Sozialdemokraten nicht hinter den Liberalen zurück; auch sie machten zur Bedingung weitgehende Wahrung der Inter-

essen der Gemeinden und möglichst starke Schutzwälle gegen die fiskalische Ausnutzung des Staatsbetriebs.

Die Regierungsvorlage war nicht ein Gesetzentwurf, sondern eine Denkschrift, die den Plan, abgesehen von dem Ankauf des Kraftwerks Hirschfelde, nur in allgemeinen Umrissen entwickelte und an Stelle eines genauen Voranschlags nur die Bewilligung von 20 Millionen Mark außeretatsmäßiger Mittel als erste Rate für die Inangriffnahme des Werkes forderte. Auch bestimmte Berechnungen über die Rentabilität und über die Tarife konnte die Regierung nicht geben. Dagegen unterbreitete sie reichhaltiges Material über den gegenwärtigen Stand der Elektrizitätsversorgung Sachsens und entwarf ein hoffnungsfrohes Bild von den guten Aussichten und Wirkungen des künftigen Staatsbetriebs, während sie die Interessen der Gemeinden zu schonen versprach. Von einer gesetzlichen Regelung der Angelegenheit aber ersuchte sie abzusehen, weil dafür die Verhältnisse noch nicht genügend geklärt und gefestigt seien.

Die erste Lesung der Vorlage in der Zweiten Kammer fand im Frühjahr 1916 statt. Bald darauf wurde der Landtag vertagt. Das Werk wurde aber während des Sommers durch eine gründliche Beratung in einer Zwischendeputation der Zweiten Kammer gefördert. Diese kam nach Anhörung mehrerer Sachverständigen zu der Überzeugung, daß die Bedingungen für den Ankauf des Kraftwerkes Hirschfelde zu ungünstig für den Staat seien und daß der Mitverkauf der Leitungen und des Verteilungsrechts des Stromes im sächsischen Versorgungsgebiet dieses Werkes anzustreben sei. In erneuten Verhandlungen der Regierung mit der E. L. G. gelang es, die gewünschten Änderungen und die Erweiterung des Kaufvertrags im wesentlichen durchzusetzen, der Kaufpreis wurde dafür auf 15 Millionen Mark erhöht, die in drei Raten zu 5 Millionen, die erste bei der Auflassung der Grundstücke, die beiden folgenden am 30. Juni 1918 und am 30. Juni 1919 zu zahlen sind. Mit diesem Vertrag erklärte sich die Zwischendeputation einverstanden; sie beantragte bei der Kammer die Bewilligung der von der Regierung geforderten 20 Millionen Mark als erste Rate, zugleich aber auch die Annahme von Richtlinien für den Staatsbetrieb, zu denen die Regierung bereits ihre Zustimmung gegeben hatte.

Diese Richtlinien sollen eine gesetzliche Bindung der Regierung ersetzen. Punkt 1 dieser Bestimmungen haben wir schon zu Anfang angeführt; er stellt die Aufgabe des Staatsbetriebs fest und die Bedingung, daß er weder zu einer Gewinnquelle für den Staat noch zu einer Belastung für den Steuerzahler werden soll. Der zweite Punkt sucht das heikle Verhältnis zwischen Staat und Gemeinden zu regeln. Er besagt, daß der Kleinverkauf des Stromes in der Regel den Gemeinden und Gemeindeverbänden überlassen werden soll. Wenn indes der Staat ein Unternehmen erwirbt, das bisher den Kleinverkauf selbst besorgt hat, so übernimmt er diesen auch. Ferner wird dem Staat dieser Kleinverkauf vorbehalten, wenn die Gemeinde nicht in der Lage oder nicht willens ist, die Stromlieferung zu vermitteln, oder wenn ganz besondere örtliche oder wirtschaftliche Verhältnisse die unmittelbare Lieferung ausnahmsweise rechtfertigen. Dafür kommen namentlich solche Großabnehmer in Betracht, die nur bei allerniedrigsten Strompreisen bestehen können. Endlich wird dem Staate die direkte Versorgung staatlicher Großbetriebe und etwaiger vom Staate finanziell unterstützter Unternehmungen zugewiesen. Im Punkt 3 wird versucht, die Interessen der Verbraucher vor den Gemeinden zu

wahren. Sie sollen danach den Unterschied zwischen den bisherigen Selbstkosten des Stromes und dem vom Staate gestellten Strompreis möglichst vollständig zur Ermäßigung der Kleintarife verwenden. Sie würden wegen der vorauszusehenden Steigerung des Verbrauchs dabei noch eine Mehreinnahme erzielen; ob diese zu weiteren Tarifermäßigungen verwendet werden sollte, werde von den jeweiligen Verhältnissen abhängen. In den Stromlieferungsverträgen soll der Staat in diesem Sinne auf die richtige Gestaltung der Kleintarife hinwirken.

Das Recht der Gemeinden, beziehungsweise ihrer Verbände, innerhalb ihrer Bezirke Strom zu erzeugen und zu verteilen, soll nach Punkt 4 nicht geschmälert werden, jedoch unbeschadet der Bestimmungen des Punkts 2, die dem Staate den Kleinverkauf ausnahmsweise gewähren. Die Entwicklung des staatlichen Unternehmens werde von selbst dazu führen, daß die Gemeinden sich ihm anschlössen, um den billigen Strompreis zu genießen.

Der Punkt 5 besagt, daß den Gemeinden, beziehungsweise ihren Verbänden das Recht, außerhalb ihrer Bezirke elektrischen Strom abzugeben, nicht beschränkt werden soll, solange die Lieferungsverträge laufen. Nach ihrem Ablauf soll eine Prüfung vorbehalten bleiben. Dabei sollen widerstreitende Interessen der beteiligten Gemeinden möglichst ausgeglichen werden. Künftig soll aber Gemeinden eine Ausdehnung ihres Lieferungsgebiets über ihren Bezirk hinaus nur dann gestattet werden, wenn das Interesse der belieferten Gemeinde dabei gewahrt bleibt und der Staat ihre Stromversorgung nicht in absehbarer Zeit übernehmen kann oder will.

Im 6. Punkt wird dem Staate die Aufgabe zugewiesen, die Privatwerke möglichst bald in den staatlichen Stromversorgungsbetrieb einzubeziehen. Die weitere Ausdehnung von Privatunternehmungen und die Errichtung neuer sollen nur zugelassen werden, soweit das mit den Zielen des staatlichen Unternehmens vereinbar wäre.

Das Recht des einzelnen, auf seinem Grundeigentum elektrischen Strom zu erzeugen und zu verwerten, wird in Punkt 7 bestätigt. Soweit in einzelnen Fällen der Strom nach einem anderen Grundstück über staatliches Grundeigentum geleitet wird, sei es für den eigenen Bedarf des Erzeugers oder für ein von ihm geschaffenes oder unterstütztes gemeinnütziges Unternehmen, soll der Staat die Erlaubnis zur Überleitung nicht ohne zwingenden Grund zurücknehmen.

Die Punkte 8 und 9 regeln die Verwaltung des Staatsbetriebs. Sie soll vom Finanzministerium erfolgen (dem auch die Eisenbahnen unterstellt sind); in allen wichtigen Angelegenheiten aber, die die Gemeindeinteressen oder die Förderung der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse berühren, insbesondere in Tarifragen soll dem Ministerium des Innern ein Mitentscheidungsrecht zustehen. Die Verwaltung soll ausschließlich durch staatliche Organe erfolgen, die die nötige Bewegungsfreiheit und eine umfängliche Verfügungsgewalt erhalten, um einen raschen Geschäftsgang und eine gesunde Entwicklung des Unternehmens zu ermöglichen. Als beratendes Organ wird der Direktion ein Landeselektrizitätsrat beigegeben. Über diesen bestimmt der Entwurf der Zwischendeputation, daß er aus zwölf Mitgliedern und dem Vorstand der Direktion des Staatsbetriebs bestehen sollte. Zwei der Mitglieder werden von den bezirksfreien Städten (den Großstädten) gewählt; die bezirkszugehörigen Städte und die Landgemeinden stellen je ein Mitglied, ebenso der Gewerbekammertag und der Landeskulturrat (die gesetzliche Vertretung der sächsischen Landwirtschaft), während der Handelskammertag zwei Mitglieder wählt. Endlich wird von den Vertretern der Versicherten im Ausschuß der Landesversicherungsanstalt (also von den Vertretern der Arbeiter und unteren Angestellten) das zwölfte Mitglied gewählt. Dieser Vertreter der Arbeiter und Angestellten wurde auf einen Antrag der Sozialdemokraten zugestanden.

Dieser Beirat soll die Direktion in allen wichtigen Angelegenheiten, insbesondere in Tariffragen beraten. Gehört werden muß er bei Planungen, Ankäufen, Verkäufen, Verpachtungen, wenn der in Frage kommende Betrag 100 000 Mark

übersteigt, über die Aufstellung der allgemeinen Stromlieferungsbedingungen, insbesondere der Großtarife, und über den Abschluß von Stromlieferungsverträgen, die auf mehr als 20 Jahre laufen; alljährlich soll ihm ein Geschäftsbericht vorgelegt werden. Er wird vom Vorsitzenden nach Bedarf, in der Regel aber in jedem Vierteljahr berufen; er muß berufen werden, wenn es wenigstens 6 Mitglieder beantragen. Die Mitgliedschaft ist ein Ehrenamt. Die Kosten der Bahnfahrt werden den Mitgliedern ersetzt.

Diesen Beschlüssen der Zwischendeputation stimmte die Zweite Kammer zumeist einstimmig zu. Die Erste Kammer kam jedoch auf Grund der Beratungen ihrer Deputation zu einer abweichenden Haltung. Sie lehnte die Richtlinien ab und legte statt dessen den Entwurf eines Gesetzes vor, das das Verhältnis zwischen Staat und Gemeinden sowie zwischen Staat und Stromerzeugern auf eigenem Grundstück in der Elektrizitätsversorgung festlegt.

Die sechs Paragraphen besagen, daß der Staat im Bezirk einer Gemeinde oder eines Gemeindeverbandes, die sich zurzeit mit dem Kleinverkauf elektrischen Stromes befassen, nur dann unmittelbar an Verbraucher Strom liefern soll, wenn überwiegende volkswirtschaftliche Interessen es erfordern. Ebenso soll dem Erzeuger elektrischen Stromes für den eigenen Bedarf oder eines von ihm geschaffenen oder unterstützten gemeinnützigen Unternehmens nur aus wichtigen Gründen die Erlaubnis entzogen werden, den Strom über staatliches Grundeigentum zu leiten. Beschwerden wegen Verletzung dieser Bestimmungen soll unter Ausschluß des Rechtswegs ein Schiedsgericht entscheiden. Es wird zusammengesetzt aus einem vom König zu ernennenden richterlichen Beamten als Vorsitzenden, aus je einem vom Minister des Innern und dem Finanzminister zu bestimmenden Verwaltungsbeamten, einem vom Präsidenten des Oberverwaltungsgerichts und einem vom Präsidenten des Oberlandesgerichts zu ernennenden Mitglied dieser Gerichte als Beisitzer.

Diese Bestimmungen zeigen die klare Tendenz, Übergriffe des Staatsbetriebs zu verhindern, die Gemeinden und die Erzeuger elektrischen Stroms auf eigenem Grundstück vor monopolistischen Bestrebungen der Regierung zu sichern. Da neben den geborenen und ernannten Vertretern des Großgrundbesitzes und den vom König berufenen Großindustriellen die Oberbürgermeister der großen Städte im sächsischen Herrenhaus sitzen, die für ihre städtischen Kraftwerke oder für die städtischen Einnahmen aus dem Stromverkauf fürchten, so ist die Stellung der Ersten Kammer leicht erklärt, zumal die Großgrundbesitzer und Großindustriellen auf ihrem Besitz zum Teil selbst Strom erzeugen. Die geborenen und berufenen Gesetzgeber stellten sich überhaupt von Anfang an kritischer zum Plane der Regierung als die Zweite Kammer. Das zeigt sich auch in weiteren Abänderungsvorschlägen des Oberhauses, von denen hier der erwähnt zu werden verdient, daß der Beirat nicht Landeselektrizitätsrat, sondern einfach Elektrizitätsrat heißen solle. Begründet wurde das mit dem Einwand, man wisse noch nicht, ob sich der Staatsbetrieb wirklich zu einem das ganze Land umfassenden Unternehmen entwickeln werde, deshalb solle der Beirat durch seinen Namen nicht ein Programm aufstellen, das vielleicht nicht einzuhalten sei.

Da zunächst keine der beiden Kammern von ihren Beschlüssen lassen wollte, mußte ein Einigungsverfahren stattfinden. Es führte zu einem Kompromiß, das von Kammern und Regierung angenommen wurde. Die Erste Kammer setzte den wesentlichsten Teil ihrer Beschlüsse durch; das Gesetz, das sie entworfen, und die Umbenennung des Beirats in Elektri-

zitätsrat fanden Annahme. Dafür schluckte das Oberhaus allerdings die Richtlinien, indes erst nach einer wesentlichen Änderung in seinem Sinne. Der Grundsatz der ausschließlich staatlichen Verwaltung wurde abgeschwächt. Es bleibt jetzt die Möglichkeit, den Gemeinden einen direkten Anteil an der Verwaltung zu gewähren. Das ist nach der Ersten Kammer ein Mittel, widerstrebende Gemeinden durch Zugeständnisse zu gewinnen. Die Regierung fürchtet indes, daß die Gemeinden die Möglichkeit zur Bedingung ihres Anschlusses an den Staatsbetrieb machen möchten.

Auf Grund dieses Kompromisses haben dann beide Kammern der Regierung die geforderten 20 Millionen Mark als erste Rate bewilligt.

Sie sollen verwendet werden für den Ankauf des Werkes Hirschfelde (erste Rate 5 Millionen Mark), für den Ankauf eines weiteren Kraftwerks, dessen Erwerb sich im Laufe der Planbearbeitung als notwendig erweisen könnte (2 Millionen Mark), für die Erweiterung des Kraftwerks Hirschfelde (erste Rate 3 Millionen Mark), für Erweiterungen im Westen gelegener Werke auf Grund besonderer noch zu treffender Vereinbarungen (2 500 000 Mark), für die Aufmachung von staatlichen Kohlenfeldern (erste Rate 3 Millionen Mark), für den Bau von Leitungen und Transformatorenstationen (erste Rate 3 500 000 Mark), für den Ankauf des verwendbaren Teiles der Vorarbeiten des Elektroverbandes, die Gewährung von Darlehen an hilfsbedürftige Elektrizitätsunternehmen sowie für die laufenden Ausgaben der neuen Verwaltung (1 Million Mark).

So wurde Ende Oktober die parlamentarische Arbeit an dem Werke vollendet.

Nun wird das Unternehmen ins Leben treten, und der Staatsbetrieb wird den praktischen Beweis dafür erbringen müssen, daß er den Strom so billig zu liefern vermag, wie die Regierung es verheißen hat. Dann wird sich auch der praktische Wert der Bestimmungen zu erproben haben, die die Kammern zum Schutze der Gemeinden gegen Monopolgelüste des Staates geschaffen haben. Die Vertretung der sächsischen Sozialdemokratie in der Zweiten Kammer hat für den Staatsbetrieb gestimmt, da sie ihn unter den in Sachsen gegebenen Verhältnissen für den rationellsten hielt. Daß sie nicht geneigt war, dem Staate ohne weiteres freie Hand gegen Gemeinden und Verbraucher zu geben, daß sie die Gefahren nicht verkennt, die das Staatsmonopol bringen kann, zeigt ihre Arbeit in der Deputation. Selbstverständlich läßt sich aus der Abstimmung der sächsischen sozialdemokratischen Fraktion auch nicht ohne weiteres eine Regel für die sozialdemokratischen Fraktionen der anderen Bundesstaaten herleiten. Die Frage, ob der Staat oder ein Verband der Gemeinden der Träger der Elektrizitätsversorgung sein soll, wird vielmehr in Deutschland noch offen bleiben müssen. Gerade deshalb aber werden die Erfahrungen, die in Sachsen mit dem Staatsbetrieb gemacht werden, von besonderer Bedeutung für die anderen Bundesstaaten und für die Gemeinden sein, die im Besitz von eigenen Elektrizitätsunternehmen sind. Der sächsische Versuch darf daher weit über die Grenzen des Landes hinaus Interesse beanspruchen.

Wie weit der Versuch sich ruhig entwickeln kann, wird indes vor allem auch davon abhängen, ob nicht ein Reichsmonopol seine Voraussetzungen über den Haufen wirft. Wenn die Finanznot nach dem Kriege das Reich auf diesen Weg führt, so ist freilich durch das Vorgehen der sächsischen Regierung ein gewisses, indes nicht unübersteigbares Hindernis ge-

schaffen. Von dem Ausgang des Krieges, von den Machtverhältnissen, die er unter den Parteien, und den Bedingungen, die er für die Lösung der Steuerfragen schafft, wird daher zu einem guten Teil das Schicksal des sächsischen Unternehmens abhängen. Aber auch abgesehen von einem Eingreifen des Reiches überdies deshalb, weil die Finanznot, die ja auch die Bundesstaaten selbst, wenn auch weniger als das Reich trifft, zu einem Umsturz der Bestimmung führen könnte, daß der neue Staatsbetrieb keine Gewinnquelle sein soll.

Um unsere Jungen.

Von Karl Schröder.

Die Internationale liegt in einer erschütternden Krisis. Sie hat den unbändigen Lebenswillen, den Willen, zu genesen; das Beste, was Kranke haben können. Nach allen Richtungen tastet und greift sie. In diese Krisis, in dieses Ungestüm unendlicher Reihen von Fragen stürzt auch die Jugend, ob wir wollen oder nicht.

Die Gefahr ist groß. Das geistige Band zwischen Alten und Jungen lockert sich infolge abnormer Verhältnisse. Jugend denkt sowieso schon egoistischer, individualistischer, berauscht sich an Krieg und Zerstörung, unterliegt dem mystischen Taumel einer verzückten Ideologie. Und heftige, wilde, bunte Eindrücke lassen für ein Leben lang Spuren zurück. Gewiß, die Dauer des Krieges und die Ströme des Vernichteten entsetzen und korrigieren, aber doch ist die Gefahr groß. Es gilt, ihr zu begegnen. Und der Kampf hat schon begonnen, der Kampf um und für die Jungen von vierzehn bis achtzehn. Wir dürfen dabei zweierlei vor allem nie vergessen: einmal, daß das Verbot der Teilnahme jugendlicher Personen an politischen Versammlungen besteht und bestehen bleiben wird, und dann, daß uns nicht wie dem Bürgertum die groß angelegte und organisierte Erziehungs- und Gesinnungsdressur der Schulen jeder Art zu Gebote steht, unterstützt durch die unendlich große Unselbständigkeit, Denkträgheit und materielle Bedingtheit der meisten Menschen. Zwei Wege sind nun im ganzen gesehen gangbar. Der eine ist der bisher eingeschlagene. Der andere soll radikal, fortschrittlich sein, und die ihn gehen wollen, argumentieren so: Die wissenschaftliche Pädagogik ist ein Produkt bürgerlichen Denkens. Das bürgerliche Denken steht heute im Zeichen des Imperialismus. Infolgedessen steht heute im Mittelpunkt ihrer Pädagogik die Erziehung durch die Tat zur Tat zu imperialistischen Zwecken, die immer weitere Kreise ziehende Politisierung der bürgerlichen Jugend; wobei der Krieg wie der Stachel auf den Esel wirkt. Da der Stachel gleichzeitig die proletarische Jugend treibt und die Sozialdemokratie offenbar in eine Zeit schwerer Kämpfe hinüberwechselt, so gilt es, die Politisierung der proletarischen Jugend aufs kräftigste zu fördern, sie zu aktiver, möglichst selbständiger Teilnahme an den zu erwartenden Klassenkämpfen zu bewegen, kurz, aus der bisherigen Jugendpflege eine wirkliche Jugendbewegung werden zu lassen. Die Losung heißt: Politik, nicht Pädagogik; Pädagogik ist Anpassung an die gegebenen Verhältnisse und daher reaktionär. Sie schlägt mit dem Gemeinplatz: »Von einem gewissen Lebensalter sind gewisse Einsichten nicht zu erwarten« die geradlinige Entwicklung, den politischen Kampf tot. Und die Rechtsstehenden der Partei werden nach dem Kriege nicht anders können, als den Anschluß der proletarischen Jugendbewegung an die bürgerliche zu befürworten.

Darauf ist zunächst zu erwidern, daß die letzte Gefahr sicherlich gering ist. Denn Kosaken dieser Art werden doch wohl eine einmütige Phalanx finden, die sie vielleicht mit Worten belästigen können, die ihnen aber nimmermehr Spielraum für eigene Tätigkeit lassen wird. Weiterhin aber hat die Beweisführung dieses Radikalismus etwas ungemein Bestechendes; wie alles frisch Hinstürmende, revolutionär

Scheinende faszinierend gerade auf Tatmenschen wirkt, und das ist der Sozialist. Aber eine Partei, die über den Anarchismus zur Klarheit gekommen ist, darf sich nicht allüberall hinreißen lassen. So tief man im Innersten davon überzeugt sein kann, daß die Kraft des Sozialismus im Revolutionären liegt, daß die heutige Jugendbewegung nicht nur, sondern auch das gesamte Bildungswesen Mängel hat, die beseitigt werden können und müssen, so wenig darf man sich auf diesen Weg einer Revolutionierung der Jugend begeben. Er führt nicht nur nicht vorwärts, sondern seitwärts und rückwärts. Eine Propaganda der vorgeschlagenen Art würde zunächst bei der gewaltigen kapitalistischen Erstarkung des Großunternehmertums, der eigentlichen Staatslenker, und bei der geistigen Erregtheit ihrer Marionetten, der bürgerlichen Ideologen, zu heftigen Zusammenstößen führen. Die Folge würde wahrscheinlich eine noch stärkere Hemmung unserer Jugendbewegung sein, unter Umständen aber sogar eine Zerrüttung. Dem widerspricht nicht nur unser Grundsatz, zwar aufs schärfste überall den Kampf aufzunehmen, aber in Anlehnung und unter Ausnutzung der realen Faktoren. Immerhin würde hier noch die Not der Geburt eine Kraftprobe rechtfertigen können, aber mehr als dies widerspricht einer solchen Propaganda das Objekt selbst. — Gewiß, Politik kann eines der Mittel der Pädagogik sein, Politisierung kann das Ziel sein. Wenn nun — obendrein in diesen erregten Zeiten — das Bürgertum in seinen Schulen und seinen Vereinigungen auf dem Wege der Erziehung zur Politik auch bereits weit vorgeschritten ist, wenn es auch in seiner wissenschaftlichen Erziehungslehre die Willensbildung, den Appell an die Selbständigkeit stark in den Vordergrund rückt, so ist es doch noch nicht so von allen seinen Göttern verlassen, aktive politische Teilnahme offiziell zu fordern. Selbst bei der militärisch gerichteten Vorbildung ist ihm doch bei aller Ausnutzung des Selbständigkeitsdranges seiner Jugend die Leitung, die Disziplinierung, die Unterordnung, die Erziehung die Hauptsache. Und sollte die Bourgeoisie dahin kommen, von ihrer Jugend — wider bessere Einsicht — aktive politische Tätigkeit und nur diese zu verlangen, dann können wir sicher sein, daß ihre Götterdämmerung nahe ist, daß heftige Wehen sie in Krämpfe versetzen. Weiter ist es kein Zeichen großer Einsicht, die gesamte wissenschaftliche Pädagogik für reaktionär zu erklären, sie zu ignorieren und an ihre Stelle ein geradezu kindlich rationalistisch-quantitatives Programm zu setzen nach dem Schema: Kleiner Mensch — kleiner Sozialdemokrat, Jüngling — größerer usw. Das ist eine Betrachtungsweise, die vielleicht auf Füchse und Katzen sich anwenden läßt, aber nicht auf Menschen mit fast unbeschränkter und schwer übersehbarer Entwicklungsfähigkeit, noch dazu auf jugendliche Menschen, von denen man sehr oft erlebt, daß sie anbeten, was sie verflucht haben, und wieder verfluchen, was sie angebetet haben. Physisch-psychische Reaktionen, die gerade in jener Altersstufe häufig sind und — sollten der Begabung im Staat von heute Konzessionen gemacht werden — noch häufiger sein werden. Sie zu erforschen, zu erkennen und zu berücksichtigen, ist auch eine Aufgabe der wissenschaftlichen Pädagogik. Der Satz, daß gewisse Einsichten von gewissen Lebensaltern nicht zu erwarten sind, ist gewiß wie alle Sätze aller Gebiete nicht unbedingt und in alle Ewigkeit gültig, aber auch keineswegs albern und abzutun als ein Produkt bürgerlichen Denkens. Die natürliche Erziehung durch das Elternhaus ist der beste Beweis für seine Gültigkeit; wie überhaupt eine Fülle pädagogischer Einsichten, ob aus den Bahnen Pestalozzis oder Herberts, auch für uns Sozialisten außerordentlich wertvoll und beherzigenswert sind. Wir wollen doch auch beileibe nicht aus der Not eine Tugend machen. Alle Achtung vor der aufopfernden Tätigkeit vieler unserer Jugendleiter, alle Scheu vor der Enge einer gußeisernen Methode, aber das darf nicht den Wunsch unterdrücken nach sozialistisch gegründeter und sozialistisch gerichteter pädagogischer Einsicht. Die Jugend sträubt sich auch nicht gegen Autorität, im Gegenteil, sie sucht sie und bewundert sie; freilich muß es eine wirkliche Autorität sein, nicht die gerade flügge gewordene junger Weltenstürzer. Wir dürfen uns der Tatsache nicht verschließen, daß Jungen von vierzehn

bis achtzehn zu politischer Selbständigkeit fast nie fähig sind und fähig sein werden. Wir dürfen nicht das an sich schon schwere Dasein dieser Jungen, die sich entfaltende Knospe dem Frost aussetzen. Wir wollen eine Jugend, die mit viel Selbständigkeit unter willig getragener Autorität sich frei in ihren Trieben entwickeln kann, die in ihren Vereinigungen sich allmählich immer mehr hineinlebt in ihr Klassenbewußtsein, die weiß, wohin sie gehört, wo sie stets Zuflucht hat; die nicht nörglerisch verbittert wird, sondern die in natürlichem Werden zur Reife kommt, zur Verwendung vollentwickelter Kräfte. Nur auf diesem Wege kann unsere Jugend zur organisierten Hilfe für uns heranwachsen. Und wenn die Achtzehnjährigen sich bisweilen zunächst von den politischen Versammlungen der Erwachsenen abwenden, so braucht das einmal als natürliches Geschehen nicht immer tragisch zu stimmen, es bedeutet noch lange nicht dauernden Verlust, andererseits aber liegt das nicht an der Mangelhaftigkeit des zurückgelegten Weges, sondern öfter an der Mangelhaftigkeit der Erwachsenen und ihrer Versammlungen. Das Problem unserer Jugendlichen kann nur dann seiner Lösung näher gebracht werden, wenn die Sozialdemokratie erst wieder anfängt, überall nicht eine Seifenblase aufzupusten, sondern in die Tiefe zu gehen, nicht nur Agitation zu sein, sondern mehr Erlebnis zu werden. Unvergleichlich mehr als die Bürgerlichen braucht unsere Jugend den Einfluß des Elternhauses und die Erziehung durch innerlich reife Sozialisten. An uns müssen wir vor allem arbeiten, wenn aus unserer Jugend etwas werden soll.

* * *

Auf den Artikel des Genossen Zeutschel hin, in Nr. 15 (vom 12. Januar 1917): »Die Krise in unserer Jugendbewegung«, füge ich noch ein paar Bemerkungen zu. Eingehende Ausführungen bleiben einer Broschüre vorbehalten. — Mein allgemein gehaltener Artikel hat den Zweck, eine gründliche Diskussion anzuregen über die proletarische Jugendfrage. Er kann bei flüchtigem Lesen den Eindruck erwecken, als solle gebremst werden, aber er steuert nur auf einen einzelnen Punkt zu; nämlich den, einer richtigen Pädagogik den Weg zu ebnen. Ich weiß, wie wenig alle Erziehung den Grund übermauern kann, aber sie ist und bleibt in unserer Zeit — die nicht mehr die der französischen Revolution ist — das Mittel, der revolutionären Kraft die Form zu geben, die allein erst ihre wuchtigste und zugleich sparsamste Auslösung bewirkt. Dem Genossen Zeutschel stimme ich lebhaft darin zu, daß die Jugendbewegung ein lebendiges Glied der Arbeiterbewegung werden muß, kein Vergnügungsverein, sondern eine Hilfe für das eine große Ziel, aber nicht eine forcierte, sondern eine wurzelkräftig gewordene.

Sie soll so viel Freiheit haben, so viel sich selbst regieren, daß sie sich als werdende, frei wachsende Kraft fühlt, die sich nach dem Ritterschlag sehnt. Sie soll möglichst behütet werden vor der rückgratzerbrechenden Art einer Bureaukratenorganisation, die die größte Gefahr der kommenden Zeit ist, sie soll zehnmal behütet werden vor dem Sozialismus auf dem Verordnungsweg. — Das Vereinsgesetz muß fallen.

Das höchste Ziel dieser Pädagogik ist: Hineinleben in die Ethik des Klassenkampfes.

Literarische Rundschau.

Professor Dr. H. Landmann, **Der schweizerische Kapitalexport.** Separatabzug aus der Zeitschrift für schweizerische Statistik. Bern 1916, Stämpfli & Co. 4. Heft. 91 Seiten.

Infolge der Verarmung der kriegführenden Länder ist in den neutralen Ländern die Gefahr der Kapitalabwanderung nach den kriegführenden Staaten entstanden. Bekanntlich suchen jene sich dagegen zu wehren, indem sie nach Möglichkeit die eigenen Märkte für die Kriegsanleihen verschließen. Der angesehene schwei-

zerische Volkswirt Professor Landmann wendet sich nun gegen ein Verbot des Kapitalexports, indem er behauptet, daß die Schweiz kapitalgesättigt sei, eine Steigerung des Zinsfußes aber keine besonders ungünstigen Folgen für die Wirtschaft haben werde. Wir vermögen nicht diese Ansichten zu teilen. Landmann unterschätzt die Größe der Gefahr für ein kleines Land, das ringsum von beinahe völlig verarmten, schwer überlasteten Großmächten umgeben ist. Es will uns auch scheinen, daß Landmann die Höhe des »Volkseinkommens« und der Kapitalbildung in der Schweiz wie in den Nachbarländern überschätzt. So zieht er folgenden Schluß: Da nach den Schätzungen des Bauernsekretariats die Landwirtschaft einen Wert von $^3/_4$ Milliarden Franken schafft, so werden die übrigen Berufszweige, in denen die Zahl der Tätigen dreimal so groß ist wie in der Landwirtschaft, für mindestens $2^1/_4$ Milliarden Werte herstellen! Landmann übersieht aber, daß nur die Industrie, keineswegs aber der Handel usw. Werte schafft. Auch ist die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Personen keineswegs gleichbedeutend mit der Zahl der Berufstätigen.

Trotz dieser Mängel ist Landmanns Schrift sehr beachtenswert; sie bringt nicht nur eine Fülle von Angaben zur Beleuchtung der schweizerischen Wirtschaft, sondern auch einen wertvollen Beitrag zur Frage des Kapitalexports überhaupt. Besonders beachtenswert ist das Kapitel, in dem die geschichtliche Entwicklung des Kapitalexports aus der Schweiz, diesem ältesten Kapitalexportgebiet Europas, geschildert wird. Die Darstellung beruht auf eigenen Forschungen Landmanns. Als Beispiel sei eine Stelle über die Folgen des Dreißigjährigen Krieges gekürzt wiedergegeben.

»Während die deutsche Volkswirtschaft im Dreißigjährigen Kriege verblutet und ihr im sechzehnten Jahrhundert innegehabtes Primat wehrlos Frankreich, Holland, England überläßt, hat die Schweiz, weil sie von den Kriegswirren verschont geblieben ist, weil ihrer Wirtschaft das Glück der Kontinuität beschieden war, nicht bloß die Blüte des sechzehnten Jahrhunderts behaupten können, sondern mehr als dies: zur selben Zeit, da ein Zweig der deutschen Industrie nach dem anderen geknickt zu Boden fiel, konnte sich in der schweizerischen Gewerbeverfassung früher als anderswo ein auf Jahrhunderte hinaus bedeutsamer Wandel vollziehen. ... Es vollzog sich in der Schweiz frühzeitig der Übergang von den absterbenden Formen der handwerksmäßigen Gewerbeverfassung zur modernen, kapitalistischen ... Industrie. Und während in Deutschland die alten Zentren des Kapitalverkehrs der völligen Erschöpfung erlagen, die deutsche Hansa zusammenbrach und damit auch die frühere Stellung der hanseatischen Großhändler als Geldleiher der englischen Könige und der skandinavischen Herrscher ihr Ende erreichte; während das große oberdeutsche Kapitalzentrum Augsburg in den Bankrotten der spanischen und portugiesischen Krone und in den österreichischen Finanzkrisen alles verlor, vollzog sich in der Schweiz dank der Kontinuität ihrer industriellen Blüte, dank den großen Gewinnen, die ihr gerade in den Kriegszeiten stets zuflossen, eine rasche und bedeutende Kapitalbildung.«

Die Geschichte wiederholt sich; nur daß heute nicht allein Deutschland, sondern alle kriegführenden Länder völlig verarmen und nicht die Schweiz, sondern in erster Linie Amerika aus dem Kriege den größten Nutzen zieht.

Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, daß Landmann das schweizerische im Ausland investierte Kapital auf $4^1/_4$ bis $4^1/_2$ Milliarden Franken, also auf ein Achtel des Gesamtvermögens der Schweiz schätzt. Jährlich sollen über 100 Millionen nach dem Ausland abfließen, und trotzdem treibt die Schweiz keine imperialistische Eroberungspolitik! Der Kapitalexport ist also keineswegs an eine imperialistische Politik gebunden, wie diese letztere nicht als unbedingte Folge des Kapitalexports angesehen werden kann. Sp.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 24 | Ausgegeben am 16. März 1917 | 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Wendung zum Nationalsozialismus im Kriege.[1]

Von K. Kautsky.

1. Neuorientierung.

Die Bewilligung der Kriegskredite konnte zunächst verschieden gedeutet werden, wie hier schon des öfteren gezeigt worden. Immerhin war es nicht leicht, sie mit der oppositionellen Haltung in Einklang zu bringen, die unsere Partei bis zum Kriege beobachtet hatte. Dagegen erschien sie als notwendige logische Konsequenz, sobald man sich auf den Boden jener Richtung stellte, die bei uns schon vor dem Kriege die nationalliberale Taktik empfohlen hatte. Der allgemeine Eindruck sowohl bei den Gegnern wie auch bei den Massen ging dahin, daß nun diese Taktik bei uns gesiegt habe. Alle unsicheren und schwankenden Elemente bei uns verfielen von da an immer mehr ihrem Einfluß.

Dieser wuchs noch mehr dadurch, daß der Krieg bei allen, denen die internationale Gesinnung nicht in Fleisch und Blut übergegangen war, das internationale Empfinden zurückdrängte. An Stelle der internationalen Solidarität der Arbeiterklasse trat die nationale Solidarität der Klassen gegenüber dem äußeren Feind. Der Burgfriede wurde nicht bloß als äußeres Gebot der Obrigkeit, sondern auch als inneres Gebot der Pflicht angesehen. Da blieb kein Platz mehr für eine oppositionelle Haltung der Sozialdemokratie.

Dazu kam, daß der Krieg die Macht der Führer in der Partei vermehrte, die der Massen verminderte, sowohl dadurch, daß die tatkräftigsten Elemente der letzteren unter die Gewehre gerufen und damit der Parteitätigkeit entzogen wurden, wie auch dadurch, daß diese selbst für die Zurückbleibenden durch den Kriegszustand in enge Schranken gewiesen ward. Von der Parteitätigkeit blieb außer der Tätigkeit der Führer nicht mehr viel übrig. Bei diesen aber, den Vertretern der Partei in den Parlamenten und Gemeinderäten sowie bei den Verwaltungsbeamten der Partei und der Gewerkschaften war die Neigung zu nationalliberaler Taktik vor dem Kriege schon stärker gewesen als bei den Massen.

Zu alledem kam nun noch unter dem Einfluß des Krieges ein unerwartetes Entgegenkommen der Regierung, die sehr wohl erkannt, welche Bedeutung die Arbeiterklasse für die Kriegführung erlangt hatte. Ihre »Neuorientierung« äußerte sich freilich nicht in *sachlichen* Konzessionen, sondern nur in allgemeinen Verheißungen, zu denen sich aber ein Entgegenkommen in *persönlichen* Dingen gesellte, das gar manchen gefangen nahm, der bisher in unentwegter Opposition gestanden war.

[1] Vergl. die Artikel »Parteispaltung?« in Nr. 21 und »Sozialdemokratische und nationalliberale Taktik« in Nr. 23 der Neuen Zeit.

Von beiden Seiten, Partei und Regierung, fing man nun an, Bekundungen des Vertrauens zu tauschen.

Wie weit diese neuen Bedingungen auf die Masse der Parteigenossen wirkten, läßt sich zurzeit nicht feststellen. Auf einen großen Teil der Führer haben sie gewaltige Wirkungen ausgeübt. Ihre Mehrheit hat umgelernt, und was sie vor dem Kriege noch weit von sich wiesen, ist jetzt ihr Glaubensbekenntnis geworden. Die Taktik des Nationalliberalismus wird immer mehr die ihre. Sie verkünden offen, daß sie sich künftighin nicht wieder »ausschalten« lassen. Sie verschweigen zwar, wo und bei welcher Gelegenheit sie sich nicht ausschalten lassen wollen. Aber der Sinn ist klar: sie wollen nicht wieder die Partei grundsätzlicher Opposition sein, denn wer unbeugsame Opposition treibt, schaltet sich bei der Regierung aus.

Der »Vorwärts« erklärte erst jüngst, am 15. Februar dieses Jahres:

Im Volke versteht man unter »Neuorientierung«, daß die Regierung gewillt sei, mit der bisherigen Mißtrauenspolitik gegenüber den breiten Massen der werktätigen Bevölkerung zu brechen und an ihre Stelle eine Politik des Vertrauens, das heißt praktisch der demokratischen Zugeständnisse zu setzen.

Aber warum soll die Regierung Vertrauen zu »den breiten Massen des werktätigen Volkes« gewinnen? Grund dazu könnte sie doch nur dann haben, wenn sie vom arbeitenden Volke nichts zu befürchten hätte. Der Satz des »Vorwärts« besagt nichts anderes als die Versicherung, die Regierung könne der Bevölkerung ruhig vermehrte Rechte geben, diese würden nicht in oppositionellem Sinne »mißbraucht« werden. Kann eine Regierung jemals zu einer Oppositionspartei Vertrauen haben? Vertrauen kann sie nur in eine Regierungspartei setzen. Eine Partei, die von der Regierung Vertrauen fordert, bekundet damit ihre Bereitwilligkeit, sich als Regierungspartei zu betätigen.

Bebel und Liebknecht haben das Vertrauen des Proletariats zu verdienen gesucht, nie das der Regierung.

2. Budgetbewilligung.

Dieser neuen Taktik entspricht es, daß nicht bloß die Kriegskredite bewilligt werden, sondern auch die grundsätzliche Ablehnung des Budgets über den Haufen geworfen wird. Und das soll nicht ein Ausnahmezustand sein, der nur für die Kriegszeit gilt. Man höre Cunow, den Theoretiker der Mehrheit, der das Geschäft übernommen hat, für den neuen Nationalsozialismus marxistische Saucen zu präparieren, um die ungewohnte Speise den Arbeitern schmackhaft zu machen. In der »Glocke« veröffentlicht er eine Artikelserie über »Die deutsche Sozialdemokratie und die Marxsche Staatstheorie«, in der er sich dagegen wendet, daß nach dem Kriege unsere »Theoretik zum geistigen Status quo ante zurückkehrt«. Unsere Stellung zum Staate sei im Kriege eine andere geworden, und daran müßten wir festhalten. Aufgabe der Sozialdemokratie sei,

durch Einwirkung auf die Staatsgewalt die Interessen der Arbeiterschaft wahrzunehmen und, soweit das möglich, die Elemente der neuen Gesellschaft in Freiheit zu setzen. Zu solcher Einwirkung auf die Staatsmaschinerie ist aber die sogenannte prinzipielle Negation jeder Staatsform und die Nichtanerkennung aller Staatsnotwendigkeiten sicherlich das ungeeignetste Mittel. Will die Sozialdemokratie irgendwelchen entscheidenden Einfluß auf die Staatsmaschine gewinnen, muß sie

sich an deren Betrieb beteiligen und bereit sein, die Funktionen eines Betriebsingenieurs zu übernehmen. (»Glocke«, II, 2, S. 712.)

Das ist gewiß recht dunkel, aber eines geht doch klar daraus hervor: es ist ein Plädoyer für die Budgetbewilligung und das Aufgeben der Opposition; ein Plädoyer für »die Beteiligung am Staatsbetrieb« als einzige Methode, auf die Staatsgewalt im Interesse der Arbeiterschaft Einfluß zu gewinnen.

Diese Absicht wird noch deutlicher, wenn man zusieht, wie Cunow die theoretische Begründung der Budgetablehnung, die Auffassung vom Staat, wie sie in unserer Partei bis zum Kriege herrschte, wiedergibt.

Er sagt:

Vor dem Kriege galt im größten Teil unserer Partei als politischer Grundsatz, daß die Sozialdemokratie nicht nur die gegenwärtige Staats- und Regierungsform, sondern den Staat als solchen bekämpfen müsse, denn jeder Staat sei eine auf dem Unterschied der Klassen beruhende Herrschaftsorganisation, die den Zweck habe, die unteren Klassen im Interesse der herrschenden Klassen niederzuhalten. Der Staat sei also immer Klassenstaat, und da die Sozialdemokratie alle Klassenherrschaft stürzen wolle, müsse sie auch den Staat an sich — nicht nur seine besonderen Formen — grundsätzlich verneinen. Daraus aber folge, daß sie ihm prinzipiell die Mittel zu seiner Existenz, zur Aufrechterhaltung seiner Verwaltungs- und Regierungsmaschinerie verweigern müsse. Politische Staatsnotwendigkeiten dürfe deshalb die Sozialdemokratie in keinem Falle anerkennen; es müßten vielmehr dem Staate alle Forderungen verweigert werden, die dazu dienen könnten, seine Macht zu stärken oder seinen Bestand zu verlängern. (S. 611, 612.)

Diese Auffassung des »größten Teiles unserer Partei vor dem Kriege«, erklärt Cunow später, sei zwar ein Blödsinn, aber er übt gnädige Nachsicht:

Nicht die sozialdemokratische Arbeiterschaft ist daran schuld, wenn derartige konfuse Argumentationen als theoretische Glanzleistungen in der sozialdemokratischen Partei Anklang finden, sondern jene großen Parteitheoretiker, die noch immer nicht zwischen Gesellschaft und Staat, sozialen Gesetzen und staatlichen Gesetzen, Gesellschaftsordnung und Staatsordnung zu unterscheiden vermögen. (S. 711.)

In einem Punkte hat Cunow recht: die Auffassung vom Staate, die er hier vorbringt, ist völlig unhaltbar. Aber es ist ein grober Unfug, daß er sich herausnimmt, diese Auffassung als die »des größten Teiles der Partei vor dem Kriege« zu bezeichnen. Daß er an einer Stelle mich speziell dafür verantwortlich macht, ist eine sehr gleichgültige Sache. Aber wie sehr muß Cunow jedes Gefühl für Reinlichkeit verloren haben, wenn er nicht einmal merkt, wie er seine eigene Vergangenheit durch seine Konstatierung schändet! Gehörte er nicht über zwei Jahrzehnte lang »zum größten Teil der Partei«, zu den »großen Parteitheoretikern«, deren Argumentationen »als theoretische Glanzleistungen in der Partei Anklang fanden«? War er nicht Redakteur und dann ständiger Mitarbeiter der Neuen Zeit, später des »Vorwärts«? Und er hat zwanzig Jahre lang geduldet, daß dieser Mist über den Staat den Arbeitern als Produkt marxistischer Theorie vorgetragen wird, ohne auch nur eine Silbe dagegen zu äußern!

Zum Glück ist der Cunow der Vergangenheit besser, als er nach seinen eigenen Mitteilungen von heute scheinen könnte. »Der größte Teil unserer Partei« hat vor dem Kriege nie derartige Absurditäten geglaubt. Sie wurden ihr erst nach dem Kriege von Cunow untergeschoben, weil er vermeint, seine eigene Wandlung damit plausibler zu machen.

Es ist nicht wahr, daß auch nur ein Teil, geschweige denn der größte Teil unserer Partei vor dem Kriege jemals behauptet hätte, wir müßten »den Staat an sich — nicht nur eine seiner besonderen Formen — grundsätzlich verneinen«. Hätten wir das getan, wären wir Anarchisten gewesen, nicht Sozialdemokraten.

Cunow selbst bemerkt später, wir betrachteten es als die Aufgabe des Proletariats, »die Staatsgewalt zu ergreifen, um dann vermittelst dieser die kapitalistische Wirtschaftsordnung abzuschaffen«.

Also wir wollen die Staatsgewalt ergreifen, um sie zu benutzen, wir bedürfen ihrer dringend, und doch »verneinen wir sie grundsätzlich«!

Der Widerspruch löst sich sofort, sobald wir unsere wirkliche Auffassung an Stelle der von Cunow uns untergeschobenen setzen. Wir brauchen bloß die Unterscheidung zu machen, die er, der Mann mit dem feinen Unterscheidungsvermögen, übersieht, die Unterscheidung zwischen Staat und Regierung. Der Staat ist das Dauernde, die Regierung das Wechselnde. Man kann die bestehende Regierung »verneinen« — jede Opposition tut das —, ohne den Staat zu verneinen. Gerade, je größer die Bedeutung, die eine aufstrebende, von der Regierung ausgeschlossene Partei dem Staate beimißt, je mehr sie den Staat bejaht, um so mehr wird sie die bestehende Regierung verneinen. Sie tut dies nicht zu dem Zweck, um jede Regierung, um den Staat zu verneinen, sondern um an Stelle der ihr feindlichen ihre eigene Regierung zu setzen. Das Budget, »die Mittel zur Aufrechterhaltung der Verwaltungs- und Regierungsmaschinerie«, die »Staatsnotwendigkeiten« verweigert sie also nicht dem Staate, sondern der jeweiligen Regierung. Und eine Partei, die die bestehende Regierung prinzipiell bekämpft, wird ihr diese Mittel auch prinzipiell verweigern.

Nie hat die Sozialdemokratie erklärt, daß sie dem Staate »prinzipiell die Mittel zu seiner Existenz verweigern müsse«. Da müßte sie ja schließlich auch einer sozialdemokratischen Regierung das Budget verweigern!

Schon die erste Resolution gegen die Budgetbewilligung, die 1894 auf dem Frankfurter Parteitag beantragt wurde, unterzeichnet von Auer, Bebel, Liebknecht, Singer und vielen anderen, sieht in der Budgetverweigerung ein Mittel der Opposition gegen die Regierungen und nicht eine »Verneinung des Staates«. Sie sagt:

> Da die Regierungen als Leiter von Klassenstaaten die sozialdemokratischen Bestrebungen auf das heftigste bekämpfen und jedes Mittel, das ihnen zweckmäßig erscheint, ergreifen, um die Sozialdemokratie wenn möglich zu vernichten, so ist die notwendige Folge, daß die Vertreter der Partei in den Landtagen den Regierungen ein Zeichen des Vertrauens nicht geben können, und da die Bewilligung des Gesamtbudgets als Vertrauensvotum gilt, in der Gesamtabstimmung gegen das Budget zu stimmen haben.

Entscheidend ist hier also nicht die Verneinung des Staates, sondern die Gegnerschaft zwischen Partei und Regierung.

Es kam in Frankfurt noch nicht zur Entscheidung. Sie fiel erst in Lübeck 1901, wo eine von Bebel eingebrachte Resolution angenommen wurde, die verlangte, daß das »Gesamtbudget normalerweise« abgelehnt werde, doch hinzufügte:

> Eine Zustimmung zum Budget kann nur ausnahmsweise, aus zwingenden, in besonderen Verhältnissen liegenden Gründen abgegeben werden.

An diesen Passus klammerten sich die süddeutschen Budgetbewilliger. Daher mußte sich 1908 wieder ein Parteitag mit der Frage befassen. Ich veröffentlichte damals in der Neuen Zeit eine Abhandlung über »Die Budgetbewilligung« (S. 809 ff.). Ich zitiere hier ein Stück daraus. Der Leser mag daran die Treue ermessen, mit der Cunow meine Auffassung vom Staate jetzt wiedergibt:

Der Grundsatz, von dem wir in der Frage der Budgetbewilligung auszugehen haben, ist unsere Auffassung vom Staate. Wir betrachten ihn als ein Organ der Klassenherrschaft, die Regierungen als die Kommis der herrschenden Klassen. Darin unterscheiden wir uns von den Staatssozialisten, die im Staate eine über den Klassen schwebende unparteiische Macht erblicken, dagegen berühren wir uns in der Auffassung des Staates mit den Anarchisten. Aber während diese schließen, wir hätten uns abseits vom Staate zu halten, jede Berührung mit ihm zu vermeiden, erklären wir das für unmöglich. Und ebensowenig halten wir es für möglich, ihn einfach durch ein unpolitisches Wirken aufzuheben.[2] Unsere Aufgabe sehen wir vielmehr darin, die Staatsgewalt zu erobern, sie aus einem Organ der besitzenden Klassen in eines der besitzlosen, aus einem Organ der Unterdrückung in eines der Befreiung zu verwandeln.

Von diesen Grundsätzen aus haben wir unsere Stellung zum Staatsbudget zu betrachten. Da der Staat eine Festung ist, die wir erobern wollen, dürfen wir ihr während der Belagerung nicht selbst Proviant zuführen, und da wir möglichst große Massen der Bevölkerung zum Sturm auf diese Festung mobil machen wollen, müssen wir alles vermeiden, was ihr den Glauben beibringen könnte, sie hätte von der jetzigen Besatzung Gutes zu erwarten.

Aus beiden Gründen müssen wir den bestehenden[3] Regierungen ausnahmslos das Budget verweigern.

Wie verhält es sich dann aber mit den Ausnahmen, von denen die Bebelsche Resolution spricht? Wenn man sie genau betrachtet, wird man finden, daß sie tatsächlich gar keine Ausnahme von dem hier auseinandergesetzten Grundsatz darstellen.

Bebel wies in Lübeck darauf hin, daß er zwei Fälle im Auge hatte, als er den Satz vorschlug, ausnahmsweise solle eine Zustimmung zum Budget zulässig sein. Der eine Fall ist folgender:[4]

> Im Gothaer Landtag sitzen neun Genossen von uns und zehn Gegner. Nehmen wir an, nach der nächsten Wahl ist es umgekehrt! Dann verlangen wir selbstverständlich, daß unsere Genossen in Anbetracht ihrer Majorität das Budget nach ihrer Auffassung gestalten, und dann müssen sie doch dem Budget zustimmen.

Das ist sicher unbestreitbar, nur glaube ich, braucht man diesen Fall nicht als Ausnahme von der Regel hinzustellen. Die Regel bezieht sich selbstverständlich nur auf Budgets, die von gegnerischen Majoritäten gemacht, gegnerischen Regierungen bewilligt werden. Sitzen wir einmal in der Festung drin, müssen wir sie auch verproviantieren. Was hier als Ausnahme erscheint, ist tatsächlich unser politisches Ziel. Wir verweigern das staatliche Budget nicht deshalb, weil es ein Budget, sondern weil es ein Budget unserer Gegner ist. Aber wir streben

[2] Also ihn zu »negieren«. K. K.

[3] Im Original gesperrt. K. K.

[4] Der andere kommt für uns hier nicht in Betracht, er wird dadurch veranlaßt, daß in manchen deutschen Staaten das alte Budget von selbst in Kraft bleibt, solange es durch kein neues ersetzt wird. In diesem Falle darf man natürlich das neue Budget nicht ablehnen, wenn es gegenüber dem alten Verbesserungen aufweist. Hier liegt einfach ein Fehlen des Rechtes vor, jedes Budget abzulehnen, das Parlament hat da bloß die Möglichkeit, aus zwei Budgets das weniger schlechte auszuwählen. K. K.

überall nach der politischen Macht, nach einem Zustand, in dem wir das Budget nicht nur bewilligen *dürfen*, sondern sogar bewilligen *müssen*; nach einem Zustand, in dem die Budgetbewilligung durch uns feste Regel wird.

Dies meine Auffassung des Staates und der Budgetbewilligung. Sie hat mit der mir von Cunow zugeschobenen nicht die geringste Ähnlichkeit. Ich muß aber auch die Ehre ablehnen, als der für sie allein Verantwortliche zu figurieren. Ich will gar nicht auf Bebel hinweisen, der ja für Cunow kaum noch Bedeutung haben kann. Aber ich muß ihm leider die schmerzliche Überraschung bereiten, daß zu »jenen großen Parteitheoretikern«, die mit ihren »konfusen Argumentationen« die grundsätzliche Ablehnung des Budgets einer jeden gegnerischen Regierung fordern, ein Mann gehört, dessen Autorität für ihn rechnerisch feststeht. Derjenige, der in der Neuen Zeit zuerst für die grundsätzliche Ablehnung des Budgets eintrat und damit den Frankfurter Kongreß einleitete, war *Parvus* mit seinem Artikel: »Keinen Mann und keinen Groschen, einige Betrachtungen über das bayerische Budget« (Neue Zeit, XIII, 1, Nr. 3).

Er sagt dort:

Besonders scharf tritt die prinzipielle politische Stellung der Sozialdemokratie in der *Ablehnung des Budgets* hervor.

Die Zustimmung zum Budget ist gleichwertig mit der Zustimmung zur herrschenden politischen Ordnung, weil dadurch die Mittel bewilligt werden, um diese Ordnung aufrechtzuerhalten; sie ist ferner ein Vertrauensvotum für die Regierung, für die politischen Vollzugsorgane. Den Ordnungsparteien fällt daher auch nicht ein, gegen das Gesamtbudget zu stimmen. Ganz konsequent, denn obzwar ihnen mancher Budgetposten reformbedürftig erscheinen mag, so ist dies doch kein Grund, deshalb das ganze, von ihnen anerkannte politische System in die Brüche gehen zu lassen.

Indem die Sozialdemokratie gegen das Budget stimmt, zeigt sie, daß sie entschlossen ist, das herrschende System von Grund aus zu beseitigen, und zeigt gleichzeitig, daß sie die momentanen politischen Vollzugsorgane vorzüglich als Vertreter kapitalistischer Interessen betrachtet.

So Parvus. Ehe Cunow nochmals die Schale seines Hohnes über die Budgetablehner und Staatsverneiner ausgießt, mag er sich erst mit dem Herausgeber der »Glocke« auseinandersetzen.

Ist es aber nicht doch richtig, daß es »vor dem Kriege im größten Teil unserer Partei als politischer Grundsatz galt, daß die Sozialdemokratie nicht nur die gegenwärtige Staats- und Regierungsform, sondern den *Staat als solchen* bekämpfen müsse«?

Ich habe bereits darauf hingedeutet, inwieweit das richtig ist. Hören wir darüber noch einen »jener großen Theoretiker«, die vor dem Kriege die sozialdemokratische Arbeiterschaft mit ihren »konfusen Argumenten« infizierten. Friedrich Engels schreibt in seiner Streitschrift gegen Dühring über das Ziel der jetzigen sozialen und politischen Entwicklung:

Das Proletariat ergreift die Staatsgewalt und verwandelt die Produktionsmittel zunächst in Staatseigentum. Aber damit hebt es sich selbst als Proletariat, damit hebt es alle Klassenunterschiede und Klassengegensätze auf und damit auch den Staat als Staat.... Das Eingreifen einer Staatsgewalt in gesellschaftliche Verhältnisse wird auf einem Gebiet nach dem anderen überflüssig und schläft dann von selbst ein. An die Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen. Der Staat wird nicht abgeschafft, er stirbt ab. (S. 301, 302.)

Hier haben wir endlich die »Verneinung des Staates«. Aber mit unserer Stellung zum jetzigen Staat hat das nicht das mindeste zu tun. Engels malt uns hier das Bild der Konsequenzen, die die Eroberung des jetzigen Staates durch das Proletariat nach sich ziehen wird. Es wird die Staatsgewalt zur Schaffung politischer und sozialer Zustände benutzen, die den Charakter des überkommenen Staatsorganismus so gründlich ändern, daß Engels sich berechtigt fühlt, das eine Aufhebung des Staates als Staat zu nennen.

Aber es wäre eine Absurdität, zu glauben, diese Aufhebung werde in der Weise geschehen, daß wir dem vom Proletariat eroberten Staate die Mittel zu seiner Existenz verweigern! Das, was als »Verneinung des Staates« bezeichnet werden könnte, wird also erst dann eintreten, wenn er unser Staat geworden ist, dem wir alle Mittel bewilligen. Vorher aber, solange wir die »Staatsnotwendigkeiten« verweigern, »verneinen« wir den Staat nicht, weil wir ihn erobern wollen, weil ohne die Staatsgewalt das Proletariat nicht zu befreien ist.

Man sieht, die Cunowsche Darstellung unserer Stellung zum Staate richtet den furchtbarsten Wirrwarr an dadurch, daß er Regierung und Staat sowie den jetzigen und den vom Proletariat eroberten Staat einander gleichsetzt. Diese Konfusion wird noch gesteigert, aber freilich zum großen Teil auch erst möglich gemacht dadurch, daß er für die Opposition gegen die jetzige Regierung und für die Verwandlung des proletarischen Staates aus einer Herrschafts- in eine Verwaltungsorganisation die gleiche Bezeichnung der Negation, der Verneinung des Staates anwendet.

Diese ganze Konfusion und ihre lächerliche Terminologie wird nicht anmutiger dadurch, daß sie bei Cunow nicht einmal Original, sondern Kolb entlehnt ist, der mit ihr schon seit längerer Zeit hantiert. Aber freilich: woher nehmen und nicht stehlen? Bessere Gründe gegen die grundsätzliche Ablehnung des Budgets stehen Cunow nicht zu Gebote, und diese Ablehnung muß um jeden Preis verdonnert werden. Wie sollen denn sonst die regierenden Kreise das nötige Vertrauen zur Mehrheit gewinnen, ein Vertrauen, das nur der Überzeugung entspringen kann, diese Mehrheit habe aufgehört, eine Partei grundsätzlicher Opposition gegen das bestehende Regime zu sein? Und sie lechzt doch nach diesem Vertrauen, denn ohne das bleibt sie »ausgeschaltet«, fehlt der Politik, die sie künftig betreiben will, die unerläßliche Grundlage.

3. Nationalsozialismus.

Eben wie ich diese Zeilen schreibe, geht mir der »Grundstein« vom 24. Februar mit einem Artikel von Winnig über »Neue Entwicklungen« zu, in dem es heißt:

Die neuere Zeit, etwa seit der neuen Gewerbegesetzgebung und mit Aufnahme des Arbeiterschutzes in den staatlichen Aufgabenkreis, sieht ein stetes Vordringen des staatlichen Einflusses auf das Arbeitsverhältnis, begleitet von einer wachsenden Einflußnahme der Organisationen der Arbeiterschaft. Der Krieg hat diese Entwicklung gewaltsam vorwärtsgestoßen. Das Hilfsdienstgesetz stellt einen solch gewaltsamen Vorstoß in dieser Richtung dar. Dieser Zustand kann natürlich nicht dauern; aber was bestehen bleiben wird, ist die Tendenz, das Arbeitsverhältnis mehr und mehr durch staatliche Gesetze zu ordnen. Diese Tendenz wird aus mehreren Gründen nach dem Kriege stärker sein als vorher. An diese Tendenz hat die Arbeiterklasse mit ihrer künftigen Taktik anzuknüpfen. Eine mit den Bedürfnissen der

Volksmasse gehende Staatsgewalt ist der natürliche Verbündete der Arbeiterklasse in dem Bestreben, der bedrohlich gewachsenen Kapitalmacht den Weg zur Alleinherrschaft im Arbeitsverhältnis zu verbauen. Das aber ist die grundlegende Voraussetzung aller künftigen Aufwärtsentwicklung der Arbeiterklasse. Daraus ergeben sich taktische Aufgaben der Arbeiterklasse von ziemlich bestimmter Natur.

Mit anderen Worten, die »künftige Taktik« der Arbeiterklasse muß von dem Streben geleitet sein, die Regierung zu ihrem »Verbündeten« zu machen. Die Oppositionsstellung, der Kampf gegen die Regierung ist damit begraben. Das soll nicht nur für die Zeit des Burgfriedens gelten, den der Kriegszustand erzwungen hat, sondern auch für die Zeit nach dem Kriege.

Natürlich wird das nicht von allen Mitgliedern der Mehrheit so scharf ausgesprochen. Die meisten befinden sich in einem Gärungszustand, in dem Altes und Neues sich seltsam mischt. Aber abgelehnt wird das Neue von keinem der Budgetbewilliger mehr.

Welche unendlichen Fortschritte die nationalsoziale Auffassung in der kurzen Zeit des Krieges gemacht hat, ersieht man deutlich, wenn man die Verhandlungen des Chemnitzer Parteitags wieder einmal nachliest, auf dem die Ausschließung Hildebrands wegen nationalsozialer Äußerungen mit großer Mehrheit bestätigt wurde.

Hildebrand selbst faßte damals seine von der Partei abweichenden Anschauungen in folgenden Punkten zusammen:

Schutzzollpolitik unter Errichtung einer westeuropäischen Zollunion (die also nicht bloß Mitteleuropa umfassen sollte, sondern auch Frankreich. K.), Kolonialpolitik mit Gesetzen zum Schutze der Eingeborenen und der Arbeiter, und schließlich Aufrechterhaltung einer Wehrmacht zum Schutze der Kolonien. (Protokoll, S. 454.)

Mit ungeheurer Mehrheit beschloß der Parteitag, daß das Bekennen dieser Anschauungen unvereinbar sei mit der Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei. Von keinem der Anwesenden wurden sie verteidigt. Wolfgang Heine erklärte:

Hildebrand ist ein Eingänger, der seine eigenen Wege geht, und ich speziell denke nicht daran, mich mit ihm zu identifizieren.

Auf dem Parteitag wurde ein Schreiben verlesen, das Scheidemann noch vor dem Ausschluß Hildebrands nach Solingen an die Kreisgeneralversammlung gerichtet hatte. Er sagte darin, er habe erwartet, daß Hildebrand nach dem Erscheinen seines Buches selbst aus der Partei austreten würde. Leid tue es ihm, daß Hildebrand nicht so viel Takt besessen habe und sich lieber aus der Partei ausschließen lassen wolle.

Das Ausschlußverfahren dadurch zu umgehen, daß man jemand, der um keinen Preis aus der Partei heraus will, nach Belieben zum »freiwillig Ausgetretenen« stempelt, kam Scheidemann damals noch nicht in den Sinn.

Nun vergleiche man aber die Anschauungen, um derentwillen Hildebrand ausgeschlossen wurde, mit dem, was angesehene Wortführer der Mehrheit heute äußern dürfen. In den »Sozialistischen Monatsheften« (2. Heft, 1917) veröffentlicht Max Cohen einen Artikel über »die Parteispaltung und was ihr folgen muß«, in dem er sagt:

Die Spaltung muß ein politischer, kein organisatorischer Akt sein. Die Partei muß nun klar und ohne Schwanken den Weg gehen, den sie in der Praxis einer kriegspolitischen Tätigkeit von 30 Monaten, zögernd zwar und ihren Auf-

gaben nur halb genügend, gegangen ist. Es gibt auf der beschrittenen Bahn kein Rückwärts mehr....

Bei der eigentümlichen (!) und wichtigen Stellung, die die Arbeiter im Produktionsprozeß einnehmen, können sie geradezu das Schicksal des Deutschen Reiches werden, wenn sie sich nicht gegen die Staatsnotwendigkeiten der europäischen Großmacht Deutschland wenden, diese vielmehr zu ihrer eigenen Sache machen. Daß es mit der Ablehnung der Wehrforderungen im engeren Sinne (Armee, Marine) wie mit der prinzipiellen Ablehnung des Budgets in Zukunft aus sein muß, versteht sich von selbst. Aber die Bewilligung der Staatsnotwendigkeiten ist an und für sich nicht entscheidend. Man kann das (der deutsche Freisinn ist ein lebendiges Beispiel dafür) in einer derart griesgrämigen und unpolitischen Weise tun, daß die eigentliche Ausführung in den Händen anderer liegt. Darauf aber kommt es an.

Darauf, daß Cohen Minister von des herrschenden Regimes Gnaden wird? Und das soll erreicht werden dadurch, daß man nicht einmal so viel Opposition mimt, wie der Freisinn sich noch erlaubt, sondern in die Knechtschaft eilt (ruere in servitium), wie Tacitus höhnend von den servilen römischen Aristokraten bemerkt, die sich drängten, dem neuen Kaisertum ihre Ergebenheit zu bezeugen?

Cohen zeigt dann, wie die Mehrheitspartei auch in der äußeren Politik gründlich umzulernen hat. Sie muß darauf verzichten, die nationalen Gegensätze »mit internationalen Beschwörungsformeln zu verkleistern«. Und die deutsche Sozialdemokratie muß künftighin eine deutsche Machtpolitik gestatten, ja mit aller Kraft fördern:

Es wäre historisch widersinnig und gegen jede Erfahrung, wenn Staaten von der Leistungsfähigkeit und dem Lebenswillen (!) des Deutschen Reiches sich einkapseln und auf die Geltendmachung machtpolitischer Tendenzen verzichten sollten; und es ist so unmarxistisch gedacht wie nur möglich, wenn man die gewaltige deutsche Wirtschaftsentwicklung begrüßt, zugleich aber wimmert: Nur leise, leise, um alles in der Welt keine Machtpolitik!...

Wir brauchen, das ist eines der wichtigsten Kriegsziele, ein großes und kräftiges deutsches Kolonialreich, das unserer Rohstoffversorgung eine gewisse Sicherheit und Selbständigkeit verbürgt. Wir brauchen vor allem die Zusammenfassung der kontinentaleuropäischen Kräfte zu einem wirtschaftlich zusammenhängenden Imperium, damit endlich (mehr als 100 Jahre nach Napoleon) ein von England unabhängiges Kontinentaleuropa entsteht.

Zur Verwirklichung dieser Ziele muß die deutsche Arbeiterklasse nicht nur im Kriege, sondern auch nachher bei der Politik bleiben, die sie am 4. August 1914 begann.... Deshalb also jetzt: keine Halbheit! Der Spaltung der Partei muß ihre wirkliche Politisierung folgen.

Das also sind die Ziele, denen die deutsche Sozialdemokratie durch die Politik des 4. August dienstbar gemacht werden, für die durch die Spaltung freie Bahn geschaffen werden soll.

Unmittelbar vor dem Kriege noch wurde der Welt feierlich verkündet, wer solche Ziele auch nur schüchtern andeute, habe in der Sozialdemokratie nichts zu suchen. Heute werden erprobte Veteranen der deutschen Sozialdemokratie aus der Partei, deren Aufbau die Arbeit ihres Lebens galt, hinausgewiesen von Leuten, die jene Ziele aufs herausforderndste den bisherigen Zielen unserer Partei entgegensetzen. Und die eine wie die andere Ausweisungsaktion vollzieht sich unter der Agide des gleichen Parteivorstandes. Welcher Wandel, nicht in den Personen, sondern in den Köpfen!

Die Duma und die Arbeiter in Rußland.

Von A. Martynoff.

Rußland erfährt jetzt eine ökonomische Zerrüttung, welche an Wucht und an Not, die sie im Gefolge hat, nicht hinter der Zerrüttung zurückbleibt, die im Jahre 1915 der Durchbruch der Front und die Invasion der deutschen Heere hervorgerufen haben. Es wird ganz allgemein anerkannt, daß die verschärfte Lebensmittelkrise alle Sorgen des Bürgers auf sich konzentriert, während das Interesse an Siegen und Niederlagen ganz in den Hintergrund gerückt ist. Bald da, bald dort ertönen Seufzer: kein Fleisch, kein Brot, kein Heizmaterial, keine Kleidung, keine Wohnungen! Auf dem ganzen Markte verspürt man einen äußersten Mangel an Produkten.

Die Lagerbestände verminderten sich für das verflossene Jahr um mehr als das Dreifache, wie aus der nachstehenden Tabelle zu ersehen ist. Sie betrugen in Millionen Pud:

	Am 14. Oktober 1915	Am 14. Oktober 1916		Am 14. Oktober 1915	Am 14. Oktober 1916
An Weizen . . .	26,8	9,4	An Gerste . . .	18,6	2,6
- Roggen . . .	3,9	2,7	- Mais . . .	0,7	0,3
- Hafer . . .	9,8	0,8	- Mehl . . .	7,3	2,5

Diesem Mangel an Produkten entspricht eine kolossale Steigerung der Warenpreise, die bereits alles übertrifft, was man in anderen kriegführenden Ländern beobachten kann. Gemäß einer statistischen Erhebung, die sich auf sechzig Ortschaften erstreckte, stiegen die Preise von 1913 bis 1916 für Weizenmehl um 72,5 Prozent, für Roggenmehl um 104,8 Prozent, für Buchweizengries um 161,5 Prozent, für Salz um 180,5 Prozent, für Baumwollerzeugnisse um 225 Prozent, für Eisen um 420,5 Prozent, für Leder um 520 Prozent. Auch dort, wo Höchstpreise bestimmt sind, mildert das keineswegs die Teuerung, teils weil sie sehr hoch angesetzt sind, teils weil sie gar nicht eingehalten werden, da die Praxis ein ganzes System von geriebenen Umgehungen der Höchstpreise hervorbrachte und zur Schließung entsprechender Abmachungen sogar eine betrügerische Geheimdiplomatie schuf, um nicht riskieren zu müssen, auf die Anklagebank zu kommen.

Unter solchen Verhältnissen wird die Stimmung in den Städten — denn die Entbehrung herrscht hauptsächlich in den Städten — immer beunruhigender, nervöser und gereizter, was seinerseits zur Verbreitung von ganz unsinnigen Gerüchten über angebliche Aufstände und Meutereien beiträgt.

Die Regierung beachtete schon lange dieses Anwachsen des Unwillens in den Volksmassen. Noch der ehemalige Minister des Innern Chwostow begründete, als er um Bewilligung von 9 Millionen zur Vermehrung der Polizeibestände nachsuchte, sie damit, daß es notwendig sei, sich rechtzeitig auf Unterdrückung von »Exzessen«, die durch die wachsende Teuerung heraufbeschworen werden könnten, vorzubereiten.

Das übers Land hereinbrechende Elend stimmte die regierenden Kreise nachdenklich. Sie begannen energischer als vorher Mittel und Wege zur Rettung zwar nicht des Landes, wohl aber ihrer Herrschaft im Lande zu dieser kritischen Zeit zu suchen. Gerade diese Motive bewogen die russischen »Hofparteien« oder doch eine dieser »Parteien«, den Boden für einen Separatfrieden abzutasten. Die Tatsache der Führung dieser Verhandlungen

wurde von offiziöser Seite hartnäckig bestritten, aber niemand glaubte den offiziösen Erklärungen, und diese Tatsache rief bei der russisch-patriotischen Bourgeoisie eine um so größere Entrüstung gegen die Regierung hervor, als man ihr keinen geringen Teil der Schuld für die deutschen Siege in Rumänien und für die Unabhängigkeitserklärung Russisch-Polens zuschrieb.

Unter diesen Umständen wurde die Novembersession der Duma eröffnet. Der »progressive Block« der Duma[1] mit dem Kadettenführer Miljukow an der Spitze trat wieder in der Rolle des »Vaterlandsretters« auf und rüstete sich zum Kampfe mit der Bureaukratie, welche nichts gelernt und nichts vergessen hat. Gemäß der Losung ihrer letzten Konferenz beschlossen sie, fest auf dem Boden des farblosen Kompromißprogramms des Blockes zu bleiben, dafür aber ihre alte Taktik in der Duma diesmal mit einer »entschiedeneren« zu vertauschen.

Die Notwendigkeit einer entschiedeneren Taktik wurde damit begründet, daß das Land gegenwärtig eine äußerst scharfe innere Krise durchmache. Man sollte daher vermuten, daß die Hauptschlacht der Regierung in den Fragen der inneren Politik oder doch in Fragen, die eng mit ihr verknüpft sind, geliefert werde. Es kam aber anders.... Der Führer des Blockes, Miljukow, nahm am schärfsten Stellung gegen die geheimen Gelüste nach einem Separatfrieden mit Deutschland, indem er ihm die Forderung entgegenstellte, den Krieg ohne Wanken bis zu Ende zu führen. Gerade in dieser Frage und nur in ihr zeigte er Entschlossenheit, indem er von der Dumatribüne herab die Intrigen der Hofpartei aufdeckte.[2]

Gerade dieser Teil der Rede Miljukows und nicht etwa die farblose Programmerklärung des »progressiven Blockes«, die vom »Oktobristen« Schidlowsky verlesen wurde, zog die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich. Gerade dieser Ausfall Miljukows gab dem Kriegs- und dem Marineminister den Anlaß, vom Premierminister Stürmer abzurücken, vor der Duma die Solidarität der Armee mit der Volksvertretung zu demonstrieren und einen Händedruck mit dem »Verleumder« Miljukow als dem »Helden« jenes Parlamentstags auszutauschen.

Dieses Ausweichen vor einer Verschärfung des Kampfes in den brennendsten Fragen der inneren Politik war natürlich kein zufälliges. Es folgte aus der Natur des russischen Liberalismus, insbesondere seiner neuesten Abart. Das Bestreben, eine Ausdehnung des Einflusses der bürgerlichen Kreise auf die Staatsgeschäfte mittels einer Unterstützung der Großmachtspolitik des russischen Zarismus zu erkaufen, ist eine Erbsünde der russischen Liberalen. Gerade das drängte sie zur Zeit der Konterrevolution auf die Bahn des Imperialismus, und einmal auf diese Bahn geraten, waren sie

[1] Nach den schweren Niederlagen der Russen an der deutschen Front wurde in der Duma von der Kadettenpartei ein »progressiver Block« gegründet. Dieser Dumablock, der »die Rettung des Vaterlandes« zur Aufgabe hatte, vereinigte »Kadetten«, »Progressisten« und die gemäßigt rechten Parteien, die »Oktobristen« und »Nationalisten«.

[2] Natürlich könnten auch diese Enthüllungen einen innerpolitischen Wert besitzen, wenn sie gegen den Versuch der Schaffung einer »heiligen Allianz« gerichtet würden; aber dann müßte Miljukow dem Separatfrieden den allgemeinen europäischen Frieden gegenüberstellen und nicht den Kampf bis ans Ende, der nur die Reaktion in ganz Europa stärkt.

nicht mehr imstande, sogar wenn sie es wollten, die brennenden Fragen der inneren Politik in ihrer ganzen Schärfe zu stellen, da keine einzige derselben auf imperialistischem Wege zu lösen ist.

In der Tat, welche Lösung der aktuellen Lebensmittelfrage könnte jetzt der »progressive Block« vorschlagen? Etwa die, daß die Leitung der Lebensmittelversorgung aus den Händen der Bureaukratie in diejenigen von öffentlichen Organisationen gelegt würde? Aber zum Unglück ist das bureaukratische System nicht die einzige und nicht einmal die wichtigste Ursache davon, daß heute die Teuerung in Rußland eine Höhe erreicht hat, die sogar jene in den blockierten Ländern übersteigt. Die Hauptursache der russischen Überteuerung besteht darin, daß die äußerst rückständige Wirtschaft Rußlands nicht imstande ist, die Last des gegenwärtigen Krieges mit seiner ungeheuren Vernichtung an Produktionskräften und dem ebenso ungeheuren Wachstum des »unproduktiven Verbrauchs« einer Vielmillionenarmee zu ertragen. Gerade auf diesem Boden gedeiht unvermeidlich die schlimmste Abart der Spekulation — die Verheimlichung von Waren und deren Zurückhalten vom Markt in der Berechnung auf ein weiteres Ansteigen der Preise. In der städtischen Industrie ist der Zusammenhang zwischen dem zunehmenden Mangel an Warenproduktion und dem Anwachsen der Spekulation ein unmittelbarer und klarer. In der russischen Landwirtschaft ist dieser Zusammenhang mehr indirekt, aber ebenso zweifellos. Man kann annehmen, daß auch heute noch Rußland genügend Getreide zur Ernährung der Bevölkerung hervorbringt. Aber bei den Bauern, bei denen weniger als 7 Deßjatinen (1 Deßjatine etwas über 1 Hektar) auf den Hof kommen, und sie bilden 85 Prozent aller Bauern, übersteigen die Ausgaben für Waren, die sie aus der Stadt beziehen, um ein bedeutendes die Einnahmen aus dem Verkauf des Getreides.[3] Es ist darum ganz begreiflich, daß die Verteuerung von städtischen Produkten, die durch ungenügende Produktion derselben und durch die Entwertung des Papiergeldes hervorgerufen wurde, die Bauern zwingt, um irgendwie sich durchschlagen zu können, eine Preiserhöhung auf Getreide anzustreben und es bei sich in den Speichern zurückzuhalten in der berechtigten Erwartung, daß es den Großgrundbesitzern auf irgendeine Weise gelingt, die Getreidepreise auf dem Markt in die Höhe zu treiben. Die Bauern sagen sich, die jetzigen Preise seien »Bauernpreise«, es werden aber noch »Herrenpreise« kommen.

Unter solchen Umständen kann in Rußland gegen die Teuerung niemand einen ernsthaften Kampf führen, der die Fortsetzung des Krieges bis ans Ende predigt. Aber dennoch könnte auch in diesem wirtschaftlich unent-

[3] Das beweist eine statistische Erhebung, die im Jahre 1910 in einem Bezirk des Charkower Gouvernements unter den Bauern veranstaltet wurde. Danach betrugen in Rubel:

Bei der Gruppe der Bauernhöfe mit angebauter Fläche von	Die Einnahmen aus den landwirtschaftlichen Produkten	Die Ausgaben für den Ankauf sämtlicher Bedarfsmittel	Differenz
0 Deßjatinen	19	180	— 161
0 bis 3 -	63	132	— 69
3 - 7,5 -	153	197	— 38
7,5 - 17 -	363	324	+ 39
über 17 -	710	493	+ 217

wickelten Lande das Elend, das der Krieg hervorgerufen hat, gemildert werden, wenn radikale Mittel angewendet würden — zwangsweise Beschlagnahme von Produkten, eine allgemeine Festsetzung von Warenpreisen, die den Unternehmergewinn bedeutend herabsetzen würden, Aufstellung von Mindestlöhnen, eine gleichmäßige Verteilung von Produkten usw. Aber dank seiner ökonomischen Rückständigkeit sind gerade in Rußland diese Mittel für kriegslustige Parteien, die sich auf die besitzenden Klassen stützen, viel weniger zugänglich als in irgendeinem der westeuropäischen Staaten: auch wenn Rußland eine organisierte Demokratie besäße, welche die Übertragung eines Teiles der Kriegslasten auf die besitzenden Klassen erstreben würde, dieses Ziel bliebe hier unerreicht. Unter solchen Umständen würden die russischen Kapitalisten und Grundbesitzer es vorziehen, auf die Fortsetzung des Krieges zu verzichten. Die Schlußfolgerung daraus ist: wer in Rußland unter den Besitzenden Kriegsfreunde werben will, muß ein Auge zudrücken können über ihre gewissenlose Spekulation, über ihre Raubgier und Unersättlichkeit. Es ist deshalb begreiflich, daß die Resolution, welche von der Budgetkommission der Duma auf Antrag des »progressiven Blockes« angenommen wurde, kein selbständiges Programm aufstellte, sondern sich lediglich auf die Seite des (damaligen) Landwirtschaftsministers Graf Bobrinsky in seiner Auseinandersetzung mit dem Minister des Innern Protopopow schlug, das heißt auf die Seite desselben Ministers, dessen Hauptaufgabe darin bestand, die unersättliche Raubgier der Agrarier bei der Lösung der Frage der Landversorgung zu befriedigen.

Auch in der anderen Konfliktsfrage, die auf der Tagesordnung der Duma stand, war die Lage des progressiven Blockes nicht leichter, nämlich in der Polenfrage. Der von den Zentralmächten unternommene Schritt befriedigte keinen der in Rußland lebenden Polen, und es war der Dumaopposition ein leichtes, ihn zu kritisieren. Aber in einer Beziehung zeitigte dieser Schritt ernstliche Folgen. Selbst wenn die Bourgeoisie Russisch-Polens Grund hätte, der zarischen Regierung und dem feierlichen Versprechen des Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch zu trauen — dazu hat sie in Wirklichkeit nicht die geringste Veranlassung —, so kann sie sich nach der Unabhängigkeitserklärung Russisch-Polens, wenn auch die versprochene staatliche »Unabhängigkeit« nur fiktiv wäre, nicht mehr mit der Autonomie des »vereinigten Polens« begnügen. Das zeigte sich auch sofort nach der Eröffnung der letzten Parlamentssession. Alle Vertreter der polnischen Bourgeoisie, die sich an die russische Orientierung hielten, die Führer des polnischen »Kolo« Schebeko und Haruszewitsch einbegriffen, erklärten bereits in der Duma und im Reichsrat, daß sie jetzt nur noch ein geeinigtes und »staatlich selbständiges« Polen befriedigen kann, obwohl man leicht erraten kann, daß sie nichts dagegen haben würden, wenn das »staatlich selbständige« Polen in irgendeiner Weise mit Rußland verbunden wäre, sei es durch eine Personalunion, sei es in föderativer Form. Indem sie jetzt die Forderung einer »staatlichen Selbständigkeit« aufstellen, rechnen natürlich die Polen der antideutschen Richtung auf die Unterstützung dieser Forderung durch Frankreich und besonders durch England. Was nun die Stellung Rußlands anbelangt, das heißt die seiner besitzenden Klassen, so ist sie vollkommen unvereinbar mit den heutigen Bestrebungen der polnischen Bourgeoisie. Alle Parteien, die sich dem »progressiven Block« anschließen,

von dem äußersten rechten Flügel der Duma ganz zu schweigen, stehen auf dem Standpunkt des großrussischen Imperialismus, und dementsprechend können auch die Kadetten sich nicht zu mehr verstehen als zu einer regionalen Autonomie Polens.[4] Aus alledem folgt, daß der Traum der polnischen Bourgeoisie, einen selbständigen und geeinigten polnischen Staat zu bilden, eine unerfüllbare Illusion bleibt, zu wessen Gunsten auch der Krieg ausfallen mag. Aber daraus folgt auch, daß die Hoffnung der Kadetten, die Polen vor den Wagen des »progressiven Blockes« zu spannen, ein ebenso unerfüllbarer Traum ist. Auch hier hat der Krieg in Rußland Gegensätze erzeugt, welche die Liberalen nicht überwinden können.

Nicht leichter ist ihre Lage in der dritten und für sie wichtigsten Frage — der des Ersatzes des bureaukratischen Ministeriums durch ein solches des »öffentlichen Vertrauens«, das in Eintracht mit der Dumamehrheit regieren soll.

Die Mitglieder des »progressiven Blockes« und insbesondere dessen linker Flügel, die Kadetten, sparten nicht an grellen Farben, um die Regierung bloßzustellen. Aber die Kadetten führten die Attacke gegen die Regierung unter dem Gesichtspunkt ihrer Bereitschaft, das »vaterländische Werk« zu verraten und mit Deutschland einen Separatfrieden zu schließen, unter dem Gesichtspunkt ihrer Unfähigkeit, den Krieg bis ans glückliche Ende zu führen. Mit diesen »patriotischen« Motiven ihrer Opposition sicherten sie sich nicht nur die Unterstützung der »Oktobristen«, die zur Zeit Stolypins an der Spitze der bürgerlichen Konterrevolution standen, sondern auch diejenige noch weiter rechts stehender Parteien: in der Duma trat gegen die Regierung zugleich mit dem Kadetten Miljukow auch der ehemalige Führer der »Schwarzen Hundert« Purischkewitsch auf, und außerhalb der Duma solidarisierte sich mehr oder weniger mit dem »progressiven Block« sogar der »Rat des vereinigten Adels«, welcher vor dem Kriege der Hauptherd der Reaktion in Rußland war. Dieses patriotische Bündnis der Liberalen mit den Konservativen machte natürlich den Kampf der Bourgeoisie um die Macht illusorisch. Es hinderte die Liberalen nicht, gegen diesen oder jenen Vertreter der Regierung scharf aufzutreten, wie zum Beispiel gegen Stürmer oder Prokopopow, soweit diese sich durch ihre angebliche »Deutschfreundlichkeit« kompromittierten. Aber es band ihnen die Hände in ihrem Kampfe mit dem ganzen bureaukratischen System, um so mehr als ein solcher Kampf einen völligen Bruch mit dem Burgfrieden voraussetzt, einen Bruch, der für jene ganz undenkbar ist, die »den Krieg bis ans Ende« wollen. Es ist darum ganz begreiflich, daß der Antrag auf Übergang zur Tagesordnung, der in der Duma vom »progressiven Block« gestellt wurde, bloß die Entfernung des Einflusses »dunkler Kräfte«, das heißt der Partei des Separatfriedens forderte und die Forderung nach einem Ministerium des »öffentlichen Zutrauens« in sehr vorsichtiger Form äußerte, welche die Möglichkeit ausschloß, diese Formel im Sinne eines gänzlichen Bruches mit der Regierung auszulegen. Ganz begreiflich ist es auch, wenn der »Oktobrist« Schidlowsky, der in der Duma diese Forderung im Namen des »progressiven Blockes« vorbrachte, zu deren Begründung sagte: »Ich möchte von dieser Tribüne

[4] Dieser Standpunkt ist neuerdings sehr deutlich in den Auslassungen des führenden Kadettenorgans »Rjetsch« ausgedrückt worden.

herab öffentlich jener Auffassung entgegentreten, als inszenierten wir gegen die Regierung irgendeinen Feldzug, als wollten wir sie stürzen, um ihre Funktionen zu übernehmen. Wir trugen uns niemals mit derartigen Gedanken.... Jene Rechte, welche die Verfassung uns nicht übertrug, möchten wir jetzt, in der Zeit des allgemeinen Kampfes, gar nicht erhalten.«

Die Regierung erkannte recht gut die Situation bei der Dumaeröffnung. Sie begriff, daß sie bei der gegebenen Lage der bürgerlichen Opposition gegenüber nur einen wunden Punkt aufweise, und zwar ihr Streben nach einem Separatfrieden mit Deutschland. Sie gab deshalb in diesem Punkte nach, wie sie es schon wiederholt tat: die Erklärungen des neuen (jetzt bereits wieder abgesetzten) Ministerpräsidenten Trepow und des Ministers des Äußern Pokrowsky mit ihren uferlosen Eroberungszielen müssen auch die unentwegtesten Anhänger des »Krieges bis ans Ende« befriedigen. Aber in diesem Punkte nachgiebig, festigte die Regierung um so mehr ihre innerpolitische Stellung. So wurde die kraftlose Dumamehrheit gezwungen — zum wievielten Male schon! —, ihr Haupt vor der Regierung zu beugen, und sie hat selber den erhaltenen Fußtritt bezeugen müssen, indem sie die Sozialdemokraten und die Mitglieder der »Arbeitsgruppe« auf acht Sitzungen aus der Duma ausschloß, weil diese — dem neuen Minister, dem gegenüber der »progressive Block« diesmal »entschiedene« Kampfestaktik anzuwenden gedroht hatte, mit einer scharfen Obstruktion entgegentraten. Die Reaktion ist nochmals als Siegerin aus dem Zusammenstoß mit dem oppositionellen patriotischen Bürgertum hervorgegangen. Die russischen internationalistischen Sozialdemokraten verblüfft dieser Sieg keineswegs. Jetzt ist die Sachlage auch für einen Blinden klar.

Schon lange vor der letzten Dumasession begann bei den russischen Arbeitern der Kredit des Sozialpatriotismus zu schwinden, der durch die russischen Niederlagen und durch das verwirrende Beispiel der Mehrheit der deutschen Partei eine gewisse Stärke erlangt hatte. Jetzt tritt der Sieg der konsequent internationalistischen Richtung immer deutlicher zutage. Die einzige in Rußland legal erscheinende sozialdemokratische Zeitung, die in Samara herausgegeben, vor kurzem aber verboten wurde, nahm anfangs eine unsichere Stellung ein, wurde aber im letzten Halbjahr zu einem entschiedenen internationalistischen Blatte. Die »Initiativgruppe« der menschewistischen Arbeiterpartei Petersburgs, die zwar das Prinzip der Vaterlandsverteidigung immer ablehnte, aber sich vorher doch für die Anteilnahme an den Kriegsindustriekomitees zur organisatorischen Ausnutzung derselben erklärt hatte, sprach unlängst der Arbeitergruppe des Petersburger Kriegsindustriekomitees ihre Mißbilligung aus und forderte ihren Austritt aus dem Komitee. Der Führer dieser Gruppe, welche immer tiefer in den patriotischen Sumpf hineingeriet, der Arbeiter Gwosdew, erhielt bei der Petersburger Arbeiterdelegiertenversammlung von 42 Stimmen bloß 9. Sein Gesinnungsgenosse, der Arbeiter Broido, der früher bei den Wahlen in das Kriegsindustriekomitee in der Fabrik von Leßner 1000 Stimmen auf sich vereinigte, erhielt bei den letzten Wahlen nur noch 14 Stimmen. Bei den letzten Wahlen der Wahlmänner für die Petersburger Krankenkassen sind die Sozialpatrioten überall kläglich durchgefallen.

Während der letzten Dumasession hat sich ihre Lage noch viel mehr verschlimmert. Das Bild, das sich vor den Arbeitern da entrollte, gab der inter-

nationalistischen Bewegung einen neuen Impuls. Nur die Sozialdemokraten und Trudowiki machten in der Duma von Beginn der Session an der Regierung unerbittliche Opposition und ließen den neuen Premierminister nicht zum Worte kommen, und nur die Sozialdemokraten gaben in der Duma die Losung aus: »Nieder mit dem Kriege!« Die Arbeiter schätzten das richtig ein. Eine Delegation von 10 000 Arbeitern der Putilow-Werke und der Arbeiterschaft der Fabrik Erikson erschien beim Vorsitzenden der Duma Rodzjanko und forderte von ihm die sofortige Aufhebung des Ausschlusses der gemaßregelten Deputierten der Linken. Die Nachrichten, die aus Rußland eintreffen, besagen, daß die revolutionäre Stimmung unter den Arbeitern, besonders bei denen Petersburgs, in der letzten Zeit stark anwächst. Wir wollen diese Tatsachen hier nicht aufzählen. Wie die letzte Dumasession auf die Arbeiter einwirkte, geht schon aus folgendem Zitat der Kadettenzeitung »Rjetsch« hervor: »Die Linke hat wieder unter den Arbeitern Zwietracht gesät, welche auf dem besten Wege waren, sich richtig zu orientieren (?), und sie lenkte die Massen wieder auf die Bahn der Provokation. ... Nur in einem Sinne hatte die Linke zum voraus gewonnenes Spiel: wenn unter allen Umständen beabsichtigt wurde, den Block zu diskreditieren....« Zu diesen Lamentationen können wir nur eines bemerken: niemand trug und trägt immer wieder zur Diskreditierung des Liberalismus im Volke mehr bei, wie er selber durch seinen imperialistischen Wahnsinn und durch seine politische Charakterlosigkeit. Auf der Oberfläche des politischen Lebens Rußlands sieht man jetzt nur den geräuschvollen, aber wirkungslosen Kampf zwischen der patriotischen Bourgeoisie und den »dunklen Kräften«, die »dem Feinde das Land zu verraten bereit sind«. Aber viel wichtiger ist die wachsende Empörung der russischen Arbeiterklasse gegen alle diejenigen, die den baldigen allgemeinen Friedensschluß auf demokratischer Grundlage zu verhindern suchen.

Bernstein und die Schuldfrage.

Von **Eduard David.** (Schluß.)

9. Was tat Rußland?

So falsch Bernsteins Behauptung ist, Österreich habe den Greyschen Vermittlungsvorschlag nicht angenommen, so falsch ist seine Behauptung, Rußland habe ihn angenommen. Ich habe oben schon den Versuch, als ob die Mitteilung Sasonows an den russischen Botschafter in London vom 28. Juli »grundsätzlich den Gedanken des Greyschen Vorschlags enthalte«, zurückgewiesen. Der russische Vorschlag verlangte kurzerhand die Einstellung der militärischen Operationen gegen Serbien als Voraussetzung jeder Vermittlung. Der am 30. Juli von Sasonow dem deutschen Botschafter in Petersburg diktierte Vorschlag versprach die Einstellung der russischen Mobilisationen (à cesser ses préparations), wenn Österreich seinen Konflikt mit Serbien als eine »europäische Frage« anerkenne. Von dem Recht Österreichs, gegen Serbien weiter zu operieren, war mit keinem Wort die Rede. Der letzte abgeänderte Vorschlag Sasonows vom 31. Juli beginnt mit den Worten: »Wenn Österreich einwilligt, den Vormarsch seiner Heere auf dem serbischen Gebiet einzustellen...«, und er schließt, daß Rußland sich dann

verpflichten wolle, »seine abwartende Haltung beizubehalten« (à conserver son attitude expectante). Weshalb Ssasonow die auf die Einstellung von Rußlands militärischen Maßnahmen bezügliche Wendung hier noch abschwächt und in eine so mystische Wendung kleidet, wird jedem klar sein, der bedenkt, daß in der Frühe desselben Tages, an dem dieser Vorschlag von Petersburg nach London ging, der Befehl zur Totalmobilmachung an den Straßenecken Petersburgs angeschlagen worden war.

Das war die Antwort Rußlands auf die verheißungsvollen Vorgänge in Wien am 30. Juli. Und man kannte diese Vorgänge in Petersburg, als man die Mobilisation anordnete. Das Gespräch zwischen Berchtold und Schebeko, das die Einwilligung Wiens zur direkten Verhandlung über den serbischen Konflikt brachte, wie der Vorschlag Greys und dessen Unterstützung durch Deutschland, die Grey selbst am 30. Juli nach Petersburg meldete, konnten bei den Machthabern an der Newa keinen Zweifel über die Situation lassen. Österreich gab in dem entscheidenden Punkte nach, die Sache des Friedens marschierte, die Aussicht auf Krieg schwand, wenn nicht ein rascher, entscheidender Schritt getan wurde, der dem Frieden den Weg verlegte. So beschloß man die offizielle Verkündigung der allgemeinen Mobilmachung. Das war der Schritt, von dem der militärische Sachverständige der »Times« mit Recht schrieb, daß, wenn einmal die russische Mobilmachung angekündigt sei, »ein Wunder geschehen müsse, wenn nicht in kurzer Zeit ganz Europa in Flammen stünde«.

Irgendeine militärische Notwendigkeit zu diesem verhängnisvollen Schritt lag nicht vor. Rußland selbst war nicht bedroht. Die ersten militärischen Maßnahmen Österreichs beschränkten sich auf die Mobilisierung von 8 gegen Serbien gerichteten Armeekorps. Erst als Gegenmaßnahme gegen die Teilmobilisation gegen Österreich, die 13 russische Armeekorps unter die Waffen rief, mobilisierte die Donaumonarchie ihre Grenzbezirke gegen Rußland. Das alles gab Deutschland noch keinen Anlaß, seinerseits mit der Mobilisation vorzugehen. Die vorbereitenden Maßnahmen, von denen Bernstein spricht, vorläufige Benachrichtigungen an Reserveoffiziere und ähnliches, können in keiner Weise als Mobilmachung angesprochen und mit den Maßnahmen Rußlands in Vergleich gestellt werden. Wir alle wissen, daß die deutsche Mobilmachung erst nach der russischen einsetzte. Bernstein versucht die letztere als Gegenmaßnahme gegen das Flugblatt des »Lokalanzeigers« vom 30. Juli zu entschuldigen. Das ist ein kühnes Unterfangen, nachdem durch die Feststellungen des Kanzlers vom 9. November vorigen Jahres bekannt geworden ist, daß ein offenes und ein chiffriertes Dementitelegramm der russischen Botschaft kurz hinter der Falschmeldung des »Lokalanzeigers« hergejagt wurden und in Petersburg jedenfalls lange vor der Bekanntmachung der allgemeinen russischen Mobilmachung eingetroffen sein mußten.

Bernstein spricht mir gegenüber davon, daß man eine einzelne militärische Verfügung doch nicht aus der Gesamtheit der Ereignisse des Hüben und Drüben herausgreifen dürfe, wie ich das mit der Verwertung der allgemeinen russischen Mobilmachung tue. Damit schlägt er sich selbst ins Gesicht. Kann man sich eine schlimmere Herauspickung eines Einzelzwischenfalls denken, als es seine Verwendung jenes dementierten Extrablatts des »Lokalanzeigers« ist? Ist es nicht geradezu ein grober Unfug, wenn jemand diese

Tatsache allein als Unterlage für den verhängnisvollen Schritt Rußlands hinstellen will? Nach dem, was ich oben über den Gesamtstand der Dinge am 30. Juli sagte, brauche ich mich wahrhaftig nicht weiter mit dem Nachweis zu befassen, daß die gesamte Situation dieses Tages ein so gewaltiges Gegengewicht gegen jene Meldung des »Lokalanzeigers« bildete, daß Rußland, selbst wenn es nicht das sofortige Dementi erhalten hätte, unverantwortlich gehandelt hätte, daraufhin seinerseits die allgemeine Mobilmachung zu verkünden.

Aber noch aus einem anderen Grunde geht es nicht an, Rußland diesen Vorwand zu lassen. Nicht ich, sondern Bernstein behandelt die russische Totalmobilmachung als eine aus dem Zusammenhang der Dinge gerissene Einzeltatsache. In Wahrheit war sie nur das Schlußglied einer zusammenhängenden Kette von militärischen Maßnahmen, die am 25. Juli einsetzte und sich konsequent und ständig erweiterte bis zu der Schlußverfügung in der Nacht des 30. auf den 31. Juli. Ein englischer Geschichtsforscher M. P. Price hat in seinem Buche »The Diplomatic History of the War«, London 1915, wertvolles Material über die fortschreitenden militärischen Maßnahmen Rußlands zusammengetragen. Nach der ersten Teilmobilisation der 13 Armeekorps gegen Österreich schritt die russische Regierung alsbald zur Mobilmachung auch der nördlichen und östlichen Bezirke, die sich gegen Deutschland kehrten. Am 29. Juli berichtet der Petersburger Berichterstatter des »Temps«: »Die Mobilisierung schreitet in Kiew, Odessa, Wilna, Warschau und St. Petersburg fort.... Truppenzüge passieren Warschau alle Viertelstunden....« Am gleichen Tage berichtet Reuter über »Anzeichen dafür, daß die gesamte umfangreiche militärische Maschinerie bald in Bewegung gesetzt wird«. Am 30. Juli meldet Harold Williams, der Korrespondent des »Daily Chronicle«: »Der Befehl für partielle Mobilisierung ist als Antwort auf die österreichische Kriegserklärung gedacht, tatsächlich ist sie absolut und allgemein. Die Reservisten in den nördlichen Distrikten sind ebenfalls zu den Fahnen berufen.«

Diese Mitteilungen erhalten eine drastische Bestätigung in dem Bericht des belgischen Gesandten Herrn de l'Escaille, der auf die russische amtliche Bekanntmachung an die Zeitungen vom 30. Juli hinweist, wonach »die Reservisten in einer bestimmten Anzahl von Gouvernements« zu den Fahnen gerufen wurden, und daran die Bemerkung knüpft: »Wer die Zurückhaltung der offiziellen russischen Kommuniqués kennt, kann ruhig behaupten, daß überall mobilgemacht wird.«

Alle diese ausgesprochen gegen Deutschland gerichteten militärischen Maßnahmen Rußlands lagen also vor dem 30. Juli mit der Falschmeldung des »Lokalanzeigers«. Faßt man diese allen Beschwörungen seitens der deutschen Regierung zum Trotz sich immer bedrohlicher ausweitenden russischen Mobilisierungen ins Auge, so kann man nicht im Zweifel darüber sein, wem die Schuld zuzumessen ist, daß die diplomatische Frage sich in eine militärische verwandelte und daß alle Versuche, den Konflikt zwischen Serbien und Österreich zu lokalisieren, zuschanden wurden. »Die russische Mobilmachung zwang Deutschland, den Krieg zu erklären,« schrieb Mac Donald im Anfang des Krieges im »Labour Leader«. Nach der Bekanntgabe der 1912 ergangenen und 1914 noch in Kraft befindlichen Verfügung der

russischen Regierung: »Allerhöchst ist befohlen, daß die Verkündung der Mobilisation zugleich die Verkündung des Krieges gegen Deutschland ist«, kann man den Satz Mac Donalds dahin umändern: »Die Eröffnung des Krieges durch Rußland zwang Deutschland, auch seinerseits zu den Waffen zu greifen.«

10. Die Mitschuld Greys.

Bernstein findet freilich, daß am 30. Juli schon alles zu spät gewesen sei, um den Frieden zu retten. Den Beweis dafür bleibt er uns allerdings schuldig. Er könnte nur geführt werden, wenn man es als das natürliche Recht Rußlands ansieht, verheißungsvoll fortschreitende Vermittlungen auf friedliche Verständigung mit der Kriegseröffnung zu beantworten. Dieses Recht hatte es zweifellos nicht. Aber es durfte es riskieren, denn es war sich seit dem 29. Juli der Gefolgschaft Frankreichs und damit der Gefolgschaft Englands sicher. Es wußte außerdem, was von Italien zu erwarten war als dem Partner am Aufteilungsplan Österreichs. So durfte es sich sagen, die Situation, seine großen Ziele auf dem Balkan, am Goldenen Horn und in Asien durchzusetzen, sei günstig; der in Aussicht stehende Gewinn sei viel größer als das Wagnis.

Die Mitschuld der französischen Revanchepolitiker und der englischen Einkreisungspolitiker liegt darin, daß sie bei Rußland die Gewißheit ihrer Gefolgschaft mitten hinein in den Weltkrieg aufkommen ließen. Für Grey und seine Gehilfen bestreitet das Bernstein aufs heftigste. »Diese Davidsche Geschichtsdarstellung steht mit dem tatsächlichen Gang der Dinge in hellem Widerspruch,« erklärt er. Und dann sucht er den Nachweis zu führen, daß Grey »das genaue Gegenteil« getan habe. Als Beleg dafür zitiert er einiges aus einem Telegramm Greys an den englischen Botschafter Bertie in Paris, das über eine Unterredung berichtet, die Grey am 29. Juli mit dem französischen Botschafter Paul Cambon hatte. Dieses Telegramm wird eingeleitet mit folgenden von Bernstein nicht zitierten Worten:

> Nachdem ich heute Herrn Cambon gesagt hatte, die Lage käme mir sehr ernst vor, teilte ich ihm meine Absicht mit, ebenfalls heute noch dem deutschen Botschafter zu sagen, er solle sich durch den freundschaftlichen Ton unserer Unterredungen nicht in eine falsche Sicherheit wiegen lassen, dahingehend, daß, wenn alle Friedensbestrebungen, die wir bisher mit Deutschland unternommen, mißlängen, wir unbeteiligt bleiben würden.

Diese Einleitung ist schon in hohem Maße bezeichnend für den eigentlichen Charakter des Gesprächs mit dem französischen Botschafter, in dem Bernstein, aber wohl auch nur er allein, »das genaue Gegenteil« einer Zusage, also wohl eine Absage an Frankreich herausliest.

Der Kern der Greyschen Ausführungen ist, daß England sich zwar nicht »wegen irgendeiner Balkanfrage« in den Krieg ziehen lasse, wenn aber Frankreich mit hineingezogen würde, so läge die Sache anders, und England würde dann zu prüfen haben, »was die britischen Interessen von uns forderten«. Wohin diese britischen Interessen neigten, spricht er dann nochmals deutlich aus mit der Bemerkung:

> Ich hielt es für nötig, dies zu sagen, da wir, wie er wisse, alle Vorsichtsmaßregeln hinsichtlich unserer Flotte träfen und ich vor-

habe, Fürst Lichnowsky zu warnen, nicht auf unser Abseitsstehen zu rechnen.

Dem legt Bernstein offenbar gar kein Gewicht bei. Er sieht das Wesentliche der Mitteilung in dem letzten von ihm zitierten Satz, der lautet:

Es würde nicht billig sein, wenn ich Mr. Cambon verleitete, zu glauben, dies bedeute, daß wir schon entschieden hätten, was wir in einer Eventualität tun würden, von der ich noch immer hoffe, daß sie nicht eintreten werde.

Wer nicht so völlig voreingenommen wie Bernstein dieses Dokument liest, sieht sofort, daß Grey Cambon das an Zusicherung gibt, was er ihm geben konnte, ohne sich formell so festzulegen, daß ihm im Kabinettsrat, dessen Beschlüsse noch ausstanden, ein Strick daraus gedreht werden könnte. Es ist bekannt, daß es im englischen Kabinett um diese Zeit noch große Schwierigkeiten für die Kriegspartei zu überwinden gab. Darauf mußte Grey Rücksicht nehmen, und darum die Reservation des letzten Satzes.

Selbst Bernstein würde den Sinn der Greyschen Eröffnungen an Cambon nicht in ihr Gegenteil verkehrt haben, wenn er die Fortsetzung des Dokuments vor Augen gehabt hätte. Offenbar ist er da ein Opfer seines eigenen Blaubuchtorsos geworden. Darin bricht das Dokument allerdings da ab, wo Bernstein abbricht, und zwar ohne durch Auslassungszeichen anzudeuten, daß die Sache noch gar nicht zu Ende ist. Es folgt unmittelbar darauf die Antwort Cambons, die uns sagt, wie der die Sache auffaßte. Es heißt da:

Herr Cambon antwortete, daß ich die Sachlage sehr klar auseinandergesetzt hätte, seinem Urteil nach dürften wir in einem Kampfe, bei welchem es sich um die germanische oder die slawische Vorherrschaft handle, nicht eingreifen. Sollten sich aber später andere Ziele ergeben, wobei Deutschland und Frankreich mitzureden hätten, so daß die Frage der Hegemonie Europas aufgeworfen werden würde, dann wäre es Zeit, uns über ein eventuelles Eingreifen schlüssig zu machen. Er hätte diese Erklärung unsererseits erwartet und könne nichts darüber sagen.

Also Cambon verstand Grey richtig! Und wenn man das Gespräch Greys mit Lichnowsky (Blaubuch 89) nachliest, von dem Grey dem französischen Botschafter Kenntnis gab, so wird man auch begreifen, daß Cambon allen Grund hatte, zufrieden zu sein. Sein »Briefwechsel« mit Grey vom 22. November 1912 (Anlage zu Blaubuch 105) war ihm ja auch gut genug bekannt. An der Seine wußte man, daß England sich Frankreich gegenüber verpflichtet hatte, die französische Kanal- und Nordküste im Fall eines deutschen Angriffs mit der englischen Flotte zu schützen. Das allein genügte, um England mit in den Krieg zu ziehen, sobald Frankreich bei der Partie war.

Die Wirkung jener Unterredung Greys mit dem französischen Botschafter ließ nicht auf sich warten; der Apparat der Mitteilungen innerhalb der Entente funktionierte überaus exakt. Schon am Abend des nämlichen Tages kam aus Petersburg ein Telegramm an den russischen Botschafter Iswolsky in Paris, das diesen beauftragte, der französischen Regierung für die Erklärung zu danken, »daß wir vollständig auf die Unterstützung unseres Verbündeten Frankreich zählen können«.

Eine wertvolle Bestätigung dieses Zusammenhanges der Dinge enthält der oben erwähnte Bericht des belgischen Gesandten de l'Escaille vom 30. Juli. Darin heißt es:

England gab anfänglich zu verstehen, daß es sich nicht in einen Konflikt hineinziehen lassen wolle, Sir George Buchanan sprach das offen aus. Heute aber ist man

in Petersburg fest davon überzeugt, *ja man hat sogar die Zusicherung, daß England Frankreich beistehen wird. Dieser Beistand fällt ganz außerordentlich ins Gewicht und hat nicht wenig dazu beigetragen, der Kriegspartei Oberwasser zu verschaffen.*

Wenn wir Bernstein glauben wollten, hat auch Herr de l'Escaille das alles nur »aus der Luft gegriffen«.

Auch Bernsteins Hinweis auf den Brief Poincarés an König Georg vom 31. Juli und die Antwort des letzteren kann seine »harmlose« Auslegung der diplomatischen Kunst Greys nicht retten. Ich habe oben schon gesagt, daß Grey nicht in der Lage war, die *formelle* Bindung Englands auszusprechen, und Bernstein weiß, daß dies König Georg vor der Beschlußfassung des Kabinettsrats ebensowenig zustand. So verständlich der Wunsch Poincarés war, diese formale Zusicherung der französischen Öffentlichkeit geben zu können, so verständlich war es, daß König Georg diesem Wunsche nicht entsprechen durfte. Bei dem Widerstand im englischen Kabinett handelte es sich darum, einen zureichenden Grund zu finden, das heißt einen Grund, der möglichst die gesamte öffentliche Meinung Englands hinter die Regierung brachte. Darauf waren alle Bemühungen Greys gerichtet von dem Moment ab, wo die russischen Mobilmachungen gegen Deutschland den Krieg in den Bereich höchster Wahrscheinlichkeit rückten. In der Sache gab es kein Zurück mehr für ihn, sobald Frankreich engagiert war. Diesen Sachverhalt bringt mit klassischer Schärfe das Manifest zum Ausdruck, das der Vorstand der »*Unabhängigen Arbeiterpartei*« im September 1914 erließ. Da heißt es:

Hinter dem Rücken des Parlaments und des Volkes trat das britische Auswärtige Amt in ein geheimes Einvernehmen mit Frankreich, dessen Existenz es leugnete, als es gefragt wurde. Das ist die Ursache, warum unser Land jetzt dem völligen Ruin und der Verarmung ins Auge blicken muß, die der Krieg mit sich bringt. Verträge und Übereinkommen haben das republikanische Frankreich in das Schlepptau des despotischen Rußland gebracht, Großbritannien in das Schlepptau Frankreichs.

Mit klassischer Kürze ist dieses Verhältnis in der Northcliffe-Presse als »Mechanismus der Entente« bezeichnet worden. Damit ist in der Tat das ganze Geheimnis ausgesprochen. Rußland konnte sich auf den Mechanismus der Entente verlassen. Auf ihn vertrauend, konnte es seine Kriegsvorbereitungen betreiben, ohne die schönen Mahnungen Greys höher zu bewerten, als sie es verdienten. Mehr als alle die Mahnungen hatte das erste Glied der Kette in diesem Mechanismus, die *Zurückhaltung der englischen Schlachtflotte bei Portland* und die Veröffentlichung dieser Tatsache am 27. Juli durch Grey gewirkt. Über die Stimmung, die diese Tatsache in Petersburg auslöste, meldete Reuter: »Das Versammeln der britischen Flotte bei Portland hat einen ungeheuren Eindruck gemacht und im Verein mit Japans friedfertiger Versicherung Rußland mehr als bekräftigt, eine kriegerische Entscheidung anzunehmen.«

Hätte Grey den Frieden ernstlich gewollt, so hätte er Rußland selbst noch am 1. August nach Erlaß des deutschen Ultimatums zum Frieden zwingen können durch ein gleiches Telegramm, wie es Bethmann nach Wien gerichtet hatte:

Wir müssen es ablehnen, uns von unseren Verbündeten durch Ablehnung unserer Ratschläge in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen! Bernstein wirft freilich ein, das habe Bethmann zu Berchtold, aber nicht Grey zu Ssasonow sagen können, da das Verhältnis doch nicht das gleiche gewesen sei; Deutschland und Österreich seien Verbündete gewesen, zwischen Rußland und England habe ein solches Verhältnis nicht bestanden. Der Einwurf ist zu einfältig, als daß er eine Beantwortung verdiente.

Es bleibt dabei, Grey hätte den Krieg im Osten durch ein solches Machtwort verhindern können. Und es bleibt weiter dabei, daß Grey es auch dann noch in der Hand hatte, das Übergreifen des Krieges auf den Westen zu verhindern. Deutschland war bereit, um den Preis der englischen Neutralität nicht nur Belgien, sondern auch Frankreich Neutralität und Integrität zuzusichern. Grey zog es vor, den Krieg, nachdem er einmal im Osten zur Tatsache geworden, zum Weltkrieg sich ausweiten zu lassen. Damit zog er nur die letzte Konsequenz der englischen Einkreisungspolitik. Nur durch den Niederbruch Deutschlands konnten die großen Ziele, die die am Weltverteilungssyndikat beteiligten Staaten unter Englands Führung seit Jahren verfolgten, erreicht werden. So folgte er seinen Freunden Ssasonow und Delcassé in den Weltkrieg.

Literarische Rundschau.

Max Dessoir, **Kriegspsychologische Betrachtungen.** (Heft 37 der Sammlung Zwischen Krieg und Frieden.) Leipzig, Verlag S. Hirzel. 46 Seiten. Preis 1 Mark.

Die angewandte Psychologie hat in neuerer Zeit große Fortschritte gemacht. In der Medizin, der Pädagogik, dem Wirtschaftsleben — um nur einige Gebiete zu nennen — ist sie zu einem unentbehrlichen Haupthilfsmittel der Forschung und Erkenntnis geworden. Es sind auch beachtenswerte Ansätze vorhanden, das Militärwesen und den Soldaten psychologisch zu begreifen. Hingewiesen sei nur auf ein kleines anonymes Schriftchen, das vor einigen Jahren bei Otto Wigand in Leipzig erschien: »Zur Psychologie des Militarismus« von einem deutschen Soldaten. In der angenehmen Form des lebensfrischen Selbsterlebnisses untersucht dieser fachpsychologisch geschulte Soldat die moralischen und geistigen Wirkungen des militärischen Apparats auf die Persönlichkeit; die Disziplin, die rechtliche Stellung des Soldaten und die Entwicklung des modernen Waffenhandwerks bilden die Grundlagen der sehr gründlichen und objektiven Betrachtung.

Wir verweisen deswegen auf obiges Schriftchen, weil wir es für unerläßlich halten, daß auch im Kriege der tatsächliche und organisatorische Aufbau des militärischen Mechanismus den Ausgangspunkt psychologischer Untersuchung abzugeben hat. Unter dieser notwendigen Voraussetzung erscheint die Abhandlung des Professors an der Berliner Universität Max Dessoir als unzureichend; sie ist lediglich ein flott geschriebener allgemeiner Stimmungsbericht, der zudem fast mehr von der Stimmung, von der politischen Gesinnung des Autors zeugt, als eine tiefgreifende Psychologie des Soldaten im Felde liefert. Diese augenscheinliche Unzulänglichkeit entspringt aber nicht bloß aus der verfehlten Methode, sondern vielleicht noch mehr aus der Tatsache, daß Dessoir nicht als aktiv Handelnder und Erlebender im Kriegssturm stand, sondern lediglich als Zuschauender und Fragender und solcher auch nur eine relativ kurze Zeitspanne: drei Monate.

Die Urteile, die Dessoir auf diesem nicht schwierigen Wege gewann, müssen darum schief und oberflächlich bleiben, der tiefere unbefangene, objektive Einblick fehlt. Wenn er zum Beispiel über das Verhältnis des Soldaten zur Religion bemerkt: »Es ist so, als ob das Urphänomen des Glaubens aufleuchtet. Die Menschen werden besinnlicher, finden in den Ereignissen und in der Nähe des Todes den Zugang zu Gott. Im Grunde des Herzens bewahrt jeder Deutsche einen kleinen Schatz von Frömmigkeit, mag er auch nur als Sparpfennig für böse Stunden zurückgelegt sein. An jenem unvergeßlichen Augusttag 1914 sprachen nicht nur Tausende, um das Berliner Bismarckdenkmal geschart, gemeinsam das Vaterunser — nein, ganz Deutschland betete damals. Und mögen die Heimgebliebenen ihren Glauben allmählich wieder vergessen haben, die Kämpfenden kehren stets von neuem zu sich und ihrem Gott zurück.« In Wahrheit hat sich auch unter dem Druck des furchtbarsten Krieges die Beziehung zur Religion — im weitesten Sinne — nicht zu deren Gunsten verschoben. Und es ist ein naturnotwendiger Vorgang, daß sich mit der übermäßig langen Dauer des Krieges eine entgegengesetzte Entwicklung deutlich bemerkbar macht — selbst bei denen, die »in den Ereignissen und in der Nähe des Todes« stehen. — Ähnlich verhält sich's mit dem, was der Herr Professor über Kameradschaftlichkeit berichtet; es hat nicht generelle, nur bruchweise, bedingte Geltung. Daß der Bursche in erster Linie für »seinen« Hauptmann sorgt, ist durchaus keine kameradschaftliche oder interessengemeinschaftliche Erscheinung, sondern Dienstpflicht des Burschen. Aber auch die weiteren Ausführungen über Kameradschaftlichkeit, dies Produkt bitterer Not und eiserner Notwendigkeit, treffen nicht zu. Unter solchen zwangsmäßigen Daseinsbedingungen von demokratischem oder gar kommunistischem Geiste zu reden, ist gänzlich verfehlt. Der lapidare Satz: »Die Soldaten teilen ...« schießt weit über die Wirklichkeit hinaus. In der Regel ist es nicht der Fall. Man vergegenwärtige sich stets: Kameradschaftlichkeit ist nicht das Resultat freien, überzeugten Entschlusses, sondern entspringt dem willkürlichen Zufall, der harten Gezwungenheit und Gebundenheit. — Vollends komisch und erheiternd für jeden schwergeprüften Kriegsteilnehmer sind die folgenden Behauptungen: »Sie haben sich alle auch persönlich etwas vom Kriege versprochen: die federnde Jugend träumt von glänzendem, jauchzendem Heldentum, der reife Mann, in dessen bisherigem Leben viel Kraft verkümmert blieb, begrüßt eine Gelegenheit, die einen unverhofften Umschwung, eine neue Jugend, eine Vervollständigung des bruchstückhaften Ich verspricht« usw.

Das Wertvollste in dem Heft scheint uns zum Schlusse ein Bericht von einem schwerverwundeten Professor der Universität Halle zu sein, der in plastischer Weise den Gang eines Gefechts schildert. Da haben wir ein unverfälschtes Stück Leben, Erlebnis, Realität, ein getreues Miniaturbild der wogenden Schlacht. Es ist zwar nur ein Teilchen aus dem weiten, vielseitigen Gebiet der Kriegspsychologie — aber es ist echt. Und das gibt uns auch einen unfehlbaren Fingerzeig, von welcher Seite die Kriegspsychologie die fruchtbarsten Anregungen empfangen wird: aus den Millionen der Kriegsteilnehmer selbst, aus ihren Tagebüchern und Aufzeichnungen, deren Inhalt erst nach Friedensschluß bekannt werden wird. F. P.

Notizen.

Genosse Mehring ersucht uns um Abdruck folgender Erklärung:

Wegen einer schweren Erkrankung komme ich erst heute dazu, die Nr. 16 der Neuen Zeit vom 19. Januar dieses Jahres zu lesen, worin K. Kautsky mitteilt, daß derjenige Teil des Nachlasses von Karl Marx, den ich herausgegeben habe, von ihm, zuerst mit Eleanor Marx und dann mit Laura Lafargue, vorher durchgearbeitet und gesichtet gewesen sei. Ich erwähne davon nichts in meiner Ausgabe

und muß deshalb, um jeden falschen Schein abzuwehren, die Mitteilung Kautskys dahin ergänzen, daß mir die von ihm mitgeteilte Tatsache bisher völlig unbekannt gewesen ist. Den ersten Anstoß zu meiner Ausgabe hat weder Eleanor Marx, noch Laura Lafargue, noch Kautsky gegeben, sondern Friedrich Engels, auf dessen Wunsch ich die Beiträge, die Marx in die Rheinische Zeitung geliefert hatte, aussuchte und abschreiben ließ. Diese immerhin mühsame Arbeit war eben fertig, als Engels starb, und so entschloß ich mich, sie zum Grundstock einer Sammlung der Schriften von Marx und Engels bis zum Jahre 1850 zu machen. Die Erlaubnis dazu holte ich mir von ihren literarischen Erben, Frau Lafargue, Bebel und Bernstein, ein, denen ich dafür in der Vorrede meiner Ausgabe gedankt habe, womit ich einen besonderen Dank an Frau Lafargue für die Einsicht in eine Reihe von Schriftstücken verknüpfte, die sie mir, zur Benutzung für meine biographischen Einleitungen, nicht aber zur Aufnahme in die Sammlung, aus dem Nachlaß ihres Vaters anvertraut hatte. Was ich an gedruckten Stücken in die Sammlung aufgenommen habe, das habe ich einzig und allein, ohne jede Beihilfe von irgendeiner Seite, gesammelt und gesichtet; von den beiden handschriftlichen Stücken aber, die ich durch Frau Lafargue erhielt, der Doktordissertation ihres Vaters und den Briefen Lassalles an ihn, war an der Dissertation nichts vorgearbeitet, wohl aber an den Briefen Lassalles, wie ich es gebührend in meiner Ausgabe mit den Worten vermerkt habe: »Für die Herstellung des Textes lagen die von Engels geordneten Originalbriefe Lassalles sowie eine von Eleanor Marx mit der Schreibmaschine gefertigte, von Engels durchgesehene Abschrift vor. Ich schulde dem Andenken der beiden Toten, zu sagen, daß sie insoweit die wesentliche Vorarbeit für die Herausgabe der Briefe getan haben.«

Steglitz-Berlin, 25. Februar 1917. F. Mehring.

* * *

Mehrings Mitteilung ist, wie er selbst sagt, bestimmt, meine Bemerkungen über seine Nachlaßausgabe zu ergänzen. Da die Sache einmal zur Erörterung gekommen ist und jene Bemerkungen so beiläufiger Natur waren, daß sie Mißverständnisse hervorrufen konnten, diene zur weiteren Ergänzung noch folgendes:

Nach Engels' Tode (1895) fiel die Verfügung über den Marxschen Nachlaß Eleanor Marx zu. Sie bat mich, ihr bei seiner Sichtung und Herausgabe behilflich zu sein, und zu diesem Zwecke kam ich zweimal nach London. Leider starb sie schon 1898, der Nachlaß ging nun an ihre Schwester Laura Lafargue über, auf deren Ansuchen ich mich im Frühjahr 1900 nach Draveil begab, um das mir schon bekannte Material mit ihr durchzugehen. Sie hätte am liebsten seine ganze Verarbeitung und Herausgabe mir übergeben, ich hielt es jedoch für notwendig, wie ich schon Eleanor gegenüber erklärt hatte, mich auf die Herausgabe der Theorien über den Mehrwert zu beschränken, und schlug für den Teil, den sie zunächst in Angriff genommen sehen wollte, Mehring vor. Sie willigte ein, und nun kam die Sache in Fluß. Daß Mehring bereits Jahre vorher Vorarbeiten für seine spätere Ausgabe gemacht hatte, war ein glücklicher Zufall, von dem weder Laura noch ich etwas wußten. Wenn ich in meinen Bemerkungen von meinem Anteil an der Ordnung und Sichtung des Marxschen Nachlasses sprach, hatte ich dabei den handschriftlichen Nachlaß im Auge, Briefe, Entwürfe, Exzerpte, Protokolle, nicht bereits gedruckte Arbeiten, auch nicht Lassalles Briefe, die bereits von Engels geordnet und durchgesehen vorlagen. Meine Bemerkung bezog sich auf die Marxsche Doktordissertation sowie auf Briefe und Dokumente, von denen Mehring in seiner Vorrede sagt, Laura Lafargue habe sie ihm zur Benutzung anvertraut und sie seien ihm für seine Ausgabe »von unschätzbarem Wert« gewesen. K. Kautsky.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Warm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 25 Ausgegeben am 23. März 1917 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zwei Arbeiterparteien.

Von K. Kautsky.[1]

Der Krieg hat die nationalsozialen Tendenzen in unserer Partei mächtig anschwellen lassen. Er hat auch die Schranken hinweggerissen, die ihren Bekennern früher eine gewisse Reserve auferlegten. Aber nach dem Kriege wird sich die Situation völlig ändern. Alle die Ursachen, die schon in den letzten Jahren vor ihm die oppositionelle Richtung in unserer Partei verschärften — Teuerung, Arbeitslosigkeit, Druck der Unternehmerverbände, wachsende Steuerlasten —, werden nach dem Kriege ungeheuer verstärkt wiederkehren. Kommt es in diesem Zeitpunkt zur entscheidenden Auseinandersetzung zwischen den beiden Richtungen, dann hat der sogenannte Radikalismus die besten Aussichten auf Sieg. Andererseits kann der Nationalsozialismus, nachdem er sich so weit hervorgewagt und zur Beherrschung aller Machtpositionen in der Partei gelangt ist, eine Niederlage nicht mehr vertragen. Sie würde ihn politisch auslöschen.

Die Opposition hat also durchaus keinen Grund, eine Spaltung vor dem nächsten Parteitag herbeizuführen. Was sie verlangen muß, ist nur die nötige Ellbogenfreiheit, um sich als Opposition innerhalb der Partei bekunden zu können. Sie mußte sich das Recht wahren, die einzige freie Tribüne zu benutzen, die ihr heute noch zu Gebote steht, die der Parlamente. Sie muß mit aller Macht das Streben abwehren, die gesamte oppositionelle Presse entweder zu erdrosseln oder in eine vorstandsoffiziöse Presse zu verwandeln.

Aber dieselben Ursachen, die der Opposition dringend nahelegen, sich durch ihren Unwillen über die augenblickliche Haltung der Mehrheit nicht dazu verleiten zu lassen, der Partei den Rücken zu kehren, drängen die nationalsozialen Elemente dazu, die Macht, die ihnen der Krieg in der Partei verliehen hat, jetzt dazu auszunutzen, die Opposition für immer loszuwerden und diese oder wenigstens ihren entschiedensten Teil aus der Partei herauszudrängen. Sie hoffen sich dadurch die Beherrschung der Partei auch nach dem Kriege noch sichern zu können, trotzdem ihnen die Gunst der Verhältnisse dann nicht mehr zur Seite stehen wird.

Noch läßt sich nicht absehen, was wir als das Schlußergebnis des Kampfes dieser verschiedenen Tendenzen zu erwarten haben. Aber man hüte sich, die jetzigen Vorgänge zu leicht zu nehmen und zu meinen, hier handle es sich nur um Kriegsschäden, die mit dem Kriege von selbst verschwinden werden.

[1] Vergl. die Artikel: »Parteispaltung« in Nr. 21, »Sozialdemokratische und nationalliberale Taktik« in Nr. 23 und »Die Wendung zum Nationalsozialismus im Kriege« in Nr. 24 der Neuen Zeit.

Man tröstet sich mitunter mit dem Gedanken: selbst wenn es jetzt zur Bildung zweier Arbeiterparteien kommen sollte, müßten sie sich nach dem Kriege wieder finden und vereinigen. Denn sie verträten ja doch die gleichen Klasseninteressen. Aber so einfach liegt die Sache leider nicht. Eine Spaltung ist, wie ein Krieg, leicht erklärt, aber eine Wiedervereinigung oft schwerer zu erreichen als ein Friedensschluß.

Jede Spaltung erzeugt in den beiden kämpfenden Lagern eine Unsumme von Haß und Verachtung, die nur schwer wieder auszutilgen ist. Das gilt heute mehr als je. Denn das jetzige Herausdrängen der Opposition aus ihren Positionen in der Parteipresse und aus der Partei überhaupt vollzieht sich in Formen, die als Verletzung von Treu und Glauben nicht nur von den Betroffenen aufgefaßt werden, und die besonders erbitternd wirken.

Indessen halten persönliche Gegensätze nicht lange stand, wenn die sachliche Notwendigkeit gemeinsamen Wirkens oder des Wirkens in gleicher Richtung gegen den gleichen Feind gegeben ist. Diese sachliche Übereinstimmung setzt jedoch nicht nur voraus, daß beide Teile den gleichen Interessen dienen, sondern auch, daß sie dabei die gleiche Taktik anwenden. Man erinnere sich, daß zum Beispiel Tories und Whigs in England jahrhundertelang einander als feindliche Parteien gegenüberstanden, obwohl sie die gleichen Interessen vertraten, die der großen Adelsfamilien. Was sie trennte, war ihre Taktik. So können auch zwei Arbeiterparteien die gleichen Arbeiterinteressen zu wahren suchen und doch dauernd getrennt bleiben, wenn ihre Methoden einander ausschließen. Der Parteitag von 1912 hat schon erklärt, daß Nationalsoziale und Sozialdemokraten in einer Partei nicht zusammenwirken können und auseinander müssen, wenn sie der gleichen Partei angehören. Wie könnte man da erwarten, daß Nationalsoziale und Sozialdemokraten, wenn sie einmal zwei verschiedene Parteien bilden, sich wieder zusammenfinden?

Das stünde nur dann in Aussicht, wenn die Sozialdemokraten zu Nationalsozialen oder diese wieder zu Sozialdemokraten würden.

Nun darf man aber als sicher annehmen, daß Sozialdemokraten, denen der Krieg das Umlernen nicht beizubringen vermochte, im Frieden noch weniger davon werden wissen wollen. Die Wiederannäherung könnte sich also nur in der Weise vollziehen, daß diejenigen, die während des Krieges zum Nationalsozialismus umlernten, nach ihm wieder zurücklernen.

Wir zweifeln nicht daran, daß das in einem nicht geringen Grade eintreten wird. Es wird um so mehr der Fall sein, je mehr sich die Erwartungen, die unsere Nationalsozialen von heute hegen, als Illusionen herausstellen. Aber leicht wird dieser Prozeß nicht vor sich gehen. Man darf nicht vergessen, daß die Dinge ihre unerbittliche Logik haben und eine Partei, die einmal mit Entschiedenheit eine bestimmte Richtung eingeschlagen hat, nicht nach Belieben wieder umschwenken kann.

Für eine Arbeiterpartei, die sich durch das Einschlagen nationalsozialer Bahnen in Gegensatz zur Sozialdemokratie bringt und ihre ganze Sach' auf das Vertrauen zur Regierung stellt, wäre es keine einfache Sache, wieder zu einer Haltung entschlossener Opposition überzugehen. Schon den Nationalliberalen mißlang der Übergang zur Opposition, als sie nicht so schnell wie ihr Heros Bismarck vom Freihandel zum Schutzzoll, vom Rechtsstaat, den sie begründet zu haben glaubten, zum Ausnahmegesetz gegen die So-

zialdemokratie »umzulernen« vermochten. Sie wurden »an die Wand gedrückt, daß sie quietschten«. 1874 verfügten sie noch über 155 Mandate im Reichstag, 1878 gewannen sie nur noch 99. Darauf spalteten sie sich und waren 1881 nur noch 46 Mann stark. Eine Partei gewöhnt nicht ungestraft ihre Wähler an den Gedanken, daß sie nur als »Verbündete der Regierung« Aussicht auf Wahrung ihrer Interessen haben. Wie will sie dann aus ihnen eine entschlossene Opposition bilden?

Erstünde aus der Mehrheitspartei der Sozialdemokratie eine neue nationalsoziale Partei, so wäre sie zum großen Teil abhängig von dem guten Willen bürgerlicher Parteien. Heute schon sehen wir, daß einzelnen Kandidaten der Opposition Kandidaten aus der Richtung der alten Fraktion entgegengestellt werden, die sich der Unterstützung der bürgerlichen Parteien erfreuen. Solche Kandidaten haben sicherlich die besten Aussichten, gewählt zu werden, ebenso sicher wird aber ihre Erwählung durch Zuzug bürgerlicher Stimmen gegen proletarische Stimmen das beste Mittel, ihre Widerstandskraft gegenüber der Bourgeoisie und ihrer Regierung zu lähmen. Eine Partei, die viele ihrer Mandate auf solchem Wege erringt, wird schon dadurch unfähig zu energischer Opposition. Von dem tatkräftigen Teil des Proletariats als Verräter gehaßt, müßten jene Nationalsozialen den Boden unter den Füßen verlieren, wenn sie von ihren bürgerlichen Wählern als unsichere Kantonisten im Stich gelassen würden.

Dazu kommt, daß sich neben dem taktischen Gegensatz auch noch ein organisatorischer bilden müßte, sobald die beiden Richtungen getrennte Parteien würden.

Wir haben gesehen, daß der Gegensatz in unserer Partei vor dem Kriege nicht nur unser Verhalten zur Regierung, sondern auch das Verhältnis der Masse der Parteigenossen zu ihren »Führern« betraf, das heißt den Vertretern und den Angestellten der Partei. Fast noch mehr als der taktische Gegensatz ist der organisatorische jetzt akut geworden durch die Methoden des Hinausdrängens der Opposition aus der Partei.

Dies Hinausdrängen wird nur ermöglicht durch die Herrschaftsstellung, die dem Führertum durch das Wachstum der Parteibureaukratie bereitet wurde. Das Bedürfnis, das sich schon vor dem Kriege bei uns mächtig regte, wird jetzt in der Opposition aufs höchste gesteigert, diese beherrschende Stellung einzuengen, die Parteiorganisation im Sinne größerer Demokratie und Dezentralisation, größerer Anteilnahme der Massen an der Parteipolitik, nicht bloß an der Kleinarbeit, die ihnen stets zufiel, zu gestalten. Wollte man die Opposition in die Notwendigkeit versetzen, eine selbständige Partei zu bilden, müßte sie deren Organisation in diesem Sinne gestalten.

Bei der anderen Richtung führt dagegen die Methode ihres Kampfes gegen die Opposition dazu, die Macht der Führer und Vorstände immer mehr zu verstärken. Diese erheben jetzt den Anspruch darauf, aus eigener Machtvollkommenheit jede Opposition aus der Partei zu drängen, die stark genug ist, ihnen durch »Handlungen«, und wären es bloße Abstimmungen, unbequem zu werden. Nur solche Oppositionelle sollen noch geduldet werden, die so vereinzelt sind, daß sie ihre Opposition bloß durch Worte zu bekunden vermögen. Die Parteivorstände werden identifiziert mit der Partei — wie die Regierung mit dem Staat. Auflehnung gegen den Vorstand wird als Auflehnung gegen die Partei betrachtet und geahndet.

Siegt diese Richtung vollständig in der Partei, dann wird sie in ihren Reihen keine Opposition mehr finden, die stark genug wäre, die Allmacht der Parteibureaukratie zu zügeln, wohl aber wird diese stark genug sein, jedes dahingehende Streben im Keime zu ersticken.

So bekämen wir zwei Parteien, die, trotzdem sie beide Arbeiterparteien wären, doch in ihrem Wesen weit auseinandergingen. Die eine Partei demokratisch organisiert, die andere einer zentralisierten Bureaukratie unterworfen. Die eine Partei in grundsätzlicher Opposition gegen die Regierung, die andere bemüht, deren Vertrauen zu gewinnen.

Diese Gegensätze würden schließlich auch programmatischer Natur werden. Die Grundsätze der Taktik und der Organisation stehen in Wechselwirkung mit denen des Programms. Die Änderung der einen zieht leicht auch Änderungen der anderen nach sich. Natürlich gilt das nicht für einzelne taktische oder organisatorische Maßnahmen, die ja die Anwendung der bleibenden Grundsätze auf besondere Fälle unter besonderen Bedingungen darstellen. Aber die taktischen und organisatorischen Verschiedenheiten, von denen wir hier reden, sind nicht eine Folge verschiedener Bedingungen, sondern verschiedener Auffassungen des Klassenkampfes. Diese Verschiedenheiten müssen auf das programmatische Denken zurückwirken.

Selbst wenn beide Parteien noch den gleichen Wortlaut des Programms beibehalten sollten, würde jede den Nachdruck auf andere Sätze darin legen. Die eine würde die Sorge für das eigene Volk in den Vordergrund stellen, das Interesse für die Internationale nur so weit bekunden, als man glaubt, sie könne dem eigenen Volke dienen. Die andere würde das eigene Volk nur als Teil der großen Gesamtheit der modernen Kulturvölker betrachten, die internationale Solidarität der Proletarier aller Länder zu ihrem Ausgangspunkt machen.

Die eine würde den Klassenkampf vornehmlich als Kampf um die nächsten materiellen Vorteile, als Lohnkampf betrachten, die andere als Kampf um die Umgestaltung der ganzen Gesellschaft — als Emanzipationskampf.

Je mehr sich so die beiden Arbeiterparteien dem Wesen ihres Ursprungs entsprechend entwickelten, desto weiter kämen sie auseinander. Desto mehr würde die eine zu einer wirklichen nationalsozialen Partei, indes die andere den Charakter der sozialdemokratischen Partei aufs entschiedenste betonte, wie ihn die große Mehrheit unter uns bis zum Kriege aufgefaßt hat. Je mehr die nationalsoziale Partei ihr wahres Wesen enthüllte, desto abstoßender müßte sie auf jeden wirken, der noch Sozialdemokrat im alten Sinne des Wortes ist, jedoch sich von den überlieferten Parteiinstanzen nicht zu trennen vermochte, sei es aus innerlichen oder äußerlichen Gründen.

Dadurch brauchte jedoch der zu einer nationalsozialen Partei gewandelte Teil der bisherigen Partei nicht zum Untergang verurteilt zu sein.

Wir dürfen die Arbeiterklasse nicht als eine völlig einheitliche Schicht auffassen. Sie umfaßt eine Reihe von Elementen, die nur wenig kampffähig oder doch nicht kampflustig sind. Dazu gehören zum Beispiel die Angestellten, eine sehr bedeutende und rasch anwachsende Arbeiterschicht, die Beamten im Dienste des Staates, der Gemeinden, privater Unternehmungen; endlich viele Zwischenexistenzen zwischen dem Proletariat und der Kapitalistenklasse.

Dem Kapital feindlich, von ihm bedrängt, fühlen sie sich in den bürgerlichen Parteien nicht heimisch, verlangen sie nach einer Arbeiterpartei, die nur ihnen dient. Aber sie scheuen offenen Kampf, schrecken zurück vor einer Partei, deren Angehörige geächtet sind in der bürgerlichen Gesellschaft. Aus diesen Kreisen könnte eine nationalsoziale Partei reichen Zustrom finden.

Sie würden sich ihr auch organisatorisch leicht einfügen. Die meisten von ihnen sind haltlos, eingeschüchtert, unsicher, sie wollen nicht richtunggebend werden, sondern verlangen nach einem Führer, der sie leitet. Sie emanzipieren sich vom Kaplan, dem Bürgermeister, Schullehrer oder Gendarmen nur, wenn ihnen ein Ersatz dafür winkt in einer anerkannten Autorität.

Eine nationalsoziale Partei dieser Art könnte sich also unter Umständen behaupten. Sie würde, sollte einmal die reinliche Scheidung bis zu ihren letzten Konsequenzen gediehen sein, der oppositionellen Sozialdemokratie kaum Elemente entziehen können, die zu dieser gehören. Eher würde sie auf Kosten des Zentrums und der Freisinnigen wachsen, denen sie manches Mitglied zu entziehen vermöchte, das für die oppositionelle Sozialdemokratie noch nicht reif ist.

Wohl gemerkt, ich untersuche hier nur Möglichkeiten, ich prophezeie nicht. Ich will hier nicht zeigen, was werden *wird*, wenn es zur Spaltung kommen sollte, sondern was werden *kann*. Ich möchte nur der zuversichtlichen Prophezeiung entgegentreten, als würde der Spaltung notwendigerweise wieder eine Vereinigung folgen. Vor dieser Zuversicht möchte ich warnen.

Niemals wäre es weniger angebracht, zu prophezeien, als jetzt, wo kein Mensch auch nur ahnen kann, wie dieser Krieg enden wird. In die Zukunft können wir nur so weit sehen, als wir aus den uns bekannten Faktoren Schlüsse zu ziehen vermögen. Niemals aber standen wir vor mehr unbekannten Größen als diesmal.

Bei der hier gegebenen Untersuchung der möglichen Folgen der Parteispaltung ging ich von der Voraussetzung aus, daß der Zustand nach dem Kriege eine bloße Verschärfung der Zustände darstellen werde, die wir vor dem Kriege hatten. Aber diese Voraussetzung muß keineswegs zutreffen, sie ist nur diejenige, von der wir uns am ehesten ein klares Bild zu machen vermögen.

Es kann aber auch anders kommen. Wir können nach dem Kriege eine Reaktion bekommen, so schwarz, daß sie auch dem vertrauensseligsten Proletarier ein Paktieren mit der Regierung unmöglich macht; eine Reaktion, die allen proletarischen Organisationen in gleicher Weise den Krieg erklärt und damit alle trennenden Momente aus der proletarischen Bewegung beseitigt. Ebenso möglich ist aber auch das Umgekehrte: eine oppositionelle Bewegung von solcher Wucht, daß sie alle nur einigermaßen demokratischen Elemente mit sich fortreißt, das gesamte Proletariat mit gleichem Kampfesmut beseelt, alle seine Organisationen in die gleiche Kampfeslinie stellt, in dem großen Kampf um die Macht jeden Gedanken an eine andere politische Methode erstickt.

Ist aber nicht noch ein anderer Ausgang denkbar, der, daß die nationalsoziale Methode die große Mehrheit des kämpfenden Proletariats für sich gewinnt, so daß die oppositionelle Sozialdemokratie zu einer bedeutungslosen Sekte herabsinkt?

Dies Schicksal wird ihr heute nicht selten prophezeit — und zwar gerade von Leuten, die jede politische Prophezeiung für Aberwitz erklären.

Nicht selten hört man die Erwartung äußern, der jetzige Krieg werde auf die Sozialdemokratie ebenso wirken wie die Kriege von 1866 und 1870 auf den Liberalismus. Dieser spaltete sich damals, ein Teil der Fortschrittspartei sagte sich los von seiner Politik der »Negation« und bildete zur »Betätigung liberaler Überzeugungen in positiver Arbeit für vaterländische Interessen« die nationalliberale Partei. Der Rest der Fortschrittler selbst gebärdete sich immer zahmer. Die alte aufrechte Demokratie wurde auf wenige Eingänger, wie Guido Weiß und Johann Jacoby, reduziert.

Wird es diesmal wieder so kommen? Werden die proletarischen Massen sich nach dem Kriege nationalsozialer Politik zuwenden und uns von der alten Garde als ein paar einsame Rufer in der Wüste im Stich lassen?

Erst jüngst wieder wird dieser Gedanke geäußert, von Schippel in einem Artikel der »Sozialistischen Monatshefte« (1917, 2. Heft), betitelt: »Die bürgerliche Opposition von 1866 bis 1870 und die Sozialdemokratie der Gegenwart.« Er singt dort das Hohelied der nationalliberalen Partei, die das Vorbild werden muß für die Sozialdemokratie.

In diesem Sinne spricht er auch von einer Schicksalsstunde der »Arbeiterdemokratie«. Er macht das Schicksal der Partei davon abhängig, ob sie rechtzeitig die »Entschlossenheit« aufbringt, alle überkommenen Überzeugungen als wertlosen Plunder über Bord zu werfen und unbeirrt in die Bahnen des Nationalliberalismus einzuschwenken. Es frägt sich nach ihm nicht mehr, ob sie dies tun muß, sondern nur noch, wann und wie sie es tun wird. Aber den gebührenden Einfluß im Staate wird sie nach seiner Meinung nur erlangen, wenn sie sofort mit beiden Beinen ins nationalliberale Fahrwasser hineinspringt und nicht zögernd, gleich dem Freisinn, langsam hineinhinkt.

Der Vergleich kann denjenigen bestechen, der an Äußerlichkeiten haften bleibt, einen Krieg dem anderen, eine Partei der anderen gleichsetzt.

Aber der Krieg ist heute ein ganz anderer als die von 1866 und 1870, und die Stellung einer proletarischen Partei im heutigen Staate und der heutigen Gesellschaft eine ganz andere als die einer bürgerlichen Partei. Man muß diese Unterschiede total vergessen, um zur Schippelschen Auffassung zu kommen.

Jene Kriege vor einem halben Jahrhundert brachten mit wenigen berauschenden Schlägen die Milliardenflut und eine Ära wirtschaftlichen Aufschwunges, wie wir sie seitdem nicht wieder erlebt. Sie schufen in dem Deutschen Reich eine machtvolle Basis kapitalistischen Gedeihens. Die Regierung, der das gelang, riß die gesamte Bourgeoisie und selbst breite Schichten des arbeitenden Volkes mit sich fort. Was an diesem Regime vom bürgerlichen Standpunkt noch auszusetzen war, erschien gegenüber dem materiellen Gewinn, den es der Bourgeoisie brachte, als bloße Schönheitsfehler.

Der jetzige Krieg wird für ganz Europa eine Periode furchtbarster materieller Degradation bringen, wird die Regierungen vor die schwierigsten Probleme stellen und gleichzeitig die Mittel zu deren Lösung aufs äußerste reduzieren. Er wird die Regierungen zu ungeheurer Erhöhung der Staatslasten zwingen, damit aber auch die oppositionelle Stimmung bis weit ins Bürgertum hineintragen.

Schon die Frage, wem die Staatslasten aufzubürden, wird, ganz abgesehen von den allgemeinen wirtschaftlichen Bedingungen, die Klassengegensätze aufs höchste steigern, den Kampf der Klassen um die Staatsgewalt aufs wildeste entbrennen lassen. Solange diese die Geschäfte des Kapitals von selbst besorgt, läßt es ihr leicht eine gewisse Selbständigkeit. Aber wehe ihr, wenn sie versuchen wollte, die Folgen des Krieges zugunsten der Arbeiterschaft der Kapitalistenklasse aufzubürden! Was die Arbeiterschaft zu erringen vermag, wird sie nur ihrer eigenen Kraft zu verdanken haben und nicht einem Bündnis mit einer Regierung, die vom Kapital abhängig bleibt, solange das Proletariat nicht die Macht gewinnt, sie von sich abhängig zu machen.

Angesichts dieser Tatsachen ist es undenkbar, daß die »Arbeiterdemokratie«, daß die Massen des kämpfenden und kampffähigen Proletariats jetzt dem erhebenden Beispiel des Nationalliberalismus folgen, an dem sich Schippel und seine Hintermänner begeistern. Es ist nicht Schippel allein, der so denkt. Wir sehen in ihm den Theoretiker der Generalkommission der Gewerkschaften.

Unter dem Einfluß einer Geistesverfassung, die der Krieg verstärkt hat, mag sich von der Bahn, die wir ein halbes Jahrhundert lang verfolgt haben und die wir als die Bahn betrachteten, »die uns geführt Lassall'«, eine Reihe sozialdemokratischer Organisationen abwenden, um der Bahn zu folgen, »die uns geführt Miquel«, der Vorläufer der heutigen Umlerner des Marxismus. Aber es wird ihnen nicht gelingen, die Masse des kampffähigen und kampflustigen Teiles des Proletariats um sich zu scharen. Dieser Teil wird der Fahne treu bleiben, der er bis zum Kriege folgte, und er wird nach dem Kriege noch weit rascher wachsen als vor ihm. Welche organisatorischen Formen er sich schaffen wird, wenn einmal die jetzige Zeit der Verwirrung überwunden ist; in welcher Weise diejenigen, die den alten Kampf mit unverminderter Entschlossenheit weiterführen wollen, sich wieder zusammenfinden, wenn Irrungen und Wirrungen sie zeitweise trennen sollten, läßt sich zurzeit noch nicht absehen.

Aber wir dürfen erwarten, daß die alte kampfbereite Sozialdemokratie nach dem Kriege bald wieder in alter Geschlossenheit und Kraft dastehen wird, dem Proletariat zu Nutz, seinen Feinden zum Trutz.

Was sich nicht wieder zusammenfindet, was die Sozialdemokratie unterwegs verliert an Staatsmännern und Theoretikern des Umlernens, mögen unsere Gegner als reichen Gewinn bewerten. Wir werden den Verlust verschmerzen.

Friedensfragen.

Von Fr. Mehring.

Das Friedensangebot der Mittelmächte und seine Ablehnung durch die Entente hat eine Reihe von Fragen aufgeworfen, die bisher noch keine erschöpfende Beantwortung gefunden haben. In den nachfolgenden Ausführungen soll der Versuch gemacht werden, wenigstens einige dieser Fragen, vornehmlich an historischen Beispielen, der sichersten Art der Beweisführung in solchen Dingen, klarer zu stellen.

I.

In der sozialdemokratischen Mehrheitspresse ist mit besonderem Eifer gegen die Opposition der Gesichtspunkt betont worden, möge man über den Ursprung des Weltkriegs denken, wie man wolle, so sei durch die Antwort der Entente auf das Friedensangebot der Mittelmächte jeder Zweifel daran zerstreut worden, daß sich Deutschland nunmehr in einem Verteidigungskrieg befände, der bis zum bitteren Ende durchgekämpft werden müsse.

Sehen wir davon ab, daß Angriffs- und Verteidigungskriege, nicht im militärischen, aber im politischen Sinne, durchaus unfaßbare Begriffe sind, worüber schon in früheren Jahrgängen der Neuen Zeit ausführlich gesprochen worden ist, so beruht, wenn wir auch die beiden Begriffe in dem herkömmlichen Sinne nehmen, die Beweisführung der Mehrheitspresse auf dem vollkommenen Fehlschluß, daß der Charakter eines Krieges dadurch geändert werden könne, daß irgendein Friedens- und Verständigungsversuch, der während seines Verlaufs unternommen wird, an irgendwelchen Umständen scheitert. Ein Eroberer kann sehr wohl in einem Kriege sein Ziel so weit erreicht haben, daß er in der Fortsetzung des Krieges eine Gefährdung seiner bisherigen Erfolge sieht, er kann sich also veranlaßt sehen, Friedensangebote zu machen. Umgekehrt kann aus demselben Grunde der angegriffene Teil die Friedensvorschläge ablehnen, ohne daß er dadurch zum Angreifer wird. Als Napoleon im Jahre 1807 dem preußischen König nach der Schlacht bei Eylau unter verhältnismäßig günstigen Bedingungen den Frieden anbot, lehnte Friedrich Wilhelm III. ab. Ob er daran klug getan hat oder nicht, ist eine Frage für sich, auf die es hier nicht ankommt; jedenfalls hat noch niemand daraus die tollkühne Schlußfolgerung gezogen, die Rollen zwischen Napoleon und Friedrich Wilhelm III. seien nunmehr vertauscht, Friedrich Wilhelm III. zum Eroberer und Napoleon zum Angegriffenen geworden. Oder um einen näherliegenden Fall anzuziehen, so war die Überzeugung in der Partei allgemein, daß der Krieg des Jahres 1870 seit der Schlacht bei Sedan von deutscher Seite ein Eroberungskrieg gewesen sei. Niemand in der Partei hat aber — wenigstens bis jetzt nicht — behauptet, daß der Krieg diesen Charakter verloren habe, weil Bismarck das Angebot der französischen Republik, unter ausreichender Kriegsentschädigung Frieden zu schließen, an seinem Teil ablehnte, nicht um Eroberungen zu machen, wogegen er sich ausdrücklich verwahrte, sondern weil Deutschland für seine Verteidigungszwecke, um seine Grenze gegen neue Angriffskriege Frankreichs zu sichern, der elsaß-lothringischen Grenzgebiete bedürfe.

Es hat verhältnismäßig wenige Feldzüge gegeben, in denen das Kriegsfeuer so schnell abbrannte, daß, während noch die Waffen tobten, nicht schon Friedensverhandlungen stattgefunden hätten. Solche Ausnahmen waren der belgische Feldzug von 1815 und der böhmische Feldzug von 1866. Selbst während des Preußisch-Französischen Krieges von 1806/07 und des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71, obgleich jeder nur etwa neun Monate währte, haben Friedensverhandlungen stattgefunden, wie die eben angeführten Beispiele zeigen. Während des Feldzugs von 1813/14, der von der Schlacht bei Lützen bis zur Schlacht bei Paris auch nur zehn Monate währte, haben sogar zwei Friedenskongresse getagt, der eine in Prag und der andere in Chatillon. Und im Siebenjährigen Kriege waren, wenigstens

seit dem ersten Kriegsjahr, die Wintermonate ebenso von Friedensverhandlungen erfüllt wie die Sommermonate von Kriegshandlungen.

Friedensverhandlungen während des Krieges sind also ganz alltägliche Erscheinungen; sie sind viel mehr Regel als Ausnahme. Sie können ebenso an den berechtigten Interessen der Verteidigung wie an dem vermessenen Übermut der Angreifer scheitern. Aber für oder gegen den allgemeinen Charakter eines Krieges können sie nichts beweisen. Der frivolste Eroberer kann ebensogut ein Friedensangebot machen, wie sein schuldloses Opfer durch die untadelhaftesten Gründe gezwungen sein kann, das Angebot abzulehnen.

II.

Ist es also ein vollkommener Fehlschluß, zu sagen, der Weltkrieg sei zu einem reinen Verteidigungskrieg der Mittelmächte geworden, weil ihr Friedensangebot von der Entente abgelehnt worden sei, so ist es nicht minder vorbeigeschossen, wenn die sozialdemokratische Mehrheitspresse behauptet, nach der Antwort der Entente sei es nur noch möglich, den Krieg bis zum bitteren Ende fortzuführen.

Hier wird uns der Gegenbeweis zunächst dadurch sehr leicht gemacht, daß ein konservativer Politiker, der zugleich der hervorragendste Kriegshistoriker der deutschen Gegenwart ist, die gerade entgegengesetzten Schlußfolgerungen aus der Antwortnote der Entente zieht. Herr Delbrück legt im Februarheft der »Preußischen Jahrbücher« dar, daß die Antwort der Entente ein großer Bluff sei, der die Mittelmächte nur darin bestärken könne, ihre Friedens- und Verständigungsversuche fortzusetzen. Herr Delbrück sucht auch nachzuweisen, daß dem so sein werde, namentlich an einer Reihe kaiserlicher Kundgebungen, wodurch die Parole des »Krieges bis zum bitteren Ende« vollends in ein grelles Licht gestellt werden würde.

Wir stimmen keineswegs allen Ausführungen Delbrücks bei und werden ihm in einem entscheidenden Punkte noch entschieden widersprechen müssen. Aber er ist zweifellos auf dem richtigen Wege, wenn er die Antwort der Entente nicht mit einem Schlagwort abfertigt, sondern sie einer aufmerksamen und sorgfältigen Prüfung unterzieht. Mag man sie für noch so abenteuerlich halten, wie es auch Delbrück tut, so hilft es doch keinen Schritt weiter, sie mit sittlicher Entrüstung zu verurteilen. Will man einen Gegner bekämpfen, so muß man sich vor allen Dingen bemühen, ihn zu verstehen und sich klarzumachen, wie er zu seiner noch so verkehrten Auffassung gekommen ist. Sonst redet man einfach ins Blaue hinein.

Dabei kann man denn freilich die unbequeme Frage nicht umgehen, ob nicht auch von der anderen Seite Fehler begangen worden sind. Zum Beispiel die Frage, ob das Friedensangebot der Mittelmächte nach Fassung und Form geeignet war, eine wirkliche Brücke der Verständigung zu schlagen, ob es den Gegnern nicht erschwert hat, in die dargebotene Hand einzuschlagen, ob es die psychologischen Momente gebührend berücksichtigt hat, die bei jedem Friedensangebot berücksichtigt werden müssen, wenn es irgendeine Aussicht auf Erfolg haben soll. Alles das sind Gesichtspunkte, die unbefangen geprüft sein wollen und keineswegs durch die plumpe Alternative beseitigt werden: Wir haben den Frieden angeboten, und sie haben ihn abgelehnt, also Krieg bis aufs Messer!

Jedes Friedensangebot, mag es noch so ehrlich gemeint sein, hängt für seinen praktischen Erfolg von drei Voraussetzungen ab, von denen zwei negativer Natur sind und verhältnismäßig kurz erledigt werden können. Es muß von vornherein ausschalten sowohl die Frage der Schuld als die Frage des Sieges oder genauer zu sprechen, sowohl die Frage, wer die Schuld an dem Kriege trage, als auch die Frage, wer ihn bis dahin siegreich geführt habe. Diese Fragen müssen vorher völlig beseitigt werden, mögen sie nun so oder so liegen, wenn man überhaupt zu einer Verständigung gelangen will. Man mag sie stellen, wenn man in der Lage ist, dem Gegner mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu diktieren, aber man darf sie nicht einmal berühren, wenn man sich verständigen will.

Wenn sich zwei Leute im gewöhnlichen Leben streiten, und der eine will sich mit dem anderen verständigen, so wird der eine — er sei denn von allen guten Geistern verlassen — niemals damit beginnen, dem anderen zu sagen: Du bist zwar ein Kujon, aber da ich dich nun genügend gezüchtigt habe, so will ich großmütig sein und dir die Hand zum Frieden reichen. Oder um ein Beispiel aus der Parteigeschichte anzuziehen: Hätten im Jahre 1875 die Eisenacher den Lassalleanern oder die Lassalleaner den Eisenachern gesagt: Ihr seid zwar die eigentlichen Unruhestifter, aber da wir euch gänzlich überflügelt haben, so vergeben wir uns nichts, wenn wir euch vorschlagen, uns zu einigen, so wäre die Verständigung schon im Keime erstickt worden. Die Formel, die man damals prägte: Bei diesem Friedensschluß gibt es weder Gerechte noch Ungerechte, weder Sieger noch Besiegte, traf den Nagel auf den Kopf.

In der Kriegsgeschichte liegt die Sache aber nicht anders. Wenn je einer, so gilt der erste Napoleon als der klassische Typus eines hochfahrenden Eroberers. Ihm war im März 1813 von Preußen der Krieg erklärt worden, und zwar unter Umständen, die er — von *seinem* Standpunkt aus — als »hinterlistig« und »verräterisch« ansah. Er schlug dann das preußische und das mit diesem verbündete russische Heer in zwei großen Schlachten (bei Lützen und bei Bautzen) und drang bis Schlesien vor, so daß er im Besitz der Elblinie eine glänzende militärische Stellung hatte. Die verbündeten Heere waren tief erschöpft und namentlich im russischen Heere die Kriegslust gänzlich erloschen; seine Generale erklärten, es müsse erst in Polen wiederhergestellt werden, und schon war ihm der Befehl erteilt, noch über die Oder zurückzugehen. Da machte Napoleon selbst Friedensvorschläge, die zunächst zu dem Waffenstillstand von Poischwitz und dann zu dem Friedenskongreß von Prag führten.

Ob er daran klug getan hat oder nicht, kann wieder ganz dahingestellt bleiben; er selbst hat sein damaliges Friedensangebot auf St. Helena als den größten Mißgriff seiner Feldherrnlaufbahn erklärt, und übel genug ist es ihm in der Tat bekommen. Er hat es natürlich auch nicht aus allgemeiner Menschenliebe gemacht oder um der schönen Augen der Gegner willen — aus solchen Gründen werden niemals Friedensangebote gemacht —, sondern weil er selbst des Friedens dringend bedurfte, trotz aller militärischen Erfolge. Aber er versagte sich ganz und gar alle Vorwürfe wegen der Vergangenheit und alle Drohungen für die Zukunft, aus dem einfachen Grunde, weil er sehr gut wußte, daß er dadurch dem Frieden, den er ernstlich wollte, von vornherein Tür und Tor sperren würde. Er gefiel sich selbst in

Schmeicheleien an die Adresse des Zaren, dem er vorstellte, dessen europäisches Ansehen würde durch einen ehrenvollen Frieden mehr gewinnen, als es durch die Niederlagen von Lützen und Bautzen verloren habe.

Um nun aber auf das Friedensangebot der Mittelmächte und seine begleitenden Umstände zurückzukommen, so kann hier aus bekannten Ursachen nicht eingehend untersucht werden, ob von offizieller Seite immer der Ton getroffen worden ist, der die richtige Musik macht. Sicherlich aber hat ein großer Teil der deutschen Presse im Anschluß an das Friedensangebot eine Sprache geführt, die durchaus dazu geeignet war, den Feinden die Annahme des Angebots zu erschweren. »Wir, die ruchlos Angegriffenen, sind so großmütig, euch die Hand zum Frieden zu bieten, nachdem wir euch niedergeworfen haben, aber wenn ihr sie nicht ergreift, dann dreimal wehe euch! usw.« Solche, eines Bramarbas würdigen Tiraden hat Bismarck einmal mit dem ärgerlichen Wort gekennzeichnet, die Presse mache sich das wohlfeile Vergnügen, die Fenster der auswärtigen Politik einzuwerfen, wofür dann die Regierung schwer büßen müsse.

III.

Die dritte Voraussetzung, von der jedes Friedensangebot abhängt, wenn es irgendeine Aussicht auf Erfolg haben soll, und zwar die weitaus wichtigste, ist positiver Natur: mit dem Friedensangebot müssen zugleich greifbare Friedensvorschläge gemacht werden. Die bloße Versicherung, daß die Vorschläge, die die anbietende Seite machen will, einen gerechten, für alle Kriegführenden annehmbaren Frieden herbeizuführen geeignet seien, genügt nicht, mag sie auch so ehrlich gemeint sein, wie wir annehmen, daß sie von den Mittelmächten ehrlich gemeint gewesen ist.

Sie genügt schon deshalb nicht, weil über den Begriff eines gerechten, für alle Kriegführenden annehmbaren Friedens die Ansichten sehr weit auseinandergehen werden, schon im eigenen Lager, wie der Bund der Landwirte und die parlamentarischen Vertreter der Schwerindustrie im Preußischen Abgeordnetenhaus gezeigt haben, geschweige denn im gegnerischen Lager. Dann aber auch deshalb nicht, weil von dem Gegner hinter jedem Friedensangebot irgendwelche Hintergedanken gesucht werden, die darauf abzielen, die Kriegführung in einer dem anbietenden Teile günstigen Weise zu beeinflussen. Das liegt nun einmal in der Natur der Dinge und ist namentlich auch durch die Lehren der Geschichte bestätigt worden. Friedensangebote sind unzählige Male mit solchen Hintergedanken gemacht worden, wie denn, um bei dem eben angezogenen Beispiel zu bleiben, Napoleon im Frühjahr 1813 sein Friedensangebot mit solchen Hintergedanken machte und das preußisch-russische Bündnis ebenfalls seine Hintergedanken hatte, als es darauf einging. Einem solchen Verdacht verfällt jedes Friedensangebot aber um so eher, je mehr es sich im allgemeinen hält, mag es im übrigen noch so aufrichtig gemeint sein.

Nun sagt Delbrück freilich, nur wer den Frieden tatsächlich nicht wolle, könne beanspruchen, daß mit einem Friedensangebot zugleich Friedensvorschläge gemacht würden. Er schreibt: »Wie soll man zu einer Einigung kommen, wenn beide Parteien vor dem Eintritt in die Verhandlungen ihre Forderungen öffentlich bekanntgeben, das heißt also sich auf ihnen festlegen, wodurch man es sich selbst aufs äußerste erschwert, Stücke davon wieder

preiszugeben, wie es das Ergebnis jeder Verhandlung ist? Es dürfte keinen Friedensschluß in der Weltgeschichte geben, der nicht auf die Weise zustande gekommen ist, daß man von beiden Seiten den prinzipiellen Friedenswillen kundgegeben und dann in mündlichen Verhandlungen herausgetastet hat, was als dem Gegner zugestehbar, was als nicht zugestehbar erscheint, was also erreichbar und was unerreichbar ist.« So Delbrück.

Er übersieht zunächst, daß es bei dem Friedensangebot der Mittelmächte eben anders hergegangen ist wie bei allen früheren Friedensvorschlägen der Weltgeschichte. Bei diesen pflegte man den Friedens*willen* zunächst in vertraulichen Verhandlungen, sei es durch geheime Unterhändler, die man im Notfall verleugnen konnte, sei es durch Vermittlung neutraler Mächte, ins klare zu bringen und dann erst mit Friedens*vorschlägen* ans Licht zu treten. Bei der Erbitterung, womit der gegenwärtige Weltkrieg geführt wird, war dieser Weg ausgeschlossen, aber wenn dadurch die Mittelmächte gezwungen waren, ihren Friedens*willen* sogleich öffentlich kundzugeben, so war es zwar richtig, dieser Kundgebung eine möglichst feierliche Form zu geben, allein es wäre wirksamer gewesen, wenn die Mittelmächte zugleich ihre Friedens*vorschläge*, über die sie sich ja schon einig sind, den Gegnern kundgegeben hätten. Dieser Weg wäre um so ratsamer gewesen, wenn die Friedensvorschläge der Mittelmächte, wie berichtet wird und wir nicht bezweifeln wollen, durch ihre Mäßigkeit alle Welt überraschen werden.

Delbrücks Ansicht, daß die Mittelmächte sich auf ihre Friedensvorschläge festgelegt haben würden, wenn sie sie sofort mit ihrem Friedensangebot vorgelegt hätten, ist völlig unverständlich. Das Friedensangebot der Mittelmächte enthält ja keine Silbe davon, daß sie erst in mündlichen Verhandlungen »heraustasten« wollen, was für sie erreichbar sei oder nicht sei, sondern sie haben offen erklärt, daß sie einer Friedenskonferenz ihre Vorschläge unterbreiten würden, was ja auch viel würdiger und namentlich viel richtiger ist, als wenn sie sich auf ein noch so pfiffiges »Heraustasten« einließen. Es ist nun aber wirklich nicht abzusehen, wieso sie sich dadurch stärker festlegen sollen, daß sie ihre Friedensvorschläge schon *vor* der Konferenz, statt erst *auf* der Konferenz veröffentlichen. Kann man dem Feinde den Frieden *diktieren*, so schreibt man ihm die Friedens*bedingungen* mit dem Schwerte vor; will man sich mit dem Feinde über den Frieden *verständigen*, so macht man Friedens*vorschläge*, in deren Begriff es schon liegt, daß sie kein letztes, sondern nur ein erstes Wort sind. Noch ist kein Friede durch Verständigung geschlossen worden, bei dem nicht jede beteiligte Macht von ihren ursprünglichen Vorschlägen nachgelassen hat, ohne ihrer Ehre damit etwas zu vergeben.

Übrigens widerlegt sich Delbrück selbst aufs schlagendste. Er sagt: »Der entscheidende Punkt, wo sich unsere Mäßigung praktisch zeigen muß, ist natürlich Belgien.« Nun hat der Reichskanzler bekanntlich erklärt, Deutschland habe nie daran gedacht und denke nicht daran, Belgien zu annektieren. Damit hat er sich sogar so festgelegt, daß ihm eine Rücknahme dieses Versprechens aufs äußerste erschwert oder vielmehr unmöglich ist. Dagegen hat er von »realen Garantien« gesprochen, die Deutschland sich im Westen sichern müsse, und unter diesem vieldeutigen Worte werden die verschiedensten Pläne für eine militärische, politische und wirtschaftliche Unterord-

nung Belgiens unter das Deutsche Reich betrieben. Alle diese Pläne bekämpft Delbrück mit äußerstem Nachdruck als »einen großen verderblichen Irrtum«; in sehr lesenswerten Ausführungen weist er nach, daß sie durchweg unmöglich durchzuführen seien oder, wenn sie etwa durchzuführen versucht würden, neue Kriege hervorrufen müßten.

Wenn nun Delbrück in der Wiederherstellung Belgiens die Beseitigung eines wesentlichen oder nach seiner Meinung sogar des wesentlichsten Friedenshindernisses, zugleich aber ein deutsches Lebensinteresse sieht, weshalb sollte dieser Friedensvorschlag nicht gleichzeitig mit dem Friedensangebot gemacht werden? Er würde der Kundgebung einen ganz anderen Resonanzboden gegeben und den ausschweifenden Friedensforderungen der Entente gründlich den Weg verlegt haben. Und es wäre sogar doppelt vorteilhaft gewesen, daß die an sich und im allgemeinen irrige Meinung Delbrücks, ein Rückzug von einem ehrlich und offen gemachten Friedensvorschlag sei äußerst schwierig, in diesem Falle sich allerdings bewahrheitet hätte.

(Schluß folgt.)

Wirtschaftliche Folgen des Abbruchs der Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland.

Von Adolf Werner.

Das Statistische Jahrbuch gibt ein eindrucksvolles Bild von der Größe und Bedeutung des Handels Deutschlands mit den Vereinigten Staaten.

Deutschland hat im Jahre 1913 für 713,2 Millionen Mark, das sind 7,1 Prozent der deutschen Gesamtausfuhr, in die Union exportiert. Im Jahre 1897 gingen für 397,5 Millionen Mark Waren oder 10,5 Prozent der Gesamtausfuhr in die Vereinigten Staaten. Trotz starker absoluter Steigerung der Ausfuhr ist ihre relative Bedeutung als Markt für Deutschland zurückgegangen. Im Jahre 1897 kauften nur Großbritannien und Österreich, im Jahre 1913 auch Rußland und Frankreich mehr von uns als die Vereinigten Staaten. Sehr hinderlich war der krasse Hochschutzzoll der Vereinigten Staaten. Werden die Zollerträge in ein Verhältnis zum Wert der Gesamteinfuhr gestellt, so betrug die Zollbelastung in der amerikanischen Union 1898/99 52 Prozent, in Rußland 1895/97 33,2 Prozent, in Frankreich 1898 10,8 Prozent, in Deutschland 1899 8,9 Prozent, in Österreich-Ungarn 1899 8,7 Prozent.

In keinem Lande war der Schutzzoll für den Fiskus so einträglich wie in den Vereinigten Staaten, wo sich die Zollerträge im Jahre 1909 auf 1264 Millionen Mark beliefen im Gegensatz zu den 657 Millionen Mark, die Deutschland im Durchschnitt der Jahre 1906 bis 1910 einnahm.

Während aber Deutschland 1902 von den verhältnismäßig niedrigen Zöllen des Regimes Caprivi zum Hochschutzzoll überging, bauten die Vereinigten Staaten ihren Zolltarif stark ab. Im Underwood-Tarif vom 4. Oktober 1913 wurden neunhundert Zollsätze erniedrigt, dreihundert unverändert gelassen und nur achtzig, die meist Parfümerien, Gold- und Silberwaren und andere Luxusartikel betreffen, erhöht. Mehl, Fleisch, Milch, Sahne werden zollfrei eingelassen, und die Durchschnitts-

belastung der Lebensmittel ist von 29 Prozent auf 15 Prozent gesunken, während sie in Deutschland 1913 noch immer 20 Prozent betrug.

Die deutschen Fabrikanten erhofften von dem neuen Tarif, der eines der ersten und größten Werke der Wilsonschen Administration war, eine merkliche Belebung ihrer Ausfuhr, obwohl auch der Underwood-Tarif industrielle Erzeugnisse sehr hoch belastete.

Im Jahre 1913 führte Deutschland in die Vereinigten Staaten — es sind nur Ausfuhrgüter im Werte von mehr als 10 Millionen Mark erwähnt — aus:

	Millionen Mark		Millionen Mark
Chlorkalium	36,9	Baumw. Spitzenstoffe, Spitzen	12,7
Kinderspielzeug	32,5	Palmkernöl	11,9
Teerfarbstoffe	28,2	Tafelgeschirr aus Porzellan	10,8
Abraumsalze	23,4	Kautschuk	10,7
Rohfelle zu Pelzwerk	16,1	Baumwollene Strümpfe	10,7
Rohe Kalbfelle	14,7	Baumwollene Handschuhe, Haarnetze	10,7
Glacéhandschuhe	14,7		

Das Bild ist nicht überwältigend schön. An der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten sind in Deutschland wohl sehr wichtige Industrien beteiligt, aber nicht die mit dem größten Kapital- und Arbeitsfassungsvermögen, sondern die Kaliindustrie, die chemische, die Spitzen- und Konfektionsindustrie. Plauen, Chemnitz, Nürnberg, Mannheim, Frankfurt, die thüringischen Spielwarenfabrikanten sorgen sich jetzt für ihren amerikanischen Markt und seine Zukunft. Auch Leipzig ist in Mitleidenschaft gezogen, auf dessen Messe die zahlungsfähigen amerikanischen Pelzhändler alte Stammgäste waren.

Der extreme amerikanische Hochschutzzoll hat also nur deutschen Spezialindustrien den Zugang frei gelassen. Was der Weltkrieg schon angeregt hat, wird die politische Verfeindung der beiden Mächte noch kräftig fördern: die Versuche der Yankees, sich von dem deutschen Kali- und Chemikalienmonopol zu emanzipieren.

Den Yankees ist es eben gelungen, sich mit Hilfe prohibitiver Schutzzölle, deren Wirkung durch den Frachtenschutz noch verstärkt wurde, die Einfuhr europäischer Fabrikate mehr und mehr, wenn nicht absolut, doch ihrer relativen Bedeutung nach zu verringern. Das Beispiel Frankreichs, Spaniens und auch Rußlands zeigt zwar, daß der Schutzzoll nicht das Allheilmittel ist, als das er oft genug gepriesen wird; aber für die Vereinigten Staaten, deren Naturschätze durch das Kapital und die energischsten Männer der Alten Welt gehoben wurden, war er ein Hebel der Kapitalakkumulation und des daraus fließenden kapitalistischen Fortschritts. Im Jahre 1860 bestand mehr als die Hälfte der amerikanischen Einfuhr aus Fabrikaten, im Jahre 1912 nur 22 Prozent; dafür stieg die Einfuhr industrieller Rohstoffe von nur einigen 20 Prozent im Jahre 1860 auf 51 Prozent im Jahre 1912. Die Gesamteinfuhr der Vereinigten Staaten an Ganz- und Halbfabrikaten hat 1912 ungefähr 850 Millionen Dollar, ihre Ausfuhr aber um 489 Millionen Dollar mehr, nämlich 1339 Millionen Dollar betragen. »In der Wollindustrie belief sich der Import aller Wollfabrikate im letzten Zensusjahr 1909 auf weniger als 24 Millionen Dollar gegenüber einer heimischen Produktion von über 507 Millionen Dollar, also weniger als 5 Prozent.« Dabei

ist die Einfuhr von Textilwaren mit einem sehr hohen Prozentsatz — nämlich mit 6,47 Prozent — an der Gesamteinfuhr beteiligt.[1]

* * *

Ganz anders als die Einfuhr der Vereinigten Staaten aus Deutschland ist die Einfuhr Deutschlands aus den Vereinigten Staaten zu werten. Wir bezogen aus keinem Lande so viele Waren als aus den Vereinigten Staaten: im Jahre 1913 für 1711,2 Millionen Mark, was 15,9 Prozent unserer ganzen Einfuhr ausmacht. Erst in weitem Abstand folgen als Lieferanten Rußland, Großbritannien, Österreich-Ungarn. Außerdem kamen, obwohl die deutsche Statistik das Herkunftsland, nicht das Versandland zu erfassen sucht, amerikanische Produkte über England, Holland und Belgien zu uns.

Deutschland kaufte von den Vereinigten Staaten Waren im Werte bis zu 20 Millionen Mark im Jahre 1913:

	Millionen Mark		Millionen Mark
Baumwolle	461,7	Ölkuchen, Ölkuchenmehl . .	32,3
Rohkupfer	294,0	Gesägtes Nadelholz	27,5
Weizen	165,0	Futtergerste	23,0
Schweineschmalz	112,2	Phosphorsaurer Kalk . . .	21,1
Rohfelle für Pelzwerk . .	66,5	Oleomargarine	21,0
Gereinigtes Erdöl	53,0	Mineralische Schmieröle . .	20,0

Wie sich die amerikanische Einfuhr seit einem halben Jahrhundert von Grund aus geändert hat, so auch die Ausfuhr. Der Anteil der Rohstoffe und Nahrungsmittel ist seit 1880 bis 1913 von 85 Prozent auf 51 Prozent gefallen, der der Fabrikate von 15 auf 49 Prozent gestiegen.

Die nordamerikanische Union nahm rasch an Menschen mit hoher Lebenshaltung zu, die Anbaufläche war nicht mehr wie einst unbegrenzt, und die Intensivierung der Wirtschaft hatte so lange keinen Reiz, als es die Farmer bequemer fanden, ihre im Preise gestiegene Farm zu veräußern und in Westamerika noch einmal die erprobte Verbindung zwischen extensiver Wirtschaft und Bodenspekulation zu versuchen. Daher wirft die Teuerung auch bereits ihre Schatten über das einst ob seines billigen Weizens gefürchtete Land.

* * *

Im Kriege hat der amerikanische Außenhandel ein besonderes Gepräge erhalten. Der Kriegsausbruch bedeutete zwar das gerade Gegenteil einer guten Konjunktur, Europa, besonders England rief seine kurzfristigen Guthaben ab, so daß für 1 Pfund Sterling bei der Knappheit an europäischen Zahlungsmitteln vorübergehend 7 Dollar (Parität 4,865 Dollar) gezahlt wurden. Die Warenverschiffungen kamen im Wirrwarr der ersten Aufregung und aus Furcht vor den deutschen Kaperschiffen im Atlantik ins Stocken. Eine schwere Krise legte sich aufs ganze Land, blies Kessel und Hochöfen aus, griff dem sausenden Rädergetriebe in die Speichen. Erst nach der Schließung der Dardanellen begann die berühmte Hausse des Getreides. Im folgenden sind die Preise an der New Yorker Warenbörse am 30. Oktober 1914 und am 24. Januar 1917 verglichen. Die Preise vom

[1] Der Krieg und die amerikanische Wirtschaft. 1916, Verlag der »Frankfurter Zeitung«.

30. Oktober 1914 zeigen aber nicht den äußersten Tiefstand an: damals war die Schließung der Dardanellen längst Tatsache, mit der Schlacht an der Marne die Hoffnung auf einen baldigen Frieden geschwunden und die Entente bereits als Großkäufer auf dem amerikanischen Markt erschienen.

	30. Oktober 1914	24. Januar 1917
Baumwolle loko	12,25	17,10
Schmalz	9,40	16,65
Weizen	124,50	201,25

Zum Vergleich seien auch Weizen- und Baumwollpreise früherer Jahre angeführt. Es notierte Weizen in Chicago:

	Cent für das Bushel		Cent für das Bushel
1900	61,5 bis 87	1914	76,25 bis 127,625
1910	89,5 - 127,5	1915	92,375 - 167,5
1913	84 - 115,375	1916	99 - 186,25

Die höchsten Preise für das Pfund Baumwolle waren in den folgenden Jahren:

1877	13 9/16 Cent	1914	13,75 Cent
1900	11 -	1915	12,75 -
1910	19,75 -	1916	21 -
1913	14,50 -		

Die Preissteigerung fiel zusammen mit zwei glänzenden Ernten. Die Weizenernte schwankte von 1909 bis 1913 zwischen 621 und 763 Millionen Bushel (ein Bushel gleich einem Hohlmaß von 35,237 Liter, das zu 60 Pfund Weizen gerechnet wird); im Jahre 1914 betrug ihr Ertrag über 891, im Jahre 1915 gar 1011 Millionen Bushel. (Das Jahr 1916 war dagegen durch eine Fehlernte gekennzeichnet, es wurden nur etwa 635 Millionen Bushel geerntet.) Der Verkauf der reichen Ernten der Jahre 1914 und 1915 zu glänzenden Preisen lenkte den Geldstrom, der aus Europa in die Vereinigten Staaten zu fließen begann, zunächst in die Taschen der Farmer. Die große Ausdehnung der Weizenanbaufläche, der Rückgang des Baumwollareals, die kräftige Entwicklung einer eigenen Textilindustrie haben auch den Baumwollpflanzern kräftig auf die Beine geholfen. In der Zeit der schärfsten Krise zu Kriegsbeginn war der Preis der Baumwolle bis auf 6 Cent für das Pfund gesunken; damals setzte die auch in Europa ob ihrer Absonderlichkeit berühmt gewordene Propaganda ein, die jeden Amerikaner zum Kauf eines Ballens Baumwolle (ein Ballen netto gleich 440 Pfund) verpflichten wollte. Der Bedarf der Entente und der eigenen Industrie war aber bald so kräftig, daß sich ein zur Unterstützung der Farmer gegründetes Bankenkonsortium mit 150 Millionen Dollar Kapital bereits im Februar 1915 auflösen konnte, nachdem es ganze 28 000 Dollar auf verpfändete Baumwolle ausgeliehen hatte. Seit Jahrzehnten war der Baumwollpreis nicht so hoch wie im dritten Kriegsjahr, obwohl die Mittelmächte nicht mehr als Käufer auftreten konnten. Daher dürften auch alle politischen Hoffnungen auf die Farmer der Südweststaaten, denen besondere Abneigung gegen die Entente nachgesagt wird, auf Flugsand gebaut sein.

Aus unserer Betrachtung ergibt sich, daß nicht nur die Rüstungsindustrie, sondern ganz besonders auch der Farmer aus den Kriegslieferungen hohen Nutzen zog. An den reichen Ernten, nicht nur an den Granaten- und Kanonenlieferungen gesundete die amerikanische Wirtschaft, die mit der großen Krise von 1907 ihre überquellende Jugendkraft verloren zu haben schien.

Weniger zufrieden als Farmer und Industrielle, Kaufleute und Bankiers sind die Arbeiter mit der Hochkonjunktur der Kriegslieferungen, da die Preise der Lebensmittel viel stärker als die Löhne gestiegen sind. Wie heimatlich berührt es doch, in dem New Yorker »Call« den Bürgermeister einer amerikanischen Stadt gerühmt zu sehen, weil er den wuchernden Bäckern mit der Errichtung einer kommunalen Bäckerei droht. In dem Lande des bis aufs äußerste getriebenen Manchestertums taucht der Vorschlag auf, die Erzeugnisse der Landwirtschaft unmittelbar unter Umgehung der großen und kleinen Kaufleute an die Verbraucher abzusetzen. Dem Präsidenten wurde ein Vorschlag unterbreitet, nach dem bei Ausschaltung des Zwischenhandels die Preise der notwendigen Lebensmittel um 30 bis 50 vom Hundert erniedrigt werden können, obwohl der Landwirtschaft ein höherer Gewinn als heute zufließen würde. Die Regierung hat Offizieren und Soldaten die Möglichkeit geboten, Lebensmittel zu ungefähr 10 vom Hundert unter dem Marktpreis aus den Regierungslagern zu beziehen, weigert sich aber, diese Vergünstigungen auch nur auf die Zivilbeamten auszudehnen. In der Arbeiterpresse bildet die Klage über die Lebensmittelteuerung und besonders über die großen Gewinne der Chicagoer Riesenschlächtereien ein ständiges Kapitel.

Der »Appeal to Reason« meldet, daß der einzige sozialistische Abgeordnete im Repräsentantenhaus Meyer (London) einen Gesetzentwurf einbringt, nach dem die Regierung nicht allein ein Ausfuhrverbot erlassen, sondern auch die vorhandenen Lebensmittel beschlagnahmen, ihre Verteilung kontrollieren und Höchstpreise festsetzen soll.

Wenn die ergiebigen Ernten und ihr Verkauf zu glänzenden Preisen die Grundlage der wirtschaftlichen Gesundung der Vereinigten Staaten gegeben haben, so ist damit wahrlich nicht gesagt, daß die kolossalen Munitionslieferungen nicht ihr redliches Teil dazu beigetragen haben. Vom August 1914 bis März 1916 wurden geliefert:

	Millionen Dollar		Millionen Dollar
Sprengstoffe	166	Maultiere	30
Pulver	104	Kupferfabrikate	197
Patronen	40	Gummi und Gummireifen	38
Dynamit	3	Feuerwaffen	21
Lastautos	82	Leere Granaten	111
Personenautos	49	Wollwaren	67
Flugzeuge	7	Draht usw.	45
Motorräder	4	Zusammen	1089
Pferde	125		

Die ungeheuren Munitionslieferungen haben die amerikanischen Fabrikanten angeregt, ihre Betriebe zu erweitern und die Intensität ihrer Arbeit zu erhöhen. Da die Kriegsindustrie in allen Ländern zu einer treibhausmäßigen Steigerung der Erzeugung geführt hat, besonders in einigen Spezialbranchen wie der Fabrikation von Automobilen, Kanonen, Gewehren, Pulver und einigen Stahlsorten, so wird nach dem Kriege ein scharfer Wettbewerb eintreten, um die Zinsen für die großen Kapitalanlagen aufzubringen — ein Wettbewerb, der von nachhaltigstem Einfluß auf die Handelspolitik sein wird.

Auch in Deutschland hat die Montanindustrie unter schwierigen Verhältnissen bei stark verringerter Arbeiterzahl glänzende technische Leistungen

vollbracht. Aber die Stahlproduktion hat noch lange nicht wieder die letzten Friedensjahre erreicht. In den Vereinigten Staaten dagegen sind die höchsten Ziffern der Friedenserzeugung bei weitem überboten worden: es wurde an Roheisen in Millionen Tonnen erzeugt:

	Deutschland	Vereinigte Staaten		Deutschland	Vereinigte Staaten
1907	13,04	25,78	1912	17,87	29,72
1908	11,81	15,93	1913	19,29	30,96
1909	12,92	25,79	1914	14,38	22,50
1910	14,79	27,30	1915	11,79	30,39
1911	15,53	23,64	1916	13,00	39,50

Der letzte Ausweis der United States Steel Corporation (Stahltrust), die mit ihren fast 5 Milliarden Mark Aktien- und Schuldverschreibungskapital die größte Aktiengesellschaft der Welt ist, gibt ein sprechendes Bild von den riesigen Gewinnen, die Amerika aus der Selbstzerfleischung Europas zieht. Es betrug nach Vornahme der Abschreibungen der Reingewinn:

Im vierten Quartal 1914 . . . . . 8010598 Dollar,
im vierten Quartal 1915 . . . . . 40853113 Dollar,
im vierten Quartal 1916 . . . . . 96322000 Dollar.

Da 1 Dollar heute 5,52 Mark wert ist, so beträgt der Reingewinn des Stahltrusts in dem einen letzten Vierteljahr 1916 allein 529,65 Millionen Mark, also sehr erheblich mehr als Aktienkapital und Reserven der Deutschen Bank nach der neuesten Kapitalerhöhung!

Die Ausfuhr der Vereinigten Staaten wird durch folgende Statistik illustriert:

	Ausfuhr in Millionen Dollar	Ausfuhrüberschuß in Millionen Dollar
1913/14	2330	436
1914/15	2769	1095
1915/16	4345	2265

Die Entwicklung des Überschusses der Ausfuhr über die Einfuhr ist nicht minder wichtig als die Steigerung der Ausfuhr überhaupt. Die Vereinigten Staaten konnten ihre märchenhaften Naturschätze nur mit Kapital und Menschen aus Europa ausbeuten. Sie mußten die geliehenen, in Amerika angelegten Kapitalien verzinsen. Die Auswanderer sandten alljährlich große Summen in ihre Heimat. Viele tausend Amerikaner besuchten Europa, entweder um ihre alte Heimat wiederzusehen oder Herz und Hirn an den Schönheiten der alten Kultur zu erfreuen oder sich auf den Boulevards der großen Weltstädte zu amüsieren. Die sich daraus ergebenden jährlichen Verpflichtungen der Vereinigten Staaten an Europa wurden auf 550 bis 600 Millionen Dollar im Jahre geschätzt, die Kapitalschuld der Vereinigten Staaten an Europa auf 6 bis 7 Millionen Dollar.[2]

[2] Nach Sartorius Freiherrn v. Waltershausen: »Das Auslandskapital während des Weltkriegs« schuldeten die Vereinigten Staaten an England 2,4 Milliarden, an Frankreich 520 Millionen, an Deutschland 425 Millionen, an die Niederlande 300 Millionen, an Belgien 125 Millionen und an einige andere kleine Länder 250 Millionen Dollar. Seit 1910 stieg diese Verschuldung bis Kriegsausbruch nicht unbeträchtlich.

Mit dem Ausfuhrüberschuß bezahlten die Vereinigten Staaten wie alle Schuldnerländer ihre jährlichen Verpflichtungen. Während Deutschland oder England mehr ein- als ausführen, wiel sie die Mehreinfuhr mit den ihnen aus dem Ausland zufließenden Zinsen der exportierten Kapitalien, mit Schiffsfrachten und provisionspflichtigen Dienstleistungen bezahlen, müssen Länder wie die Vereinigten Staaten auf eine Mehrausfuhr sehen, um damit Zinsen und Frachten bezahlen, Rimessen von Auswanderern und Reisenden einlösen zu können.

Da der Ausfuhrüberschuß im Kriege ins Gigantische gestiegen ist, konnten die Vereinigten Staaten in erhöhtem Maße an die Abtragung ihrer Schulden denken. In diesem Bestreben wurden sie dadurch unterstützt, daß die Auswanderer die Lust an der Anlage ihres Spargroschens in der Währung der kriegführenden Länder verloren und die Europareisenden sich sehr verminderten. Der Ausbau der eigenen Handelsflotte befreit die Vereinigten Staaten allmählich von der Verpflichtung, an fremde Nationen für den Personen- und Frachtenverkehr Zahlungen leisten zu müssen, und erlaubt sogar, an fremde Nationen Frachtraum zu verkaufen. Unter diesen Umständen beginnen sich die Vereinigten Staaten allmählich aus einem Schuldnerland in ein Gläubigerland zu verwandeln. Die New Yorker »Times« nennt in ihrer letzten Nummer von 1916 das vergangene Jahr ein „superlative year" und bekräftigt ihr Lob auf das dritte Kriegsjahr mit anschaulichen Zahlen:[3]

	1916 Dollar	1915 Dollar	Veränderung
Binnenhandel	45800000000	32700000000	+ 40,1
Außenhandel			
Import	2364000000	1778596695	+ 32,9
Export	5461000000	3547480372	+ 53,9
Total	7825000000	5326077067	+ 46,9
Überschuß	3097000000	1768883677	+ 75,1
Nationalvermögen			
Total	230000000000	218000000000	+ 5,5
Per Kopf	2255	2176	+ 3,6
Goldgeld im Land	2741669491	2260687547	+ 21,3
Bank-Clearings	261000000000	187759076986	+ 39,0
Bank-Darlehen			
Alle Nationalbanken	8350000000	7233000000	+ 15,4
New Yorker Banken	3350000000	3257606000	+ 2,9
Konkurse			
Verbindlichkeiten	194863521	302286148	— 35,5
Bahneinnahmen			
Brutto	3623000000	3075038881	+ 17,8
Netto	1260000000	1014551209	+ 24,2
Industriegewinn			
Gesellschaften	378000000	157000000	+140,8
Eisenproduktion	39261000	29662566	+ 32,4
Kohlenförderung	500000000	442624426	+ 12,9
Neubauerlaubnisse	391000000	821817912	+ 20,7
Agrarproduktion	11000000000	10501686000	+ 4,7
Nahrungsmittelpreise	206	149	+ 38,2
Wochenlohn	15,17	13,47	+ 12,6

[3] Nach der »Frankfurter Zeitung«, 1917, Nr. 33.

Die Zahlungsbilanz der Vereinigten Staaten gestaltete sich 1916 nach der New Yorker »Times« wie folgt:

	In Mill. Dollar		In Mill. Dollar
Zurückgekaufte Effekten (Marktpreis)	2200	Ausfuhrüberschuß	5100
Goldzufluß	800	Silberausfuhr	60
Fremde Effekten gekauft	2100		5160
Zinsverpflichtungen aus Ausland	50		
Frachtvergütung aus Ausland	10		
	5160		

Die dauernden Vorteile der Vereinigten Staaten aus dem europäischen Kriege sind: Abtragung ihrer alten Schuld, finanzielle Verselbständigung, Erwerbung großer Guthaben in Form von Anleihen und Krediten, die den bisherigen Gläubigern gewährt wurden, Verbilligung des Leihgeldes für die einheimische Erzeugung, Erschließung neuer Märkte, Entwicklung einer eigenen Handelsflotte. In dem Maße, als die Vereinigten Staaten aktiv in die europäische Politik eingreifen, übernehmen sie auch Kriegslasten und geben eines Teiles ihrer bisher erworbenen Vorteile verlustig.

Die Yankees sind sich auch der seltenen Gunst der Stunde wohl bewußt. Wie ihre Bemühungen um Beschaffung einer eigenen Handelsflotte zeigen, tun sie ihr Bestes, um sich in jeder Beziehung gegenüber Europa selbständig zu machen und neue Auslandsmärkte zu erschließen. Die National City Bank hat Filialen in Buenos Aires, Rio de Janeiro, Montevideo, Havana, Santos, Sao Paulo, Santiago und sogar in St. Petersburg eröffnet. Rußland, besonders Sibirien winkt Amerikanern und Japanern als Zukunftsland profitlichen Schaffens. Die Amerikaner suchen in Sibirien Konzessionen zu erlangen und für Chemikalien, landwirtschaftliche Maschinen und sogar Zucker einen Markt zu schaffen. Der National City Bank steht die American International Corporation nahe, die in Gemeinschaft mit großen Banken und Industrieunternehmungen Pionierdienste in Südamerika und Ostasien leisten soll. Da es dem Zuge der Zeit entspricht, kaufmännisch gebildete Ingenieure in das Bankfach zu ziehen, wurde die Leitung der neuen großen Gesellschaft, die für das südamerikanische Geschäft bereits eine eigene Untergesellschaft, die Latin American Co. gegründet hat, in die Hände des Ingenieurs Stone gelegt.

Der Schwerpunkt der Welt wandert. Seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, der Entdeckung der neuen Seewege nach Ost- und Westindien lag er in Europa. Die europäischen Völker haben die wirtschaftliche und europäische Arbeit langer Generationen nicht verwalten können. In dem blutigsten aller Kriege zerfleischen sie sich und haben dabei nur den einen Trost, daß diese Leistung dem Jungvolk jenseits des Atlantik freie Bahn macht.

Literarische Rundschau.

Dr. K. Mehrmann, **Der diplomatische Krieg in Vorderasien unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Bagdadbahn.** Dresden 1916, Verlag »Das größere Deutschland«. 182 Seiten mit zwei farbigen Karten.

Auf die Bedeutung der vorderasiatischen Probleme zur Aufhellung der Politik der Großmächte und der Vorgeschichte des Weltkriegs braucht man wohl nicht noch besonders hinzuweisen. Der nationalliberale Schriftsteller Mehrmann hat sich eine dankenswerte Aufgabe gestellt, die diplomatischen Irrungen und Wirrungen, soweit sie Vorderasien zum Gegenstand haben, in ihrer Entwicklung zu verfolgen. Er erklärt dabei, daß seine geschichtliche Darstellung nur als erster Versuch auf diesem Gebiet betrachtet werden darf und daß er sich trotz der nationalen Interessiertheit bemüht habe, an die Sachlichkeit des Historikers heranzukommen. In gewissem Sinne darf man ihm auch dies zuerkennen. Soweit er Geschichte schreibt, teilt er die Presseäußerungen ziemlich objektiv mit, oder wenigstens ist uns beim Lesen der Arbeit nichts aufgefallen, an dessen Genauigkeit man zweifeln müßte. Anders steht es mit seinen allgemeinen Urteilen und Bemerkungen über die politischen Absichten der Mächte. Hier scheint auch Mehrmann allgemeine Urteile wiederzugeben, ohne diese nachzuprüfen, insbesondere was er in bezug auf die »Einkreisungspolitik« Englands sagt. Trotzdem ist das Werk recht wertvoll. Es bietet tatsächlich eine gute Vorarbeit für einen künftigen Historiker über die internationale Politik der letzten zwanzig Jahre.

Mehrmann hat viel Material gesammelt und geschickt verwertet. Allein lückenlos hat er den diplomatischen Kampf nicht aufgehellt, und wenn man das Ganze genau studiert, kann man in bezug auf die Ursachen des Weltkriegs sagen: Ich bin so klug als wie zuvor! Nachdem eine fast vollständige Einigung zwischen allen Mächten gerade in bezug auf Vorderasien erzielt wurde, wird ein Weltkrieg entfacht eben wegen Vorderasien! Dr. Mehrmann greift zu der wenig besagenden Ausrede: Ssassonoff habe ein Doppelspiel getrieben usw. Es kommt doch wirklich nicht darauf an, ob der russische Minister des Auswärtigen ehrlich ist oder nicht, sondern auf die Ziele und Bestrebungen Rußlands, die durch andere durchkreuzt waren und um derentwillen der Krieg gewagt wurde. Daß Rußland nach Konstantinopel trachtete, weiß man. Hoffte es aber, auf diesem Wege Konstantinopel zu erreichen? Worauf konnte sich seine Hoffnung gründen?

Beachtenswert ist dabei folgendes: Den bekannten »Petersburger« Brief der »Kölnischen Zeitung« vom März 1914 bezeichnet Mehrmann als »zweifellos offiziösen Aufsatz«. In bezug auf England ist auch er der Meinung, daß für England der Krieg unerwünscht kam. »Die englische Diplomatie«, sagt er, »sah scharf, daß der russische Vorwärtswille nach dem ägäischen und adriatischen Seebecken die britische Verkehrslinie ebenfalls flankiere. Und sie begriff, daß dem Drange Rußlands nach Indien durch das Abkommen über Persien nur zeitweilig Einhalt geboten war.« Im Gegensatz zu vielen anderen »Politikern« teilt Mehrmann nicht die Ansicht, daß England beschlossen habe, Konstantinopel an Rußland auszuliefern. Er faßt die bekannte Revaler Zusammenkunft von 1908 als einen Versuch auf, die Türkei von Deutschland abzuschnüren. Es fragt sich darum, ob Rußland hoffen darf, durch einen Krieg Konstantinopel zu erlangen.

Viel annehmbarer scheint die Ansicht Mehrmanns zu sein, daß Rußland den endgültigen Abschluß des Abkommens zwischen Deutschland und den Westmächten über Vorderasien hintertreiben wollte. Waren aber die Westmächte so naiv, dies nicht einzusehen, so hätte dies die deutsche Diplomatie leicht aufklären können.

Man sieht, eine Erklärung des Krieges bringt Mehrmanns Arbeit immer noch nicht.

Und noch ein Moment bleibt hier unaufgeklärt, nämlich: warum blieben die ersten Verhandlungen zwischen Deutschland und England wegen der Bagdadbahn

erfolglos? Mehrmann sagt: Die erste Aufnahme der Bagdadbahnkonzession in England war nicht unfreundlich. »Fast schien es, als wolle sich die Londoner Regierung mit der vollendeten Tatsache abfinden. Sie sah anscheinend in der deutscherseits ziemlich ostentativ betonten Internationalität der künftigen Bahn einen gangbaren Weg, um dem deutschen Vordringen nach dem Golf die Gefährlichkeit für die britischerseits dort beanspruchte Vor-, wenn nicht Alleinherrschaft zu nehmen.« Am 25. März 1903 zählte der indische Vizekönig Curzon in seiner Rede fünf asiatische Großmächte auf, darunter auch Deutschland. Um dieselbe Zeit bemühte sich Balfour um die Internationalisierung der Bahn. Das gleiche Verlangen wurde in bezug auf die Endstrecke noch 1905 gestellt. Aus welchen Gründen Deutschland damals darauf nicht eingegangen ist und wie man sich diese Internationalisierung in England gedacht hat, wird nicht dargelegt. Und dennoch ist dieses Moment besonders wichtig, weil, wie Mehrmann zugibt, darin die Erklärung für die »Einkreisepolitik« der Jahre 1904 bis 1911 zu suchen ist.

Wir schreiben hier keine Geschichte, noch haben wir Veranlassung, selbst diese Momente zu beleuchten. Es sei hier nur bemerkt, daß, wie es uns scheint, das Übereinkommen über die Bagdadbahn mißlang, weil man dieser Bahn diesseits des Kanals eine andere Bedeutung als jenseits zuschrieb. In Deutschland ließ man nie ihre militärstrategische Bedeutung aus dem Auge, während man sie in England bloß zu wirtschaftlichen Zwecken benutzt sehen wollte. Nicht die wirtschaftliche Konkurrenz, sondern der machtpolitische Wettstreit machte die Verständigung unmöglich. Diesen Unterschied zwischen wirtschaftlichen und machtpolitischen Interessen übersieht man aber häufig. Sp.

Berta v. Suttner, **Der Kampf um die Vermeidung des Weltkriegs.** Randglossen aus zwei Jahrzehnten zu den Zeitereignissen vor der Katastrophe (1892 bis 1900 und 1907 bis 1914). Herausgegeben von Dr. Alfred H. Fried. Zürich 1917, Artistisches Institut Orell Füßli. Zwei Bände. VIII und 628 und 630 Seiten. Preis 16 Franken.

Es ist nicht schwer, jetzt schon die Prophezeiung aufzustellen, daß diese taggeborenen »Randglossen zu den Zeitereignissen vor der Katastrophe« die geschäftige Flut der sogenannten Kriegsliteratur überleben werden. Denn hier steht hinter dem Schriftsteller die Persönlichkeit, und das Buch wird zum Lebenswerk. Noch mehr: wenn wir recht sehen, so werden diese publizistischen Eintagsfliegen auch dann noch Interesse behalten, wenn manch andere Schrift Berta v. Suttners schon längst vergessen sein wird. Zum Worte kommt auf diesen Blättern der seherische Scharfblick jener Leidenschaft, die sich weniger auf theoretische Voraussetzungen als vielmehr auf kategorische Imperative des Herzens stützt — und das ist es, was ihnen nachhaltigen Atem verleiht. Mit der zähen Ausdauer jenes Sklaven, der seinen Gebieter alltäglich mit dem Ausruf: »Gedenke der Athener!« wecken mußte, hat diese Stimme ihre Zeit- und Ortsgenossenschaft durch Jahrzehnte wachzurufen versucht, indem sie ihre Aufmerksamkeit — und zwar aus freien Stücken und nicht um des Lohnes willen! — auf den Militarismus lenkte. Heute ist die Lektüre dieser Aufzeichnungen besonders ergreifend. Die fleißig zusammengetragenen Tatsachen, Aussprüche, Erinnerungen und Begebenheiten geben mit einem Male ein denkwürdiges Bild jenes Hexenkessels, in dem Europa jahrelang siedete. Kein Tag verging, ohne daß der nahende Sturm seine Vorboten hinaussandte! Es ist wirklich lehrreich, heutigentags diese ganze Periode der latenten Kriegsgefahr noch einmal rückschauend Revue passieren zu lassen, die Wühler an der Arbeit zu sehen, die ganze Parade der Völkerverhetzung und Gesinnungstüchtigkeit im Anmarsch zu beobachten, um die endgültige Gewißheit zu erhalten, daß man Kriege jahrzehntelang vorzubereiten pflegt und daß es mitunter fast sinnlos ist, die Verantwortung den allerletzten Tagen diplomatischer Heißarbeit zuzuschieben. Berta v. Suttners Randglossen bieten in dieser Beziehung ein ungemein reichhaltiges

Material. Alle kleinen und großen Kriegsmacher leben wieder in unserer Erinnerung auf, die ganze Anarchie des bürgerlichen Zeitalters tritt plastisch hervor — und zwar stets um so deutlicher, je weniger ihr Chronist sich veranlaßt sieht, dem Übel überall auf den Grund zu gehen.

Mit dem theoretischen Standpunkt der Verfasserin hier zu rechten, kann nicht unsere Absicht sein. Der Pazifismus ist — historisch genommen — nur insofern interessant, als er den dunklen Drang des Bürgertums zur Überwindung der kapitalistischen Widersprüche zum Ausdruck bringt und die Unmöglichkeit solcher Überwindung auf dem Boden des Kapitalismus veranschaulicht. Es ist ein Spezialfall jener bemerkenswerten Erscheinung des bürgerlichen Geisteslebens, die wir an einem anderen Orte Sozialismus auf Umwegen genannt haben. Aber die Tagebuchblätter Berta v. Suttners behalten unverminderten Wert auch dort, wo man ihre soziale Rezeptur entschieden mißbilligen muß. Sie ist eingestandenermaßen keine Sozialistin — und es wäre ungerecht, von ihr mehr zu fordern, als mancher Sozialist heutzutage hält. Ihr Pazifismus ist die Kehrseite jener Weltanschauung, welche den sozialen Klassenkampf überhaupt verpönt. Daher ist es durchaus in der Ordnung, wenn dieser Pazifismus sogar die internationale Solidarität der Reaktion, wie sie sich bei allen Anzeichen revolutionärer Erhebungen zu manifestieren pflegt, als einen Friedensfaktor bewertet. Ebenso in der Ordnung ist es, wenn er seine Hoffnungen in erster (wenn nicht in einziger) Linie zum Beispiel »an die ersten Kundgebungen eines jungen Alleinherrschers« knüpft, mit dem ein »neuer Mensch« zur Macht gelange, »dem auch die neuen Ideale vorschweben«. (Vergl. 1. Band, S. 168.) Niemand vermag über seinen eigenen Schatten zu springen. o. bl.

Notizen.

Die Verarmung Europas. Welche finanziellen Folgen bis jetzt schon der Krieg für die an ihm beteiligten Staaten hat, zeigt nachstehende Übersicht:

Die englische Regierung fordert einen neuen Kriegskredit von 400 Millionen Pfund, erklärt aber, sie werde mit ihm nicht bis Ende März 1917 auskommen können. Im ganzen werden die Ausgaben Englands im laufenden Etatsjahr wohl über 2 Milliarden Pfund betragen. Die Staatsschuld, die am 31. März 1914 rund 708 Millionen Pfund ausmachte, wird 1917 die Summe von 3755 Millionen erreichen, sich also infolge des Krieges um 3047 Millionen erhöhen, wogegen allerdings 800 bis 1000 Millionen Pfund wohl bei den Verbündeten und Kolonien als Aktivposten zu buchen sind. Da jedoch zunächst mit einer Rückzahlung der Vorschüsse nicht zu rechnen sein wird, ist England nach dem Kriege mit einer Staatsschuld von ein Fünftel bis ein Viertel seines Gesamtvermögens belastet. Da England zum 6prozentigen Zinsfuß übergegangen ist, so wird die Verzinsung dieser Schuld nach ihrer Konsolidierung 225,3 Millionen Pfund, das heißt mehr als die Gesamteinnahmen vor dem Kriege (rund 198 Millionen) verschlingen. England hat zwar seine Einnahmen gewaltig gesteigert und hofft in diesem Jahre 502,27 Millionen zu erlangen, immerhin fordert die Verzinsung dieser Schuld fast die Hälfte der Gesamteinnahmen! Selbst wenn es England gelingen sollte, die Ausgaben nach dem Kriege auf 450 bis 500 Millionen zu beschränken, so ergibt sich dadurch eine Belastung auf den Kopf mit 10 bis 11 Pfund, das heißt von ein Fünftel bis ein Viertel des Gesamteinkommens jedes Engländers.[1]

Über die Lage der französischen Finanzen haben wir schon berichtet. (Neue Zeit, XXXV, 1, Nr. 1, vom 6. Oktober 1916.) Inzwischen wurde ein neuer Kredit für das erste Quartal 1917 in Höhe von 8,62 Milliarden Franken be-

[1] Die Angaben über Volksvermögen und -einkommen sind, wo keine andere Quelle angeführt ist, dem »Economist« vom 18. Dezember 1915 entnommen.

willigt; dadurch wachsen die Gesamtausgaben Frankreichs für die Kriegszeit auf 72,5 Milliarden Franken, von denen nur ein Vierzehntel auf normale Staatsausgaben kommt. Die Zinsenlast Frankreichs beträgt heute allein zur Verzinsung der Kriegsschulden 2,5 Milliarden Franken. Es ist gar nicht abzusehen, wie Frankreich jemals diese unheimliche Last werde tragen können!

Rußland steht Ende 1916 völlig erschöpft da. Nach der Budgetdenkschrift für das Jahr 1917 werden die russischen Kriegsausgaben bis Ende 1916 22½ Milliarden Rubel oder mehr als ein Sechstel des Gesamtvermögens des Landes verschlungen haben. Die Staatsschuld ist von 8,86 auf rund 32 Milliarden angestiegen, was bei einer 6- bis 7prozentigen Verzinsung eine Summe von 1920 bis 2240 Millionen Rubel erfordert. Wer wird zu behaupten wagen, daß Rußland diese ungeheuerlichen Summen aufzubringen imstande ist? Zusammen mit den übrigen Staatsausgaben verschlingen die Schuldenzinsen ein Drittel bis die Hälfte des Volkseinkommens. Und trotzdem soll der Krieg noch weitergeführt werden, obgleich die erwähnte Denkschrift die vermutlichen Kriegskosten im Jahre 1917 auf 15 Milliarden Rubel schätzt!

Nicht viel besser steht es in Italien, wo die reinen Kriegskosten (ohne die »normalen« Rüstungsausgaben) im Jahre 1915/16 (bis Ende Juni) 7365 Millionen Franken betrugen. Hinzu kommen 4 bis 5 Milliarden für die Rüstungsausgaben und für die ersten Kriegsmonate. Die Staatsschuld ist von Ende Juni 1914 bis Ende Juni 1916 um 10 368 Millionen auf 26 218 Millionen angestiegen. Ein weiteres Kriegsjahr würde Italien mindestens 10 bis 12 Milliarden kosten und seine Staatsschuld auf rund 36 bis 38 Milliarden erhöhen, und das bei einer armen Bevölkerung von 34 bis 35 Millionen Menschen! Auf jedem Einwohner wird eine Schuld von über 1000 Franken und eine Verzinsungslast von 60 bis 70 Franken, auf einer Familie von 300 bis 350 Franken im Jahre lasten. Und dies soll eine Bevölkerung tragen können, deren Gesamteinnahmen mit 600 Franken auf den Kopf geschätzt werden?!

Wie die Verhältnisse in Österreich-Ungarn liegen, geht aus folgender Erwägung hervor. In der »Neuen Freien Presse« vom 8. März 1916 schätzte Fellner das Gesamteinkommen der Bevölkerung auf 22 Milliarden Kronen. In der »Frankfurter Zeitung« vom 27. September 1916 wurden die Kriegsausgaben dieses Landes in den ersten zwei Jahren auf 31 bis 32 Milliarden geschätzt; bis Ende März 1917 werden sie bei der Annahme, daß die monatlichen Ausgaben 2,2 Milliarden nicht übersteigen werden, fast 50 Milliarden erreichen. Eine 7prozentige Verzinsung einer 50-Milliardenschuld erfordert aber 3,5 Milliarden Kronen. Da die früheren Ausgaben schon fast 6 Milliarden erreicht haben, so werden die kommenden Ausgaben mindestens 10 bis 11 Milliarden ausmachen, das heißt die Hälfte des Volkseinkommens. Was das bedeutet, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Deutschland hat an Kriegsschulden bis zum 30. September 1916 50,77 Milliarden Mark aufgenommen. Für die sechs Monate bis Ende März werden mindestens noch weitere 12 bis 15 Milliarden hinzukommen. Bei 62 bis 65 Milliarden braucht das Reich für die Verzinsung allein 3,1 bis 3,25 Milliarden Mark jährlich.

Um sich von diesen Zahlen ein Bild zu machen, erinnere man sich, daß das Unternehmungskapital der deutschen Aktiengesellschaften 1913/14 bloß 19,8 Milliarden, ihre Schuldverschreibungen und Hypotheken 5,6 Milliarden, zusammen werbendes Kapital 25,4 Milliarden, das heißt nur die Hälfte der Reichskriegskredite bis zum 30. September 1916 ausmacht. Nehmen wir an, daß nur die Hälfte des werbenden Kapitals aller Aktiengesellschaften in Reichsanleihen verwandelt ist, so genügt das, die Schwierigkeiten des Überganges zur Friedenswirtschaft ohne weiteres klarzumachen. Sp.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 26 Ausgegeben am 30. März 1917 35. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Eispalast.

Von K. Kautsky.

Berlin, 20. März.

Als Ferdinand Freiligrath 1846 das Kommen der Revolution künden wollte, knüpfte er an die Erzählung von dem Eispalast an, den die Kaiserin Katharina sich während eines Winters auf der Newa erbauen ließ, um dort Feste zu feiern:

Also bis in den März hinein war seine Herrlichkeit zu schauen.
Doch — auch in Rußland kommt der Lenz, und auch der Newa Blöcke tauen.
Hui, wie beim ersten Sturm aus Süd der ganze schimmernde Koloß
Hohl in sich selbst zusammensank und häuptlings in die Fluten schoß!

Nicht in Rußland, in Westeuropa sah Freiligrath damals die Revolution voraus. Die Newa, das war ihm die revolutionäre Volksmasse:

Den Winterfrost der Tyrannei stolz vom Genicke schüttelt sie,
Und schlingt hinab, den lang sie trug, den Eispalast der Despotie.

Die Möglichkeit einer russischen Revolution zog Freiligrath nicht in Betracht. Daß das russische Volk sich gegen seine Dränger erheben könne, galt damals noch als aussichtsloser Traum. Ein halbes Jahrhundert später hatte Westeuropa aufgehört, die internationalen revolutionären Bewegungen zu führen, war Rußland zum Lande der revolutionären Initiative geworden — nicht der Initiative einzelner, auch nicht einzelner Gruppen oder Organisationen, sondern der spontanen Initiative der Volksmassen. Das galt schon 1905, das gilt jetzt wieder.

Nicht bildlich, sondern tatsächlich ist es heute das Land an der Newa, wo zuerst der Frühlingssturm weht, der den Eispalast der Despotie zusammensinken läßt, der aber auch verspricht, die erstarrende, lebentötende Strenge des schier endlosen Kriegswinters zum Weichen zu bringen. Wie in einer Sackgasse festgefahren waren die kriegführenden Nationen, alle ersehnen sie ein Ende des Krieges, keine ihrer Regierungen wußte den Weg dahin zu finden. Da schlägt die Revolution eine Bresche, die einen Ausweg verspricht.

Daß Krieg und Revolution, wenn auch nicht gerade die soziale Revolution, so doch der Sturz des bestehenden Regierungssystems und der herrschenden Machthaber, seit einem Jahrhundert eng beisammen wohnen, war bis zum Weltkrieg in der Sozialdemokratie allgemein anerkannt, geradezu ein Gemeinplatz geworden. Und auch die Regierungen selbst rechneten damit — sonst hätten wir den Weltkrieg schon viel früher bekommen.

Aber merkwürdigerweise erwarteten viele Regierungen und Revolutionäre, die Revolution werde beim Ausbruch des Krieges kommen. Man betrachtete sie als Mittel, die Kriegführung zu stören, um so entweder vom internationalen Standpunkt aus den Krieg unmöglich zu machen, indem das Mittel allgemein angewandt wurde, oder vom Standpunkt einer der krieg-

führenden Nationen aus, um den Gegner zu schwächen, indem nur bei ihm das Mittel zur Anwendung kommen sollte.

Diese Erwartungen sind nirgends in Erfüllung gegangen. Einige unserer revolutionären Genossen haben die Schuld davon bei jenen unter uns gesehen, die der Revolution als einem Mittel der gewaltsamen Behinderung der Kriegführung von vornherein skeptisch gegenüberstanden. Aber tatsächlich haben auch jene sozialistischen Parteien, die im Frieden diese Methode, dem Krieg entgegenzuwirken, am energischsten propagiert hatten, sie beim Kriegsbeginn nicht zur Anwendung bringen können, weil der entscheidende Faktor, die nötige Stimmung der Volksmasse fehlte. Das zeigt uns deutlich das Beispiel Italiens. Wenn eine sozialistische Partei in dem jetzigen Kriege ihre Schuldigkeit getan hat, war es die italienische. Wenn ein Krieg auch für das blödeste Auge erkennbar kein Verteidigungskrieg war, so derjenige, den Italien erklärte. Und in keinem Lande ist die Methode des Massenstreiks durch vielfache Anwendung so sehr ins Volksbewußtsein übergegangen wie in Italien. Trotzdem war es auch dort nicht möglich, den Krieg durch eine Massenaktion zu hindern.

Aus diesem Ausbleiben der Revolution schlossen nun nicht wenige Radikale, es sei mit ihr überhaupt nichts, das bestehende Regime sei überall stärker als je, und es gelte, sich mit ihm abzufinden. Das große Umlernen begann. Ein sehr voreiliges Beginnen.

Unter jenen, die auf den Zusammenhang zwischen Krieg und Revolution hingewiesen, gab es jedoch eine ganze Reihe, die keines Umlernens bedurften, da sie die Revolution nicht am Anfang, sondern erst beim Abschluß des Krieges erwartet hatten.

Ich kann mich keines Beispiels entsinnen, daß der Beginn eines Krieges eine Regierung über den Haufen geworfen, einen Systemwechsel herbeigeführt hätte. Dagegen war dies im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts das unvermeidliche Ende eines jeden Krieges für den Besiegten, ja mitunter sogar für den Sieger, wenn das Ergebnis des Sieges zu teuer erkauft wurde und die Kriegführung die Unfähigkeit des herrschenden Regimes dargetan hatte. So folgte dem Kriege, den Rußland 1877 gegen die Türkei siegreich führte und in dem es bis vor die Tore Konstantinopels vordrang, das Erstarken der revolutionären Bewegung, das mit dem Schuß unserer Freundin Wera Sassulitsch begann und seinen Höhepunkt in der Tötung des Zaren Alexander II. fand, die gleich der jetzigen Revolution und so mancher früheren revolutionären Aktion ebenfalls in den März fiel (13. März 1881).

So durfte man auch diesmal schon bei Ausbruch des Krieges erwarten, sein Ende werde heftige innerpolitische Kämpfe hervorrufen, die, je nach der Art seines Abschlusses, in dem einen oder anderen Staat einen revolutionären Charakter annehmen können.

Was nicht zu erwarten war, was überraschend wirkt, das ist der Ausbruch der Revolution in Rußland schon während des Krieges. Das ist ein ganz ungewöhnlicher Fall, der im neunzehnten Jahrhundert keinen Vorgänger findet. Der Fall des französischen Kaiserreichs nach Sedan war nicht das Werk einer Revolution. Dies Regime verkörperte sich in der Person Napoleons III. und verlor seine Grundlage, als dieser in Sedan gefangen genommen wurde. Das revolutionäre Auftreten der unzufriedenen Volksmassen in Paris setzte erst ein, als der Friede geschlossen war.

Will man einen Vorläufer für eine revolutionäre Änderung des herrschenden Regimes während eines Krieges finden, muß man zur großen französischen Revolution zurückgehen. Da wurde während des Krieges, der im April 1792 zwischen Frankreich auf der einen, Österreich und Preußen auf der anderen Seite ausbrach, zuerst das Königtum gestürzt (August 1792), weil es den Landesfeind begünstigte, dann wurden im Juni 1793 die Girondisten beseitigt, weil sie gegenüber dem Privateigentum der Lieferanten und Agrarier nicht jene Energie entwickelten, die der damals gegen Frankreich geführte Aushungerungskrieg erheischte.

Damit könnte man die jetzige Revolution in Rußland einigermaßen vergleichen. Etwas Ähnliches hatte Engels für Deutschland erwartet für den Fall, daß es von Rußland und Frankreich zugleich angegriffen würde. Er schrieb in seinem während der letzten Jahre so oft zitierten Artikel über den »Sozialismus in Deutschland« (Neue Zeit, X, 1, S. 580):

Ein Krieg, wo Russen und Franzosen in Deutschland einbrächen, wäre für dieses ein Kampf auf Tod und Leben, worin es seine nationale Existenz nur sichern könnte durch Anwendung der revolutionärsten Maßregeln. Die jetzige Regierung, falls sie nicht dazu gezwungen wird, entfesselt die Revolution sicher nicht. Aber wir haben eine starke Partei, die sie dazu zwingen oder im Notfall sie ersetzen kann, die sozialdemokratische Partei.

Dieser Passus wird von den Bewilligern der Kriegskredite mit Vorliebe zitiert. Aber sie lieben es, nur den Anfang des Passus zu wiederholen.

Nicht von der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, sondern von den revolutionären Massen Rußlands wurde die von Engels empfohlene Methode jetzt zur Anwendung gebracht.

Natürlich ist die erste Frage gegenüber der neuen Revolution heute nicht die, wie sie auf Demokratie und Sozialismus, sondern wie sie auf den Krieg und seinen Abschluß wirken wird.

Darüber läßt sich jedoch zurzeit nicht viel sagen, denn wir haben da mit zu vielen unbestimmten Faktoren zu rechnen. Aber schon das beflügelt unsere Hoffnungen, daß jetzt ein neuer Faktor der Kriegspolitik auftaucht, der in der Ära des Burgfriedens überall völlig ausgeschaltet war, das revolutionäre Proletariat und der Sozialismus, die uns in Rußland mehr als anderswo erwarten lassen, daß sie von internationalen und nicht von nationalen Gesichtspunkten geleitet werden.

Sicher ist die jetzige Revolution, wie bisher noch jede gelungene Revolution, nicht das Werk einer einzigen Klasse, Partei oder Strömung, sondern mehrerer und sehr verschiedenartiger, die sich bloß in dem einen Punkte begegneten, in dem Streben, Absolutismus und Herrschaft der Bureaukratie loszuwerden. Die hungernde Masse gab wohl den Ausschlag, der Schrei nach Brot war das Feldgeschrei der revolutionären Kämpfer. Aber zu ihnen gesellte sich gar mancher, der am Zarismus nur das auszusetzen hatte, daß dieser den Krieg nicht erfolgreich genug zu führen verstand.

Wie in jeder gelungenen Revolution, so wird auch in dieser auf ihren Sieg der Kampf der verschiedenen und oft gegensätzlichen Tendenzen folgen. Noch vermag man nicht vorauszusehen, welche Tendenz sich als herrschende schließlich behaupten wird. Wir können weder sagen, ob die Kriegführung eine energischere oder zerfahrenere werden, noch ob der Kriegswille gestärkt oder der Friedenswille allgemein werden wird.

Eines aber erscheint sicher: das neue Regime wird die gewaltsamen Methoden seiner Vorgänger gegenüber jeder Opposition nicht fortsetzen können. Es wird es nicht wagen, jene Methoden anzuwenden, angesichts der Kraft, die die revolutionäre Masse entfaltet hat. Und sollte es trotzdem sich durch die Not zu innerer Gewalttat drängen lassen, so wird ihm die innere Kraft fehlen, sie erfolgreich durchzusetzen. Der Kampf um den Frieden, um einen baldigen annehmbaren Frieden, der keines der beteiligten Völker vergewaltigt, wird hinfort nirgends so frei geführt werden dürfen, nirgends auf so wenige Hindernisse stoßen wie in Rußland.

Entscheidend für den Frieden wird nun die Frage, wie die russische Revolution auf Europa zurückwirkt, vor allem auf die Sozialdemokratie in Deutschland. Und da müssen wir zu unserem Leid gestehen, daß sich auch darüber zurzeit noch nichts Bestimmtes sagen läßt, angesichts der Zerfahrenheit unserer Parteiverhältnisse.

Am 4. August 1914 hatte die Mehrheit der sozialdemokratischen Fraktion die Kredite bewilligt unter Anstimmung des alten Schlachtrufs: »Kampf gegen den Zaren«, den sie als ein Vermächtnis unserer Meister betrachtete. In ihrer Erklärung hieß es:

Für unser Volk und seine freiheitliche Zukunft steht bei einem Siege des russischen Despotismus, der sich mit dem Blute der Besten seines Volkes befleckt hat, viel, wenn nicht alles auf dem Spiel. Da machen wir wahr, was wir immer betont haben: Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich.

Hier wurde also als die Gefahr für das eigene Vaterland, die abzuwehren war, der »Sieg des russischen Despotismus« bezeichnet.

Sein Sturz, das Kriegsziel der sozialdemokratischen Fraktion vom 4. August, ist erreicht. Was nun? Wird die Fraktion jetzt ihre Haltung ändern?

Dringender als je wird jetzt die Klarlegung der Kriegsziele der Reichsregierung, einmal deswegen, weil der Gegner im Osten über Nacht ein anderer geworden ist, und dann deshalb, weil die Bedingungen, bei ihm für den Frieden zu wirken, sich aufs gründlichste gewandelt haben. Die Friedenspartei beherrscht augenblicklich die Situation in Rußland, sie wird damit von entscheidendem Einfluß auf die Haltung des Zehnverbandes. Es ist unsere dringendste Aufgabe, ihre Kraft zu stärken. Dies kann nur dadurch geschehen, daß die Reichsregierung ihre Kriegsziele schleunigst bekanntgibt — solche Kriegsziele, die einen billigen Frieden ermöglichen, der kein Volk bedroht, keines vergewaltigt. Nur die Aussicht auf einen solchen Frieden würde es der russischen Friedenspartei möglich machen, sich durchzusetzen und zu behaupten.

Der deutschen Sozialdemokratie erwächst in dieser Situation eine gewaltige Pflicht. Wird ihr derjenige ihrer Teile gerecht werden, der über die reichsten Mittel in der Presse und in den Parlamenten verfügt, sich Gehör zu verschaffen? Die Aussichten dazu sind gering. Am 18. März brachte der »Vorwärts« einen Artikel zur Erinnerung an frühere Revolutionen und aus Anlaß der neuen Revolution. Sein Inhalt war: Mißtrauen gegen die Revolution und Vertrauen zum Reichskanzler. Der »Vorwärts« sagte:

Innere Kämpfe während des Krieges wollen wir nicht. Das politisch reife Volk Deutschlands begreift, daß wir uns in der Lage, in der wir uns befinden, diesen Luxus nicht leisten können, und darum erträgt es die Belastungsproben, die ihm

auferlegt sind, in einer Weise, die den Reichskanzler zu Ausdrücken der Bewunderung hinreißt.

Innere Kämpfe sind also ein Luxus, den sich im Kriege ein politisch reifes Volk nicht gestattet. Dieser Anschauung des »Vorwärts« entspricht es, daß er in dem gleichen Artikel erklärt — jetzt, in den Tagen der Revolution erklärt —, das russische Volk stehe an politischer Einsicht unter dem deutschen.

Über den Reichskanzler aber hören wir in dem gleichen Artikel:

Am vergangenen Mittwoch hielt der deutsche Reichskanzler im preußischen Dreiklassenhaus eine Rede, in der er ein neues, freies Reich verkündete.... Der leitende deutsche Staatsmann gab sein feierliches Gelöbnis ab, das deutsche Volk solle in seiner freiheitlichen Entwicklung nicht lange mehr hinter anderen zurückstehen.

Hier sehen wir den Weg bezeichnet, auf dem nach der Ansicht des rechten Flügels der deutschen Sozialdemokratie »politisch reife« Völker zur Freiheit kommen: nicht durch »innere Kämpfe während des Krieges«, sondern durch das Gutdünken des Reichskanzlers. Dabei hat dieser in seiner Rede gar kein greifbares Versprechen, geschweige denn ein Gelöbnis irgendwelcher Art abgegeben, sondern war vielmehr jeder bestimmten Äußerung aufs ängstlichste aus dem Wege gegangen — mit gutem Grunde von seinem Standpunkt aus —, denn jeder Versuch, auch nur einen Schritt in der Richtung auf ein »neues freies Reich« zu tun, würde die schwersten inneren Kämpfe entfesseln. Wer diese scheut, muß auf jenes verzichten.

Es ist kein sehr viel verheißendes Echo, das die russische Revolution da gefunden hat. Wie sie von den Massen in Deutschland aufgenommen wird, läßt sich zurzeit schwer feststellen. Sie kommen heute nicht so leicht zum Wort wie die Staatsmänner, die in ihrem Namen sprechen. Aber die verschiedensten Anzeichen weisen darauf, daß auf sie die Revolution ganz anders wirkt und immer mehr wirken wird, je mehr sie sich der ungeheuren Bedeutung dieses Ereignisses bewußt werden.

Eine neue Epoche in der Geschichte dieses Krieges beginnt, sein Wesen wird von Grund auf verändert.

Die russische Revolution ist der erste Hoffnungsstrahl, der seit Kriegsbeginn auf diese arme, blutgedüngte Erde fällt. Der erste Sonnenstrahl, der verspricht, Friedenssaaten sprießen zu lassen. Und gewinnt erst die Sonne Kraft, dann kommt eine böse Zeit für die Eispaläste.

Friedensfragen.

Von **Fr. Mehring.**

(Schluß.)

IV.

Der Mangel positiver Friedensvorschläge hat der Entente den Anlaß oder mindestens den Vorwand geboten, das deutsche Friedensangebot abzulehnen, wodurch sie nun ihrerseits in die Notwendigkeit versetzt wurde, ihre Friedensvorschläge zu veröffentlichen, wie es in ihrer Note an Wilson geschehen ist.

Die ausschweifende Natur dieser Friedensvorschläge hat jene lebhafte Entrüstung erweckt, die sich nicht zuletzt in der sozialdemokratischen Mehrheitspresse entladen hat. Diese Entrüstung ist jedoch ein äußerst wohlfeiler

Genuß, wenigstens für jeden, der ernsthaft den Frieden will. Viel notwendiger und nützlicher, wenn auch immerhin schwieriger ist es, sich klarzumachen, weshalb und wieso sich die Entente dermaßen überschlagen hat, und die Schlußfolgerungen zu ziehen, die vernünftigerweise daraus zu ziehen sind.

Einstweilen ist es nun einmal so in dieser unvollkommenen Welt eingerichtet, daß es aus dem Walde so herausschallt, wie man in ihn hineinruft. Ein Friedensangebot, das unter der mehr oder minder verhüllten Voraussetzung gemacht wird, daß der Anbietende die militärischen Trümpfe in der Hand habe, wird zunächst immer beantwortet werden: Oho, einstweilen haben w i r das militärische Heft in der Hand. Damit ist gar nichts gesagt, ebensowenig wie damit, daß Deutschland für seinen Friedensbruch »Reparation«, »Restitution«, »Garantien« usw. bieten solle. Es ist eben auch nur ein Echo aus dem Walde, gleichviel ob es hier »reale Garantien« oder dort »Reparation« und »Garantien« heißt. Solche Redewendungen sind ernsthaft zu nehmen, wenn man den Frieden mit dem Schwert diktieren kann, wie Bismarck in Ferrières, wo er die Annexion Elsaß-Lothringens als »Reparation« für vergangene und »Garantie« gegen künftige Angriffe Deutschlands verlangte, aber solange die Wage des Kriegsglücks schwankt, läuft die Forderung von »Reparationen« und »Garantien« auf eine papierene Redensart hinaus.

Delbrück ist nun zwar auch empört über die »Wildheit« der Forderungen, die die Entente stellt, aber er fügt doch hinzu, sie könnten ebensogut allgemeine Heiterkeit wie allgemeine Entrüstung erregen. In der Tat zeigen sie die innere Schwäche des Zehnverbandes, dieselbe Schwäche, die allen kriegerischen Koalitionen anhaftet. Verbünden sich mehrere Mächte für einen Krieg, so beseitigen sie damit in keiner Weise die widerstreitenden Interessen, die zwischen ihnen selbst bestehen, sondern sie stellen diese Interessen zunächst nur zurück gegen den gemeinsamen Kriegszweck. Einig sind sie nur darin, den gemeinsamen Gegner niederzukämpfen, und auch darin brauchen sie nicht vollkommen einig zu sein. Schon die Frage, bis zu welchem Grade der Gegner niedergekämpft werden soll, kann zum Bruch einer Koalition führen. Als sich im Jahre 1741 Preußen und Frankreich znm Kriege gegen Österreich verbündeten, wollte Frankreich dem Hause Habsburg die europäische Hegemonie entreißen, und es paßte in seinen Plan, dem preußischen Bundesgenossen die Provinz Schlesien zu versprechen, durch deren Verlust die österreichische Macht stark geschwächt werden mußte, aber die preußische Macht noch lange nicht gefährlich für Frankreich werden konnte. Der König Friedrich von Preußen dagegen wollte die Provinz Schlesien als eine Verstärkung seiner Hausmacht erobern, aber keineswegs die österreichische Macht so weit schwächen, daß sie kein europäisches Gegengewicht mehr gegen die französische Macht bot; er durfte und wollte es nicht dahin kommen lassen, daß nach seinem bekannten Worte ohne Erlaubnis des französischen Königs in Europa kein Kanonenschuß mehr abgefeuert werden durfte. Deshalb ließ er, als er von Österreich die Provinz Schlesien haben konnte, seinen französischen Bundesgenossen einfach im Stich und schloß seinen Separatfrieden mit Österreich, gänzlich unbekümmert darum, daß sich das französische Heer militärisch gerade in der ärgsten Patsche befand.

Sehen wir indessen davon ab und nehmen wir an, daß der Kriegswille bei allen Teilnehmern gleich stark sei, was um so weniger der Fall sein

wird, je zahlreicher diese Teilnehmer sind, so tritt in jeder Koalition der kritische Augenblick ein, sobald es sich um die Verteilung der Beute handelt, versteht sich im Falle ihres Sieges. Um ein historisch besonders berüchtigtes Beispiel anzuführen, so sei nur an den widerlichen Schacher um Land und Leute auf dem Wiener Kongreß von 1814 erinnert, wo die verbündeten Mächte Europas, nachdem sie Frankreich — übrigens auch erst nach den härtesten »Friktionen« der Kriegsmaschine — glücklich niedergekämpft hatten, sich dermaßen in die Haare gerieten, daß nur mit äußerster Mühe ein erbitterter Krieg zwischen ihnen verhindert wurde. Bekanntlich hatten England und Österreich mit dem eben besiegten Frankreich schon ein Kriegsbündnis gegen Preußen und Rußland auf dem Papier fertig, und es ist zweifelhaft, ob es nicht doch noch zum Kriege gekommen wäre, wenn die unvermutete Rückkehr Napoleons von Elba ihnen allen nicht wieder einen gemeinsamen Schrecken in die Glieder gejagt hätte.

Nun hat die Entente zwar nicht gesiegt, aber sie behauptet, den Sieg in der Tasche zu haben, und unter dieser Voraussetzung formuliert sie ihre Friedensforderungen. Da muß sie selbstverständlich, um nicht vorzeitig die Zwietracht im eigenen Lager zu säen, die besonderen Wünsche jedes ihrer Teilnehmer berücksichtigen. Und da diese Forderungen untereinander mehr oder minder karambolieren, so muß sie sich bemühen, sie in möglichst verwaschener Form unter den Hut allgemeiner Prinzipien zu bringen. Aber auch diesen Prinzipien muß sie eine sorgsam ausgeklügelte, zweideutige Fassung geben, weil auch sie sonst sofort gegeneinander zu heulen beginnen würden. So stellt das Friedensprogramm der Entente ein Tohuwabohu vor, aus dem sich nur die eine sichere Erkenntnis gewinnen läßt, daß wenn mit diesem Friedensprogramm je ein Anfang der Ausführung gemacht werden sollte, die Mächte des Zehnverbandes in die ärgste Katzbalgerei untereinander geraten würden.

Unter diesem Gesichtspunkt analysiert Delbrück eingehend die Note der Entente an Wilson, und wir können nicht umhin, wenigstens einige seiner Sätze an dieser Stelle wiederzugeben:

Wenn verlangt wird »die Rückgabe der früher durch Gewalt gegen den Wunsch der Bevölkerung den Alliierten entrissenen Provinzen«, so verstehen die Franzosen darunter die Rückgabe Elsaß-Lothringens. Da aber gleichzeitig von »Land- und Seegrenzen«, die »gegen ungerechte Angriffe gesichert werden sollen«, gesprochen wird, so haben sich auch schon Franzosen gefunden, die daraus die Abtretung des ganzen linken Rheinufers gefolgert haben. Umgekehrt könnte man wieder aus dem »Nationalitätsprinzip« folgern, daß nicht ganz Elsaß-Lothringen, sondern nur der französisch sprechende Teil, also bloß Metz zurückgegeben werden solle. Ganz ebenso sind die Ansprüche der Italiener ins Unsichere gestellt: nach dem »Nationalitätsprinzip« haben sie noch nicht einmal ganz das zu verlangen, was ihnen Österreich 1915 freiwillig zugestehen wollte; nach dem Prinzip der sicheren Land- und Seegrenzen können sie ihre Ansprüche so weit ausdehnen, wie sie Lust haben. Für die heikle Frage »Polen« hat man die Wendung gefunden, daß man statt einer gemeinschaftlichen Forderung des gesamten Verbandes der Note den Satz eingefügt hat: »Die Absichten des Zaren werden durch seine Proklamationen an seine Armeen ausgesprochen.« England, Frankreich und Italien werden also außerhalb gelassen und machen sich nicht stark für diese »Absichten des Zaren«. Um mit dem Schutze kleiner Völker prunken zu können, wird von der Befreiung der Slawen, Rumänen und Tschechoslowaken von der Fremdherrschaft gesprochen. Der Verfasser der Note scheint sich nicht ganz klar darüber gewesen zu sein, was

die »Slawen«, die er befreien will, eigentlich für ein Volk sind. Vielleicht hat ihm etwas von Slowenen vorgeschwebt, und da ihm dieses Volk nicht ganz klar war, hat er »Slawen« dafür eingesetzt, ohne weiter darüber nachzudenken, daß auch die Tschechoslowaken, Polen und Russen zu den Slawen gehören.

Und so weiter. Aus seiner eingehenden Prüfung der Note schließt Delbrück mit einiger Logik, daß sie ein großer Bluff ist, und es ist nicht eigentlich erhebend, daß, während ein konservativer Politiker, der freilich etwas von den Dingen versteht, so nüchtern urteilt, die sozialdemokratische Mehrheitspresse sich durch die Antwort der Entente auf das Friedensangebot der Mittelmächte wirklich hat verblüffen lassen.

V.

Freilich — indem sie erklärt, daß von deutscher Seite nunmehr nur noch ein Verteidigungskrieg geführt werde, der gern oder ungern durchgekämpft werden müsse, offenbart sie zugleich heiße Friedenswünsche. Das braucht noch kein Widerspruch zu sein, aber in die eine Schale ihrer Schicksalswage tut sie die Last eines Zentners und in die andere kaum die Last eines Strohhalms.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion bewilligt jede Forderung, die den Krieg fortzusetzen geeignet ist, aber ihre heißen Friedenswünsche haucht sie in die leere Luft, die dadurch höchstens für eine Sekunde erschüttert wird. Gewiß kann auch eine sozialdemokratische Opposition für Vorlagen der Regierung stimmen, ohne deshalb schon eine Regierungspartei im wegwerfenden Sinne des Wortes zu werden, aber doch immer nur dann, wenn der Wille der Regierung mit ihrem eigenen Willen übereinstimmt. Davon kann in dem vorliegenden Falle in keiner Weise gesprochen werden.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion besitzt nicht die geringste Bürgschaft dafür, daß der Friede, den sie als ihr oberstes Ziel verkündet, auch von der Regierung gewollt wird, aber gleichwohl bewilligt sie jede Forderung, die die Regierung für die Fortsetzung des Krieges stellt. Ja, sie tut nicht nur nichts, um irgendeine Aufklärung über den Frieden herbeizuführen, den die Regierung wünscht, sondern sie hindert sogar jeden Versuch einer solchen Aufklärung, wie die Vorgänge am 12. Dezember vorigen Jahres gezeigt haben. Es war in erster Reihe ihre Pflicht und Schuldigkeit — vorausgesetzt, daß sie eine selbständige Politik treiben wollte —, eine kritische Prüfung des Friedensangebots zu unternehmen, das die Mittelmächte der Entente gemacht haben, wie es unter derselben Voraussetzung in erster Reihe ihre Pflicht und Schuldigkeit war, in eine kritische Prüfung der Antwort einzutreten, die die Entente auf das Friedensangebot der Mittelmächte erteilt hat. Sie hat aber weder das eine noch das andere getan, die Antwort der Entente hat sie mit einem Ausbruch lebhafter Entrüstung beantwortet, und die Erörterung des Friedensangebots hat sie sogar gehindert, indem sie durch ihre Stimmen am 12. Dezember vorigen Jahres den Schluß der Debatte darüber entschied, noch ehe die Debatte begonnen hatte.

Stellt man sich auf ihren Standpunkt, so durfte sie die Mittel zur Fortführung des Krieges nicht eher bewilligen, ehe sie sich über die Friedensvorschläge der Regierung nicht klar war. Was für einen Frieden sie selbst [illegible]at, ist vollständig gleichgültig, solange sie unbesehen immer neue [illegible]dite bewilligt. Kein Wort der Regierung berechtigt sie zu der An-

nahme, daß ihre Friedenswünsche zusammenfallen mit den Friedenswünschen der Regierung. Indem sie auf jede Klärung dieser Frage verzichtet, aber gleichwohl jede Kriegshandlung der Regierung tatkräftig unterstützt, macht sie sich zur Regierungspartei im schlichtesten Sinne des Wortes, denn daß sie daneben allerlei Friedensgerede verübt, unterscheidet sie nicht von den ehedem Nationalliberalen, die auch nie aufhörten, fromme Wünsche in den Bart zu murmeln, wenn sie auf Bismarcks Kommando einschwenkten wie gehorsame Rekruten.

VI.

Es sei schließlich noch ein Blick auf den Vorschlag gestattet, der zwar nicht in der sozialdemokratischen Mehrheitspresse, aber in anderen, und zwar viel einflußreicheren Kreisen laut geworden ist, nämlich den Bluff der Entente mit einem gleichen Bluff zu beantworten. Was bei einem solchen gegenseitigen Bluffen herauskommt, zeigt eine lehrreiche Episode der preußischen Geschichte.

Der Siebenjährige Krieg hatte bereits mehr als drei Jahre gedauert, als die fortwährenden Friedensverhandlungen in einem Kongreß zu gipfeln schienen, der in Augsburg tagen sollte. Der König Friedrich von Preußen machte nun folgende Friedensvorschläge: »Entweder behält jeder, was er augenblicklich besitzt, demnach Preußen das Kurfürstentum Sachsen, die Russen Ostpreußen und die Franzosen die preußischen Besitzungen am Rhein; soll aber wieder eingetauscht werden, so verlange ich — da Ostpreußen und die rheinischen Besitzungen zusammen lange nicht so viel wert sind wie Sachsen — noch eine Salbe für die Brandwunde, entweder die Niederlausitz oder Mecklenburg oder Polnisch-Preußen (das heutige Westpreußen). Der schlimmste Friede wird der sein, der die Dinge auf demselben Stande beläßt, auf dem sie vor dem Kriege gewesen sind.«

Dem preußischen Kabinettsminister v. Finckenstein sträubten sich die Haare, als er diese Forderungen seines Gebieters hörte. Denn Friedrich hatte die drei großen Niederlagen von Kolin, Hochkirch und Kunersdorf hinter sich, stand am Vorabend der kleineren, aber deshalb nicht weniger empfindlichen Niederlagen von Maxen und Landshut und war so herunter, daß er an seine Vertrauten schrieb: »Der ewige Jude, wenn er je gelebt hat, hat nicht ein solches Landstreicherleben geführt wie ich.« Jedoch der Kabinettssekretär Eichel, der eigentliche Vertraute des Königs, schrieb dem Minister, dieser möge sich doch nicht auch bluffen lassen; der König werde heilfroh sein, wenn der Stand der Dinge vor dem Kriege wiederhergestellt würde.

Kaunitz, der leitende österreichische Minister, machte es aber nicht besser als der preußische König, obgleich Österreich namentlich finanziell völlig erschöpft war. Auch er bluffte nach Leibeskräften. Seine Friedensvorschläge gingen dahin, Österreich solle ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz erhalten, Frankreich und Rußland aber ebenfalls mit preußischem Besitz entschädigt werden; mit genau denselben Worten wie König Friedrich erklärte Kaunitz: »Der schlechteste Friede bleibt der, der den Besitzstand, so wie er vor dem Kriege war, einfach wiederherstellt.« So blufften Friedrich und Kaunitz, obgleich beiden schon das Wasser am Halse stand, und der geplante Friedenskongreß scheiterte.

Darauf folgten noch mehr als drei greuliche Kriegsjahre; Frankreich und Rußland zogen sich aus dem Kriege zurück, aber Österreich und Preußen

kämpften weiter, bis beide auf dem Rücken lagen und sogar nicht mehr bluffen konnten. Nun machte sich der Frieden ebenso schnell, wie er sich als unmöglich erwies, solange noch geblufft werden konnte. Nicht einmal Gesandte oder Minister waren bei den Friedensverhandlungen beteiligt, sondern von österreichischer Seite nur ein simpler Hofrat und von preußischer Seite nur ein simpler Legationsrat. Der Österreicher wollte sich sogar in das Hauptquartier des preußischen Königs begeben, das sich damals in dem eroberten Leipzig befand, um zu verhandeln; erst als er bei der Überfahrt über die Elbe auf der Meißner Fähre von irgendwem die Worte hörte: »Da kommen die Wiener, die gehen zum König«, erwachten in ihm diplomatische Skrupel. Er hielt wenige Meilen von Leipzig an, in dem Städtchen Wermsdorf, unter dem Vorwand, in dem nahegelegenen Jagdschloß Hubertusburg würde sich das Geheimnis der Verhandlungen besser wahren lassen als in Leipzig.

Friedrich durchschaute den Zauber, aber er hatte das Bluffen nun doch einigermaßen satt und sagte ganz vernünftig, Hubertusburg oder Leipzig sei ihm ganz gleich; es käme ihm gar nicht darauf an, seinen Unterhändler selbst nach Wien zu schicken. So wurde der Friede im Handumdrehen auf derselben Grundlage abgeschlossen, die Friedrich und Kaunitz drei Jahre früher einstimmig als den »schlimmsten« Ausgang des Krieges verurteilt hatten: der Stand der Dinge vor dem Kriege wurde einfach wiederhergestellt. Nach Abschluß des Friedens sagte Friedrich seinem Unterhändler: »Es ist doch ein gutes Ding um den Frieden, den wir abgeschlossen haben, aber man muß sich das nicht merken lassen.« Damit bestätigte Friedrich, daß er drei Jahre früher geblufft hatte, und verriet, kaum auf dem Trockenen, doch schon wieder eine gewisse Neigung zum Bluffen.

So war er jedoch nur als König; als Philosoph fragte er: »Wenn die Menschen der Vernunft zugänglich wären, würden sie wohl so lange, so hartnäckige und so beschwerliche Kriege führen, um früher oder später doch auf Friedensbedingungen zurückzukommen, die ihnen nur in den Augenblicken der Leidenschaft oder wenn das Glück sie gerade begünstigt, unerträglich erscheinen?« Man braucht nun freilich nicht mit dem Philosophen von Sanssouci der Menschheit die Vernunft überhaupt abzusprechen, aber jedenfalls muß man von einer Arbeiterpartei so viel Vernunft beanspruchen, daß sie auch im Kriege eine klare und selbständige Politik treibt, die weder blufft noch sich bluffen läßt.

Der Kapitalexport Deutschlands und Englands.

(Ein Beitrag zur Theorie des Imperialismus.)[1]

Von Spectator.

Wenn man nach den wirtschaftlichen Gründen des Imperialismus fragt, so hört man, sei es von den »Linken« oder von den »Rechten«, immer die Antwort, daß das Kapital ein »Verwertungsbedürfnis« habe, das es nur

[1] Der vorliegende Artikel ging uns gleichzeitig mit dem Vargas über den Kapitalexport und den Imperialismus zu, den wir im XXXIV. Jahrgang, 2. Band, Nr. 17 veröffentlichten. Wir haben trotz der Gleichheit des Themas beide Arbeiten akzeptiert, da sie sich sehr gut ergänzen. Die Redaktion.

außerhalb des eigenen Landes oder gar außerhalb Europas und Amerikas befriedigen könne. Daher der Drang nach Eroberung von Kolonien, nach Erlangung von Konzessionen auf den Bau von Eisenbahnen usw. So sagt Genosse Cunow:

Neben den Warenexport ist der Kapitalexport getreten; aus Absatzmärkten für die Großindustrie haben sich die Kolonien zu Anlagemärkten für das überschüssige Kapital der reich gewordenen Industrieländer entwickelt. Und dieses, wenn man so sagen darf, Verwertungs- und Ausdehnungsbedürfnis des Geldkapitals ist es, was in der modernen Expansions- und Weltpolitik zum Ausdruck kommt.

Dasselbe sagt mit etwas anderen Worten Pannekoek. Er meint:

In der letzten zwanzigjährigen Prosperitätsperiode sind die Kapitalmassen riesig angeschwollen, und damit ist der Drang, sie in unentwickelten Ländern mit hohem Profit anzulegen, in der Bourgeoisie alles beherrschend geworden.

Daraus wird nun gefolgert, daß der Imperialismus »notwendig« sei, daß er die fortgeschrittenste Entwicklungsstufe darstelle, auf die nur der Sozialismus folgen könne usw. Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei zunächst bemerkt, daß niemand die Auffassung bekämpft, als sei der »Imperialismus« die wirtschaftliche Macht des Bankkapitals, oder die, er entspringe dem Streben nach hohem Profit in fremden Ländern, obwohl der Kapitalexport keineswegs stets im Interesse der Industrie des eigenen Landes geschieht, noch weniger im Interesse der Arbeiterschaft liegt. Worauf es ankommt, ist einzig und allein das Streben des Kapitals nach der Bildung von zollpolitisch geschlossenen großen Reichen, sei es durch Angliederung benachbarter Staaten, sei es durch Vergrößerung des Kolonialbesitzes. Nur in diesem Sinne verstehe ich das Wort »Imperialismus«. Nun habe ich schon gezeigt (Nr. 19, 1. Band des XXXIV. Jahrganges der Neuen Zeit), daß mit der Entwicklung der Technik und der Differenzierung der Industrie die entwickelten Länder aufeinander angewiesen sind, daß darum die zollpolitische Abschließung diese Entwicklung hemmt und daß die Parole der fortgeschrittenen Industrie nicht die Bildung von geschlossenen großen Wirtschaftsgebieten ist, sondern: »Mein Feld ist die ganze Welt.« Jetzt will ich dem noch hinzufügen, daß die gleichen Tendenzen sich äußern, wenn wir den Kapitalexport der wichtigsten Länder untersuchen.

Zunächst muß festgestellt werden, daß die heutige imperialistische Epoche, wie allgemein angenommen wird, mit den achtziger Jahren beginnt, also vor der jetzigen Prosperitätsperiode von 1895 bis 1914 einsetzt, als von »reich gewordenen Industrieländern« noch gar nicht die Rede sein konnte. Will man aber die imperialistische Epoche erst in die Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges, also in die Zeit von 1895 bis 1914 verlegen, so hat gerade in diesen Jahren nicht Kapitalüberfluß, sondern Kapitalmangel geherrscht. Wem ist es unbekannt, daß der Zinsfuß in diesen Jahren stark gestiegen ist, daß also die Nachfrage nach Kapital das Angebot überstiegen hat? Folglich konnte das »Verwertungsbedürfnis« wohl leicht auch in der Heimat befriedigt werden. Die Auswanderung nach überseeischen Ländern kann also doch in keiner Weise als »notwendig« betrachtet werden.

Tatsächlich geht der Kapitalexport aus Deutschland absolut und relativ zurück. Nach den vom Staatssekretär Delbrück im Reichstag am 11. Fe-

bruar 1911 gemachten Angaben stellen sich die Gesamtemissionen und die von ausländischen Papieren wie folgt (in Millionen Mark):

	Gesamtemissionen	Ausländische Papiere	Prozent der ausländischen gegenüber der Gesamtsumme
1900/01 bis 1903/04	11081,3	2116,9	19,1
1904/05 - 1907/08	16318,5	1379,8	8,4
1908 bis 1910	12510,8	1497,9	11,9

Auf Grund der Angaben über den Ertrag des Effektenstempels, die auch den Angaben Delbrücks als Basis dienten, berechnen die Conradschen Jahrbücher die Emissionen der Jahre 1911, 1912 und 1913 wie folgt: Die Gesamtemissionssumme betrug 1911 3,47 Milliarden, 1912 4,0 und 1913 6,7 Milliarden, zusammen 14,17 Milliarden Mark; die Emissionen der ausländischen Werte stellten sich auf 525,86 Millionen, 248,76 und 690,03 Millionen, zusammen 1464,65 Millionen Mark; das sind etwas über 10 Prozent des gesamten neu aufgebrachten Kapitals.

Der »Deutsche Ökonomist« verzeichnet nicht den wirklich untergebrachten Betrag, sondern bloß die zur Börse zugelassene Summe. Die Schrift der Dresdener Bank »Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands« gibt auf Grund der Statistik des »Ökonomist« folgende Zusammenstellung (für die Jahre 1911 bis 1913 habe ich die Angaben den Conradschen Jahrbüchern entnommen). Es betrug die Emission in Millionen Mark:

Nominalwert	überhaupt	Ausländischer Papiere	
1886 bis 1890	7346,6	2890,8	(39,3 %)
1891 - 1895	6466,3	1588,8	(24,7 %)
1896 - 1900	9576,9	2611,7	(27,2 %)
1901 - 1905	10248,9	2408,2	(21,5 %)
1906 - 1910	13649,2	1480,8	(10,8 %)
1911	2392,02	441,55	
1912	2426,08	255,74	
1913	2426,79	624,06	
1911 bis 1913	7244,89	1321,35	(18,2 %)

Sowohl nach den Berechnungen auf Grund der Erträge des Effektenstempels als auch nach den Angaben des »Ökonomist« ist der Kapitalexport zurückgegangen. Wäre also der Imperialismus eine Folge des »Verwertungsbedürfnisses« des Kapitals, so müßte er sich, allgemein gesprochen, abschwächen, was bekanntlich doch nicht der Fall gewesen ist.

Indes, vielleicht ging zwar die Menge des exportierten Kapitals zurück, aber dafür ist sein Gewinn besonders gestiegen, so daß das Streben des Kapitals nach Verwertung im Ausland besonders intensiv wurde? Auch dies trifft nicht zu. Allgemein bekannt ist es, daß sich in den letzten Jahren die Verzinsung der einheimischen und exotischen Werte fast ausgeglichen hat, indem die Verzinsung der einheimischen gestiegen, die der fremden Effekten gesunken ist.

Die Statistik der deutschen Aktiengesellschaften verzeichnet für 1912/13 46 Gesellschaften, die im Ausland tätig sind. Sie hatten in diesem Jahre ein Anlagekapital von 384,7 Millionen Mark und einen Gewinn von 30,99 Millionen gleich 8,06 Prozent auf das Anlagekapital (während der Durchschnittsgewinn aller Aktiengesellschaften 8,7 Prozent betrug) und schütteten eine Dividende von 7,48 Prozent aus. Also ein recht bescheidener Gewinn! Dafür wiesen aber 15 Kolonialgesellschaften mit einem Kapital von 28,6 Millionen Mark einen Gewinn von 4,35 Millionen oder 15,2 Prozent des

Kapitals auf! Im Verhältnis zum Kapital aller Unternehmungen von 19,04 Milliarden Mark sind die kolonialen Unternehmungen ganz belanglos; für die einzelnen Unternehmer aber ein sehr gutes Geschäft.

Aus welchen Quellen die hohen Gewinne der Kolonialgesellschaften fließen, läßt sich aus diesen summarischen Angaben nicht ersehen. Um einen genaueren Überblick über die Erträge der einzelnen Kapitalanlagen im Ausland zu erhalten, benutzen wir die Untersuchungen von Paish (»Journal of the Royal Statistical Society«, 1911, S. 168 ff.) über den englischen Kapitalexport. Darin wird auf Grund der englischen Einkommensteuer unter anderem versucht, die Verzinsung des Kapitals in den verschiedenen ausländischen Unternehmungen festzustellen. Demnach betrugen 1907 das englische in ausländischen Papieren angelegte Kapital und seine Verzinsung:

	Millionen Pfund	Der Ertrag betrug vom Hundert
Indische Staatsanleihen	156,37	3,21
Koloniale -	375,19	3,71
Fremde -	167,00	4,75
Koloniale und fremde Munizipalanleihen	58,90	4,50
Indische Eisenbahnobligationen	123,34	3,87
Koloniale -	188,95	4,00
Amerikanische -	600,00	4,50
Andere -	286,70	4,70
Banken	54,10	13,60
Brauereien und Brennereien	17,20	4,20
Kanäle und Docks	5,97	19,90
Handels- und Industrieunternehmungen	77,61	6,30
Elektrische Unternehmungen	7,69	4,20
Finanzierungs- und Landgesellschaften	187,03	3,30
Kautschukunternehmungen	5,43	8,40
Gaswerke	16,42	7,30
Kohlen- und Eisenerzgesellschaften	12,96	3,60
Kupfergewinnungsbetriebe	38,52	13,20
Diamanten- usw. Gesellschaften	14,65	30,50
Goldgewinnungsgesellschaften	161,18	9,30
Silber-, Blei- und Zinkgesellschaften	10,51	8,00
Naphthagesellschaften	14,27	4,50

Die Beteiligung an verschiedenen anderen auswärtigen Unternehmungen ergibt eine Verzinsung des Kapitals von 5,1 bis 15,0 Prozent. Im ganzen betrug 1907 das in ausländischen Unternehmungen angelegte Kapital 2693,74 Millionen Pfund, das ein Einkommen von 139,74 Millionen lieferte, was eine Verzinsung von 5,2 Prozent ausmachte. Daraus ergibt sich, daß das exportierte Kapital keineswegs sehr hoch verzinst wird. Nur wenige Glückliche erhalten eine hohe Rente; das Gros muß sich mit einem mageren Gewinn abspeisen lassen. Darum ist, im Gegensatz zu der allgemein verbreiteten Ansicht, der Kapitalexport relativ weniger gestiegen als das in inländischen Unternehmungen angelegte Kapital, wie aus den Berechnungen des Herausgebers des »Economist«, Hirst, hervorgeht.[2]

Es betrugen (in Millionen Pfund Sterling):

	1885	1895	1905	1909
Die industriellen Anlagen im Inland	2276	2887	4076	4352
Die Kapitalinvestierungen im Ausland	1302	1600	2025	2332

[2] The Progress of the Nation by G. R. Porter. New Edition by F. W. Hirst, London. S. 701.

Wichtiger ist aber die Tatsache, daß die Verzinsung des Kapitals in den eigenen Kolonien niedriger ist als in fremden selbständigen Ländern. Die Staatsanleihen und Eisenbahnanleihen der Kolonien werden geringer verzinst als die der fremden Staaten. Deshalb wandert das französische und belgische wie das deutsche Kapital nicht nach den eigenen Kolonien, sondern nach den selbständigen Ländern aus. England hat dagegen gewaltige Summen in seinen Kolonien investiert. Nach Paish betrugen die englischen Kapitalanlagen Ende 1910 in den Kolonien mit selbständiger Verwaltung 1103,96 Millionen, in Indien und Ceylon 365,4 Millionen und in den übrigen Kolonien 84,79, zusammen 1554,15 Millionen Pfund, während die Anlagen in fremden Ländern sich auf 1637,68 Millionen beliefen, darunter in den Vereinigten Staaten auf 688,08 Millionen, in Argentinien auf 269,81 Millionen. Der Kapitalexport nach den englischen Kolonien, wenn man noch die englischen Kapitalien von Ägypten mit 43,75 Millionen hinzurechnet, ist etwa auf der gleichen Höhe wie der nach fremden Ländern. Zieht man aber in Betracht, daß die sich selbst verwaltenden Kolonien im politischen und selbst im wirtschaftlichen Sinne keine Kolonien mehr sind, da sie doch eine selbständige Handelspolitik betreiben, so bleiben eben nur Indien und zum Teil Ägypten, die ein größeres Kapital aufgenommen haben (über 400 Millionen Pfund). Das Kapital, das nach anderen Kolonien ausgeführt wurde, ist sehr gering. Indien verzinst aber das Kapital am niedrigsten; die anderen Kolonien zahlen für ihre Anleihen ebenfalls nur wenig Zinsen. Welchen Sinn hat also der Besitz von Kolonien?

Von den fremden Ländern boten nur die Türkei und China ein Betätigungsgebiet für den Imperialismus. Das englische Kapital in der Türkei betrug 18,32 und in China 26,81 Millionen Pfund, dagegen in Rußland 38,39 Millionen Pfund.

Der Kapitalexport in den letzten Jahren vor dem Kriege war besonders groß.[3]

[3] Seitdem Obiges geschrieben worden, sind mir noch die Übersichten zugegangen, die F. W. Hirst im »Economist« vom 6., 13., 27. Mai und vom 3. Juni über die Emissionen der Londoner Börse seit 1908 veröffentlicht. Sie ergänzen die obigen Zahlen. Danach wurde an Kapital:

	1908	1909	1910	1911	1912	1913	1914	1915
	In Millionen Pfund							
In England investiert . . .	50,05	18,68	60,3	26,14	45,3	35,9	364,4	621,1
Nach den Kolonien exportiert	58,65	74,76	92,4	65,0	72,6	76,1	80,9	22,3
Darunter nach den selbständigen Kolonien, Indien und Ceylon	51,22	64,82	71,6	54,1	68,0	72,9	76,3	22,1
Nach fremden Ländern . . .	83,50	88,92	114,7	100,6	92,9	84,4	67,1	41,8
Überhaupt	192,2	182,3	267,4	191,7	210,8	196,5	512,5	685,2

In den sechs Jahren 1908 bis 1913 wurden somit auf der Londoner Börse für 1240,9 Millionen Pfund Werte ausgegeben. Davon waren für England selbst bloß 236,3 Millionen, für die Kolonien, dabei fast ausschließlich für die sich selbst verwaltenden und für Indien (59,2 Millionen) 439,5 und für fremde Länder 565 Millionen Pfund bestimmt.

Auf Grund einer Analyse des Börsenzettels für die Zeit Ende Dezember 1913 berechnet der »Economist« das in den Kolonien investierte englische Kapital (abgesehen von dem in Bergwerken und Kautschukunternehmungen angelegten) auf

Er richtete sich in der Hauptsache nach Ländern, die am wenigsten der Tummelplatz der imperialistischen Politik gewesen sind. Mit Ausnahme der Selbstverwaltungskolonien und Indiens boten ferner die übrigen englischen Kolonien nach wie vor keine besonderen Anlagegelegenheiten für das gerade im Ausland Verwendung suchende Kapital Englands. Da den Hauptschauplatz der imperialistischen Expansionsbestrebungen Afrika und Vorderasien bilden, so geht schon aus der Richtung des Kapitalexports hervor, daß diese Expansionsbestrebungen mit dem Kapitalexport nicht in Zusammenhang gebracht werden können.

Die Geschichte der Bagdadbahn hat zu theoretischen Verallgemeinerungen Anlaß gegeben. Da die Bagdadbahn ein sehr profitables Geschäft der Deutschen Bank und von hervorragender Bedeutung für die auswärtige Politik geworden war, so hat man nicht nur die ganze vorderasiatische Politik bloß auf das »Verwertungsbedürfnis« des Kapitals zurückzuführen gesucht, sondern dieses Verwertungsbedürfnis als wichtigste Ursache des Imperialismus überhaupt erklärt. Daß auch in der Bagdadbahnpolitik nicht dieses Moment ausschlaggebend war, daß noch andere Momente sogar wichtiger waren, hat man übersehen. Auf jeden Fall kann aber das Bestreben des Kapitals nach Verwertung nicht die Sucht nach Kolonien erklären. Selbst in Frankreich, wo der Kapitalexport in der Tat eine gewaltige Rolle spielt, geht das Kapital wenig nach den Kolonien. Nach einer Enquete von 1902 betrug das französische Kapital im Ausland rund 30 Milliarden Franken, davon etwa 2 bis 3 Milliarden in seinen Kolonien. Auf einzelne Weltteile verteilte sich das exportierte Kapital wie folgt in Milliarden Franken (nach der Schrift »Intérêts économiques etc.«):

Europa	21,01	Afrika	3,69
Darunter Rußland	6,97	Darunter Ägypten	1,44
Spanien	2,97	Englische Kolonien	1,59
Österreich-Ungarn	2,85	Amerika	3,97
Europäische Türkei	1,82	Darunter Ver. Staaten	0,60
Italien	1,43	Argentinien	0,92
England	1,0	Brasilien	0,70
Asien	1,12	Ozeanien	0,06
Darunter Asiatische Türkei	0,35		
China	0,65		

1402,5 Millionen Pfund, darunter in Indien auf 350,7, in Kanada, Australien und Südafrika auf 949 Millionen, in den übrigen Kolonien auf 102,8 Millionen Pfund. Danach machte das englische Kapital in den Kolonien Ende 1913 rund 1,84 Milliarden Pfund aus.

Der relativ größte Teil dieses Kapitals kommt auf staatliche und kommunale Anleihen. So betrugen diese Ende 1910 für Kanada 81,4 Millionen, für Australien und Neuseeland 262,74, für Südafrika 121,5, für Indien 175,0 und für die übrigen Kolonien 24,5, zusammen 665,1 Millionen Pfund. Fügt man noch die Anlagen in Eisenbahnen hinzu, die in Kanada 233,3 Millionen, in Indien 140,5 und in den übrigen Ländern 16,5 Millionen beanspruchten, so ergibt sich, daß alle übrigen Kapitalinvestierungen etwa 347 Millionen Pfund ausmachten. Da, wie wir gesehen haben, die Anleihen und Bahnobligationen nur eine geringe Verzinsung einbringen, so läßt sich keineswegs behaupten, daß das nach den Kolonien auswandernde Kapital besonders hohen Gewinn erhält. Einzelne Unternehmungen machen wohl glänzende Geschäfte; die Gesamtwirtschaft leidet aber unter dem Kapitalexport. Auf jeden Fall geht auch daraus hervor, daß selbst das »Anlage suchende Kapital« sich mehr und mehr nach selbständigen Ländern wendet.

Nicht die kolonialen Länder, sondern die wirtschaftlich wie politisch selbständigen Staaten boten also die besten Anlagegelegenheiten. Das geht auch aus den Angaben des »Moniteur des intérêts materiels« (angeführt in den Conradschen Jahrbüchern) hervor.

Die Statistik des »Moniteur des intérêts materiels« umfaßt nicht die in den einzelnen Ländern zur Emission gelangten Werte, sondern die von diesen Ländern in Anspruch genommenen Kredite. So erscheint zum Beispiel eine russische Anleihe, die in London und Paris aufgelegt ist, nicht bei England und Frankreich, sondern bei Rußland. Sie bringt somit die Kapitalverteilung unter den einzelnen Ländern am deutlichsten zum Ausdruck. Danach betrugen die gesamten Weltemissionen 1908 bis 1912 90,7 Milliarden Franken. Davon kamen auf Europa 38,54 Milliarden, Amerika 36,34 und England samt Kolonien 11,01 Milliarden Franken. Auf Asien und Afrika entfielen im ganzen 4,8 Millionen Franken. Also Europa und Amerika verschlingen bei weitem den größten Teil des Kapitals. Die Länder dieser Weltteile kommen aber doch fast gar nicht mehr als Objekt kolonialer Expansionsgelüste in Betracht. Denn auch unter den amerikanischen Staaten nehmen die selbständigen, Argentinien, Brasilien und Kanada, sowie natürlich die Vereinigten Staaten den größten Teil des Kapitals auf.

Wenn das englische und deutsche Kapital immerhin in bedeutendem Maße koloniale Länder aufsuchen, so deshalb, weil sie *dem Handel folgen*, der über die See hinüberstrebt, vor allem aber, weil die Industrie dieser Länder sich in den Kolonien Rohstoffquellen sichern will. Mit anderen Worten: nicht das Verwertungsbedürfnis des Kapitals an und für sich bedingt die Richtung des Kapitalexports und der imperialistischen Politik, sondern der Kampf um die *Grund- und Grubenrente* in den noch unentwickelten Ländern, deren Bodenschätze im Zeitalter der Teuerung hohen Wert erlangt haben und ihrem Besitzer hohe Rente einbringen. Wir sehen auch, daß die Verzinsung des englischen im Ausland angelegten Kapitals dort am höchsten ist, wo es sich eben der Naturschätze der Kolonien bemächtigt hat, nicht aber dort, wo es Eisenbahnen baut oder gar nur als Geldkapital (bei Anleihen) fungiert. Die Eisenbahnkonzessionen spielen darum keine selbständige Rolle in den imperialistischen Expansionsbestrebungen des Kapitals; vielmehr dienen sie nur dazu, um sich Einflußsphären zu verschaffen, deren Ausbeutung wertvoll erscheint. Die staatlichen Anleihen sind noch weniger das Ziel der Expansion, vielmehr werden sie in den Dienst dieser andere Ziele verfolgenden Expansion gestellt. Frankreich und auch Deutschland suchen die auswärtige Kapitalbegebung als Mittel ihrer auswärtigen Politik zu verwenden. Fast alle Staaten sind bestrebt, mit Auslandsanleihen Industrielieferungsbedingungen zu verbinden; die Untersuchungskommission des englischen Handelsministeriums schlägt dieses Mittel auch für die Zukunft vor, um der deutschen Konkurrenz zu begegnen. Und all diese komplizierten Probleme des Kapitalexports sollen mit dem einzigen Schlagwort »Verwertungsbedürfnis« abgetan sein!

Für *eine* Art des Kapitalexports spielt dieses Bedürfnis sicher noch die ausschlaggebende Rolle, nämlich für die Anlage von »flüssigem«, also für kurze Zeit vergebenem Kapital. Es handelt sich dabei keineswegs um kleine Summen, die von Land zu Land wandern auf der Suche nach »Ver-

wertung«. Fragt man aber, zwischen welchen Ländern findet diese Kapitalwanderung statt, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein: zwischen den sich entwickelnden Industrieländern mit ihrem steigenden Kapitalbedarf und großen zeitweiligen Kapitalfluktuationen. So dürften nach Paish und dem »Economist« in den Vereinigten Staaten höchstens 750 Millionen Pfund Sterling englischen Kapitals fest angelegt sein, während Lloyd George das englische Kapital in den Vereinigten Staaten auf nahezu 1000 Millionen Pfund angab, also müßte England dort an flüssigem Kapital mindestens 250 Millionen Pfund besitzen. Das englische in Deutschland fest investierte Kapital dürfte wohl 6,5 Millionen Pfund nicht übersteigen; in Wirklichkeit schuldet Deutschland an England über 100 Millionen Pfund (über 2 Milliarden Mark). Nach Lloyd George finanzierte England vor dem Kriegsausbruch etwa die Hälfte des 8 Milliarden Pfund betragenden Welthandels; beim Ausbruch des Krieges befanden sich etwa 350 bis 500 Millionen in Wechseln und Wertpapieren mit britischen Unterschriften im Umlauf, von denen wohl ein sehr großer Teil die Grenzen des eigenen Landes überschritten hat, damit das Kapital sein »Verwertungsbedürfnis« befriedige.

Auf die anderen Kapitalbeziehungen von der Art der gemeinsamen Unternehmungen, Syndikate, Trusts usw. will ich hier nicht eingehen. Es ist aber ohne weiteres klar, daß gerade diese Kapitalbeziehungen die Industrieländer einander näher bringen müssen, nicht aber sie trennen. Einen Grund für den kriegerischen Imperialismus geben sie auf keinen Fall ab.

Das Ergebnis der kurzen und selbstredend noch unvollständigen Untersuchung über den Kapitalexport ist das, daß man nicht im bloßen »Verwertungsbedürfnis« des Kapitals die Erklärung für den kriegerischen »Geist« unserer Zeit suchen kann. Vielmehr hatte Genosse Rothstein recht, als er an dieser Stelle nach dem Marokkokonflikt feststellte, daß gerade das Bank- und Börsenkapital Frankreichs eine kriegerische Auseinandersetzung vermeiden wollte. Für das auf die Ausbeutung der Naturschätze der Kolonien und »Einflußsphären« ausgehende Kapital »existiert umgekehrt kein Verbrechen, das es nicht riskiert«, weil diese Ausbeutung sehr hohen Profit verspricht. ... Daß auch zum Schutze der Kartellrente dasselbe geschieht, werden wir noch bei Gelegenheit sehen.

Handelt es sich aber für uns nur darum, eine andere theoretische Grundlage für die gleiche Erscheinung zu finden? Keineswegs. Mit der theoretischen Grundlage fällt vielmehr die ganze Interpretation und alle ihre Schlußfolgerungen, die die Genossen Cunow einerseits und Pannekoek andererseits aus dem Imperialismus ziehen. Sehen wir im Imperialismus lediglich das Bestreben nach der Gruben- und Grundrente in unentwickelten Ländern und nach Aufrechterhaltung der Kartellrente durch Export nach »geschlossenen Wirtschaftsgebieten«, so ergibt sich schon von selbst, daß der Imperialismus weder »notwendig« ist noch die »höchste Entwicklungsstufe« darstellt, ebensowenig wie das Streben der Agrarier und Kartellherren nach Aufrechterhaltung ihrer wirtschaftlichen und politischen Macht so bezeichnet werden kann.

Frauenarbeit und Volksvermehrung.

Von August Freudenthal.

Schon vor dem Kriege ist viel über die Geburtenabnahme in Deutschland geschrieben und ihren Ursachen nachgeforscht worden. Als Ursachen werden die Abneigung und die Bequemlichkeit der Frau gegen das Gebären, die »den ‚Willen zur Geburt' beeinträchtigenden Schutzvorschriften hinsichtlich der Frauen- und Kinderarbeit«,[1] das Sinken der ehelichen Fruchtbarkeit infolge des zunehmenden Wohlstandes und zunehmender Kultur, die Abkehr von der Religion und die Übererнährung ins Feld geführt. Alle diese Gründe kommen für die Arbeiterfrauen nicht in Betracht — die Religiosität spielt nur insofern eine Rolle, als besondere katholische Missionen zur Kinderzeugung ermahnen.

Die Geburtenabnahme in den Arbeiterfamilien ist vielmehr eine natürliche Folge der steigenden Verteuerung der Lebenshaltung und der zunehmenden Fabrikarbeit verheirateter Frauen.

Solange die Frau in der Heimarbeit mitarbeitet oder nur zeitweise außerhalb des Hauses beschäftigt ist, kann sie sich ihrer Familie — das heißt der Kinderpflege — widmen, als Fabrikarbeiterin aber nicht. Die steigenden Kosten der Lebenshaltung und der in den meisten Berufen zu niedrige Lohn des Arbeiters bedingen bei der Verheiratung sehr oft von vornherein die Mitarbeit der Frau, insbesondere dort, wo im selben Beruf bereits die Konkurrenz der Frauenarbeit besteht. Der Verdienst der Frau ist also erforderlich, um die Kosten des gemeinschaftlichen Arbeiterhaushalts zu bestreiten. Die Hausarbeit der kinderlosen verheirateten Fabrikarbeiterin ist nicht erheblich, sie kann nebenher geleistet werden, ohne die Frau erheblich zu belasten, auch kann der Mann ihr helfen. Das gemeinschaftliche Einkommen reicht aus, um beiden eine bessere Ernährung zu gewährleisten, auch genügt eine kleine Wohnung, und es bleibt noch etwas Geld für Bekleidung und andere Bedürfnisse übrig. Aber schon mit dem Eintreffen des ersten Kindes muß sich das alles ändern. Und deshalb werden, um die Arbeitskraft der Frau zu erhalten, ihr Überarbeit zu ersparen, ihre Gesundheit zu schonen und das zur bisherigen bescheidenen Lebenshaltung notwendige Einkommen nicht zu schmälern, vorbeugende Mittel angewendet, ja es wird auch zur Abtreibung gegriffen.

Die in der Fabrik arbeitende Frau kommt mehr mit dem Leben in Berührung. Sie gewinnt Einblick in ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage; sie stellt, da sie wie der Mann für den gemeinschaftlichen Lebensunterhalt mitsorgen muß, oft in gleichem Maße mitverdient wie der Mann, höhere Ansprüche an das Leben. Die Erfahrung zeigt ihr und dem Manne die Gefahren, die dem auf die Mitarbeit der Frau aufgebauten Haushalt, dem Manne, der Frau und dem zu erwartenden Kinde schon durch die Schwangerschaft drohen. Denn die Schwangerschaft hindert die Frau an regelmäßiger Arbeit und ausreichendem Verdienst. Die Arbeit während der Schwangerschaft führt zu Störungen im Organismus der Frau, zu Früh- und Totgeburten und oft zu späteren Frauenkrankheiten, die sie dann in der Erwerbsarbeit beeinträchtigen.

Die Eheleute wissen auch: ihr Einkommen reicht nicht aus zur Aufziehung einer größeren Kinderzahl. Außerdem würde die dadurch vermehrte Hausarbeit die Frau mit Arbeit überbürden, ihre Arbeitskraft herabmindern und sie zur Aufgabe der Fabrikarbeit zwingen oder ihre Gesundheit ruinieren. Der Lohn des Mannes allein reicht dann nicht mehr aus, um der Familie einen auch nur eben ausreichenden menschenwürdigen Lebensunterhalt zu gewährleisten.

Andererseits verhindert die Frauenarbeit ausreichende Kinderpflege. Die Frau muß sie entweder selbst verrichten, und es fällt ihr Verdienst fort, oder sie muß Fremde dazu dingen und sie bezahlen oder ältere Verwandte ins Haus nehmen und sie mitunterhalten. Je mehr Kinder zu ernähren sind, desto mehr muß die Ar-

[1] Dr. O. Most, Bevölkerungswissenschaft. (Sammlung Göschen.)

beitskraft der Frau ausgenutzt werden. Die Vergrößerung der Familie erfolgt also auf Kosten der Gesundheit der Frau, und die Lebenshaltung der Familie sinkt mit jedem Kinde tiefer. Alle diese Gründe führen mit Notwendigkeit zur Kleinhaltung all der Arbeiterfamilien, deren soziale Existenz auf der Fabrikarbeit der Frau beruht.

Solange nur ein kleinerer Teil der verheirateten Frauen in die Fabrikarbeit einbezogen worden war, kam dies in der Geburtenziffer nicht zum Ausdruck. Um so deutlicher aber, je mehr die verheiratete Frau in den Produktionsprozeß einbezogen wird. Eine weitere Folge ist eine Verschiebung im Altersaufbau der Bevölkerung: die Zahl der Kinder unter 14 Jahren nimmt ab, die der Erwachsenen über 14 Jahren steigt. Infolge Fallens des Anteils der Kinder an der Bevölkerung in Verbindung mit Verbesserungen in der Hygiene und Krankenpflege tritt auch ein Rückgang der Sterbefälle ein, so daß zunächst auf lange Zeit hinaus von einem direkten Rückgang der Bevölkerung nicht die Rede ist. Sie nimmt vielmehr noch zu, da die Geburtenziffer höher als die Sterbeziffer ist, also ein Geburtenüberschuß verbleibt.

Natürlich tritt die Abnahme der Geburten zuerst dort ein, wo die Fabrikarbeit der verheirateten Frau seit längerer Zeit und in erheblichem Umfang üblich ist. Sie wird zunächst dadurch kompensiert, daß in anderen Gebieten die Fabrikarbeit verheirateter Frauen entweder gar nicht oder nur in geringem Umfang vorkommt. Je größere Verbreitung aber die Fabrikarbeit der verheirateten Frauen gewinnt, desto deutlicher muß sich dies durch die sinkende Geburtenziffer bemerkbar machen.

Selbstverständlich ist nicht die Fabrikarbeit der verheirateten Frau allein die Ursache des Geburtenrückganges. Welche Ursachen in den wohlhabenderen Volksschichten den Ausschlag zur Einschränkung der Kinderzahl geben, ist bereits teilweise zu Beginn gesagt worden. Es käme noch hinzu, daß man etwa vorhandenes Vermögen nicht unter zu viele Kinder verzetteln will, daß man weniger Kindern eine bessere Erziehung geben, sie besser fürs Leben ausrüsten kann (welche Gründe auch in Arbeiterkreisen als sekundäre in Frage kommen), weiter beim Mittelstand dieselben Gründe und ferner: daß die freien (»besseren«) Berufe überfüllt sind und viele andere mehr. Doch ist die Frauenarbeit der letzte Grund auch für den Geburtenrückgang im Mittelstand. Sie wurde hier notwendig wegen der Verteuerung der Lebenshaltung und der nicht allzu großen Aussicht auf Verehelichung für die weiblichen Familienmitglieder. Diese Frauenarbeit verdrängt aber gerade in den freien Berufen und im Handelsgewerbe die männlichen Konkurrenten und schiebt dadurch und infolge des Drückens auf das Einkommen der Männer eine Verehelichung noch weiter hinaus. Zu erwähnen wäre noch, daß durch das Umsichgreifen der Heimarbeit im Mittelstand immer mehr Arbeiterfrauen in die Fabrikarbeit gedrängt werden. Doch soll hier nicht über dies Problem, sondern lediglich über die Wirkung der Fabrikarbeit verheirateter Frauen auf die Volksvermehrung gesprochen werden.

Recht anschaulich tritt diese Wirkung in den Textilstädten der Niederlausitz zutage. Es sind insbesondere die Mittelstädte Forst, Sorau, Sommerfeld und Spremberg, aber auch Kottbus, Finsterwalde und Peitz, Guben usw., in denen die Verhältnisse (abgesehen von der Größe) sich ziemlich ähnlich sind. Wir verwenden hier die von der Stadtverwaltung in Forst gemachten Angaben, wo in der Tuchindustrie beispielsweise im Jahre 1907 von den Beschäftigten 45,8 Prozent weibliche Arbeitskräfte waren. Es wurden in Forst gezählt:

	Einwohner Ende des Jahres			Ohne Totgeburten	
	Männliche	Weibliche	Insgesamt	Geburten	Sterbefälle
1906	15696	18375	34071	766	520
1912	16516	19264	35780	607	532
+ Zu-, — Abnahme . .	+820	+889	+1709	—159	+12

Die Einwohnerzahl stieg von 33 757 am Anfang 1906 auf 35 780 am Ende 1912, also um 2023 Personen. Davon waren mehr zu- als abgewandert 843; es bleibt somit ein Geburtenüberschuß von 1180 Personen, und zwar wurden geboren 4809, es starben 3629 Personen.

Die Altersgliederung ergab in beiden Jahren folgendes Bild:

Ende des Jahres	Erwachsene über 14 Jahre			Kinder unter 14 Jahren	Auf 1000 Einwohner kamen			
					Erwachsene über 14 Jahre			Kinder unter 14 Jahren
	Männliche	Weibliche	Insgesamt		Männliche	Weibliche	Insgesamt	
1906	11132	13430	24562	9509	326,7	364,8	691,5	308,5
1912	12270	14665	26935	8845	340,1	408,5	748,6	251,4
+ Zu-, — Abnahme.	+1138	+1235	+2373	—664				

Das Sinken der Geburtenziffer in Forst veranschaulicht die folgende Tabelle, der zum Vergleich die Sterbeziffern von Forst und die Geburten- und Sterbeziffern des Reiches sowie der Geburtenüberschuß (in Promille) angefügt sind.

Es kamen auf 1000 Einwohner:

Im Jahre	Ohne Totgeburten					
	In Forst			Im Deutschen Reiche		
	Lebendgeburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß	Lebendgeburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1906.	22,9	15,3	7,6	33,1	18,2	14,9
1907.	22,7	14,7	8	32,3	18,1	14,2
1908.	21	14,7	6,3	32,1	18,1	14
1909.	18,9	15,7	3,2	31	17,1	13,9
1910.	19	14,4	4,6	29,8	16,2	13,6
1911.	19	15,7	3,3	28,6	17,3	11,3
1912.	17,8	15,5	2,3	28,3	15,6	12,7
	141,3	106,0	35,3	215,2	120,6	94,6

Vom Anfang 1906 bis Ende 1912 war somit ein Geburtenüberschuß von 35,3 pro 1000 Einwohner in Forst zu verzeichnen; im Reiche betrug er innerhalb desselben Zeitraums 94,6 pro 1000 Einwohner. Wie weiter aus dieser Tabelle ersichtlich ist, betrug der Geburtenüberschuß in Forst 1912 nur noch 2,3 pro 1000 Einwohner, im Reiche noch 12,7, in Forst also weniger als im Reiche 10,4 Promille, dagegen im Jahre 1906 nur 7,3 Promille. Das Verhältnis hatte sich also in Forst gegenüber dem Reichsdurchschnitt von 1906 bis 1912 um 3,1 Promille verschlechtert.

Welche Verschiebung im Altersaufbau der Bevölkerung der Stadt Forst infolge der Geburtenabnahme in 6 Jahren vor sich gegangen ist, zeigt der Teil der obigen Tabelle, der einerseits die Kinder unter 14 Jahren, andererseits die über 14 Jahre alten Personen in den Jahren 1906 und 1912 zusammenfaßt. Auf 1000 Einwohner kamen im Jahre:

	Personen über 14 Jahre	Personen unter 14 Jahren
1906	691,5	308,5
1912	748,6	251,4

Während dort, wo die Fabrikarbeit der Frau in größerem Umfang üblich, die Geburtenziffer äußerst niedrig ist, das heißt weit unter dem Durchschnitt des Reiches steht, der Altersaufbau sich zuungunsten der Kinder unter 14 Jahren verschiebt und das weibliche Geschlecht vorherrscht, und sich diese Verhält-

nisse schon in einem Maße herausgebildet haben, daß sie sich sogar im Durchschnitt der ganzen Provinz bemerkbar machen, herrscht dort, wo die Männerarbeit im Kohlenbergbau und in der Schwerindustrie vorherrscht, das umgekehrte Verhältnis: das männliche Geschlecht überwiegt, die Geburtenziffer ist höher als im Durchschnitt des Reiches, und der Altersaufbau verschiebt sich zugunsten der Kinder unter 14 Jahren. Das zeigt uns die folgende Tabelle in bezug auf die Geburtenziffer. Es kamen auf 1000 Einwohner im Jahre 1912:

Im Reich	28,3 Lebendgeburten	(Durchschnitt),
Im Rheinland	29,3 -	(Schwerindustrie),
In Forst	17,8 -	(Textilindustrie),
In der Provinz Brandenburg	22,8 -	(Provinzdurchschnitt ohne Berlin)

Die Geschlechtsgliederung war im Jahre 1910[2] die folgende. Es kamen auf 1000 Einwohner:

	Personen	
	Männliche	Weibliche
Im Reich[3]	493,5	506,5
Im Rheinland	503,3	496,7
In Forst (1911)	458,3	541,7
In der Provinz Brandenburg	486,7	513,3

Der Altersaufbau ergab im Jahre 1910[2] folgendes Bild. Es kamen auf 1000 Einwohner Personen:

	Über 14 Jahre	Unter 14 Jahren
Im Reich[3]	659,5	340,5
Im Rheinland	661,2	338,8
In Forst (1911)	750,8	249,2
In der Provinz Brandenburg	723,8	276,2

Aus den drei Tabellen ergibt sich ohne weiteres, daß Frauenarbeit in großem Umfang gleich Frauenüberschuß, gleich niedriger Geburtenziffer, gleich kleiner Kinderzahl; und vorwiegende Männerarbeit gleich Männerüberschuß, gleich hoher Geburtenziffer, gleich großer Kinderzahl ist. Noch deutlicher zeigen die folgenden beiden Tabellen auf engerem Gebiet dasselbe: Sorau ist Textilstadt in der Niederlausitz wie Forst, Senftenberg ist Bergarbeitergemeinde im selben Gebiet, Senftenberg II das eigentliche Arbeiterviertel Senftenbergs. Es kamen hier im Jahre 1907[4] auf 1000 Einwohner:

	Personen		
	Männliche	Weibliche	
In Forst	460,6	539,4	Textilindustrie
In Sorau	453	547	
In Senftenberg	509,1	490,9	Braunkohlenbergbau
In Senftenberg II . . .	531,2	468,8	

[2] Für Forst sind die Ziffern von 1911 eingesetzt, da die für 1910 mir nicht zur Hand waren. Die übrigen Zahlen sind nach den Angaben des Reichsstatistischen Jahrbuchs für 1914 berechnet.

[3]	Geschlechtsgliederung		Altersgliederung	
	Einwohner		Personen	
	Männliche	Weibliche	über 14 Jahre	Unt. 14 Jahren
Deutschland (1910)	32040166	32885827	42818063	22107930
Rheinland (1910)	3584502	3536638	4708274	2412866
Provinz Brandenburg (1910) .	1992016	2100600	2961865	1130751
Forst (1911)	15634	18475	25607	8502

Die Geschlechtsgliederung zeigt deutlich, wie der Frauenüberschuß nur dort vorhanden ist, wo die Fabrikarbeit der Frau in Anspruch genommen wird. Die nächste Tabelle zeigt den Zusammenhang zwischen Frauenarbeit und kleiner Kinderzahl.

Es kamen im Jahre 1907[4] auf 1000 Einwohner:

	Personen über 14 Jahre	Personen unter 14 Jahren	
In Forst	728,6	271,4	Textilindustrie
In Sorau	720	280	Textilindustrie
In Senftenberg	630	370	Bergbau
In Senftenberg II	569	431	Bergbau

Daß die Lohnverhältnisse in der Textilindustrie und im Bergbau große Unterschiede aufweisen, ist bekannt. Es seien hier nur einige Zahlen genannt, die uns gerade vorliegen. Laut dem Statistischen Jahrbuch für 1914 hatte ein Braunkohlenbergarbeiter im Halleschen Oberbergamtsrevier im Jahre 1912 einen Durchschnittsarbeitsverdienst von 1152 Mark (Durchschnitt in Deutschland 1331,59 Mark, für Briketarbeiter 1183,74 Mark). Der Bergarbeiter lebt mit seiner Familie fast stets auf dem Lande, hat eine verhältnismäßig billige Werkswohnung (im Verhältnis zu dem meist in der Stadt wohnenden Textilarbeiter), erhält billige Feuerung, seine Frau beackert etwas Gartenland und füttert ein Schwein. In den Textilstädten sind die Verhältnisse wegen der Frauenarbeit und der teuren Wohnungsverhältnisse schwerere. Sämtliche Lebensmittel müssen bar gekauft werden. Die Löhne sind in den verschiedenen Branchen sehr verschieden. Der ortsübliche Taglohn betrug in Forst (1910) für Männer 2,80 Mark, für Frauen 2 Mark, in Sorau für Männer 2,20 Mark, für Frauen 1,40 Mark. Der Textilarbeiter ist zumeist Stücklohnarbeiter. Sein Verdienst schwankt außerordentlich unter den Einflüssen der Konjunktur, der Güte des Materials, der Verschiedenheit (im System) der Maschinen, nach der Verschiedenheit der Geschicklichkeit und nach der Art der herzustellenden Gespinste und Gewebe (die durch die Mode bestimmt werden). So verdiente (nach den Angaben des Landrats von Kottbus, zur Information bei der Steuerveranlagung für die Gemeindevorsteher im Amtsblatt veröffentlicht) im Jahre 1907/08 in Kottbus ein Spinnereiarbeiter (Akkord) 600 bis 750 Mark, ein Walker (Lohn) 900 Mark, ein Weber (Akkord) 580 bis 1340 Mark, ein Kettscherer (Akkord) 700 bis 1750 Mark. Kettscherer kommen nur in verhältnismäßig geringer Anzahl vor. Weber und Weberinnen bilden in der Tuchindustrie etwa ein Drittel der Arbeiterschaft. Die Höchstlöhne werden nur in vereinzelten Fällen erreicht. Wie ich selbst feststellen konnte, verdiente zum Beispiel ein Färbereiarbeiter als Höchstjahresverdienst 754 Mark. Aus den Angaben des Landrats ist noch zu erwähnen: Eine Weberin verdiente 390 bis 980 Mark, eine Zwirnerin 490 bis 810 Mark im Jahre.

Unsere Beispiele zeigen, daß die kapitalistische Produktion der Regulator für die Geschlechterverteilung, für die Volksvermehrung und den Altersaufbau der Bevölkerung geworden ist. Die anormale Verteilung der Geschlechter, durch die örtliche Anhäufung bestimmter Industriezweige veranlaßt, wirkt bestimmend auf die Volksvermehrung, auf die Höhe der Geburtenziffer ein. Die Fabrikarbeit der ver-

[4]

	Geschlechtsgliederung		Altersgliederung	
	Einwohner		Personen	
	Männliche	Weibliche	über 14 Jahre	unter 14 Jahren
Forst	15851	18559	25076	9334
Sorau	7433	8974	11809	4598
Senftenberg	3615	3485	4464	2636
Senftenberg II	1673	1476	1792	1357

heirateten Frau bedingt eine Einschränkung der Kinderzahl in den einzelnen Familien, infolge der Anhäufung bestimmter Industriezweige an einzelnen Orten, in bestimmten Provinzen auch im Durchschnitt eine niedrige Geburtenziffer. Infolge des Krieges hat die Frauenarbeit erheblich zugenommen. Sie wird auch nach dem Kriege kaum erheblich einzuschränken sein. Es werden sich deshalb mit der Zeit allgemein ähnliche Verhältnisse ergeben wie vor dem Kriege in der Textilindustrie. Denn die Konkurrenz der Frauenarbeit drückt überall auf die Löhne der Männer, verringert das Einkommen der Familie und zwingt somit auch die verheiratete Frau zum Eintritt in den kapitalistischen Produktionsprozeß, zwingt die Arbeitereltern zur Kleinhaltung der Familie, zur Einschränkung der Kinderzahl.

Es wird die Aufgabe der Arbeiterschaft sein, sich darauf vorzubereiten, im politischen und gewerkschaftlichen Kampf vermehrten Schutz der Arbeiter, Arbeiterinnen und besonders der Wöchnerinnen zu erzwingen, um Verkürzung der Arbeitszeit und Erhöhung der Löhne zu kämpfen, da nach dem Kriege ohne Zweifel eine erhebliche Verteuerung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft — gegenüber der Zeit vor dem Kriege — zu erwarten ist. Diese Verteuerung der Lebenshaltung in Verbindung mit der Tendenz der Vermehrung der Frauenarbeit wird ohne Zweifel zu einer weiteren Geburtenabnahme führen, wenn ihren wirtschaftlichen Ursachen nicht zu Leibe gegangen wird. Das ist aber kaum zu erwarten.

Notizen.

Zur Kriegsbeschädigtenfürsorge. Das Los derjenigen, die durch Geburtsfehler oder durch Unfall verstümmelt wurden, ist stets als ein besonders hartes empfunden worden. Aber der Stärke des menschlichen Mitleids entsprach nie eine gleich lebhafte Fürsorge für diese Unglücklichen. Wohl gab es Krüppelheime, in denen besonders Kinder untergebracht wurden. Aber die Zahl dieser Heime, in denen die Krüppel je nach ihren Kräften auch zu nutzbringender Tätigkeit angehalten wurden, war und ist sehr gering und reichte für die Unterbringung aller in Frage kommenden Personen nicht im entferntesten aus. Die durch Unfall Verstümmelten wurden durch die keineswegs hohe Rente abgespeist und mußten davon notdürftig ihr Leben fristen. Das Schicksal gar der im Kriege 1870/71 Beschädigten ist ein besonders trauriges Kapitel und zur Genüge bekannt.

Im gegenwärtigen Weltkrieg ist infolge der aufgestellten Massenheere und der furchtbaren Wirkung der modernen Kampfesmittel die Zahl der Verstümmelten nun ganz außerordentlich gestiegen. Sie alle in Krüppelheimen unterzubringen oder mit einer Rente ausgestattet sich selbst zu überlassen, wird zur Unmöglichkeit. Die Rente wird angesichts der ungeheuren finanziellen Anforderungen an das Reich nie so hoch bemessen werden, daß sie das frühere Einkommen des Kriegsbeschädigten erreicht. Die moderne Kriegsinvalidenfürsorge wird deshalb das Bestreben haben müssen, den Verstümmelten unter Anwendung aller Fortschritte der medizinischen Wissenschaft möglichst wieder wenigstens teilweise erwerbsfähig zu machen. Das läge gleichzeitig im Interesse des Verstümmelten und der Volkswirtschaft, die auch nach dem Kriege bei dem starken Verlust an Toten nicht auf die Mitarbeit aller produktiven Kräfte wird verzichten können.

Militär- und Zivilbehörden beschäftigen sich in der Tat seit langem mit der Frage, wie man am besten die Kriegsbeschädigten für einen Beruf wiederherstellen und diesem Beruf auch zuführen kann. Die Ausgestaltung der Ersatzglieder (Prothesen), die bisher nur körperliche Mängel verdecken sollten, zu brauchbaren Arbeitswerkzeugen, die den Verstümmelten das verlorene Glied beim Arbeiten ersetzen können, hat inzwischen große Fortschritte gemacht. Bei der lebhaften Versuchstätigkeit von Ärzten und Technikern auf diesem Gebiet sind weitere Erfolge zu erwarten.

Natürlich genügt es nicht, dem Kriegsbeschädigten ein Ersatzglied zu übergeben, sondern er muß den Gebrauch des künstlichen Gliedes für einen und in einem bestimmten Beruf systematisch erlernen und später auch einem Beruf, der ihm ein genügendes Einkommen sichert, zugewiesen werden. Die berufliche Ausbildung mit Ersatzgliedern und die Arbeitsvermittlung für Kriegsbeschädigte bilden deshalb die Hauptforderniſse der Kriegsbeschädigtenfürsorge. Beiden Anforderungen hat man begonnen, Genüge zu leisten. Einzelnen Lazaretten sind Lazarettwerkstätten angegliedert worden, die der beruflichen Ausbildung der Verstümmelten dienen. Gleichzeitig versucht man, die Industrie zur Einstellung von Kriegsbeschädigten zu bewegen.

So einfach die Grundsätze dieser Fürsorge erscheinen, so schwierig ist ihre Durchführung in der Praxis. Jede berufliche Ausbildung muß an dem berechtigten Widerstand des Kriegsbeschädigten scheitern, wenn sie mit dazu dienen soll, den Staat von der Zahlung der Rente ganz oder teilweise zu befreien. Selbst wenn die Zuweisung eines künstlichen Gliedes und die berufliche Ausbildung in einer Lazarettwerkstätte dem Kriegsbeschädigten bald nach der Entlassung aus dem Heeresdienst eine erträgliche Arbeitsgelegenheit schaffen sollten, ist damit noch nicht gesagt, daß ihm diese Stellung immer verbleiben wird. Nach dem Kriege zum Beispiel, wenn die unverletzten Arbeiter zurückkehren, werden wahrscheinlich die Kriegsbeschädigten die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt am schlechtesten aushalten. Ebenso können Beschädigungen des Ersatzglieds oder später eintretende Verschlechterungen des Gesundheitszustandes infolge der Kriegsverletzung dauernd oder vorübergehend Arbeitsleſigkeit oder andere wirtschaftliche Schädigungen hervorrufen. Die Furcht vor Rentendrückerei, die man allzu leicht mit dem Vorwurf der »Rentenhysterie« abzutun sucht, ist daher nicht unbegründet.

Wird dem Kriegsbeschädigten aber unter allen Umständen die Rente zugebilligt und weitergezahlt, so wird dieser Rückhalt seine Arbeitsfreudigkeit und sein Interesse, wieder in möglichst großem Umfang arbeitsfähig zu werden, nur steigern. Die Lazarettwerkstätten, die unter ärztlicher Aufsicht unter Fortlassung alles militärischen Drills der beruflichen Ausbildung oder fachlichen Weiterbildung der Kriegsbeschädigten dienen, werden dann dem einzelnen und dem Wirtschaftsleben große Dienste leisten können. Bei den bisher eingerichteten Lazarettwerkstätten sind neben der militärärztlichen Leitung gewöhnlich nur Fachleute aus Unternehmerkreisen als Berater und Gutachter hinzugezogen worden. Es wird indessen notwendig sein, gerade im Interesse zweckmäßiger Ausgestaltung dieser Werkstätten auch Vertreter der organisierten Arbeiterschaft mit diesen Aufgaben zu betrauen.

Während die Arbeitsvermittlung bei Gesunden sich gewöhnlich auf den bloßen Ausgleich von Angebot und Nachfrage beschränken kann, sind die Aufgaben des Arbeitsnachweises für Kriegsbeschädigte viel weiter zu erstrecken. Der Arzt oder wenigstens genügend medizinisch vorgebildete Laien werden auf Grund ihrer Kenntnis des Kriegsbeschädigten und des in Frage kommenden Berufs den stellungsuchenden Kriegsbeschädigten eingehend zu beraten haben. Der Gesundheitszustand, Veranlagung und Neigung des Arbeitsuchenden bedürfen weitgehender Berücksichtigung. Die Kenntnisse hierzu sind aber nur zu erlangen, wenn dem Arbeitsvermittler oder Berufsberater Gelegenheit gegeben worden ist, den Kriegsbeschädigten schon während seines Aufenthalts im Lazarett und seiner Tätigkeit in der Lazarettwerkstätte kennenzulernen. Die Militärbehörden werden deshalb bei der Regelung und Durchführung ihrer Kriegsbeschädigtenfürsorge von vornherein nicht nur die Zivilbehörden, sondern auch Vertreter der Arbeiterverbände zur Mitarbeit hinzuziehen müssen. Je weniger rein militärische Bedürfnisse und militärischer Zwang die Kriegsbeschädigtenfürsorge beherrschen, um so größer werden die Erfolge dieser Arbeit sein. E. M.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Warm, Berlin W.